S. CONTESSA

C. W. Contessa's

Schriften.

Herausgegeben

von

E. von Houwald.

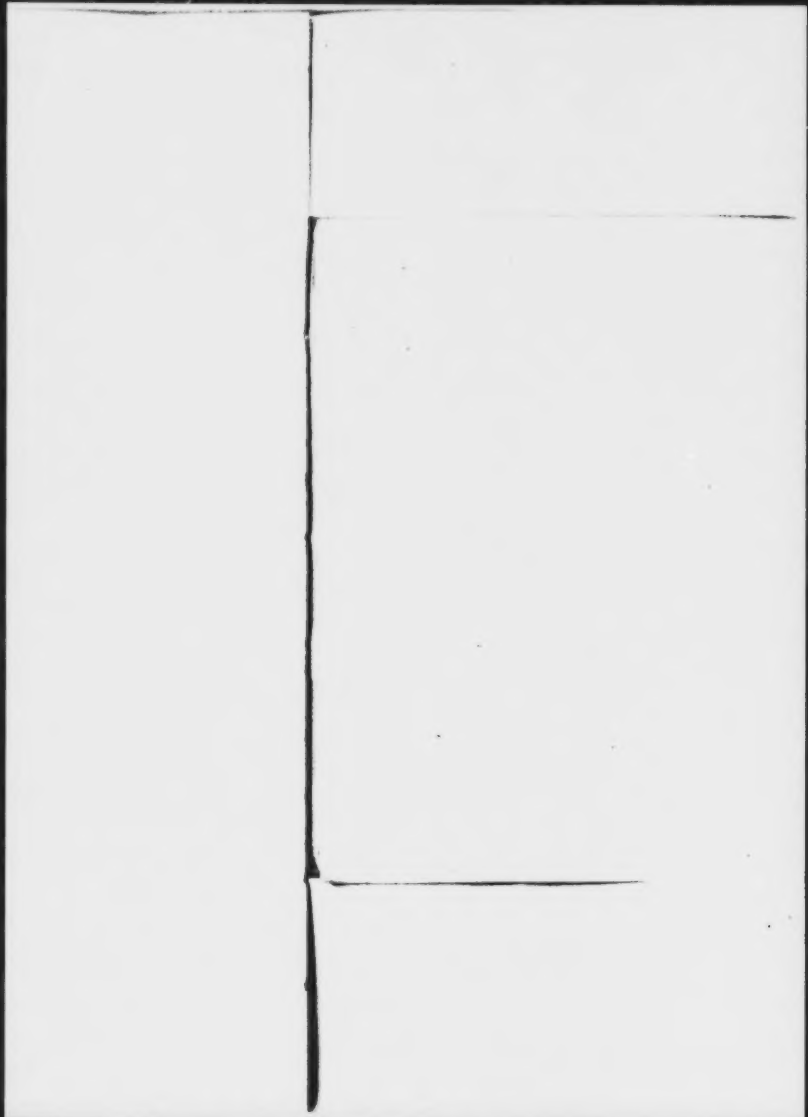
Erster Band.

Leipzig,
bei Georg Joachim Göschen 1826.

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.
Univ. Bibl.
München

Inhalt.

Der Brief ohne Adresse. Lustspiel in vier Aufzügen. 1802. . S. 1
Manon. 1803. . . . . — 191
Der Gelehrte. Lustspiel in vier Aufzügen nach Destouches. 1803. — 203
Der Weiberfeind. Lustspiel in einem Aufzuge. 1804. . . — 321



Vorrede.

Dem Publikum übergebe ich hiermit die sämmtlichen Schriften des jüngern Conteſſa. Was von ihnen bereits durch den Druck bekannt geworden iſt, hat ſeinem Verfaſſer die allgemeine Achtung erworben, ſo daß man dem Namen Conteſſa einen ehrenvollen Rang unter den Schriftſtellern Deutſchlands angewieſen hat. Seine dramatiſchen Dichtungen werden fortwährend gern auf den Bühnen geſehen, und wegen der geiſtreichen fleißigen Behandlung ihres Stoffes, wie der überraſchenden Wahrheit der Charaktere zu den beſten deutſchen Luſtſpielen gezählt. Seine Novellen, reich an Humor, wie an Tiefe des Gefühls, hat man wegen ihrer lebendigen, oft großartigen und dennoch einfachen Darſtellung, und wegen der reinen prunkloſen gediegenen

Sprache als Muster aufgestellt; man hat den Verfasser stets zu den wenigen gezählt, die mit einfach und geringscheinenden Mitteln bedeutende Wirkungen hervorzubringen wußten, und in ihm deshalb einen Dichter geehrt, der im ruhigen Gefühl seiner Geisteskraft und Sicherheit alle die gewöhnlichen Hülfsmittel, ein schnelles Aufsehen zu erregen, verschmähte, und der immer nur dasjenige anspruchlos darstellen mochte, wozu ihn sein Genius aufforderte.

Ein solcher Dichter darf nicht untergehen, ihn wird sein Vaterland nicht vergessen wollen! Es hat vielmehr ein Recht zu der Forderung, daß diejenigen, welche dem Vollendeten am nächsten gestanden, seine geistige Verlassenschaft nunmehr dem Volke, dem er angehörte, als ein rechtmäßiges Erbe desselben ausantworten sollen. Diesem Gefühle, dieser Ueberzeugung bin ich gefolgt; ich habe die sämmtlichen Schriften meines Freundes aus seinem Nachlasse gesammelt, sie nach der Zeit ihrer Entstehung geordnet, und so eine heilige Pflicht erfüllt.

Früher gedachte ich, auch seine Lebensbeschreibung diesen Werken anzufügen; sie sollte aus der Feder eines seiner innigsten Freunde, des Biographen von Callot-Hoffmann und Zacharias Werner fließen, der ihm bis zum letzten Augenblicke mit am nächsten gestanden hatte, und deshalb auch willig die Hand dazu bot. — Als wir jedoch die wenigen Materialien hierzu gemeinschaftlich zusammengestellt hatten, und die erste Skitze jenes Lebensbildes vor uns stand, wurde es uns bald klar, daß es sich zur weitern Ausführung und öffentlichen Mittheilung nicht eigne, weil es trotz der reichen Ausstattung, welche Conteffa von der Natur erhalten, trotz seiner seltnen Geistesbildung, seiner anspruchlosen Liebenswürdigkeit im Umgange, seines durchaus edlen Sinnes, dennoch nur die Züge eines äußerlich unbedeutenden, an interessanten Ereignissen armen, durch Verstimmung und Kränklichkeit vielfältig getrübten, ja wohl verfehlten Lebens geben würde. Ich habe es daher vorgezogen, blos ein treues Bild des Dichters in dem sehr

gelungenen Kupferstiche, und, als seine vollständigste Charakteristik, seine Schriften selbst dem Publikum zu übergeben.

Nur folgende kurze Nachrichten über ihn mögen hier noch Platz finden:

Carl Wilhelm Salice Conteſſa wurde zu Hirſchberg in Schleſien, wo sein Vater ein reicher angeſehener Kaufmann war, am 19. August 1777. geboren. Nach dem Tode des Vaters bezog er im Jahre 1794. das Pädagogium zu Halle und ging als einer der ausgezeichnetsten Zöglinge desſelben, im Jahre 1798. auf die Univerſität nach Erlangen. Nach einem Aufenthalte von einem Jahre kehrte er von dort nach Halle zurück, reiſte dann im Winter 1800. auf einige Monate nach Paris, und begab ſich im Sommer 1802., nachdem er ſich in Halle mit Johanne Jahn verheirathet hatte, nach Weimar, um dort als Privatmann zu leben. Der Tod trennte dieſe Ehe bald, die Mutter ſtarb mit ihrem Kinde im erſten Wochenbette. Conteſſa ging hierauf im Jahre 1803. nach

Berlin, und ließ hier, im Verein mit seinem ältern Bruder, zuerst einige seiner Dichtungen im Druck erscheinen. Im Jahre 1808. verheirathete er sich zum zweiten male mit Henriette Rauendorf, von welcher ihm sein jetzt noch lebender Sohn geboren wurde. Auch in Berlin führte Conteſſa ein höchst eingezogenes nur von wenigen gekanntes Privatleben. Eine öffentliche Anstellung hat er nie gesucht, er widmete seine Zeit abwechselnd eignen literarischen Arbeiten, oder selbgewählten oft veränderten wissenschaftlichen Studien, als alter und neuer Literatur, Mineralogie, Geschichte u. s. w. oder künstlerischen Beschäftigungen, als Musik und Malerei. Im Jahre 1816. starb ihm auch die zweite Gattin, worauf er Berlin verließ, und nunmehr den Aufenthalt in meinem Hause wählte, um seinen 6 jährigen Sohn mit meinen Kindern erziehen zu lassen. Seit jener Zeit genoß ich nun das seltne Glück, meinen ältesten vertrautesten Freund völlig als ein Mitglied meiner Familie betrachten, und mit ihm

alles was das Leben giebt, selbst jeden Gedanken theilen zu können; bis er sich im Herbst des Jahres 1824., seines bedenklichen Gesundheitszustandes wegen, auf einige Monate nach Berlin zu wenden beschloß, wo er Heilung zu finden hoffte. Noch einmal kehrte er von dort mit dem folgenden Frühjahre zu uns zurück, aber er wünschte seine Kur in Berlin zu vollenden und starb dort am 2. Juni 1825. Auf dem St. Hedwigs Kirchhofe in Berlin, dicht neben dem Grabe der lieblichen, zu früh verblühten Schauspielerin Louise v. Holtey, bezeichnen folgende Worte auf einem einfachen Denkmale seine Grabstätte:

„Hier ruht Carl Wilhelm Salice Con-
„tessa, geboren zu Hirschberg in Schlesien,
„am 19. August 1777., gestorben zu Berlin
„am 2. Juni 1825."

„Als Freund den Freunden, als Mensch
„allen, die ihn kannten, als Dichter dem gan-
„zen Deutschland theuer und unvergeßlich!"

Endlich muß ich noch erwähnen, daß mir die Achtung und Liebe, in welcher der Verstorbne allgemein stand, aufs neue wieder recht offenbar geworden iſt, während ich ſeine Schriften ſammelte; denn man hat mir nicht allein zu dem vollſtändigen Gelingen dieſes Unternehmens allenthalben bereitwillig die Hand geboten, ſondern auch die frühern Verleger von Conteſſas einzelnen Schriften, und namentlich ſein erſter Verleger, Herr Buchhändler Reimer in Berlin, und die Herren Buchhändler Dümmler in Berlin und Arnold in Dresden haben zu Gunſten des Sohnes, für deſſen Vortheil die Schriften des Vaters hier in einer Geſammtausgabe erſcheinen, auf alle Anſprüche freiwillig verzichtet, die ihre frühern Verlagsrechte ihnen geſetzlich hierauf gewähren könnten. —

Die Oper: „der Liebhaber nach dem Tode!“ hatte Conteſſa eigentlich für ſeinen Freund Collot-Hoffmann gedichtet, der, nachdem ihm Fouque's Undine gelungen war, nun

auch eine Dichtung von Conteſſa componiren wollte. Er wurde jedoch hierbei vom Tode überraſcht. Conteſſa übergab hierauf ſeine Dichtung dem Herrn Hofrath J. P. Schmidt in Berlin, der mit der Compoſition derſelben noch jetzt beſchäftigt iſt, und aus deſſen Händen ich den Text erhalten habe.

Neuhaus
bei Lübben in der Niederlauſitz,
den 1. März 1826.

Ernſt v. Houwald.

Der Brief ohne Adreſſe.

Luſtſpiel in vier Aufzügen.

1802.

Personen.

Koller, ein Kaufmann.
Carl, sein Sohn.
Hannchen, seine Mündel, } in Kollers Hause erzogen.
Fritz, ein Findling, }
Holm, ein Mahler.
Dessen Frau, Kollers Schwester.
Gabriele, Wirthschafterin in Kollers Hause.
Winkel, ein Handlungsdiener.
Ein Fremder.
Zwei Gerichtsdiener.

Erſter Aufzug.

Zimmer mit zwei Mittelthüren, auf der einen Seite eine Nebenthüre, auf der andern ein Fenſter. Im Vordergrunde ein Schreibtiſch.

Erſter Auftritt.

Carl

(ſitzt an einem Tiſche, und lieſt in einem Manuſcript.)

Je öfter ich es leſe, deſto mehr
Entdeck' ich neue Fehler drin, und werde
Nur immer unzufriedner mit mir ſelbſt. —
Ja, wenn das Werk vor unſerm Geiſte ſteht,
Wie's aus dem Strom der Fantaſie gefloſſen,
Da regt das Leben ſich in allen Theilen,
Da ſcheint es uns ſo ſchön — und iſt's vielleicht.

Doch wenn es erst durch unsre Hand gegangen,
Wie liegt es dann vor uns so kümmerlich!
Der beste Geist ist auf dem weiten Wege
Verflogen. Kaum daß wir's noch wieder kennen.

(Aufstehend.)

Ja! würde nicht mein Lustspiel heute schon
Gegeben, ja, ich nähm's zurück; begrub's
Auf immer in Vergessenheit. — Ein Lustspiel! —
Ein Lustspiel noch dazu! — Ein Lustspiel ist
Bei unserm Volk ein undankbares Spiel;
Man will nur weinen, schämt des Lachens sich,
Der arme Jocus soll von Haus und Hof
Vertrieben werden. — Dennoch schöpf' ich Muth;
Der Kreis, vor dem mein Lustspiel heute spielt,
Gestattet wohl, dem Armen sich bisweilen
Zu zeigen, einen Augenblick zu scherzen.
Drum Muth gefaßt! Wo du gefehlt, da wird
Die Nachsicht dir zur Seite stehn.

Zweiter Auftritt.

Ein Bedienter.

Da bring
Ich einen Brief. Ich fand ihn auf der Treppe.

Carl.

Du fandſt ihn? —

Bedienter.

Auf der Treppe! Ja, es muß
Ihn doch wohl jemand dort verloren haben.

Carl.

So laß doch ſehn. Der Brief iſt ohn' Adreſſe.
Der Eigenthümer wird ſich ja wohl melden.

(Bedienter ab. Carl wirft den Brief in ſeinen Hut auf dem Tiſche.)

Es könnte mancher Brief an gute Freunde
Auch ohn' Adreſſe, ſo wie d—, dem Zufall
Gegeben werden, daß er ihn beſtelle.
Er käme doch wohl an den rechten Mann.

Dritter Auftritt.

Winkel (guckt zur Thüre herein.)

Stör' ich etwa?

Carl.

Herein!

Winkel.

Erlauben Sie
Mir, Ihnen einen beſten ſchönſten Morgen
Gehorſamſt anzuwünſchen.

Carl.

Eben recht.
Es fällt mir ein, ich habe Sie ſchon geſtern
Um etwas fragen wollen, denn ich weiß,
Sie haben das Vertrauen meines Vaters.

Winkel.

Vertraun. Sie haben doch recht ſanft geruht?

Carl.

Recht ſanft. — Mein beſter Winkel, hat denn Ihnen
Mein Vater nichts geſagt, was er für Abſicht
Mit Hannchen hat?

Winkel.

Mit Hannchen hat. Und ſind
Doch auch noch ſonſt in recht erwünſchtem Wohl?

Carl.

Sie ſehn, vollkommen wohl! Allein, mein Vater,
Hat er ſich wegen Hannchen gegen Sie
Nichts merken laſſen?

Winkel.

Merken laſſen. Ja.
So etwas. Doch vorher kann ich doch nicht
Umhin, mich über die Geſundheit zu
Erfreun, in welcher ich Sie finde.

Carl.

Aber,
Herr Winkel, Sie ſind gar zu höflich!

Winkel.

Höflich.
Ich werde meine Schuldigkeit nicht aus
Den Augen ſetzen.

Carl.

Nun, was ſagt mein Vater?

Winkel.

Mein Vater! ja! Der Herr Papa hat mir
Geſagt, daß er geſonnen ſey, die Hamichen,
Die Mamſell Hannchen ſelbſt zur Frau zu nehmen.

Carl.

Herr Winkel! beſter Freund! was ſoll das ſeyn?

Winkel.

Das ſeyn? Ich habe mich nicht unterſtanden,
Den Herrn Papa das nämliche zu fragen;
Doch alſo war deſſelben eigne Rede:

Ich habe mich entschlossen, sie zur Frau
Zu nehmen.

Carl.

Ist nicht möglich! Ist nicht wahr!
Was will ein alter Mann mit solchem Kinde?

Winkel.

O was er damit will, ist völlig klar:
Zur Frau will er es machen.

Carl.

Wer hat jemals
Schon einen Rosenstock ins Eis gepflanzt!

Winkel.

Gepflanzt. Ich habe auch —

Carl.

Das wäre ja
Noch schlimmer als ein weinerliches Lustspiel.

Winkel.

Spiel. Wie gesagt, ich habe —

Carl.

Nein! das soll
Vor meinen Augen nicht gegeben werden!

Winkel.

Gegeben werden. Wie geſagt, ich hatte
Auch viel Bedenklichkeiten bei der Sache.
Allein der Herr Papa ſind gar zu heftig,
Und ich vermuthe faſt in meiner Einfalt,
Daß Fritz deßhalb das Haus verlaſſen ſoll.

Carl.

Der Fritz ſoll aus dem Hauſe?

Winkel.

Aus dem Hauſe!
Der Herr Patron merkt wohl, daß dieſer ihm
Im Wege ſteht bei Hannchen.

Carl.

Nun Glück zu!
Ich kann es leiden, wenn der Burſche fort kommt.

Winkel.

Ich auch. — Doch wenn ich fragen darf: Sie haben
Mit Mamſell Hannchen andre Pläne?

Carl.

Pläne?
Ich habe keinen, als daß ſo ein Luſtſpiel
Zu keinem weinerlichen werden ſoll.

Winkel.

Ich glaubte doch bemerkt zu haben, daß
Sie ſelbſt ein Aug' auf ſie geworfen hätten.

Carl (lächelnd.)

Sie ſehn, ich habe beide noch im Kopfe.

Winkel.

Im Kopf! Es iſt nur eine Art zu reden.
(Rückwärts über die Schulter nach der Seitenthüre zeigend.)
Die Mamſell Hannchen wär' auch nichts für Sie.

Carl.

Herr Winkel, wie? Sie haben doch nicht etwa
(Winkels Bewegung nachahmend.)
Ein Aug' auf ſie geworfen?

Winkel.

Sie geworfen?
Ei Gott bewahr'! Ich ſtrebe nicht ſo hoch.

Carl (mit dem Finger deutend.)

Nun, Mamſell Hannchen wär' auch nichts für Sie,
Und Sie viel weniger noch etwas für Hannchen!
Verſtanden, beſter Winkel?

Vierter Auftritt.

Fritz.

Grüß' euch Gott!

Carl.

Gott dank euch! denn von uns thuts keiner.

Fritz.

Wahrlich!
Für euern Dank bedank ich mich. Nu, Winkel,
Wo bleibt dein ſchönſter, beſter, guter Morgen?
(Um ihn herumgehend.)
Biſt ja geputzt, und gleicheſt auf ein Haar
Dem Eichel-Ober in der deutſchen Karte. —
Wie alt biſt du? ſechs, ſieben und zwanzig Jahr?
Heut' laß' ich mich um zwanzig Jahre belügen.
Sieh! Waren deine Füße nicht ſo alt,
So ſagt' ich gar, du gingſt auf Freiers Füßen.
Nun, ſeyd ihr ſtumm? Machſt du vielleicht den Plan
Zu einem neuen Luſtſpiel? Nun, bringe
Mich mit hinein. Ihr nähmt euch drin als ſtumme
Perſonen leicht am allerbeſten aus.
Lebt wohl, ihr Stöcke! Will doch ſehn, ob Hannchen
Schon aufgeſtanden iſt.

Carl.

Fritz!

Winkel.

Mosje Fritz!

(Fritz bleibt stehen.)

Im Augenblicke kommt der Herr Papa.

Fritz.

So hab' ich Zeit. Denn deine Augenblicke,
Die dauern etwas lange. (Will fort.)

Carl.

Fritz! ich habe
Dir etwas im Vertraun zu sagen.

Fritz.

Du?
Mir im Vertraun? So? Das Vertrauen muß
Verzweifelt jung seyn. Aber laß doch hören.

Carl.

Mein Vater ist nicht ganz mit dir zufrieden.

Fritz.

Das hätt' ich ohne dein Vertraun gewußt.

Carl.

Er sagt, du seyst ein ungezogner Bube,
Ein Taugenichts, ein Tagedieb —

Fritz.

Du sprichst
Die Wahrheit recht vertraulich aus!

Carl.

Der gar
Nicht zu gebrauchen sey.

Fritz.

Dein Vater legt
An jeden Menschen seine Kaufmannselle.
Hätt' er mich meiner Neigung folgen lassen,
Die mich zur Zahlerei bei seinem Schwager,
Dem braven Meister, zog, er sollte wahrlich
Jetzt anders sprechen!

Carl.

Kurz, mit einem Worte:
Er will dich länger nicht im Hause haben!

Fritz (lachend.)

Welch Unglück! den gefangnen Fisch ins Wasser
Zurück zu setzen! Liegt die Welt nicht vor mir
So groß und herrlich? und was hindert mich,

Sie mein zu nennen. Ja, ich werde gehn!
Ich bin ja ohnedieß gewissermaßen
Vom Himmel in dies Haus hinein geschneit. —

(Tritt ans Fenster, das er öffnet.)

Ich werde gehn, und meiner Sehnsucht folgen,
Die mich nach jenen duft'gen Bergen zieht,
Ich werde dorthin gehn, wo schöner noch
Der blaue Himmel mit mir geht.

(Läßt plötzlich seine Arme sinken, kehrt sich vom Fenster ab, und blickt nach der Seitenthüre.)

Ach! Hannchen!

Winkel.

Mamsell liegt Ihnen immer recht am Herzen.

Fritz,

(drückt die Hände gegen die Brust.)

O wenn du doch die Wahrheit sprächst, Herr Winkel!

Carl.

Wenn das der Haken ist, der dich zurückhält,
Bedaur' ich dich. Mein Vater ist dir schon
Zuvorgekommen.

Winkel.

Vorgekommen. Weiß
Zuvorgekommen.

Carl.

Er nimmt Hannchen ſelbſt
Zur Frau.

Winkel.

Zur Frau.

Carl.

Deswegen ſollſt du fort;
Denn du begreifſt, daß du mit deiner Liebe
Gar nicht bequem biſt.

Fritz (zu Winkel.)

Sagt der Menſch die Wahrheit,
Herr Winkel?

Winkel.

Winkel. Lautre Wahrheit; nichts
Gewiſſer. Denn —

Fritz (kleinlaut.)

Und Hannchen?

Winkel.

Hannchen? Nun
Legt ſich zum Ziele. Zum Heirathen läßt ——
Sich ja kein Mädchen lange bitten.

Carl.

Wahrlich!
Ich wüßt' auch gar kein größer Glück für sie.
Ein alter Mann, der nichts von ihr verlangt,
Als daß sie nur sich von ihm lieben läßt;
Ein reicher Mann, der niemals knausern, sie
Mit Putz und Schmuck vollauf versehen wird;
Und Putz und Schmuck ist doch die vierte Bitte
Im Weibervaterunser. Deine Schaale
Fliegt in die Höhe!

Winkel.

In die Höhe! Wo
Anjetzt hinauf? Was haben Mosje Fritz
Für Aussicht?

Fritz (tritt ein paar Schritte zurück.)

Hier im Vordergrunde auf
Zwei Lügner, und im Hintergrunde auf
Das heil'ge Ehebett.

(Geht einige Schritte, kehrt dann langsam wieder um, nimmt Winkeln und Carln bei der Hand, führt sie gegen den Vorgrund und stellt sie dicht neben einander. Dann zwischen ihnen durch.)

Spitzbuben ihr! (Läuft ab.)

Winkel.

Spitzbuben.

Carl (lächelnd.)

Ungezogner Bube! (Geht ab.)

Fünfter Auftritt.

Winkel (allein.)

Bube.

Respect fehlt ganz, steht einem überall
Im Wege. — Hat am längsten nun gestanden. —
Hätt' ich nur das verwünschte Briefchen nicht
Verloren. Findet man's und liest es jetzt,
Und sieht daraus, daß ich um Fritzens Herkunft
Gewußt, und sie verschwiegen habe, um
Den schönen Schmuck — du lieber Gott — den Schmuck
Nicht herzugeben, der in seine Windeln
Gewickelt war — O weh, mein lieber Winkel! —
Und wüßte nur die Ramsell Gabriele
Nicht mein Geheimniß halb und halb! — Warum
Ließ't du dir's denn entlocken, Tropf? Jetzt muß
Ich schon die Katze streicheln, daß sie mich
Nicht kratzt.

Sechster Auftritt.

Gabriele (Kaffeezeug in der Hand.)

Herr Winkel, wünsche wohl geruht
Zu haben.

Winkel (sich schnell umdrehend.)

Haben. Wünsche einen schönsten
Und besten Morgen. Sie befinden sich
In ganz erwünschtem Wohl?

Gabriele (mit einem zärtlichen Blick.)

Nicht recht. Etwas
Migräne. Doch in diesem Augenblicke
Empfind' ich gar nichts mehr davon.

Winkel.

Ich lege
Durch einen Handkuß mein Vergnügen an
Den Tag.

(Gabriele setzt schnell das Kaffeezeug weg, und reicht ihm die Hand.)

Sind Mamsell Hannchen aufgestanden?

Gabriele.

O längst. Doch darf man wissen, warum Sie
Das fragen?

Winkel.

Fragen. — Fragen? Ganz unschuldig.
Die Frag' ist ganz unschuldig.

Gabriele.

So? Fast sollte
Man glauben, daß sie nicht unschuldig war.

Winkel.

Ich habe — o mein Herz hat kein Geheimniß
Vor Ihnen, denn mein Herz ist — ja mein Herz —
(Carl tritt herein, geht an den Schreibtisch und öffnet ihn. Winkel darauf hin zeigend.)
Ist ein vor Ihnen gänzlich offner Schreibtisch.

Gabriele.

Sie Witzbold, Sie.

Siebenter Auftritt.

Koller.

Na, guten Morgen, Morgen!
Wie steht's, wie geht's? Ich habe heute lange
Geschlafen; ist ja auch ein Feiertag. (Setzt sich;

Winkel.

Ein Feiertag. Ich wünsche Ihnen einen —

Koller.

St! laß es gut seyn! Danke für den besten
Und schönsten Morgen, bin auch sonst in ganz
Erwünschtem Wohl.

Winkel.

Erwünschtem Wohl.

(Zieht sich mit einer Verbeugung zurück, stößt an den Stuhl, worauf Carl gesessen hat, und setzt sich darauf.)

Carl.

Erschrecken

Sie nicht, mein bester Winkel. Wer sich selbst
Nicht setzen kann, der ist kein Mensch.

Winkel.

Kein Mensch.

Koller.

Nichts neues? Keine neue Mode? Nun,
Herr Sohn? Wie? Wollen eure Beine bald
Ein bischen kürzer werden, oder euer
Gedächtniß etwas länger, daß ihr heute
Nicht schon vergeßt, wie ihr euch gestern anzogt.

Carl.

Als Kaufmann, lieber Vater, ſollten Sie
Mit abgezognem Hut von Moden ſprechen.

Koller, (rückt die Mütze.)

Ihr Diener! — O! Mein'twegen kleidet euch
Mit jeder Stunde anders! deſto beſſer!
Allein laßt mich ein bischen drüber lachen.

Carl.

Von Herzen gern! Ich lache mit.

Koller.

Setzt einer
Den Hut ſich in die Augen, weil die Sonne
Ihm auf die Naſe ſcheint, gleich müßt ihr ihn
Wohl oder übel auch ſo ſetzen. Nimmt
Ihn jener untern Arm, wer unterſteht
Sich, anders ihn zu nehmen. Wie?

(Koller hat ſich, während er ſpricht, Carls Hut vom Schreibtiſch geholt. — Der Schauſpieler wird die Mode des Tages beobachtet haben. — Indem Koller den Hut vom Schreibtiſch nimmt, fällt der Brief heraus, den Carl vorher hineingeworfen. Winkel hebt ihn unbemerkt auf, und tritt damit mehr in den Vorgrund.)

Winkel.

So wahr

Ich lebe! 's iſt mein Brief! mein ſchon verloren
Geglaubter Brief! (Steckt ihn haſtig und freudig ein.)

Carl.

Es freut mich herzlich, Vater,
Daß ich Sie heut' bei guter Laune finde.

Gabriele.

Herr Koller ſind ſo munter wie ein Jüngling.

Koller.

Ja heute bin ich aufgeräumt und luſtig!
Hat aber ſeine Urſach. Seht einmal,
Da iſt ein Brief von meinem Bruder; ſchreibt
Aus Amſterdam; iſt aus Amerika
Zurückgekommen, und wird eheſtens
Hier ſeyn. (zu Carl.) Da lies, lies.

Gabriele.

Der Herr Bruder! Ei!
So hab' ich doch die Ehre noch, ihn kennen
Zu lernen. Wie viel Jahre ſind es wohl,
Daß Sie ihn nicht geſehen?

Koller.

Werden circa
Nun achtzehn Jahre, daß er uns verließ.
War damals in ein Mädchen ſtark verliebt,

Ein hübsches Mädchen; aber wie's so ist,
(Bläßt über die Hand.)
Sie hatte nichts und niemand wußte recht,
Woher und was sie wär'. Der Bruder sagte,
Aus England. — Na! auf einmal war sie weg;
Es wußte keiner, wo sie hin gekommen.
Mein Bruder glaubte endlich eine Spur
Zu finden, daß sie nach Amerika
Gegangen sey. Er hatte keine Ruhe,
Es trieb ihn fort.

Gabriele.

Und hat sie nicht gefunden?

Koller.

Vergebens alles. — Ist auch jezt so gut!
Ein armes Mädchen bleibt ein armes Mädchen;
Du lieber Gott! Wie? — hätt' er sie genommen,
In seinem Leben hätt' er nicht das schöne
Vermögen sich erworben. Wie? — Ich bin
Kein Freund von einer Heirath, wo ein Theil
Zu leicht ist. — Wie der Fall mit meiner Schwester.
Mein Wille war es nicht, daß sie den Mahler
Heirathete. Sie ließ sich nicht bedeuten,
Der Mahler war mit aller seiner Kunst
So arm, so blutarm, so — wie ein Poet!
Wie's aber ist mit dieser Race, stolz,

Hochmüthig, als ob seine Kunst ein Sack
Mit fünfmalhunderttausend Thalern wäre.
Ich hab's ihm einmal derb gesagt; seitdem
Kommt er nicht mehr zu mir!

Carl.

Der Onkel schreibt
Von wicht'gen Dingen, die er Ihnen hier
Entdecken wolle.

Koller.

Speculationen!
Vielleicht ein braves Plänchen, das recht brave
Procentchen tragen wird. War ehedem
Herr Bruder Leichtsinn. Na! hat sich gegeben.
Es giebt sich alles mit der Zeit; denn mit
Der Zeit kommt die Vernunft; mit der Vernunft
Kommt auch das Geld.

Carl.

Auch wohl das letzte ohne
Die erste.

Koller.

Pah! Geld ist Vernunft! — Na, Winkel,
Uns wird der Bruder kaum erkennen. Wir
Sind garstig alt geworden.

Winkel.

Worden. Freilich,
Ich war noch damals ein ganz junges Blut.

Koller.

Nein! nein! ſo gar jung war das Blut nicht mehr!
Er hat mir oft erzählt, daß ſeine Mutter
In guter Hoffnung war, als juſt die Preußen
Im ſiebenjähr'gen Krieg' in Sachſen haußten.
Wie?

Winkel.

Haußten. Wie? Sie irren ſich, ich dächte
Es wär' im Kriege Anno acht und ſiebzig —

Koller.

Ho ho! das war ein Sprung, Freund Winkel! Thun
Ihm nicht die Beine weh davon? Ne! ne!
Im ſiebenjähr'gen Krieg' war's. Er hat
Mir's ja ſo oft erzählt; und ſeine Mutter
Verſah ſich drauf an einem Schwer-Bleſſirten,
Dem beide Waden abgeſchoſſen waren,
Dem Umſtand hat er's ja oft zugeſchrieben,
Daß er in ſeinem Leben keine Waden
Gehabt. Wie? Nicht? — Na! alſo ſechs und funfzig
Bis 1803, macht —

Achter Auftritt.

Hannchen.

Guten Morgen!
Papachen! haben Sie recht gut geschlafen?

Koller.

J! J! seh da, mein Püppchen, Hühnchen! Wie
Der Engel wieder aussieht. Hast du schon
Kaffee getrunken. Wie? Setz' dich, mein Täubchen.
(Holt ihr einen Stuhl.)

Gabriele.

(Zu Winkeln, der Hannchens Blicken zu begegnen sucht, um ihr sein Compliment zu machen.)
Herr Koller, glaub' ich, säh' es lieber, daß
Wir uns entfernten.

Koller.

Heute hab' ich dir
Sehr wicht'ge Dinge zu vertraun, mein Schätzchen;
Ich will nur Winkeln noch ein Wörtchen sagen,
Dann hast du über mich zu disponiren.
(Geht mit Winkeln in den Hintergrund des Theaters. Carl tritt zu Hannchen.)

Carl.

Ich habs Ihnen auch, mein schönes Hannchen,

Nicht minder wicht'ge Dinge zu vertraun.
Wenn ich doch einen einz'gen Augenblick
Ganz ungeſtört mit Ihnen ſprechen könnte.

Hannchen.

Wie? ſoll ich wirklich meinen Ohren trauen?
Sie laſſen ſich aus der erhabnen Wolke
Der Selbſtgenügſamkeit zu mir herab?

Carl.

Ich trage Ihren Spott, und bitte jetzt
Nur dringender um einen Augenblick,
Um mich rechtfertigen zu können.

Koller,

(der ſich oft unruhig nach den Sprechenden umgeſehen hat, kommt gelaufen und tritt zwiſchen ſie.)

Wie?

Hannchen.

Ach nichts, Papa!

Koller.

Ja ſo!

(Kehrt wieder zu Winkeln zurück.)

Carl.

Ich halte Sie,
Trotz Ihrer Jugend, und trotz dem Geſchlecht,
Sie ſind ein Frauenzimmer, für vernünftig,

Daß man mit Ihnen ohne Schmeichelei,
Und wie mit einem Manne reden kann.

Hannchen.

Recht sehr verbunden.

Koller,

(kommt wieder gelaufen.)

Wie?

Hannchen.

Ach nichts, Papa!

Koller.

Ja so.

(Kehrt zurück und nimmt Winkeln, der sich auch genähert hat, mit.)

Carl.

Ich glaube, Sie sind frei von aller
Empfindelei, und schätzen einen Mann
Mehr nach Verstand und männlichem Charakter,
Als nach der wortereichen, weichen Liebe.

Hannchen.

Sie trau'n mir in der That fast zu viel zu.

Carl.

Gewiß nicht! deshalb wird mein Vorschlag auch —
Mein Vorschlag nämlich — —

Koller.

Wie?

Hannchen.

Wir sprachen nur,
Daß so viel Mäuse hier im Hause sind,
Blos weil Sie keine Katzen leiden können.

Koller.

Ja so! die Katzen. — Hört, ihr alle drei,
Ihr thut mir den Gefallen, alle drei,
Und geht; ich habe hier mit Hannchen was
Allein zu reden.

(Winkel will Hannchen sein Compliment machen, Gabriele faßt seinen Arm und zieht ihn fort.

Neunter Auftritt.

Koller und Hannchen.

Koller,

(reibt sich die Hände, geht hin und her, dann nimmt er Hannchen bei der Hand.)

Na! mein Hühnchen, lange
Schon hab' ich dir was neues sagen wollen.

Hannchen.

Vielleicht, daß Winkel Mamſell Gabrielen
Heirathen will.

Koller.

Ach Gott bewahr'! Ich bin —

Hannchen.

Doch nicht etwa ein neues Mäuſepulver?

Koller.

Ich dachte gar! Was wichtigers! Du biſt —

Hannchen.

Wie! oder haben Sie vielleicht entdeckt,
Wer Fritzens Eltern ſind?

Koller.

Ach wo! Er iſt —

Hannchen.

Dann weiß ich's nicht!

Koller.

Na! eben drum, — ich will
Dir's ſagen. — Sieh! ich habe — du — haſt — Wie?
Du haſt mich ganz aus dem Contert gebracht!

Hannchen.

Nicht böſe ſeyn, Papachen! Will auch nun
Ganz ruhig hören.

Koller.

Sieh, du kommſt jetzt in
Das Heirathsalter.

Hannchen.

So?

Koller.

Und mir als Vormund
Erwächſt die Pflicht, nach einer ſchicklichen
Partie mich umzuſehen.

Hannchen.

Wär's nicht beſſer,
Ich ſäh' mich ſelber danach um?

Koller.

Bewahre,
Mein Täubchen! Mädchen ſollen ſich nach nichts,
Als nach den Hühnern auf dem Hofe umſehn.
Ich glaub' auch wirklich jemand ſchon gefunden
Zu haben.

Hannchen.

So?

Koller.

Und einen Jemand, der
Vortrefflich für dich paßt!

Hannchen.

Im Ernſt, Papachen?

Koller.

Ganz wie für dich geſchaffen.

Hannchen.

Wär es möglich?

(Bei Seite.)

Wie? ſollt' er Fritzen meinen? — Er iſt eben
Nicht groß?

Koller.

Ganz recht!

Hannchen.

Doch aber hübſch gewachſen?

Koller,

(indem er ſich ſelbſt beſieht.)

Ja ja! er iſt ganz hübſch gewachſen.

Hannchen.

Munter
Und raſch!

Koller.

Getroffen! Ja das iſt er. Ja!

Hannchen.

Und ſchöne Augen —

Koller.

Ja, er hat ſo was —
So was man ſagt, 'en angenehmen Blick.

Hannchen.

Nie übler Laune.

Koller.

Thut man ihm den Willen!

Hannchen.

Etwas leichtſinnig.

Koller.

Nun, das dächte ich nicht.
Der Zeiten wohl!

Hannchen.

Auffahrend —

Koller.

Das iſt wahr!

Hannchen.

Allein ſo gut, ſo gut! —

Koller.

Ja! wirklich, Hühnchen?
So gut!

Hannchen.

Mit einem Worte: liebenswürdig,
Sehr liebenswürdig.

Koller.

Und verliebt! verliebt!
Ach, und vor Luſt nicht wiſſend, wo er iſt.
Bei dir — ſich ſelig preiſend! — Wie? — Na ſprich,
Wenn machen wir denn Hochzeit, Hühnchen? Wie?

Hannchen,

(tritt einige Schritte zurück.)

Wir? Hochzeit?

Koller.

Nun, ich bin ja liebenswürdig,
Und folglich liebſt du mich, und folglich machen
Wir Hochzeit!

Hannchen.

Sie ſind liebenswürdig?

Koller.

Na!
Was denn? Haſt du's nicht eben erſt geſagt?

Hannchen.

Wir Hochzeit?

Koller.

J! beſinne dich doch recht!
Ja! Hochzeit, Trauung und et cetera.

Hannchen.

Und Sie und ich?

Koller.

Wer ſonſt?

Hannchen.

Es iſt Ihr Scherz.

Koller.

Mein Scherz? Zum Henker! nein! mein voller Ernſt!

Hannchen.

Sie alſo, Sie? Sie wollen mich —

Koller.

Heirathen.
Verſtelle dich doch nicht, du loſes Hühnchen!
Ihr Mädchen wollt doch niemals mit der Sprache
Heraus, wenn man mit euch von Heirath ſpricht.
Geh, geh! Du haſt es doch ſchon längſt gemerkt,
Daß ich in dich verliebt, ſo, was man ſagt,
Verliebt bin.

Hannchen,
(mit einem Seufzer.)
So!

Koller.

Du wirſt mein Weibchen.

Hannchen.

So!

Koller.

Ich will Dich auf den Händen tragen —

Hannchen.

So?

Koller,

(ſtreichelt ihre Hand. Fritz läßt ſich am Fenſter ſehn.)

Dich putzen; Sammt und Seide, Gold, von oben
Bis unten! Wie? gut, daß ich mich erinnre:
An einen Brautſchmuck hab' ich ſchon gedacht.

Hannchen,

(läuft auf das Fenſter zu. Fritz zieht ſich zurück.)

Sch! Sch!

Koller.

Was giebt's?

Hannchen.

Ach, eine ſchwarze Katze
Saß auf dem Fenſter.

Koller,

(dreht ſich erſchrocken nach dem Fenſter.)

Eine Katze?

Hannchen,
(mit den Händen zeigend.)

Ja!
Ach, eine große!

Koller.

Wovon ſprachen wir —
Von deinem Brautſchmuck!

Hannchen.

Nein! die Katze! Ach!
Sie hat mich recht erſchreckt!

Koller.

Solch einen Schmuck
Haſt du noch nie geſehn.

Hannchen.

Wie mag die Katze
Doch nur dahin gekommen ſeyn?

Koller.

Auf ihren
Vier Beinen, Kind! — Wir ſprachen von dem Schmuck —

Hannchen.

Ach! und die Augen, die ſie machte!

Koller.

Laß
Doch deine Katze!

Hannchen,
(ans Fenster gehend.)
Ob sie gut hinunter
Gekommen seyn mag —

Koller.
Wollt' ich doch, sie hätte
Den Hals gebrochen! — Nun, das Beste ist,
Ich zieh' mich an und geh', und hole dir
Den Schmuck. Du wirst erstaunen, Augen machen.
O, das sind Steine; spielen, funkeln, blitzen!
Es ist, als sprächen sie mit einem. — Bin
Bald wieder bei dir, Hühnchen, Bräutchen! Wie?
(Küßt ihr die Hand und geht ab.)

Zehnter Auftritt.

Hannchen (allein.)

Wie ist mir denn? Da käm' ich ja zur Heirath,
Beinahe wie man zu der Liebe kommt,
Man weiß nicht wie? Du armer, guter Fritz!
Ja, deine Augen sprechen schöner doch
Als seine Steine! armer Fritz! O nein,
Du bist nicht arm, nein, du bist reich! Du liebst

Und wirſt geliebt. — Wo bleibt er nur? — Es naht —
Gewiß — das iſt der Fritz, gewiß!
(Sie läuft nach der Thür.)

Eilfter Auftritt.

Carl (tritt herein.)

Ich habe
Gleich einem Diebe die Gelegenheit
Erlauert, Sie allein zu ſprechen, Hannchen!

Hannchen.

Auch kommen Sie mir unerwartet, wie
Ein Dieb bei Nacht.

Carl.

Sie haben mir verſprochen,
Den Vorſchlag anzuhören —

Hannchen.

Nichts hab' ich
Verſprochen.

Carl.

Ich will kurz ſeyn.

Hannchen.

Deſto beſſer.

Carl.

Ich habe nie in Ihrer Gunst gestanden,
Das weiß ich; und ein gleiches Schicksal möchte
Bei allen Ihren Schwestern mich erwarten.
Ich war im Leben einmal nur verliebt,
Als achtzehnjähr'ger Jüngling. Es bekam
Mir aber schlecht. Seitdem hat mich der Himmel
Davor bewahrt, und wird mich auch davor
Bewahren. Denn ich bin ein kalter Mensch,
Und fürchte mich vor Weibern.

Hannchen.

Also das
Nur war's, was Sie mir sagen wollten? wenn
Sie sich vor Weibern fürchten, braucht es ja
Der Worte nicht. Auf, laufen Sie davon!
Das ist die beste Art, es mir zu zeigen.
Nun, laufen Sie noch nicht?

Carl.

Nein, schönes Hannchen,
Vor Ihnen lauf' ich nicht. Sie fürcht' ich nicht.
Ich liebe Sie zwar nicht —

Hannchen.

Recht sehr verbunden.

Carl.

Allein ich achte Sie, ich schätze Sie,
Und fühle mich zu Ihnen hingezogen,

Wie noch zu Niemand; denn es ſcheint, Sie ſind
Gleich weit entfernt von Schein und von Verbildung.
Sie glauben nicht, es ſey Ihr ſchöner Mund
Nur dazu da, Romangelehrſamkeit
Und geſtern erſt geleſene Sentenzen,
Wohlweiſe auszukramen, und dazwiſchen
Vom lieben Nächſten und von neuen Moden
Sich ſatt zu plappern. Sie ſind offen, froh,
Und wahr, ſo weit dem Weibe dieß gegeben,
Zum wenigſten hat dieſes klare Auge,
Das Sie erröthend niederſchlagen, nie
Gelogen. Sie ſind ſanft, beſcheiden; daß
Sie aber gern ſich loben hören, zeigt
Das freundliche Geſicht, das wider Willen
Die Eitelkeit aus Ihrem Herzen macht,
Und die Geduld, mit der Sie mir ſo lange
Ununterbrochen zugehört.

Hannchen.

Herr Koller!
Ich weiß wahrhaftig nicht —

Carl.

Es iſt kein Vorwurf! —
Sie ſind wie Ihre Schweſtern.

Hannchen.

Nun ich ſehe,
Sie wollen, daß ich gehen ſoll.

Carl.

Ich bitte
Zu bleiben. Sollte auch kein Vorwurf ſeyn.
Der Menſch iſt einmal nun das wunderlichſte
Conglomerat hienieden; und wir Männer
Sind eitel trotz den Weibern, nur daß wir
Uns alberner dabei benehmen.

Hannchen.

Was
Soll dieß Geſchwätz? wohin ſoll es uns führen?

Carl.

Zu einer Heirath, wenn Sie anders wollen.
Das iſt mein Vorſchlag. Haben Sie nun Luſt,
So bitt' ich, ſprechen Sie.

Hannchen.

Nein! das iſt luſtig!
Erſt ſagen Sie, daß Sie mich gar nicht lieben,
Dann ſprechen Sie von Heirath.

Carl.

Eben d'rum!

Hannchen.

Nun wohl! Mit gleicher Offenherzigkeit
Geſteh' ich, daß in meinem Herzen keine
Empfindung für Sie lebt, die auch nur ſo,

Nur ſo entfernt der Liebe ähnlich ſähe,
Als Narrheit der Vernunft.

Carl.

So? deſto beſſer!
So brauchen wir ja nach der Hochzeit nicht
Herabzuſtimmen. Uebrigens iſt zwiſchen
Den närriſchen und den vernünftgen Leuten
Viel größre Aehnlichkeit, als Sie wohl glauben.

Hannchen.

Und die Lebrede, die Sie mir und meinem
Geſchlecht gehalten haben —

Carl.

Hat mich ganz
Gewiß bei Ihnen ſtark inſinuirt.
Das glaub' ich. Wer des Andern Schwächen leicht
Erkennt, dem bleiben ſelten ſeine eignen
Im Dunkel. Das macht duldſam und nachſichtig;
Wär' es auch darum nur, um mit dem Mantel,
Den wir um unſers Nächſten Blöße hängen,
Die eigenen Gebrechen zu verdecken;
Und ein duldſamer Ehemann iſt ein
Bequemes Thier. Doch ich will kurz ſeyn.

Hannchen.

O!
Vor einer Stunde ſchon verſprachen Sie's.

Carl.

Sie zählen ja, als wär' ich schon Ihr Mann!
Doch Scherz bei Seite, und zur Sache jetzt!
Daß ich vor allen Mädchen, die ich kenne,
Sie ehr' und achte, wissen Sie; das wäre
Mithin der erste wohlerwogne Grund
Zu meinem Vorschlag, und ein zweiter Grund,
Ganz offenherzig: ist Ihr Geld.

Hannchen,

(mit einer Verbeugung.)

Mein Geld
Bedankt sich für die angethane Ehre.

Carl.

Wenn Sie auch gar nichts weiter an mir schätzten,
So wär's doch sicher diese Offenheit.
Es ist kein Spaß, zu sagen, was wohl hundert
Verschweigen, neun und neunzig aber denken.
Es klingt vortrefflich, ist auch angenehm,
Das Geld verachten — wenn man welches hat,
Ich aber beug' in Ehrfurcht mich vor dem
Repräsentanten aller guten Dinge,
Dem Proteus, der in alles sich verwandelt,
Verstand und Schönheit ausgenommen, und
Vor diesen beug' ich mich noch tiefer.

(Verbeugt sich gegen Hannchen.)

Hannchen.

Aber,
Sie wollten kurz ſeyn.

Carl.

Ja. Sie wiſſen, wenn
Nach meines Vaters Tod ich ſeine Handlung
Nicht übernehme, fällt das ganze ſchöne
Vermögen an entfernte Anverwandte.
Der Stifter unſrer Handlung, der es alſo
Verordnete, hat ſich nicht träumen laſſen,
Es würde mich nach hundert Jahren einſt
Geniren. Was von meinem Vater mir
Als Erbtheil zufällt, wird ſo viel nicht ſeyn;
Doch ſpür' ich weder Luſt noch auch Geſchick
In mir zum Ellenzepter meiner Väter.
Den Knoten aber könnten Sie bald löſen
Durch Knüpfung eines Neuen, das will ſagen:
Mir iſt geholfen, wenn Sie mich heirathen!
Ich kann dann ganz nach Ihren Wünſchen leben.
Verſprech' es Ihnen auch, Sie ſollen ganz
Uneingeſchränkte Freiheit haben. Mißbrauch,
Den fürcht' ich nicht. Ich kenne Sie genau,
Sie aber werden mich noch kennen lernen,
Und beſſer finden, als es ſcheint. So machen
Wir eine ziemlich luſt'ge Fahrt durchs Leben.
Es wäre nicht unmöglich, daß die Liebe

Als Drittes sich dazu gesellte, das
Wär' schön und neu; denn meist steht sie die Pfosten
Des Ehebetts für Herkul's Säulen an,
Wo d'rauf geschrieben steht: Halt! nicht mehr weiter.
Ich lasse Ihnen Zeit zum Ueberlegen.

(Geht ab.)

Zwölfter Auftritt.

Wie Carl zu der einen Thüre hinausgeht, tritt Winkel zur andern herein. Hannchen bemerkt ihn nicht. Endlich fängt Winkel an leise zu husten, dann immer stärker.

Hannchen.

Was wollen Sie?

Winkel.

Ich habe einen Traum
Verwich'ne Nacht gehabt.

Hannchen.

Das ist nicht gut,
Denn wer viel träumt, der schläft nicht gut.

Winkel.

Nicht gut.

Es iſt auch ſonſt nicht meine Art, zu träumen.
Viel zu verworren gehts im Traume zu;
Ich bin ein Freund der Ordnung; doch der Traum,
Den ich verwich'ne Nacht gehabt, der war
So ſchön, — ſo ſchön!

Hannchen.

Als?

Winkel.

Als — ſo ſchön, ſo ſchön —
Es war ein ſchöner Traum.

Hannchen.

Was ſoll ich denn
Mit dieſem ſchönen Traum.

Winkel.

Ich wollte Sie
Ergebenſt bitten, mir ihn auszulegen.

Hannchen.

Sie halten mich doch für kein Traumbuch?

Winkel.

Nein.
Da wär' der Einband viel zu ſchön.

Hannchen.

Allein,

Ich seh' nicht ein, warum ich Ihren Traum,
Ich grade hören soll.

Winkel.

Es träumte mir,
Ich ging in einem allerliebsten Garten.
Es war nicht einer nach der jetzigen Art,
Wo man die Leute, Kreuz und Quer, Berg auf
Berg ab durch enge krumme Gänge schickt,
Und wo das wilde Strauchwerk unmanierlich
Sich einem in den Weg hängt, daß man ja
In seinen Sonntagskleidern nicht Lustwandeln
Ich möchte sagen, nur Angstwandeln kann.
In einem solchen Garten geh' ich selbst
Im Traume nicht spazieren. Nein ich konnte
Bei meinem Eintritt gleich von einem Ende
Bis zu dem andern sehn. Geruhen Sie
Mir zuzuhören; denn jetzt kommts.

Hannchen.

Ich höre;
Spazieren Sie nur weiter.

Winkel.

Weiter. Nun,
Da sah ich eine große schöngeputzte
Gesellschaft an dem andern Ende gehn.
Ich war ja auch recht artig angezogen;

Sonſt hätt' ich mich nicht hingetraut. Ich trug
Ein roſafarbnes Kleid mit Stickerei,
Und auf dem Kopf ein grünes Myrthen-Kränzchen.

(Gabriele tritt unbemerkt herein.)

Hannchen.

J! das bedeutet, daß Sie bald heirathen.

Winkel.

Heirathen. Eine Dame trat aus der
Geſellſchaft ebenfalls mit einem Kranze
Im Haar.

Hannchen.

O ſicher Mamſell Gabriele!

Winkel.

Bitt' um Verzeihung. Nein! die war es nicht!
Zugegen war ſie zwar, allein ſie kam
Hier gar nicht in Betrachtung. — Als ich nun
Der ſchönen Dame mit dem grünen Kranze
Erforderliche Complimente machte,
Und ein'ge Fragen, die die Höflichkeit
Gebietet, an ſie ſtellte —

Hannchen,

(die zu dem Fenſter hinausgeblickt.)

O Herr Winkel!
Das Ende ihres Traums ein andermal!

Nur jetzt, ich bitte Sie, jetzt lassen Sie
Mich einen Augenblick allein. Ich höre
Den Traum zu Ende, wenn Sie wollen. Ganz
Gewiß. Nur jetzt nicht. Bitte!

Winkel.

Schwer und ungern

Gehorch' ich, aber ich gehorche dennoch.
Denn wenn Sie bitten, lieber Gott, man ist
Vom Kopf bis auf den Fuß complett gehorsam.
Allein vergessen Sie nicht, wo wir blieben:
Die schöne Dame mit dem grünen Kranze
Kommt mir entgegen (Fortgehend) und ich ihr —

(Stößt auf Gabrielen, erschrickt, macht ihrem Compliment, und geht, sich oft umsehend, nach der Thüre, wo er stehen bleibt.)

Gabriele.

Was hat
Der alte Geck denn Ihnen vorgelogen?

Hannchen.

O liebe Gabriele, eben sah ich
Den Fritz im Garten kommen. Der Papa
Ist nicht zu Hause. Solche Augenblicke
Sind selten.

Gabriele.

Nun ich gehe! doch an diesem
Verräther will ich blut'ge Rache nehmen. Ab.

Dreizehnter Auftritt.

Fritz und Hannchen.

Hannchen, (eilt ihm entgegen.)

Mein Gott, wie lange hab' ich ſchon gewartet!
Nun guten Morgen, lieber, lieber Fritz!
Papa iſt ausgegangen.

Fritz (kalt.)

Guten Morgen.

Hannchen.

Ich habe viel, ſehr viel dir zu erzählen!

Fritz.

So?

Hannchen.

Lachen wirſt du.

Fritz.

O ja.

Hannchen.

Einer nach
Dem andern, kamen ſie. Sogar der Winkel
Hat's, glaub' ich, auch auf mich gemünzt.

Fritz.

So!

Hannchen.

Aber,

Was fehlt dir? du biſt ſo —

Fritz.

Mir? gar nichts! Ich —
Bin heut recht luſtig, ganz erſtaunlich luſtig!
De: Winkel will dich alſo auch zur Frau?

Hannchen.

O nicht allein der Winkel, der Papa,
Und —

Fritz.

So?

Hannchen.

Und Carl.

Fritz.

Vortrefflich! auch?

Hannchen.

Ich weiß
Nicht, welcher böſe Geiſt heut' in dies Haus
Gefahren iſt; die plagen mich mit ihren
Heirathsanträgen, und Du ſchmollſt, Gott weiß —

Fritz.

Wo Weiber ſind, da hat der böſe Geiſt
Nichts mehr zu thun.

Hannchen.

Du biſt unartig, Fritz.

Fritz.

Freund Carl iſt artiger. O ja, viel beſſer.
Papa iſt reich; die Wahl iſt ſchwer.

Hannchen.

O ja!

Fritz.

Doch welcher möchte wohl am Ende noch
Den Preis erhalten?

Hannchen.

Weiß noch nicht.

Fritz.

Der Reiche?

Hannchen.

Kann ſeyn.

Fritz.

Der Artige wohl eher?

Hannchen.

Möglich.

Fritz.

So, ſo! deßwegen ſoll ich fort. Ein Zeuge,
Ein ſolcher Zeuge wär' nicht angenehm.

Hannchen.

Ja wohl!

Fritz.

Man könnte zu erröthen ſich
Doch nicht entbrechen.

Hannchen.

Recht!

Fritz.

Ich werde gehn —
Und heute noch — in dieſem Augenblicke. —
Ich gehe —

Hannchen.

So?

Fritz.

Die Sonne ſcheint wohl ſchöner
Noch anderswo.

Hannchen.

O ja.

Fritz.

Der Zufall hat
Mich in dies Haus geworfen, und dem Zufall
Wirft man mich wieder in die Arme hin!
'S iſt recht. — Ein Zufall wird mich wohl auch bald
Der Pein des Lebens überheben.

Hannchen.

Fritz!

Fritz.

Das Spielzeug hat uns eine Zeit ergötzt;
Man wird es überdrüſſig; wirft es weg!
Es hat kein Recht zu klagen. Denn warum
Gefällt es länger nicht?

Hannchen.

Fritz!

Fritz.

Dein Erröthen
Aus Schuld mag ich nicht ſehn. — Einſt ſah ich wohl
Ein ſchöneres! — Leb wohl! Ich mag mit mir
Nicht länger ſpielen laſſen. Lebe wohl!

Hannchen.

Leb' wohl!

Frih,

(geht raſch fort, aber immer langſamer, je näher er der Thüre kommt, endlich bleibt er ſtehen.)

Wie?

Hannchen.

Nichts.

Fritz.

Ich dachte nur, du rieſſt.

(geht wieder ein paar Schritte und bleibt ſtehen, dann kommt er wieder langſam ein paar Schritte näher.)

Ich kann doch ſo nicht von dir ſcheiden, nein!
So nicht auf ewig Lebewohl dir ſagen!
Wie kommt des Menſchen Sprache zu dem Worte?
O wenn er die Vernichtung in dem Worte
Ganz fühlte, ſeine Lippen ſchlöſſen lieber
Auf ewig ſich, als daß ſie es ausſprächen.

(Näher tretend.)

Ein Fremdling auf der Welt; ein Fremdling auch
In deinem Herzen bietet dir die Hand
Zum letztenmal. — Du willſt ſie nicht? Du wendeſt
Die Augen von mir ab? Wohl! wohl! Ich gehe!
Was hat der Bettler für ein Recht, den Reichen
Um eine Gabe bittend anzuſprechen?
Armſel'ger Bettler! Fort mit dir! Der Bettler
Muß fort.

(Er geht. Hannchen drückt ängſtliche Unentſchloſſenheit aus. Fritz bleibt ſtehn, nachdem er einige Schritte gegangen iſt, wirft ſich auf ein Knie nieder, und legt den Kopf auf einen Stuhl.)

Hannchen,

(geht ängſtlich hin und her, dann zu ihm hin.

Fritz! — Fritz! — Ich bitte dich, ſteh auf!

Fritz, lieber Fritz! Wenn du mich liebſt. Ach! ich
Heirathe weder den Papa, noch Carln,
Noch Winkeln! Steh doch auf, ich bitte dich.
Fritz, lieber guter Fritz — er hört mich nicht!
(Kniet in der Angſt neben ihn, und ſchlägt den Arm um ihn.)
Mein Gott! Du liebſt mich nicht, wenn du nicht hörſt.

Vierzehnter Auftritt.

Koller tritt haſtig herein, zugleich Winkel durch die andre Thüre. Sie bleiben beide eine lange Zeit wie verſteinert ſtehn.

Koller,
(endlich losbrechend. Fritz und Hannchen fahren in die Höhe.)
So! ſo! das iſt mir ja recht artig! — Wie?
Er, Mosje Fritz! Er packt ſich auf der Stelle
Aus meinem Haus — Ich bin der Wirthſchaft ſatt;
Und unterſteht ſich niemals ſeinen Fuß
Herein zu ſetzen.

Fritz.

Wohl! ich bins zufrieden.

(Geht trotzig ab.)

Koller.

Und Sie da, Mamſell Mondſchein, auf ihr Zimmer!

(Führt ſie in das Seitenzimmer.)

Was hat Er hier zu ſchaffen? Geh Er auch!
Da hier hinaus.

(Führt Winkeln zur Thür hinaus, und kommt dann haſtig bis in den Vorgrund gelaufen.)

Und ich — ich gehe auch!

(Der Vorhang fällt.)

Zweiter Aufzug.

Zimmer des Malers. Im Hintergrunde ſtehen auf einer Erhöhung zwei Rüſtungen aufgeſtellt. Die Thüre iſt an der Seite des Theaters. Der Maler ſteht an einer Staffelei mit einem Gemälde, welches den Kampf eines gerüſteten Engels mit einem Drachen vorſtellt. Er malt, und tritt zuweilen in die Entfernung, das Gemälde zu betrachten.

Maler.

So! — einen kräft'gen Drucker noch hierher,
Damit das Licht ſich beſſer hebt. — So! — So!
Ha, wie das gleich ſich von der Leinwand löſt! —
Allein der Arm! nur der gefällt mir nicht.
Den werd' ich wohl zum drittenmal noch ändern. —
Man beſſert, beſſert immer, aber ſelten
Wirds beſſer. — Wenn die klügelnde Vernunft
Sich nimmer doch an dem vergreifen wollte,
Was die Begeiſterung geſchaffen hat!

Es war ja gut; da ſollt's noch beſſer werden,
Und mehr als gut, das heißt: gewöhnlich ſchlechter.

Zweiter Auftritt.

Carl, (tritt herein.)

Maler.

Frau, gieb mir doch den Pinſel — es muß einer
Auf jenem Tiſche liegen.

Carl

(bringt ihm den Pinſel.)

Hier.

Maler.

Iſt denn
Der Kaffee noch nicht da. Du weiſt, daß ich
Gleich nach dem Eſſen gern den Kaffee trinke.

Carl.

Ja, beſter Onkel. Er befördert die
Verdauung, und wie viel kommt bei dem Künſtler
Auf die Verdauung an.

Maler.

Aha! Sieh da!

Herr Koller, Sie finds? ſchön, Sie kommen recht!
Sie haben mein Gemälde lange nicht
Geſehn. Ich bin nicht ganz damit zufrieden.

Carl.

Mir geht es ſchlimmer noch mit meinem Luſtſpiel.
Ich bin ganz unzufrieden. Wär' es noch
In meinen Händen, blieb's im Pult vergraben!

Maler.

Nur Muth gefaßt! Beſcheidnes Mißtraun iſt
Gar löblich, junger Mann. Nur muß es nicht
Den edlen Keim des Selbſtvertraun's erſticken!
Denn dies allein erzeugt das Gut' und Schöne.

Carl.

Recht wohl. Allein wenn man dem Augenblicke
Des Urtheils nah iſt, unter den Zuſchauern
Wohl ſelbſt verſteckt ſitzt, und des Augenblicks
Mit Sehnſucht harrt, wo ſich der Vorhang hebt,
Die letzte Scheidewand, die unſer Kind
Von ſeinen Richtern trennt, das arme Kind,
Das unaufhaltſam ſeinen Gang muß gehen,
Gleichviel ob Beifall ärndtend oder Tadel —
Da möchte wohl das Selbſtvertrauen wanken.

Maler.

Wenn ich in beſſern Zeiten vor den Werken

Der groſen italien'ſchen Meiſter ſtand,
Wenn ich vor Raphael und Guido ſtaunte,
Die nur dem Himmel, nicht der armen Erde
Die Farben abgeborgt zu haben ſchienen;
Da wollt' ich oftmals Pinſel und Pallette
Ins Feuer werfen —

Carl.

O Sie hätten ſich
Doch wieder neue bald gekauft.

Maler.

Wie ſo?

Carl.

Geſtehn Sie's offenherzig, lieber Onkel:
Sie halten Sich nicht eben für geringer
Als jene dort.

Maler.

Mein junger Freund, was wollen
Sie damit ſagen?

Carl.

O geſtehen Sie's nur!
Zuweilen doch in ſchönen Augenblicken!
Sie möchten keinen finden, wär's auch der
Beſcheidenſte, der nicht zuweilen ſich

Den besten gleich, wo nicht den allerbesten
Geachtet.

Dritter Auftritt.

Malerin. Vorige.

Carl geht ihr entgegen und spricht mit ihr im Hintergrunde des Theaters; der Maler steht in Gedanken und bemerkt es nicht.

Maler.

Nein, oft wandelte die Lust
Mich an, Pallett' und Pinsel in das Feuer
Zu werfen. Aber der viel weisere
Gedanke —

(Bemerkt, daß er mit niemand spricht und geht an seine Arbeit.)

Malerin,

(mit Carl in den Vorgrund kommend.)

Ist es möglich, lieber Carl?
Wie kann mein Bruder auf den Einfall kommen.

Carl.

Der Winkel hat mirs heute früh entdeckt,

Und ob mir gleich die eignen Augen längst
Daſſelbe ſagen konnten, kam mirs doch
Sehr unerwartet.

Malerin.

Wahrlich mir nicht minder!
Hat er ſich ſelbſt nicht gegen dich erklärt?

Carl.

Das nicht; doch ſeine Abſicht iſt ſo klar
Wie heller Mittag. Dieſen Morgen ſprach
Er ziemlich lang und ganz allein mit Hannchen;
Hierauf iſt Fritz mit ihr, ſo ſagte Winkel,
In ſehr vertraulichem Geſpräch vom Vater
Getroffen, und ihm anbefohlen worden,
Das Haus zu räumen, was der Trotzkopf auch
Gleich auf der Stelle angenommen hat;
Und Hannchen darf nicht mehr aus ihrem Zimmer,
Der Vater aber weicht nicht aus dem Vorſaal, —
Aus dieſem folgt? —

Malerin.

Wie kommt mein Bruder nur
Auf dieſen Einfall!

Carl.

Dieſer Einfall muß
Doch ſehr natürlich ſeyn, da andre Leute
Ihn auch gehabt. Sogar ich, liebe Tante,

Den Sie der Kälte und des Egoismus
So oft beschuldigten, ich hab' ihn auch
Gehabt, den Einfall.

Malerin.

Doch wohl nur gehabt?
Im Anfall einer wunderlichen Laune.
Ich kenne keinen, der mehr Hoffnung hätte,
Ein Hagestolz zu bleiben lebenslang,
Als dich, auch keinen, der es mehr verdiente.

Carl,

(macht eine kleine Verbeugung.)

Wohl weiß ich, daß die meisten Frauenzimmer
Die Hagestolzen und die Spinnen nicht
Gut leiden können. Und Sie haben auch
Gerechte Ursach.

Malerin.

Still, o still! du kommst
Sonst wieder auf dein altes Lieblingsthema.

Carl.

Könnt' ich mir doch die Unart abgewöhnen,
Den Leuten immer nur die Wahrheit sagen
Zu wollen.

Malerin.

Deine Wahrheit kenn' ich schon.

Carl.

Doch den Entschluß noch nicht, den ich gefaßt,
Auf Stand und Würden eines Hagestolzen
Verzicht zu leisten. Deshalb komm ich her;
Das wollt' ich Ihnen sagen, liebe Tante.
Ich bin entschlossen, unter Hannchens Herrschaft
Mich zu begeben, wenn sie Lust hat.

Malerin.

Wohl
Erinnert. Wenn sie Lust hat; was ich fast
Bezweifeln möchte.

Maler,

(der schon eine Weile nachdenkend gestanden hat, kehrt sich auf einmal zu Carl und seiner Frau.)

Was? wer will bezweifeln,
Daß einem Künstler allerdings erlaubt sey,
Nicht einzig und allein das wirklich Schöne
Zu seinem Gegenstande zu erwählen;
Ist die Behandlungsart nur gut und schön.

Malerin.

Ei freilich, lieber Mann, du hast ganz Recht.
Wir sprachen hier von etwas Andrem.

Maler.

So?

Es ist mir doch, als hättet Ihr mit mir
Davon gesprochen, daß —

Malerin.

Du irrst; wir haben
Gar nicht mit dir gesprochen.

Maler.

So! so, so!

(Tritt wieder an die Staffelei.)

Carl.

Sie zweifeln, daß mich Hannchen nehmen wird?

Malerin.

Ich zweifle stark.

Carl.

Ich aber nicht, auf Ehre!
Sie ist vernünftig, hat mich diesen Morgen
Gelassen angehört, und ich erklärte alles,
Selbst das verschwieg ich nicht, daß ihr Vermögen
An meinem Entschluß großen Antheil hat.

Malerin.

Das heißt zu viel auf die Vernunft gebaut.

Vierter Auftritt.

Mamſell Gabriele. Vorige.

Carl (unwillig.)

Muß aber dieſe grade jetzt uns ſtören?
Nun ich verſchiebe alles bis zum Abend,
Und rechn' auf Ihren Beiſtand!

Malerin

(begleitet Carln. Zu Gabrielen.)

Ei willkommen!
Verziehen Sie nur einen Augenblick,
Ich komme gleich zurück.

(Ab.)

Fünfter Auftritt.

Gabriele. Der Maler.

Maler.

(Nach einer Pauſe.)

Muß dieſer Arm
Mich denn beſtändig ſtören? — Warte, warte!

(Tritt zurück, betrachtet das Gemälde, läuft dann ſchnell, ohne Gabrielen zu bemerken, die ihm ihren Knix macht, holt ſich eine Lanze und einen Schild, die bei den Rüſtungen ſtehen, und kommt damit, immer auf ſein Bild hinſehend, auf Gabrielen los.)

Gabriele, (retirirend.)

Herr Holm! Herr Holm! was wollen Sie von mir!
He! Hülfe! Hülfe!

Maler.

Hülfe? wer ſchreit Hülfe?
Ah, Mamſell Gabriele, ruhig, ruhig!
Thu' Ihnen nichts, ich glaubt' ich ſey allein.
Wie gehts? Wir ſahn uns lange, lange nicht;

(Ihr Geſicht ganz nahe betrachtend.)

Sie aber conſerviren ſich recht leidlich.

Gabriele.

Erlauben Sie, daß ich mich niederſetze.
Mein Weſen iſt vom Schrecke durch und durch
Erſchüttert. Gott! — Ich fühle eine Ohnmacht.
(Läßt ſich ſchmachtend auf einen Stuhl fallen.)

Maler

(betrachtet ſie eine Weile von weitem, dann geht er hin, legt ihre Arme in eine maleriſche Lage, betrachtet ſie wieder, dann rückt er ihren Kopf etwas. Gabriele liegt mit geſchloſſenen Augen. Hierauf nimmt er ein Blatt Papier, und fängt an ſie abzuzeichnen.)

Die Stellung iſt ganz gut; es fehlt ihr aber
An Grazie. O, — wollten Sie ſo gut ſeyn,
Den Mund etwas zu öffnen, daß die untre
Kinnlade ſich ein bischen ſenkt' und ſo
Die Ohnmacht und Erſchlaffung beſſer zeigt. —
— — Recht Schade doch, daß keine Jugend mehr
In dieſen Zügen iſt.

Gabriele

(ſich plötzlich in die Höhe richtend.)

Herr! Sie verſtehen
Sich beſſer auf gemalte Angeſichter,
Als auf natürliche!

Maler.

Ei, das war ſchade!
Der Künſtler ſoll das Studium der Natur

Nie aus den Augen ſetzen. Die Natur,
Sie iſt der Leib, die Kunſt jedoch die Seele,
Verein'gung beider zeugt das höchſte Leben.

Gabriele.

Wie alt wär' ich denn wohl, daß keine Jugend
In meinen Zügen iſt?

Maler.

Vergeblich will
Die Kunſt nur auf ſich ſelbſt ſich ſtützen, —

Gabriele.

Noch
Sind meine Roſen nicht verblüht; Herr Holm! —

Maler.

Sie zeugt nur froſtige Geſtalten oder
Schimären.

Gabriele.

Und ich kenne manche andre
Urtheile über dieſe Züge, als
Die Ihrigen.

Maler.

Fort mit dem fremden Urtheil!
Autoritäten gelten immer nur
Für ſchwache Seelen; werde mich jedoch

Nie überzeugen, daß der Künſtler die
Natur verſäumen dürfe.

Gabriele.

Ueberhaupt,
Iſt es wohl höflich, daß man eine Dame,
Die ihren ſchwachen Nerven unterliegt,
In Ohnmacht ohne Hülfe liegen läßt?

Maler.

Wer die Natur verſäumt, der wird auch nicht
Von ihr begünſtigt.

Gabriele.

Iſt das Lebensart,
Herr Helm?

Siebenter Auftritt.

Malerin.

Was giebt es? Lieber Mann? Ein Streit?

Maler.

Ein kleiner Streit. Mamſell behauptete,
Der Künſtler dürfe die Natur verſäumen.

Gabriele.

Wer hat an die Natur gedacht!

Maler.

Da hörst
Du's selbst. Er soll an die Natur nicht denken.

Malerin.

Ich glaube, Mamsell Gabriele hat
Wohl weder an Natur noch Kunst gedacht.

Gabriele.

Gewiß nicht!

Maler.

So!

Malerin.

Sie hat vermuthlich mir
Etwas zu sagen.

Gabriele.

Etwas wichtiges.
Ich bitt' um einen Augenblick Gehör.

Maler.

So?

Malerin.

Seht Ihr wohl, Ihr habt Euch nicht verstanden!

Maler.

Nicht recht verstanden! Wenn versteht man euch?
Mit Weibern ist kein Streit, ich sollt' es wissen!

(Geht kopfschüttelnd an seine Arbeit.)

Malerin.

Mamsell, was haben Sie mir zu vertrauen?

(Setzen sich.)

Gabriele.

Ich hätte längst schon reden sollen; doch
Die treulos glatte Junge hielt mich ab.
Heut' Morgen sah' ich, daß er mich betrogen,
Und daß er keine Schonung mehr verdient. —
Sie wissen's besser wohl als ich, Madam,
Denn ich war damals ja noch nicht im Hause,
Daß man ein Kind, vor etwa achtzehn Jahren
An Ihres Herren Bruders Thüre fand
Und daß der Moßje Fritz der Fündling ist.
Allein Sie kennen seine Aeltern nicht.

Malerin.

Wie? Mamsell Gabriele, wissen Sie —

Gabriele.

Ich habe nur Vermuthung, aber eben
Herr Winkel — ja es muß heraus — Herr Winkel
Weiß alles, alles.

Malerin.

Ist es möglich?

Gabriele.

Ja.

Ihm ist das Kind gegeben worden, ihm;
Und er hat einen Brief, der deutlich ausweißt,
Von wem es ist.

Malerin.

Nun und der Brief?

Gabriele.

Ja eben
Das ist das Unglück. Schon vor ein'ger Zeit
War endlich ich so glücklich, daß der Brief
Mir in die Hände fiel. Ich hob ihn auf
Für eine günstige Gelegenheit;
Und heute Morgen muß ich ihn verlieren.
Zwar hat ihn ein Bedienter aufgefunden,
Und ihn dem Carl, dem jungen Herrn, gebracht;
Allein er ist zum zweitenmal verloren.
Vergebens haben wir das Haus durchsucht,
Vermuthlich hat ihn Mosje Winkel wieder.

Malerin.

Wer aber glauben Sie, daß Fritz wohl sey?

Gabriele.

Wenn mich nicht alles trügt, du lieber Gott,
So ist der Fündling Ihnen nah verwandt.

Achter Auftritt.

Winkel,
(tritt haſtig herein.)

Mamſell, ich ſuche Sie ſeit einer Stunde.

Maler.

Willkommen, mein Herr Winkel! Eben recht.
Sehr ſchön, daß Sie gekommen ſind!

Winkel.

Sie müſſen
Sogleich mit mir nach Hauſe.

Gabriele.

Nun, es wird
So dringend doch nicht ſeyn?

Maler,
(der Schild und Lanze geholt hat, zu Winkeln.)

Wohlan! Sie thun
Mir den Gefallen, dieſen Schild zu nehmen.

Winkel.

Wie? nehmen? Es iſt dringend, äußerſt dringend.

Maler,

(da Winkel nicht hört, hängt er ihm den Schild an den Arm.)
Auch diese Lanze.

Winkel.

Lanze. Etwas wicht'ges.

(Der Maler drückt ihm eben so die Lanze in die Hand.)

Gabriele.

Ich aber habe hier mit Madam Holm
Auch etwas äußerst wichtiges zu sprechen.

Winkel,

(sucht sich Gabrielen zu nähern, und sie auf die Seite zu ziehen.)

Mamsell, ich bitte Sie, Herr Koller haben —

Maler.

Belieben Sie anjetzt den linken Arm —

Winkel.

Herr Koller haben —

Maler.

Schützend vor die Brust —

Winkel.

Herr Koller haben selbst bereits nach Ihnen
Gefragt.

Gabriele.

So gehn Sie nur voraus, Herr Winkel.
Ich folge Ihnen gleich.

Winkel.

Unmöglich.

Maler.

Hier,
Den rechten Arm, den ſchwingen Sie, ausholend
Zum Stoße oder Wurf raſch in die Höh'.

Winkel.

Die Höh'. Sie müſſen ſchlechterdings mit mir.
Herr Koller haben ſtreng mir anbefohlen,
Sie mit zu bringen. — Wie geſagt, Sie kommen!
Ich ſuche Sie ſchon eine Stunde lang.

(Der Maler ſetzt Winkels Arme in die verlangte Stellung, und holt dann Papier und Bleiſtift.)

Malerin.

Wenn Sie Herr Winkel denn durchaus nicht läßt,
So gehn Sie nur, und kommen recht bald wieder.

Winkel,

(Gabrielen auf die Seite ziehend.)

Ich bitte Sie ums Himmelswillen, Beſte,
Sie haben doch von unſerem Geheimniß
Nichts an Madam verrathen?

Maler.

Halt! Herr Winkel!
Erlauben Sie! So geht es nicht, Sie müssen
Den Arm nicht sinken lassen.

Winkel,

(macht sich von ihm los. Zu Gabrielen.)

Glauben Sie,
Ich trüg' allein die Schuld?

(Spricht heimlich mit ihr.)

Malerin.

O lieber Mann,
Laß doch Herrn Winkel gehn!

Maler.

Nur still! Mein Kind!
Was hilft mirs, wenn er stets die Stellung ändert!

Malerin.

Du siehst, er hat ganz andre Ding' im Kopfe.

Maler.

Ganz andre Ding' im Kopf? Das wüßt' ich nicht!
(Geht an sein Gemälde.)

Neunter Auftritt.

Fritz,

(ein Bündel unterm Arm.)

Da bin ich, Tante, und mit Sack und Pack;
Denn heute komm' ich nicht bloß zum Besuch.
Ich bleibe ganz, wenn du mich anders willst.

Malerin,

(ihm die Hand reichend.)

Willkommen, Fritz! Auf jede Art willkommen!

Fritz.

Man hat mich aus dem Hause fort gejagt.
Ich habe mirs nicht zweimal sagen lassen.

Malerin.

Ich weiß es schon. Mein Bruder ist ein Hitzkopf;
Und du bist trotzig.

Fritz.

Hart ging es mich an,
Als hier mein Bündel endlich fertig war,
Und zögernd ich die Treppe hinunterging,
Und alles was ich ansah, Leben mir
Zu haben schien und eine liebe Stimme,

Mir Lebewohl zu sagen. Ja, 's war hart!
Und meine Augen wollten sich ihr altes,
Doch lang' entwöhntes Recht nicht nehmen lassen.

Malerin.

Mein armer Fritz!

Fritz.

Jetzt ist es wieder gut.
Es ist vorbei, und ich bin nicht mehr traurig,
Denn Hannchen bleibt doch mein!

Malerin.

Weißt du's gewiß?

Fritz.

O ja!

Malerin.

Hör', lieber Mann!
Da ist der Fritz.

Maler.

Der Fritz! Sieh da. Willkommen.

Malerin.

Er hat sich mit dem Bruder überworfen,
Und will so lange hier bei uns verbleiben,
Bis sich die Sache wieder ausgeglichen.

Fritz.

Das möchte lange dauern, beste Tante.

Maler.

Du bist von ganzem Herzen mir willkommen.
Du bleibst bei uns, auf immer, wenn du willst;
Auf immer, ja, du mußt auf immer bleiben.
Ich freue mich darauf, in meiner Kunst
Dich einzuweihen.

Fritz.

Vor allen Dingen gieb
Etwas zu essen, liebe Tante, denn
Mich hungert, und ein Mensch der hungrig ist,
Der taugt nicht viel.

(Die Malerin setzt etwas zu essen auf einen kleinen Tisch, der Staffelei gegenüber, auf der andern Seite des Theaters. Fritz setzt sich und ißt. Winkel nähert sich der Malerin. Gabriele steht zwischen ihm und Fritz.)

Winkel.

Ich bitte um Verzeihung,
Daß mit Vergessung schuld'ger Artigkeit,
Mit gänzlicher Beseitigung des Wohlstands,
Ich gleichsam in dies Zimmer eingebrochen.

Maler.

Ihr Diener, mein Herr Winkel; freut mich sehr,

Daß Sie uns auch beſuchen. Nun was bringen
Sie uns denn Gutes?

Winkel.

Gutes. Hab' ich nicht
Die Ehre ſchon gehabt, vorhin von Ihnen
Bemerkt zu werden.

Maler.

So?

Winkel.

Ich ging die Frau
Gemalin eben um Verzeihung an,
Von wegen meines unmanierlichen
Betragens, und ich wiederhole dieſes
Geſuch noch einmal gegen Sie.

(Er zieht das Schnupftuch heraus, zugleich den Brief ohne Adreſſe. Gabriele hebt ihn ſchnell auf; Winkel dreht ſich nach ihr um, ſie verbirgt den Brief hinter dem Rücken. Fritz, der es bemerkt hat, nimmt ihr ihn ganz ſachte aus den Händen. Sie dreht ſich wieder nach Fritzen um. Dieſer ſteckt den Brief in den Buſen und nickt ihr ſpottend zu.)

Malerin.

Ich denke,
Die Höflichkeit, die blos im Aeußern liegt,

Die überſieht man gern, iſt's
(Auf das Herz deutend.)
hier nur richtig.

Winkel.

Iſt's hier nur richtig! Doch erlauben Sie,
Daß ich mich jetzt mit der Manſell empfehle.
Herr Koller wird auf uns gewartet haben.

Materin.

Was eilen Sie?

Winkel.

Herr Koller möchte zürnen.
Auch bleib' ich ungern in der Nachbarſchaft
Der eiſernen Figuren.

Fritz.

Ah, der Traum,
Gewiß der Traum!

Winkel.

Der Traum! Ja denken Sie,
Zwei ſolche Männer ſchlugen mich im Traume
Mit ihren Eiſenfäuſten braun und blau.

Fritz.

Du mußteſt auch vor ihnen hinknien.

Winkel.

Ja,
Es überläuft mich noch ganz kalt und heiß.
Erlauben Sie, wir gehn, empfehlen uns. —
(Bietet Gabrielen, die unentschlossen dasteht, den Arm. Ab.)

Malerin.

Wir sehn uns heut' noch, Mamsell Gabriele.

Zehnter Auftritt.

Maler. Malerin. Fritz.

Fritz.

Da hab' ich eben einen Brief erobert.
Der Winkel zog ihn mit dem Schnupftuch aus,
Und Gabriele hob ihn heimlich auf,
Vermuthlich um ihn unbemerkt zu lesen,
Ich nahm die Braut ihr freundlichst wieder ab!

Malerin.

Wie? diesen Brief zog Winkel aus der Tasche?

Fritz.

Wahrscheinlich ist's das Briefstein ohn' Adresse,

Das man heut' früh in unserm Hause fand,
Auch hier ist keine.

Malerin.

Laß doch sehn. — Der Brief
Darf nicht zurück in Winkels Hände kommen.
Gesetzt es sey auch der, den du erwähntest.
Wer giebt ihm denn das Recht ihn zu behalten?
Hör, lieber Mann, komm, zieh dich eilig an,
Du mußt den Brief dem Bruder überbringen.
Seit Jahren kamst du zwar nicht in sein Haus,
Doch mußt du hin, die Sache ist zu wichtig.

Maler.

Wie?

Malerin.

Diesen Brief mußt du dem Bruder bringen.
Er ist von Wichtigkeit. Komm, zieh' dich an!

Maler.

Mich anziehn? So? ein Brief. — Er ist an mich?

Malerin.

I nein! Du sollst ihn meinem Bruder bringen.

Maler.

So? deinem Bruder? Was? Bedenkst du nicht
Wie hat mich dieser kalte Mann behandelt.

Erinnerst du dich an sein Urtheil noch,
Betreffend Maler und die Malerei?
Seit jenem Tag' betrat ich nicht sein Haus,
Denn wer von dieser Kunst, der göttlichen,
So sprechen kann, wie dieser Laie sprach — —

Malerin.

Er ist mein Bruder, lieber Mann. Es gäbe
Ja auch Gelegenheit, Euch zu versöhnen.
Was soll der Haß und Streit? Der Mensch gewinnt
Nur durch die Liebe. — Und die Sache selbst
Ist äußerst wichtig. Sie betrifft den Fritz.

Maler.

Den Fritz? — So! Nun was ist's denn eigentlich
Mit diesem Brief?

Malerin.

Das sag' ich dir nachher.
Zieh dich nur an.

Maler.

Es sey! So hole mir
Die Sonntags-Kleider

Malerin.

Lieber Fritz! Ich kann
Vielleicht dir heut' noch großes Glück verkünden!

Fritz.

Ist's möglich? Hättest du? Verschweig' mirs nicht!
Ist Hoffnung da für mich und Hannchen? Sprich!

Malerin.

Das nicht! — Doch giebts kein andres Glück für dich?

Fritz.

Ein andres Glück? Was nennst du Glück für den,
Dem du den Athem nimmst zum Leben?

Malerin.

Gott,
Ich will dir ja dein Leben lassen, will
Dir ja nur geben, was es noch verschönert.

Fritz.

Ich traue dir! Jetzt geh' ich, einen Plan
Ins Werk zu setzen. Ich muß Hannchen sprechen.
Auf Wiedersehen, Tante!

(Ab.)

Malerin.

Vieles Glück!

(Nach der andern Seite ab.)

Eilfter Auftritt.

Maler (allein.)

(Er ist emsig beschäftigt. Nach einiger Zeit die Malerin mit ihres Mannes Kleidern.)

Malerin.

Hier sind die Kleider, — deine Kleider! Nun
Du sollst dich anziehn.

Maler.

Anziehn? Se. Warum?

Malerin.

Erinnerst du dich nicht? du sollst den Brief
Dem Bruder bringen.

Maler.

Ja, erinnre mich.

(Malt fort.)

Malerin.

Es leidet aber keinen Aufschub.

Maler.

Nein.

Ganz recht.

Malerin.

Hier sind die Kleider.

Maler.

Gut! ich danke!

Malerin.

Du mußt dich aber anziehn.

Maler.

Allerdings!
O ich erinnre mich jetzt ganz genau!

Malerin.

Du sollst dich anziehn! anziehn! und jetzt gleich!

Maler.

Ja so! — Jetzt gleich?
(Den Kopf nach ihr wendend.)

Malerin.

Jetzt gleich; sonst wird's zu spät.

(Sie zieht ihm den Schlafrock aus; er behält Pallette und Pinsel in den Händen. Sie macht ihm die Halsbinde um, er dreht sich während dem wieder nach dem Gemälde und entläuft ihr dann, um ein paar Striche daran zu machen. Sie bringt ihm den Rock. Er fährt in den einen Aermel, tritt dann in einige Entfernung vom Bilde, es zu betrachten, und läuft wieder hin, etwas daran zu malen. Sie folgt ihm überall, den Rock haltend.)

Maler.

Die Hand ist allzufleißig oft im Kleinen,
Der Ueberblick erst lehrt bei jedem Theile
Ans Ganze denken.

(Zieht den Rock an. Die Malerin geht, um ihm Hut und Stock zu holen.)

Dürft' ich doch mich nimmer
Von meiner lieben Staffelei entfernen!
Doch nur zu oft dringt das gemeine Leben
Sich in das Heiligthum der Kunst! es flieht
Vor seinem Anblick schüchtern die Begeist'rung; —
Das tägliche Bedürfniß reicht dem Künstler
Die hartbeschwielten Hände fordernd hin;
Der Künstler glüht vom innern heil'gen Feuer,
Doch seine Kinder frieren, schrei'n nach Brodt.

(Die Weste zuknöpfend, geht er langsam bis an den äußersten Rand des Theaters, bleibt dort eine Weile unbeweglich stehen und blickt starr und steif nach den Zuschauern.)

Malerin,

(kommt, den Hut abbürstend.)

Hier deinen Hut und Stock, und nun geschwind.

Maler.

Ich gehe schon. Ich gehe schon.

(Will fort.)

Malerin.

Den Brief,
Den Brief nicht zu vergessen.

Maler.

Ja den Brief.
Was soll's denn eigentlich mit diesem Briefe.

Malerin.

Die Mamsell Gabriele hat mir eben
Entdeckt, daß Winkel Fritzens Herkunft kennt.

Maler.

Was?

Malerin.

Daß er einen Brief besitzt, der alles
Erklärt, und dieser Brief, vermuth' ich fast,
Er ist's!

Maler.

Und das entdeckt sie mir erst jetzt!
Ihr Weiber bringt das wichtigste doch immer
Zuletzt! — Ich geh', ich eile!

(Geht fort.)

Malerin.

Warte doch!
So warte doch! — Du weißt ja nicht —

Maler.

Was denn?

Malerin.

So komm, ich will im Geh'n dirs noch erklären!

(Beide ab.)

Dritter Aufzug.

(Zimmer wie im ersten Aufzuge.)

Erster Auftritt.

Gabriele und Hannchen. (Aus der Seitenthüre kommend.)

Hannchen.

Nun, beste Gabriele, rathen Sie,
Was soll ich thun?

Gabriele.

Vier Freier auf einmal,
Ist freilich viel, jedoch die Wahl nicht schwierig.

Hannchen (seufzend.)

Ach, Gabriele! schwerer als Sie denken.

Gabriele.

Herr Koller sind zu alt, zu — kurz für Sie
Gar nicht gemacht.

Hannchen.

Ja wohl!

Gabriele.

Herr Winkel paßt
Noch weniger für Sie. Nein, ganz und gar nicht.
Er ist zwar keinesweges etwa zu alt,
Indessen muß er doch ein Mädchen haben
Von reiferm Alter, die ihn stets beherrscht.
Er hat ein heftig brausendes Gemüth —

Hannchen.

Das dächt' ich nicht.

Gabriele.

Und viel Untugenden,
Die eine kluge würd'ge Frau durch ihre
Autorität in lauter Tugenden
Und Liebenswürdigkeit verwandeln kann.

Hannchen.

Ich wünsche Ihnen Glück. Wir wollen sehn,
Was Sie aus dieser Raupe ziehn.

Gabriele.

Der junge
Herr Koller ist zwar in dem rechten Alter,
Indessen möcht' ich doch zu ihm nicht rathen.

Hannchen.

Ach nein!

Gabriele.

Er ist zu kalt, wie soll ich sagen —
Zu kalt, ist nicht gefühlvoll — ist so recht
Ein wunderlicher Mensch, in den ich mich
Nicht finden kann. Und seine indecenten
Frivolen Aeußerungen über Weiber!
Zu diesem allem kommt noch, daß er gar
Lustspiele schreibt. Lustspiele! Lieber Gott!
Ein Lustspielmacher! der wird nicht mein Mann!

Hannchen.

Wie so denn?

Gabriele.

Ei, ein Lustspieldichter ist
Ein Mensch — ein Mensch — er ist kein Mensch!
Er macht
Sich über alles lustig, lacht, und weiß
Nichts von Gefühl und von Empfindsamkeit;
Kennt nicht die süßen Thränen, die uns die Klagen
Der Tochter aus den Augen pressen, die

Ein harter Vater zu der Heirath zwingt,
Nicht dessen Leiden, den die grausame
Haushälterin vor unserm Angesichte
Zu Tode quält. — Ein Lustspiel! Nein ich mag
Kein Lustspiel sehn!

Hannchen.

Da sind wir sehr verschieden.

Gabriele.

Nein! nein! Kein Lustspiel mag ich wieder sehn!
Vor ein'gen Jahren, ja da ging mir's schön;
Da laß' ich mich bereden, geh' in's Schauspiel.
Zu meinem Unglück gaben sie ein Lustspiel,
Das brachte mich zum Lachen, denken Sie!
Mich Aermste! ach, es brachte mich zum Lachen!
Ich gab mir alle Müh' es zu verbeissen,
Allein umsonst! Ich biß mich in die Zunge,
Ich knipp mir beide Arme blau! Vergebens.
Ich lacht' und hätte lieber weinen mögen;
Und konnt' das Lachen nicht einmal verbergen.
Ich habe mich auch tief geschämt.

Hannchen.

Da thaten
Sie wohl daran.

Gabriele.

Mit einem Wort: der junge

Herr Koller ist für Sie kein Mann. Verlassen
Sie sich auf mich; ein Lustspieldichter ist
Ein schlechter Ehemann. — Jetzt bleibt uns noch,
Da diese drei Liebhaber abgefertigt, —
Der viert' und letzte: unser Mosje Fritz.
Ja, gäb' es noch die alten guten Zeiten,
Und zürnten Sie auf ihn nicht so entsetzlich,
Dann, meint' ich, dann bedürft', es keiner Wahl.

Hannchen.

Er hat mich sehr beleidigt, und ich bitte,
Nicht mehr von ihm zu sprechen.

Gabriele.

Gut! ich schweige.
Wir sprechen von was anderm. — Aber doch
Gedauert hat er mich, der gute Fritz.
Ich half ihm diesen Morgen seine Sachen
Zusammenpacken. Lieber Gott! — Allein
Ich schweige.

Hannchen.

Ohne Abschied ging er fort!

Gabriele.

Hat der Papa nicht Schildwach hier gestanden?
Der arme Mensch! die Augen voller Wasser! —
Jedoch ich schweige!

Hannchen.

Hätt' er wenigſtens
Nicht an mich ſchreiben können?

Gabriele.

O Geduld,
Ich wette drauf, er läßt bald von ſich hören.
Allein, verzeihen Sie. Sie wollen ja
Nichts von ihm wiſſen.

Hannchen.

Nein.

(Nach einer Weile.)

Er ſprach mit Ihnen?

Gabriele.

O ja!

Hannchen (gleichgültig thuend.)

Was ſprach er denn?

Gabriele.

So manches. Doch
Sie wollen ja —

Hannchen.

Es iſt auch wahr! Ich dachte
Nicht mehr daran. (Wieder eine Pauſe)

Gabriele.

'S iſt ſchönes Wetter.

Hannchen.

Ja.

Gabriele.

Sie werden mit Papa ſpazieren fahren? (Pauſe.)

Hannchen (kleinlaut.)

Du lieber Himmel! Wo er jetzt wohl ſeyn mag!

Gabriele.

Wer? meinen Sie Herrn Keller?

Hannchen (verdrießlich.)

Nein!

Gabriele.

Wen ſonſt?

Hannchen.

Ich meine niemand!

Gabriele.

So! (Pauſe.)

Hannchen.

Was quäl' ich mich?
Ich bin ein armes thörichtes Geſchöpf.
Ach beſte Gabriele, ſprechen Sie;

Erzählen Sie mir alles, was er sprach.
Was sagt' er, als er ging? Wie sah er aus?
Wo ist er jetzt?

Gabriele.

Ich wollte gern erzählen,
Allein ich hör' ihn draußen.

Hannchen.

Wen denn? — Wen?

Gabriele.

Da! —

Zweiter Auftritt.

Koller

(legt Hut und Stock auf den Tisch. Zu Gabrielen.)
Sie kann gehn. (Gabriele geht ab.)
Auch du gehst auf dein Zimmer!
(Hannchen will gehen.)
Nein! bleiben sollst du!
(Geht auf und ab, nach einer Weile dann:)
Also Mißverständniß,
Nur Mißverständniß war es?

Hannchen (ſchüchtern.)

Ja, Papa!

Koller.

Der junge Herr, der war gemeint; und ich,
Ich dummer Teufel merk' es nicht und bilde
Mir ein, ſie meine mich und wolle mich
Heirathen. (Geht haſtig auf und ab.)

Hannchen.

Ja.

Koller.

Ich war's mithin auch nicht,
Den man ſo lobte.

Hannchen.

Nein.

Koller.

Ich alſo bin
Nicht raſch und munter —

Hannchen.

O das wohl —

Koller.

Nicht gut?

Hannchen.

O ja!

Koller.

Nicht hübsch gewachsen. Wie?

Hannchen.

O ja!

Koller (geht hin und her.)

Ich habe keinen angenehmen Blick?

Hannchen.

O ja!

Koller.

Ich bin nicht liebenswürdig. Wie?

Hannchen (seufzend.)

O ja!

Koller.

Nun also! — also! — Wie? — (Bei Seite.)
Zum Henker,
Ich kann nicht böse seyn! Ich wollt' es doch,
Recht grimmig unversöhnlich wollt' ich thun,
Jetzt aber fällt mir aller Muth — zum Teufel,
Hätt' ich die Bübin nur nicht angesehen.
Wie sie so dasteht! — Mach' die Augen zu! —
Nun ist's zu spät. — Sie sieht wohl böse aus?
(Zu Hannchen.)
Hör'! —
(Geht ein paar Schritte nach ihr zu, kehrt aber wieder um und steht, und sieht sie von der Seite an, endlich schnell.)

Höre! ich verzeih' dir alles! alles! —
Ich werde mich so angenehm betragen,
Daß du gezwungen bist nur mich zu lieben.
Wie? Mädchen, Wie?

Hannchen.

O ja! —

Koller.

Der junge Herr
Wird bald vergessen seyn, denk' ich; denn solche
Frühzeit'ge Liebeleien sind zu früh
Gereifte Aepfel, die der erste Wind
Vom Baume schüttelt.

Hannchen.

Wenn sie trotz des Windes
Nicht etwa sitzen bleiben. — —

Dritter Auftritt.

Fritz
(verkleidet mit einem Kasten mit Galanterie-Waaren.)

Nichts gefällig?
Sehr schöne Waaren!

Koller.

Nein, ich kaufe nichts. —
Ich kaufe nichts! — Doch ja, komm' er nur her,
Hier an den Tisch — doch halt! Re, hör' er Freund,
Re! Wie? — Geh' er nur auf den Saal hinaus,
Ich komme nach. (Fritz geht ab.)
Der Mann kommt wie gerufen.
Ich muß dir etwas kaufen, Hühnchen, Wie?
So zur Versöhnung. Wie? (Läuft hinaus.)

Hannchen,

(die gefalteten Hände freudig an die Brust drückend.)

Gott! das war Fritz!

Koller

(Er bringt einige Kästchen, die er auf den Tisch setzt, und dabei beschäftigt ist. Auf seinem Rücken ist an einem Knopfe ein Brief befestigt.)

Nun Hühnchen komm' und sieh, und lies dir aus!
Hier Ringe, Medaillons; hier Nadeln, Fächer —
(Hannchen nimmt den Brief vom Knopfe, und verbirgt ihn.)

Hannchen.

Am liebsten möcht' ich wohl ein Körbchen haben;
Ich brauchte eben jetzt wohl mehr als eins.

Koller.

Wir wollen fragen, ob ſie Mode ſind.

(Läuft hinaus. Hannchen nimmt ſchnell ein Blatt Papier aus dem Schreibtiſch und ſchreibt etwas darauf, legt es zuſammen, reißt dann von ihrem Kopfputz oder Kleide ein Band ab, und befeſtigt das Papier daran.)

Der Menſch da, meint, man brauchte ſie nicht mehr,
Er ſagt, man würd' auch ohne Körbchen fertig. —
Nun, haſt du dir nichts anders ausgeleſen?
Da giebt's ja manche andre hübſche Sachen.
Du mußt zum Zeichen unſerer Verſöhnung
Dir ſchlechterdings was nehmen.

(Hannchen hängt ihr Papier wieder Kollern auf den Rücken.)

Hannchen.

O ich bin
Von der Verſöhnung völlig überzeugt.

Koller.

Nein, nein! es hilft dir nichts. — Ich dächte — Wie?
Ein Medaillon. Ja, ja! Ein Medaillon;
Auf eine Seite kommt mein Bild, und auf
Die andre kommt mein Name ſchön geflochten
Von meinen Haaren.

Hannchen.

Aber dann nicht dies
Mit weißem Grunde; grau auf weiß läßt nicht.

Koller.

Nun dieses hier mit rosenrothem Grunde.

Hannchen (lächelnd.)

Ja rosenroth und grau, das paßt.

Koller.

Das paßt!
Ja rosenroth und grau, das paßt.
(Geht mit dem Kästchen ab.

Hannchen.

(Sie zieht Fritzens Brief hervor, geht dann nach der Thüre und horcht. Dann kommt sie zurück.)

Was wird
Er schreiben! — Wie mir meine Hände zittern!

Koller

(bemerkt gleich im Hereintreten den Brief in Hannchens Händen.)

He! he! was hast du da für einen Brief?

Hannchen (verlegen.)

Es ist der Brief, der ohn' Adresse heut'
Im Haus gefunden ward.

Koller.

So? Ohn' Adreſſe?

Hannchen.

Ich hab' ihn hier gefunden, hier am Schreibtiſch
Im Winkel.

Koller.

So? im Winkel. Iſt mir lieb,
Recht lieb. — Da ſieht man, wie die Leute ſuchen.
Das ganze Haus hab' ich durchſuchen laſſen,
Und liegt dahier! (Er ſtreckt die Hand danach aus.)

Hannchen.

'S iſt ſonderbar, nicht wahr?

Koller.

Ja wohl! Gieb ihn nur her.

Hannchen.

Ich möchte doch
Auch wiſſen, was in dieſem Briefe ſteht.

Koller.

Nein! Gieb ihn her, das werd' ich ſelbſt ſchon ſehen.

Hannchen.

Sie wollen ihn doch etwa nicht erbrechen?

Koller.

Ja freilich! und warum nicht?

Hannchen.

Gott bewahre!
Bedenken Sie, er könnte ja für Sie
Gar nicht geschrieben seyn!

Koller.

Was kümmert's mich?

Hannchen.

Er könnte einem Fremden zugehören, —
Sie könnten Ungelegenheiten —

Koller.

Na!
(Nimmt ihr ihn weg.)
So nehm' ich ihn indessen in Verwahrung.
Der Eigenthümer wird sich ja doch melden.

Hannchen (halbweinend.)

Das wird er bleiben lassen!

Koller.

Wie? das wird
Er bleiben lassen?

Hannchen.

Nun, ich meine nur.

Koller.

Und wenn sich niemand meldet; na! auch gut,
So les ich ihn mit vollem Recht.

Hannchen.

Aber —

Koller.

Wie?

Hannchen.

Ach, ich meine nur!

Koller.

Ja so!
(Hängt das Medaillon Hannchen um.)
Ich habe
Den schönen Schmuck im Aerger heute früh
Dem Kaufmann wieder hingetragen; doch
Jetzt geh' ich gleich, und hol' ihn wieder her.
Nicht wahr, mein Hühnchen? Wie? — Allein, mein Lämmchen,
Du mußt indeß dein Zimmer hüten; komm'!
Blos mir zu Lieb'. Es könnte sich zur zweiten
Versöhnung etwa Anlaß finden.
(Führt sie ins Seitenzimmer und schließt die Thüre zu.)

So!
Ein Mädchen muß man wie's Gewissen hüten! (Ab.)

Vierter Auftritt.

Winkel (allein.)

Ich irr' in meiner Herzensangst umher
Gleich einem angeschoßnen Hirsche. Kürzlich
Wird mir mein Brief vom Zimmer weggestohlen,
Heut' früh bringt ihn das Ungefähr mir wieder,
Doch blos um ihn auf's neue mir zu rauben.
Wird er gefunden und gelesen, ach,
Kommt es heraus, wer Fritzens Eltern sind,
Ade dann, schöner Schmuck aus Fritzchens Windeln!
Mein Winkel, Schimpf und Schande wird dein Theil!
Und obendrein schnappt diesen Mosje Fritz
Das schöne Hannchen, und ihr schönes Geldchen
Dir vor der Nase weg. — O Winkel! Winkel!
Könnt' ich zwei Worte nur mit Hannchen sprechen,
Erforschen, wie sie gegen mich gesinnt!
Der Fritz steht allerdings mir sehr im Wege,
Doch meine Anerbietungen sind groß,
Der arme Teufel aber kann nichts geben,
So lange seine Aeltern nicht bekannt.

O Brief, o Brief! o unglücksvoller Brief!
(Geht nach der Seitenthüre.)
Verschlossen, fest verschlossen. — Mamsell Hannchen!
Hm! Mamsell Hannchen!

Fünfter Auftritt.

Gabriele,

(die während dem herein getreten, und herbei geschlichen ist, faßt jetzt plötzlich Winkeln bei der Hand, und schleudert ihn von der Thüre weg.)

So ertapp' ich Sie!
Da, nun liegt alles klar vor meinen Augen!

Winkel.

Vor meinen Augen. Was? Was liegt denn da?

Gabriele.

Ihr schlechtes Herz, und die Verrätherei;
Untreue, Schuld — Verlegenheit, Rothwerden;
Abscheulichkeiten, hintergangne Liebe!
Ein Ungeheuer, eine ganze Hölle!

Winkel

(bietet ihr einen Stuhl, und setzt sich selbst.

Belieben Sie doch Platz zu nehmen.

Gabriele.

So!
Sie spotten meiner noch! — Betrogne Liebe
Verwandelt sich in Haß. Die Rache ist
In meinen Händen.

Winkel.

Wollen Sie mich hören?

Gabriele.

Ich will nicht! Warum schwieg ich doch so lange?

Winkel.

Warum vertraut' ich Ihnen mein Geheimniß!

Gabriele.

Warum ließ ich mich diesen Morgen noch
Bereden, abermals zu schweigen.

Winkel.

Weil's
Ihr eigner Vortheil ist.

Gabriele.

Mein eigner Vortheil?
Mein Vortheil ist zu reden, nicht zu schweigen!

Winkel.

Zu schweigen. Halt! Wenn Sie mich nun verrathen,

Wird's Ihnen nützen? Nein! Ich läugne alles!
Wer will mich überführen? Und geſetzt,
Man überführte mich; dann kommt die Schuld
Auf Sie, daß Sie nicht längſt geſprochen haben,
Doch wenn Sie ſchweigen, bleib' ich auch der Alte,
Der Ihrige, und biete Herz und Hand,
Und nebenbei den ſchönen Windelſchmuck.
Was meinen Sie? Daß ich hier Hannchen rufte,
Geſchah, weil ich ihr Nachricht bringen wollte
Von Moßje Fritz.

Gabriele
(den Finger hebend.)
Ja?

Winkel.
Ja.

(Gabriele reicht ihm nach einigem Zögern verſchämt mit abgewandtem Geſicht ihre Hand, die er küßt.

Sechster Auftritt.

Der Maler (hastig.)

Aha! Herr Winkel!
Sie wissen ja, wer Fritzens Eltern sind!
Das sollten Sie so lange nicht verschweigen.

Winkel.

Verschweigen! Ich? Wer hat denn das gesagt?

Maler.

Gesagt? da steht sie. Mamsell Gabriele!

Gabriele.

Ein Mißverständniß, nur ein Mißverständniß.

Winkel.

Ein Mißverständniß! nur ein Mißverständniß.

Maler.

Ein Mißverständniß?

Gabriele.

Ja, ein Mißverständniß.

Winkel.

Ein Mißverständniß! (Gehn ab.)

Maler.

Mißverständniß? halt!
Was soll das heißen? Halt, Herr Winkel, halt!
Was heißt denn das? ein Miß- ein Mißverständniß?
Sie laufen mir davon! — Es wird sich zeigen.
Ich habe ja den Brief. — Doch wär' es schade,
Wenn Fritz durch die Entdeckung seiner Eltern
Mir und der Kunst entrissen werden sollte.
Er ist es werth, daß er ein Maler werde,
— Ja, er verdient's. — Mit wem denn tauscht' ich wohl?
— Wenn ich vor der Verworrenheit des Lebens,
Und auch bisweilen vor mir selbst gerettet,
An meiner Leinwand sitze, freundlich mich
Der Morgensonne erster Strahl begrüßt,
Wenn neuer Muth den Busen kräftig hebt,
Und meine Schöpfung in dem Wiederschein
Des innern Lebens höher noch erglüht
Als in der Morgensonne! —
(Stockt und betrachtet sich mit befremdeten Blicken.)
O, was treibt
Mich denn aus meiner Heimath in die Fremde? —
Könnt' ich doch, was mich hier beengt und drückt,
Mit diesen Kleidern wieder von mir werfen.

Siebenter Auftritt.

Carl

(guckt zur Thüre herein und nähert sich dann.)

Ich hab' erfahren, daß Sie hier sind, Onkel.
Sie könnten mich verbinden —

Maler (zerstreut.)

Guten Morgen!

Carl.

Ich dächte, bester Onkel, guten Abend!
Die Sonne will beinah' zu Bette geh'n.
Sie könnten mich aufs äußerste verbinden —
Wenn Sie den Brief hier Hannchen geben wollten,
So daß es nicht der Vater merkt, er ist
Von größter Wichtigkeit für mich und sie.
Ich bitte, Onkelchen!

(Er reicht dem Maler, der in Gedanken steht, den Brief hin. Dieser nimmt ihn in der Zerstreuung, und behält ihn in der Hand.)

Maler.

Was meinen Sie,
Ist nicht der Hintergrund an dem Gemälde,
Das Sie heut' Morgen sahen, gut gewählt?

Carl.

Sehr wohl gewählt.

Maler.

Verzeihn Sie mir, daß ich
Auf mich und mein Gemälde wieder komme.
Hat man zur Arbeit rechte Lust und Liebe,
Dann ist man, auch entfernt, doch stets dabei.

Carl.

Ja wohl.

Maler.

Die Landschaft vor dem Fenster brachte
Mich zu der Frage: sehn Sie diesen Himmel,
Und die Beleuchtung? Nun, was meinen Sie?

Carl.

Es ist vortrefflich. Doch ein andermal!
Entschuld'gen Sie, daß ich Sie jetzt verlasse.
Ich wünschte nicht, daß uns mein Vater träfe.

(Geht ab.)

Achter Auftritt.

Maler (allein.)

(Er steckt den Brief ein, tritt ans Fenster und öffnet es.)

Ein dunkler Wolkenhimmel! Kühne Felsen
Im rechten Vordergrund, die Abendsonne
Giebt die Beleuchtung; durch den Hintergrund
Ziehn Nebel hin, und bergen uns die Aussicht;
Zur linken ein vom Blitz gespaltner Baum.

Neunter Auftritt.

Koller

(bleibt erst stutzend stehn.)

Herr Schwager! Ei, was bringt Sie in mein Haus?

Maler

(dreht sich um. Sie begrüßen sich kalt.)

Ich habe lang' auf Sie gewartet.

Koller.

So?

Maler.

Ich komme nicht um meinetwillen her;
Um eine fremde Sache tritt mein Fuß
Auf diese Schwelle.

Koller.

Wen betrifft sie? Wie?

Maler.

Den Fritz.

Koller.

Fürsprecher! Ah, ich merke schon.
Vergebens.

Maler.

Keineswegs. Er bedarf
Nicht Ihrer. Meine Kunst wird ihn ernähren.
Allein, was ich für ihn verlange, dürfen
Sie nicht verweigern.

Koller.

Wie?

Maler.

Wir haben jetzt
Die Hoffnung, seine Eltern zu entdecken.

Koller.

Das soll mir wahrlich lieb seyn.

Maler.

Man vermuthet,
Daß Winkel seine Herkunft kenne.

Koller.

Was?

Maler.

Und daß er einen Brief besitzen solle,
Der uns das Räthsel auflöst. Dieser Brief —

Koller.

Nun, dieser Brief?

Maler.

Es ist in Ihrem Hause
Ein Brief gefunden worden —

Koller.

Allerdings!
Ja, der ist hier in meiner Tasche. Wie?

Maler.

Sie haben ihn?

Koller.

Ich hab' ihn. Hannchen hat
Ihn unterm Tisch gefunden.

Maler.

Deſto beſſer.
Herr Winkel hat bei mir noch einen Brief,
Wie dieſer, ohn' Adreſſe heut verloren,
Den aber hab' ich hier in meiner Taſche.
Hierdurch wird die Wahrſcheinlichkeit vergrößert,
Daß unter beiden der Verlangte ſey,
Der Aufſchluß über Fritz gewähren kann.
Sie ſollen nun, denn Ihnen kommt es zu,
In meinem Beiſein beide Briefe öffnen.

Koller.

Wo iſt denn dieſe gute Nachricht her?

Maler.

Von Mamſell Gabriele. — Hier mein Brief!
Den leſen Sie zuerſt, alsdann den Ihren.

(Er greift in die Taſche und giebt ihm den Brief, den er kurz vorher von Carl erhalten, und der, um die Zuſchauer gleich aufmerkſam zu machen, in blaues Papier geſchlagen iſt.)

Koller

(erbricht den Brief und lieſt.)

„„Die Zeit, die ich Ihnen zu Ueberlegung meines Vorſchlags ließ, ſcheint ſich, nach dem was vorgefallen, für meine Ungeduld zu weit ausdehnen zu wollen.““

Univ. Bibl. München

Das ist ja meines Sohnes Hand!

„„Mein Vater hält Sie in zu enger Verwahrung, als daß ich hoffen könnte, Ihren gefaßten Entschluß aus Ihrem Munde zu hören.““

Was ist das?

„„Uebertragen Sie es also Ihrer Hand, mich durch ein Wort glücklich zu machen, — oder niederzuschlagen. — Ein Ja oder Nein reicht hin. Ueberlegen Sie reißlich, daß für Sie und Fritz — jetzt gar — nichts mehr — zu hoffen ist, und erinnern Sie sich an alles, was ich Ihnen diesen Morgen gesagt habe. Wenn Sie keine heiße Liebe verlangen, wenn Ihnen lebhafte — Zuneigung, Nüchternheit und Verständigkeit von Seiten — Ihres — Mannes, und eine gänzliche Freiheit Ihrer Handlungen eine gute — Ehe begründen zu können scheint, so werden Sie — nicht anstehn — mir — Ihr — Ja — zu geben.““ ——

(Läuft auf und ab.)

Das ist mir ja ein sauberes Geschichtchen!
Aha! Herr Sohn, wir werden uns begegnen!
Recht sehr verbunden, mein Herr Holm, für Ihre Gefälligkeit!

Maler.

Ich falle aus den Wolken,
Begreife nichts davon.

Koller.

Glaub' es schon!

Maler.

Sie werden mich doch im Verdacht nicht haben?

Koller.

Ach ganz und gar nicht! — Na, wir müssen doch
Das saubre Stück zu Ende lesen.

„„Mein Onkel, den ich darum ersucht habe,
wird Ihnen diese Zeilen überbringen.““

Ach,
Der liebe Onkel! wie gefällig!

Maler.

Herr!

Koller.

„„Durch ihn können Sie mir auch wieder Ihre
Antwort zustellen lassen.““

O ganz vortrefflich! Herrlich, wem der Himmel
Solch' lieben Onkel giebt, und solchen Sohn.

Maler.

Herr Koller, Ihr Verdacht beleidigt mich!
Ich schwöre und betheur' auf meine Ehre,
Daß ich nichts weiß, von allem nichts begreife.

Koller.

O nein! Sie wiſſen nichts! Begreifen nichts!
Von ganz unſchuld'ger Hand kam dieſer Brief
In Ihre ganz gewiß unſchuld'ge Taſche.
Sie kommen ganz unſchuldig her, erdichten
Sich ganz unſchuldig einen guten Vorwand;
Und Ihre liebenswürdige Zerſtreutheit blos
Iſt Schuld, daß dieſes Briefchen in die rechten,
So ganz unſchuld'gen Hände nicht gelangt.

Maler.

Dem Unverſtand ſetzt der Verſtändige
Die Mäßigung mitleidig nur entgegen!

Koller.

Ganz recht, mein Herr Verſtand!

Maler.

Sie haben da
Noch einen Brief, und meine Pflicht erfordert,
Auch dieſes Briefes Inhalt zu vernehmen,
Eh' ich Sie Ihrer eig'nen würdigſten
Geſellſchaft überlaſſe.

Koller.

Ja, ganz recht!
Hier iſt ja noch ein Brief. Na, laß doch ſehn.
(Bricht ihn auf und lieſt.)

„„Bestes Hannchen.““

(Quetscht den Brief in den Händen zusammen.)

Herr Fritz! Ihr theurer Pflegling! Ihr Kunstjünger!
Recht schön und brav! Mich wundert nur, Herr Onkel,
Daß Sie als Bote nicht auch diesen Brief
In Ihrer Unschuld hergetragen haben.

Maler.

Er ist von Fritz?

Koller.

Ja, Herr!

Maler.

An Hannchen?

Koller.

Ja,

Zum Teufel ja!

(Zerreißt die Briefe.)

Ah! warte, Lügnerin!
Betrügerin! — Was wollen Sie mit Ihren
Verdammten Briefen! Wie? — Herr Schwager Maler!
Sind Sie gekommen, um mich toll zu machen?

Maler.

Deshalb, mein Freund, braucht' ich nicht erst zu kommen.

Koller.

Ein Maler! Ja! Mitleiden sollt' ich haben!
Ein Maler ist der miserabelste
Von allen Würmern auf der Erde.

Maler.

Halt!
Herr Ellenkönig, halt! — der Kaufmann klebt,
Ein Erdenkloß, sein lebelang am Staube;
Der Künstler steigt, dem Adler gleich, zur Sonne.

Koller.

Wenn mir ein Kind ein Maler werden wollte,
Im Wassereimer würd' ich es ersäufen.

Maler.

Und wollte mir ein Kind ein Kaufmann werden,
An meine Staffelei knüpft' ich es auf.

Koller.

Sie sind ein Narr!

Maler.

Sie, ein gemeiner Mensch!

Koller.

Herr Onkel Liebreich! Onkel Botenläufer!
Sie Kuppelpelz, Sie Postillon d'amour,
Sie setzen keinen Fuß mehr in dies Haus!

Zugleich.

Ich ſchenke Ihnen Ihren Moſje Fritz
Und mag von Beiden nichts mehr wiſſen! fort!

Maler.

Ich würde mich und meine Kunſt entweihn,
Wegwerfen und verachten, wenn ich je
Dies arme Haus aufs neu' betreten wollte!

Koller.

In meinem Haus iſt dies Geſicht nunmehr
Nur Contreband'; ich rathe Ihnen, hier
Es nicht mehr ein zu bringen!

(Läuft nach der Seitenthüre, verſucht ob ſie zu iſt, dann ab.)

Zehnter Auftritt.

Maler (allein.)

(Geht aufgebracht hin und her.)

Hatt' ich's nicht
Geſchworen, dies verwünſchte Haus zu meiden?
Und mußt' ich dennoch mich bereden laſſen? —
Nun iſt der heut'ge Tag für mich verloren,
Und morgen noch dazu. Der Mann hat mich

Aus meinem Gleichgewicht hinausgestoßen.
Ich fühle mich in einer Wallung — —
(Greift an die Stirn, dann in die Tasche und bringt den andern Brief heraus.)
Was? — —
Da ist ja noch ein Brief! Was soll das heissen? —
Wie kommt der in die Tasche? Wie — wer — was,
Und ohn' Adresse auch? — Ich bin verwirrt!

Eilfter Auftritt.

Carl.

Fürwahr! das muß ich sagen, bester Onkel,
Wer etwas zu bestellen hat, der wende
Sich nur an Sie — dann kann er sicher schlafen.

Maler.

Wie so? was wollen Sie?

Carl.

Ich komme eben
Von meinem Vater her. Sie haben mir
Ein schönes Bad bereitet!

Maler.

Was denn? Was?

Carl.

Etwas distrait laſſ' ich mir wohl gefallen,
Es giebt ein Anſehn, macht intereſſant.
Man lacht doch wenigſtens; und mancher wünſcht
Sich lieber ausgelacht, als nicht bemerkt.
Geht aber dieſe Thorheit gar zu weit,
So daß ſie andern Leuten Schaden bringt — —

Maler.

Herr Carl, was wollen Sie?

Carl.

Ich kenne manchen,
Der immer thut, als wär' bei ihm die Kunſt
Zu Gaſt', und er für ſie allein zu Hauſe.
Zu Hauſe? Leider ja, nicht recht zu Hauſe!

Maler.

Hör', junger Menſch, du machſt mich ganz verwirrt!

Carl.

Was bleibt mir noch zu thun, wo die Natur
Mit voller Hand die Gaben ſchon ertheilt.

Maler.

Hat denn das ganze Haus ſich wider mich
Verſchworen? He! Was wollen Sie von mir?

Was fallen Sie mich an mit solchen Worten?
Mein junger Lustspielmacher!

Carl.

Ueberheben
Sie sich nicht Ihrer Kunst. Die Malerei
Ist eine stumme Kunst!

Maler.

Und Ihre Kunst
Ist höchst gebrechlich, denn ihr muß der Maler
und der Schauspieler erst die Krücken leihn.

Carl.

Die Malerei ist eine stumme Kunst,
Und ihre Werke sind nur stumme Sünden.

Maler.

Herr, wissen Sie, wer hier vor Ihnen steht?

Carl.

O ja! jetzt weiß ich's leider. Wollte Gott,
Ich hätt's vor einer Stunde auch bedacht,
Eh' ich den Brief in Ihre Hände gab.

Maler.

Den Brief? Sie haben mir, mir einen Brief
Gegeben? Mir? Sie sind etwas zerstreut,
Mein lieber Freund!

Carl.

Herr Holm, Sie sind wahrhaftig
Recht liebenswürdig und recht angenehm!

Maler.

Was ist denn nun mit diesem Briefe?

Carl.

Artig!
Recht artig!

Maler.

Sprechen Sie vernünftig, Herr!
Auf welche Art komm' ich zu diesem Briefe?

Carl.

Vortrefflich! ganz vortrefflich!

Maler.

Herr! ich will
Verdammt seyn, wenn ich Sie verstehe!

Carl.

Wahrlich,
Ich war vorhin ein bischen aufgebracht;
Allein jetzt dank' ich Ihnen recht verbindlich.
Sie bringen einen glücklichen Gedanken:
Jetzt faß' ich und begreif' ich, daß Sie herrlich
In einem Lustspiel zu gebrauchen sind.

Maler.

Sie sind recht herrlich unverschämt, Herr Neffe!

Carl.

In meinem nächsten Lustspiel werd' ich dankbar
Sie aufzustellen wissen, bester Onkel!

Maler.

Geh'n Sie zum Henker!

Carl.

Aber außerdem
Versprech' ich Ihnen heilig, daß ich Sie
Nicht mehr gebrauchen will. — Ich gehe jetzt,
Um die Begeisterung des Augenblickes
Zu nutzen.

(Mit einer spöttischen Verbeugung ab.)

Zwölfter Auftritt.

Maler.

Dummer, unverschämter Mensch!
Ich wollte! ja was wollt' ich? — Mensch! was
willst du? —
Ich bin ganz außer mir! — Verdammtes Haus!

Verdammte grobe Menschen — Grobes Haus!
Ich komme in der besten Absicht her;
Ich überwinde meinen alten Groll;
Ich spreche. Alles gut und alles schön.
Da kommt ein Höllenbrief mir in die Quere!
Nun nicht mehr alles gut! nun alles grob!
Der Alte grob, der Junge grob! ich selbst,
Ich bin so in Verwirrung, so erstaunt,
Daß ich sogar nicht wieder grob seyn kann.
Zum Henker! das Vergnügen nicht zu haben!
Ist niemand hier, damit ich grob seyn kann?
Und nun noch dieser gute Brief! — mein Kopf!
Mein Kopf! — — Ich gehe nicht aus diesem Hause;
Ich muß Aufklärung haben; nicht umsonst
Will ich hierher gekommen seyn.

(Pocht an alle Thüren; schreit zur Thüre hinaus; zuletzt kommt er an die Seitenthüre.)

He! jemand!
Ist niemand da! He! he! — Will niemand hören?
He! aufgemacht! Hier aufgemacht! Hallo!

Hannchen (von innen.)

Wer macht denn solchen Lärm? Was giebt es denn?

Maler.

Nur aufgemacht! Die Thüre aufgemacht!

Hannchen.

Sie sind es, lieber Onkel?

Maler.

Du biſt's, Hannchen?

Hannchen.

Ich bin's! Was wollen Sie?

Maler.

So mach' nur auf.

Hannchen.

Ich kann nicht! Der Papa hat zugeſchloſſen!

Maler.

Er hat dich eingeſchloſſen! eingeſperrt?

Hannchen.

Ja, eingeſperrt!

Maler.

Glaubt er, ich werd' es leiden,
Daß man die Menſchen einſperrt wie die Hunde!
Mit nichten, mein Herr Koller! Freiheit lebe!
Ich bin dein Ritter! Ich befreie dich.
(Stämmt ſich gegen die Thüre. Sie ſpringt auf.)

Dreizehnter Auftritt.

Hannchen (heraustretend.)

Was machen Sie?

Maler.

Ich habe dich befreit!

Hannchen.

Das ſeh' ich! Aber — —

Maler.

Hör'! ich wollte erſt
Das erſte Menſchenweſen, das ich träfe,
Recht grob, recht aufgeleſen grob behandeln,
Ich thu' es aber nicht.

Hannchen.

Was giebt es denn?
Sie ſind ſo aufgebracht?

Maler.

Soll's wohl nicht ſeyn?
Den möcht' ich ſehn, der hier im Narrenhauſe
Mit Grobheit und Impertinenz geſtopft,
Nicht durch und durch zum Grobian verwüchſe.
Ich komme in der beſten Abſicht her —

Es ist mir lieb, daß ich dich finde, Mädchen!
Sehr wicht'ge Nachricht bring' ich für den Fritz,
Und also auch für dich.

Vierzehnter Auftritt.

Fritz (läßt sich am Fenster sehen. Hannchen läuft hin, und hilft ihm herein.)

Hannchen.

Ach! Fritz!

Fritz.

Das halt'
Ein andrer aus, so ohne dich zu leben.

Maler.

Es ist mir lieb, daß du jetzt selber kommst,
Ich hab' euch etwas wicht'ges zu entdecken.

Hannchen.

Wenn man dich träfe —

Maler.

Es betrifft euch beide.

Fritz (zu Hannchen.)

Was schadets, Hannchen!

(Hannchen und Fritz sind so mit sich selbst beschäftigt, daß sie gar nicht auf den Maler hören.)

Maler.

Und besonders dich —
Um deinetwillen kam ich in dies Haus —

Fritz (zu Hannchen.)

Und du entfliehst mit mir!

Hannchen.

Mit dir?

Maler.

So hört!

Hannchen.

Wir hören, bester Onkel.

Maler.

Heute früh
Hat Mamsell Gabriele meiner Frau —

Fritz.

Glaubst du, ich werde gehen ohne dich?

Maler.

Hat Mamsell Gabriele meiner Frau
Entdeckt —

Hannchen.

Du haſt mein Schmollen doch vergeſſen?

Fritz.

Vergeſſen alles, wenn du nur vergißt —

Maler.

Vergeſſen und vergißt! nun meinetwegen
Vergeßt die ganze Welt, mich aber nicht,
Der wie ein Narr hier vor Euch ſteht und hört.
— Ihr aber müßt und ſollt mich hören. — Ja!
Hier trittſt du her und hörſt — und du hörſt dort!

Hannchen.

Wir hören alles, alles!

Maler.

Alſo wie
Ich vorhin ſagte, Mamſell Gabriele
Hat meiner Frau entdeckt, der Winkel wiſſe,
Wer deine Eltern ſind. — Ihr hört mich doch?

(Fritz und Hannchen machen gegen einander Zeichen, während der Maler ſpricht.)

Fritz.

Vollkommen!

(Fritz ſchleicht ſich hinter des Malers Rücken zu Hannchen hinüber.)

Maler.

Er beſitzt auch einen Brief —
Ja, dieſer Brief! o! wenn ich daran denke!
Um dieſes Briefes willen, junger Menſch —

(Er wird gewahr, daß Fritz nicht mehr bei ihm ſteht.)

Auch ihr? auch ihr? Wollt ihr nicht hören! Wie?
Habt ihr's d'rauf angelegt, die Schwindſucht vollends
Mir an den Hals zu werfen? Hört ihr! Hört ihr?

Hannchen.

Wir hören alles.

Fritz.

Ja, wir hören alles.

Maler.

Habt doch Gefühl für Wohlſtand, Dankbarkeit.
Um deinetwillen kam ich in dies Haus,
In dem mich jung und alt, wie wilde Tieger
Mit ausgeſuchter Grobheit überfallen.
Bald werden auch die todten Steine reden,
Um grob zu ſeyn. Ja, wenn ich länger bleibe
So ſtürzt das Haus mir überm Kopf zuſammen,
Um mich grob todtzuſchlagen. — Wollt ihr hören?

Fritz.

Was?

Maler.

Geht zum Henker! — Ha! du kommst mir recht!
Verdammter Brief!
(Wirft seinen Brief auf die Erde.)
Fort mit dir auf die Erde!
Es giebt doch nichts impertinenteres,
Als solchen Brief, und solch' verliebte Brut!
(Läuft fort.)

Funfzehnter Auftritt.

Fritz.

Der Onkel war wohl böse?

Hannchen.

Ja, recht böse!

Fritz.

Und wie es schien, auf uns. Was wollt' er denn?

Hannchen.

Wir hätten ihn doch hören sollen.

Fritz.

Ach!
Wir hören uns ein andermal d'ran satt!

Hannchen.

Mich dünkt, er sprach ja wohl von deinen Eltern.
Gewiß, das hätten wir doch hören sollen!

Fritz.

Ich brauche Zeit zum handeln, nicht zum hören.
Mir ist es lieb, daß er gegangen ist.
Wir geh'n nun auch! Geschwind!

Hannchen.

Wir? lieber Fritz!

Fritz.

Ja, wir! Meinst du, ich soll sechs martervolle Stunden
Noch einmal ohne dich verleben? oder
Verträumen? nein, verträumen ist zu gut.
Wenn ich dich sonst den Tag vielleicht nicht sah,
So wußt' ich doch, du harrtest Abends meiner,
Und träumte dann, was wir uns sagen würden,
Und jede Stunde sprach mir freundlich zu,
Und brachte mir die schön're Schwester näher;
Heut' aber rechnete geschäftig quälend
Ein jeder Glockenschlag mir deutlich vor,
Daß er mich weit und weiter von dir brächte.
Die Eifersucht trieb mich von Ort zu Ort,
Im Wahnsinn haßt' ich mich, und haßt' auch dich,
Denn sieh, ich hatte mich ja selbst verloren,
Und nur bei dir, in deinen lieben Augen
Find' ich mich wieder, mich und meine Liebe!

Hannchen.

Mein Fritz, bedenke —

Fritz.

Was iſt zu bedenken?
Daß du mich liebſt, daß ich dich wieder liebe,
Mit allen Kräften meiner Seele liebe,
Daß ohne dich ich nimmer leben kann!
Nein! Nein! ich laſſ' dich nicht.

Hannchen (ängſtlich.)

Mein guter Fritz! —

Fritz.

Wir geh'n zur Tante, die verbirgt uns ſicher,
Legt auch ein gutes Wort beim Bruder ein.
Wer weiß auch, was indeß ſich noch ereignet.
Verlaſſ' dich drauf, das Glück meint's gut mit uns.
Man muß ihm nur zu Hülfe kommen wollen.
Du ſagſt: der Onkel ſprach von meinen Eltern?

Hannchen.

Und auch von Winkeln — und von einem Briefe —

Fritz.

Welch einen Brief warf dort der Onkel weg?
(Er hebt den Brief auf und betrachtet ihn.)

Hannchen.

So war's; der Winkel hätte einen Brief —
Er wiſſe mehr von dir und deinen Eltern —

Fritz.

Verlor der Winkel heut' nicht einen Brief?
Der Onkel sollt' ihn dann dem Vater bringen!
Hier ist der Brief!

Hannchen.

Der Brief! gewiß er ist's!

Fritz.

Das ist ja wichtig! Sieh, das Glück meint's gut.
Komm nur! du zauderst noch? — Du liebst mich nicht.
Leb' wohl. Wir sahen uns zum letztenmale!
Leb' wohl! —— Bei Gott! ich höre jemand kommen! —
Es hustet draußen. — Hannchen, liebes Hannchen!
Du gehst mit mir. Ich kann nicht ohne dich —
Komm mit, geliebtes Hannchen!

Hannchen,

(die bisher ängstlich hin und her gegangen ist.)

Ich bin dein.

Wir wollen fort.

(Sie laufen erst nach der einen Thür und horchen, dann nach der andern.)

Sechzehnter Auftritt.

Winkel
(tritt ihnen entgegen.)
Ei, ei! Ei, ei! Wohin!

Fritz.
Verdammt! Was willst du hier?

Winkel.
Was wollen Sie?
So lautet eigentlich bei mir die Frage.
Der Mosje Fritz hat hier nichts mehr zu suchen!

Fritz.
Du aber hast bei ihm etwas zu finden.

Winkel.
Wie? finden? So? Wo geht die Reise hin?

Hannchen.
Wir wollten in den Garten, Winkelchen,
Der Abend ist so schön.

Winkel.
Die Abendluft
Ist kühl! das Gras ist naß, man kriegt den Schnupfen.

Hannchen.

Mein lieber Winkel, lassen Sie uns gehn.

Winkel.

Der liebe Winkel wäre wohl ein Narr!

Fritz.

Was bitten wir ihn lange? Komm!

Winkel.

Halt, Halt!
Der liebe Winkel schreit das Haus zusammen,
Die Vögel sind gefangen.

Fritz.

Schweige, Mensch!

Winkel.

Ich schreie!

Hannchen

(sucht ihn von der Thüre wegzuführen.)

Ach, wie ists mit Ihrem Traume?
Wo sind wir steh'n geblieben?

Winkel.

O, der Traum
Ist schon zu Ende. Winkel träumt nicht mehr.
Er wacht und stellt sich ruhig an die Thüre.

Fritz.

Laſſ doch den Wurm. Ich mach' ihn ſicher zahm.
Kennſt du den Brief?

Winkel.

Den Brief?
(Greift danach.)
Der Brief iſt mein.

Fritz.

Eins nach dem andern, altes Katzen-Haupt!
Er iſt dir wichtig, dieſer Brief, das weiß ich.
Ich geb' ihn dir, wenn du uns ziehen läßt.

Hannchen.

Fritz! Fritz! was machſt du?

Fritz.

Laſſ' mich nur gewähren,
Erſt müſſen wir aus dieſem Hauſe fort,
Das andre findet ſich! Wie ſteht es, Winkel?

Winkel.

Es ſey! Nur her den Brief!

Fritz.

Da nimm den Wiſch!
Ich nehme dich, mein Hannchen. Armer Wicht,
Mit deinem Briefe! (Beide ab.)

Siebzehnter Auftritt.

Winkel (allein.)

Lauft nur! Kommt nicht weit!
Ich find' euch ſchon. — Hab' ich dich endlich wieder,
Du edles Kleinod. Haſt mir vielen Kummer
Gemacht! Du ſollſt im Feuer dafür büßen!
Du wirſt verbrannt, mein lieber Brief, verbrannt!
Dann ſtraf' ich jeden Lügen. Fritz bleibt Fritz.
Der ſchöne Schmuck bleibt mein, und Hannchen bleibt
— Nicht mein, ſo ſcheint es faſt! ſcheint nur vielleicht.
Der Fündling ohne Geld und ohne Namen,
Der kriegt ſie nicht; den Alten mag ſie nicht,
Den Jungen auch nicht; nun ſo ſchleppt die Sache
Manch' Jahr ſich hin, der Umgang mit dem Fritz
Stößt andre Freier vor den Kopf. Die Liebe
Wird alt, und ſchrumpft zuſammen, wankt und ſtirbt.
Die Stillſtandsjahre rücken auch heran,
Man ſieht ſich ängſtlich nach der Haube um.
Da tritt ein hübſcher Mann, in beſten Jahren
Mit voller Hand, verſteht ſich, an die Thüre,
Und klopft; es wird ihm freudig aufgethan,
Und Winkel iſt geborgen. — Jetzo fort
Zum alten Herrn, und tüchtig Lärm geſchlagen.
(Geht haſtig bis an die Thüre, kehrt langſam wieder zurück.)

Aus allem aber iſt der Schluß zu zieh'n,
Daß mich das Glück beſonders lieben mag,
Das, mein' ich, iſt ihm auch nicht zu verdenken!

(Ab.)

Vierter Aufzug.

(Das Zimmer wie im zweiten Acte.)

Erster Auftritt.

Maler

(tritt herein mit Hut und Stock.)

Da bin ich wieder! Und was bring' ich mit?
Verdruß und Zorn und nied're Leidenschaft. —
So will ich doch von diesem Fleckchen nie
Mich wieder treiben lassen, wo allein
Mir wohl ist; will von keiner andern Welt,
Als von der Welt auf meiner Leinwand wissen!

(Nimmt Pinsel und Pallette.)

Es zittert mir die Hand! Ich kann nicht malen!
'S ist keine Lust und Liebe in der Seele;
Wie Adam steh' ich nach dem Sündenfalle!

Zweiter Auftritt.

Malerin.

Wie ist es, lieber Mann?

Maler.

Aha, Frau Eva!
Es wird dir kund gethan, daß du nie wieder
Aus meinem Paradies mich treiben sollst.

Malerin.

Warum? Was giebt es?

Maler,

(zieht den Rock aus, läßt ihn auf die Erde fallen, und legt den Hut darauf.)

Rock und Hut, die werden
Verbrannt! Und heute noch!

Malerin.

Was hast du denn?

Maler

(zieht den Schlafrock an.)

In diesen Schlafrock spinn' ich mich nun ein,
Auf meine Lebenszeit.

Malerin.

Was ſetzt dich ſo
In Eifer, lieber Mann?

Maler.

Ihr Weiber ſeht
Ja ohnedies uns Männer gern im Schlafrock.

Malerin.

Du ſagſt mir aber gar nichts —

Maler.

Wirft er nicht
Recht maleriſche Falten?

Malerin.

Doch der Brief?
Wie ſteht es mit dem Brief?

Maler.

Erinn're mich
Nicht an den Brief; wenn ich daran gedenke,
So ſchwimmt mir alles, alles vor den Augen.

Malerin.

Hat denn der Bruder jenen Brief?

Maler.

O ja!
Er bat ihn, und ich hab' auch meinen Lohn!

Malerin.

Wie so?

Maler.

Ich bitte dich, laß mich's verschweigen!
Die Galle läuft mir sonst von neuem über.

Malerin.

So sag' mir wenigstens, was stand im Briefe?

Maler.

Ei! was weiß ich's! Es war ein Brief an Hannchen,
Vom Moßje Lustspielmacher.

Malerin.

Wie? von Carl?

Maler.

Ja, ja! Zwar haben sich Bedenklichkeiten
Bei mir erhoben, daß ich wohl dem Schwager
Den Rechten nicht gegeben hätte. Aber
Der Brief, den ich ihm gab, der war von Carl.

Malerin.

Und nun?

Maler.

Der Alte schreit und tobt, ist grob.
Kaum ist er fort, da fällt der Junge mich

Mit groben giftigen Zähnen an. Warum?
Das weiß ein andrer beſſer. Darauf ſchiebt
Die Brief- und Unglücksſchwang're Taſche wieder
Noch einen Brief mir in die Hand. Woher?
Weiß auch ein andrer beſſer! Endlich ſchickt
Der Himmel mir ein paar Verliebte zu,
Die hören nicht und ſehen nicht, behandeln
In aller Lieb' und Unſchuld mich als Narren.
Da war's denn hohe Zeit, ich lief davon.
Verliebte ſind den Wucherpflanzen gleich,
Verdrängen die vernünft'ge Frucht vom Boden.

Dritter Auftritt.

Fritz und Hannchen. (Hannchen bleibt hinten ſtehen.)

Fritz.

Hier, liebe Tante, bring' ich jemand mit,
Der deinen Schutz erbittet.

Malerin.

Himmel! Kinder!
Was wollt ihr hier? Was habt ihr denn gemacht?

Hannchen
(nähert sich schüchtern.)
Verzeihung, liebe Tante —

Fritz.
Hannchen soll
Hier bleiben, bei dir bleiben, bis, —

Hannchen.
Ja bis —

Malerin.
Nun bis?

Hannchen.
O Tante, nehmen Sie mich auf!
Ich habe diesen Schritt nicht gern gethan;
Allein ich konnte doch nicht anders.

Fritz.
Nein.
Sie konnte nicht.

Maler.
So laß' sie bleiben! Gut!
So laß' sie bleiben. Aber ihr versprecht
Zu hören, wenn ein Jemand mit Euch spricht.

Malerin.
Was giebt es denn, daß du nicht anders konntest?

Fritz.

Sollt' ich die Qual noch länger tragen? Tante!

Hannchen.

Konnt' ich ſie anſehn? und den armen Fritz
So troſtlos von mir gehen laſſen!

Fritz.

Sieh'
In dieſe Augen! ſiehſt du da die Noth?

Hannchen.

Er iſt ſo gut.

Fritz.

Der Augenblick war dringend!

Hannchen.

Der Mokje Winkel kam —

Fritz.

Wir mußten fort.

Malerin.

Du kannſt nicht bleiben, Hannchen. Mußt zurück!
In meines Bruders Haus zurück, ich darf
Dich nicht behalten.

Fritz.

Aber, liebe Tante!

Maler.

O laß sie da! Wir machen die Bedingung,
Daß sie nicht sprechen dürfen, bis man fragt.
So wird es zu ertragen seyn. Euch bleiben
Zum sprechen immer noch die beiden Augen;
Was wollt ihr weiter? In den Augen liegt
Der Liebe ganzes A B C. Ihr habt
Den Vortheil, mehr mit einem Blick zu sagen,
Als mit unzähl'gen Worten, wir den Vortheil,
Es nicht zu hören.

Hannchen.

Wie mir Fritz gesagt,
So bosst er das Geheimniß seiner Herkunft
Bald zu entdecken. Dann wird alles gut;
Und nur bis dahin lassen Sie mich bleiben!

Fritz.

Ja, bitte!

Malerin.

Gut, daß du mich d'ran erinnerst —
(nach einigem Besinnen.)
Ich werde selbst zu meinem Bruder geh'n,
Und du magst bleiben bis ich wieder komme.

Mäler.

Nur bring' mir keinen neuen Brief ins Haus.
Hörst du? Ich rühre keinen Brief mehr an.

(Die Malerin geht und holt ein Licht, setzt es auf den Tisch, und geht dann ab.)

Vierter Auftritt.

Maler. Hannchen. Fritz.

Hannchen.

Ja, wenn du jetzt den Brief noch hättest! — Fritz!

Maler.

Sprecht von was anderm! Muß denn nur die Rede
Von Briefen seyn?

Fritz.

Im Grund' ist doch allein
Der Onkel Schuld daran.

Maler.

Was willst du?

Fritz.

Hätten
Sie ihn nicht weggeworfen.

Maler.

Was?

Fritz.

Der Brief,
Den Sie vorhin im Zorn zu Boden warfen,
Es ist der Brief, den Winkel heut' verloren.
Ich kannt' ihn gleich.

Maler.

So war der Brief, den ich
Dem Schwager gab, doch nicht der rechte Brief?

(Heftig, indem er sich die geballten Hände an die Stirne setzt.)

Hat sich denn alles gegen mich verschworen! —

(Läßt plötzlich die Hände sinken. Gelassen und freundlich.)

O ja! Kann sein! Kann alles seyn. Ich wund're
Und ärg're mich nicht mehr, sobald von Briefen
Die Red' ist. Glaube alles. Alles! Alles!
Es kommt wohl jemand noch, der mir beweist,
Ich hätte selbst den lieben Brief geschrieben;
Ich glaub's ihm. — Beide Briefe. — Glaub's ihm gern!

Malerin

(hat ein Tuch umgeworfen.)

Ich gehe jetzt, und bringe hoffentlich
Euch armen Kindern gute Botschaft mit.

(Sie reicht dem Maler lächelnd die Hand.)

Ich denke glücklicher zu seyn als du.
Ihr Männer stürmt und macht euch viele Mühe;
Wir Weiber aber geben doch den Ausschlag.
(Geht ab.)

Maler.

O ja! Ich glaub's. Ich glaube alles.
(Zu Fritz.)
Alles,
Und wünsch' es redlich auch um deinetwillen.

Fritz.

So werd' ich noch den Vaternamen nennen,
Und nicht in jedem Kreise Fremdling seyn!

Hannchen
(die Hand auf's Herz legend.)

Du bist kein Fremdling, Fritz, hier warst du's nie!

Fritz.

Das weiß ich! O, das ist der Liebe höchstes Glück,
Daß sie es weiß, wie sie sich angehört,
Und daß sie in der Freude wie im Schmerz
Ein doppelt Leben fühlt.

(Während der Maler spricht, hat Fritz Hannchens Hand gefaßt. Sie lehnt den Kopf an seinen Arm.)

Maler.

Wenn ich Euch so

Beſammen ſeh, da fällt die Zeit mir ein,
Als Winkel eines Abends auf der Schwelle
Des Hauſes, wimmernd dich gefunden hatte.
Dein Vater, Hannchen, lebte noch; wir waren
Juſt alle bei ihm, als der Winkel kam,
Erſchrocken kam, das Kind im Mantel bringend.
Der Bube lächelt' uns ſo freundlich an,
Daß wir uns alle liebend zu ihm neigten,
Uns ſtritten, wer ſein Vater werden ſollte.
Ich ſagte damals ſchon: der Junge muß
Ein Maler werden! — ſcherzend legten wir
Zu dir ihn in die Wiege, freuten uns,
Wie du ihn d'rauf mit großen Augen anſah'ſt,
Und er die kleinen Händchen jauchzend dir
Entgegenſtreckte. Ja, ich wollte dich
Mir ſchlechterdings nicht nehmen laſſen, Fritz,
Was wärſt du jetzt, hätt' ich nicht nachgegeben!

(Man hört ſtark an eine Thüre klopfen. Hannchen fährt zuſammen.)

Hannchen.

Was war denn das?

Fritz.

Mir ſchien es an der Hausthür.

Maler

(nimmt das Licht, und will hinausgehen.)

Wer iſt es denn, der ſich ſo dringend meldet?

Hannchen.

Nein, lieber Onkel, bleiben Sie. Ich fürchte,
Man ſucht uns.

Fritz.

Still! Ich höre ſprechen.

Hannchen (ängſtlich.)

Ach,
Ich kenne Winkels Stimme, der uns ſucht.
Wohin verbergen!

Fritz (läuft an die Thüre.)

Ich verriegle hier.

Maler.

Wozu! Laßt ihn herein! Er ſoll mich finden!

Hannchen.

Um's Himmelswillen, beſter Onkel, nein!
Wenn er uns findet, führt er mich zurück.
Sie können's ihm nicht wehren.

Fritz.

Nimmermehr!
Du darfſt nicht fort, komm' in dieß Nebenzimmer!

Maler.

Das geht nicht. (Sieht ſich um.) Halt. Mir fällt was ein, kommt her!
Zieht an den Harniſch, ſetzt die Helme auf,
Schlagt das Viſier herunter, ſtellt euch her,
Sie halten euch für meine Gliederpuppen.

Hannchen.

Das geht nicht, beſter Onkel!

Winkel (von außen an die Thüre pochend.)

Auf, Herr Helm!

Maler (leiſe.)

Da iſt er ſchon! es giebt kein andres Mittel!

(Sie ſetzen den Helm auf, der Maler legt ihnen die Harniſche an, dann ſtellen ſie ſich auf die Erhöhung. Der Maler giebt ihnen Schild und Lanze in die Hände, und läßt die Mäntel an den Harniſchen ſo fallen, daß ſie ſo viel als möglich verhüllen. Während dem klopft Winkel wiederheit an die Thüre.)

So bleibt mir ſtehn!

(Er ſetzt einen Lichtſchirm vor das Licht, daß der Schatten auf die beiden fällt.)

Winkel.

Herr Holm, Herr Helm! belieben Sie aufzumachen.

Maler.

Wer iſt's?

Winkel.

Mosje Winkel.

(Der Maler macht auf.)

Fünfter Auftritt.

Winkel und zwei Gerichtsdiener.

Maler.

Nun, was beliebt? was soll das Pochen heißen?

Winkel.

Verzeih'n Sie ja, daß ich Sie noch beläst'ge!
Ich bin von meinem Herrn Patron gesandt.
Die Mamsell Hannchen ist mit eins verschwunden,
Man hat Vermuthung — —

Maler.

Daß sie hier? durchsuchen
Sie meine Zimmer, — nun hier ist sie nicht,
Im Nebenzimmer auch nicht!

(Nachdem sich Winkel überall umgesehen, geht er mit einem Gerichtsdiener in's Nebenzimmer. Der andre bleibt. Der Maler geht im Zimmer herum, dann bleibt er vor dem Gerichtsdiener stehn, und sieht ihm ganz nahe in's Gesicht.

Maler.

Dient er lange
Der heiligen Gerechtigkeit, mein Freund?

1. Gerichtsdiener.

Zwei Jahre erst.

Maler.

Das dacht' ich gleich, man sieht's.
In dem Gesicht ist gar zu wenig Arbeit,
Höchst mag'rer Pinselstrich, bis etwa hier,
Vom linken Auge nach dem Munde zu,
Ein Fältchen angedeutet; — gar nicht übel!

2. Gerichtsdiener
(mit Winkeln zurückkommend.)

Da drinnen fand ich nichts Verdächtiges.
Sind weiter keine Zimmer mehr vorhanden,
Klosettchen, Kabinettchen, Küche, Boden
Und Keller?

Maler.

Guter Freund, die Thüre da
Ist unser einz'ger Ausgang, denn die Fenster
Sind ziemlich hoch. Es giebt auch keine Zimmer
Und Kabinettchen mehr, das wissen Sie.
Hier also wäre die Verschwund'ne nicht.
Das übrige, als Küche, und so weiter,
Steht Ihnen zu durchsuchen gleichfalls frei.
Empfehle mich, Ihr Herren! gute Nacht!

Winkel.

Verzeih'n Herr Holm, und schreiben's mir nicht zu,
Ich mußte ja dem Herrn Patron gehorchen,
Und wünsche eins beste gute Nacht.

Maler.

Ihr Diener, mein Herr Winkel!

(Sie gehn bis an die Thüre. Der zweite Gerichtsdiener stößt sich noch überall in der Stube um, und kehrt auf einmal zurück.)

2. Gerichtsdiener.

Mit Verlaub!
Wir müssen doch noch eine Frage thun.
Was sind denn etwa das für Puppen dort?

Maler.

Das sind zwei Gliedermänner, die ich brauche.

2. Gerichtsdiener.

Zwei Gliedermänner? Gliedermänner. So!
Nun wir empfehlen uns. (Sie gehn.)

1. Gerichtsdiener
(den andern zurückhaltend.)

Mein Herr College,
Da fällt mir eben etwas bei. Das Ding,
Worauf die Puppen stehn, der Untersatz,
Kann der nicht etwa hohl sein.

Maler.

Dacht' ich's nicht.
Da haben wir die Falte im Gesicht.

Daß werden Sie wohl wissen, lieber Winkel —
Daß —

Winkel.

Lieber Winkel. Nein ich weiß von nichts.

2. Gerichtsdiener.

Die wunderlichsten Ding' in dieser Art,
Hat man erlebt. Der Herr Kollege ist
Zu loben, wegen seiner Vor- und Scharfsicht.
Denn da wahrscheinlich jenes Ding dort hohl,
So kann's auch folglich möglich seyn, daß der
Corpus delicens in der Hohlung steckt.

Maler.

Zum Henker! Freund —

2. Gerichtsdiener.

Wir tragen darauf an,
Daß Ding bedächtig zu examiniren.

Maler.

Seyd ihr von Sinnen? Es ist an die Wand
Fest angenagelt.

1. Gerichtsdiener.

O die Zange wird
Schon Rath zu schaffen wissen.

2. Gerichtsdiener.

Halt! Wir geben
Erst einen Fall aus unsrer Praxis an,
Den wir zu überlegen bitten. Hohem
Befehl zu Folge wurde einem Menschen
Von sehr verdächt'ger Race nachgespürt.
Es wird ein Haus durchsucht, wir fanden nichts!
Schon gehen wir. Da fällt mir auf dem Flur
Ein hölzern Bild mit einem Mal in's Auge,
Das mir nichts dir nichts, dazustehen scheint.
Mir aber kommt's verdächtig vor, ich theile
Dem Herrn Kollegen meine Ansicht mit,
Das Bild wird weggehoben — und man findet —

1. Gerichtsdiener.

Den Kerl!

2. Gerichtsdiener.

Das eben nicht. Man findet nichts.
Allein man wird verstehn —

1. Gerichtsdiener.

Ganz recht! die Puppen
Da müssen gleichfalls weggehoben werden.

2. Gerichtsdiener.

Ganz recht! Wenn auch in jenem Falle sich
Nichts fand, so könnte sich's in diesem finden.

Man hat ja der Exempel von verſteckten
Masquirten Thüren. —

Maler.

Man hat auch Exempel
Von unmaskirten Narren! Lieber Winkel,
Ich bitte, ſchaffen Sie mir dieſe Kerls vom Halſe.

2. Gerichtsdiener.

Dergleichen Hitze mehret den Verdacht.

Winkel.

Verdacht. Die Leute thuen ihre Pflicht!
Nur zu! Erinnern Sie ſich an den Traum,
Den ich erwähnte von den Eiſenmännern;
Den hab' ich nicht umſonſt geträumt.

1. Gerichtsdiener.

Nur raſch
An's Werk gegriffen!

(Winkel und die beiden gehen auf Fritz los.)

Maler.

Halt!

(Der Maler ergreift den erſten Gerichtsdiener beim Arme. Unterdeſſen nähern ſich Winkel und der andere Fritzen, als ſie ihm nahe ſind, ſpringt dieſer mit Geräuſch und mit geſchwungner Lanze von der Erhöhung. Die beiden

Gerichtsdiener laufen nach der Thüre, wo sie mit rückwärts gewendeten Köpfen stehen bleiben. Fritz verfolgt Winkeln, der schreiend bis in den Vordergrund des Theaters läuft, und dort auf ein Knie und auf eine Hand niederfällt, die andre Hand gegen Fritz emporstreckend, der neben ihm steht, mit hochgehobner Lanze drohend, in der Stellung des Engels auf des Malers Bilde.)

Maler
(läuft auf die andre Seite.)

Vortrefflich! Göttlich!

(Er ergreift ein Stück Kreide, wirft sich auf den Boden auf die Knie, und fängt an die Gruppe abzuzeichnen. Die Thüre öffnet sich.)

Sechster Auftritt.

(Die Malerin, Koller, Gabriele und Carl treten herein, und bleiben versteinert an der Thür stehen.)

Malerin (nach einer Pause.)

Was ist das, lieber Mann? was soll das heißen?

Koller.

Was macht Er, Winkel, auf der Erde da?

Maler.

Halt, Fritz! nur einen Augenblick verharre
In dieser Stellung — (Aufspringend.) Ach, wer heißt euch jetzt,
Uns zu stören. (Kniet wieder hin und zeichnet.)

(Winkel liegt noch auf einem Knie, mit offnem Munde, nicht vermögend zu sprechen, und sieht bald Kollern bald Fritzen an, der Helm und Harnisch ablegt.)

Koller (zu Winkeln.)

Sag' Er mir, ist Er verrückt?
So steh' Er auf!

(Winkel steht auf, die Beine zittern ihm.)

Carl (führt Hannchen vor.)

Hier! eine Amazone!

Koller.

Das ist zu toll! Was soll das?

Carl.

Legen Sie
Das schwere Erz nur ab, mein schönes Hannchen,
Sie sind uns ohne Waffen schon gefährlich!

Koller.

So sagt, um Gotteswillen, seyd ihr Narren,
Spielt ihr Comödie?

Carl.

Ja, so scheint's beinahe.

Malerin.

Nun, Hannchen, Fritz, Herr Winkel, redet doch!

Carl.

O, seine Beine reden ja so deutlich!

Hannchen

(nähert sich Kollern schüchtern.)

Papachen, zürnen Sie?

Koller.

Betrügerin!

Landstreicherin, du Lügnerin! Geh fort!

Malerin

(mit dem Finger drohend.)

Was hast du mir versprochen, lieber Bruder?

Koller (zu Winkeln.)

So komm' Er her, Er Zitteraal, und sprech' Er!
He! hört Er! hört Er nicht?
(Schüttelt ihn.)
Was ist das hier?

Winkel.

Was ist das hier —

Koller.

He! sitzt ihm der Verstand
Mit sammt dem Herzen in der Tasche? Wie?

Winkel.

Der Tasche? Wie?

Hannchen.

So muß ich denn wohl reden,
Wenn alles schweigt.

Maler.

Hier ist nichts zu verschweigen.

Hannchen.

Herr Winkel kommt mit diesen Ehrenmännern,
Mich aufzusuchen, doch man findet nichts,
Denn Onkel steckt' uns in die Rüstungen.
Da kommt von diesen einer auf den Einfall —

Maler.

Der mit der ominösen Falte da!

Hannchen.

Ich säße dort im hohlen Untersatze —

Carl.

Recht allerliebst!

Hannchen.

Die Puppen ſollen fort.

Fritz.

Da ſpring' ich plötzlich mit geſchwungner Lanze
Herab. Die Schächer fliehn. Mein guter Winkel,
Von ſeinen Füßen ganz verlaſſen, ſtürzt
Zu meinen Füßen.

Carl.

O vortrefflich!

Maler.

Ja.
Es war vortrefflich, Ihr habt es geſtört.

Winkel.

Geſtört. Ich dankte meinem Gott dafür.
Es war kein Spaß, ich werd' es nicht verwinden.
Das war mein Traum. Ich habe dieſe Puppen
Nie leiden können. Da, nun iſt der Traum
Mir ausgegangen.

Carl.

Nein, das iſt vortrefflich.

Koller.

So herrlich und vortrefflich find' ich's nicht.
Nur gut, daß wir zu rechter Zeit gekommen.
Mamſell geht ohne Säumen mit nach Hauſe.

Malerin.

Vergiß nicht, Bruder, was dich hergeführt.

Koller.

So mach' nur fort!

Malerin.

Herr Winkel, heute früh
Hat Mamsell Gabriele mir entdeckt,
Daß Sie um Fritzens Herkunft wissen sollen.

Winkel.

Ich weiß von nichts.

Malerin.

Sie werden sich erinnern,
Mamsell —

Gabriele.

O ja. — Allein ich muß zuvor —

Malerin.

Und daß Sie einen Brief in Händen haben,
Der Auskunft giebt.

Maler.

Ich bitte, liebe Frau,
Laß dich nicht auf die Briefgeschichten ein,
Es bringt nicht Segen.

Gabriele.

Werthe Madame Holm,
Ich muß gestehn — daß mein Geständniß — nicht
Der Wahrheit ganz getreu war. Mit Beschämung
Bekenn' ich, daß der Zorn, die Eifersucht —

Winkel.

Die Eifersucht —

Gabriele.

Es bloß veranlaßt haben.

Winkel.

Sie hat mir's schon gestanden. Ich verzeih's.

Malerin.

Auch ohne Ihr Bekenntniß fällt ein starker
Verdacht auf Sie, am besten, Sie bekennen,
Und meiden so die strengste Untersuchung.

Winkel.

Ich weiß von nichts!

Koller.

Er kommt mir eben recht
Mit seinen Winkelzügen. Auf der Stelle
Bekenn' Er, was Er weiß, Er Winkel-Sünder!

Fritz.

Ich gab' ihm heut' den wicht'gen Brief zurück.

Koller.

Heraus damit. Sonſt wird die ganze Sache
Gerichtlich unterſucht. Man wird ihn ſchon
Zum Sprechen bringen. Sie da, Gabriele,
Sie ſoll mir auch d'ran!

Gabriele.

Ach! an die Juſtiz!
Geſtehn Sie's, Winkel; geben Sie den Brief.

Koller.

Na, die beſinnt ſich. Mach' Er, Winkel, raſch!
Was will Er denn? die ſelbſt iſt gegen Ihn!

Carl.

Heraus, Herr Winkel!

Winkel.

Winkel. Ja heraus!
Nun ja! Ich weiß, wer Fritzens Eltern ſind.
Ich will's dem Herrn Patron allein vertrau'n.

Koller.

Nichts, öffentlich gebeichtet! öffentlich!

Winkel.

Sie zwingen mich, nun wohl, ſo ſag' ich's laut:
Der Moſje Fritz — der iſt Ihr Sohn! Herr Koller!

(Alle schweigen, und sehen sich mit Verwunderung und Bestürzung an.)

Koller (kleinlaut.)

Er irrt sich, lieber Winkel!

Winkel.

Nein, so ist's!
Sie sind der Vater. — Weil ich einmal beichte ——

Koller

(nimmt ihn bei der Hand, halblaut.)

Halt's Maul, mein lieber Kerl!

Winkel.

Au! meine Finger!
Ich muß es doch gestehn. —

Koller.

Wird Er wohl schweigen!

Winkel

(macht sich von ihm los, und schreit.)

Daß Mamsell Hannchen Fritzens Schwester ist!

(Pause.)

Malerin.

Mein lieber Winkel —

Winkel.

Ich beweiſ' es!

Frik (zu Hannchen, gedehnt.)

Alſo —

Hannchen.

Du alſo —

Carl (zu Hannchen.)

Alſo Sie —

Koller

(erſt jetzt die Sprache wieder erhaltend.)

Ich bitt' Ihn Kerl,
Will Er in's Tollhaus? — Jetzo ſeht ihr doch,
Daß er verrückt iſt! Wie? — Ihr werdet doch
Nicht glauben, was er ſagt?

Malerin.

Ja, lieber Bruder,
Es ſcheint unglaublich, doch er will's beweiſen.

Koller.

Beweiſen! Was? Ich muß doch beſſer wiſſen!
Zum Teufel, Kinder wachſen doch wie Pilze
Nicht aus der Erde!

Carl.

Winkel will's beweiſen!

Koller.

Der Winkel ist ein Narr, und du dazu.

Maler.

Besinnen Sie sich recht, Herr Schwager!

Gabriele.

Ach!

Der Zufall spielt zuweilen wunderbar.

Koller.

Mamsell! Sie ist mir eine wunderbare
Meerkatze. Wie? — Bei Gott! Sie wälzen mir
Zwei Kinder auf den Hals; so wahr ich lebe!
Wie ich dazu gekommen, weiß ich nicht.

Siebenter Auftritt.

Ein Fremder

(tritt herein, und mitten unter sie.)

Verzeih'n Sie allerseits dem fremden Mann,
Daß er so g'radezu, und ungebeten
In Ihren Kreis sich drängt. Es wäre gut,
Wenn jeder g'radezu im Leben ginge,

Er sparte sich und andern manche Mühe. —
Ich sehe, daß hier etwas vorgegangen,
Die Wollen hangen noch auf den Gesichtern;
Und — irr' ich nicht — auch Regentropfen gar
(Auf Hannchen deutend.)
In diesen blauen Augen. Hat's gedonnert
Dort bei dem alten Herrn? die Stirn ist wellig.

Koller.

Mein Freund, wer sind wir, und was wollen wir?

Malerin.

Mein Herr, erlauben Sie, wie ist Ihr Name?

Fremder.

Mein Name? Um geschwind dem fremden Thiere
Sein Plätzchen im Systeme anzuweisen?
Seyd ihr denn klüger, wenn ihr Namen kennt?

Malerin.

Allein, was wollen Sie? was bringen Sie?

Fremder.

Nicht viel, ich bringe mich!

Koller.

Zum Henker aber,
Was führt den Herrn hieher?

Fremder.

Ein bloßer Zufall!
Indeß gefällt mir's hier bei Euch so wohl,
(Holt sich einen Stuhl und setzt sich.)
Daß ich sobald nicht fortzugehn gedenke.
Man trifft nicht immer solche brave Leute!
Ein eing'ger armer Sünder ist dabei;
(Mit einem Blick auf Winkeln.)
— Auch Schatten muß ja seyn. Nicht wahr, Herr Maler? —
Ist meine Mode so; wo ich ein Häufchen,
Passabler ehrlicher Gesichter treffe,
Da stell' ich mein Gesicht getrost dabei;
Und seh' ich ein paar Falten hier und da,
Die zu den Stirnen mir nicht passen wollen,
Da frag' ich gern: Warum? was giebt es hier?

Carl.

Verehrter Herr, es fand sich eine Tochter,
Allein der Vater will nicht Vater seyn.
Es fand sich eine Schwester, und die Brüder
Verläugnen sie.

Koller.

Das sind Familiensachen.
Sie kommen hier zur ungelegnen Zeit.

Fremder.

Zur ungeleg'nen? wohl das Gegentheil!
Wer Rath und Hülfe bringt, kommt stets gelegen.
Ich hab' auf meinen Reisen viel erfahren,
Und viel gelernt, zum Beispiel in Egypten
Die Kunst, in jedem Herzen klar zu lesen.

Carl.

Die Kunst mag wenig Freude bringen!

Koller.

Ah!
Der Herr ist so — ein Taschenspieler, so
Ein Tausendkünstler? Können vor der Hand
Nichts brauchen!

Fremder.

O, der größte Tausendkünstler
Ist unser eigen Herz; und willig lassen
Wir uns von dem betrügen. Glaubt mir's nur,
Der Mensch verfährt viel ehrlicher mit Andern,
Als mit sich selbst. So les' ich eben auch
In euerm Herzen, alter Herr, ihr seyd
Verliebt, der Tausendkünstler will euch täuschen.

Koller.

Nun thu' Er mir die Liebe, pack' Er sich!

Maler.

O laſſen wir den Mann! der Mann ſpricht gut.

Fremder.

Sieh da! ein wack'rer Künſtler! Nur ein bischen
Zu oft zerſtreu't. Geſchickt in ſeiner Kunſt,
Und ungeſchickt im Leben; mit ſich ſelbſt
Zufriedner, als es Andere mit ihm ſind.

Maler.

Was ſoll das heißen, Freund? ſind Sie gekommen,
In ſchnöden Worten jedermann zu ſpotten?

Koller.

O laſſen wir den Mann! der Mann ſpricht gut!

Fremder

(umherſchauend.)

Gut iſt die Wahrheit, doch nicht immer freundlich.
Doch einem ſag' ich hier ein freundlich Wort.
Ich bring' ihm Jemand, der nicht blos aus Mitleid,
Und aus Barmherzigkeit ſich ſeiner annimmt;
Nein, der ihn liebt, weil die Natur es fordert;
Der mit ihm theilt, was ihm das Glück gegeben.
Ich bring' ein langentbehrtes, ſüßes Wort!

(Zu Fritz, der ſich ihm genähert hat.)

Du biſt der Fündling? Nicht?

Fritz.

Ich bin der Fremdling.

(Der Fremde betrachtet ihn eine Weile, dann umarmt er ihn hastig.)

Fremder (bewegt.)

Dein Vater ist gefunden!

Koller.

Nein, noch nicht!
Glaubt denn der Herr, man läßt die Kinder sich
So mir nichts dir nichts auf den Rücken binden? —
Ich bin der Vater nicht, ich will's nicht seyn!

Fremder.

Nein! du bist nicht der Vater, alter Mann!
Erinnern Sie sich Ihres Bruders nicht?

Koller.

Ob ich mich sein erinn're? Allerdings!

Fremder.

Sie wissen, daß er einst ein Mädchen liebte,
Die ein Prozeß aus ihrer Heimath trieb.
Sie wissen, daß das Mädchen ihm verschwand,
Und daß Ihr Bruder nach America
Sie aufzusuchen ging.

Koller.

Was soll das hier?

Fremder.

Er hielt die Hoffnung achtzehn Jahre feſt,
Allein umſonſt, bis er vor wenig Monden
Den ſtolzen Bruder der Geliebten findet,
Der ihm geſteht, daß er aus Stolz und Habſucht
Sie ihm entriſſen und zur Flucht gezwungen.
Er hört, daß die Geliebte auf der Reiſe
Ihm einen Sohn geboren und — geſtorben.
Der Knab' iſt dieſer Fündling!

Malerin.

Wär' es möglich?

Fremder.

Das Kind ward einem ſichern Manne —

(Winkel will ſich fortſchleichen.)

Halt!
Sie bleiben!

Koller.

Ja, Er bleibt!

Fremder.

Der Knabe alſo
Ward einem ſichern Manne übergeben,
Der ihn hierher zu Ihnen bringen ſollte.
Der Mann vollführt den Auftrag redlich, bringt
Das Kind hierher, und übergiebt es hier

(Auf Winkeln zeigend.)

Dem Ehrenmann, mit einem wicht'gen Briefe.
Der Winkel aber hier behält den Brief,
Und giebt den Knaben aus für einen Fündling,
Denn in den Windeln lag ein reicher Schmuck,
Das war sein Fündling.

Koller.

Warte, du Spitzbube!

Fremder (zu Winkeln.)

Jetzt holen Sie den Brief!

Winkel.

Der ist verbrannt.

Fremder.

Du lügst, ich weiß, daß du ihn hast!

Koller.

Ich lasse

Ihn auf der Stelle visitiren, Kerl!

Fremder.

Wie wird's?

(Winkel giebt den Brief zögernd an Koller.)

Er hat ihn bei sich? desto besser!

Koller

(nachdem er gelesen.)

Ja, Fritz, du bist's, bist meines Bruders Kind.

(Geht auf ihn zu, und umarmt ihn.)

Fremder (zu Winkeln.)

Jetzt kann Er geh'n.

Koller.

Nein, Winkel, halt, noch nicht!
Nicht wahr, daß Hannchen meine Tochter sey.
Ist auch nur Lüge?

Winkel.

Eine Lüge, leider!

(Er bietet Gabrielen den Arm, sie gehen ab.)

Fremder

(zu Fritz, auf Hannchen zeigend.)
Du liebst das Mädchen da?

Fritz.

Von ganzer Seele.

Fremder (zu Hannchen.)

Du liebst ihn auch?

(Hannchen ergreift seine Hand.)

Nun wohl! da hast du ihn!

Koller.

Ne! ne! noch nicht! Was wollen Sie, mein Herr!

Fremder

(führt Kollern bei Seite in den Vordergrund. Nachdem er ihn eine Weile angesehen.)

Wie, Bruder? Kennst du deinen Wilhelm nicht?

Koller.

Ist's möglich? Wie? — Bei Gott! Er ist's!

(Fällt ihm um den Hals.)

Fremder.

Ich wollte

Dich überraschen. Auf dem Wege traf
Ich einen Freund, der alles mir erzählte!

Koller.

Mein Wilhelm! He da, alle, he da! —

Fremder

(hält ihm den Mund zu.)

Still!

Du thust mir den Gefallen jetzt, und schweigst.
Erkennungsscenen nehmen sich nur unter
Vier Augen aus.

Koller.

Nun aber, einen muß
Ich doch umhalsen! Wie?

(Er läuft und umarmt Carl, seinen Schwager, seine Schwester. Als er an Hannchen kommt, stutzt er einen Augenblick, dann aber wirft er sie Fritzen an die Brust, und umarmt beide.)

Und schweigen sollt' ich,
Da mir das Herz so voll und groß ist? Nein!
Herr Bruder, alles will ich thun! Nur schweigen,
Das kann ich nicht! He! Kinder, Kinder, seht!
Das ist der Bruder.

Malerin.

Bruder! Gott, ist's möglich?

Fritz.

Mein Vater!

Fremder.

Ja! er ist's!

(Eilt in seine Umarmung. Alle drängen sich freudig um ihn her.

Carl.

So wäre hier
Für mich nichts mehr zu hoffen? Wohl! ich gehe.
Mein Lustspiel, glaub' ich, wird geendigt seyn,
Wenn es gefallen, bin ich ganz getröstet!

Manon.

1803.

Mancher Deutsche, der um das Jahr 1800 in Paris war, erinnert sich vielleicht, unweit des Louvre ein Frauenzimmer gesehen und gehört zu haben, die des Abends, gewöhnlich auf der Seite nach dem Carousselplatz, zwischen einem Haufen von rohen und behauenen Steinen saß, und das Mitleid der Vorübergehenden durch ihr Spiel und ihren Gesang in Anspruch nahm.

Ich fand sie dort eines Abends von einem kleinen Kreise von Zuhörern umgeben. Ich wollte vorübergehen; die sanfte klagende Stimme hielt mich fest; ich blieb stehen. Das Lied ging eben zu Ende; niemand trat aus dem Kreise; alles blieb still und schien erwartungsvoll aufzuhorchen. Das Gesicht der Sängerin war mit einem schwarzen Schleier bedeckt; eine Guitarre ruhte in ihrem Arm. Neben ihr saß eine alte Frau, eine Untertasse auf dem Schooß haltend, worin sich die milden Gaben der Zuhörenden sammelten.

In leisen Accorden fing die Guitarre wieder an; die schwache, aber angenehme Stimme fiel ein. Sie sang das Schicksal des Unglücklichen, der von Allem verlassen sein Brod von fremder Hand erbittet. Mit welchem Ausdruck! mit welcher Innigkeit! Töne wie diese, die unter dem schwarzen Schleier hervordrangen, waren mir fremd aus einer französischen Kehle. Ich fühlte mich im Innersten bewegt.

Als es neun Uhr geschlagen hatte, stand die Sängerin auf und ging. Ich folgte. Es war eine schlanke Gestalt. Sie eilte mit ihrer Begleiterin über den Pontneuf nach der Vorstadt St. Germain, und schlüpfte in einer kleinen Straße in ein altes Haus hinein. Ich stand einige Augenblicke unschlüssig, ob ich ihr folgen sollte; Mitleiden und Neugierde siegten: ich troch ihr die dunkeln steilen Treppen bis in das fünfte Stockwerk nach. Hier öffnete sie ein kleines Stübchen, in welchem eine Lampe brannte, und trat hinein, ohne mich bemerkt zu haben.

Da ich laut sprechen hörte, näherte ich mich der Thüre, als sie plötzlich sich öffnete, und die alte Frau, eine Lampe in der Hand, vor mir stand. Meine Verlegenheit war nicht geringer, als ihr Schreck. Sie wich ein paar Schritte zurück; ich nahm mich zusammen, und folgte ihr, einige Entschuldi-

gungen hervorſtotternd. Meine Sängerin war bei meinem Anblick aufgeſprungen, und kam mir ängſtlich entgegen. Ich ſagte ihr, wie mich der Geſang aufs innigſte gerührt, und die Hoffnung, ihr vielleicht nützlich ſeyn zu können, mich bewogen hätte, ihr nachzufolgen. Sie machte eine kleine Verbeugung. — Monſieur — fing ſie an, und ſchien im Begriff, mir Dank zu ſagen; aber plötzlich, als ob ſie ſich anders beſänne, rief ſie ſich ſelbſt unterbrechend aus: nein, nein, mir kann Niemand helfen! Haſtig ergriff ſie meine Hand, und führte mich an ein Bett, worin ich jetzt erſt einen jungen Mann erblickte, der, ohne mich zu bemerken, emſig mit etwas beſchäftigt war, das vor ihm auf der Decke lag. Ich ſah hin; es waren allerlei kleine Figuren aus Papier geſchnitten, die er ſich zu ordnen bemühte. Manon, Manon, rief er mit heiſerer Stimme, doch ohne ſeine Beſchäftigung zu unterbrechen. Sie trat zu ihm, und ſtrich ihm mit der Hand die ſchwarzen Haare aus der Stirne: was willſt du, mein armer Martinet? — „Du mußt mir einen neuen Kaufmann machen. Dieſer wird heute ſeptembriſirt mit ſeiner Frau; auch die kleine Iphigenia muß dran.“ — Er ſchlug die Augen in die Höhe, und ſah Manon mit einem ſtieren Blick und fürchterlichem Grinſen an. Ich wendete mich ſchaudernd von ihm weg.

Sehen Sie, sprach Manon, dieser Unglückliche da ist mein Mann, mein Wohlthäter! O man ist schrecklich mit ihm umgegangen. Er hat gelitten wie sein Erlöser. Auch jetzt hat man ihn mir nehmen wollen, fuhr sie fort; aber ich werde ihn nur mit meinem Leben verlassen.

Nein, mein armer Martinet, Manon verläßt dich nicht! — Sie setzte sich an sein Bett, und kußte seine Hand.

Ich sah mich in dem Stübchen um. Das Bette ließ kaum noch Raum für einen Tisch, und zwei alte Stühle. Hinter dem Bette stand ein Betpult, über welchem ein Kruzifix und einige Heiligenbilder hingen.

„Sie werden neugierig seyn, fing Manon wieder an, zu wissen, was uns in diesen Zustand gebracht hat, und ich habe nichts zu verschweigen. Meines Mannes Vater war ein Kaufmann in der Straße St. Honore, der diesem einzigen Sohne mit seiner Handlung ein beträchtliches Vermogen zu hinterlassen dachte. Ich wohnte mit meiner Mutter in dem anstoßenden Hause. Wir lebten von Nähen und Waschen. Mein armer Martinet lernte mich kennen; es sind nun bald zehn Jahre; es war an einem Sonnabend — ich werde den Tag nicht vergessen — ich

ging bei seinem Hause vorüber mit einem Körbchen, worin seine Wäsche lag. Er kam eben aus dem Hause. Das Körbchen wurde mir im Gedränge aus der Hand gerissen; die Wäsche fiel auf die Erde; er sprang hinzu und half sie mir wieder aufleſen. Ich wollte ihm danken; er sprach einige freundliche Worte mit mir; ich ging, er blieb stehen, und beim Umbiegen um die Straßenecke bemerkte ich, daß er noch auf demselben Flecke stand und mir nachsah. — Die Bekanntschaft war gemacht; wir sahen uns öfter, und er gewann mich lieb."

„Seinen Aeltern war es nicht zu verdenken, daß sie den Umgang mit mir strafbar fanden. Sie waren so reich, und ich ein so armes Mädchen. Auch ist Gott mein Zeuge, daß ich nicht den Willen hatte, ihn für mich zu behalten. Wie oft habe ich ihn mit Thränen gebeten, seinen Aeltern zu gehorchen, und mich zu laſſen, ob er gleich mein Abgott war! — Ach diese Güte, diese Liebe! — Wenn er zu uns kam, dann setzte er sich in den großen Lehnstuhl, — es ist derselbe, auf dem Sie sitzen — und ich mich zu seinen Füßen auf jenes kleine Tabouret. Ich sah ihm in die großen schwarzen Augen oder auf die freundlichen Lippen, wenn er sprach; ich drückte seine Hände an meine Brust; ich unterbrach ihn mit einem schnellen Kusse, und wir vergaßen dann oft

unſer Geſpräch, und alles um uns her. In dieſer ganzen Zeit habe ich wenig gebetet. Mein Herz litt keinen andern Gedanken, als an ihn; ja, ich machte mir beinahe ein Verbrechen daraus, wenn mich einmal auf einen Augenblick etwas anders beſchäftigt hatte. Es war, als ob ich ihm dadurch etwas entzöge.“ —

Der Wiederſchein dieſer ſchönen Zeit ſchien ihre blaſſen Wangen zu röthen. Sie warf einen Blick nach dem Bett, und verhüllte ihr Geſicht mit dem Schnupftuche.

„Ich will kurz ſeyn, fuhr ſie nach einer Pauſe fort. Meine gute Mutter ſtarb. Gott nahm ſie zu ſich, damit ſie das Elend ihres Kindes nicht ſähe. — Martinets Aeltern wollten mit Gewalt erzwingen, was ihre Güte nicht vermocht hatte: da verließ er das väterliche Haus, beredete mich mit ihm zu gehen. Wir bezogen ein kleines Zimmer im entlegenſten Theile dieſer Vorſtadt. Der Vater wollte nichts mehr von ſeinem Sohne wiſſen; aber wir verloren den Muth nicht. Mein Mann gab Unterricht im Zeichnen und in der Muſik; ich ſtikte und nähte. — So lebten wir kümmerlich bis ins Jahr 1793, und wußten kaum etwas von der Revolution, als um dieſe Zeit meines Mannes Vater als verdächtig angeklagt und gefänglich eingezogen wurde. — Sie ſind fremd, mein

Herr; Sie wiſſen nicht, was dies damals zu bedeuten hatte. — Seine Frau wollte ſich nicht von ihm trennen. Mein armer Martinet eilte hin, als er es erfuhr, erhielt die Erlaubniß mit ſeinen Aeltern zu ſprechen. Das Unglück macht weich. Vater und Sohn verſöhnten ſich. Auch mir vergönnte man, ſie zu beſuchen; ich brachte ihnen täglich etwas zu eſſen. — O mein Gott! die armen alten Leute! Sie waren es beſſer gewohnt. — Manchmal wenn ich des Morgens hinkam, knieten ſie beide in einem Winkel, und beteten mit Inbrunſt; dann gingen ſie mir entgegen, und umarmten mich und wollten mir danken, aber das ertrug ich nicht: ich warf mich vor ihnen nieder, ich umſchlang ihre Kniee, und wir weinten mit einander."

„Im Auguſt wurden ſie nach der Abtei gebracht, und wir durften ſie nicht mehr ſehen. Unterdeſſen hatte mein Mann alles verſucht, um ihre Freiheit zu erhalten: es war vergebens. — Den 2. September kam das Gerücht von der Ermordung der Gefangenen. Martinet eilte zitternd nach der Abtei — Gott der Barmherzigkeit! Ich habe nur Wörte und Thränen. — Als er hinkommt, da bringen die Henker ſeinen Vater geführt! Er dringt in den Kreis, er umklammert ſeinen Vater, er ſtürzt den Mördern zu Füßen: man mißhandelt ihn, man wirft ihn zu

Boden, und sein Vater mit seiner Mutter und seiner kleinen Schwester, die ihn nicht verlassen wollten, werden vor seinen Augen niedergemetzelt. Ein paar mitleidige Nachbarn nehmen sich seiner an; sie bringen ihn mir ins Haus, blutend, ohne Leben. — Kaum aber hatte er die Augen wieder aufgeschlagen, da kam die Mörderrotte, riß ihn mit Gewalt aus meinen Armen, und vergönnte mir nicht einmal, sein Schicksal zu theilen. — Ach, ich spreche nur kalte Worte! — Wohin man ihn gebracht hatte, erfuhr ich nicht; ich hielt ihn für todt. Ein hitziges Fieber warf mich nieder; vier Wochen lag ich ohne Bewußtseyn. Als ich wieder besser ward, und die Erinnerung des Vergangenen zurückkehrte, wie oft habe ich da zu Gott gefleht, daß er mir den Tod senden möchte; aber der Allmächtige wußte besser, was mir gut war. Ich mußte ja noch meines armen Martinets Pflegerin seyn."

„Es war im Juni des folgenden Jahres, da bringt ein Bekannter mir die Nachricht, daß mein Mann noch lebe, und bald seine Freiheit wieder erhalten werde. In dem Augenblicke waren alle Leiden vergessen; ich frage, ich verlange auf der Stelle zu ihm gebracht zu werden. Mit Thränen in den Augen bittet mich der Mann, meine Freude zu mäßigen, verspricht mir bald weitere Nachricht, und läßt mich

zwischen ungeduldiger Sehnsucht und ängstlicher Erwartung schwankend zurück. — Einige Tage darauf klopfte es an meiner Thüre; derselbe Freund tritt herein. Erschrecken Sie nicht, ruft er mir zu; die Thüre öffnet sich noch einmal; es ist mein unglücklicher Martinet, blaß, hager, mit verworrenen Haaren. Ich schreie laut auf, ich werfe alles von mir, was ich in den Händen hatte, ich fliege auf ihn zu; er sieht mich starr an. Manon, schreit er mit verzerrten Zügen und schlägt ein gräßliches Gelächter auf. — Er hatte den Verstand verloren! — Jetzt wissen Sie genug. Meine Zunge ist Eis, aber hier, indem sie sich heftig an die Brust schlug, hier — —"

Sie kniete am Bette nieder, und verbarg das Gesicht.

Ich legte meine Börse auf den Tisch, drückte ihr die Hand, und ging schweigend und mit zerrissenem Herzen.

Eine kleine Reise entfernte mich auf einige Wochen aus Paris. Am andern Morgen nach meiner Rückkehr eile ich, die arme Manon zu besuchen. Ich klopfe an die Thüre; niemand antwortet; ich öffne sie: die alte Frau sitzt vor dem Bette; über das Bett ist ein weißes Tuch gebreitet. — Wo ist Ma-

non? — Sie schläft, antwortete die Alte weinend, und schlug das Tuch zurück. — Sie schlief den Schlaf, von dem kein Erwachen ist. Der oft vergebens gerufene Erretter hatte sie endlich erbarmend in seine Arme genommen. Die Augen waren geschlossen; auf den Lippen hatte die befreite Seele noch ein leichtes Lächeln zurückgelassen. Ihr Antlitz war, wie Tasso sagt, ein nächtlicher, doch heiterer Himmel.*)

Die Alte erzählte mir, daß der arme Martinet vor wenig Tagen gestorben sey. — Seine treue Manon war ihm bald gefolgt.

*) Gerus. liber. C. XII. 81.

Der Gelehrte.

Lustspiel in vier Aufzügen nach Destouches.

1803.

Personen.

Wahlberg, ein Gelehrter.
Sophie, dessen Frau.
Rosalie, ihre Schwester.
Wahlberg, der Vater.
von Wahlberg, dessen Bruder.
Baron von Thalheim, Wahlbergs Freunde.
Halden,
Lisette, Sophiens Kammermädchen.
Ein Bedienter.

Erſter Act.

Erſter Auftritt.

Wahlbergs Studierſtube. Bücher, mathematiſche Inſtrumente, Landkarten ſtehen und liegen umher. Vorn ein Tiſch mit Büchern und Papieren und einem Schreibzeuge.

Wahlberg

(allein, er zieht einen Schlafrock an, indem er ſpricht, und ſetzt ſich dann an den Tiſch.)

So bin ich endlich wieder einmal in meinem Heiligthum allein! Allein, und doch nicht einſam. — Ah! — es iſt mir wie einem Manne, der auf einem hohen Felſen ſitzt, mitten in einem bewegten Meere. Tief unter ihm ziehn Wolken, und rauſchen Wellen, um ihn her iſt Sonnenſchein und heitre Stille. Ja, hier iſt mir wohl, hier bin ich frei; Herr und König! Und wer könnte mir wohl einen ſo weiſen, ſo beſcheid-

nen — und so verschwiegenen Heftaat aufweisen, als den meinigen da? (Auf seine Bücher zeigend.) — Ach, daß mein Reich nicht weiter geht, als bis an jene Thürschwelle! Ein Schritt hinüber ändert alles mit einemmal. Hier bin ich König, dort ein Ehemann. — Ein Ehemann! ich! — Wer mir das vor zwei Jahren gesagt hätte! — Ach, gegen die Natur schützt keine Weisheit, und ein paar schöne Augen machen auch den Klügsten zum Narren. — Freilich, freilich, meine Frau ist gut, ist brav; sie liebt mich, es ist ihr Wunsch, mich glücklich zu machen, — — nun ja doch, meine Frau ist eine recht liebenswürdige Frau, allein — sie ist doch meine Frau! Die Sonne geht selten einmal über einer Ehe unter, ohne einen neuen Fehler an der Frau beleuchtet zu haben, den die Geliebte schlau verborgen hatte. — Ich Thor, wie konnte ich glauben, daß der Himmel für mich allein ein vollkommenes Weib erschaffen hätte? Wer hieß mich das Ding verlangen, das nicht ist? — Indeß ich that's, es ist geschehen; — mir bleibt nichts übrig, als Geduld zu haben, und mich zuweilen auf meine eigne Hand ein wenig zu ärgern.

(Er schlägt ein Buch auf, und stützt den Kopf auf die Hand. Halden tritt unbemerkt herein, und lehnt sich auf seinen Stuhl. Nach einer kleinen Pause fährt Wahlberg fort:)

Zweite Scene.

Halden. Wahlberg.

Wahlberg. Halden war es, der zuerſt meine Grundſätze erſchütterte. Welches Bild gab er mir von ihr! Wie nachgebend beſchrieb er mir ſie, wie ſanft! Halden, Halden, ich vertraute auf dich, ich glaubte dir — —

Halden. Und das reut dich?

Wahlberg (erſchrocken.) Ah! — du biſt's?

Halden. Ich ſelbſt.

Wahlberg (verlegen.) Du haſt mich überraſcht.

Halden. Du mich nicht minder, Freund. Wie es ſcheint, ſtehe ich nicht wohl auf deiner Rechnung. Was für ein Verbrechen hab' ich denn begangen?

Wahlberg (nach einer kurzen Pauſe, haſtig aufſtehend.) Du haſt mich verheirathet.

Halden. Iſt das Uebel ſo groß?

Wahlberg. Größer als du glaubſt. Es ſteht nun einmal in den Sternen geſchrieben, daß ein Ehemann ein Kreuzträger ſeyn ſoll.

Halden. Ich verſtehe dich nicht.

Wahlberg. Ich habe geschwiegen bis jetzt; da ich mich nun aber einmal halb und halb verrathen habe, sollst du alles wissen.

Halden. Noch einmal, ich verstehe dich nicht. Was man auch sagen mag — die Ehe — —

Wahlberg. Ist eine Sklaverei.

Halden. Für die Weiber.

Wahlberg. Geduld, mein Freund, die Reihe kommt auch an dich, und du sprichst anders. Ein Mann, der seine Frau lieben, und von ihr geliebt werden will, muß seine Vernunft und seinen freien Willen aufgeben.

Halden. Warum? Wenn seine Frau gut, sanft, verständig ist — —

Wahlberg. Meine Sophie hat hundert gute Eigenschaften, aber — sie will sich um meinetwillen auch nicht ein bischen Gewalt anthun.

Halden. So sprich deutlich. Was hast du eigentlich an ihr auszusetzen?

Wahlberg. Ach, ihre Unbesonnenheit, ihre Geschwätzigkeit. Sie macht sich ein Vergnügen daraus, allen Menschen merken zu lassen, daß ich ihr Mann bin. Jeden Tag neue Bekanntschaften, jeden Tag neue Vertraute! Und wenn es nur noch keine Weiber wären! aber so siehst du wohl, daß mein Geheimniß in guten Händen ist.

Halden. Ich ſehe freilich, daß du deinen Willen nicht durchſetzen wirſt. Aber im Ernſt, hoffſt du, dein ganzes Leben verheirathet zu ſeyn, ohne daß es die Leute wiſſen?

Wahlberg. Wollte Gott!

Halden. Ei, ei!

Wahlberg. Du weißt ja, welche Rückſichten ich nehmen muß. Ich würde mich dem ganzen Zorne meines Vaters bloßſtellen, wenn er erführe, daß ich ſeit einem Jahre heimlich verheirathet bin.

Halden. Er würde ſich leicht beſänftigen. Dein Vater liebt dich.

Wahlberg. Eben deswegen. Ich fürchte weniger, ihn zu erzürnen als zu betrüben. — Doch das iſt nicht der einzige Grund. Unter uns geſagt: — ich ſchäme mich verheirathet zu ſeyn. Du weißt, wie man leider in der Welt über die Ehe denkt und ſpricht. Alle Spöttereien, die ich mir ehemals ſelbſt erlaubte, würden doppelt ſtark auf mich zurückfallen. — Ich fühle wohl, daß ein ſolcher Grund nicht unter die verſtändigſten gehört, — aber — —

Halden. In der That, du thuſt wohl daran, ihn niemand zu entdecken, als mir. Doch einen andern haſt du nicht genennt, und einen ſehr wichtigen in den Augen der Welt: — deinen Oheim, den wunderlichen Kautz mit ſeinem großen Vermögen, der

dich unfehlbar enterben würde, wenn er deine Heirath erführe. Das, dächt' ich, wäre auch für deine Frau eine sehr mächtige Ursache zu schweigen.

Wahlberg. Als ob die Wuth zu schwatzen nicht noch viel mächtiger wäre! — Auch ist es meine Frau ja nicht allein, die ich zu fürchten habe. Ihre Schwester, deine theure Zukünftige, die, beiläufig gesagt, nicht ermangeln wird, dich alle Tage wenigstens einmal rasend zu machen; die ohne Ursach spricht, und ohne Ursach schweigt, und in einer Viertelstunde dreimal lacht, und dreimal weint, diese, diese bringt mich zur Verzweiflung. Täglich schleppt sie einen Haufen von alten Gevatterinnen und Klatschschwestern in das Haus, die mir hundert herbe Pillen zu verschlucken geben, wenn ich etwa einmal Sophien auf ihrem Zimmer besuche. So wie ich eintrete, wird alles still; man sieht sich bedeutend an, man zischelt sich in die Ohren, man lächelt; — nach und nach kommt die Mühle wieder in Gang, alle sprechen auf einmal, und ich kann wenigstens so viel aus ihrem Scharivari und ihren Geberden schließen, daß die werthe Versammlung mein ganzes Geheimniß weiß, und daß ich in wenig Tagen die Stadt und alle Vorstädte zu Vertrauten haben werde.

Halden (lächelnd.) Es ist zum verzweifeln, armer Freund. Ich will auf der Stelle deiner Frau und Rosalien den Text recht derb lesen.

Wahlberg. Nein, in Güte. Aber bedeuten kannst du immer meine Frau Gemahlin, daß sie mich endlich zwingen wird, die Stadt auf immer zu verlassen — und dann mag sie sich bei meinem Vater die Zeit mit Spinnenweben abkehren und Kartoffeln stecken vertreiben.

Halden (boshaft lächelnd.) Das will ich. Unterdessen bitte deine Weisheit, daß sie dir Geduld verleihe.

Wahlberg. Und du, mein Freund, laß deine Klugheit bei Zeiten einen guten Vorrath davon einlegen; du wirst ihn brauchen, mehr noch als ich. Ich kenne Rosalien. — —

Halden. Ich, ich liebe sie; — und glaube mir, sie liebt mich auch. Ihr Stolz nur reizt zuweilen ihre Laune gegen mich. Da ich um des unglücklichen Duells willen meinen wahren Stand und Namen verhehlen muß, so glaubt sie nun durch eine Heirath mit einem unbekannten Abenteurer sich zu erniedrigen. Aber sobald es möglich ist, werde ich mich ihr entdecken, und du sollst dann sehen — —

Wahlberg. Ja, ja; je eher, je besser.

Halden. Adieu. Ich gehe, um sie an deiner Statt ein wenig abzukanzeln.

Dritte Scene.

Wahlberg (allein.)

Er iſt boshaft genug, ſich über mein Unglück zu freuen. O, wenn er doch nur ſchon verheirathet wäre! Je mehr ſie ihn quälen wird, deſto beſſer werde ich gerächt ſeyn. (Er ſetzt ſich, und fängt an zu leſen.)

Vierte Scene.

Wahlberg. Liſette.

Liſette (nachdem ſie ihn eine Weile beobachtet, für ſich:) Immer leſen, und immer leſen! (laut.) Herr Wahlberg, Ihre Frau Gemahlin wünſchte — —

Wahlberg. Schreie doch noch lauter.

Liſette. Sehr gern. Ihre Frau Gemahlin — —

Wahlberg. Ich habe hundertmal verboten, daß mir das Wort hier nicht ausgeſprochen werden ſoll. Erinnerſt du dich nicht?

Liſette. Ja. Aber wenn ich es nun einmal vergeſſe, ich bitte Sie, was ſchadet Ihnen das?

Wahlberg. Erſtens gehorchſt du mir nicht — —

Liſette. Wohl.

Wahlberg. Zweitens — —

Liſette. Man möchte raſend werden. Sollte man nicht denken, es wär' ein Verbrechen, der Madam einen Titel zu geben, der ihr zukommt.

Wahlberg. Liſette! —

Liſette. Was befehlen Sie?

Wahlberg. Man hört mich an, wenn ich ſpreche.

Liſette. Wahrhaftig, wer alle Ihre ſchönen Reden hören wollte — —

Wahlberg. Willſt du erlauben, daß ich zwei Worte ſage?

Liſette. O auch wohl drei, wenn Sie wollen.

Wahlberg. Du weißt, daß ein Geheimniß — —

Liſette. Ja, es iſt nun ſchon ein Jahr, daß wir ſo ein zweideutiges Leben führen. Ich halte es nicht länger aus. Das Geheimniß bringt mich um.

Wahlberg. Liſette, meine Geduld könnte wohl endlich ermüden.

Liſette. Drei Frauenzimmer ein ganzes Jahr lang zum Schweigen zwingen! Wollt' ich doch lieber in einem Kloſter wachen, faſten und beten, wenn ich mich nur dabei recht ſatt reden könnte.

Wahlberg (aufstehend.) So rede, rede! Ich bin nicht so einfältig, eine Weiberzunge binden zu wollen. Nur einen Punkt sollt ihr verschonen, einen einzigen Punkt.

Lisette. Das ist ja eben der verbotene Apfel! Und die verbotenen Früchte sehen so appetitlich aus, so appetitlich! Wenn mir einer neben zwanzig auserlesener Gerichte eine Schüssel Kartoffeln hinsetzte, von der ich allein nicht essen sollte, so wären grade die Kartoffeln das einzige, wozu ich Appetit hätte. Sie können mir es glauben, daß ich eine rechte Wuth habe, von Ihrer Heirath zu sprechen.

Wahlberg. Welche verkehrte Natur! Welcher Geist des Widerspruchs! Welche unbezwingliche Lüsternheit und Geschwätzigkeit! — So sind sie alle.

Lisette. Mag seyn. Allein wie wir auch sind, mit all' unsern Gebrechen, führen wir die Männer doch am Leitseil; und wenn sie mit dem Kopfe an die Wolken stießen, wir ziehen sie herunter und spannen sie an. Ihre Waffen vermögen nichts gegen uns. Sie sind gelehrt: wir sind liebenswürdig; sie sind vernünftig: wir sind reizend, und ein einziger Blick von uns schlägt alle ihre Weisheit todt. Da hilft keine finstere Stirn, keine Runzeln, kein Verschanzen hinter Grundsätze und Vernunftschlüsse: wir erschei-

nen, wir lächeln, und paff! die Festung ist unser, wenn wir kaum die Sturmleitern angelegt haben.

Wahlberg (für sich.) Das ist kurz und bündig meine Geschichte.

Lisette. Ach, wenn nur erst drei oder vier kleine Wesen um Sie herum schreien, und ich habe Sie Versteckens oder Haschemännchen mit ihnen spielen! Wie allerliebst Ihnen das stehen müßte!

Wahlberg (für sich.) Die Spitzbübin! (laut.) Lassen wir den Scherz. Meine Heirath muß noch eine Zeitlang verborgen bleiben, um der Erbschaft eines Oheims willen — du wirst vielleicht wissen — —

Lisette. O ja, ich weiß alles. Aber verzeihen Sie, wie stimmt das mit den Grundsätzen zusammen, die wir so oft aus Ihrem Munde vernommen haben? „Es ist der Thorheiten größte, nach Reichthum stets zu dürsten." — „Ich habe genug. Ein Schatz von Weisheit und Wissenschaft ist der einzige, nach dem ich strebe, und für ihn würde ich selbst ein Königreich abtreten." — Halt, halt! wenn Sie jemand beim Worte nähm'! Sie sprächen doch: Gehorsamer Diener, ich bin kein solcher Narr.

Wahlberg. Du irrst dich. Meine Grundsätze sind noch immer dieselben; allein ich weiß sie einzuschränken, wo es nöthig ist. Meine Kinder würden mir schlecht Dank wissen, wenn ich auf ihre Unkosten

den Philosophen gespielt hätte. Nichts übertreiben gehört auch zur Weisheit.

Lisette. Der Grund ist lobenswürdig. Ich muß ihn billigen. Doch Ihre Herrn Kinder sollen noch kommen; vielleicht kommen sie auch, indessen — —

Wahlberg. Was?

Lisette. Ich vermuthe, Sie werden niemals große Nachkommenschaft haben.

Wahlberg. In meinem Alter dächt' ich doch. — —

Lisette. Man hat nicht alle Gaben auf einmal. Wie man sagt, sollen die großen Gelehrten in diesem Punkte wenig Talente besitzen.

Wahlberg. Lisette hat Verstand und bedient sich dessen recht artig. Ich muß ihr auf das feine Compliment eine Antwort geben. Mein Kind, man duldet eine Zeitlang die Impertinenzen eines Kammermädchens, die allzuviel Güte verdorben hat, aber das Ende vom Liede ist doch, daß man sie fortjagt. Lisette ist vernünftig genug, um diesen freundschaftlichen Rath wohl aufzunehmen und zu benutzen; sonst hüte sie sich vor dem Ende.

Lisette. Lisette dankt ergebenst für den süßsauern Rath; jedoch nimmt sie sich die Freiheit, dagegen zu bemerken, daß es unvorsichtig ist, jemand fortzujagen, der unser Geheimniß weiß, besonders

wenn dieser Jemand von einem Geschlechte ist, das gern schwatzt, und nicht ungern Rache nimmt.

Wahlberg (seufzend.) Du hast wohl gesprochen. Kluge Herrschaften müssen ihre Vertrauten mit Gold aufwiegen. (Er giebt ihr Geld.) Das möge dich besänftigen, und schweigen lehren. (für sich.) Mein Loos ist nun einmal zu leiden und Geduld zu haben.

Lisette. Ihr Geheimniß lag mir schwer auf der Seele. Ich hoffe, es wird mir nun leichter werden. Wiederholen Sie nur öfters Ihre reichen Lehren, und ich werde ganz stumm seyn.

Wahlberg. Wenn es nur darauf ankommt, so kann ich auf dich rechnen.

Lisette (macht einen Knix.) Aber, sieh doch, ich habe ganz vergessen, Ihnen zu sagen, daß Ihre Frau Gemahlin — nicht doch! — daß die Madam wünscht — —

Wahlberg. Madam?

Lisette. Meine Herrschaft! — Gott Lob, nun hab' ich's endlich! — Daß also meine Herrschaft wünscht, hieher zu kommen, um sich mit Ihnen über etwas zu besprechen.

Wahlberg. Mein Gott, sie weiß doch, daß ich zu diesen Besprechungen bei Tage keine Zeit habe. Ich bitte dich, verhindre es, daß sie nicht herkommt. Ich muß nothwendig einige Stunden arbeiten.

Lisette. Sehr wohl. Lassen Sie mich nur machen. Ab.

Fünfte Scene.

Wahlberg (allein.)

So vermag denn überall das Geld mehr, als die Vernunft! — Die boshafte Lisette läßt sich durch meine Börse anködern, und ich werde, Gott sey Dank, diesen gefährlichen Kopf in meiner Gewalt haben. — Jetzt da wir ruhiger sind, wollen wir diese schöne Muße nicht ungenutzt lassen. — Die Uebersicht der neusten philosophischen Lehrgebäude, die ich meinem Buchhändler versprochen habe, ist eine Sisyphus-Arbeit. Kaum daß ich mit dem neuesten fertig zu seyn glaube, ist schon wieder ein allerneuestes da, mit dem ich mich herumschlagen muß. (Er will sich setzen, indem tritt Sophie herein.)

Sechſte Scene.

Wahlberg. Sophie.

Wahlberg. Wie? Sophie! Du biſt es?

Sophie. Mein Himmel, worüber erſchrickſt du ſo? Iſt dir mein Anblick ſo fürchterlich?

Wahlberg. Nein, er iſt mir lieb und theuer. Aber in meinem Cabinet — ſollteſt du in mein Cabinet kommen? Ich habe dich bitten laſſen, es nicht zu thun.

Sophie. Aber ich habe über eine wichtige Sache mit dir zu ſprechen.

Wahlberg. Von dem, was du willſt, läßt du dich nun einmal nicht abbringen.

Sophie. Kannſt du es tadeln, wenn ich dich zu ſehen wünſche? Ich folge meiner Neigung, und thue zugleich meine Schuldigkeit.

Wahlberg. Die Schuldigkeit einer Frau iſt, ihrem Manne gefällig zu ſeyn.

Sophie. Sprich lieber unterthänig, mein Kind. Dir gefällt an einem Ehemanne nichts, als ſeine Autorität; ihr ſoll ich meine ganze Freiheit aufopfern.

Wahlberg. Wer fordert das, mein Kind? Du thust mir Unrecht. Ich verlange keine Unterthänigkeit, ich verlange blos, daß du Rücksicht nimmst auf meine Wünsche, und unser Geheimniß zu bewahren suchst.

Sophie. Ist denn aber ein Unrecht dabei, wenn ich dich einmal einen Augenblick besuche?

Wahlberg. Aber hier? in meinem Cabinette? Wenn jemand dazu käme, was müßte er denken?

Sophie. Was er will, mir gilt's gleich.

Wahlberg. O mein Himmel, kann man einen Menschen so mit kaltem Blute vernichten! — Mir gilt's gleich! Hast du vergessen, daß ich alles anwenden muß, um nicht dem leisesten Argwohn unserer Verbindung Raum zu lassen?

Sophie. Es geht aber nicht.

Wahlberg. Freilich, wenn du davon sprichst.

Sophie. O ich unterwerfe mich jedem deiner Wünsche. Kann man denn aber der ganzen Welt die Augen verbinden?

Wahlberg (kläglich.) Ja, ja, es wird alles entdeckt!

Sophie. Das soll mich freuen.

Wahlberg. Beständig widersprechen, beständig!

Sophie. Lieber Wahlberg, ich halte es für ein ſolches Glück, deine Frau zu ſeyn; es iſt ſo ſüß für mich; ich bin ſo ſtolz darauf, daß ich es der ganzen Welt ſagen möchte. Wenn dieſer Wunſch ein Verbrechen iſt, ſo bin ich ſtrafbar, blos weil ich dich zu ſehr liebe.

Wahlberg (für ſich.) Was läßt ſich nun darauf ſagen?

Sophie. Du biſt bös auf mich, und ich weiß nicht warum.

Wahlberg. Nein, wenn ich böſe bin, ſo bin ich es nur auf mich ſelbſt.

Sophie. Und weshalb?

Wahlberg. Weil ich die Schwachheit gehabt habe zu glauben, du würdeſt verſchwiegen ſeyn. Du haſt mir doch vor unſrer Verbindung verſprochen, ſo lange ich ein Geheimniß daraus machen wollte, ſollte niemand darum wiſſen, als deine Schweſter.

Sophie. Das iſt wahr.

Wahlberg. Inzwiſchen haben wir, Dank ſey eurer weiſen Vorſicht, ſchon eine kleine Armee von Vertrauten.

Sophie. Da mußt du dich an meine Schweſter halten. Ich bin dir bis jetzt nur zu gehorſam geweſen.

Wahlberg. Es reut dich?

Sophie. Ja.

Wahlberg. Aus welchem Grunde?

Sophie. Dein Geheimniß stellt mich einem unwürdigen Verdachte blos. Wir wohnen in einem Hause, unsere Zimmer sind nur durch einen gemeinschaftlichen Saal getrennt; du besuchst mich öffentlich, und ich muß alle Tage hören, zu welchen giftigen Reden das Anlaß giebt. Doch ich dulde sie, ich setze ihnen nichts als das Bewußtseyn meiner Unschuld entgegen; ich opfere meinen guten Ruf meiner Liebe auf; — aber jetzt verlange ich auch den Preis für ein so hartes Opfer.

Wahlberg. Welchen Preis?

Sophie. Durch dich oder mich muß wenigstens der Baron von unserer Heirath unterrichtet werden.

Wahlberg. Der Baron! — Ich bitte dich, wie kannst du so sprechen? Vor ihm muß sie just am meisten verborgen bleiben. Er ist zwar ein Hofmann und ziemlich unwissend, aber er besitzt doch feste und klare Grundsätze und eine philosophische Ansicht der Welt und ihrer Erscheinungen. Er hält die Freiheit für das größte Gut, und kennt daher keine größere Schwachheit, als sich an eine Frau oder an eine Geliebte zu binden. Ja noch mehr, ich habe ihm so

oft, mit ſo viel Eifer und auch mit ſo viel Unvorſichtigkeit beigeſtimmt, daß mich ſeine Spöttereien, ſein boshafter Witz in die bitterſte, in die grauſamſte Verlegenheit ſtürzen würden, wenn er erführe, daß ich verheirathet bin.

Sophie. Du ſchämſt dich alſo, daß du es biſt?

Wahlberg. Mein Gott, nein! Aber ſchämen muß ſich der Mann, der nach ſeinen ſo laut bekannten Grundſätzen ſelbſt nicht handelt; der ſeine Geſinnung mit dem Monde wechſelt, und ich habe die Stirn nicht, mich freiwillig dem Gelächter preis zu geben.

Sophie. Du wirſt dieſe Schwachheit dennoch überwinden, und dem Baron alles ſagen müſſen.

Wahlberg. Was treibt dich denn aber — —

Sophie. Du wirſt es einſt erfahren, und dann billigen.

Wahlberg. Ich möchte doch wiſſen, was ſo mächtig ſeyn kann — —

Sophie. Es iſt nur allzumächtig, und läßt ſich nicht von der Hand weiſen.

Wahlberg. So ſprich, was iſt es denn?

Sophie. Ich ſage nichts weiter.

Wahlberg. Nein, Sophie, ich will es. Sprich.

Sophie. Nun wohl! Du willst es? So höre. Dieser Baron, dieser Mann von festen Grundsätzen, dieser Philosoph, der die Freiheit für das höchste Gut hält, dieser fürchterliche Spötter läßt keinen Tag vorbeigehn, wenn er bei dir gewesen ist, ohne auch mich zu besuchen, und mir von seiner Liebe vorzuseufzen.

Wahlberg. Dir?

Sophie. Mir.

Wahlberg. Sophie!

Sophie. Nun?

Wahlberg. Welchen Anschein hat es — —

Sophie. Ich wollte erst schweigen, weil ich euch nicht zu entzweien wünschte; aber er dringt mit jedem Tage heftiger in mich, und ich sehe kein besseres Mittel, als ihm unsere Verbindung offen zu erklären. Entscheide du nun, wer von uns ihm das Geständniß machen soll; aber entscheide bald, denn wenn dieser Tag zu Ende ist, schweige ich nicht länger.

(Geht ab.)

Siebente Scene.

Wahlberg (allein.)

So warte doch! — Sophie! — Sie läuft davon. — Welche verwünſchte Lage! — Soll ich ihr glauben? — Es iſt nicht möglich! der Baron — ich wette, ſie hat es nur erdacht, um mich — — nein, nein! ich thue ihr Unrecht, betrügen kann Sophie nicht. — (Aengſtlich hin und her laufend.) Aber was ſoll ich nun denken — beſchließen — unternehmen? — der Baron verliebt! Im Grunde freu' ich mich von Herzen — ich freue mich? worüber?. daß er meiner Frau Liebeserklärungen macht? — das iſt ganz und gar nicht erfreulich. Meine Ehre leidet nicht — — meine Ehre? Man iſt doch ein Narr, wenn man verheirathet iſt! — Ich will den Baron aufſuchen, ich will ihm das Geſtändniß ſeiner Schwachheit abzulocken ſuchen — und dann — und dann — nun ja, und dann? — ach! was iſt doch ein Ehemann für eine unglückliche Perſon!

(Er läuft ab.)

Zweiter Act.

(Das Theater stellt einen Saal dar.)

Erste Scene.

Rosalie. Lisette.

Rosalie. Der Baron wird heute kommen?

Lisette. So hört' ich.

Rosalie. Glaubst du, daß er mich liebt?

Lisette. Nein.

Rosalie. Ich muß dir sagen, das verdrießt mich.

Lisette. Das glaub' ich wohl. Aber für den hat die größte Schönheit keinen Reiz.

Rosalie. Ebendeßwegen möcht' ich an ihm eine Eroberung machen, und es müßte mir auch gelingen, wenn ich nur wollte. Es giebt eine gewisse Kunst, einen solchen Mann zu fesseln und zu unterjochen, die ich zum Entzücken meisterhaft verstehe.

Lisette. So rathe ich Ihnen, einen Versuch zu machen.

Rosalie. Sprichst du im Ernst?

Lisette. Allerdings.

Rosalie. Ich schwöre dir, er soll bald die Gewalt meiner Blicke fühlen. Heute noch sollst du ihn zu meinen Füßen sehen.

Lisette. Und wenn er Sie nun liebt, was dann?

Rosalie. Dann will ich ihm sagen, daß ich ihn verachte; daß hundert Ihnen; und Crösus Reichthum mich nicht bestechen könnten, wenn sie das Eigenthum eines Thoren sind.

Lisette. Das ist er nun wohl nicht. Doch setzen wir auch, daß Sie Recht hätten: es brächte Ihnen immer mehr Ehre und Ruhm, ihn zu lieben, als sich Ihrem schönen Herrn Halden aufzuopfern. Sie sind dem Paradiesvogel gut, das weiß ich wohl, aber im Grunde ist es Ihnen doch nur um einen bequemen, gefälligen Ehemann zu thun, und so möchten Sie bei dem Baron Ihre Rechnung noch leichter finden. Das ist die Hauptsache. Ob er ein Narr ist oder nicht, darauf kommt es bei einem Manne dann nicht weiter an.

Rosalie. Eigentlich hast du Recht.

Lisette. O das mein' ich. Es sind die Grundsätze einer geläuterten Moral für Frauenzimmer, die ich Ihnen vortrage. Brechen Sie mit Halden; ich bestehe darauf. Niemand weiß ja wer er ist. Der Abenteurer schikt sich nicht für Sie.

Rosalie. Da trift du dich doch wohl, Lisette. Der Schein ist nur wider ihn, aber es ahndet mir, daß er von guter, wohl gar von hoher Geburt ist, und daß wir einst erfahren werden — —

Lisette. Ha, ha! das sind so Ihre Romanideen. Ich kenne ihn besser. Eigennutz ist es, der klare Eigennutz, der unter seiner gewaltigen Zärtlichkeit steckt. Das Vermögen, das Sie von Ihrer Tante haben, sticht ihm in die Nase. Deswegen ist er so unterthanig, so geschmeidig. Aber heirathen Sie ihn nur erst, und Sie werden wohl sehen, in welche garstige Raupe sich, der Natur zum Trotze, der glatte, schöne Schmetterling verwandelt.

Rosalie. Ich muß dir Beifall geben, Lisette. Ich habe mir hundertmal alles das selbst gesagt. Seit zwei Jahren kämpfe ich gegen diese Meinung gegen ihn; ich rufe meinen Stolz gegen ihn auf, ich mißhandle ihn; — alles umsonst. — Doch warte — —

Lisette. Kommt etwas?

Rosalie. Ich fühle mich heute in einer Laune, um ihn zur Verzweiflung zu bringen.

Lisette. Keine Migraine, keine Vapeurs? Die wären zu brauchen.

Rosalie. Wir wollen sehen.

Lisette. Ach, wenn er doch käme! — Aber Sie werden das Lämmchen spielen, sobald er kommt.

Rosalie. Nein, ich will ihn recht empfindlich beleidigen. Du mußt mir ein bischen helfen, Lisette. Laß uns von Etwas reden, worüber ich mich ärgern kann. Sprich mir von meiner Schwester.

Lisette. Sehr gern. Ihre Frau Schwester hat endlich unsern Philosophen in Harnisch gejagt. Zum erstenmale hat er sich zu Lebhaftigkeiten hinreißen lassen, die leicht zu einer gefährlichen Bitterkeit Anlaß geben könnten. — Das mißfällt Ihnen?

Rosalie. Nein, du machst mir Vergnügen; es entzückt mich. Seit zwei Jahren leide ich nun schon an dem Glücke meiner Schwester.

Lisette. Nun so ärgern Sie sich, und das recht vollständig! Denn Ihr Streit hat sich mit einer so zärtlichen, so rührenden Versöhnung geendigt, daß der Philosoph Thränen vergoß, und ich selbst, ich kann wahrhaftig nicht daran denken, ohne daß mir die Augen übergehn. (Sie thut als ob sie weinte.)

Rosalie. Sie lieben sich also noch immer?

Lisette. Mehr als jemals. Er ist nun ganz der Sclave seiner Frau.

Rosalie. Der Narr!

Lisette. Je mehr sie ihre Herrschaft geltend macht, deste entzückter ist er.

Rosalie. Das halt' ich nicht länger aus! Durch welchen Zauber unterjocht sie diesen Mann. Wenn ich seine Frau wäre, möchte seine Unterwürfigkeit noch zu ertragen sein; aber für meine Schwester eine solche Schwachheit haben, das ist eine Verblendung, die mich kränkt, die mich beleidigt — die mich wüthend macht.

Lisette. Brava! Wie kommt Ihnen jetzt Halden vor?

Rosalie. Wie ein Ungeheuer!

Lisette. Schon! — Ich glaube, eben ging er ins Haus herein. Er kommt eben recht; ich lasse Sie allein mit ihm.

(Ab. Rosalie wirft sich in einer nachdenkenden Stellung auf einen Stuhl.)

Zweite Scene.

Rosalie. Halden.

Halden (beobachtet sie eine Weile; sie thut als ob sie ihn nicht sähe.) Sie wollen allein seyn, wie ich sehe?

Rosalie. Das hätten Sie gleich sehen sollen. Aber Sie merken nichts.

Halden. Ob ich Sie gleich belästige, kann ich mich doch nicht entschließen — —

Rosalie. Wenn man vor Ihnen nicht davon läuft, wird man Sie auch nicht los.

Halden (für sich.) Aha, sie sitzt wieder einmal auf dem großen Pferde. (Er setzt sich in einen Winkel im Hintergrunde.)

Rosalie (nach einer Pause.) Sie sollen sich entfernen.

Halden. Sehr wohl. Doch darf man nicht fragen, warum?

Rosalie. Ich bin Ihnen, mein' ich, keine Rechenschaft schuldig.

Halden. Das geh' ich zu. Doch, Rosalie, — wenn die innigste Liebe mich treibt — —

Rosalie (hastig aufstehend.) Ah! Sie werden wieder einmal süße.

Halden. Ich schweige.

Rosalie. Die innigste Liebe mich treibt! Ich kann die süßliche Sprache nicht leiden; ich versichere Sie, mir ekelt davor. Ihr Geschmack und der meinige passen sehr schlecht zusammen. Die innigste Liebe treibt!

Halden (für sich.) Man muß schon Nachsicht haben mit ihren Launen.

Rosalie. Ich glaube, Sie wollen mich wie ein läppisches, unerfahrnes Mädchen behandeln.

Halden. Unerfahren? Mein Gott, nein; ich weiß wohl, daß Sie das nicht sind.

Rosalie. Was wollen Sie damit sagen? — Entfernen Sie sich.

Halden. Ich gehe.

Rosalie. Nein, Sie bleiben. Man sagt niemand eine solche Sottise ins Gesicht, ohne gänzlich mit ihm brechen zu wollen. Das soll sogleich geschehn; zuvor aber werden Sie sich erklären, was die satirische Antwort bedeuten soll, die Sie mir eben mit einem so weisen Lächeln gegeben haben.

Halden. Wenn sie Ihnen satirisch scheint, so ist das nicht meine Schuld. Sie glauben, ich wolle

Sie als ein unerfahrnes Mädchen behandeln: ich antworte, daß Sie sich irren, und lasse Ihnen Gerechtigkeit widerfahren.

Rosalie. Wie das?

Halden. Nun, indem ich sage, daß Sie es nicht sind.

Rosalie. Aber was verstehn Sie darunter? Erklären Sie sich.

Halden. Ich verstehe darunter — doch das versteht sich ja von selbst.

Rosalie. Sie sind ein schlechter Mensch.

Halden. Ich?

Rosalie. Mein Gott, wie bescheiden er ist! Ihn muß man als einen unerfahrnen Neuling behandeln.

Halden (lachend.) Unter uns gesagt, das bin ich wohl grade eben so sehr, als Sie.

Rosalie (im höchsten Zorne.) Ah! Diese Beleidigung ist zu arg! Das duld' ich nicht. Sie werden mir Genugthuung geben.

Halden. Das will ich.

Rosalie. Und heute noch.

Halden. Auf der Stelle.

Rosalie. Auf welche Art?

Halden. Ob Sie gleich der herausfordernde Theil sind, so überlasse ich es dennoch Ihnen, Zeit, Ort und Waffen zu bestimmen. Indeß, diese Augen da könnten bei Tage mich leicht verwirrt machen; daher gebe ich Ihnen zu bedenken, ob es nicht der Billigkeit gemäß wäre, lieber eine andere Zeit zu unserm Zweikampf festzusetzen. — Sie lachen?

Rosalie (heftig.) Ja, ja, mein Herr, ich lache, wie Sie sehn. (Sie lacht wider Willen.)

Halden. O auf diese Art wird unser Streit bald beigelegt seyn.

Rosalie (ernst.) Sie irren sich, mein Herr. Ich schwöre Ihnen ewigen Haß.

Halden (für sich.) Sie ist doch immer originell. Aber ich weiß sie zahm zu machen. (Laut.) Ich sehe wohl, Sie wollen mir nicht verzeihen, Sie wollen nichts mehr von mir wissen; die innigste Ergebenheit, die herzlichste Liebe weisen Sie von sich! O, ich fühle es, die Neigung läßt sich nicht zwingen; nein! nein! — Ich werde es nicht überleben; Sie werden mich beweinen, wenn ich nicht mehr bin, und glauben Sie mir, Rosalie, diese Thränen werden bitter seyn. Leben Sie wohl.

Rosalie. Halden!

Halden (die Hand vor die Augen legend.) Oh! ich Unglücklicher!

Rosalie (für sich.) Wahrhaftig, der Spitzbube treibt mir die Thränen in die Augen. (Laut.) Hören Sie mich an.

Halden. Nein, ich will es, Sie sollen mich bereuen.

Rosalie. Ich will aber, Sie sollen bleiben.

Halden. Nun denn, ich bleibe; aber nur aus Gefälligkeit.

Rosalie. Aus Gefälligkeit!

Halden. Oder aus Gehorsam. Wie Sie wollen.

Rosalie. Ich möchte verzweifeln.

Halden. Worüber?

Rosalie (heftig.) Daß ich mich nicht von Ihnen losmachen kann; daß ich Sie nicht eben so sehr hassen kann, (sanfter und lächelnd) — als ich Sie liebe.

Halden. Wie kann Ihnen das schwer fallen? Diesen Augenblick erst haben Sie mir ewigen Haß geschworen.

Rosalie. Ach! ich log.

Halden. Dürfte ich Ihnen glauben!

Rosalie. Ja doch, ja! ich schwöre Ihnen jetzt das Gegentheil.

Halden. Welcher Schwur ist nun der wahre?

Rosalie. Der letzte, mein Freund. Er allein kommt aus dem Herzen.

Halden. Rosalie, beste Rosalie!

Rosalie. Meine Vernunft ist es eigentlich, die Sie beleidigt; mein Herz weiß nichts davon.

Halden. Ihre Vernunft? Wie kommt diese zu solchen Launen?

Rosalie. Wahrlich, es ist, als ob ein weißer und schwarzer Engel sich in mir stritten. Manchmal liebe ich Sie bis zur Narrheit; manchmal kommen Sie mir abscheulich vor: die Neigung zieht mich zu Ihnen, die Ueberlegung stößt mich zurück.

Halden. Ich weiß nicht, soll ich lachen oder weinen über das Compliment. Ich muß also wohl sehr viele Fehler haben, die Ihre Vernunft so gegen mich aufbringen?

Rosalie. Fehler? Fehler? O ich würde nicht fertig, wenn ich sie alle nennen wollte.

Halden. Ich denke auch, das wird nicht nöthig seyn.

Rosalie. Erstens, mein Freund, sind Sie, trotz Ihrem ehrlichen Gesicht, schlau, falsch und boshaft wie ein Satan.

Halden. Sprechen wir nicht lieber von etwas anderem?

Rosalie. Nein, hören Sie immer zu. Das ist besser, als eine Predigt. — Zweitens also haben Sie eine ganz ungemeine Meinung von Ihrer werthen Person; drittens halten Sie sich hinter dem Rücken über Ihre besten Freunde auf; viertens besitzen Sie einen gewaltigen Eigennutz, der Sie allein bei Allem leitet, und fünftens ward Ihnen eine ganz monströse Eitelkeit zu Theil, — die Sie zwar sorgfältig verbergen, doch kann glauben Sie sich allein, husch! sind sie auch am Spiegel, und vergnügen sich, wie der liebe Gott, am eignen Anschaun. — Ich muß gestehen, daß dieses Portrait nicht ganz zu Ihrem Vortheil ausgefallen ist, aber ich liebe Sie nun einmal trotz allen Ihren Fehlern.

Halden. Sie haben mich zwar der Falschheit beschuldigt, schöne Rosalie, — allein ich wünschte doch Ihre Offenherzigkeit nachahmen zu dürfen.

Rosalie. O nur zu!

Halden. Wohl denn. Sie sind schön, liebenswürdig, geistreich; doch erstens sind Sie auch stolz, hoffärtig, und — verzeihen Sie — etwas neidisch: des Nächsten Glück ist Ihnen ein Aergerniß, und Sie werden mager, wenn Sie einen andern fett werden sehen; zweitens ist Ihnen Verstand, und viel Verstand, nicht abzusprechen, aber er verirrt sich oft, und reißt Sie zu Sonderbarkeiten hin, die nicht

immer liebenswürdig sind; drittens bekriegen Ihre Augen das ganze männliche Geschlecht, und jede hübsche Frau ist Ihre geschworene Feindin; viertens ist Ihre gerühmte Offenherzigkeit selten etwas anders, als das Produkt einer kleinen Bosheit, und fünftens ist Ihrer Zunge geradezu jedes Gespräch willkommen, wenn Sie nur die Seligkeit genießt, sich unaufhörlich zu bewegen, und das mindeste Geheimniß lastet Ihnen stärker auf der Seele, als ein Todschlag. — Ich muß gestehen, daß dieses Portrait nicht ganz zu Ihrem Vortheil ausgefallen ist, aber ich liebe Sie nun einmal, trotz allen diesen Fehlern, von ganzem Herzen.

Rosalie. Sie lieben mich?

Halden. Beste Rosalie, es hat nie ein Mann eine innigere Neigung gekannt, als ich. Diese Fehler beunruhigen mich nicht. Es sind Schatten, die das Licht nur kräftiger heben. Ich liebe Sie, ich weiß, daß Sie mich lieben, und das ist mir genug.

Rosalie. O nein, mir nicht. Diese Fehler beunruhigen mich an Ihrer Statt. Sie kennen mich zu wohl, als daß ich Ihre Frau seyn möchte. Mich soll niemand haben, als wer mich ganz ohne Tadel glaubt.

Halden. Nun denn, ich glaube es. Sind Sie zufrieden?

Rosalie. Wie fade!

Halden. Es war ja nur ein Scherz, Rosalie. Ich wollte Sie nicht beleidigen.

Rosalie. Kann ich auf Ihre Gefälligkeit rechnen?

Halden. Auf mein Leben.

Rosalie. Nun, so bitte ich Sie, mich auf immer mit Ihren Besuchen zu verschonen.

Halden. Sie spaßen.

Rosalie. Ganz und gar nicht. Den Augenblick gehen Sie, sonst stehe ich für nichts.

(Sie macht eine heftige Bewegung nach ihm hin; er retirirt mit einer lachenden Verbeugung zur Thüre hinaus.)

Dritte Scene.

Rosalie (allein.)

Abscheulich! Ungeheuer! Mir so etwas ins Gesicht zu sagen! Mich gerade zu für eine Coquette, für eine Närrin zu erklären! — Eine Närrin, ja, die bin ich, weil ich ihn lieben konnte. — Gestehn muß man aber doch, daß er wirklich liebenswürdig war. — Nun, folglich bin ich ja keine Närrin, daß ich ihn geliebt habe — und Coquette? bin ich das? —

Aufrichtig gesprochen, Rosalie; ganz Unrecht hat er wohl nicht. Aber wie kann er mir das zum Vorwurfe machen? Welches Frauenzimmer will nicht gefallen? Wahrlich, mein Herr Halden, Sie sind ein Narr, daß Sie mir einen so natürlichen, so unschuldigen Trieb, als Fehler anrechnen. — Ich bin neidisch, sagen Sie weiter. Neidisch! O nein, wahrlich nicht. Aber soll ich mich denn etwa nicht ärgern, daß meine Schwester, die weniger hübsch ist, die weniger Verstand hat, als ich, daß diese einen Mann besitzt, der mir eigentlich zugekommen wäre? — Wie? — Und geschwätzig? Möchte seyn. Allein, mein Herr, die Verschwiegenheit ist eine Tugend, die unserm Geschlechte gar nicht zukommt. Also? — Endlich werfen Sie mir Launen und Sonderbarkeiten vor! Aber wissen Sie denn nicht, daß grade diese Sonderbarkeiten mich sehr interessant machen? Wissen Sie denn nicht, daß es nichts langweiligeres giebt, als einen Menschen, der, wie ein steinerner Roland, jeden Tag, jede Stunde immer derselbe ist? — Folglich, folglich, mein weiser Herr Halden, alles wohl erwogen, sind Sie ein Lugner, und ich bin ohne Tadel!

Vierte Scene.

Rosalie. Sophie.

Sophie (die bei den letzten Worten hereingetreten ist.) Ohne Tadel! Das klingt schön. Du haltst dir keine schlechte Lobrede.

Rosalie. Bist du damit zufrieden?

Sophie. O gewiß.

Rosalie. Wenn ich dir einmal eine halten werde, soll sie nicht schlechter seyn.

Sophie. Du erzeigst mir zwar oft genug die Ehre, von mir zu reden, doch klingt das immer ganz anders.

Rosalie. Ich sage allzeit, was ich glaube; die Wahrheit reißt mich fort.

Sophie. O es giebt nichts schöneres, als die Offenherzigkeit, aber nicht immer ist das, was man glaubt, auch die Wahrheit.

Rosalie. Ma soeur, ich irre mich nie. Was ich glaube, ist eben darum auch wahr.

Sophie. Und doch glaubst du, du wärst ohne Tadel?

Rosalie. Und wollte es leicht beweisen, wenn es Noth thäte.

Sophie. Und wie?

Rosalie. Blos indem ich zeigte, daß wir beide gänzlich von einander verschieden sind.

Sophie. Verschieden; ach ja, das sind wir. Doch mein' ich immer, das bewiese noch nichts gegen mich.

Rosalie (ihr nachsprechend.) Du meinst? — O du meinst die Leute zu täuschen durch deine stolze Demuth, allein man kennt dich.

Sophie. Das ist mir lieb. Je mehr man mich kennen lernt, desto besser für mich. Ich weiß aber manche, die nicht so dabei gewinnen würden.

Rosalie. Ha, ha! Du scheinst dir viel damit zu wissen, daß du einen Mann bei der Nase zu führen weißt, dessen Schwachheit man nur beklagen kann.

Sophie. Ich suche ihm zu gefallen; das ist meine ganze Kunst. Du würdest freilich etwas weiter gehn.

Rosalie. Die Frau Schwester ist eine recht feine Heuchlerin, das muß man gestehen. Der arme Mann hat sich durch den Schein verführen lassen.

Sophie. Und deinem so soliden Verdienste ist eine Eroberung entgangen, womit es sich geschmeichelt hatte.

Rosalie. Wer? ich? geschmeichelt? Welche Impertinenz! Es lag nur an mir, den Vorzug zu erhalten.

Sophie. Du bist die ältere und hast ihn doch nicht erhalten.

Rosalie. Weil eine solche Eroberung sehr wenig Reiz für mich hatte.

Sophie. Und doch kannst du deinen Neid nicht verbergen. Du liebtest mich als Schwester; du hassest mich als Frau — —

Rosalie. Eines Narren.

Sophie. Ah! das ist zu arg, das geht zu weit! Du wirst dieses Haus noch heute verlassen, wenn du nicht aufhörst!

Rosalie. O sehr gern! Mit dir kann ich nicht länger leben. Du beleidigst, du beschimpfst mich bei jeder Gelegenheit; aber ich werde mir Genugthuung verschaffen, und wenn du zehn Männer hättest.

Fünfte Scene.

Die Vorigen. Wahlberg.

(Wahlberg hat ein aufgeschlagenes Buch in der Hand; Rosalie eilt ihm entgegen, und nimmt ihn beim Arm, das Buch fällt ihm aus der Hand.)

Rosalie. Ah, mein Herr Schwager, eben recht. Ich habe Ihnen Dinge zu sagen, worüber Sie erstaunen werden. (Laut schreiend.) Ihre Frau da hat sich — —

Wahlberg. Mein Gott! lassen wir doch diesen Namen. Das ist ja so oft ausgemacht worden.

Rosalie. O ich bitte, lassen Sie jetzt diese Possen.

Sophie. Wenn du mich liebst, lieber Mann, so — —

Wahlberg. Lieber Mann! Du fängst gut an. Ich ersuche dich recht dringend, gewöhne dir dieses Wort ab. Ihr habt euch gewiß wieder um eine Kinderei gezankt.

Sophie. Kinderei!

Rosalie. Kinderei! Allerliebst!

Sophie. Ich muß dir sagen, daß meine Schwester — —

Rosalie (ihn zu sich herüber ziehend.) Mich hören Sie an. Meine Schwester hat mir — —

Wahlberg. O Sie haben alle beide Recht.

Sophie (für sich.) Welche Kaltblütigkeit!

Rosalie. Scherzen Sie zu einer gelegnern Zeit. Jetzt kommt es darauf an — —

Wahlberg. Es kommt darauf an, daß man in Ruh' und Frieden lebe. — Ich will den Grund des Streites nicht untersuchen, weil ich ihn sonst leicht erneuern könnte. Thut mir den Gefallen, und bittet euch um Verzeihung mir zu Liebe.

Rosalie. Was? ich sie'l nachdem sie mich aus dem Hause gewiesen hat?

Wahlberg. Sophie, hast du das wirklich gethan?

Sophie. Ich ward dazu gezwungen.

Wahlberg. Durch wen?

Sophie. Durch sie selbst. Sie vergaß sich so weit, in meiner Gegenwart auf dich zu schimpfen.

Wahlberg. O wenn es nur das ist, so beruhigen Sie sich beiderseits. Frauenzimmer können mich nicht beleidigen.

Sophie. Sie behandeln uns mit vieler Geringschätzung.

Rosalie. Ein Frauenzimmer ist so viel werth, als alle die Herrn Gelehrten und schönen Geister zusammengenommen.

Sophie. Er achtet nichts, was nicht in seinen Büchern steht.

Rosalie. Es wäre gut, wenn Sie fleißiger mit unserm Geschlechte umgingen, damit Sie Lebensart lernten.

Wahlberg. Puh! da geht es ja gar über mich her. Mein Himmel, verstehen Sie mich doch recht. Wenn mich Frauenzimmer nicht beleidigen können, so liegt die Ursache lediglich in meiner Ehrerbietung gegen das Geschlecht. — Oh! werft mir doch nicht so fürchterliche Blicke zu. Sagt mir lieber, wie sich die Sache angefangen hat.

Sophie (nach einer kleinen Pause.) Frage sie.

Rosalie. Nein, sprich du selbst.

Sophie. Ich weiß nicht mehr recht.

Rosalie. Ich auch nicht.

Wahlberg. Brave! das Problem ist nun leicht zu lösen. Ich sehe, daß ihr euch zankt, ohne selbst zu wissen warum, und ziehe daraus mit wenig Wer-

ten den Schluß: daß ihr Friede machen müßt, oder alle beide Thörinnen seyd.

Sophie. Mein Freund, du könntest deine Ausdrücke besser wählen.

Rosalie. O, die thörichste von uns beiden ist immer noch klüger als er.

Wahlberg. Nur zu. Zanken Sie immer mit mir, wenn Ihnen das Vergnügen macht; nur bitt' ich, schreien Sie nicht so.

Rosalie (verächtlich.) Ich zanke, mein Herr, wenn ich böse bin; bei kaltem Blute nie.

Wahlberg. Das ist Schade; denn im Ernst, Ihr kleiner Zorn amüsirte mich sehr. Ihr zanket euch beide mit so viel Geist, so viel Anmuth — frisch! da capo! Wer wird denn schon die Waffen niederlegen.

Rosalie (zu Sophien.) Amüsire doch den Herrn.

Sophie. Ein schöner Zeitvertreib.

Rosalie. Er soll die Ehre nicht haben, über uns zu lachen. Wir wollen Friede schließen.

Sophie. Ich hatte wenig Lust dazu: aber es sey! — und auf immer.

Rosalie. Schlag' ein!

Sophie. Mit Freuden.

Wahlberg. Ah! das heißt mich beleidigen.

Rosalie. Deſto beſſer.

Wahlberg. Sie werden ſich noch mir zum Troße umarmen.

Rosalie. O ja, und von ganzem Herzen.

Sophie. Ich auch.

Wahlberg. Und ich, um euch zu zeigen, wie wüthend ich bin, ich muß wahrhaftig in meiner Wuth allen beiden — einen Kuß geben.

Rosalie (lächelnd.) Das Ungeheuer!

Wahlberg. Ihr ſeid beide allerliebſt.

(Er umarmt eine nach der andern; während in dem Augenblicke ſein Oheim hereintritt und ihm zuſieht. Sobald dieſer anfangt zu ſprechen, entfliehen die beiden Schweſtern.)

Sechſte Scene.

Wahlberg. Der Oheim.

Oheim. Courage! mein Herr Neffe, nur zu! Sie ſind auf gutem Wege.

Wahlberg (bleibt unbeweglich ſtehn, ohne ſich umzuſehen.) O Himmel, welche Stimme! Das iſt mein Onkel.

Oheim. Es thut mir leid, dich in deinen Arbeiten gestört zu haben. Du philosophirst recht artig. — Wer sind die Creaturen.

Wahlberg. Lieber Oheim, ich bitte Sie, etwas gemäßigter zu sprechen. Es sind — —

Oheim. Was denn?

Wahlberg (für sich.) Was soll ich sagen?

Oheim. Zum Henker, wird es bald?

Wahlberg. Ich bitte nochmals, mäßigen Sie sich. Ich habe es Ihnen hundertmal gesagt, Sie lassen sich so leicht zum Zorne hinreißen — —

Oheim. Du bist ein Spitzbube, Herr Neffe. Du willst einer Erklärung ausweichen, aber du wirst mir antworten und ohne Winkelzüge.

Wahlberg. Das will ich ja, und kann es auch sehr leicht. Nur wünschte ich Sie erst gelassener zu sehn.

Oheim. Alle Wetter!

Wahlberg. Gelassen, lieber Oheim! Sie müssen —

Oheim. Willst du mich wie einen Narren behandeln?

Wahlberg. Nein, lieber Oheim, Sie haben einen lebhaften und richtigen Verstand; Sie erfreuen

ſich einer blühenden Geſundheit; Sie beſitzen ein großes Vermögen —

Oheim. Nun?

Wahlberg. Sie ſtammen aus einer Familie, die ſich ihrer Vorfahren nicht zu ſchämen braucht — —

Oheim. Antwort will ich!

Wahlberg. Ueberdieß beglückt Sie der Vortheil, keine Kinder zu haben — —

Oheim. Zur Sache!

Wahlberg. Und einer ſchönen Freiheit zu genießen, die allein die Mutter des wahren Glückes iſt; — —

Oheim. Menſch!

Wahlberg. Und endlich haben Sie einen Neffen, der Sie liebt und ehrt. Indeß, trotz dieſen glücklichen Verhältniſſen — —

Oheim. Dieſer theure Neffe wird mich noch um den Verſtand bringen.

Wahlberg. Allein — —

Oheim. Sprich mir noch ein Wort, und ich enterbe dich!

Wahlberg. So will ich lieber gehen, um Sie nicht aufzubringen.

Oheim. Nein, du sollst dich erklären; du sollst mir sogleich sagen, wer diese Schönen sind.

Wahlberg. Nun ja, ich will Sie zufrieden stellen. Es sind — zwei Schwestern.

Oheim. Weiter!

Wahlberg (nach einer kleinen Pause.) Sie sind aus Schlesien.

Oheim. Wohl — !

Wahlberg. Sie wohnten hier im Hause und waren im Begriff abzureisen, und ganz unschuldigerweise nahm ich eben Abschied von ihnen, als Sie uns hier überraschten. Das ist alles.

Oheim. Hm! So! — Na! ich komme um einer wichtigen Angelegenheit willen, die für dich erfreulich seyn wird.

Wahlberg. Darf ich bitten, lieber Onkel, sie mir in der Kürze mitzutheilen?

Oheim. Lieber Neffe, ich komme, um dich zu verheirathen.

Wahlberg. Verheirathen!

Oheim. Allerdings. Ist das etwa ein Unglück? Ich dächte, du wärst alt genug dazu.

Wahlberg. O ja — aber — —

Oheim. Und noch mehr; ich bringe deine Zukünftige mit.

Wahlberg. Und wer ist — — ?

Oheim. Meine Stieftochter.

Wahlberg (für sich.) Ich bin verloren!

Oheim. Wie? — du scheinst mir nicht recht vergnügt darüber.

Wahlberg. O sehr vergnügt.

Oheim. Es ist endlich die höchste Zeit, eine Wahl zu treffen, wenn du nicht als ein alter Junggeselle sterben willst.

Wahlberg. O ja — —

Oheim. Und das ist keine Partie, die man von der Hand weist.

Wahlberg. Gewiß. Indeß entschuldigen Sie, wenn die Ueberraschung — —

Oheim. Schon gut, schon gut. Ich komme eben von meinem Landgute; ich bin durstig. Laß uns in dein Zimmer gehn, und wenn ich erst einmal getrunken habe, wollen wir weiter sprechen.

Siebente Scene.

Wahlberg (allein.) O mein Himmel, was soll aus mir werden! Ich liege auf der Folter.

Achte Scene.

Wahlberg. Liserte.

Liserte. Herr Wahlberg, vor einer Viertelstunde schon hat der Herr Baron hergeschickt, und Ihnen sagen lassen: er hätte gehört, Sie wären bei ihm gewesen, und würde Sie daher diesen Mittag selbst besuchen.

Wahlberg. Wieder ein neuer Streich! Schicke sogleich zu ihm — —

Liserte. Das ist nicht nöthig.

Wahlberg. Wie so?

Liserte. Er ist schon da.

Wahlberg. So geh' und benachrichtige ihn, daß mein Oheim — —

Liserte. Er ist unterdeß, bis Sie sich abmüssi-

gen können, zu Ihrer Frau Gemahl — — wollt' ich ſagen, zu meiner Herrſchaft gegangen.

Wahlberg. Er iſt bei ihr?

Liſette. Der gute Herr Baron ſucht ihr die Zeit zu vertreiben. Er küßt ihr immer die Hand und thut überhaupt recht zärtlich; ohne Zweifel, blos zum Zeitvertreibe, denn Sie kennen ihn ja.

Wahlberg (mit gezwungenem Lachen.) Ja, ja. (Für Sich.) Ich berſte. (Laut.) Höre, Liſette, geh gleich und ſag' ihm — nein, ſag' ihm nichts. Ich muß mit ihm eine lange, ſehr lange Unterredung haben, — und je eher, je lieber, — ſogleich muß ich — ich gehe — —

Liſette. Ach Herr Wahlberg, da er bei Madam iſt, kann er wohl warten. Er wird keine Langeweile haben.

Wahlberg. Ich glaub es in der That. Aber ich muß ihn ſprechen.

Liſette. Und wo?

Wahlberg. In meinem Cabinette.

Neunte Scene.

Wahlberg (allein.)

Welche grauſame, unbeſchreiblich grauſame Lage! — Eine Frau, die nicht ſchweigen will; zwei Weiber, die vor Begierde brennen, mich vor aller Welt lächerlich zu machen; ein Onkel, der mir eine Braut mitbringt und ein Baron, der meine Frau heirathen will! — O barmherziger Himmel! ich werde von Glück ſagen können, wenn ich nicht wahnſinnig werde.

(Er läuft ab.)

Dritter Act.

Die Decoration des zweiten Acts.

Erste Scene.

Baron Thalheim (allein)

Das muß man sagen, dieser Herr Onkel ist ein Original. Ich habe nie einen Menschen gesehen, der bei so vielem Verstande so grob, so brutal gewesen wäre als dieser; — und das Phlegma seines Herrn Neffen hat sich heute selbst übertroffen. Ich konnte es nicht länger aushalten. — Das Beste ist, wir kehren wieder zu Sophien zurück, bis sich Waldberg von der traurigen Unterhaltung losgemacht hat. — Doch da kommt er ja.

Zweite Scene.

Der Baron. Wahlberg.

Wahlberg. Lieber Baron, ich muß Sie recht sehr um Verzeihung bitten, wenn mein Oheim durch sein Betragen — —

Baron. O still, mein Freund! Ich habe Ihre Verlegenheit nur zu wohl gefühlt.

Wahlberg. Uns bis in mein Cabinett zu verfolgen, zu schreien, uns zu unterbrechen! Ich möchte vor Scham vergehen, wenn ich daran denke.

Baron. Sind Sie mit ihm fertig geworden?

Wahlberg. O nichts weniger. Er will mich mit seiner Stieftochter verheirathen.

Baron. Sie werden aber kein Thor seyn. (Lächelnd.) Niemand ist ja besser eingeweiht in die Grundsätze einer gesunden Lebensphilosophie, als Sie, mein Freund.

Wahlberg (für sich.) Er hat mich zum Besten, glaub' ich. (Laut.) Ich habe zwar oft, unbesonnen genug, mich über die armen Ehemänner lustig gemacht, allein — —

Baron. Wie? Sie werden doch Ihre Gesinnung nicht ändern!

Wahlberg. Ja, ich fange an, Mitleiden mit Ihnen zu haben.

Baron. Ach, mein guter Mann, sollten Sie etwa selbst verheurathet seyn? — Es geht ein Gerücht — ! aber nein, ich kann es nicht glauben, nein, nein! — Auch hab' ich mich mit allen gezankt, die mir das Spätchen austrinken wollten.

Wahlberg. Sie haben Recht daran gethan. Ich bin Ihnen verbunden.

Baron. Ich kann es nicht ertragen, Sie beschimpft zu sehen.

Wahlberg (erschrocken.) Beschimpft, sagen Sie? Mein Gott, sollte mein guter Ruf darunter leiden, wenn ich — —

Baron (die Achseln zuckend.) Ja, Sie wären selber Schuld daran. Warum sind Sie so oft gegen die Weiber zu Felde gezogen? Warum haben Sie es so oft für die grosse Thorheit eines Mannes von Verstande erklärt, sich unter das Joch der Ehe zu schmiegen? Warum haben Sie Ihren Entschluß so öffentlich kund gethan, als ein Hagestolz zu leben und zu sterben? Sie können nun leicht denken, mit welcher Wuth Männer, Weiber und Mädchen bei dem geringsten Verdachte über sie herfallen würden. Die ganze Stadt! Sie dürften sich gar nicht mehr sehen lassen. O es gäbe ein unauslöschliches Gelächter.

Wahlberg. Ja, ja, und mit Recht. (Für ſich.) Ich bin des Todes, wenn er entdeckt, daß ich verheirathet bin!

Baron. Sie ſehen, ich ſpreche aufrichtig mit Ihnen.

Wahlberg. O ich ſehe es.

Baron. Sophie iſt Ihre Freundin, und nichts weiter?

Wahlberg. Nein, nichts.

Baron. Ich habe es ja gleich geſagt. Darum denke ich auch, man darf es ohne Scheu geſtehen, daß man Sophien liebt.

Wahlberg. O nun — wie man will. (Für ſich.) Welche Qual!

Baron. Mein Freund, ich will ganz offen mit Ihnen reden. Ich liebe Sophien.

Wahlberg. Sie ſcherzen.

Baron. Ich liebe ſie mit ganzer Seele.

Wahlberg. Poſſen!

Baron. Es iſt die Wahrheit, lieber Wahlberg.

Wahlberg. Deſto ſchlimmer. Ich ſchäme mich an Ihrer Statt, daß Sie ſo ſchwach ſeyn können. Wir ſind beide in demſelben Falle; wenn ich Ihnen rathen ſoll, beſter Baron, fliehen Sie Sophien.

Baron. Leider kann ich für diesmal von Ihrem weisen Rathe keinen Gebrauch machen. Ich liebe sie, und so ernstlich, daß ich sogar entschlossen bin, sie zu heirathen.

Wahlberg. Man wird sie auslachen, und ich zuerst.

Baron. O ich bin der Mann, der selbst recht unverschamt mit einstimmen kann, wenn man ihn auslacht.

Wahlberg. Bedenken Sie, Sophie ist nicht von Adel.

Baron. Aber desto edler.

Wahlberg. Ihre Eltern haben ihr nicht das mindeste hinterlassen.

Baron. Desto mehr hat ihr die Natur gegeben.

Wahlberg. Aber Ihre Familie, lieber Baron. —

Baron. Ich bin mein eigner Herr. Also nichts weiter. Die Sache ist beschlossen, und wenn Sie mich unterstützen, wird sie auch bald geschlossen seyn.

Wahlberg. Ich? ich soll Sie unterstützen?

Baron. Allerdings; ich habe auf Sie gerechnet.

Wahlberg (aufgebracht.) Sie haben sehr übel daran gethan.

Baron. Sie sind böse? Warum? Sophie scheint Ihrem Rathe ein so offnes Ohr zu leihen, daß ich — —

Wahlberg. Ich will Ihnen nicht helfen eine Thorheit begehen.

Baron. Sie kommt. Wenigstens werden Sie ihr nicht abreden, hoff' ich.

Wahlberg. O nein, das verspreche ich.

Dritte Scene.

Wahlberg. Baron. Sophie.

Baron. Ich habe das Stillschweigen gebrochen, schöne Sophie, und unserm gemeinschaftlichen Freunde alles gesagt.

Sophie. Und was?

Baron. Unser Geheimniß.

Sophie. Ich denke nicht, daß wir eins haben. Sie lieben mich, wie Sie sagen; ich liebe Sie nicht. Das ist alles.

Wahlberg. Sie erzählen wirklich sehr einfach, Mademoiselle, und ohne Ausschmückungen.

Sophie (zum Baron.) Haben Sie noch etwas darauf zu sagen?

Baron. Sehr viel.

Sophie. Nur heraus damit; sprechen Sie.

Baron. Um in der Ordnung zu verfahren, will ich erst von unserm Freunde sprechen. — Lange Zeit und sogar bis jetzt habe ich ihn im Verdacht gehabt, daß er Sie liebte, und heimlich nach Ihrem Besitz strebte; allein er hat mich belehrt, daß seine Brust nie einer andern Liebe Raum gegeben, als der Liebe zu seiner Wissenschaft, und daß er bloß die Ehre hat, sich zu Ihren Freunden zu zählen. Dieses Geständniß, welches er mir so eben ablegte, wird mich nun etwas verwegener machen.

(Während er spricht, sieht Sophie ihren Mann mit Achselzucken an. Er macht ihr Zeichen, zu schweigen.)

Sophie (leise zu Wahlberg.) Hörst du?

Wahlberg (leise.) Still doch!

Baron. Wenn es Verwegenheit zu nennen ist, daß ich Ihnen alles, selbst meine Freiheit zum Opfer bringen will; daß mein Herz keinen andern Wunsch kennt, als sich Ihnen auf immer zu weihen.

Sophie (will sprechen, Wahlberg bittet sie durch Geberden, zu schweigen.) Wie —?

Baron. Ja, liebenswürdige Sophie, hier in Gegenwart unsers Freundes leg' ich meinen Rang, mein Vermögen zu Ihren Füßen, und biete Ihnen meine Hand. Reden Sie frei und offen; ich werde nicht eher aufstehen, bis Sie mein Urtheil gesprochen haben.

Wahlberg (für sich.) Ich spiele hier eine allerliebste Person!

Sophie (zum Baron.) Stehen Sie auf, oder ich gehe.

Baron (aufstehend.) Und weiter haben Sie mir nichts zu sagen? Verdient die reinste Liebe eine solche Behandlung?

Sophie (zu Wahlberg.) Können Sie dulden — —

Wahlberg. Ich bitte inständigst, liebe So — — Mademoiselle! Nach dem, was vorgegangen ist, sehe ich wohl, daß seine Bewerbung umsonst ist, und daß er suchen sollte eine Leidenschaft zu unterdrücken, die ihn nur unglücklich machen kann, allein — —

Sophie (zu Wahlberg.) Ich schweige nicht länger! — Herr Baron — —

Wahlberg (sie in größter Angst zurückhaltend, leise.) Sophie, ich bitte dich — bedenke doch —

Sophie. Schon zu lange hab' ich geschwiegen; jetzt muß ich — —

Wahlberg (wie vorhin.) Willst du meinen Tod?

Baron. Sie machen mich neugierig. Was haben Sie verſchwiegen?

Sophie. Einen Umſtand, der — —

Wahlberg. Allerdings einen Umſtand — ja, einen Umſtand — den Sie noch nicht wiſſen, lieber Baron.

Baron. Sehr natürlich; aber den ich zu wiſſen wünſchte.

Sophie. Mit einem Worte, Herr Baron — —

Wahlberg (ſie halb bei Seite ziehend, leiſe und ängſtlich geſchwind.) Sophie, wenn noch ein Funken von Zuneigung für mich in deinem Herzen glimmt, ſo verlaß uns jetzt. Der Baron ſoll unſere Verbindung erfahren, morgen, — heute noch, wenn du willſt; aber nur in dieſem Augenblicke nicht, jetzt nicht.

Baron (zu Wahlberg.) Sie wollen nicht, wie es ſcheint, daß Demoiſelle Sophie ſprechen ſoll? Meine Neugier wächſt mit jedem Augenblicke.

Wahlberg (auf deſſen Seite tretend.) O mein Gott, lieber Baron, Demoiſelle Sophie legt eine zu große Bedeutung auf die Sache. Es iſt eine Kleinigkeit.

Sophie. Eine Kleinigkeit?

Wahlberg (schnell zu ihr sich wendend, leise.) Ich bitte dich inständigst! (Zum Baron zurückkommend, mit gezwungnem Lächeln.) Sie sollen alles erfahren. Es wird mir ein Vergnügen seyn, Sie von allem zu unterrichten. (Zu Sophien, leise.) Ich beschwere dich, Sophie, verlaß uns. Morgen soll der Baron alles wissen.

Sophie (zu Wahlberg.) Wohl! auch diesmal noch will ich gehorchen. Aber — ! (drohend.)

Baron. Ich brenne vor Ungeduld, schöne Sophie —

Sophie. Herr Baron, Sie werden in Kurzem von unserm Freunde erfahren, was ich nur zu lange schon verschwiegen habe, und in diesem Geständnisse meine Rechtfertigung finden, wenn es hier noch einer Rechtfertigung bedarf. Ich bin weit entfernt Ihren Werth zu verkennen; allein man folgt, wohin das Herz uns zieht. (Sie geht ab.)

Vierte Scene.

Der Baron. Wahlberg.

Baron (nachdem er ihr nachgesehen.) Wohin das Herz uns zieht! — Ei, ei, mein Freund, Sie sind wohl am Ende selbst der Magnet, der dieses Herz an sich gezogen hat?

Wahlberg. Oh! wo denken Sie hin? Welche Fantaßen sind das?

Baron. Keines Fieberkranken, däucht mir. Mir ahndet — Sie werden reth, mein Freund?

Wahlberg. Ueberlegen Sie doch selbst, wie unwahrscheinlich es wäre, daß — —

Baron. Wohl, wohl! ich will Sie nicht in Verlegenheit setzen. Laßen wir das. Sie sind mir eine Erklärung über das so lange verschwiegene Geheimniß schuldig, welches Demoiselle Sophie eben berührte. —

Wahlberg. Ach, das sind Kinderpossen.

Baron. Sie hat mich auf Sie angewiesen. Ich treibe meine Schulden bei.

Wahlberg (für sich.) Was soll ich ihm nun sagen?

Baron. Sie wissen, die Neugierde ist ein Weib. Sie läßt sich nicht abweisen, wenn es darauf ankommt eine Laune zu befriedigen.

Wahlberg. Nun ja, Sie sollen alles wissen. Sehen Sie, lieber Baron, es betrifft — — Aber Sie werden lachen.

Baron. Desto besser. Das befördert den Appetit.

Wahlberg. Es betrifft — es ist die Rede von — von Rosalien.

Baron. Von Rosalien?

Wahlberg. Von Rosalien. Ja, ja, von Rosalien. — Haben Sie nicht seit einiger Zeit eine Niedergeschlagenheit, eine stille Trauer an ihr bemerkt?

Baron. Nichts weniger als das.

Wahlberg. Ja, ja. Glauben Sie mir. — Ihre Schwester hat die Ursache derselben entdeckt. Rosalie nährt in ihrem Herzen eine heimliche Leidenschaft — für Sie, lieber Freund.

Baron. Träumen Sie? Für mich?

Wahlberg. Nichts ist gewisser.

Baron. Aber wie — —?

Wahlberg. Sie wissen nun, was Sophie so lange aus weiblicher Delicatesse verschwiegen hat. Rosalie ist liebenswürdig; die Entdeckung kann Ihnen nicht anders als angenehm seyn.

Baron. Aber sagen Sie mir nur ums Himmels willen — —

Wahlberg. Verzeihen Sie, mich ruft ein kleines Geschäft auf einen Augenblick ab. Ich lasse Ihnen Freiheit, über Ihr Glück ungestört nachzudenken.

(Er geht geschwind ab.)

Fünfte Scene.

Der Baron (allein.)

Sonderbar! Höchst sonderbar! — Rosalie — und eine heimliche Neigung! — Mein feiner Herr Philosoph, sollten Sie mir etwa eine kleine Lüge aufgeheftet haben, um mich von Sophien zu entfernen? — Das wird sich zeigen. Indeß wäre ein Versuch mit Rosalien wohl der Mühe werth. Vielleicht liebte Sophie nicht ganz gleichgültig dabei. Neid und Eifersucht haben oft schon mehr gethan, als wahre Neigung. — Da ist Rosalie. Ich will es versuchen.

(Er thut, als ob er Rosalien nicht bemerkte.)

Sechste Scene.

Der Baron. Rosalie.

Rosalie (für sich.) Da ist der stolze Baron. Ich kann ihn nicht leiden, aber mein Ruhm steht auf dem Spiele; ich muß mich ein wenig verstellen.

Baron. Ah, schöne Rosalie, Sie sind's, und so allein? Das ist ein gefährlicher Augenblick für mich.

Rosalie (für sich.) Der Anfang verspricht etwas.

Siebente Scene.

Vorige. Haiden, (der unbemerkt von weitem stehn bleibt und sie belauscht.)

Baron. In der That, es wäre mir besser, ich ginge. Diese Augen, diese Züge — —

Rosalie. Sie sind zu wenig reizend, um Sie zu beunruhigen.

Baron. O ich fühle es schon lange nur allzuwohl, daß man nicht ungestraft in ihrer Nähe weilt,

und ſchon lange hab' ich mich nach einer Gelegenheit geſehnt, Ihnen meine Empfindungen zu geſtehen.

Roſalie (für ſich.) Sagt' ich's nicht? (Laut.) Ich will es nicht läugnen, Herr Baron, dieſe Gelegenheit iſt mir nicht minder erwünſcht, um Ihnen zu ſagen, wie ſehr ich Sie ſchätze und hochachte.

Baron. Hochachten, ſchöne Roſalie? Darf ein ſo warmes und wahres Gefühl, als mich beſeelt, auf nichts weiter Anſpruch machen?

Roſalie. Sie wiſſen ſich ſo viel mit Ihrer Gleichgültigkeit gegen unſer Geſchlecht, daß man nicht wenig thut, mein' ich, wenn man Sie hochachtet.

Baron. Wenn nun aber Roſalie dieſe Gleichgültigkeit beſiegt hätte; wenn ich ſie wirklich liebte, es ihr geſtände?

Roſalie. Sie würde es nicht glauben.

Baron. Und warum nicht?

Roſalie (affektirt verſchämt.) Weil es für ſie Gefahr brächte, ſich damit zu ſchmeicheln.

Baron (für ſich.) Es iſt richtig. (Laut.) O erröthen Sie nicht über ein ſo ſüßes Geſtändniß; vollenden Sie es; belohnen Sie eine Leidenſchaft — —

Roſalie. Still, ſtill, Herr Baron! Hören Sie auf. Von allem, was Sie mir jetzt ſagen, wiſſen

Sie vielleicht diesen Abend schon nicht ein Wörtchen mehr.

Baron. Nein, Rosalie, ich liebe Sie, und werde Sie ewig lieben. (Für sich.) Man kann nicht unverschämter lügen.

Rosalie. Wenn ich auch ein solches Geständniß nicht laut zu erwiedern wage, so ist das Gefühl im Innern desto beredter, und mein Herz sagt mir — —

Baron. Was sagt es?

Rosalie (für sich.) Daß ich gelogen habe.

Baron (er küßt ihr die Hand.) Beste Rosalie — —

Halden (sich plötzlich zwischen sie werfend.) Wahrhaftig man hätte Sie beide für tapferer halten sollen. Sie ergeben sich ja eins wie das andere, auf den ersten Schuß.

Rosalie (für sich.) Ah, der ist eifersüchtig! (Laut.) Sie haben gehorcht?

Halden. Und alles gehört.

Baron (für sich.) Vortrefflich! Sophie wird es erfahren. (Laut zu Halden.) Ich finde Ihr Verfahren nicht sehr artig.

Halden. Wie, Herr Baron — —?

Rosalie (zum Baron.) Verzeihen Sie ihm eine kleine Eifersucht.

Halden. O nein, von dieser Thorheit bin ich frei.

Rosalie. Sie sind nicht eifersüchtig?

Halden. Ich eifersüchtig? und warum?

Rosalie (für sich.) Der Unverschämte!

Halden. Ich habe auf Ihre Beständigkeit nicht gerechnet.

Rosalie (für sich.) Ah! der Verräther!

Halden. Der Mann muß wenig Hirn im Kopfe haben, der sich auf Ihre Treue verläßt. Nichts ist natürlicher, als diese Veränderung; ich sehe sie ohne Erstaunen und ohne Schmerz.

Rosalie (für sich.) Ich möchte ihn erwürgen!

Baron (zu Rosalien, lächelnd.) Wie ich bemerke, bin ich ja noch glücklicher als ich glaubte: Sie haben mich nicht allein erwartet; ich habe Sie sogar zu einer kleinen Untreue verleitet. Doch ich lasse Sie allein mit ihm. Vielleicht gelingt es ihm, ein Herz wieder zu erobern, das sich blos von mir überraschen ließ.

(Er geht mit einer spöttischen Verbeugung ab.)

Achte Scene.

Rosalie. Halden.

Halden. Er durchschaut Sie.

Rosalie. Was geht das Sie an? Ueberhaupt, mit welchem Rechte unterstehen Sie sich, mich zu behorchen? Ich habe Ihnen befohlen, meine Gegenwart zu meiden, und Sie thun es nicht; Sie wagen sogar mich mit dem Baron zu überraschen! Und da ich ihm begreiflich machen will, daß blos die Eifersucht Sie dazu treibt, thun Sie, als ob Sie gar nicht eifersüchtig wären.

Halden. Nein, ich bin es nicht; ich wiederhole es.

Rosalie (zornig.) Was? Sie wollen nicht eifersüchtig seyn?

Halden. Wenn der Baron schwört, daß er Sie liebt, so betrügt er Sie; wenn Sie ihm Gegenliebe versprechen, so betrügen Sie ihn: soll ich nun wohl eifersüchtig seyn, über eine solche Komödie?

Rosalie. Und woher wissen Sie denn das alles, wenn man fragen darf? Sind Sie etwa der einzige, dem ich gefallen kann?

Halden. Das nicht; aber der Baron kann Sie nicht lieben.

Rosalie. Und warum?

Halden. Warum?

Rosalie. Ja.

Halden. Ihr Charakter paßt nicht für ihn.

Rosalie. Und ich sage Ihnen, er liebt mich bis zum Rasendwerden.

Halden. Und ich, ich will Ihnen noch viel mehr sagen. Er liebt eine Andere.

Rosalie. Wen denn? wenn's beliebt?

Halden. Ihre Schwester.

Rosalie. Meine Schwester? Welches Mährchen!

Halden. Ich schwöre Ihnen, er liebt sie.

Rosalie. Sie schwören umsonst. Ich glaub' es nicht.

Halden. Wie Sie wollen; aber die Sache ist gewiß.

Rosalie. Und warum kommt er denn her und erklärt mir seine Liebe?

Halden. Das weiß ich nicht. Es müßte denn aus Aerger seyn, sich dort verschmäht zu sehen.

Rosalie. So! aus Aerger! Ist er denn etwa der Meinung, und sind Sie es etwa auch, daß ich

mich mit dem begnügen muß, was meine Schweſter nicht gewollt hat?

Halden. Beſte Roſalie, machen Sie ihm ſeine Wahl nicht zum Vorwurf. Das Herz giebt ſich hin, ohne erſt den Verſtand um Rath zu fragen. War ich nicht auch gleich der Ihrige? Habe ich dieſen Augen den mindeſten Widerſtand entgegengeſetzt?

Roſalie. O was Sie betrift, wenn Sie mich lieben, ſo iſt das vergebens. Ich kann Sie nicht leiden.

Halden. Sie haben es hundertmal geſagt; ich glaube es aber nicht mehr.

Roſalie. Kann man die Selbſtgefälligkeit höher treiben?

Halden. Fragen Sie ſich ſelbſt, ob ich nicht Recht habe. Sie ſchweigen?

Roſalie. Sie haben die Gabe nicht mehr, mich zu überreden. Haben wir nicht gebrochen?

Halden. Um uns wieder zu verſöhnen.

Roſalie. Verſöhnen? Ich habe keine Luſt.

Halden. O gewiß, Sie wünſchen es im Grunde doch recht ſehr. Ich bin geſchaffen Sie zu lieben, und von Ihnen geliebt zu werden. Kein Andrer würde den Muth haben, Ihre Launen durch eine immer gleiche, immer warme Anhänglichkeit zu beſie-

gen; kein Andrer würde sich Zeit gelassen haben zu der Ueberzeugung, daß Ihr Herz keinen Theil daran hat, daß dieses Herz gut, edel, ohne Falsch und selbst, allen Launen zum Trotz, treu und beständig ist.

Rosalie (für sich.) Ich weiß nicht, wie mir ist. Seine Blicke, seine Worte — — (sie giebt ihm die Hand, die er küßt.) Da, abscheulicher Mensch; wider meinen Willen muß ich Sie lieben!

Neunte Scene.

Die Vorigen. Wahlberg. Sophie.

Wahlberg (zu Sophien.) Mein Gott, beruhige dich doch und weine nicht.

Sophie. Wie? da mir das größte Unglück droht, soll ich schweigen, soll ich ruhig seyn?

Halden. Was ist denn geschehen?

Sophie. Sein Onkel ist angekommen.

Rosalie. Das große Unglück! Ich weiß ein Mittel, euch auf einmal aus aller Verlegenheit zu reißen.

Wahlberg. Nun, was soll man thun?

Rosalie. Ihm gradezu ohne Vorrede sagen, daß er zum Henker gehen, und uns ungeschoren lassen soll.

Wahlberg. Ein solcher Rath war von Ihnen zu erwarten.

Sophie. Liebe Schwester, du weißt noch nicht, was er im Sinn hat.

Rosalie. Nun?

Sophie. Er will ihn verheirathen.

Rosalie (lachend.) Wirklich? Das ist allerliebst.

Sophie. Und mehr noch — —

Rosalie. O, die Geschichte ist göttlich!

Sophie. Er ist eben hingegangen, um sie zu holen, die er für ihn bestimmt hat. Es ist ein Mädchen von siebzehn Jahren, und schön wie ein Engel.

Zehnte Scene.

Die Vorigen. Der Oheim.

Oheim. Nun da, mein lieber Neffe, da bin ich wieder. Komm geschwind und begrüße deine Braut. (Zu Rosalien.) Ei, ei, Mademoiselle oder Madam, ich dachte, Sie wären schon längst fort.

Wahlberg (zu Sophien, leise.) Sprich, die Abreise sey aufgeschoben.

Sophie. Warum?

Wahlberg. Du sollst es nachher wissen.

Oheim. Du hast mir, glaub' ich, gesagt, die Damen wären aus Schlesien und im Begriff abzureisen?

Halden. Ein kleiner Zufall hat sie noch zurückgehalten; aber sie reisen spätestens morgen früh.

Oheim. Je eher, je besser. Ihre Gegenwart choquirt mich. Ich denke, das heißt sich ohne Zweideutigkeit erklären.

Rosalie. Um auf das feine Compliment zu antworten, muß ich Ihnen sagen, mein Herr, daß Ihr Gesicht uns nicht minder choquirt. Ich denke auch, das heißt sich ohne Zweideutigkeit erklären. Adieu. (Zu Wahlberg.) Machen Sie der Sache ein Ende, oder ich stehe nicht dafür, daß ich länger schweige.

(Sie gehen ab.)

Eilfte Scene.

Der Oheim. Wahlberg.

Oheim. Was meint sie damit?

Wahlberg (auf die Stirn deutend.) Nichts. Sie ist nur zuweilen hier — —

Zwölfte Scene.

Vorige. Ein Bedienter.

Bedienter. Es ist jemand draußen, der sich Herr Wahlberg nennt, und Sie zu sprechen wünscht.

Wahlberg. Wie? was hör' ich? Sollte es mein Vater seyn?

Bedienter. Ja, ich glaube, so sagte er.

Wahlberg (für sich.) O Himmel!

Oheim. Mein Bruder, der alte Narr? Na, nun sind wir auf dem rechten Flecke.

Wahlberg. Ich bitte, lieber Oheim, mißhandeln Sie ihn nicht.

Oheim. Was geht das dich an?

Wahlberg. Wahrlich, eine schöne Frage! — Es ist mein Vater.

Dreizehnte Scene.

Wahlberg. Der Oheim. Wahlberg der Vater.

Wahlberg der Vater (Wahlberg umarmend.) Endlich einmal, mein Sohn, mein lieber Sohn! Wie freu' ich mich, dich wieder zu sehen.

Wahlberg. Bester Vater, Sie sind mir zuvorgekommen; ich war im Begriff Ihnen entgegen zu gehen.

Oheim (zu seinem Bruder.) Nun, was willst du hier?

Wahlberg der Vater. Ich denke doch, es wird mir erlaubt seyn, meinen Sohn zu besuchen.

Oheim. Wäre nicht nöthig gewesen. (Zu Wahlberg.) Er kommt doch nur, um dich in Contribution zu setzen.

Wahlberg. Sein Besuch ehrt mich, und ist mir zu jeder Zeit willkommen. — Wie konnen Sie

einen Bruder, einen so gütigen Vater so empfindlich kränken! — Ich habe mich bemuht, die Pflichten eines Sohnes zu erfüllen, aber niemals, niemals werd' ich dankbar genug seyn können, für alle seine Liebe und Güte.

Wahlberg der Vater. O ich erkenne meinen Bruder und meinen Sohn. Der Himmel segne dich! Ich will die Freude dich wieder zu sehen, genießen, ohne daß er mir sie verbittern soll.

Oheim. Dein Segen wird auch sein einziges Erbtheil seyn.

Wahlberg. Der Segen eines Vaters wiegt in meinen Augen allen Reichthum auf.

Oheim. Alberner Philosoph! Ein gewöhnlicher Vater giebt doch seinem Sohne wenigstens das Nöthige, aber hier im Gegentheile hat der Sohn seit zehn Jahren — —

Wahlberg der Vater. Ich bin stolz darauf, von seiner Hände Arbeit zu leben, und erkenne ihn mit Entzücken für die Stütze meines Alters. Doch ein solches Gefühl ist deinem Herzen fremd.

Oheim. Was hat dich denn aber so arm gemacht?

Wahlberg der Vater. Meine Ehre.

Oheim. Klingklang! Leerer Schall! Gut, um Kinder aus dem Schlaf zu wecken.

Wahlberg der Vater. Freilich, dich weckt nur der Klang von Goldstücken.

Oheim. Ehe der Hahn kräht.

Wahlberg der Vater. Ich bin arm, aber ich habe nie vergessen, was ich mir selbst schuldig war als Mensch; ich habe mich selbst geachtet. Ich bin arm, weil ich den Besitz eines erwucherten Vermögens geringer anschlug, als meine Ehre und den Frieden meines Gewissens.

Oheim. Sie haben dich nicht fett gemacht. Ich, ich muß Vaterstelle bei deinem geliebten Sohne vertreten; von dir hat er keinen rothen Pfennig zu erwarten; ich aber, ich verheirathe ihn, und setze ihn zum Erben meines ganzen Vermögens ein. Beleidigt das etwa dein Zartgefühl?

Wahlberg der Vater. Nein, du handelst edel und machst alles wieder gut. Doch was für eine Verbindung hast du meinem Sohne zugedacht?

Oheim. Eine Verbindung, die ihm Ehre bringt; mit einem Worte: es ist das Fräulein von Hagen, die Tochter meiner seligen Frau.

Wahlberg der Vater. Ich stimme deiner Wahl mit Vergnügen bei, und mit herzlichem Dank. Lieber Bruder, laß alles zwischen uns vergessen und vergeben seyn! und du, mein Sohn, sey überzeugt,

daß meine Freude eben so groß ist, als das Glück, das dir der Himmel sendet.

Wahlberg. Mein bester Vater, es stellt sich ein Hinderniß diesem Glück in den Weg, das — —

Wahlberg der Vater. Kein Hinderniß, mein Sohn; ich bin zu froh darüber.

Wahlberg. Aber das Mädchen ist noch so jung, und Sie wissen — —

Oheim. O zum Henker, Herr Neffe, glaubt er, daß man in ihrem Alter — —

Wahlberg der Vater. Possen! Possen! Kommt und laßt uns Anstalten treffen, damit die Hochzeit bald seyn kann.

(Sie gehn beide.)

Wahlberg. Er fehlte nur noch, um mich zur Verzweiflung zu bringen!

Vierter Act.

(Vorige Decoration.)

Erste Scene.

Wahlberg (allein.)

Ich habe nirgends Ruhe. Meine Angst treibt mich von einem Orte zum andern. Was soll ich thun? Ich sinne, überlege; ein Entschluß jagt den andern; mein Verstand verläßt mich; ich weiß nicht, wohin ich gehe, ich weiß nicht, wo ich bin, und von allem Denken habe ich gar keine Gedanken mehr.

Zweite Scene.

Wahlberg. Wahlberg der Vater.

Wahlberg der Vater. Ich suche dich, mein Sohn. Du hast uns so schnell verlassen, ich war besorgt — —

Wahlberg. Mir ist nicht wohl.

Wahlberg der Vater. Ich habe deine Unruhe bei Tische sehr gut bemerkt. Du hast etwas wichtiges auf dem Herzen. Vertraue dich mir, mein Sohn! was hast du?

Wahlberg. O nichts.

Wahlberg der Vater. Du hintergehst mich.

Wahlberg. Ich?

Wahlberg der Vater. Irgend ein geheimer Kummer drückt dich nieder.

Wahlberg. Wohl möglich!

Wahlberg der Vater. Nicht diese halben Worte. Bin ich nicht dein Freund? Kann jemand deinem Herzen näher stehen, als dein Vater? — Du hast mir so viel Beweise deiner Liebe gegeben; gieb mir jetzt einen neuen, noch schönern: mache mich zu deinem Vertrauten. Laß mich deinen Kummer mildern, wo nicht, ihn mit dir theilen.

Wahlberg. O mein bester, mein gütigster Vater!

Wahlberg der Vater. Ich wette, deine Heirath ist an allem Schuld.

Wahlberg. Welche Heirath? (Für sich.) Sollte er es schon wissen?

Wahlberg der Vater. Nun, die man dir vorgeschlagen hat.

Wahlberg. Ja, sie beunruhigt mich in der That.

Wahlberg der Vater. Das merkte ich wohl, ohne es dir zu sagen. Doch weiter. Gestehe nur, du bist nicht mehr frei.

Wahlberg. So ist es.

Wahlberg der Vater. Wahrscheinlich schon anderwärts gebunden?

Wahlberg. Gebunden — unauflöslich!

Wahlberg der Vater. Das thut mir leid, mein Sohn. — Doch immerhin! Ist sie, die du liebst, ist sie deiner werth?

Wahlberg. Ach!

Wahlberg der Vater. Wer ist sie?

Wahlberg. Meine Frau.

Wahlberg der Vater (nach einer kurzen Pause.) Deine Frau! — du bist verheirathet!

Wahlberg. Heimlich, seit einem Jahre.

Wahlberg der Vater. Und so lange konntest du es deinem Vater verschweigen?

Wahlberg. Mich leitete kein Ehrgeiz, keine Sucht nach Reichthum; die Liebe leitete mich allein. Ich wählte ein Mädchen, das nichts besaß, als seine Schönheit und ein edles Herz. Die Furcht vor Ihrer

Mißbilligung und vor dem Urtheil der Welt bewog mich, diese Verbindung zu verheimlichen.

Wahlberg der Vater. Ist ihr Ruf ohne Makel? Ist sie gut, sanft, verständig?

Wahlberg. O gewiß, das ist sie.

Wahlberg der Vater. Nun, so hast du eine gute Wahl getroffen.

Wahlberg. O mein Vater, diese Güte — —! ich lebe wieder auf.

Wahlberg der Vater. Wo wohnt sie?

Wahlberg. Sie wohnt mit ihrer Schwester hier im Hause bei einer alten Dame, die für ihre Tante gilt.

Wahlberg der Vater. Wir müssen etwas erdenken, um deinen Oheim hinzuhalten. Noch darf er nichts von deiner Heirath wissen; er würde sie mißbilligen und dich zur Strafe unfehlbar enterben.

Wahlberg. Gewiß — —

Wahlberg der Vater. Es ist deine Pflicht, für die Zukunft deiner Frau, deiner Familie zu sorgen. Versprich also deinem Oheim alles, aber verlange Aufschub. Während der Zeit wollen wir dann sehen — —

Wahlberg. Ich verstehe.

Wahlberg der Vater. Ist nur erst Zeit gewonnen, so läßt sich die Sache verständig einleiten und alles vereinigen.

Dritte Scene.

Vorige. Der Oheim.

Oheim. Heda! Wollt ihr mich zum Besten haben? — Wie? — Von Tische aufzustehen, einer nach dem andern fortzulaufen, und mich da sitzen zu lassen, wie den steinernen Gast! (Zu Wahlberg.) Ha! wenn du mein Sohn wärst! (Zu seinem Bruder.) Aber es ist dein Pflänzchen; es gleicht dir in allem, und das thut mir sehr leid.

Wahlberg der Vater. Der Ausdruck ist etwas hart.

Oheim. O da er einmal heraus ist, nehm' ich ihn nicht wieder zurück.

Wahlberg der Vater. Auch das. Wir sprachen hier eben — —

Oheim. Ist es meine Schuld, wenn er dir gleicht?

Wahlberg der Vater. Nein, es ist meine. Er muß — —

Oheim. Er muß artig seyn. Er muß seyn wie ich.

Wahlberg der Vater. Ohne Zweifel.

Oheim (zu Wahlberg.) Ist das Lebensart, wenn man jemand bewirthet, bei Tische das Maul zu hängen, aufzustehen, fortzulaufen und —

Wahlberg. Sie werden mich entschuldigen, wenn Sie — —

Oheim. Einen Onkel, einen Onkel wie ich bin, allein sitzen zu lassen!

Wahlberg der Vater. Er hat Unrecht.

Oheim. Wenn ich trinke, muß man mit mir trinken, sonst trinke ich aus Bosheit.

Wahlberg der Vater. Lieber Bruder, wir sprachen von unserer Heirath.

Oheim. Auf morgen, Herr Neffe, wo nicht: enterbt!

Wahlberg. Aber warten Sie doch wenigstens, bis — —

Oheim. Das Loos ist geworfen.

Wahlberg der Vater. Haben wir denn solche Eile?

Oheim. Oh, die Langsamkeit bringt mich um. Will man, oder will man nicht?

Wahlberg (für sich.) Er ist unerträglich.

Oheim. Die Anverwandten eines gewissen Barons, der reich und bei Hofe wohl angesehen ist, schreiben alle Tage an mich, und an den Bruder meiner seligen Frau, um eine Heirath mit meiner Stieftochter zu Stande zu bringen. Ich habe bis jetzt nichts davon wissen wollen, aber hütet euch, mich aufzubringen!

Wahlberg der Vater. Mein Sohn wird dir in allem zu Willen seyn. Allein wenn man eine so wichtige Sache vor sich hat — —

Oheim. Na, was will mir der Weisheitskrämer wieder vorsingen?

Wahlberg der Vater. Deine Absicht ist schön, edel, und mein Sohn scheint allerdings Unrecht zu haben, daß er sich nicht sogleich entschließen kann; allein du mußt bedenken, daß er bei seiner Beschäftigung mit den ernstern Wissenschaften von Jugend auf gewohnt ist, nicht gleich dem ersten Antrieb zu folgen, sondern erst die Gründe einander gegenüber zu stellen, zu vergleichen, abzuwägen — —

Oheim. Ins Hospital mit ihm, wenn er hier noch abwägen kann! Aber das ist die Folge von eurer sogenannten gelehrten Erziehung. Da werden solche Philosophen daraus, daß Gott erbarm! solche Eiertreter, die die Sonne mit der Laterne suchen, die

nicht eher glauben, daß ihre Nase eine Nase ist, als bis sie es bewiesen haben; leere Schwätzer, die am hellen Mittag die Sterne sehen; Dünklinge, die meinen, die Welt müßte zusammenfallen, wenn nicht der liebe Gott sie als Keile dazwischen gesteckt hätte, solche — —

Wahlberg. Ich bitte, mäßigen Sie Ihren Eifer, lieber Oheim, er trifft nur Pedanten und Narren, nicht den wahren Philosophen, nicht den wahren Gelehrten.

Oheim. Ach was! sind alles Geschwisterkinder!

Wahlberg. Gab es wohl jemals einen Namen, der freventlicher gemißdeutet, gemißhandelt ward, als dieser? Ist es nicht bald dahin gekommen, daß man sich schämen wird ihn zu tragen. O mein bester Oheim — —

Wahlberg der Vater. Still, still! Beruhige dich mein Sohn, und du, lieber Bruder, sey überzeugt, dein Neffe wird hier als ein kluger und weiser Mann verfahren. Denn der Weise — —

Oheim. Denn der Weise bist du nicht. Ich behaupte nochmals, man muß der Narren König seyn, um sich zu einer Heirath mit einem Mädchen bitten zu lassen, die jung, reich und von guter Geburt ist.

Wahlberg. Ihre Tochter liebt mich nicht.

Wahlberg der Vater. Laß ihm doch erst Zeit, sie für sich zu gewinnen.

Oheim. Nun gut! kann in einem Tage geschehen.

Wahlberg der Vater. In einem Tage! du treibst deinen Scherz mit uns.

Oheim. Nun, wie viel braucht er denn dazu!

Wahlberg der Vater. Wenigstens ein paar Monate.

Oheim (weggehend.) Sie wird Frau Baronin.

Wahlberg der Vater. Warte doch!

Oheim. Eins, zwei, drei. Willst du sie?

Wahlberg der Vater. Ja, aber ihre Grille — —

Oheim. Ich gebe ihm acht Tage, bloß aus Gefälligkeit.

Wahlberg. O das ist zu wenig.

Wahlberg der Vater. Aber man muß es annehmen und die Zeit zu benutzen suchen.

Oheim. In acht Tagen also die Hochzeit?

Wahlberg. In acht Tagen.

Oheim. Ohne Widerrede, oder du sollst mir deine Narrheit theuer bezahlen. Adieu. (Geht ab.)

Vierte Scene.

Wahlberg der Vater. Wahlberg.

Wahlberg der Vater. Nun, da unser Mann in den Aufschub gewilligt hat, wollen wir die Hoffnung nicht aufgeben. Ich gehe ihm nach; ich muß erfahren, wer der Baron ist, von dem er sprach. Leb' wohl indeß, mein Sohn. (Ab.)

Fünfte Scene.

Wahlberg (allein.)

Nun ist das schwerste noch zurück. Nun kommt es darauf an, die Frauenzimmer nach meiner Absicht zu stimmen.

Sechste Scene.

Wahlberg. Rosalie. Sophie. Lisette.

Rosalie. Ja, ein solches Betragen bringt mich auf. Ich verlange Genugthuung.

Sophie. Mäßige deinen Zorn; er liebt dich vielleicht wirklich.

Rosalie. Ich hasse, ich verabscheue ihn. Glaubst du, ich werde nehmen, was du nicht gewollt hast?

Wahlberg. Von wem sprecht ihr?

Sophie. Wir sprechen von dem Baron!

Rosalie. Aus Aerger mich zu lieben! Ach, das ist herrlich. Ich möchte wohl wissen, ob jemand, der seine gesunden fünf Sinne hat, dich mir vorziehen kann. Wahrhaftig Frau Schwester, um Ihnen den Vorzug zu geben, muß man ein Narr oder ein Philosoph seyn.

Wahlberg. Immer beleidigend! Ist sie denn strafbar, wenn jemand sie neben Ihnen noch schön findet?

Rosalie. Genug, der Baron hat mich empfindlich beleidigt; aber ich werde mich rächen.

Wahlberg. Und wie denn, wenn man fragen darf?

Rosalie. Ich werde ihm erklären, daß er ganz und gar nicht die Ehre hat mir zu gefallen.

Wahlberg (lachend.) Schön!

Rosalie. Daß meine Schwester ihn verachtet.

Wahlberg (lachend.) Vortrefflich!

Rosalie. Und daß sie Ihre Frau ist.

Wahlberg (erschrocken.) Ich habe noch wichtige Ursachen, unsere Verbindung zu verheimlichen, und vorzüglich dem Baron.

Sophie. Welcher Eigensinn! Dein Oheim und dein Vater wollen dich verheirathen: kannst du jetzt noch schweigen?

Wahlberg. Ueber diesen Punkt beruhige dich. Ich werde Mittel finden, mich aus der Verlegenheit zu ziehen.

Sophie. Ich will dir gehorchen, wenn du mir versprichst, den Baron von seinen fernern Besuchen abzuhalten.

Wahlberg. Ich? ihn abhalten? Wie denn? Was soll ich ihm sagen?

Sophie. Daß ich deine Frau bin.

Wahlberg. Es giebt keine Folterqual, die ich nicht lieber tausendmal erdulden wollte, eh' ich ihm das sagte.

Sophie. So erlaube, daß ich es thue.

Wahlberg. Wäre das nicht das nämliche? Und so bald er mich wieder zu sehen kriegte — —

Rosalie. Das große Unglück, wenn er Sie ein wenig zum Besten hätte!

Sophie. Entschließe dich kurz: da ist der Baron.

Wahlberg. Nun ist's vorbei! Ich sehe wohl, meine Stunde ist nun gekommen.

Siebente Scene.

Die Vorigen. Der Baron.

Baron (nachdem er alle eine Zeitlang betrachtet hat.) Je mehr ich sie sämmtlich betrachte, desto lebhafter drängt sich mir die Ueberzeugung auf, daß meine Gegenwart hier nicht ganz angenehm ist. — (Auf Sophien, Rosalien, Lisetten und Wahlberg nach der Reihe deutend.) Hier Verlegenheit, dort fürchterliche Blicke, da boshaftes Lächeln, und hier endlich die tiefste Bestürzung: — jede Stellung ist treffend, ausdrucksvoll, und alle viere bilden ein Gemälde, das mich bezaubert.

Lisette. Es fehlt ihm nichts als die Sprache.

Baron (nach einer kleinen Pause.) Wollen wir denn dieser stummen Unterhaltung nicht ein Ende machen? (Zu Sophien.) Ihnen, schöne Sophie, habe ich nur zwei Worte zu sagen. Es hat sich alles geändert, ich billige das Betragen, das Sie gegen mich angenommen hatten, und Sie werden mich nie wieder von meiner Liebe sprechen hören.

Wahlberg (für sich.) Alles entdeckt!

Sophie. Ich frage nicht, welcher Beweggrund Sie leitet; doch wenn meine Schwester die Ursache dieser Veränderung ist, so konnten Sie mir kein angenehmeres Geständniß ablegen. (Sie geht ab.)

Rosalie. Wenn es wahr ist, wie ich nicht anders glauben kann, daß ich den Sieg über meine Schwester davon getragen habe, so dient Ihnen zur Nachricht, daß Sie eine noch weit schlechtere Partie ergriffen haben. Ich bin nicht gemacht, um in einem Nothfalle auszuhelfen. Sie verstehen mich, und ich habe das Vergnügen mich Ihnen bestens zu empfehlen. (Geht ab mit Lisetten.)

Achte Scene.

Wahlberg. Der Baron.

Baron (lachend.) Der Ausfall war lustig genug.

Wahlberg. Wir wollen sie schon wieder besänftigen.

Baron. Lassen wir ihr das Vergnügen, ein wenig die Grausame zu spielen. Wenn ich eine Frau nehme, so ist sie es wahrlich nicht.

Wahlberg. Sie wollen sich wirklich verheirathen?

Baron. Ja, mein Freund, und sogar frei und öffentlich.

Wahlberg. Oeffentlich? das ist sehr vernünftig.

Baron. Allerdings; denn wenn ein Mann, wie ich, oder wie Sie — ja setzen wir einmal den Fall: Sie hätten sich einfallen lassen eine Frau zu nehmen, und wollten nun Ihre Heirath verheimlichen: müssen Sie nicht gestehen, daß sie dann eine etwas alberne Person spielen würden?

Wahlberg. Ach, sehr albern, in der That. Aber, sagen Sie mir doch, wer ist denn das Wundermädchen, das Sie endlich zahm gemacht hat?

Baron. Beinah noch ein Kind. Sie ist erst

sechzehn Jahr. Ihr Stiefvater hat sie zwar durchaus einem Andern bestimmt, allein es sollen jetzt besondre Umstände eingetreten seyn, die nun wohl den Alten biegsamer machen werden.

Wahlberg. Ihr Stiefvater?

Baron. Ja. Mit einem Worte: das Mädchen ist niemand anderes, als das Fräulein von Hagen, die Stieftochter Ihres Oheims, die dieser für Sie bestimmt hat.

Wahlberg. Ich konnte es vermuthen.

Baron. Da wären wir nun also Nebenbuhler. Das ist grausam.

Wahlberg. O nein, ich trete Ihnen die Schöne von ganzem Herzen ab.

Baron (lächelnd.) Ich bewundere dieses Uebermaß von Großmuth. Doch wenn nun ihr Onkel mir sein ganzes Vermögen mitgiebt?

Wahlberg. Ich verlange nichts davon, wenn er mich nur in Ruhe läßt.

Baron. Ich muß gestehen, ich sage mich doch nicht ohne schmerzliche Anstrengung von Sophien los.

Wahlberg. O Sie übertreiben auch ein wenig, lieber Baron. Ich, für meinen Theil, ich finde nichts so außerordentliches an ihr.

Baron. Nein, Sophien kann man nicht vergeß-

sen. Ich bin gezwungen, mein Herz von ihr loszureißen, denn — sie ist verheirathet.

Wahlberg. Verheirathet?

Baron. Ja, ja.

Wahlberg. Sie wollen scherzen.

Baron. (ihm auf die Schulter klopfend.) Bester Freund, es läßt sich nicht daran zweifeln. Vor wenigen Augenblicken hat man mir von dieser wichtigen Entdeckung Nachricht gegeben. Man weiß sogar den Namen von Sophiens Gemahl; man rühmt seinen Verstand, seinen Charakter, seine Gelehrsamkeit; aber etwas wunderlich mag er doch seyn. Er schämt sich, daß er es endlich gewagt hat zu heirathen, und möchte diese kleine Thorheit gern vor den Augen der ganzen Welt verbergen, um nicht ausgelacht zu werden. (Er lacht.) Sollten Sie ihn vielleicht an diesem Portrait erkennen?

Wahlberg. Beinahe.

Baron. Desto besser, das freut mich. Sagen Sie ihm also, daß man seine Verheirathung weiß, und rathen Sie ihm, er solle sich mit Muth waffnen, um mit Anstand einige kleine Epigramme in Empfang zu nehmen, die man nicht ermangeln wird, ihm noch heute zukommen zu lassen.

(Er geht lachend ab.)

Neunte Scene.

Wahlberg (allein.)

Bin ich todt oder lebendig? Nach diesem Donnerschlage. Was soll aus mir werden? — Das ist der Augenblick, den ich so lange gefürchtet habe. — Doch Muth! Muth, Wahlberg! Ich weiß ein Mittel, mich aus dieser entsetzlichen Lage zu reißen: nur die schnellste Flucht kann mich retten, und hier thut Geschwindigkeit Noth. (Er will schnell fort, indem kommt ein Bedienter.)

Zehnte Scene.

Wahlberg. Ein Bedienter.

Bedienter. Herr Wahlberg, eben hat jemand ein Billet an sie abgegeben. (Er geht ab.)

Wahlberg (bleibt stehen und erbricht den Brief.) Von unbekannter Hand? (Nachdem er einige Zeilen gelesen, drückt er den Brief voll Ingrimm in den Händen zusammen.) Ha! man wünscht mir Glück zu meiner Verheirathung! — die ganze Stadt weiß sie schon. Ich vergehe!

Bedienter (kommt mit einem großen Briefe.) Es ist schon wieder einer da, er sieht aus wie ein Gevatterbrief.

Wahlberg. Ha, mein Herr Baron, Sie sind thätig gewesen. (Er bricht den Brief und liest.) „Glück, Heil und Segen anwünschendes, obgleich ein „Jahr nach der Hochzeit kommendes Hochzeitkarmen —“ (Er zerreißt ihn.)

Bedienter. Nicht wahr, es ist ein Gevatterbrief.

Wahlberg. Pack dich zum Teufel! (Bedienter ab.) Oh! wie ist mir! Das überleb' ich nicht. Da steh' ich nun, ein Ziel für tausend Beschimpfungen, die bitterer sind als der Tod. — Man wird mir überall unter die Nase lachen, mit Fingern auf mich zeigen; die Kinder werden mich auf der Straße verfolgen. — Nein, nicht länger bleib' ich hier! Ich muß fort, fort auf immer! Ich eile — —

Bedienter (kommt.) Unser Haus ist heute recht gesegnet. Da bring' ich drei Briefchen auf einmal.

Wahlberg (sie ihm aus der Hand reißend.) Du bist unglücklich, wenn du noch ein einziges annimmst. — Bleib! — Geh hin, und sieh ob Madam zu Hause ist.

Bedienter (geht und kommt wieder.) Wen meinen Sie denn?

Wahlberg (nach einer kleinen Ueberlegung.) Meine Frau.

Bedienter (geht und kehrt zurück.) Welche ist es denn?

Wahlberg. Die jüngere, Sophie.

Bedienter. O ich bin kein Narr, ich; ich wußte es recht gut, aber ich habe nicht gemuckt.

Wahlberg. Fort!

Bedienter. Da kommt sie selbst. (Geht ab.)

Eilfte Scene.

Wahlberg. Sophie. Rosalie. Lisette.

Wahlberg (in höchster Bewegung.) Sophie, du kannst von nun an vollkommen zufrieden seyn.

Sophie. Warum?

Wahlberg. Unsere Verbindung hat aufgehört ein Geheimniß zu seyn, euern Bemühungen sey es gedankt. Von allen Seiten her wünscht man mir in Prosa und in Versen Glück dazu. (Auf die Briefe zeigend.)

Sophie. Wahlberg, kannst du so ungerecht seyn — —

Rosalie. O für mich steh' ich. Durch mich ist es nicht herausgekommen.

Lisette. Und durch mich auch nicht. Von mir hat es niemand erfahren, als etwa zwei oder drei von meinen besten Freundinnen, die gewiß nichts ausgeplaudert haben, denn ich hatte es ihnen verboten.

Wahlberg. Sophie, ich verlasse diese Stadt auf immer. Ich ziehe zu meinem Vater auf das Land und reise in diesem Augenblicke ab. Leb' wohl. Hast du den Muth mir zu folgen, so wird in Kurzem jemand kommen, um dich abzuholen.

Rosalie. Nun? du wirst dich doch nicht um seinetwillen auf dem Dorfe lebendig begraben wollen?

Sophie (zu Wahlberg.) Alles, alles werd' ich thun, was du wünschest. Wo du bist, wird es mir überall gefallen.

Zwölfte Scene.

Die Vorigen. Halden.

Halden (hastig hereintretend.) Ich komme, mein Freund, leider, um dir eine unangenehme Nachricht mitzutheilen. — Ich fand deinen Oheim und deinen Vater nicht weit von hier, als sie eben aus dem Hause des Barons kamen, wo man ihnen allem Anscheine nach deine Heirath verrathen hatte, dein Oheim ist außer sich vor Wuth, und will schlechterdings die Heirath für null und nichtig erklären lassen.

Sophie. O Gott! was sagen Sie!

Halden. Was ich eben gehört habe.

Wahlberg. Ist es möglich? Halden! Beste Sophie! — Und mein Vater?

Halden. Er sucht dich vergebens zu vertheidigen; dein Onkel hört nicht und will dich enterben, wenn er nicht von ihm unterstützt wird. Diese Drohung hat deinen Vater erschreckt, und er weiß nicht, was er thun soll. Sie sind miteinander weggegangen und wollen, glaub' ich, einen berühmten Advokaten um Rath fragen.

Wahlberg. O Sophie!

Sophie (zu Wahlberg.) Und jetzt in einem solchen Augenblicke willst du mich verlassen?

Wahlberg. Nein, Sophie, nein! jetzt verlaß' ich dich nicht! deine Gefahr giebt mir den Muth, die Kraft eines edlen Herzens wieder. Mag man immerhin mich verlachen, verspotten; mag mein Oheim mich enterben; man will uns trennen: ich kenne keine feige Rücksicht mehr. Ich gehe, ich suche den Oheim auf.

Sophie. O ich erkenne meinen Wahlberg wieder; ich habe nichts zu fürchten.

Wahlberg. Geh' auf dein Zimmer, Sophie, und laß dich nicht eher vor meinem Oheim sehen, bis ich dich rufe.

Sophie. Gütiger Himmel, beschütze uns!

(Sie gehn beide ab.)

Dreizehnte Scene.

Rosalie. Halden. Lisette.

Rosalie. Sie dauern mich, in der That. — Ich bin eine recht gutherzige Närrin; ach ja, ich bin viel zu gut. Mitleiden zu haben mit einer Schwester, die mir solche Streiche gespielt hat!

Halden. Welche Streiche? Worin bestehen sie denn?

Rosalie. Darin, daß sie die Kunst verstanden hat, Leute für sich einzunehmen, die mir hätten gefallen können.

Halden. Sehr verbunden! Aber beste Rosalie, da Sie mich lieben, begreif ich nicht, warum Sie ihr übel wollen, daß sie Andern gefallen hat.

Rosalie. Sie glauben also noch, daß ich Sie liebe, ich?

Halden. Die Frage entzückt mich. — Ja, in der That glaube ich es, weil Sie es mir erst vor einer Viertelstunde gesagt haben.

Rosalie. Ach, welche Visionen! Lisette, ich soll ihn lieben! Ist das wahr?

Lisette. Je nun, zuweilen; nachdem das Wetter ist.

Halden. Ich lese in Ihrer Seele und sage Ihnen, Sie werden meine Frau.

Rosalie. Ich seine Frau! Das möchte ich sehen!

Halden. O ja, Sie werden es sehen, und diesen Abend noch.

Rosalie. Seh' mir doch einer die Unverschämtheit. Ich soll einen Menschen heirathen, der wie vom Himmel geschneit ist, ohne Namen, ohne Stand?

Halden. Wenn ich Sie nun aber zur Baronin von Grünau mache?

Rosalie. Sie mich?

Halden. Wahlberg ist mein Zeuge. Er wird Ihnen über alles Nachricht geben können. Eine wichtige Ursache zwang mich, meinen wahren Namen zu verbergen; eben aber erfahr' ich durch einen Brief meines Bruders, daß diese Ursache nicht mehr existirt und — —

Rosalie. Das alles glaub' ich erst auf meines Schwagers Zeugniß. Jetzt beunruhigt mich die Gefahr meiner Schwester. Wir wollen an uns denken, wenn ich erst ihr Schicksal weiß. — Was ist das? Ich höre Lärm.

Halden. Ha! das ist der Onkel.

Lisette. Er zankt, und etwas stark, wie es scheint.

Vierzehnte Scene.

Die Vorigen. Der Oheim. Wahlberg der Vater.

Oheim. O der große Philosoph! Die vortreffliche Heirath! Wo steckt er denn, der weise Schwätzer, der Sentenzenkrämer, der Buchstabenfresser — —

Wahlberg der Vater. Lieber Bruder — —

Lisette (zu Rosalien.) Mir zittern alle Glieder.

Oheim. Mag er meinetwegen seiner Doris Süßigkeiten vorsingen, so lange er will; ich enterbe ihn. Meine Stieftochter soll mein ganzes Vermögen haben.

Wahlberg der Vater. Aber — —

Oheim. An seinen Manuscripten soll er sich satt essen. Verhungern soll er mit seiner Helena, wenn er nicht von ihr lassen will.

Wahlberg der Vater. Schmeichle dir nicht, daß er es thut.

Oheim. Es ist alles eingeleitet; er muß sie lassen. — Aber sieh da, ich glaube, das ist ja wohl eben die feine Person, die mir meinen Neffen verführt hat?

Lisette (zu Rosalien.) Er kommt auf Sie zu.

Rosalie. Das soll einen Tanz geben.

Halden. Ich bitte, bringen Sie ihn nicht noch mehr auf.

Rosalie. Mein Gott, lassen Sie mich doch machen. Ich werde die Sache mit zwei Worten beilegen.

Oheim (zu Rosalien.) Nun, meine Schöne, sind Sie es, die meines verrückten Neffen Frau seyn will?

Rosalie. Und wenn ich es wäre, was haben Sie dawider einzuwenden?

Oheim. Blos eine Kleinigkeit: die Heirath ist null und nichtig, mit aller Nichtigkeit.

Rosalie. Und ich behaupte, sie ist gut und gültig mit aller Gültigkeit. Es fehlt nicht das mindeste dabei.

Oheim. Als meine und meines Bruders Einwilligung.

Rosalie. Man wird auch ohne diese fertig, wie Sie sehen.

Oheim (zu seinem Bruder.) Alle Wetter! was ist das für eine Sybille!

Rosalie (zu Wahlberg dem Vater.) Wahrscheinlich sind Sie der Vater?

Wahlberg der Vater. Ja, ich bin es.

Rosalie. Nun so bedienen Sie sich doch ein wenig Ihrer Autorität. Wie Ihr Sohn sagt, sind Sie ein verständiger Mann; Sie werden also Ihre Einwilligung geben, ohne sich erst bitten zu lassen. (Zum Oheim.) Was Sie betrifft, mein werther Herr von Wahlberg, so steht es Ihnen sehr wohl, wenn Sie, stolz auf ein erwuchertes Vermögen und einen erkauften Adel, die Verbindung mit einem Mädchen von tadellosem Rufe, und von sehr guter Geburt mißbilligen wollen. Glauben Sie mir auf mein Wort, daß Sie sich dadurch für sehr geehrt halten dürfen, und daß man hundertmal mehr werth ist, als das Fräulein Stieftochter.

Oheim (nachdem er eine Weile wie versteinert gestanden, zu seinem Bruder.) Nun! wirst du mich jetzt noch zurückhalten wollen?

Wahlberg der Vater. Ich kann noch nicht zu mir selbst kommen vor Verwunderung. (Zu Rosalien.) Madam, ich muß Ihnen frei gestehen, die Art, wie Sie meinen Bruder behandelt haben, erlaubt mir keinen günstigen Schluß auf Ihren Charakter.

Rosalie. Desto schlimmer für Sie.

Oheim. O fort, fort! Laß uns gehen! — Komm, oder ich sage mich los von dir. — Meine Schöne, Sie sollen sogleich meine Antwort erhalten.

Halden (zu Rosalien.) Ich sah' voraus, daß es

so kommen würde. — Meine Herren, Sie irren sich; hören Sie mich an — einen Augenblick, ich bitte — —

Oheim. Ich höre nichts, ich will nichts weiter hören. Ein tüchtiger Prozeß soll mir Genugthuung verschaffen. Fort! komm! dem weisen Herrn Sohne zum Trotz soll mir diese Heirath aufgehoben werden.

Fünfzehnte Scene.

Wahlberg. Die Vorigen.

(Diese ganze Scene muß sehr rasch gespielt werden.)

Wahlberg (der bei den letzten Worten hereintritt.) Meine Heirath! Wer eine solche Absicht hat, greift mich im innersten Leben an.

Rosalie. Er soll es nur versuchen.

Wahlberg (zu seinem Vater.) Sogar in Ihrer Gegenwart wagt man es, mir mit Gewaltthätigkeiten zu drohen? Kaum halt' ich mich zurück! — Herr Oheim, wenn Sie Sophien kennten, die Sie so verfolgen, wenn Sie so oft Zeuge gewesen wären von ihrer Bescheidenheit, Sittsamkeit, von ihrer Sanftmuth — —

Oheim. Sanftmuth! O ja, wir haben Proben

daven. Sag' mir, übt sie diese Sanftmuth oft an dir?

Wahlberg. Beständig.

Oheim (zu seinem Bruder.) Welche beispiellose Blindheit!

Wahlberg der Vater (zu seinem Sohne.) Wir haben Ursache ganz anders zu urtheilen.

Wahlberg. Von meiner Frau?

Wahlberg der Vater. Ja, mein Sohn.

Lisette (für sich.) Das Mißverständniß ist allerliebst.

Wahlberg der Vater. Sie ist sehr auffahrend, sehr unbesonnen, und ich muß dir in ihrer Gegenwart erklären, daß ich mit ihrem ganzen Betragen sehr unzufrieden bin.

Wahlberg (sich überall umsehend.) In ihrer Gegenwart?

Wahlberg der Vater. Sie hat deinen Onkel aufs Höchste beleidigt.

Oheim. O, sie soll an mich denken!

Halden. Hör' mich an, Wahlberg — —

Wahlberg (zu Halden.) Wäre es möglich, sollte Sophie — —

Rosalie. Laßt es gut seyn; man hat ihn behandelt, wie er es verdient.

Oheim (zu Wahlberg.) Nun hörst du doch?

Wahlberg. Ich? nein, ich höre nichts.

Wahlberg der Vater. Da sie ihre Unbescheidenheit so weit treibt, will ich auch gänzlich meines Bruders Absicht beitreten.

Wahlberg. Es ist nicht möglich; Sophie kann sich nicht so weit vergessen haben. Ich kann es nicht glauben; ich gehe und hole sie.

Oheim (zu seinem Bruder.) Hat er den Verstand verloren?

Wahlberg der Vater. Du willst sie holen? Wo denn?

Wahlberg. Auf ihrem Zimmer.

Oheim. Ha! die Gelehrsamkeit hat ihm den Kopf verrückt. Siehst du sie denn nicht?

Wahlberg (Sophien erblickend, die eben eintritt.) Ja in der That, da ist sie.

Funfzehnte Scene.

Sophie. Die Vorigen.

Wahlberg. Komm näher, Sophie.

Wahlberg der Vater. Was seh' ich?

Halden. Das ist seine Frau.

Oheim. Das ist seine Frau?!

Lisette. In eigener Person.

Wahlberg. Sophie, wie man mir sagt, hat sich mein Oheim und mein Vater über dich sehr zu beklagen. Du hast die Achtung, die du Ihnen schuldig bist, gänzlich aus den Augen gesetzt, du hast —

Sophie. Ich? ich hätte deinen Vater und deinen Oheim beleidigt? Ich habe ja noch niemals die Ehre gehabt, mit ihnen zu sprechen.

Wahlberg. Was ist das für ein Galimathias?

Halden. Ich will alles erklären, wenn man mich endlich anhören will. Es ist ein bloßes Mißverständniß. Die Lebhaftigkeit Rosaliens, die sie für deine Frau hielten, ist an der ganzen Verwirrung Schuld.

Wahlberg. Aber — —

Rosalie. O, was ich gesagt habe, will ich wiederholen. Soll ich es leiden, wenn man uns beschim-

pfen will? — Ha! wenn ich Ihre Frau wäre, mit eignen Händen wollt' ich dem Herrn Onkel den Garaus machen.

Sophie (zum Oheim und Wahlberg dem Vater.) Weshalb bin ich denn so strafbar? Wahlberg wird Ihnen bezeugen, daß ich ihm nicht eher meine Hand gab, als bis er mir mit dem heiligsten Eide versicherte, daß sein Vater mit Freuden seine Wahl billigen würde und Sie (zu Wahlberg der Vater.) lieben Ihren Sohn, Sie lieben die Ehre zu sehr, um uns Ihren Segen zu entziehen, und mich unglücklich zu machen.

Wahlberg der Vater (zu Sophien.) Ihr Anblick, Ihre Worte überzeugen mich, daß mein Sohn eine würdige Gattin gefunden hat. Ich würde einer solchen Verbindung meine Einwilligung nicht versagen, wenn mein Sohn Vermögen genug hätte, um mit einer Frau anständig leben zu können. Sein Glück hängt von meinem Bruder ab, und dieser will Ihre Ehe trennen oder ihn von der Erbschaft ausschließen.

Sophie (zum Oheim.) Herr von Wahlberg, ich habe keine Worte, Sie zu bewegen; ich habe nichts als gänzliche Ergebung und — Thränen. Wenn nichts Ihren Zorn besänftigen kann, will ich auch nicht Schuld seyn an Wahlbergs Unglück. Zerreißen

Sie das Band, das mich so glücklich machte und schenken Sie ihm Ihre Liebe wieder. Ich werde in einem Kloster meine Schande, meinen Schmerz begraben.

Obeim (zu seinem Bruder.) Lieber Bruder, das Frauenzimmer hat eine Sirenenstimme. (Zu Sophien.) Ich weiß nicht — hören Sie — was wollte ich sagen? (Plötzlich auf sie zugehend und ihre Hand fassend.) Liebe Nichte, ich bin recht sehr in Verlegenheit. Im ersten Zorne versprach ich den Verwandten des Baron Thalheim, ihm mit meiner Stieftochter mein ganzes Vermögen zu geben. Laß ich Ihnen nun meinen Neffen, so bekommt der Baron meine Stieftochter und — wird mein Erbe, weil ich es versprochen habe.

Wahlberg. Immerhin, mein bester Oheim. Ich bin reich genug mit diesem Herzen, dieser Hand. (Ergreift Sophiens Hand und küßt sie.)

Sechzehnte Scene.

Der Baron. Die Vorigen.

Baron. Ah schön! da ich Sie alle so versammelt finde, mache ich den Schluß, daß Sie endlich, nach einigem Lärm und Streit, mit einander einig

geworden ſind, und das war, denk' ich, auch das Klügſte, was Sie thun konnten. (Zum Oheim.) Sie hatten Ihre Fräulein Tochter für Ihren Neffen beſtimmt; das iſt nicht mehr thunlich: Sie und meine Familie und ich, wir können alſo in dieſem Augenblicke abſchließen, wenn Sie ſich ſchnell entſchließen wollen.

Oheim. Sie ſind ſehr eilig.

Baron (Waldberg anſehend.) Da ein ſo weiſer Mann ſich in Demuth unter das Joch der Ehe ſchmiegt, ſo kann ich nicht genug eilen, ihm auf der Bahn zu folgen, auf der er mir vorangewandelt iſt.

Oheim. Nun wohl, Sie ſollen meine Stieftochter haben, und außer ihrem eignen Vermögen noch das meinige dazu.

Baron. Dieſen Artikel laſſen Sie weg, ſonſt haben wir nichts mit einander zu thun.

Oheim. Sie wollen ein Geſchenk ausſchlagen, das ich Ihnen mache?

Baron. Nicht etwa um hier den Großmüthigen zu ſpielen. Ich werde einſt reicher ſeyn, als ich ſelbſt je gewünſcht habe; ich kann mir daher alſo kein Verdienſt daraus machen, wenn ich Sie bitte nicht halb zu verzeihen, ſondern meinem Freunde Ihre Erbſchaft zu verſichern.

Wahlberg (ihn umarmend.) Großmüthiger Freund!

Wahlberg der Vater. Das heißt brav gehandelt!

Oheim. Ja, ich finde das recht schön, aber doch etwas seltsam. Indeß es sey! — Kinder, ich wollte euch bestrafen, allein alles spricht für Euch: Ihr sollt, mir selbst zum Trotz, mein ganzes Vermögen haben. — Herr Bruder, komm, wir wollen zwei Contracte aufsetzen lassen und unterzeichnen.

Wahlberg. Ich glaube, wir werden noch einen brauchen. Nicht so, Rosalie?

Sophie (zu Roselien.) Du verstellst dich vergebens: du liebst Halden doch; gieb ihm deine Hand.

Wahlberg. Er verbarg Ihnen seinen Namen und Stand, allein ich bin Bürge, daß er ein Mann von Ehre und sogar von hoher Geburt ist.

Rosalie. Ich glaube es — aber — —

Lisette (zu Rosalien.) Nun, jetzt nur eine tüchtige Grille!

Halden. O ich lese es in Ihren Blicken: Sie lassen mir wider Ihren Willen Gerechtigkeit wiederfahren.

Rosalie. Ja, es steht nun einmal in den Sternen geschrieben, daß ich Sie heirathen soll. Meine

eigne Neigung zwingt mich dazu, aber ich werde mich dafür rächen.

Lisette. Ein hübscher Vorsatz!

Halden. Lassen Sie Ihren Launen freien Zügel; toben Sie, schelten Sie, so oft es Ihnen Vergnügen macht; ich weiß, Sie lieben mich und ich habe nichts zu fürchten.

Wahlberg. Um alle deine Wünsche zu erfüllen, liebe Sophie, wollen wir unsere Verbindung noch einmal öffentlich feiern, und dann den Spöttern durch unser Beispiel beweisen: daß das wahre Glück doch nur in der Ehe zu finden ist.

(Der Vorhang fällt.)

Der Weiberfeind.

Luſtſpiel in einem Aufzuge.

1804.

Personen.

Bertram.
Doctor Bertram, dessen Bruder.
Caroline.
Louise, ihre Schwester.

(Die Scene ein Saal mit einer Mittel- und Seitenthüre.)

Erſter Auftritt.

Bertram. Doctor Bertram.

Bertram (vor ſeinem Bruder hereintretend.) Nein, nein! mein Entſchluß ſteht wie ein Felſen. Ich reiſe wieder; ich muß reiſen.

Doctor. Aber, lieber Bruder, ich begreife nicht — —

Bertram. Du begreifſt nicht? — Nun — ſo begreif' es nicht; ich reiſe dieſen Abend noch.

Doctor. Und kaum ſind es zwei Tage, daß du erſt gekommen biſt? Nachdem wir uns zehn Jahre, zehn lange Jahre nicht geſehn haben, willſt du mich mit ein paar Stunden abſpeiſen? In zehn Wintern hat er mich auf zehn Frühlinge vertröſtet mit ſeinem Beſuch, und da er nun endlich kommt, ſagt er ſein: Gott grüß dich! mit einem: Lebewohl! über die Lippen.

Bertram. Nun ja, es thut mir leid — es thut mir weh, lieber Menſch! Ich hatte mich ſehr

gefreut auf deinen Anblick, deinen Umgang; ich habe ihn in der langen Zeit oft, oft vermißt; — wenn es nur nicht so weit wäre! die fatale Reise! ach, ich habe viel Verdrießlichkeiten gehabt unterwegs. Grobe Postmeister, betrunkne Postillons, magre Suppen, schlechte Betten und einmal eine böse Wirthin, die mich aus dem Hause werfen wollte, — ein wahrer Satan, sag' ich dir; ich habe sie in drei Tagen nicht verwinden können! — Aber höre, lieber Jacob, — ich wollte dir das schon gestern sagen — die zehn Jahre haben sich doch recht leserlich auf dein Gesicht geschrieben. Die Hühnerpfötchen da an den Augen und die beiden considerabeln Commas hier und hier, die deinen Mund, so zu sagen, in Parenthese setzen: — (Einen Blick in den Spiegel werfend.) siehst du doch beinah so alt aus, als ich.

Doctor. Das Stubensitzen scheint dir zu bekommen. Mich haben frühe Noth und Arbeit früh alt gemacht und mit diesen Falten ist es, wie mit den Steuern und Abgaben: hat die böse Zeit sie nur erst erzeugt; keine gute streicht sie wieder aus. Ueberdies bin ich ja nur um fünf Jahre jünger als du und das ist, leider, ein Vortheil, der wie der Morgenschatten immer kleiner wird, je höher die Sonne steigt.

Bertram. Fünf Jahre nur! Ja. — Eben darum! — eben darum reise ich.

Doctor. Eben darum? Wie das? Du sprichst räthselhaft wie ein Orakel. Gabst du mir nicht gestern Abend die Hand darauf, mich nicht eher zu verlassen, als bis die Blätter gelb würden? und heute — —

Bertram. Gestern Abend, da war es etwas anders damit.

Doctor. Damit? daß ich nicht wüßte! die Blätter waren grün und Gott Lob! sie sind es heut' nicht minder. Aber hier, hier, (Auf Bertrams Brust deutend.) war es Frühling gestern Abend, und heute ist ein starrer Winter eingezogen. — Hätte ich dir vielleicht durch irgend etwas Anlaß gegeben? (Bertram hustet.) Oder liegt die Schuld etwa in den Verhältnissen, in denen ich stehe? (Bertram hustet stärker.) Gewiß, gewiß haben es unsere Frauenzimmer mit dir verdorben.

Bertram. Verdorben? Hm, hm, hm. Ich muß mich gestern Abend entsetzlich verkältet haben.

Doctor (lächelnd.) So scheint es, du darfst schon deßhalb nicht reisen. Solche Verkältungen können gefährlich werden, sie können ans Herz treten, wenn man sie vernachläßigt; drum verschreibe ich dir heut' Abend eine Bowle Punsch und du bleibst.

Bertram. Punsch? — Ich bitte dich, dringe nicht länger in mich.

Doctor. Du wirst mich ungeduldig machen. Ich glaubte doch, daß Geburt und Freundschaft mir ein doppeltes Recht auf dein Vertrauen gegeben, aber wie ich sehe — —

Bertram. Aber ich bitte dich, schweig!

Doctor. Aber ich bitte dich, nur einen vernünftigen Grund! Oder gehören deine Entschlüsse unter das Geschlecht der Pilze, die auch über Nacht hervorschießen, kein Mensch weiß warum und woher?

Bertram. Ach was Pilze! Ich — ich will nun nicht sprechen.

Doctor. Ja, mein Freund, damit kommen wir nicht weiter. Ich muß immer wieder fragen, warum nicht?

Bertram. Weil, — weil — nun zum Henker! weil ich nicht grob seyn will.

Doctor. Das ist lustig! Er will davon laufen, weil er nicht grob seyn will, da man heut' zu Tage kommt, um es zu seyn. O mein armer Freund, wie weit ist dir dein Zeitalter zuvorgeeilt!

Bertram. Ach, ich scherze nicht.

Doctor. Desto schlimmer.

Bertram. Ich kann nun einmal niemand die Wahrheit sagen, ohne mich dabei zu ärgern, und wenn ich mich ärgere, so werde ich hitzig, und wenn

ich hitzig werde, bin ich hin und wieder etwas grob. Und wenn es noch etwas hälfe! Aber hier die Wahrheit sagen, hieße seinen Waizen in die Spree saen. Also linksum und Gott befohlen!

Doctor. Ah! ich fange an klar zu sehen. Mit einem Wort: es mißfällt dir, daß ich Carolinen heirathen will?

Bertram. Nun denn, mit einem Wort: Ja, Herr Bruder!

Doctor. Und meine Heirath ist es also, die dich forttreibt?

Bertram. Ja, Herr Bruder.

Doctor. Ha, ha, ha! Ich konnte es ahnden. Noch immer also der alte Weiberhasser? Mein armer Freund, noch immer also hast du den Streich nicht vergessen, den dir vor zehn Jahren die schöne Fanny spielte.

Bertram. O ich bitte, nichts davon!

Doctor. Es war aber auch boshaft, grausam — —

Bertram. Du weißt doch, daß ich es nicht liebe, wenn man solche längst begrabene Geschichtchen wieder aufwühlt.

Doctor. Dich so als ein unschuldiges Opferlamm für die Schuld eines Andern fallen zu lassen!

Bertram. Der Herr Bruder Schadenfroh hat sich nicht geändert. Ich glaube, der Boden brennt

ihm unter den Sohlen, bis er das Hiſtörchen den beiden Frauenzimmerchen hinterbracht hat.

Doctor. Wenn du mir erlauben wollteſt: es würde ſie amüſiren.

Bertram. Ich zweifle nicht; ſie würden ſich ſelbſt im Spiegel ſehen. Indeß muß ich bitten, das Amüſement bis nach meiner Abreiſe zu verſchieben.

Doctor. Nun ſo vergönne mir wenigſtens, mich auf meine eigne Hand ſatt zu lachen. — Ich ſehe dich im Kleiderſpind ſtecken — die Wuth, die Angſt — (Er lacht.)

Bertram. Adieu!

Doctor (ihn zurückhaltend.) Aber wenn ich nicht irre, mußteſt du das Stillſchweigen des erzürnten Vaters ziemlich theuer erkaufen? Nicht ſo?

Bertram. Ziemlich — und doch, Herr Bruder, — ich erzählte die Geſchichte einmal einem Freunde; — der arme alte Geck hatte vor einem halben Jahre ein junges, raſches Mädchen geheirathet; — er hörte mir mit einer armen Sündermiene zu, und als ich fertig war, ſagte er mit einem ſchweren Seufzer: Sie ſind zu beneiden, Freund; ſo wohlfeil bezahlt nicht jeder ſeine dummen Streiche. Mir däucht, der Mann hatte Recht. Nicht ſo?

Doctor. Vielleicht.

Bertram. Könnte doch jeder alte Geck das Gesicht des Mannes sehen, wie es vor mir stand gleich einer Warnungstafel an der Heerstraße, gleich einem memento mori über der Thur eines Freudensaals! — Und doch was hälf' es? Ist denn jemals einer klug geworden durch Andrer Narrheit? drum — Adieu!

Doctor (ihn zurückhaltend.) Was mißfällt dir aber eigentlich an Carolinen?

Bertram. Nichts weiter, als daß sie ein Frauenzimmer ist.

Doctor. Caroline ist gut.

Bertram. Täuschung!

Doctor. Schön und reizend.

Bertram. Desto schlimmer.

Doctor. Geistreich und klug.

Bertram. Am allerschlimmsten. Mit den Dummen wird man noch am ersten fertig.

Doctor. Geh, geh! du kennst ja die Weiber nicht.

Bertram. Nur zu gut.

Doctor. Ich wollte wetten, du hast in den ganzen zehn Jahren, außer deiner alten Haushälterin, mit keinem Frauenzimmer ein Wort gesprochen.

Bertram. Gott sey Dank, nein.

Doctor. Nur acht Tage verweile hier, sey Zeuge von Carolinens und ihrer Schwester sich immer gleicher und doch immer neuer Liebenswürdigkeit, und ich höre dich anders sprechen.

Bertram (mit einem halb unterdrückten Seufzer.) Ja, ja!

Doctor. Glaube mir, es ist nur ein halbes Daseyn, wenn das Herz nichts weiter zu thun hat, als das Blut umzutreiben. — Mein Glück führte mich in dieses Haus, als es noch Zeit war. Ich lernte diese beiden Schwestern kennen; Louisens still bescheidner Reiz zog mich an, allein Carolinens Verstand, ihre immer heitere, wenn auch oft muthwillige Laune fesselte mich unauflöslich. Die Neigung der Tochter war dem Willen der Mutter nicht entgegen — — was lachst du?

Bertram. O nur weiter.

Doctor. Caroline wird bald auf immer die meinige seyn.

Bertram. Gratulire bestens.

Doctor. Ich werde bald nicht mehr allein stehen, bald nicht mehr allein mich freuen, allein die Sorge tragen dürfen, das süßeste Band wird mich an das Leben knüpfen, in meinen Kindern werd' ich selbst mich wieder verjüngen und — —

Bertram. Lieber Bruder, thu' mir einen Gefallen.

Doctor. Nun?

Bertram. Schaff deinen Friseur ab.

Doctor. Was fällt dir ein?

Bertram. Der Mensch schont den Puder so sehr. Ich sehe da einige brillante graue Härchen sich durch deine braunen durchschlängeln, wie klare Bächlein durch einen dunkeln Wiesengrund.

Doctor. Sehr artig, mein Herr Bruder! Indeß eine Schwalbe macht noch keinen Sommer, ein paar graue Haare das Alter nicht aus, und zum Klugwerden ist man niemals zu alt.

Bertram. Zum Klugwerden? — Mein armer Mensch, pack' deinen Koffer; setz' dich zu mir in den Wagen; wir reisen mit einander fort; du siehst diese Augen nicht mehr, die dich zum Narren machen, diese Augen, die — —

Doctor. Du fantasirst, mein Freund.

Bertram. Aber höre, das ist wahr, sie hat ein paar Augen! — wie so manchmal die klare Gluth herausschlägt, daß es einem heiß überläuft; wie sie sich dann wieder in die langen Wimpern hüllen und lauter Güte sind und lauter Liebe — es sind entsetz-

liche Augen! — O wir müssen fort, weit fort, auf der Stelle. Komm, wir reisen.

Doctor. Du bist heut' bei guter Laune. Du scherzest recht artig.

Zweiter Auftritt.

Caroline. Louise. Die Vorigen.

(Caroline und Louise treten unbemerkt herein und bleiben horchend stehen.)

Bertram. Man scherzt nicht, wenn sich einer einfallen läßt, mit einem Mühlstein am Halse schwimmen zu wollen. — Lieber Jacob, bedenke, wie glücklich lebst du jetzt. Du stehst auf, du gehst zu Bette, wenn du willst; du schreibst, du liesest, du gehst spatzieren, wenn du willst; deine Studierstube ist ein Heiligthum der freiesten Willkühr: da liegen aufgeschlagne Bücher, dort Papierschnitzchen mit flüchtigen Einfällen bekritzelt; hier der Mops auf dem Sofa, dort das Herbarium auf dem Bette, und der Schreibtisch steht, ein Widerspiel des Janustempels, ewig offen, so lange es Friede ist, das heißt, so lange du noch keine Frau hast. Bist du aber erst verhei-

rathet — ärmstes Wesen, wo bleibt dein Heiligthum? Die Bücher werden zugeklappt, die flüchtigen Einfälle zu Papilloten verbraucht, der Mops wird vom Sofa herunter, das Herbarium zum Fenster hinausgeworfen und der Schreibtisch zugemacht, damit kein Staub hineinfällt. Willst du studieren, so werden die Stuben gescheuert; willst du spatzieren gehen, so hat man Kopfschmerzen; denkst du nach einem sauern Tage dich am Abend zu erholen, so ist vielleicht eben große Wäsche gewesen, der Himmel hat einen kleinen Regen drein geschickt, und da man es jenem nicht entgelten lassen kann, so hält man sich an dich.

Doctor (lächelnd.) Pah! das sind Kleinigkeiten.

Bertram. Kleinigkeiten! Liegt denn wohl nicht des Menschen Himmel oder Hölle in etwas anderm als in Kleinigkeiten? — Ich hatte einmal einen Bekannten; es war ein feiner, stiller Mann; er hatte ein reichliches Auskommen, eine brave Frau, und alle Welt pries ihn glücklich. Aber diese brave Frau setzte ihm in aller Liebe mit Kehren, Waschen, Scheuern also zu, daß der arme Teufel endlich in Melancholie versank und auf dem Punkt stand sich aufzuhängen. Zum Glück fiel ihm noch ein Ausweg ein: er nahm sich ein Herz, schüttelte Amt und Frau sich von der Seele und lief davon.

Doctor. Wohl der guten Frau, daß sie den Narren los wurde!

Bertram. Uebers Jahr vielleicht kehrst du den Spruch um.

Doctor. Ich habe von Carolinen nichts zu fürchten.

Bertram. Hm! ist es nicht auf diese Art, so ist es auf eine andere. Du wirst dem allgemeinen Schicksal nicht entgehen, und Carolinchen, — Carolinchen — —

Doctor. Nun, Caroline?

Bertram. Sie wird ihrem Geschlecht Ehre machen. Sie wird mit dem besten Anstand von der Welt beständig Recht haben, und mit aller möglichen Grazie sich jeden Widerspruch verbitten; sie wird mit Zärtlichkeit dich manchmal auf die Folter legen, und mit vieler Laune zuweilen ein wenig um den Verstand bringen — —

Doctor. Die arme Caroline ist sehr unglücklich; beinah' glaub' ich, du hassest sie.

Bertram. Hassen! mein Gott, nein! — nein! aber ich muß dirs gestehen, ich — ich habe mich gleich von Anfang an — wie soll ich sagen — ich habe mich vor ihr gefürchtet. Diese Lebhaftigkeit, dieser Muthwille und diese Augen! Seit ich hier bin, hat sie mich mehr als zwanzigmal schon in die bitterste Verlegenheit gestürzt, und ja, lieber Bruder,

nachdem ſie mich dieſen Mittag ihrem Muthwillen ſo grauſam gleichwie zum Spiel hingeworfen hat, iſt es mir in der That, als ob ich ſie nicht recht leiden könnte.

(Louiſe macht ihrer Schweſter eine Verbeugung.)

Sieh dagegen ihre Schweſter, wie beſcheiden, wie ſanft, wie verſtändig! (Caroline erwiedert die Verbeugung.) Sie findet kein Vergnügen daran, ehrliche Leute zu quälen und in Verlegenheit zu ſetzen und wahrlich, da man nun doch einmal niemand anders heirathen kann, als ein Frauenzimmer, ſo würde ich ſie jeder andern vorziehen, wenn es mir jemals einfallen könnte meinen Hals dem Joche preis zu geben.

Doctor. Bravo, mein Freund. Ich ſehe, du biſt noch kein gänzlich unheilbarer Patient, und wenn du nur noch vierzehn Tage hier verweilſt — —

Bertram. Ja, ja; es iſt hier eine gefährliche Luft, mir iſt zuweilen, als ob ich das Fieber hätte. Aber keine Stunde länger, keine Minute! — Ich laſſe dich ungern zurück — es ſchmerzt mich — es iſt mir, als ob ich nicht fort könnte ohne dich — lieber Jacob! noch einmal, — noch iſt es Zeit: pack' deinen Koffer, komm mit mir! Denke dir, wie glücklich werden wir leben: wir werden mit einander arbeiten, uns mit einander in traulichem Geſpräch erholen, wir werden niemand zu unſerm Glück bedürfen als uns

ſelbſt, und der alten guten Zeit uns erinnernd, noch einmal aus froher Bruſt ſingen dürfen: ein freies Leben führen wir! — Ja, mein guter Jacob, (Er faßt ihn unter den Arm.) du gehſt mit mir, ja! — was zauderſt du noch? Komm, komm! denk an die alte Zeit! (Singend.) Ein freies Leben füh — — —

(Indem er ſeinen Bruder fortziehend, ſich umwendet, erblickt er die beiden Schweſtern.)

Caroline (in die Hände klatſchend.) Weiter, weiter! Sie ſingen recht artig.

Bertram (in höchſter Beſtürzung heimlich zu ſeinem Bruder.) O mein Himmel! ſie werden doch nichts gehört haben?

Doctor. Sieh da, meine Damen, Sie haben uns ein wenig behorcht?

Louiſe. O nein, wir treten erſt in dieſem Augenblick herein.

Caroline (heimlich zum Doctor, welcher ihr die Hand küßt.) Wir haben alles vernommen und werden uns zu rächen wiſſen.

Louiſe. Caroline fand den Abend ſo ſchön und wir kamen, um die Herren zu einem Spatziergang einzuladen.

Doctor. Was ich mit Vergnügen annehme, liebe Louiſe, allein auf meinen Bruder werden Sie nicht rechnen dürfen.

Caroline. Auf ihn? Auf Ihren Bruder nicht? O wir haben unsere ganze Rechnung auf ihn gebaut. Er wird nicht umhin können. (Heimlich zum Doctor.) Es ist unerhört, mir solche Dinge hinter dem Rücken nachzusagen. (Laut.) Sie werden sich schon bequemen müssen, Herr Bertram. (Heimlich zum Doctor.) Mich nicht leiden zu können, aber — (Laut.) Liebe Louise, versuche doch ein wenig deine Ueberredung an ihm. (Heimlich zum Doctor.) Mir sogar meinen Bräutigam entführen zu wollen! Ich werde blutige Rache nehmen. (Laut.) Mein Gott, werther Herr Schwager, Sie stehn ja da wie eine Bildsäule, und ich muß Ihnen sagen, daß Sie gar nicht einmal zu den galanten Bildsäulen gehören.

Bertram (ängstlich.) Zu den galanten?

Caroline. Allerdings, warum hören Sie auf zu singen, wenn wir kommen? Ich habe mir erzählen lassen von einer Bildsäule, die beim Erscheinen der Sonne anfing zu tönen, und es war doch nur eine Sonne, aber Sie hören sogar auf, ob Ihnen gleich zwei Sonnen auf einmal erschienen.

Bertram. Sie erschienen aber so plötzlich, so plötzlich — —

Caroline. Sie sind doch nicht erschrocken? Armer Mann, ja, ja, Sie sehen ganz blaß aus. Louise, wo ist dein Riechfläschchen?

Louise (halblaut.) O so höre doch auf, ihn zu quälen.

Caroline. Nun ja, wie man sich Ihrer annimmt. Ich soll Sie nicht quälen. Als ob ich das thäte! und wäre es auch: es ist alles zu Ihrem eignen Besten. Glauben Sie mir, Sie sind ein ganz andrer Mann geworden seit den zwei Tagen, daß ich das Vergnügen habe, Sie dann und wann ein wenig in Verlegenheit zu setzen. Im Vertrauen gesagt, ich habe mir vorgenommen, aus Ihnen ein Ideal eines guten Ehemannes zu erziehen.

Doctor (lachend.) Das möchte Ihnen schwer werden, liebe Caroline.

Caroline. Schwer? Die Aussicht auf den Dank seiner zukünftigen Frau wird mich stärken und begeistern; (Lächelnd.) und was habe ich nicht aus Ihnen gemacht? — O mein lieber Herr Bertram, Sie sollen unglaubliche Dinge an sich selbst erleben.

Bertram. Ich zweifle gar nicht an Ihrer Kunst, aus einem Manne etwas Unglaubliches zu machen, aber —

Doctor. Sie werden mit Ihrem Erziehungskunststückchen noch schneller fertig werden müssen, als ein neuer Pädagog mit dem seinigen, denn mein Bruder will uns noch heute verlassen.

Louise. Verlassen? ist es möglich? Herr Bertram, wollen Sie wirklich —

Caroline. Ach, Sie scherzen nur. Wie könnten Sie uns verlassen, mich verlassen, mich, für die Sie eine so ganz besondere Freundschaft gefaßt haben?

Doctor. O er ist fest entschlossen. Meine Bitten sind fruchtlos gewesen; vielleicht gelingt es Ihren Vorstellungen, seine Reise noch auf vier Wochen hinaus zu schieben.

Caroline. Es ist ja gar nicht mehr die Rede von einer Reise, sondern von einem Spaziergange. Der Abend ist schön. Gehen wir?

Doctor. Sogleich. Ich habe nur noch vorher eine Kleinigkeit zu besorgen und verlasse Sie auf einen Augenblick. Lieber Bruder, du wirst so gut seyn, die Damen indeß zu unterhalten.

Bertram (leise.) Mein Gott, du wirst mich doch nicht mit ihnen allein lassen?

Doctor (leise.) Du kannst ihnen ja die Geschichte von der schönen Fanny erzählen. (Geht mit einer lächelnden Verbeugung gegen die Frauenzimmer ab.)

Dritte Scene.

Caroline. Louise. Bertram.

Caroline. Haben Sie gehört? Sie werden uns unterhalten.

Bertram (für sich.) Ich wäre lieber in Monemotapa, als hier.

Caroline. Setz' dich, Louise. — Nehmen Sie Platz. (Sie setzt sich.) So, ich bin bereit. Sie können anfangen. — Nun? — Bilden Sie sich ein, Sie ständen in diesem Augenblick auf dem Theater, wo Sie, der Himmel weiß auf welche Art, plötzlich hin versetzt worden wären die Augen aller Zuschauer sind auf Sie gerichtet; sprechen müssen Sie, sonst lacht man Sie aus; wie würden Sie sich aus der Verlegenheit ziehen? Fangen Sie nur an. Wir Frauenzimmer nehmen es nicht immer so genau, wenn es nur gesprochen ist. Also z. B.. es ist ein schöner Abend — oder im Erzählungstone: es war einmal und so weiter.

Louise. Liebe Schwester, du scheinst so viel Vergnügen in deiner eignen Unterhaltung zu finden, daß es Grausamkeit wäre, wenn Herr Bertram dich unterbrechen wollte.

Caroline. O ich will ja nur den Perpendikel in Schwung bringen. — Nun? — Oder denken Sie sich die Sache als eine mathematische Aufgabe: es sind gegeben zwei Frauenzimmer; sie sollen unterhalten werden. Wie würden Sie nun das Problem am besten lösen?

Bertram. Am besten vielleicht, wenn ich mit Ihnen selbst, ich meine mit Ihrem Lobe anfinge?

Caroline. Nein, nein, damit fängt alle Morgen mein Spiegel an.

Louise. Und hört alle Abend damit auf.

Bertram. Nun, dann würd' es vielleicht nicht von der Hand gewiesen, wenn ich etwa von dem lieben Nächsten spräche.

Caroline. Das wäre schon viel besser. Das könnte pikant werden.

Bertram. Nur Schade, daß ich mit Ihren Umgebungen zu wenig bekannt bin, und Ihnen also auch nicht erzählen kann, daß etwa z. B. Demoiselle A. etwas coquettirt, daß Madame B. weiß auflegt, um schmachtend auszusehen, daß Fräulein C. sich neulich ein unerhörtes Ridicül gegeben hat, und daß Herr D. die Demoiselle E. sitzen läßt.

Caroline. Das ist freilich Schade; indeß sprechen Sie von Ihren eignen Bekannten. Ein klein

wenig Böſes hört man immer mit Vergnügen, es betreff' auch wen es wolle.

Louiſe. Wenn es durchaus von dem lieben Nächſten geſprochen ſeyn ſoll, warum ſprechen wir nicht von dem, der uns in dieſem Augenblick der allernächſte iſt, ich meine von Herrn Bertram ſelbſt?

Caroline. Vortrefflich, liebe Louiſe! Ja, wir werden von Ihnen ſprechen, mein lieber Allernächſter.

Louiſe. Schon leben wir zwei Tage mit einander, und doch wiſſen wir noch ſo wenig von Ihnen ſelbſt, von Ihrer ganzen Art zu leben und zu ſeyn. Bei Freunden hat auch der kleinſte Umſtand Intereſſe.

Caroline. Ja, ja; ich muß Ihnen geſtehen, ich habe eine ſolche Menge Fragen an Sie zu thun, daß ich gewiß Herzdrücken bekomme, halt' ich ſie länger zurück. Wie leben Sie? mit wem leben Sie? haben Sie viele Bekannte? beſtimmte Geſchäfte? was arbeiten Sie? Sind Sie muſikaliſch? zeichnen Sie? leſen Sie viel? was leſen Sie? machen Sie Verſ?—

Bertram. } O, ich — —

Louiſe. } Mein Gott, Caroline, du betäubſt ja Herrn Bertram mit deinen Fragen. — Aber leben Sie denn wirklich ganz allein?

Bertram. Nein, ich — —

Louiſe. Wer führt denn Ihre Wirthſchaft?

Bertram. Ich habe allezeit — —

Louiſe. Eſſen Sie außer dem Hauſe?

Bertram. Nein, es wird — —

Louiſe. Gehen Sie oft in Geſellſchaft? oder ſehen Sie oft Geſellſchaft bei ſich? Wer ſind denn Ihre vertrautern Freunde? In Ihrem kleinen Städtchen ſind Sie wohl auf wenige beſchränkt? Wie vertreibt man ſich denn da die Zeit? Giebt es da keine Leihbibliotheken? keine Bälle? kein Theater?

Caroline (lachend.) Keine Clubbs? keine Reſourcen? keine Harmonien?

Louiſe. Kleidet man ſich bei Ihnen auch nach der Mode? Tragen die Frauenzimmer lange oder kurze Taillen? eigne oder falſche Haare?

Caroline. Keine Spitzenſchleier? keine Cachemirs? Legen ſie nicht etwas roth auf? oder vielleicht weiß, weil ſie zu rothe Backen haben?

Bertram (für ſich.) Welche Zungen!

Louiſe. Sind ſie gute Wirthinnen?

Caroline. Spielen ſie hohes Spiel?

Louiſe. Erziehen ſie ihre Kinder ſelbſt?

Caroline. Lieben ſie ihre Männer?

Bertram. O unſere Frauenzimmer ſind immer nach der Mode. Sie lieben ihre Männer, wenn ſie bei guter Laune ſind; ſind gute Wirthinnen, ſo lange nicht vom Putz die Rede iſt; eigenſinnig ſo viel als nöthig, eitel ſo viel als möglich; herrſchen gern, mediſiren gern und — ſprechen gern etwas viel; folglich ſind ſie nach der Mode und werden ewig in der Mode bleiben.

Louiſe (heimlich zu Carolinen.) Das war etwas impertinent!

Caroline. Und Sie, mein lieber Herr Bertram, der Sie nicht in der Mode ſind, wie vertragen Sie ſich denn mit Ihren modiſchen Frauenzimmern?

Bertram. Ich habe ein Mittel gefunden, mich mit ihnen recht wohl zu vertragen: ich ſpreche mit keiner, und wenn ich ihnen auf der Straße begegne, ſchlage ich die Augen nieder.

Caroline. Wie? Sie ſprechen mit keinem Frauenzimmer? Unglücklicher Mann!

Louiſe. Mit wem gehen Sie denn aber um?

Bertram. Mit meinem alten Diener, meinen Büchern, meinem Clavier, meinen Canarienvögeln und mit meinem kleinen Joli.

Caroline. Ein allerliebſter Geſellſchafter, der kleine Joli!

Bertram. Ein vortrefflicher! Wenigstens widerſpricht er mir nicht und fängt er auch einmal zu unrechter Zeit an zu bellen, ſo darf ich ihm nur die Ruthe zeigen: gleich kriecht er unter das Bett und iſt ſtill.

Louiſe. Sie lieben alſo keinen Widerſpruch?

Bertram. Nein.

Caroline. Armer Mann! — Sie zanken ſich alſo auch wohl mit niemand?

Bertram (mit einer kleinen Verbeugung.) Ich bin nicht verheirathet.

Caroline. Das iſt eben das Unglück. Ein unverheiratheter Mann iſt nur ein halber! Ich beſtehe darauf, Sie müſſen heirathen.

Louiſe. Herr Bertram ſcheint wenig Luſt dazu zu haben.

Caroline. Das wird ſich finden. Wenn er nur erſt vierzehn Tage meinen Unterricht genoſſen hat! — So wie Sie da ſind, paſſen Sie freilich nicht wohl zu einem Ehemann, und wir wollen es uns nur geſtehen, daß es beinah zu ſpät iſt, um noch Ehre mit Ihnen einzulegen; — indeß ich meine es einmal gut mit Ihnen, und will Geduld haben. Es gehört ja wohl mancher Meiſſelſchlag dazu, ehe ſich der Marmorblock zum Ganymed geſtaltet.

Bertram (für ſich.) Wenn ich doch mit Ehren hier fort wäre!

Caroline. Nun will ich damit zwar nicht ſagen, daß ich aus Ihnen einen Ganymed bilden möchte, — nein, nein, beruhigen Sie ſich nur; — allein die Maſſe iſt gut und ein wenig Willigkeit von Ihrer Seite, viel Geduld und Geſchick von der meinigen können Sie wenigſtens zu einem recht leidlichen Hausjupiter machen.

Bertram. In meinem Alter iſt man nicht mehr liebenswürdig genug —

Caroline. Wenn man nicht liebenswürdig iſt, ſo liegt die Schuld nicht am Alter. Ihr Bruder iſt auch nicht mehr jung und doch hat er mir zu gefallen gewußt, folglich muß er liebenswürdig ſeyn, und glauben Sie mir, ich wüßte vielleicht manches hübſche, brave Mädchen, das vielleicht nicht ungern die Mühe übernähme, Ihre Frau zu ſeyn.

Louiſe. O Herr Bertram haßt unſer Geſchlecht zu ſehr —

Bertram. Mein Gott, haſſen — (Für ſich.) Wenn ich doch fort wäre!

Caroline. Ja, ja; Ihr Bruder hat ſich ſo etwas verlauten laſſen. Aber das iſt eitel Selbſttäuſchung oder Heuchelei! Haſſen! die Frauenzimmer

haſſen! Solche Ungeheuer hat die Erde nie getragen. Nein, nein, Ihre Augen haben mir ganz andre Dinge geſagt.

Bertram. Meine Augen — ?

Caroline. Ja. Als geſtern Abend meine Schweſter am Flügel ſpielte und ſang — wiſſen Sie noch? — Ihr Mund war ganz ſtumm, aber Ihre Augen plauderten gewaltig.

Louiſe (heimlich.) Nicht unbeſcheiden, Caroline!

Caroline. Sie beſinnen ſich doch? — Bald nachher verſprachen Sie Ihrem Bruder, hier zu bleiben, bis die Blätter gelb würden. — Sie lieben die Muſik?

Bertram (ſeufzend.) O ja, mit ganzer Seele.

Caroline. Und Sie ſollten die Frauenzimmer haſſen? Unmöglichkeit! Unter allen Künſten iſt die Muſik am nächſten mit unſerm Geſchlecht verwandt; ja, ſie iſt ſelbſt weiblicher Natur. Vergebens alſo ſtellen Sie ſich unempfindlich gegen unſere Reize; wir glauben es Ihnen nicht.

Bertram. O — wenn Sie wollen — —

Caroline. Allerdings wollen wir, denn zum Ueberfluß hat uns auch Ihr Bruder vom Gegentheil überzeugt.

Bertram. Darf ich fragen — (Für sich.) Ich bin des Todes!

Caroline. Sie wollen fragen, auf welche Art? — Durch die Erfahrung. Er hat uns eine kurze Biographie von Ihnen geliefert und sie mit mehrern recht ergötzlichen Anekdoten durchwebt.

Louise. Ja und unter vielen andern geschah auch einer gewissen schönen Fanny Erwähnung.

Bertram (für sich.) Barmherziger Himmel, das fehlte noch! (Laut.) Erlauben Sie, — daß ich —

Caroline. Schade nur, daß er uns das Geschichtchen nicht vollständig mittheilen wollte. Er verwies uns an Sie selbst: Sie würden uns wohl alles ausführlich erzählen.

Bertram. O — ja — aber Sie erlauben, daß ich mich erst einen Augenblick entferne.

Caroline. Entfernen? Nein, nicht eher, als bis Sie erzählt haben. Ich fühle eine verzehrende Begierde, mit der schönen Fanny Bekanntschaft zu machen.

Bertram. In der That, ich bin gezwungen — —

Caroline. In der That, Sie sind gezwungen, hier zu bleiben und zu erzählen.

Louise. War die schöne Fanny jung?

Caroline. Hatte sie Verstand?

Louise. Wie war es doch? Sie liebten sie —

Caroline. Und wurden entsetzlich von ihr betrogen?

Louise. Man hatte Sie in einen Kleiderschrank gesteckt?

Caroline. Ja, und dort mußten Sie über eine Stunde lang der unsichtbare und stumme Zeuge einer Zusammenkunft der Treulosen mit ihrem wirklichen Liebhaber seyn —

Louise. Und als der vorgebliche Vater dazu kam und der Liebhaber sich durchs Fenster salvirte —

Caroline. Da mußten Sie noch obendrein, der Unschuldige, für den Schuldigen büßen —

Louise. Und mußten dem erzürnten Vater — —

Bertram (nachdem er mehrmals versucht hat zu reden, läuft er endlich mit einer kurzen, stummen Verbeugung voll Wuth und Scham davon. Er stößt auf seinen Bruder, der indeß hereingetreten, faßt ihn beim Arm, und ihn schnell einige Schritte vorwärts bei Seite ziehend.) Adieu!

(Er eilt hinaus; die beiden Schwestern lachen.)

Vierter Auftritt.

Caroline. Louise. Der Doctor.

Doctor. Was war das? Er will fort?

Caroline. Bleiben Sie, bleiben Sie. Er soll nicht fort. Ich stehe dafür.

Doctor. Was gab es denn?

Caroline. Ich habe ihm meine erste Lection gegeben.

Louise. Ihre unermüdliche Zunge hat ihn endlich davon gejagt.

Caroline. Ich meine indeß, die deinige hat mich in aller Bescheidenheit trefflich unterstützt.

Doctor. Sie haben ihn wieder ein wenig gequält?

Louise. Es ist unverantwortlich, wie sie mit dem armen Mann umgeht.

Caroline. Das mitleidige Gemüth! Unverantwortlich! Hast du seine Ausfälle gegen unser Geschlecht vergessen? hast du vergessen, daß er auch mich ganz besonders beleidigt hat? daß er gesagt hat, er könnte mich nicht leiden? daß er mir sogar meinen

Bräutigam entführen wollte? — O es soll noch besser kommen!

Doctor. Aber, liebe Caroline, Sie werden ihn am Ende zwingen, uns zu entlaufen.

Caroline. Ich werde ihn zwingen, hier zu bleiben. Ich werde ihn zu seinem Glück zwingen; ich werde ihn von seinem eingebildeten Weiberhaß heilen und ihm eine bessere Meinung von unserm Geschlecht geben.

Doctor. Das würde allerdings niemand besser können, als Sie; allein, verzeihen Sie, nicht auf diesem Wege scheint es mir.

Caroline. Verzeihen Sie, just auf diesem Wege scheint es mir.

Louise. Das heißt Zahnschmerzen mit einer Ohrfeige heilen zu wollen.

Doctor. Sie haben bei meinem Bruder den Eindruck von mehr als einer bösen Erfahrung und eine zehnjährige Gewohnheit zu bekämpfen. Mit einer großen Empfänglichkeit für weibliche Reize, mit einem gewissen romantischen Hange zu verliebten Abenteuern konnte es ihm in seiner frühern Zeit nicht an diesen fehlen; allein es sey nun eigne Schuld oder sein widriges Verhängniß: sie liefen meist alle höchst unglücklich für ihn aus. Das letzte, mit der schönen

Fanny, ließ eine um so tiefere Spur in seinem Gemüth zurück, als das zunehmende Alter die Wirkung vermehrte. Ueberall getäuscht, betrogen, verlacht, mit einer unbefriedigten Sehnsucht im Herzen, zog er sich in sich selbst zurück. Er fing an, das weibliche Geschlecht zu hassen, er mußte es: sein Unstern hatte ihn keine Caroline, keine Louise treffen lassen. Seine Eingezogenheit in den letzten Jahren, seine Scheu vor allem, was weiblich hieß, verschloß ihm den Weg, vielleicht noch durch einen spätern Eindruck die frühern zu tilgen, und das Unkraut, das Sie ausrotten wollen, hat also, in dieser langen Zeit ungestört fortwuchernd, tiefe Wurzeln geschlagen.

Caroline. Nun wohl, wenn es nicht anders geht, muß man Feuer daran legen.

Louise. Das heißt, wenn man fragen darf?

Caroline. Man muß ihm durch die That beweisen, daß er sich selbst belügt; man muß ihm zeigen, daß, wie übel ihm auch die Frauenzimmer mitgespielt haben mögen, er dennoch gar nicht davor gesichert ist, sich jeden Augenblick noch zehnmal ärger mitspielen zu lassen, und endlich — man muß ihn verheirathen.

Doctor. Sie machen verzweifelte Pläne, liebe Freundin.

Caroline. Das Genie führt manches aus, woran der Verstand verzweifelt. Uebrigens ist mein Plan nicht in die Luft, sondern auf gewisse schmachtende Blicke gebaut, auf denen ich die Augen unseres Patienten ertappt habe und (Louisen bei der Hand nehmend.) gegen welche Herzensboten man nicht ganz gleichgültig zu seyn schien.

Louise. Du bist wieder einmal ausschweifend.

Doctor. Sie sehen sehr viel, liebe Caroline.

Caroline. O ich sehe noch weit mehr. Ich sehe, daß sogar die geringen Reize Ihrer lieben Braut und ergebnen Dienerin das Herz unsers Weiberfeindes wider seinen Willen an sich ziehen, und daß er zwischen mir und Louisen in beständiger Oscillation herüber und hinüber gestoßen, blos darum davon laufen will, damit er wieder in Ruhe kommt.

Louise. Du bist ja ein zweiter Columbus mit deinen Entdeckungen.

Caroline. Diese letzte Entdeckung hat nicht deinen Beifall. Beruhige dich; ich werde blos davon Gebrauch machen, um dir einen bestraften, beschämten, geheilten und gebesserten, kurz einen vollkommenen Ehemann zu deinen Füßen zu legen.

Louise. Zu meinen Füßen? Was soll er da?

Caroline. Von dir zärtlich aufgehoben zu werden.

Louise. Welche Phantasien!

Caroline. Prophetische, hoff' ich.

Doctor. Wenn unser Mann nur nicht die Prophezeihung durch eine schnelle Flucht vereitelt.

Caroline. Ist er nicht etwa in diesem Augenblicke schon auf Doctor Fausts Wundermantel aus den Händen geschlüpft, so hafte ich für ihn.

Louise. Da ist er. Er kommt durch den Garten auf das Haus zu.

Caroline. Vortrefflich. Er wird uns auf dem Spaziergange glauben und kommt gewiß hier herein. Ich bitte euch, geht mir alle beide einen Augenblick in das Cabinet da.

Louise. Wozu?

Caroline. Er muß mich allein hier treffen. Geschwind!

Doctor. Kommen Sie, liebe Louise, wir müssen ihr schon gehorchen.

Louise. Du bist ein Kind, Caroline.

Caroline. Wohl mir! (Des Doctors Hand fassend.) denn ihrer ist das Himmelreich. Wenn du mir ein gut Wort giebst, helfe ich dir auch hinein. — Sobald ich in die Hände klatsche, erscheinen Sie;

doch wird es gut seyn, wenn Sie dann durch die Hinterthür das Cabinet verlassen und hier vorn hereintreten. (Beide ab.)

Fünfter Auftritt.

Caroline (allein.)

Was nun? Er soll beschämt werden? — Wohl! — Bestraft — ohne Zweifel! — Aber wie? — Das wird mir der Augenblick eingeben und mein Genie wird mich nicht verlassen. — Soll ich ihm entgegengehen? Nein. Ich will thun, als ob ich ihn gar nicht bemerkte. — Ich sitze ferner; denn wenn ich es nicht gleich wieder mit ihm verderben will, muß ich ein wenig die Traurige spielen und sitzend hat die Trauer bessern Anstand. Aber in welcher Stellung? In einer nachdenkenden? Etwa so? — Nein! — oder schlummernd? — Noch weniger! Er ließe mich ruhig schlummern und liefe davon. — Ha! ein glücklicher Einfall! Er liebt die Musik. (Sie ergreift eine Guitarre oder setzt sich an ein Fortepiano.) Nun mag er kommen. Wir sind gerüstet. — Hübsch sehnsuchtsvoll und schmachtend!

Sechster Auftritt.

Caroline. Bertram.

(Bertram tritt mit einigen raschen Schritten herein; als er sie bemerkt, kehrt er wieder um und will zur Thür hinaus; indem schlägt Caroline einige Accorde langsam an. Er bleibt stehen; sie fährt fort; er wendet sich allmählich nach ihr hin und bleibt horchend stehen.)

Caroline (singt.)

Im Garten saß das Mädchen allein.
Der Frühling regte sich wieder;
der Abend schaute so mild herein
und Träume stiegen hernieder.

„Wo zieht ihr, rosige Wolken, hin,
als ob die Sehnsucht euch triebe?
Ach, könnt' ich, ihr eilenden, mit euch ziehn!
Ihr glüht, wie von himmlischer Liebe."

„Was kommst du, Lüftchen, so heimlich herein
und flüsterst mir um die Wangen?
Ach, wolltest du deine Flügel mir leihn!
Du flüsterst von Lieb' und Verlangen."

(Bertram ist immer näher hinzugetreten während dieser Strophen. Caroline fährt in rascherer Bewegung fort.)

Und als sie so sang, da rauscht es herbei;
Da fühlt sie die Wangen erglühen! —

Es ziehen Wind und Wolken vorbei: —
sie wünscht nicht mehr mit zu ziehen.

(Sie schließt mit einem kurzen Nachspiel und steht dann rasch auf. Eine Pause.)

Sie hier? Fast haben Sie mich erschreckt. Ich glaubte mich allein.

Bertram (mit bewegter Stimme.) Sie wünschen es zu seyn?

Caroline. Nein, bleiben Sie. Sie haben mich zwar gestört in meinen Träumereien, aber es ist gut, daß Sie es thaten. Die Freude und die stille Trauer überlassen sich beide gern dem vollen Strom der Töne, der sich so schmeichelnd ihnen anschmiegt, daß man ihn für eins mit ihnen halten möchte; aber er führt unbemerkt zu weit, zu weit! — Das Herz wird weicher, als es seyn will, — seyn soll.

Bertram. Seyn soll? Ach es sind ja doch seine süßesten Augenblicke.

Caroline. Haben Sie das oft gefühlt?

Bertram. Ich fühl' es eben jetzt. Die Melodie des Liedes hat mich wunderbar berührt.

Caroline. Es ist ein Liebling aus früheren Jahren. Dem Unglücklichen kehren die Erinnerungen der goldnen Jugendzeit am lebhaftesten wieder zurück.

Bertram. Caroline spricht von Unglück? die immer heitere? die glückliche?

Caroline. Die glückliche! Ach, mein Freund, wie lange schon liegt die Zeit hinter mir, da ich es war, und meine Heiterkeit ist nur ein künstlicher Rausch. Der Kranke nimmt Opium, damit er seine Schmerzen nicht fühle.

Bertram. Ich erstaune. Wie können Sie, Sie mit so vielen Ansprüchen auf Glück — jung, schön, im Begriff sich zu verheirathen — —

Caroline. Lassen Sie uns abbrechen. Sie haben einen Blick in mein Herz gethan, das bis jetzt jedem forschenden Auge verschlossen blieb, denn ach! ich habe noch nie den süßen Trost empfunden, meinen Gram an einer mitfühlenden Brust ausweinen zu dürfen — ich bin allein — allein!

Bertram (in hastiger Bewegung, doch mit halb unterdrückter Stimme.) Nicht mehr, nicht mehr! Hier schlägt ein Herz — ein Herz —

Caroline. Was ist die Uhr, Herr Bertram?

Bertram (nach einer Pause.) Die Sonne wird bald untergehn.

Caroline (lächelnd.) Deshalb fragt' ich.

Bertram (pikirt.) Ich bin sehr froh, daß Sie mich an die Zeit erinnert haben. Beinah vergaß ich sie. Ich habe noch dringende Geschäfte — Verzeihung —

Caroline. Sie wollen mich verlaſſen. Nein, ich bitte, bleiben Sie. (Für ſich.) Das hab' ich ſchlecht gemacht! (Laut.) Ach, wüßten Sie, wie wohl es meinem Herzen that, daß ich es endlich einmal ausſprechen durfte, was noch — —

Bertram. Die Sonne wird bald untergehen. Ich muß eilen.

Caroline. Sie müſſen eilen — eilen, uns zu verlaſſen! Ja, ja, ich weiß alles, Sie wollen heut' noch abreiſen, heimlich wollten Sie — ich weiß es! — Sie ſchweigen? Wohl, ſo reiſen Sie, reiſen Sie. — Seyn Sie glücklich und erinnern Sie ſich zuweilen der armen Caroline, die es nicht iſt. — Ich glaubte Theilnahme auf Ihrem Geſicht zu leſen; ich nährte die Hoffnung einen Freund zu finden; der Gedanke war mir theuer! — reiſen Sie glücklich. Ich habe nur geträumt. Man träumt oft ſonderbar. Leben Sie wohl.

Bertram. Ich würde bleiben, gern — wenn — (Für ſich.) Ach! was ſie für Augen hat!

Caroline. Sie würden jetzt vielleicht bleiben aus Gefälligkeit, aus Mitleid. Nein, reiſen Sie. Die Freundſchaft verſchmäht jedes Opfer, das ihr nicht aus reinem, freiem Triebe des Herzens gebracht wird. — Ich hatte es freilich anders erwartet. — Bei Ihrem erſten Anblick fühlte ich, wie mein ganzes Vertrauen Ihnen entgegen ging, wie eine innere

Stimme mir ſagte: ihm oder keinem ſoll deine Seele unverhüllt ſich zeigen; in ſeinen Augen wirſt du Theilnahme, in ſeinen Worten Troſt finden und minder unglücklich ſeyn.

Bertram. O ich werde — ich will ja —

Caroline. Durch ihn wirſt du vielleicht wieder lernen, dich des Frühlings freuen, der keine Blüthen mehr für dich hatte, weil Treuloſigkeit und Undank ſie im Entſtehen vergifteten — Ach! (Sie ſetzt ſich; Bertram holt einen Stuhl und ſetzt ſich ebenfalls, doch in einiger Entfernung.) O helfen Sie mir dieſe Neigung zu einem Undankbaren bekämpfen, der es nicht verdient, daß ich ihn liebe!

Bertram. Undankbar? Kann Carolinens Liebe auf einen Undankbaren treffen?

Caroline. Die Erzählung wird meinen Schmerz wieder wecken; aber es ſey! — Sie glauben, ich werde von Ihrem Bruder geliebt?

Bertram. Wie? mein Bruder ſollte — —

Caroline. Nein, er liebt mich nicht mehr. Ich habe es längſt geahndet; jetzt kann ich nicht länger zweifeln, denn meine Augen dringen mir die Ueberzeugung täglich auf. Die arme Caroline hat ihrer glücklichern Schweſter weichen müſſen.

Bertram (haſtig aufſtehend.) Louiſen?

Caroline. Ja; ihr, ihr!

Bertram. Und Louise?

Caroline. Sie sehen es ja. Ich bin allein. Man hat einen Spatziergang in den Garten gemacht, und mich hier allein zurückgelassen.

(Bertram macht eine Bewegung nach dem Fenster, kehrt aber wieder um und setzt sich.)

Werden Sie jetzt noch glauben, daß ich glücklich bin?

Bertram. Louise! — Das klingt wie ein Traum, den das Erwachen Lügen straft.

Caroline. Ich habe geträumt, aber ich bin erwacht!

Bertram. Louise! — (Eine Pause, während welcher seine Blicke verstohlen auf Carolinens Gestalt umherirren, und er mit sich selbst zu kämpfen scheint. Dann mit bewegter Stimme.) Meine theure Freundin, Sie müssen den Undankbaren vergessen!

Caroline. Wenn ich es könnte!

Bertram. Sie müssen diese Liebe aus Ihrem Herzen vertilgen.

Caroline. Ach, wenn nicht sein Anblick sie täglich wieder erneute!

Bertram. Nun so verlassen Sie ihn, verlassen Sie dieses Haus, diese Stadt! Nein, Nein, Sie müssen ihn nicht mehr sehen; Sie müssen fort, weit weg, weit! (Er trägt schnell seinen Stuhl etwas

näher.) Sie machen eine Reise; Sie haben die Schweitz noch nicht gesehen: Sie machen eine Reise durch die Schweitz. Der tägliche Wechsel der Gegenstände, der Anblick der freien schönen Natur wird sie zerstreuen, erheitern, — und vergessen lehren. — Freilich würden Sie nicht allein reisen können; nein, das geht nicht. — Sie haben die Schweitz noch nicht gesehen. (Seufzend.) Es muß ein herrliches Land seyn, die Schweitz! — Ihr Begleiter müßte nicht allzu jung seyn; das würde sich nicht schicken; auch nicht allzu alt, in seinen besten Jahren, Sie müßten mehr als einen Gesellschafter, Sie müßten einen Freund, einen mitfühlenden Freund in ihm finden, denn o! in der Schweitz fühlt man sehr viel — —

Caroline. Sie haben Recht: reisen! ich will reisen!

Bertram. Ja, aber allein können Sie doch nicht — und Ihre Schwester wird auch gewiß nicht mitreisen wollen.

Caroline. O nein! gewiß nicht. Sie wird nur allzugern zurückbleiben.

Bertram. Es ist entsetzlich! Diese Louise — —!

Caroline. Nun, so reisen Sie mit mir!

Bertram. Wollen Sie, wollen Sie wirklich! (Er rückt seinen Stuhl vollends dicht neben Carolinen.) O, ja! auf den Schweitzerbergen ist frische Luft, da

athmet man freier! — Wenn wir den Rheinfall bei uns vorüber donnern hören, wenn wir auf dem Vierwaldstädtersee nach Tells Capelle wallfahrten, wenn wir an den reizenden Ufern des Genfersees die Stellen aufsuchen, die Rousseau's Heloise verherrlicht hat, und dort — dort —

Caroline. Ja, dort, mein Freund, dort werde ich wieder lernen glücklich seyn. Ich fühle es, schon der Gedanke giebt mir meine alte Heiterkeit zurück.

Bertram (faßt ihre Hand, während er spricht.) Vielleicht machen wir dann noch einen schnellen Flug hinüber nach dem schönen Italien; trauern über Roms geschwundene Herrlichkeit, lassen die Erinnerung der hohen Vorzeit uns begeistern — —

Caroline. Machen Elegien über seinen Ruinen, und Epigramme auf seine schlechten Wirthshäuser —

Bertram. Ja, das ist wahr, die Gasthöfe sollen schlecht seyn in Italien. Wir werden uns aber schon selbst versorgen. Ueberhaupt werden wir mit aller Bequemlichkeit reisen; denn ohne Bequemlichkeit ist kein Vergnügen! Ein guter commoder Wagen, kurze Tagereisen, ein wohl versehenes Flaschenfutter — (Ihr die Hand küssend.) Wir werden sehr glücklich seyn!

Caroline. (für sich.) Nun ist es bald Zeit, die Scene zu verändern. (Laut.) Aber Sie werden es

bald bereuen, fürcht' ich, eine Reise mit einem Frauenzimmer unternommen zu haben. Bei Ihrem Haß gegen das weibliche Geschlecht wundere ich mich sogar, daß Sie nur daran denken konnten.

Bertram. Sie spotten meiner. Ich glaubte alle Frauenzimmer zu hassen — ach! ich betrog mich selbst, und diese Augen, dieser Ton der Stimme —

Caroline. Wenn wir nun aber zurückkehren, wenn die Gewohnheit des ununterbrochenen Umgangs Sie mir vielleicht, — wie soll ich sagen — vielleicht unentbehrlich gemacht hat — ?

Bertram. O möchte diese süße Gewohnheit mich Ihnen so unentbehrlich gemacht haben, daß Sie sich nie, nie wieder von mir zu trennen wünschten — dann, — dann — (Aufspringend.) Ach! Caroline! theure Caroline! — —

Caroline (ebenfalls aufstehend.) Still! — still! — Hörten Sie nichts?

Bertram. Wie?

Caroline. Mir war, als hört' ich Ihres Bruders Stimme. Still! Jetzt wieder. Hörten Sie? Im Garten.

Bertram. Ja, in der That, mir däucht — —

Caroline. Ich wünschte doch nicht, daß er mich mit Ihnen hier in diesem Augenblick allein fände.

Bertram. Nein, Sie haben Recht — ich —

Caroline. Zu dieser Stunde; es dämmert schon. Ich fühle eine gewisse Aengstlichkeit!

Bertram. Ich will lieber gehen.

Caroline (für sich.) Aha! das böse Gewissen! (Laut.) Er glaubt mich auf meinem Zimmer und träfe mich hier allein mit Ihnen — und in dieser Stimmung! Er würde Zwang, Verlegenheit in unserm Betragen bemerken — vielleicht Verdacht schöpfen —

Bertram. Ja, ich gehe lieber. — (Er kehrt wieder.) Aber wenn wir doch noch diesen Abend reisen könnten! Wir könnten ja heimlich — ich wünschte meinen Bruder und Louisen nicht wieder zu sehen.

Caroline. Ja, ja, das wird sich finden. Jetzt gehn Sie nur. — Doch nein, halt! Sie würden ihm ja begegnen — er würde Sie aufhalten, fragen; — es wäre noch auffallender. Nein, treten Sie lieber einen Augenblick in dieses Cabinet — hier — ! Mein Himmel! was ist das? — es ist verschlossen! — Was nun? — Wer nur die verwünschten Schlösser erfunden hat! Sie bringen nichts als Unheil. Wahrlich es wäre mehr Tugend in der Welt, wenn es keine Schlösser gäbe!

Bertram. Es ist unangenehm, sehr unangenehm! Und ihre Schwester kommt wohl auch hieher. (Er geht ängstlich hin und her.)

Caroline. Ohne Zweifel. — Ich bin doch aber eine Thorin! wie mir das Herz klopft! — Aber so rathen Sie doch, besinnen Sie sich auf etwas. (Sie schaut im Zimmer umher.) Ha! Mir fällt etwas ein. Wie wäre es — ? — Ja! vortrefflich! (Sie klatscht in die Hände.) Hier nehmen Sie geschwind diese Enveloppe um und setzen Sie diesen Hut auf.

Bertram. Wie? — ich?

Caroline. Nun ja doch. Ich führe Sie schnell an ihm vorüber — niemand vermuthet Sie unter dieser Kleidung — ich schütze irgend einen weiblichen Besuch vor — so geht alles gut.

Bertram. Aber, mein Himmel, wenn man mich erkennte!

Caroline. Nicht möglich! Der Abend dämmert schon; der Hut verhüllt Ihr Gesicht und ich führe Sie schnell vorbei.

Bertram (ängstlich.) Mit dieser Enveloppe, — mit diesem Kopfputz — !

Caroline. Ach! Sie wären nicht der erste Mann mit einem Kopfputz! (Ihn bei der Hand nehmend.) Wenn ich Sie bitte! Wir haben keine Zeit zu verlieren. (Man hört den Doctor außerhalb rufen: Johann!) Ach da ist er schon, er kommt — zaudern Sie nicht länger! Geschwind! (Sie hängt ihm die Enveloppe um, setzt ihm den Hut auf und eilt mit ihm

nach der Thür. Indem tritt ihnen der Doctor mit Louisen entgegen.)

Siebenter Auftritt.

Bertram. Caroline. Louise. Der Doctor.

Doctor. Da sind Sie ja, liebe Caroline. Wir suchten Sie. Ach! Sie haben Besuch?

Caroline. Wo ist Ihr Bruder? Mademoiselle kommt eben von der Reise und wünscht dringend Herrn Bertram noch heut Abend zu sprechen.

Doctor. So ersuche ich Sie, einen Augenblick hier zu verweilen, bis er kommt. Er wird nicht weit sein. (Bertram bei der Hand zurückführend.) Ich bitte, nehmen Sie Platz.

Caroline. Ja, wenn es Ihnen gefällig ist, meine Beste, wollen wir ihn lieber hier erwarten.

(Bertram macht ihr verstohlen allerlei Zeichen, die sie nicht zu bemerken scheint.)

Doctor (mit verbissenem Lachen.) Ohne Zweifel hat mein Bruder schon das Vergnügen, Sie zu kennen?

(Bertram antwortet nur durch stumme Bewegung.)

Caroline. O ja. Mademoiselle ist so gütig

geweſen, mir zu vertrauen, daß ſie vor zehn Jahren mit ihm in genauer Verbindung ſtand.

Doctor. Und ihr Name, wenn ich bitten darf?

Caroline. Demoiſelle Fanny Wilkens.

Doctor. Ich erſtaune! Demoiſelle Fanny Wilkens! — Verzeihen Sie meiner Ueberraſchung — dieſer Name — (Zu Carolinen.) Alſo dieſelbe — — ?

Caroline. Ja, mein Freund, dieſelbe. Wir ſind ſo glücklich, dieſelbe Demoiſelle Wilkens vor uns zu ſehen, die uns ſchon längſt nur unter dem Namen der ſchönen Fanny bekannt war.

Doctor. Ich bin unendlich erfreut und überraſcht. Meinen Bruder wird dieſes Wiederſehen unausſprechlich beglücken. Indeß, muß ich Ihnen ſagen, es iſt eine große Veränderung mit ihm vorgegangen.

Caroline. Ja, er iſt beinah nicht wieder zu kennnen.

Louiſe. Ich finde aber die Veränderung gar nicht zu ſeinem Vortheil.

Doctor. Ueberdieß kann ich Ihnen nicht verhehlen, daß er in dieſen zehn Jahren ein abgeſagter Weiberfeind geworden iſt.

Caroline. O ich glaube ihm ſelbſt vom Gegentheil überzeugt zu haben.

Louiſe. Wer weiß!

Caroline. Wenn er hier wäre, er würde es ſelbſt eingeſtehen.

Doctor. Dürfte ich aber wohl fragen, was nun der Zweck Ihres Hierſeyns iſt?

Caroline. Mademoiſelle iſt Willens, gewiſſe Rechte zu reclamiren, die ihr die frühere Verbindung mit ihm gegeben hat.

Doctor. Verzeihen Sie meine Freimüthigkeit; er glaubt aber Urſache zu haben, ſich über Sie zu beklagen.

Caroline. Nein, nein. Nach der Erzählung, die mir Demoiſelle Fanny gemacht hat, bin ich vollkommen überzeugt, daß ſie es allein iſt, die ſich zu beklagen hat. O, er hat treulos, verrätheriſch an ihr gehandelt! Wahrlich, ich habe es nicht ohne tiefe Rührung anhören können — noch jetzt — (Sie thut als ob ſie ſich die Augen trocknete.) und an jenem Abend, da ſie ihm eine Zuſammenkunft zugeſagt hatte und ihr Vater unglücklicherweiſe — —

(Bertram, ſich nicht länger haltend, ſpringt auf und will fort. Sein Bruder hält ihn auf.)

Doctor. Mein Gott, was iſt Ihnen? was fehlt Ihnen? iſt Ihnen nicht wohl?

Caroline. Ach, die Erinnerung iſt gewiß ſo

ſchmerzlich für ſie — der Barbar! (Leiſe zu Bertram.) Sie verrathen ſich, ich bitte Sie!

Louiſe. Caroline, du biſt ſehr leichtſinnig. Du mißbrauchſt das Vertrauen, das man dir geſchenkt hat.

Doctor. Beſte Demoiſelle Fanny, ich fühle das innigſte Mitleiden mit Ihrem Zuſtande.

Caroline. Ach, wenn ich Ihnen die Geſchichte ihrer Leiden erzählen ſollte, Sie würden ſich der Thränen nicht enthalten können. Die Lage in der ſie ſich befindet, iſt beiſpiellos.

Louiſe. Und beinah etwas lächerlich. Doch wir haben alles gehört, wir wiſſen, wie und wodurch, durch welche Kunſtgriffe Sie darin verſetzt worden ſind, und wenn Sie es beruhigen kann, ſo nehmen Sie die Verſicherung von mir hin, daß Sie dadurch an meiner Achtung nichts verloren haben.

Caroline. Nein, nein! Sie erſcheinen nur um deſto liebenswürdiger. Wäre doch Herr Bertram hier; ſein Herz müßte ein Marmor ſeyn, wenn es Ihnen widerſtehen könnte.

(Bertram wirft auf einmal Hut und Enveloppe ab.)

Doctor. Wie? was iſt das? was ſeh' ich! welche Metamorphoſe! Herr Bruder! iſt es möglich? (Lachend.) Aber ſage mir in aller Welt — —

Bertram. Laß es gut seyn, Herr Bruder, es ist genug! Ich war ein wenig ein Narr — du bist der alte Schadenfroh! — (Zu Louisen.) Sie sind ein Engel und Sie, (Zu Carolinen.) Sie — —

Caroline. Das schwarze Gegenstück zum Engel, ohne Zweifel? Danke schön; ist alles gern geschehen!

Bertram. Thu mir den Gefallen, Herr Bruder, und lache mir ein wenig aus, aber laut, laut! —

Caroline. O dazu werden wir noch heute Abend Gelegenheit genug finden. Jetzt vor allem, danken Sie mir für die gelinde Strafe. Sie hätten eine härtere verdient.

Bertram. Ist es Ihnen nicht genug, daß ich jetzt wie eine sehr miserable Person da stehe?

Caroline. Wenn Sie das nur erkennen! Das ist der erste Schritt zur Besserung.

Bertram. Wovon Sie sich die Ehre nicht zuschreiben sollen, denn dort steht der Engel, dessen Güte, Milde und Nachsicht meine Grundsätze zuerst erschüttert haben, der meine Besserung begonnen und den — stünd ich in diesen Augenblick nicht etwas miserabel hier — den ich bitten würde — (Er geht auf sie zu und faßt ihr bei der Hand.) sie zu vollenden und mich in ein Paradies zurückzuführen, aus dem ich — nicht blos durch eigne Schuld — verbannt war.

Louiſe (lächelnd.) Nun, wir wollen ſehen. Vor allen Dingen aber keine Schweizerreiſe mehr.

Doctor. Ja, Herr Bruder, du ſcheinſt eine rechte Wuth zum reiſen zu haben. Vor einer halben Stunde wollte er mit mir davon reiſen und jetzt mit meiner Braut! Beinah iſt es, als ob ein wenig Neid dich —

Bertram. Still, ſtill! laſſen wir einen Vorhang darüber fallen! Ich reiſe nicht mehr.

(Der Vorhang fällt.)

C. W. Contessa's

Schriften.

Herausgegeben

von

E. von Houwald.

Zweiter Band.

Leipzig,
bei Georg Joachim Göschen 1826.

Univ. Bibl.
München

Inhalt.

Der Instinkt. Eine Erzählung. 1804. S. 1

Der unterbrochne Schwätzer. Lustspiel in einem Akt. 1805. — 68

Das Räthsel. Lustspiel in einem Aufzuge. 1805. — 141

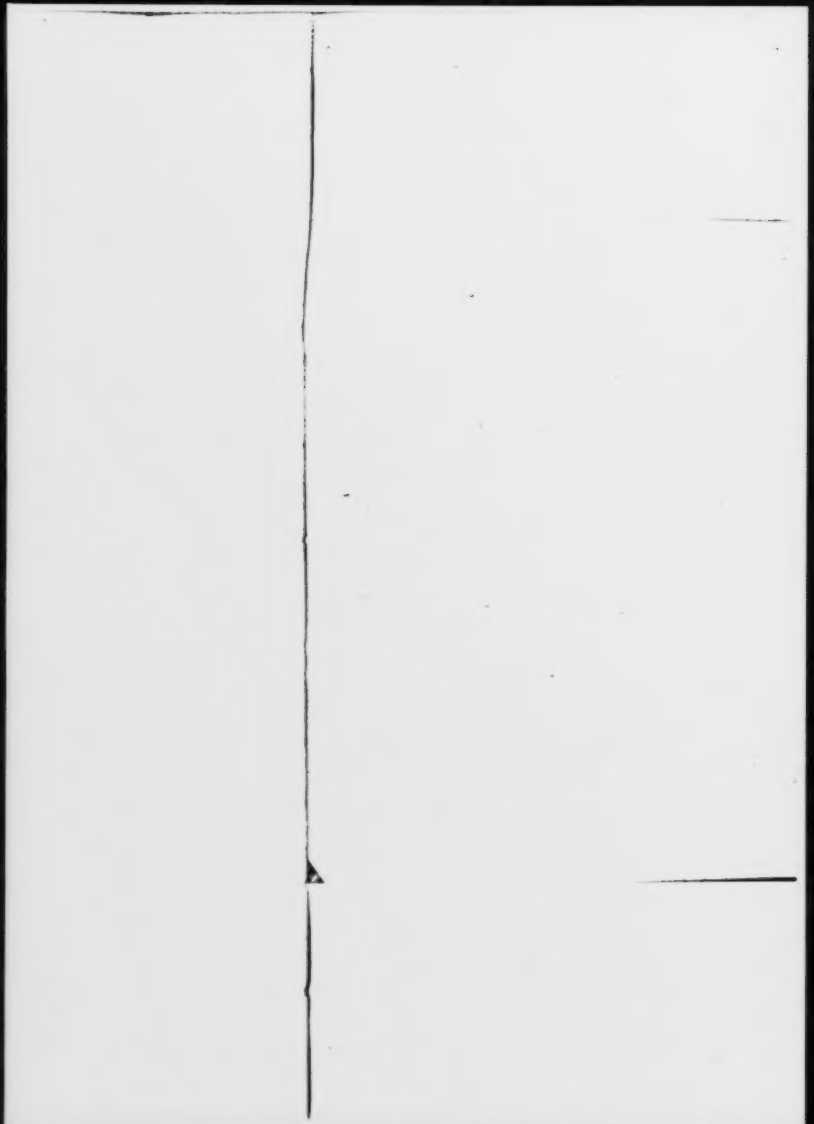
Der Talisman. Eine Kleinigkeit. Fortsetzung des Räthsels. 1806. — 205

Der Fündling, oder die moderne Kunstapotheose. Lustspiel in zwei Aufzügen. 1807. — 245

Der Instinkt.

Eine Erzählung.

1804.



Erstes Kapitel.

Der Oheim trat in Eduards Zimmer, eine Tasse Kaffee und seine Pfeife in der Hand, wie es seine Gewohnheit war, wenn er diesem etwas vorzutragen dachte.

Schon wieder fort? fragte er, als ihm Eduard mit Hut und Reitpeitsche entgegen kam. Schon wieder herumstreifen?

Es wird mir hier zu eng im Schloß, lächelte Eduard; ich muß, ich muß ins Weite.

Ins Weite, nur immer ins Weite! sagte der Oheim, indem er seine Last in die angenehme Beschränkung des Sofakissens senkte — Als ob es dort anders wäre, so lange man nicht selbst anders wird! Ich liebe das nicht. Man kann heut zu Tage beinah kein Buch mehr aufschlagen, ohne daß einem daraus diese unendliche Sehnsucht nach der Weite und Ferne wie ein Thauwind ins Gesicht bliese.

Auch das Höchste wird gemißbraucht, lieber Onkel. Aber werfen Sie nur einen Blick zum Fenster hin-

aus. Welche Frische, welcher Glanz nach dem nächtlichen Gewitter! Ist es nicht, als ob die Natur von dem Geliebten erzähle, der heut Nacht bei ihr war? — Ich wette, Sie bekommen selber Lust zu einem Spazierritt.

Ein andermal, Eduard. — Du bist doch zum Mittagessen wieder hier? — Wir haben Gesellschaft, und es giebt mehrere Gründe, die mich deine Gegenwart wünschen lassen.

Vermuthlich wieder ein Gastmahl von weiblichen Vollkommenheiten zehn Meilen in die Runde? Aufs Butterbrod gestrichene Empfindsamkeit und häusliche Tugenden mit einer Meerrettigsauce, daß einem die Augen übergehen; zum Nachtisch gefrorne Sentiments und Gelee von zartem Gefühl? Nicht wahr, Onkelchen? — Oder eine Kunstausstellung von gemahlten Statuen und hölzernen Gemählden? Eine Preisbewerbung um meine kostbare Hand?

Es wäre mir lieb, Herr Neffe, wenn du endlich anfingst, dich um ein wenig Vernunft zu bewerben. Wie lange soll das unstäte Leben ohne Zweck noch währen? Du bist einmal der Erbe meines Vermögens, der Herr dieser schönen Güter — —

Mein gütiger Oheim beglückt keinen Undankbaren.

Lyrum, larum! Heirathe, bring' mir eine freundliche, hübsche Nichte ins Haus; das ist die beste Manier mir deinen Dank zu zeigen.

An mir liegt die Schuld nicht, wenn es nicht schon längst geschehen ist; davon sollen Sie sich heute wieder überzeugen. Ich werde die Schönen mit grosser Aufmerksamkeit recognesciren; ich werde ihnen Gelegenheit geben, die Batterien aller ihrer Reize auf mich spielen zu lassen, und gelingt es einer von ihnen, meinem Herzen auch nur eine Contusion beizubringen, so gebe ich Ihnen mein Wort, ehe der Sommer vergeht, umschließ' ich das wilde Leben mit dem Pferch der heiligen Ehe und hänge meine goldne Freiheit in den Rauch, um sie mir schnittchenweise zu Beförderung der Verdauung von meiner Frau zuschneiden zu lassen! — Guten Morgen, lieber Onkel!

Damit sprang er hinaus und warf sich auf das Pferd. Der Onkel erhob sich kopfschüttelnd und ging, seine Toilette zu machen.

Zweites Kapitel.

Der Mittag war über Eduards Erwartung angenehm hingegangen. Man hatte sich zwar in hergebrachter Steifheit zu Tische gesetzt, und die erste Viertelstunde war lediglich dem Lobe des schönen Wetters und der delikaten Krebssuppe gewidmet worden, allein der Wein und ein paar muntre Köpfe in

der Gesellschaft warfen bald Leben in das todte Meer. Eduard fand überdieß seine blonden Nachbarinnen der Aufmerksamkeit nicht unwerth, und der Oheim war selig an der Seite einer lebhaften Brünette, die seine kleinen Galanterien mit vertraulicher Neckerei erwiederte.

So stand die Sonne schon ziemlich tief, als die Gesellschaft sich erhob, um im Garten den Kaffee zu trinken, der sie in einer geräumigen hohen Laube erwartete. Man hatte dort die Aussicht auf das frische Grün eines weiten Rasenplatzes, den die mannigfaltigsten Baumgruppen begränzten.

Welche seltsame Gestalt kommt dort auf uns zu! — rief die muntre Brünette. — Sieht der Mann nicht so fremdartig aus, wie ein auf die Erde gefallener Mondbewohner?

Oder wie ein Genie, — bemerkte einer, — welches der deutsche Patriotismus eben um des Fremdartigen willen verhungern läßt oder einsperrt.

Es ist dennoch etwas nobles in der Figur — fiel ein Andrer ein. Vielleicht ein vacirender Minister oder wohl gar ein vertriebner Kronprätendent. Man kann heut zu Tage nicht wissen.

Unter diesen Bemerkungen hatte sich ein langer hagrer Mann genähert, dessen Kleidung aus der Trödelbude zusammengewürfelt schien. Mit abgezognem Hute und vielen Complimenten bat er um die Erlaub-

niß, eine hohe Gesellschaft durch ein kleines Conzert unterhalten zu dürfen. Sie wurde ihm mit Freuden zugestanden. Er trat hinaus und winkte mit dem Hute; drei andre Männer, zwei Knaben und zwei junge Mädchen kamen aus dem Gebüsch; eine ältliche Frau blieb in einiger Entfernung zurück. Sie stellten sich in einen Halbkreis um ihren Anführer, dem man jetzt eine Violine überreichte, und gaben der Gesellschaft eine Musik, welche die angenehmste Wirkung nicht verfehlte. Von den beiden Mädchen, welchen der schwarze Rock mit dem kurzen Leibchen von gleicher Farbe, und das rothe Mieder mit silbernen Knöpfen und Schnüren gar artig stand, spielte die ältere die Harfe, die jüngere blies die Flöte oder schlug das Tambourin, das an ihrem Gürtel hing.

Während die Musik nach und nach schwächer ward, zogen sich die Spielenden allmählich auf die Seite, bis auf den ältern Knaben, der mit seiner Flöte in der Mitte des Platzes stehen blieb. — Jetzt war alles still. Der Flötenspieler fing eine langsame doch frohbewegte Melodie an; von Zeit zu Zeit antwortete ihm ein Waldhorn mit den übrigen Instrumenten wechselnd in gedämpften Tönen. Endlich schwiegen diese gänzlich und die Flöte rufte ihnen vergebens in einzelnen Klagelauten. Die Harfenspielerin trat hervor und sang, sich auf ihrem Instrument begleitend, mit großer Anmuth die folgenden Verse:

Wer weckt mit seinen Klagen
des Waldes Wiederhall?
Willst du dein Leid mir sagen,
du süße Nachtigall?

Du sprichst zu meinem Herzen;
es hört voll Sehnsucht zu.
Ich fühle deine Schmerzen,
ich leide so wie du.

Laß unser Leid uns sagen,
du traute Nachtigall!
Es töne unsern Klagen
des Herzens Wiederhall.

Die Harfe ging in leisen Accorden weiter. Die Flöte ließ sich noch in einigen Tönen vernehmen, dann sang der Knabe mit einer angenehmen Stimme zur Antwort:

In unsern Blüthetagen
da lächelt uns das Glück,
da spricht auf unsre Fragen
das Leben hold zurück.

Bald geht der Pfad mit Reigen
durch öde Wüsteneien;
die holden Stimmen schweigen
und lassen uns allein.

Hier fiel die erste Stimme mit ein, und beide sangen in inniger Bewegung:

Doch sieh, durchs Herz zieht Friede,
wie Mondschein durch die Nacht:
es ist dem Leid im Liede
ein süßer Trost erwacht.

Im Liede blüht das Leben
uns schöner wieder auf,
und auf den Tönen schweben
wir fröhlich himmelauf. —

Als nun die übrigen Instrumente in die Melodie einfallend, den Schluß machten, erschallte den Sängern der allgemeinste Beifall. Jeder suchte ihnen etwas verbindliches zu sagen, und als man erfuhr, daß Idee und Ausführung von dem allen der schönen Sängerin selbst verdankt werde, so trug dies nicht wenig dazu bei, das Interesse zu erhöhen, welches ihre angenehme Gestalt und ihr Gesang erzeugt hatten. Eduard besonders fühlte Empfindung und Fantasie aufs lebhafteste angeregt. Er wünschte sehnlich, mit diesem wunderbaren Wesen in nähere Bekanntschaft zu treten, und hätte dem Oheim um den Hals fallen mögen, als dieser durch eine Einladung auf sein Schloß für die Befriedigung dieses Wunsches sorgte. Der Anführer der kleinen Gesellschaft betheuerte, daß

er die hohe Gnade mit dem dankbarsten Herzen zu schätzen wisse, und zur Recreation und Satisfaction einer gnädigen Versammlung alle seine Kräfte aufbieten werde. Darauf ließ er noch einige Musikstücke folgen, die seinen Leuten Gelegenheit gaben, die Fertigkeit eines jeden auf seinem Instrumente an den Tag zu legen, und da es darüber anfing dunkel zu werden, so brach endlich alles auf und zog Paarweis unter Voraustretung der Musik nach dem Schlosse zurück.

Drittes Kapitel.

Am andern Morgen brachten die neuen Gäste der beim Frühstück versammelten Gesellschaft ihren Morgengruß in einigen artigen Liedern, die sich alle durch Gefälligkeit, oft durch Neuheit und Originalität auszeichneten.

Jetzt hatte man bessere Gelegenheit, die interessanten Ankömmlinge zu mustern. Die Damen fanden die halb bäurische Tracht der beiden Mädchen und die flammenden Augen des ältern Knaben, dessen Gesichtszüge die fremde Abkunft verriethen, recht hübsch; die Aufmerksamkeit der Männer ward ungetheilt jenen beiden zu Theil. Wenn auch die ältere

die regste Theilnahme für sich hatte, so zog doch das runde Gesichtchen der jüngern mit der kleinen verschmitzten Nase und den frischen Rosenlippen sehr viele auf seine Seite. Eduard bemerkte mit Unruhe, daß der Onkel zu den erstern gehörte, und sich ungewöhnlich geschäftig um die schöne Sängerin bewies.

Unterdeß hatten sich einige an den hagern Anführer gemacht, und ihn über seine Lebensgeschichte befragt. — Ich getraue mich zu behaupten, antwortete er, daß meine Schicksale, mit gehöriger Ordnung und Ausführlichkeit erzählt, zu nicht geringem Divertissement einer hohen Gesellschaft gereichen würden. Ohne mir in Dero Augen einen Werth geben zu wollen, mag ich wohl sagen, daß ich zu gegenwärtigem armseligen Stande nicht geboren und erzogen war; allein ich schien von Jugend auf, wenn ich mich also exprimiren darf, zum wahren Lastesel und Sündenbock aller Narren und Spitzbuben bestimmt zu seyn. N'est pas toujours heureux, qui est digne de l'être.

Die weitern Fragen über seine Begleiter brach er kurz mit der Versicherung ab, daß sie alle zu seiner Familie gehörten.

Thätig und unverdrossen sorgte er nun für die tägliche Unterhaltung der Anwesenden. Einige Dilettanten unter den letztern und ein paar Bediente des Onkels, die etwas musikalisch waren, traten der

Familie bei, und man hatte alle Abende ein ziemlich wohl besetztes Conzert. Das beliebteste aber blieben immer die Lieder und Scenen, welche die Harfnerin, von ihrer jüngern Gefährtin und dem Flötenspieler unterstützt, zum besten gab. Die beiden letztern führten auch ein paarmal pantomimische Tänze mit ungemeiner Behendigkeit und Zierlichkeit auf.

Indeß war Eduard dem Gegenstande seiner Bewunderung und seiner Wünsche um keinen Schritt näher gekommen, denn das Mädchen wich jedem Versuche zur Annäherung, der von ihm oder von andern gemacht wurde, höflich aber ernst zurückweisend aus, und er sah sich also lediglich auf Blicke und kleine Dienstleistungen gestellt, um ihr den Zustand seines Herzens zu erkennen zu geben. Des Abends spät, wenn alles im Schlosse still war, schlich er sich regelmäßig in einen großen leer stehenden Saal, in welchem alte Waffenrüstungen hingen, und der an das von dem Alten mit seiner Frau und den beiden Mädchen bewohnte Zimmer stieß. Dort vergönnte ihm eine mitleidige Spalte in der Thür zuweilen noch den Anblick der Geliebten im züchtigen Negligee, oder ließ den Wohllaut ihrer Stimme zu seinen entzückten Ohren gelangen.

Als er eines Abends sich auf seinen gewöhnlichen Posten begeben wollte, war in dem anstoßenden Zimmer schon alles still. Eine Lampe flackerte erlöschend

auf dem Tische. Er schloß daraus, daß die Familie schon zu Bette sey, und war im Begriff, seinen Rückzug anzutreten. In dem Augenblick öffnete sich ihm gegenüber die andere Saalthür leise knarrend; es trat jemand behutsam herein und näherte sich auf den Zehen. Es war so finster, daß Eduard durchaus nichts erkennen konnte. Er drückte sich in eine Ecke und beschloß den Ausgang abzuwarten. Die leisen Schritte des Ankömmlings gingen nach dem Orte zu, den er eben verlassen hatte, und schienen sich, nach einigen schweren Seufzern, eben wieder davon zu entfernen, als plötzlich auf der andern Seite eine der alten Waffenrüstungen mit Donnergerassel zur Erde stürzte. Ein lauter Schrei ließ sich in der Mitte des Saales hören; darauf war alles still. Eduard, dem es unheimlich zu Muthe ward, suchte tappend die große Mittelthür zu erreichen, stieß aber auf ein Mal hart an jemand an. Wer da? wer da? erschallte es hinüber und herüber, doch erfolgte von beiden Seiten keine Antwort, und Eduard bemühte sich desto eiliger die Thür zu finden. Allein da vermuthlich die andere Person von gleichem Verlangen getrieben war, und ihren Rückzug nicht minder beschleunigte, so konnte es nicht fehlen, daß sie nicht beide im nächsten Augenblick zum zweiten Male an einander rennten. In der Angst griff Eduard zu; der Ergriffene aber fing gräßlich an zu schreien: wer da? Hülfe! Licht! Diebe!

Mörder! Die Seitenthür sprang auf, es ward hell, die ganze Künstlerfamilie stürzte erschrocken heraus. Eduards erster Blick suchte seinen Gegner und fiel — auf seinen Onkel, der mit weit geöffnetem Munde, in welchem noch einige Dutzend Diebe und Mörder zu schweben schienen, ihn anstarrte. Die Zuschauer wußten nicht, was sie denken sollten. Im lächerlichsten Aufzuge, die Nachtlampe in der Hand, stand der Vater der beiden Mädchen unbeweglich da, und seine Beredtsamkeit hatte ihn ganz verlassen. Die runde Nachthaube unter dem Kinn zugebunden, kleidete seinem langen hagern Gesicht vortrefflich, und um die Schultern hatte er in der Eile, sich nicht zu erkälten, einen Unterrock seiner Frau geworfen. Der Oheim, der, jetzt erst die Frauenzimmer bemerkend, höchst verlegen die Nachtmütze abzog und sich an sie wendete, gab ihm das Leben wieder. Er ergoß sich in einen Strom von Entschuldigungen, daß er in einem so respektwidrigen Aufzug erscheine, und seine Frau suchte vergebens ihn nach dem Zimmer zurückzubringen.

Herr Jesus, was ist das, unterbrach ihn auf ein Mal die jüngere Tochter, indem sie, sich hinter ihn versteckend, nach einem großen Tische hinwies, der mit einem rothen Teppich bedeckt in der Mitte des Saales stand — der rothe Tisch bewegt sich. Die ganze Versammlung sah erschrocken den rothen Tisch,

dann sich unter einander an, und die Frauenzimmer machten Miene, davonzulaufen; Eduard aber erinnerte sich der Stimme, die er gehört hatte, ging hin, den Teppich aufzuheben, und siehe da! der Kammerdiener des Oheims kroch beschämt auf allen Vieren hervor.

Aber um Gotteswillen, fuhr ihn der Oheim an, froh, an diesem Ableiter seinen Unmuth und seine Verlegenheit entladen zu können, — was macht der Kerl da unter dem Tische?

Verzeihen Sie, gnäd'ger Herr, stotterte der Mensch, ich wollte — es sind immer so viele Mäuse hier im Saal, ich wollte eine Mausefalle aufstellen.

Was schwatzt der Pinsel, schrie der Oheim, in dieser einfältigen Antwort einen Doppelsinn argwöhnend — jetzt in später Nacht? und unter dem Tische?

Es kam endlich heraus, daß ihm ein Mädchen aus dem Schlosse hier eine Zusammenkunft zugesagt, und er bei dem fürchterlichen Gepraſſel der Rüstung vor Schreck dorthinunter gekrochen sey.

Eduarden kam diese Aussage verdächtig vor, denn er kannte diesen Menschen, der unter dem Schein der ehrlichsten Einfalt die größte Schlauheit verbarg. Aber wie konnte er jetzt daran denken? Er benutzte lieber die Gelegenheit, sich seiner Herzenskönigin zu nähern und ihr zu sagen, daß nur sie ihn hierhergezogen, und so das Abenteuer veranlaßt habe. Sie

schlug erröthend die Augen nieder, und schwieg. Er faßte sanft ihre Hand, die sie nicht zurückzog, und drückte seine heißen Lippen darauf; da trat der Onkel hastig hinzu, entschuldigte sich nochmals bei den Frauenzimmern, wünschte gute Nacht, und zog ihn mit sich fort. Schweigend ging er voran; Eduard fühlte nicht den mindesten Beruf, das Schweigen zu brechen. An seiner Thüre sagte er, ohne sich umzusehen: gute Nacht! und Eduard eilte selig auf sein Zimmer. —

Am andern Abend, nach dem gewöhnlichen Conzert, nahm Angelika, so nannte man die Harfnerin, schweigend ihre Harfe, und nachdem sie mit einigen Accorden erwartungsvolle Stille verbreitet hatte, sang sie:

Wer klopft so spät an meine Zelle?
wer ist's bei später Nacht? —
„Die Liebe steht auf deiner Schwelle
und bittet: aufgemacht!
Ich bringe süße Spenden,
die lindern alle Pein;
ich will dein Sehnen enden,
drum laß mich schnell hinein."

Was weckst du wieder das Verlangen
in meiner stillen Brust?

In deinen Blumen lauschen Schlangen
und bald stirbt deine Luft.
Was auch dein Mund versprochen,
ich lasse dich nicht ein.
Du hast dies Herz gebrochen,
wer kann ihm Trost verleihn?

Da klopft es wieder an der Zelle.
Wer ist's bei Mitternacht?
„Ein treuer Freund steht auf der Schwelle
und fordert: aufgemacht!
Ich bringe keine Gaben,
ich bringe dir blos mich.
Zwei schwarze Männer graben
ein Haus für mich und dich."

Du letzter Trost, o sey willkommen!
Mach' auf dein stilles Haus.
Die Welt hat alles mir genommen;
ich trete froh hinaus.
Es bannt das trübe Sehnen
des Todtengräbers Spruch;
die letzten Kummerthränen
verwischt das Leichentuch.

Die Harfe verhallte leise. Eduard sah Thränen in Angelika's Augen glänzen. Sie stand auf, lehnte

die Harfe an die Wand, und schlüpfte zur Thür hinaus.

Ihr Vater schien unzufrieden mit ihrem Betragen; der Onkel wollte unbefangen scheinen, es gelang ihm aber schlecht, und Eduard fühlte, daß das Barometer seiner Hoffnungen beträchtlich gefallen sey. Gern wär' er ihr gefolgt, aber es kamen neue Gäste, die ihn zum Bleiben zwangen. Ein alter Freund des Oheims, den die Trauer um seinen im Zweikampf gebliebenen ältern Sohn lange Zeit von allen Menschen entfernt hatte, besuchte jenen zum ersten Mal wieder in Gesellschaft seines jüngern, der mit Eduard erzogen worden und jetzt nicht längst von seinen Reisen zurückgekehrt war. Die Erscheinung des jungen Diethorst setzte den Zirkel der anwesenden Damen sichtbar in Bewegung. Eduard selbst mußte sich gestehn, nie einen schönern Mann, von edlerm Anstand und ruhig sicherer Haltung gesehen zu haben. Um desto befremdender war es ihm, zu bemerken, daß er beim Erblicken von Angelika's Vater bestürzt und wirklich in Verlegenheit zu seyn schien. Auch der Alte war betroffen und verließ sogleich das Zimmer. Eduards Freund setzte sich während einiger gleichgültigen Fragen nach jenem, den er vor einiger Zeit mit seiner Gesellschaft in einem Bade getroffen zu haben erwähnte, wieder ins Gleichgewicht, und mischte sich dann ins allgemeine Gespräch, welches er bald so

zu beleben wußte, daß man erst spät aus einander schied.

Viertes Kapitel.

Beim Erwachen am folgenden Morgen fand Eduard auf seinem Bette eine halb aufgeblühte Rose. Um den Stiel wand sich ein kleiner Zettel mit den Worten: Abschied und Andenken. Eine bange Ahndung fiel ihm auf das Herz. Er sprang aus dem Bette, kleidete sich eilig an und lief nach dem großen Saal. In dem Seitenzimmer war alles still, und er wagte es endlich, anzuklopfen. Niemand antwortete. Er klopfte stärker: kein besserer Erfolg. Nun öffnete er leise die Thüre und trat — in ein leeres Zimmer. Der Anblick machte ihn starr, und heftete ihn einige Augenblicke unbeweglich auf eine Stelle; dann aber flog er in den Hof hinab, Erkundigungen einzuziehn. Man sagte ihm, Angelika sey mit allen ihren Begleitern schon vor Tages Anbruch fortgegangen. Ein Bedienter überreichte ihm ein Billet an den Oheim, welches ihm der Alte gegeben hatte. Es enthielt Danksagungen und Entschuldigung ihrer plötzlichen Abreise, wozu ein unvermutheter Vorfall sie gezwungen. Eduard nahm das Billet, und stürmte damit in

des Onkels Schlafzimmer. Dieser konnte sich die Ursache ihrer Abreise eben so wenig erklären, und schien darüber fast nicht minder unruhig zu sein. Eduard ließ sein Pferd satteln und ritt ihnen auf dem Wege nach, den sie nach Aussage der Bedienten eingeschlagen hatten. Eine Stunde weit blieb er auf ihrer Spur, aber dann konnte ihm niemand weiter Nachricht geben. Nach langem vergeblichem Umherirren nahm er hoffnungslos den Rückweg nach dem Schlosse.

Nicht weit davon kam ihm ein Reuter entgegengesprengt. Es war Dietherst. Hast du sie gefunden? schrie er Eduard schon von weitem zu. Eduard verneinte mißmuthig. Du wirst mir meine schnelle Entfernung vergeben, fuhr jener fort, indem er sein Pferd anhielt; ein dringendes Geschäft ruft mich nach D... Leb wohl, auf baldiges Wiedersehn! — Er gab seinem Roß die Sporen und jagte weiter.

Im Schlosse fand Eduard bei seiner Zurückkunft den größten Theil der Gäste im Begriff abzureisen. Die Uebrigen folgten ihnen den andern Tag. Auch der alte Dietherst brach auf. Die Stille, die nunmehr im Hause einkehrte, so willkommen sie sonst gewesen wäre, schien dießmal seinen Bewohnern sehr lästig. Der Onkel war den ganzen Tag auf seinem Zimmer beschäftigt; Eduard strich auf der Jagd umher, und wenn beide bei Tisch zusammen kamen, gab

es nur eine sehr magre einsilbige Unterhaltung. Es war, als ob jeder vor dem andern etwas verbergen wollte, und seine eignen Worte als Verräther fürchtete.

So vergingen acht Tage. Eduard konnte stundenlang vor der verweltenden Rose stehen; er überraschte sich oft selbst über den seltsamsten Bildern und Träumen, und mußte sich gestehn, daß Angelika einen tiefern Eindruck auf ihn gemacht habe, als je ein Mädchen vor ihr.

Da trat eines Morgens sein Bedienter mit schlauer Miene in sein Zimmer. Wissen Sie schon, gnäd'ger Herr, fing er an —? —

Was soll ich wissen? antwortete Eduard verdrießlich! Nur heraus mit der wichtigen Neuigkeit! Du weißt, ich kann die Vorreden nicht leiden.

I daß das schöne Harfenmädchen wiedergefunden ist, mein' ich nur, versetzte Johann lächelnd. — Eduard sprang auf, und faßte ihn bei beiden Schultern. — „Sie ist bei einer Schauspielertruppe drüben im Sächsischen. In D... hat er sie selber gesehn."

Er? Wer denn? Wer hat sie gesehn? So sprich doch, Pinsel.

I nun, August, den der Herr Onkel weggeschickt hatte, ist gestern Abend wiedergekommen und hat mirs im Vertrauen entdekt. Er hat sie selbst gesehn.

Eduard griff nach den Stiefeln und befahl die Pferde zu satteln. — Aber, gnäd'ger Herr, sagte Johann saumend — —

Was für ein Aber?

Der Herr Onkel sind ja auch verreist.

So? — Desto besser! — So braucht er gar nichts von meiner Reise zu erfahren.

In einer halben Stunde saß Eduard mit seinem Johann zu Pferde, und trabte nach der Grenze.

Fünftes Kapitel.

In der Dämmerung des folgenden Tages zu D... angelangt, war seine erste Frage nach dem Komödienzettel. Es wurde Maria Stuart gegeben, und eine fremde Schauspielerin trat in der Rolle der Maria auf. Das mußte Angelika seyn. Er eilte nach dem Schauspielhause. Eben trat Maria auf die Bühne. Es blieb ihm kein Zweifel. Zwar konnte er wegen der Entfernung, in welcher er stand, ihre Gesichtszüge nicht ganz deutlich erkennen, allein es war Angelika's Stimme, ihr Gang, ihr schlanker Wuchs. Nur etwas größer schien sie ihm, und ihr Haar etwas dunkler; doch ließ sich das letztere leicht aus der Wirkung des Kerzenlichtes erklären.

Aber wie verschieden von dem Bilde, welches die Harfnerin in ihm zurückgelaßen hatte, war der Eindruck, den heut die Schauspielerin auf sein Herz machte. Diese Anmuth, diese Würde in Wort, Geberde und Stellung riß ihn zur Bewunderung fort. Wie eine Gottheit stand sie vor ihm im Glanze der Verklärung, und wenn er jene geliebt hatte, hätte er vor dieser die Kniee beugen und anbeten mögen. — Nicht ohne Unruhe sah er Aller Blicke auf sie gerichtet, und vernahm das Lob, das ihr allgemein zu Theil ward. Es war ihm, als ob diese Blicke, dieses Händeklatschen sie nur entweiheten; es sollte sie niemand sehen, niemand bewundern, als er. Alle männliche Zuschauer kamen ihm als Nebenbuhler vor.

Kaum war endlich Maria im letzten Akte, von Thränen und rauschendem Beifall begleitet, zum Tode gegangen, als er sich durch die Menge drängte, und nach der hintern Thür des Hauses lief, durch welche, wie man ihm gesagt, die Schauspieler zu kommen und zu gehen pflegten.

Es wurde bald lebhaft auf der Straße, die Wagen rasselten, das Schauspiel war aus. Mehrere Haufen von Nachhausekehrenden gingen an ihm vorüber. Der Name Maria war auf allen Lippen. — Nun fingen auch die Schauspieler an sich zu entfernen. Es war dunkel geworden, und Eduard fürchtete beinah, daß Angelika unbemerkt entschlüpft seyn könnte: da kommt

endlich ein Frauenzimmer, einen grünen Schleier übers Gesicht, am Arm eines dicken Herrn. Es ist Maria! er erkennt sie an Wuchs und Kleidung. Es ist Angelika! Sein Herz pocht ungestüm. Er tritt ein paar Schritte hastig näher — und fliegt erschrocken drei Schritte wieder zurück: der dicke Herr war niemand anders als der Onkel, nicht weniger erstaunt als er, über die unvermuthete Zusammenkunft. Beide sahen sich starr an; keiner wußte recht, was er thun oder was er sagen sollte. In dem Augenblicke kommt eine Postchaise die Straße herab gerasselt und hält vor dem Hause still. Ein Mann springt heraus, in welchem Eduard seinen Freund Diethorst zu erkennen glaubt. Angelika läßt den Arm des Onkels fahren, läuft auf den Fremden zu; dieser sagt ihr ein paar Worte ins Ohr, bietet ihr seinen Arm, führt sie zum Wagen, hebt sie hinein, springt selber nach — und dahin fahren sie!

Nicht leicht mögen wohl, seit dem Sündenfall unserer ersten Aeltern, zwei Menschen alberner sich gegenüber gestanden haben, als der Onkel und Eduard in diesem Moment. Eduard war ganz betäubt; der Onkel faßte sich zuerst. Wollen wir nicht in den Gasthof gehen? sagte er mit kleinlauter Stimme? Eduard folgte ihm maschinenmäßig und schweigend, und so gelangten sie, ohne ein Wort gewechselt zu haben, vor die Thür des Gasthofes.

Aber lächerlich ist die Geschichte doch, kehrte sich hier der Onkel zu Eduard, sehr lächerlich, obgleich ein wenig impertinent und unbegreiflich obendrein. Wie kommst du denn hieher, Eduard?

Ich hörte gestern früh, daß Sie verreist waren, ich hatte Langeweile zu Hause, und beschloß, einmal ein paar Tage in der Stadt zu leben, wo ich freilich nichts weniger erwartete, als daß ich das Glück haben würde, Sie zu treffen, bester Oheim.

Sehr verbunden. Mich rufte ein äußerst wichtiges Geschäft hieher. Der Krieg rückt uns immer näher. Wir sprechen davon ein andermal. — Maria Stuart zog mich ins Schauspielhaus, wo du wahrscheinlich auch warst; ich erkenne höchst verwundert in der schönen Königin unsre schöne Angelika, wie du wahrscheinlich auch gethan hast; ich gehe am Ende des Stücks auf das Theater; Mamsell tritt mir aus dem Ankleidezimmer entgegen, ich gebe ihr meine Freude über dieses unvermuthete Treffen zu erkennen: Mamsell scheint sehr verwundert, verlegen, antwortet mir keine Sylbe; ich biete ihr meine Begleitung an, Mamsell besinnt sich einen Augenblick, lacht dann laut auf, ergreift meinen Arm, fährt mit mir die Treppe hinunter, daß ich fast den Hals breche; wir treten aus dem Schauspielhause, wo mich der liebe Neffe, wahrscheinlich auch auf Mamsell wartend, durch seine Gegenwart überrascht; die Postchaise ras-

selt, Mamsell macht sich sehr unartig von mir los, und so weiter! das ist verdrießlich zu wiederholen. Laß uns hier in die Gaststube treten und uns restauriren. Ich habe entsetzlichen Hunger.

Das Gespräch an der Table d'hote war sehr lebhaft und drehte sich abwechselnd um die neue Schauspielerin und um die neusten Kriegsvorfälle. Eduard und der Onkel nahmen an der andern noch leeren Seite des Tisches Platz. Ein junger Mann, den beide sogleich für den Schauspieler erkannten, welcher heut den Mortimer gespielt hatte, setzte sich, sie höflich grüßend, ihnen gegenüber. Der Onkel knüpfte bald ein Gespräch mit ihm an, indem er einiges zum Lobe seines Spieles sagte.

Sie machen da eigentlich nur der schönen Maria ein Compliment, erwiederte der junge Mensch; denn wer ihr gegenüber in meiner Rolle ein Stock bleibt, den hat der liebe Gott zum Schurzfell oder zur Elle, nicht zum Cothurn bestimmt. Den armseligsten Stümper, wenn er nur Augen hat, und ein gesundes Herz über dem Magen, muß die Anmuth ihrer Person, die Herrlichkeit ihres Spiels begeistern, mit fortreißen und über sich selbst erheben.

Der Oheim meinte, er sey zu bescheiden.

Zu entschieden vielmehr in meinem Lobe, lächelte jener; Sie könnten ja leicht andrer Meinung seyn. Indeß ob ich gleich zu den alten Anbetern der schönen

Maria gehöre, und also wohl ein wenig parteiisch seyn mag, so stehe ich doch nicht an, mich dreist auf das eigne Urtheil der Herren zu berufen.

Sie kannten sich also schon vorher? fragte Eduard lebhaft.

Was sollte ich nicht, rief der Schauspieler aus. Unsere Bekanntschaft ist nicht von gestern. O wenn Sie sie erst wie ich, in so vielen und so verschiedenen Rollen gesehen hätten, überall gleich vortrefflich — —

Darf ich fragen, unterbrach ihn Eduard —

Dann würden Sie sie erst bewundern, fuhr jener mit einer höflichen Verbeugung gegen Eduard fort, ohne sich jedoch im mindesten unterbrechen zu lassen. Es liegt nun einmal, ich weiß nicht, soll ich sagen, der Fluch auf dem deutschen Schauspieler, daß er sich in den heterogensten Elementen bewegen, bald Fisch, bald Vogel seyn muß. Doch möchte das noch hingehn, wenn es nur bei dem reinen Trauerspiel oder Lustspiel sein Bewenden hätte; allein da laufen bei uns noch so viele wunderliche Amphibien zwischen beiden durch, die alle wieder beinah in so viel besondere Gattungen zerfallen, als es Individuen giebt, und der Schauspieler, welcher sich durch alles dies durchwindend, nicht entweder sich selbst verwirrt und verliert, oder in einer alles über einen Leisten schlagenden Manier untergeht, muß wahrlich kein gewöhnlicher Mensch seyn.

Wollen Sie mir erlauben, hub Eduard von neuem ungeduldig an — —

Ich weiß, was Sie sagen wollen, — unterbrach ihn der fertige Sprecher, dessen laute Stimme sich Zuhörer am Tisch zu werben anfing — Sie meinen, daß eben diese Nothwendigkeit, sich in so mannigfaltige Formen und Gestaltungen zu modeln, die Gewandtheit und mechanische Fertigkeit des Schauspielers in hohem Grade befördern müsse. Sie haben Recht; allein dies wird doch immer auf Kosten der wahren Kunst geschehen, wenn der Genius nicht über ihm waltet, oder die Natur ihn nicht wenigstens mit scharfer Urtheilskraft und klarer Besonnenheit begabt hat.

Eduard rückte ungeduldig auf seinem Stuhle hin und her, öffnete den Mund zum Sprechen, hustete; aber sein Gegner war unerbittlich. — Alle die so verschiedenen Gattungen unsers Schauspiels, fuhr er fort, erfordern auch eine eben so verschiedene Behandlung. Das ist meine Meinung. Ich will hier nicht die Mannigfaltigkeit, die Beweglichkeit, das kleine Detail des Lustspiels neben die Einfachheit, die Ruhe und die breiten Massen des höhern Trauerspiels stellen, weil es sich hier von selbst versteht; obgleich viele berühmte Schauspieler nichts davon zu wissen scheinen, den beliebten Conversationston, wie ein angebornes Gebrechen, in den Fürstensaal, den Tempel,

ja in den Himmel selbst mitschleppen, und mit dem lieben Gott selbst wie mit dem Vetter Michel conversiren würden; ich will als Beispiel nur zwei Trauerspiele eines und eben desselben Dichters anführen. Ich meine Schillers Wallenstein und die Braut von Messina, von denen das erste durchaus charakteristische Meisterwerk offenbar eine größere Mannigfaltigkeit und Individualität in Ton und Geberde zuläßt, ja verlangt, als die ideale Haltung des zweiten.

Hier stand Eduard hastig auf, und bat den Oheim um Verzeihung, daß er ihn verlassen müsse. Es sey ihm ein Einfall gekommen, dessen Ausführung keine Verzögerung erlaube, und wovon er ihm den Erfolg bei seiner Rückkunft mittheilen werde. Hierauf entfernte er sich eilig.

Sechstes Kapitel.

Aus der Ungewißheit was er thun solle, welche ihn bis dahin unter der Leitung des Onkels gelassen hatte, riß ihn nämlich jetzt auf einmal der Gedanke, daß er vielleicht auf der Post erfahren könne, auf welchem Wege ihm der Fremde, den er für Diethorst gehalten, die schöne Angelika entführt habe. Er fand

auch in der That dort keine Schwierigkeit. Man nannte ihm die nächste Station, und es fiel ihm sogleich ein, daß dies der Weg nach dem Gute des alten Dietherst sey. Eine gemischte und eben darum desto mächtigere Empfindung von Liebe und Erbitterung bewegte seine Brust, und trieb ihn an, den Flüchtlingen zu folgen. Ehe ihm selbst noch sein Vorsatz klar geworden war, hatte er schon Postpferde bestellt, und war nach dem Gasthofe zurückgeeilt, um seinem Bedienten einige Befehle, und eine Nachricht für den Oheim zurückzulassen, und fuhr in raschem Trabe zum Thore hinaus.

Die frische Nachtluft kühlte ihn zwar bald von außen ein wenig ab, und schlug auch dadurch aus der wallenden Mischung von Gedanken und Empfindungen in seinem Innern einige ernste Reflexionen über den eigentlichen Zweck dieser Spazierfahrt nieder, allein sie hatten keine andere Wirkung auf ihn, als daß er nach einiger Zeit, sich dem weltbeherrschenden Zufall gläubig vertrauend, in einen sanften Schlummer fiel, aus welchem ihn erst das Horn des Postillons vor dem Posthause erweckte.

Von Station zu Station verfolgte er nun die Spur der Ungetreuen, und langte so am andern Tage gegen Abend in einem Städtchen an, wo alles in größter Verwirrung und Bestürzung zu seyn schien. Mit leichenblassem Gesicht erzählte ihm der Postmeister

auf seine Frage: daß eben ein verwundeter Husar mit der Schreckensnachricht zum Thor hereingesprengt sey, der Feind streife in der Nähe herum, und müsse unfehlbar bald hier seyn. Nur mit der größten Mühe gelang es Eduard, dem ängstlich Hin- und Herlaufenden noch einen Bescheid auf seine weitere Erkundigungen abzupressen. Ein Herr und ein junges Frauenzimmer, brachte er endlich heraus, wären allerdings vor einigen Stunden angekommen; da aber schon gegen Mittag das Gerücht von der Annäherung des Feindes sich verbreitet, habe man ihnen Postpferde verweigert, und könne nun nicht wissen, ob sie irgendwo in einem Gasthofe geblieben, oder etwa eine andere Gelegenheit zum Fortkommen benutzt hätten.

Eduard, dem die ungeduldige Erwartung das Herz zu raschern Schlägen trieb, begann eilig von Gasthof zu Gasthof zu wandern; allein bei der allgemeinen Verwirrung glückte es ihm nicht, irgend jemand zu finden, der ihm Rede gestanden hätte. In den meisten Häusern war man mit Einpacken und Verstecken der besten Sachen beschäftigt; der Marktplatz wimmelte von Menschen, die theils hin- und herlaufend, theils in einzelnen Gruppen versammelt, Besorgnisse, Ahndungen und schreckliche Gerüchte gegen einander austauschten, und, indem sich jeder dabei der Lebhaftigkeit seiner aufgeregten Einbildungskraft überließ,

die allgemeine Bestürzung und Angst mit jeder Minute steigerten. Von der einen Seite drängten sich flüchtende Landleute mit ihren Habseligkeiten in die Stadt, während einzelne beladene Wagen auf der entgegengesetzten davon eilten. Es fing an dunkel zu werden. Die Weiber rangen die Hände, die Kinder schrieen, und die Männer hatten nicht üble Lust es ihnen nachzuthun. Auf dem Rathhause versammelte sich der Magistrat, um zu überlegen, was zu thun, damit der Stadt kein Schaden geschehe. Der muthvolle Syndicus schlug vor, die Thore zu schließen, und die Tapferkeit der Bürger zur Vertheidigung aufzufordern; allein der Bürgermeister hielt ihm die niederschlagende Bemerkung entgegen, wie diese Tapferkeit, die freilich gestern, da man den Feind noch weit entfernt geglaubt, stolz in die Wolken gegriffen habe, seit heute Mittag auf's jämmerlichste zusammengeschrumpft, ja seit einer halben Stunde gänzlich in Angstschweiß zerflossen scheine, und man fand endlich nach reiflicher Erwägung, das Beste, was man thun könne, sey — gar nichts zu thun, sondern in geduldiger Ergebung den Verlauf der Sache abzuwarten.

Eduard, dem, nach langem vergeblichen Umherlaufen, die Nothwendigkeit den männlichen Entschluß aufdrang, kehrte endlich müde, hungrig und verdrießlich in dem nächsten Gasthof ein. Er glaubte nicht an die Nähe feindlicher Truppen, höchstens, meinte

er, könnten es einzelne Versprengte seyn, die sich bis hierher verirrt haben möchten. Indeß wenn auch wirklich die Furcht an ihm ihre ansteckende Kraft ausgeübt hätte, so spornte ihn doch jetzt der Hunger zu mächtig an, um nicht den Leuten im Wirthshause mit der Beredtsamkeit eines Demosthenes die Nichtigkeit und Leerheit aller dieser Schreckensgerüchte zu beweisen — denn es galt ein Abendbrodt. Da sein Bestreben nun durch die Ruhe, in welcher Viertelstunde auf Viertelstunde verfloß, aufs wirksamste unterstützt wurde, so spendete endlich auch die Küche der Wirthin seiner Beredtsamkeit den ersehnten Preis.

Welche Ueberraschung, welche Freude aber, als ihm das bedienende Hausmädchen unter andern Vorfällen des Tages erzählte, es sey auch heute ein fremder Herr mit einer Dame hier angekommen, der Herr aber bald darauf auf einem für schweres Geld gemietheten Pferde weiter geritten, nachdem er die Dame der Vorsorge und Obhut der Frau vom Hause angelegentlich empfohlen, und versprochen habe, morgen wieder hier zu seyn.

Auf der Stelle mußte das Mädchen hin, und die fremde Dame, die niemand anders seyn konnte als Angelika, in seinem Namen, um die Erlaubniß bitten, ihr einen Augenblick aufwarten zu dürfen; allein sie kehrte sogleich mit der Botschaft zurück, daß die fremde Dame eben im Begriff sey, zu Bett zu gehen,

und keinen Besuch annehme, auch übrigens gar nicht die Ehre habe ihn zu kennen.

Sie hat nicht die Ehre mich zu kennen! rief Eduard ergrimmt aus. Unerhörte Falschheit! aber sie soll mich kennen lernen, sie soll mich sehen, und mein Anblick sie und ihren Geliebten wenigstens beschämen.

Der Hausknecht wurde herauf beschieden, versprach gegen ein gutes Trinkgeld, ihn sogleich von der Rückkehr des fremden Herrn zu benachrichtigen — und Eduard, dem nun vor der Hand nichts weiter zu thun übrig blieb, begrub seinen Zorn und seine Liebe in die weichen Kissen des hochgethürmten Bettes.

Siebentes Kapitel.

Es mochte gegen Mitternacht seyn, als ein heftiges Klopfen an der Hausthür den Schläfer erweckte. Schlaftrunken fährt er in die Höhe; sein Zimmer ist von rother Gluth erleuchtet, die durch die Fenster bricht; im Hause hört er hin- und herlaufen, Thüren zuschlagen, Geschrei, auf der Straße laute Stimmen, verworrenes Getose. Er springt aus dem Bette, ans Fenster; über die jenseitigen Häuser wirbeln ihm Rauch und Flammen entgegen; es fällt ein Schuß, und noch einer und wieder einer. Reiter sprengen

durch die Straßen, Thüren krachen, aus den benachbarten Häusern tönt wildes Jauchzen, Fluchen und Jammergeschrei durch einander.

Eduard, die Wahrheit ahnend, wirft sich in die Kleider, und eilt die erste Treppe hinab. Ein gräßliches Getümmel schallt aus dem Hause herauf. Auf der zweiten Treppe begegnet ihm ein Soldat, ein ohnmächtiges Frauenzimmer in seinen Armen tragend. Gott, wenn das Angelika wäre! Er kehrt um, er folgt dem Soldaten, der mit seiner Beute in ein offenstehendes Zimmer eilt, worin eine Lampe brennt, und sie dort auf ein Sofa niederlegt, ohne Eduard zu bemerken, der hinter ihm steht. Die aufgelösten Haare weichen aus dem Gesicht des Frauenzimmers zurück: es ist Angelika! Mit einem kräftigen Stoße wirft Eduard den überraschten Räuber zu Boden, ergreift die Ohnmächtige, und ehe sich jener aufraffen kann, ist er mit ihr aus dem Zimmer, und hat die Thüre von außen verschlossen.

Das Glück begünstigte ihn wunderbar. Hart an der offenen Wirthsstube, worin die Plünderer tobten, führte es ihn vorbei, über die Straße hinweg in ein enges Gäßchen. Dort war alles still und öde. Schon glaubte er sich in Sicherheit, als plötzlich ein wildes Geschrei in seine Ohren drang, und hinter ihm sich ein Haufen Verfolgender zeigte. Die Angst treibt ihn rascher an, allein mit jedem Augenblick hört er die

Stimmen näher und näher. Eine offene Thür bietet sich ihm dar, er springt hinein, durcheilt das Haus, den Hof, ein Garten stößt daran, mit einem Fußtritt öffnet er sich den Eingang, gelangt an das andere Ende — da hemmt eine Mauer, sich weit hindehnend, seine Schritte, und schneidet ihn von jeder Hoffnung ab. Entsetzen greift ihm an das Herz, seine Brust hebt sich krampfhaft empor. — Ihm allein gelang' es vielleicht, die Mauer zu erklimmen, doch wie konnte er sie zurücklassen! — Schon werden die Stimmen seiner Verfolger von neuem laut. Er legt die theure Last an die Erde, und sucht in gräßlicher Angst noch einen Ausweg. Vergebens! Ueberall weisen undurchdringliche Mauern ihn verspottend zurück. Er sieht Fackeln durch das Gebüsch schimmern, sich nähern, schon streckt der Wahnsinn der Verzweiflung seine Hand nach ihm aus; doch das Glück ist ihm treu geblieben. An einen Baum gelehnt, erblickt er in dem Augenblick eine Leiter. Es wird wieder hell vor seiner Seele. Er ergreift die Leiter, stellt sie an die Mauer, nimmt mit frischem Muth die Geliebte, die Gerettete auf den starken Arm, und indem diese durch die Bewegung aus der Ohnmacht erwachend, aber noch halbbewußtlos, sich fest an ihn anschließt, und ihm so die Last erleichtert, schwingt er sich von Sprosse zu Sprosse. Nur das noch, das noch! ruft er sich selbst zu, wenn seine Kraft zu sinken beginnt. Die

Mauer ist nicht hoch: er ist oben! Behend wird die Leiter nachgezogen, auf der andern Seite wieder hinabgelassen — noch zwei Minuten — und er fühlt festen Boden unter seinem Fuß und sieht sich im Freien. Doch war dort noch keine Sicherheit für ihn. Ohne Säumen eilt er den Abhang hinunter, durch Wies und Feld, und erreichte die Landstraße, die nämliche, auf welcher er gestern gekommen. Hier aber verließen ihn die Kräfte, die Kniee brachen unter ihm ein, und er sank gänzlich erschöpft zu Boden.

Da lag nun hinter ihm das unglückliche Städtchen, in welchem das Feuer immer weiter um sich zu greifen schien; die dunkeln Wolken zogen, von der Gluth geröthet, über ihm hin, und deutlich drang das Jammergeschrei der geängstigten Einwohner zu seinen Ohren. Um ihn her aber war es still und friedlich; leise schlüpfte der Nachtwind durch die flüsternden Zweige, im nahen Gebüsche flötete die Nachtigall, und freundlich ging dort über dem Hügel der Mond auf.

Wo bin ich? lispelte seine Gefährtin, indem sie die Augen aufschlug, und staunend um sich her sah.

Gerettet! sprach Eduard mit matter Stimme, und drückte ihre Hand fest an seine hochaufschlagende Brust.

Achtes Kapitel.

Das Rasseln eines Wagens, der von der Stadt herzukommen schien, belebte ihn von neuem.

Er sprang empor und rufte den Wagen an.

Er hielt. Eine kurze Darstellung seiner Lage, noch mehr aber vielleicht der volle Beutel, womit er seine Worte unterstützte, verschafften ihm und seiner Begleiterin einen Platz auf dem Fuhrwerk.

Der Eigenthümer war ein Einwohner des Städtchens, der ebenfalls sich und die Seinigen in Sicherheit brachte, und sein Haus getrost der Plünderung Preis gegeben hatte.

Verloren geht doch, was verloren gehen soll, sagte der alte Mann, und meine Nachbaren, die so fest an ihren Schneckenhäusern klebten, werden darum nicht weniger einbüßen. Ich aber habe wenigstens mich und die Meinigen aus den Fausten der Menschen gerettet, die schwerer lasten als Gottes Hand. Aber das Frauenzimmerchen wird sich erkälten, fuhr er fort, sich zu seiner Frau wendend, gieb doch meinen blauen Mantel her, Mutter, die Nachtluft ist kalt.

Und Sie, junger Herr, nehmen Sie einen Schluck aus der Korbflasche; das macht frisches Blut.

Eduard erzählte nun umständlich das Abenteuer der letzten Stunde und seine Rettung. Gerührt drückte ihm die Gerettete die Hand. Wie soll ich Ihnen danken! sprach sie, Sie haben sich zwei Menschen auf Lebenszeit verpflichtet. — In Thränen ausbrechend hob sie darauf ihre Augen gen Himmel und rief: O Gott, wo mag er jetzt seyn! Werd' ich ihn jemals wiedersehen!

Ihre Hand, junger Herr, sagte der Alte, Sie sind ein braver Mann. Das thut Ihnen nicht jeder nach, da nehmen Sie Ihr Geld zurück. Ich müßte mich ja schämen.

Eduard aber lächelte bitter und schwieg, denn Angelika's letzte Worte hatten aufs neue einen Stachel in sein Herz gedrückt.

Neuntes Kapitel.

In Osten kündigte sich der Tag an, als der Alte vor einem einsam stehenden Wirthshause zu halten, und die ermüdeten Pferde zu füttern befahl. Ein fremder Reisewagen stand vor der Thüre, der Eduarden ganz und gar nicht fremd vorkam; ihn näher zu untersuchen stieg er ab, und beim Himmel! er hatte sich nicht getäuscht, es war des Oheims Wagen!

Nichts hätte ihn freudiger überraschen können. Hastig eilte er ins Haus. Da saß der gute Oheim ruhig beim Kaffee; ihm gegenüber ein Unbekannter, in einen Mantel gehüllt. Eduard, schrie der Oheim vor Erstaunen, ist es dein Geist? Sie haben Recht, mich so zu fragen, entgegnete Eduard lächelnd; beinah wär' ich auf eine Geistervisite bei Ihnen reducirt werden.

Unglücklicher Don Quixote, fuhr der Onkel fort, welcher Prinzessin bist du nachgelaufen, während dein glücklicher Oheim sich an der Seite deiner Dulcinee wohl befand?

Mit großen Augen sah ihn Eduard an, und fragte: Wie meinen Sie das?

Ich meine, rief jener, daß du ein großer Narr warst, hinter einer Lüge her ins Blaue hinaus zu rennen.

Eine Lüge? Wie so?

Du kannst noch fragen? Oder hast du etwa gefunden, was du suchtest?

Allerdings, mein guter Oheim; das hab' ich.

So? Gratuliere! Ich glaubte, du wärst etwa der schönen Angelika nachgelaufen, und muß dir gestehn, daß ich dich ein wenig auslachte, als ich eben dieser schönen Angelika gestern früh auf der Straße begegnete.

Sie begegneten ihr? Gestern früh? Die wirkliche

Angelika? Sie? — Erlauben Sie mir, lieber Onkel, daß ich nun auch ein wenig lache.

Der Onkel zog die Stirne kraus. Ich sehe nicht ein, was dabei zu lachen ist, sprach er ärgerlich, wenn ich einem hübschen Mädchen begegne. Aber ich muß dem Gelächter des Herrn Neffen zum Trotz nur sagen, daß ich ihr nicht allein begegnet, sondern auch den ganzen Tag beinah nicht von ihrer Seite gekommen bin, ja daß sie mit mir und unserm alten Freunde da in einem Wagen bis hierher gefahren ist, wo ich das unerwartete Vergnügen habe, den lieben Neffen anzutreffen.

Eduard warf einen Blick auf den Fremden, der, schnell von seinem Sitze aufspringend, ihn begrüßte. Es war der alte hagre Violinspieler, Angelika's angeblicher Vater.

Ich freue mich Sie wieder zu sehen, wandte sich Eduard zu ihm, besonders da ich so glücklich gewesen bin, Ihrer Tochter einen wesentlichen Dienst zu leisten. Sie ist bei mir, und ich eile sie zu holen.

Der Onkel ergriff ihn beim Arm: Wen willst du holen, Eduard? Wer ist bei dir?

Wer anders als Angelika! Ich sage Ihnen ja, daß ich sie gefunden habe, ja was noch mehr, ich habe sie gerettet.

Kopfschüttelnd sahen der Onkel und der Alte sich an.

Da ist sie selbst, rief Eduard aus, und eilte der Eintretenden entgegen. Kommen Sie, liebe Angelika; Sie finden hier alte Bekannte. Ihr Vater erwartet Sie, und mein Oheim freut sich gewiß herzlich, Sie so unerwartet wiederzufinden.

Angelika erröthete, und sah ihn befremdet an; der Onkel schien zu versteinern.

Eine böse Zauberin müssen Sie doch seyn, fuhr Eduard fort, da Sie an zwei Orten zugleich seyn können. Während Sie diese Nacht ohnmächtig in meinen Armen hingen, während ich mit Ihnen über die Mauer flüchtete, haben Sie zu gleicher Zeit auch, wie mein Oheim behauptet, ruhig neben ihm in seinen Wagen gesessen. Ei, ei, das ist nicht fein, die Leute so zu foppen.

Er sah alle drei einen nach dem andern mit triumphirendem Lächeln an, aber niemand wollte mitlächeln; vielmehr kam es ihm vor, als ob ein heimliches Grauen die Verwunderung auf ihren Gesichtern ablöse.

Aber Eduard, brach der Oheim endlich los, was redest du für wunderliche Dinge! Besinne dich. Entweder du sprichst im Traume oder — — Er trat ein paar Schritte von ihm zurück. — Sagen Sie ihm doch, Angelika, wo Sie diese ganze Nacht gewesen sind, vielleicht erweckt ihn Ihre Stimme.

Die Sache würde wirklich sehr sonderbar seyn, lächelte Angelika, ja sehr ernsthaft, wenn sie nicht ein Scherz von ihm wäre. Ihr Herr Neveu möchte mich wacker auslachen, wenn ich ihm noch obendrein betheuern wollte, die ganze Nacht nicht von Ihrer Seite im Wagen gekommen zu seyn.

Nun kam die Reihe zu versteinern an Eduard. Mit schlaff herabhängenden Armen und halb geöffnetem Munde starrte er Angelika an, und es war in der That für seinen Verstand zu befürchten. Siehe, da öffnete sich die Stubenthüre zum zweitenmal, und herein trat die Lösung des Räthsels — eine zweite Angelika nämlich, der ersten an Gestalt und Gesichtszügen beinahe völlig gleich; und wenn sie auch etwas größer und weniger blond schien als diese, so bot doch die ähnliche Kleidung, — beide waren in dunkelfarbige Ueberröcke gehüllt — diesen Unterschied für den ersten Anblick wieder auf, und machte die Verwechslung um so möglicher.

Die beiden Frauenzimmer flogen einander in die Arme. Der Alte ging auf sie zu, umfaßte sie beide, und drückte freundlich einen Kuß auf die Stirn der Zuletztgekommenen. Sodann wandte er sich an die beiden erstaunten und sprachlosen Zuschauer.

Sie sehen in diesen beiden Mädchen zwei Zwillingsschwestern und meine Nichten. Ihre Mutter ist meine Schwester. Der Augenschein wird es Ihnen

erklärlich machen, wie der Herr Neveu behaupten konnte, in Angelika's Gesellschaft angekommen zu seyn, und — indem er sich zu Eduard wandte — Sie hat er ohne Zweifel schon belehrt, daß Sie sich getäuscht, und daß nicht Angelika'n, sondern ihrer Schwester Mariane das Glück Ihrer Begleitung zu Theil geworden ist.

Also du bist wirklich mit der andern da gekommen? fragte der Onkel.

Eduard nickte mit dem Kopfe, ohne seinen Blick von den Schwestern zu wenden.

Aber wie ist denn das alles zugegangen, fuhr jener fort; wo hast du sie getroffen? wie denn? und warum — sprich doch, Eduard, erkläre mir —

Eduard schüttelte den Kopf.

Du willst nicht? Du willst mir nicht erzählen? nicht erklären? O du mußt durchaus!

Eduards Gefährtin erhob sich von Angelika's Brust, ging auf Eduard zu, und ergrif seine Hand. Wenn die Bescheidenheit, sprach sie, Ihnen die Erzählung Ihrer großmüthigen Handlung verbietet, so fordert das Herz sie von mir. Vor allem aber nochmals meinen heißen Dank meinem edlen Beschützer und Erretter. Vereinige deine Worte mit den meinen, Angelika, wenn du deine Schwester liebst; vielleicht erhalten sie dadurch größern Werth für ihn.

Macht mir doch den jungen Menschen nicht übermüthig, rief der Onkel, schob Stühle für die beiden Frauenzimmer an den Tisch, und schenkte Kaffee ein; erzählen Sie uns lieber, wodurch er so glücklich gewesen ist, einen solchen Dank zu verdienen. Doch erst noch eine Frage: Sie waren also die Maria Stuart vorgestern Abend in D...?

Ich war es, antwortete Mariane erröthend, und wenn ich nicht irre, so waren Sie — —

Der Tropf, den Sie sammt jenem Coridon mit langer Nase, vor dem Schauspielhause stehen ließen.

Vielleicht entschuldigt es meine Unart ein wenig, lächelte Mariane, wenn ich Ihnen sage, daß der Freund, der mich Ihnen so schnell entführte, mich zu einer geliebten Mutter bringen wollte, von der ich durch ihn Nachricht erhalten hatte.

Unsre Mutter? unterbrach sie Angelika; was sagst du? Auch ich empfing vor kurzem Nachricht von ihr, und war im Begriff zu ihr zu reisen. Wo ist sie?

Das sollst du und der Oheim nachher erfahren; wir haben uns viel zu sagen.

Warum aber hat mir denn die schöne Angelika nicht gleich von ihrer schönen Schwester gesagt? rief der Onkel. Es war doch ein wenig boshaft, mich so lange im Irrthum herumtappen zu lassen. Doch ich bitte, fahren Sie in Ihrer Erzählung fort, schöne Mariane.

Die Erzählung meines Abenteuers ist sehr kurz, hub Mariane an. Wir kamen auf unsrer Reise nur bis in jenes Städtchen, einige Meilen von hier, wo man uns wegen der angeblichen Nähe des Feindes die Mittel zum weitern Fortkommen verweigerte. Wir beschlossen also, dort zu bleiben, indem wir nicht zweifelten, der kommende Morgen werde die Furcht zerstreuen, die alle Gemüther wie eine drohende Wetterwolke umzogen hatte. Indeß ob wir gleich für uns noch nichts fürchteten, so mußte doch die Lage des Orts, wo meine Mutter sich aufhielt, dem Kriegsschauplatz um mehrere Meilen näher, uns mit Besorgnissen erfüllen, und mein Begleiter wurde durch meine Angst bewogen, noch an demselben Tage auf einem theuer genug gemietheten Pferde die Reise fortzusetzen. Ich blieb also allein zurück. — Mitten in der Nacht weckt mich ein fürchterlicher Lärm im Hause und auf der Straße. Ich eile aus meinem Zimmer, die Treppe hinunter; ein Schwarm fremder Soldaten kommt mir mit Geschrei entgegen, ich will umkehren, ein nerviger Arm umfaßt mich, hebt mich empor, und die Sinne vergehen mir. Was nachher vorgegangen, werden Sie am besten aus dem Munde meines Retters erfahren, denn als ich wieder zu mir kam, fand ich mich im Freien, gerettet und sicher in seinen Armen.

Nun Eduard, rief der Onkel, wie hast du das angefangen? Ich sitze auf Kohlen.

Eduard ergänzte die Erzählung mit kurzen Worten. Als er geendet hatte, reichte ihm der Onkel die Hand über den Tisch: das war nicht übel, Eduard, mein braver Junge!

Beim Himmel, es war brav und edel, rief der Alte und faßte seine andre Hand.

Ich finde, sagte Eduard halb verdrießlich, bei der ganzen Geschichte nichts besonderes und verwunderliches, als eben diese Verwunderung darüber, die dem menschlichen Geschlecht ein schlechtes Kompliment macht und — —

Mariane fiel ihm ins Wort: Sie werden mir durch alle diese Bescheidenheit meinen Dank nicht verkümmern, und wenn Sie auch für meine Schwester zu handeln glaubten, so verringert ihn doch auch dies nicht im mindesten, sondern macht Sie mir nur noch viel werther.

Angelika stand mit feuchten Augen, und bis an die Fingerspitzen roth, von ihrem Stuhle auf, nahm ihre Schwester bei der Hand, und verließ mit ihr das Zimmer. Der Alte folgte ihnen.

Jetzt, bester Oheim, fing Eduard an, als sie allein waren, jetzt erlauben Sie mir nun auch die Frage, auf welche Art Sie hieher kommen?

Auf die natürlichste von der Welt, Eduard. Deine plötzliche Abreise überraschte und beunruhigte mich, denn sie sah einem dummen Streiche impertinent ähnlich. Und vielleicht üble Folgen zu verhüten — was lachst du denn? — beschloß ich, dir nachzureisen, um so mehr da dein Weg auch der Weg nach dem Gute meines alten Freundes Diethorst ist, dem ich zugleich seinen Besuch zu erwiedern dachte. Im Begriff abzureisen begegne ich der schönen Angelika und unserm Alten. Mein Erstaunen kannst du dir denken. Ich lasse etwas von meiner Reise fallen; sie wollen auch nach dieser Gegend hin: Du kennst mich, ich diene gern ohne Ansehn der Person — ich weiß nicht, was er zu lachen hat! — ich kann nun einmal niemand etwas abschlagen, nun — und so sind wir denn da.

Hier trat der Alte wieder herein. Er schien sehr bewegt, und als seine Nichten ihm nach einer Weile folgten, suchten sie vergebens ihre rothgeweinten Augen zu verbergen.

Es wurde nun gerathschlagt, was zu thun sey, und die Männer hielten es einstimmig für das zweckmäßigste und sicherste, auf der Stelle nach D... zurückzukehren, da weiteres Vordringen theils tollkühn, theils unmöglich, ja selbst längeres Bleiben gefährlich sey, und sich in D... am ersten die nöthigen Nachrichten erwarten ließen, um fernere Maßregeln zu bestimmen. Nachdem es hierauf dem Onkel gelun-

gen war, die Besorgnisse der Frauenzimmer, besonders Mariannens, einigermaßen zu zerstreuen, gab er Befehl zur Abreise, und die Gesellschaft trat in seinem Wagen den Rückweg nach D... an.

Zehntes Kapitel.

Von Fieberschauern ergriffen war Eduard angelangt, und nach einer halb schlaflos, halb in schweren Träumen zugebrachten Nacht, fand er sich am andern Morgen unvermögend das Bette zu verlassen. Der herbeigerufene Arzt machte eine bedenkliche Miene, die noch um vieles bedenklicher wurde, als er in der Geschichte der zwei letzten Tage die wahrscheinliche Ursache der Krankheit erfahren.

Auch Mariane befand sich nicht wohl, und da der Onkel den Alten vermocht hatte, zwei an die seinigen anstoßende Zimmer in demselben Gasthofe zu beziehen, so konnte Angelika mit Bequemlichkeit ihre Sorgfalt zwischen ihrer Schwester und dem kranken Freunde theilen.

Indeß waren auch die besten Nachrichten in Ansehung der feindlichen Armee eingelaufen. Was jenes Städtchen in Angst und Schrecken versetzt hatte, war nur ein Streifcorps gewesen, welches sich vor Anbruch

des Tages schleunig wieder zurückzog. Auch hatte der Onkel die Freude, den Schwestern die bestimmte Versicherung bringen zu können, daß der Ort, wo ihre Mutter sich aufhalten sollte, gänzlich außerhalb der Richtung seines Weges gelegen war.

Obgleich von dieser Seite beruhigt, peinigte doch Marianen jetzt der Gedanke an die ängstliche Ungewißheit, in welcher ihr Freund und Begleiter um ihrentwillen seyn mußte. Sie verhehlte es nicht mehr, daß dieser Freund der junge Diethorst sey, und der Onkel sendete auf der Stelle Eduards Bedienten mit einem Briefe von Marianens Hand an ihn ab.

Er brachte bei seiner Rückkehr einige Zeilen von Diethorst mit, deren Inhalt Marianens Wiederherstellung aufs wunderbarste beschleunigte. Sie konnte nun die Sorge für den kranken Eduard mit Angelika theilen, und die Art, wie sie dies that, so wie die muntere Laune, die jetzt wieder sich enthüllend einzelne Strahlen zu schießen anfing, erwarben ihr den ersten Platz nach Angelika in dem Herzen des Onkels, der stets geschäftig, theils für Eduards Pflege, theils für die Unterhaltung seiner reizenden Pflegerinnen besorgt, sich in der Gesellschaft der letztern ungemein glücklich zu fühlen schien.

Eines Abends, als er bei einer Bowle Punsch — die er des kahlen Wetters wegen, wie er vorgab,

eigentlich aber nur um ſich und die andern ein wenig zu begeiſtern, in Vorſchlag brachte — der Geſellſchaft aus einem Lafontainiſchen Romane mit vielem Feuer vorgeleſen und ſeinen Zuhörerinnen Thränen entlockt hatte, verſagte ihm ſein Bette hartnäckig die ſonſt ſo willig gewährte Ruhe. Gefühle und Gedanken, die ſchon lange ſchlummernd in ſeinem Herzen lagen, waren jetzt aufgeweckt worden, und traten mit einer Keckheit und Lebendigkeit vor ihn, vor welcher er faſt erſchrak; die heimliche Sehnſucht ward jetzt erſt ſich ihrer ſelbſt bewußt, und ſprach ſich dreiſt in Wünſchen aus, und die Hoffnung, welche muthlos in einem Winkel geſeſſen hatte, hob den Kopf empor, und entfaltete die Flügel.

Er ſprang aus dem Bette, warf den Schlafrock über, und das Zimmer mit großen Schritten meſſend, machte er ſeinem Herzen in Ausrufungen und abgeriſſenen Sätzen Luft, während denen er ſich ſelbſt unbewußt das Zimmer verlaſſen hatte, und leiſe über den Vorſaal nach Eduards Zimmer geſchlichen war, wo Angelika am Krankenbette wachte. Er horchte; im Zimmer war alles ſtill; behutſam öffnete er die Thüre: Angelika ſaß, den Rücken nach ihm gekehrt, am Bette des ſchlafenden Eduard; der Bediente des Letztern ſchnarchte auf einem Lehnſtuhl im Hintergrunde. Unbemerkt ſtand der Orkel eine Weile mit hochklopfendem Herzen, und wagte kaum zu athmen.

Eduard regte sich; Angelika, geliebte Angelika, rief er träumend und breitete die Arme aus. Angelika kniete leise an seinem Bette nieder, faßte seine Hand, und drückte sie an ihre Brust und küßte sie und weinte laut. Der Onkel fühlte es sich eiskalt wie Fieberschauer den Rücken hinablaufen, und wie mit einem Schlag war die Glut ausgelöscht, die ihn hierher getrieben hatte. Halb bewußtlos zog er sich nach der Thüre zurück, und wollte eben hinausschlüpfen, als er den Vorsaal öffnen und jemand leise näher kommen hörte. Dies riß ihn aus der Betäubung, und die Furcht entdeckt zu werden, trieb ihn hinter einen Bettschirm, den man zufällig dicht an die Thüre geschoben hatte. Kaum war dies geschehen, als Philipp, sein Kammerdiener, behutsam auf den Zähen ins Zimmer trat. Er stutzte, wie es schien, über die Scene am Bette und stand still; da aber in diesem Augenblick Eduard erwachend die Augen aufschlug, gab ihm ein böser Dämon, in Gestalt des Schreckens, den Gedanken ein, sich ebenfalls hinter den Bettschirm zu verbergen. Das Unglück wollte, daß er auf diesem hastigen Rückzug den Fuß des Onkels auf seinem Wege traf, und dessen Hühneraugen so unsanft begrüßte, daß der Schmerz dem Onkel einen lauten Schrei abzwang. Eduard und Angelika fuhren erschrocken empor, der Bediente taumelte vom Lehnstuhl auf, und der Onkel sich entdeckt sehend, packte wüthend

seinen Kammerdiener von hinten an beiden Armen, und fuhr so, ihn vor sich herschiebend, zur Thür hinaus, doch ohne daß es einem halben Blick nach dem Bette entgangen wäre, wie Eduard seinen Arm vertraulich um Angelika's Nacken geschlungen hatte. Auf dem Vorsaal angelangt, ließ der Ergrimmte seine Beute nicht fahren; der Kammerdiener aber, halbtodt vor Schreck, dachte an keinen Widerstand, und so langte das unglückliche Paar, schiebend und geschoben, in großer Schnelligkeit auf dem Zimmer des Onkels an.

Hier ließ er ihn los, und warf sich erschöpft in einen Stuhl. Wie ein Schlaftrunkner stand Philipp an der Thür, und schien sich selbst verloren zu haben. Es erfolgte eine lange Pause.

Aber was zum Teufel, fuhr der Onkel endlich auf, was hatte Er denn so spät dort zu suchen?

Philipp sah seinen Herrn eine Weile starr an, dann überzog allmählich ein freundliches Grinsen sein Gesicht. Gnäd'ger Herr, stotterte er endlich heraus, es hat eben jedes Ding seine Ursach.

Freilich, Pinsel, rief der Onkel ungeduldig; die Ursach will ich eben wissen.

Philipps Gesicht ward noch freundlicher. Wenn der gnäd'ge Herr es nicht ungnädig vermerken wollen, hub er an, es trifft doch jeden die Reihe — früh oder

spät — aufgeschoben ist nicht aufgehoben — das Heirathen mein' ich nämlich.

Der Onkel sah ihn verwundert von der Seite an. — Mein Stündlein hat nun auch geschlagen, fuhr Philipp fort; die Mamsell scheint mir nicht abgeneigt zu seyn; sie ist immer sehr freundlich und zuthatig gegen mich — die Mamsell Angelika mein' ich nämlich — und wenn der gnäd'ge Herr nichts dawider haben — —

Der Onkel sprang auf und stellte sich dicht vor Philipp, ihm starr ins Gesicht sehend. Philipp fuhr fort; das Leben taugt doch nicht viel; und ich wette, der gnäd'ge Herr hat auch schon manchmal so gedacht — das Junggesellenleben mein' ich nämlich; und da ich sechs und dreißig Jahr alt bin, so hab' ich die höchste Zeit, denk' ich, und wollte mich vorhin gegen die Mamsell erklären; denn wenn man erst die vierzig auf dem Rücken hat, so ist man ein Esel, denk' ich —

Hier faßte ihn der Onkel beim Arm, und führte ihn nach der Thüre. Du bist ein Narr, — sagte er innerlich höchst ergrimmt, aber mit einer sehr freundlichen, ja weichen Stimme — Du bist ein Narr, lieber Philipp, denk' ich, oder du bist besoffen, guter Junge! Pack dich zum Teufel, liebe Seele! gute Nacht!

Damit schob er ihn zur Thür hinaus, und verriegelte sie.

Eilftes Kapitel.

Als der Onkel am folgenden Tage ein Geschichtchen von einem vergeßnen Buche mit vieler Anstrengung spaßhaft zu seyn, vortrug, und sich beflß, das Lächerliche bei dem gestrigen Vorfall lediglich den Schultern seines Philipps aufzuwälzen, schien man ihm gern zu glauben, ja man war sogar gutmüthig genug, ein wenig darüber zu lachen. Indeß ließ sich doch bald bemerken, daß in die bisherige Harmonie der Gesellschaft eine schwere Dissonanz gefallen war. Der Onkel zog sich von Angelika immer mehr zurück, seine ganze Aufmerksamkeit Marianen schenkend, und Eduard und Angelika waren ihm gegenüber sichtbar verlegen.

Die Ankunft des jungen Diethorst, die um diese Zeit erfolgte, ob sie gleich neues Leben brachte, mußte doch, indem sie auf die Verhältnisse durchaus verändernd einwirkte, die Spannung immer noch mehr erhöhen. Es war dem Onkel so wenig als Eduard entgangen, wie heftig Diethorsts überraschender Eintritt ins Zimmer Angelika'n erschreckt und alles Blut von ihren Wangen gejagt hatte, und wie umgewandelt von diesem Augenblick an ihr Betragen war. Wenn sie sich mit Eduard allein befand, zeigte sie

sich unruhig und ängstlich, versank oft in stilles Nachdenken, ihre Augen schwammen in Thränen, und wenn Eduard sie bat, sich ihm zu vertrauen, schien der Klang seiner Stimme sie aus einem schweren Traum zu wecken, ihr Blick senkte sich freundlich auf ihn, sie ergriff seine Hand, die Lippen öffneten sich zum Sprechen, plötzlich aber wieder, als ob sie sich besänne, wandte sie das Auge, stand hastig auf und verließ weinend das Zimmer. Wenn alle sich bei Eduard versammelt hatten, nahm sie keinen Theil an der allgemeinen Unterhaltung, die überhaupt ihr kärgliches Leben nur durch Diethorsts und des Alten Bemühung fristete, sondern saß in sich gekehrt, und nur selten flog ein Blick nach Diethorst oder Eduard auf. Ueberdieß waren beide Schwestern sehr oft in heimlichem Gespräch mit Diethorst, und schon zweimal hatte sich dieser mit ihnen unter dem Vorwande eines Spaziergangs auffallend lange Zeit entfernt.

Nach einigen Tagen benutzte der Onkel einen solchen Spaziergang zu einem ungestorten Besuch bei Eduard. Es war ihm schon beim Eintritt anzusehn, daß er etwas auf dem Herzen hatte.

Wie geht es mit dir, Eduard? fing er an, sich neben ihn auf dem Sofa niederlassend. Wirst du bald die Reise vertragen können? Ich denke, das Beste für uns ist, wir gehen nach Hause. Ich muß dir gestehn, mir kommt es vor, als ob wir beide hier,

seit der Ankunft unsers jungen Freundes, eine klägliche Rolle spielen.

Eduard seufzte tief.

Hab' ich nicht recht? fuhr der Onkel fort. Man hat große Geheimnisse für uns, man macht verdächtige Spaziergänge, und läßt uns allein, man hat für niemand Augen und Ohren als für den jungen Herrn, den Herzenstürmer, den Zehnzölligen Alexander — die Weiber messen ja doch eigentlich, wie ein preußischer Unterofficier, männliches Verdienst nur nach Zollen. Du dauerst mich, ehrlicher Junge, aber ich will Wasser trinken bis an mein Ende, wenn die Mädchen nicht beide in den Menschen verliebt sind. — Du dauerst mich, aber glaube deinem Onkel, den die Erfahrung weise gemacht hat: wer den Weibern vertraut, baut Häuser aus Märzschnee; wer den Weibern vertraut, will auf einem Regenbogen in den Himmel steigen, oder Gold destilliren aus der Abendröthe; wer den Weibern vertraut, sucht die Weisheit im Narrenhause; oder kurz, der Weise, welcher den Weibern vertraut, gehört selbst ins Narrenhaus, und wenn wir aufrichtig seyn wollen, so müssen wir alle beide dem Schicksal Dank sagen, daß es uns noch hier auf dem Sofa sitzen läßt.

Hier unterbrach der eintretende Diethorst die Herzensergießungen des Oheims. Ich freue mich, lieber Eduard, hub er an, dich außer dem Bette und dem

Anschein nach keiner Pflege mehr bedürftig, zu finden; ich freue mich darüber um so mehr, da du heut deine sorgsame Freundin und Pflegerin verlierst.

Eduard erblaßte; der Onkel sprang auf und stellte sich dicht vor den Sprechenden. Dieser fuhr gelassen fort: Angelika's und Marianen's Mutter ist hier, wie Sie beiderseits wohl schon vermuthet haben werden. Sie ist krank, und wir fanden heute ihren Zustand so bedenklich, daß Angelika es für Pflicht hielt, sich keinen Augenblick mehr von ihr zu trennen. Ich habe daher den Auftrag, ihre Entschuldigung, ihren Dank und ihr herzliches Lebewohl dir sowohl als Ihnen zu überbringen.

Das klingt ja wie ein förmlicher Abschied, rufte der Onkel aus. Will denn die schöne Angelika sich auf immer uns entziehen?

Das scheint ihre Absicht, erwiederte Diethorst. Der Onkel warf einen bedeutenden Seitenblick auf Eduard. Sollte es denn nicht erlaubt seyn, fragte er weiter, die Mutter eines so interessanten Schwesternpaares kennen zu lernen?

Schwerlich, sagte Diethorst lächelnd. Ich erinnere Sie daran, daß sie krank ist.

Eduard blieb seiner mannichfach aufgereizten Empfindungen nicht langer Meister. Sie brachen in Worte aus, die den Freund hart verletzen mußten. Diethorst antwortete Anfangs mit Gelassenheit, und suchte ihm

ſein Unrecht darzuthun; allein je mehr dies Eduard ſelbſt fühlte, deſto mehr erbitterte ihn die Ueberlegenheit, welche jener durch ſeine Kaltblütigkeit über ihn auch hier errang, und wie das Gefühl eines begangenen Unrechts leicht zu einem zweiten treibt, ſo ließ er, vom Onkel kräftig unterſtützt, nicht eher ab, als bis auch Diethorſt aus ſeiner Faſſung tretend, ihre unziemlichen Reden auf gleiche Art beantwortete, worauf Eduard ihn bat das Zimmer zu verlaſſen, und ſich vorbehielt, ihn auf eine andere Art zur Rechenſchaft zu ziehen, ſo bald es ſeine Geſundheit erlaubte.

Recht wohl, erwiederte Diethorſt; ich bitte, mich von Ihrer völligen Wiederherſtellung zu benachrichtigen, und werde dann beide Herrn erſuchen, einen kleinen Spaziergang mit mir zu machen. — Hierauf entfernte er ſich.

Dumme Geſchichten, brummte der Onkel, haſtig auf und ab ſchreitend, dumme Geſchichten! Sind es die Weiber wohl werth, daß man ſich um ihrentwillen den Hals brechen ſoll? —

Zwölftes Kapitel.

Eduard, von Sehnsucht, Ungeduld, Eifersucht und Liebe ohne Ablaß schmerzlich bewegt, mit jeder Minute Angelika's Abwesenheit unerträglicher und die Erbitterung gegen Diethorst, den er für den Urheber derselben hielt, immer lebendiger fühlend, sah kaum nach einer schlaflosen Nacht den Morgen des dritten Tages nach jenem Vorfall anbrechen, als er einen Zettel mit der Nachricht an Diethorst sandte, daß er sich stark genug zu einem Spaziergang glaube. Des Onkels Vorstellungen und Einreden waren vergeblich. Diethorst schrieb zurük, daß er um vier Uhr Nachmittag die beiden Herrn abholen werde.

Aber Eduardchen, sagte der Onkel erblassend, als dieser seinem Johann befahl, die Pistolen in Stand zu setzen, glaubst du denn, daß die Sache so ernstlich gemeint ist? Ich halte Diethorst nicht für den Mann —

Ich halte Diethorst für den Mann, unterbrach ihn Eduard, der selbst ein Mann ist, und auch uns für Männer hält.

Zur bestimmten Stunde erschien Diethorst. Sie folgten ihm schweigend. Schweigend führte er sie

durch die Stadt nach einer entlegenen Vorstadt. Hier, da sie eben an einem öffentlichen Garten vorüber gingen, bat er sie einen Augenblick, einzutreten, und ihn zu erwarten, weil ihm noch ein nothwendiges Geschäft zu besorgen übrig sey.— Der Garten war wenig besucht. Der Onkel nahm in einer Laube Platz; Eduard, dem die Unruhe in seiner Brust keine Ruhe verstattete, schlenderte weiter fort in der schattigen Allee, die in ein kleines Gehölz führte.

Auf einmal schlagen die Accorde einer Harfe an sein Ohr; er dringt seitwärts durch das Gebüsch, ein hoher Zaun hält ihn auf; die Harfentöne klingen fort, sie kommen aus einem jenseits gelegenen Garten. Er bleibt horchend stehen; die Melodie ist ihm bekannt. Jetzt fällt eine weibliche Stimme ein, deren erster Anklang seinem Ohre süß tönt, ein Freundes-Wort in fremdem Lande — und dieses Lied — von Angelika's Lippen hat er es vor wenig Tagen erst gehört — Angelika, ruft er aus, vor Freude bebend: in einem Augenblick ist der Zaun überstiegen, er liegt zu Angelika's Füßen, er umfaßt ihre Knie, bedeckt ihre Hände mit Küssen. Eduard! stammelt die Ueberraschte, und die Arme, die ihn zurückstoßen wollen, ziehen den Glücklichen an die hochklopfende Brust! — Doch dieses süße Selbstvergessen war nur ein kurzer Sonnenblick aus trüben Wolken. Angelika fuhr bald erschrocken empor, wand sich heftig aus seinen Armen,

und rief in Thränen ausbrechend aus: Auch diesen Kampf soll ich noch bestehen! Eduard, wenn meine Bitte, meine letzte Bitte Ihnen werth ist, so verlassen Sie mich. Ich glaubte nicht, Sie jemals wiederzusehen.

Angelika, sprach Eduard mit Heftigkeit, ich habe dich wieder, du bist mein, ich lasse dich nicht! Mit aller Kraft eines Wesens lieb' ich dich und deine Augen, ja sie haben es mir gesagt, daß du mich wieder liebst! Ich verlasse dich nicht!

Sie müssen es, sagte Angelika ernst, um Ihrer Ehre und meiner Ruhe willen. Ich sah Ihre wachsende Zuneigung zu mir, ich fühlte, daß dieses thörichte Herz sie erwiederte und floh, um Ihnen und mir eine zu späte Reue zu ersparen. Wenn auch Ihr Stand Sie nicht von mir entfernte, so dürfte doch auch nur ein reines unentweihtes Herz das Opfer Ihrer Liebe anzunehmen wagen, ein Herz von keiner unglücklichen Leidenschaft gebrochen, und das kann ich Ihnen nicht mehr bieten. — Ich will in dieser Stunde, wo wir uns zum Letztenmale sehen, kein Geheimniß mehr vor Ihnen bewahren; drum hören Sie mich an. Der ältere Bruder des jungen Dietherst lernte mich bei meiner Mutter kennen; er gewann mich lieb, und bot mir seine Hand. Diese unglückliche Neigung entzweite ihn mit seinem Vater, und ach! sie war es auch, die ihm den Tod brachte. Eine rohe Aeußerung

eines Freundes über ſein Verhältniß mit mir, veranlaßte einen Zweikampf, in welchem er blieb. Nun wiſſen Sie alles. Eduard, nun gehen Sie! Ich beſchwöre Sie, mich zu verlaſſen — und keinen Verſuch mehr, mich jemals wieder zu ſehn! —

Sie ſtand auf. Eduard hielt ſie zurück. Angelika, Geliebte, edles Mädchen, ich laſſe dich jetzt um ſo weniger! rief er aus.

Indem erſchallte es jenſeits des Zaunes: Eduard! Eduard! wo ſteckſt du? — Er ſprang auf, und ſtampfte mit dem Fuße. Auf Wiederſehn, Angelika! ich verlaſſe dich einen Augenblick, aber wir ſehn uns wieder! Iſt dir mein Leben werth, ſo denke daran, daß wir uns wiederſehen müſſen!

Er kletterte eilig über den Zaun zurück, und vereinigte ſich mit Diethorſt und dem Onkel, die ihn ſuchten. Alle Kampfluſt war in ſeinem Buſen erloſchen, und er hätte Diethorſten um den Hals fallen, und ihm ſein Unrecht abbitten mögen. — Es iſt doch anders, als wir dachten, flüſterte er dem Oheim ins Ohr. Der Oheim ſah ihn mit großen Augen an, und blieb ſtehen; allein Diethorſt bat zu eilen, und ſchritt ſo wacker zu, daß jener der Anſtrengung, ihm zu folgen, ſeine Neugierde unterordnen mußte.

Als ſie durch einige Nebenſtraßen vor ein anſehnliches Gebäude gelangt waren, öffnete Diethorſt die Thüre, und winkte mit der Hand, hineinzutreten.

Wohin wollen Sie uns führen? fragte der Oheim. — Sie werden hier einen alten Bekannten finden, erwiederte Diethorst, der Sie zu sehen wünscht. Der Oheim wollte abermals vor Verwunderung stehen bleiben, allein Diethorst nahm ihn bei der Hand, und führte ihn die Treppe hinauf. Er klopfte an eine Thür, sie wurde geöffnet, und der alte Oheim der beiden Schwestern empfing sie. In froher Erwartung trat Eduard ein, weil er auch Angelika zu finden glaubte; allein seine Augen durchliefen vergebens das Zimmer. Diethorst schlug die Gardinen eines Bettes zurück, und Eduard erblickte darin ein Frauenzimmer von etwa vierzig Jahren, dessen blasses Gesicht noch die Spuren einer hohen Schönheit trug. Der Onkel naherte sich dem Bette mit Befremdung; sie streckte ihm die Hand entgegen; plötzlich blieb er stehen, sein Gesicht veränderte sich. — O mein Gott, rief er höchst bewegt mit schwankender Stimme. Welche Züge sind dies? Ist's möglich? Amalie! — Er ergriff die dargebotne Hand, und druckte sie an seine Brust.

Vergeben Sie meinem Herzen den Wunsch, Sie noch einmal zu sehen, sprach jene mit schwacher Stimme; der herannahende Tod bricht alle Bedenklichkeiten, die mich so lange von Ihnen entfernt haben, und ich entschließe mich, für meiner Kinder Glück zu thun, was nie die Sorge für mein eignes über mich erhalten haben würde. Es sind nun zwei und zwanzig

Jahr, daß ich Sie kennen lernte — der Befehl Ihres Vaters entfernte Sie bald nachher plötzlich von mir, ich weiß es — —

Ach an welche glückliche Zeit erinnerst du mich, Amalie! unterbrach sie der Oheim; aber auch an welches Unrecht, welche Grausamkeit, mich nie ein Wort von dir hören, mich in dem Wahne zu lassen, du seyst längst gestorben! Gott ist mein Zeuge, mit welcher Unabläßigkeit ich, als mein Vater todt war, nach dir geforscht, wie ich Geld, Mühe und Freunde in Bewegung gesetzt, Nachricht von dir zu erhalten, und doch alles vergebens!

Die Schande war nun einmal über mich eingebrochen, erwiederte Amalie; ich hatte nun schon bei meiner herannahenden Entbindung, meiner Aeltern Haus und meine Vaterstadt verlassen, und mein Entschluß stand fest, todt für die Welt zu seyn, und nur der Erziehung meiner Kinder zu leben. Die Unterstützung meiner Mutter, und nach dem Tode meines Vaters das mir zugefallne kleine Erbtheil, ließen mir keine Nahrungssorgen nahen, und ich war zu stolz, mich Ihnen aufdringen, mich in Verhältnisse eindrängen zu wollen, in die ich nicht gehörte, oder wohl gar von dem Mitleid zu erpressen, was mir die Liebe nicht freiwillig gewährte.

Ach Amalie, rief der Oheim, wie war es möglich, mich so zu verkennen?

Ich glaube wohl, lächelte Amalie, daß ich Unrecht hatte; indeß wer weiß, ob es zu bereuen ist. Meine Kinder sind aufgewachsen, ohne den Namen ihres Vaters zu kennen, und würden ihn auch nie von mir erfahren haben, wenn nicht die Gewißheit, sie bald verlassen zu müssen, die Sorge für ihre Zukunft und, ich will es nicht läugnen, auch der Wunsch, Sie noch einmal zu sehen, mich umgestimmt und bewegen hätten, mich dem Herrn von Diethorst zu entdecken. — Sie kennen meine Kinder bereits: Angelika und Mariane sind meine Tochter.

Die Ueberraschung schien den Onkel zu lähmen. Er sank auf einen am Bett stehenden Sessel, und starrte eine Weile unbeweglich Amalien an. Diethorst öffnete ein Nebenzimmer, und führte Marianen und Angelika heraus.

Ihr kanntet euren Vater, ohne ihn zu kennen, sprach Amalie. Erst heute hat Mariane das Geheimniß ihrer Geburt erfahren, und Angelika in diesem Augenblicke erst von ihrer Schwester.

Angelika war heftig erschüttert, und kniete weinend vor den Onkel hin; Mariane faßte seine Hand, und küßte sie. Der Onkel saß schweigend, und seine in Thränen schwimmenden Augen fielen bald auf Amalien, bald auf seine Kinder. — Endlich ermannte er sich, hob Angelika auf, küßte sie und Marianen auf die Stirn, und trat vor ihre Mutter.

Geliebte Amalie, ſprach er, ihre Hand faſſend, welch köſtliches Geſchenk machſt du mir mit dieſen Kindern! Die Sorge für dein und ihr Glück ſoll von nun an das heiligſte Geſchäft meines Lebens ſeyn. — Doch für Angelika iſt wohl ſchon geſorgt, fuhr er fort, ſich zu Eduard wendend; tritt näher, Eduard. Mein Neffe liebt ſie, und wenn ihre Mutter nichts dagegen hat — —

Ich weiß es, ſagte Amalie, und habe des armen Mädchens Kampf geſehn. — Sie fügte Angelika's und Eduards Hände zuſammen.

Und wenn Sie, Herr Vater, nichts dagegen haben, rief Dietherſt, und mir die heutige Ueberraſchung vergeben können, ſo iſt für Marianen auch geſorgt. Meines Vaters Einwilligung habe ich bereits. — Er führte Marianen dem Onkel zu, der lächelnd ihre Hände vereinigte. — Ich lernte ſchon vor drei Jahren, fuhr er fort, mit meinem Bruder zugleich die beiden Schweſtern kennen, und ſo viele, und ſo ſchöne Weiber ich auch ſeitdem ſah, ſo kehrt' ich doch, bei meiner Rückkehr nach Deutſchland, auch zu meiner erſten Liebe zurück.

Aber ein wunderbares Ding, Kinder, ſagte der Oheim, iſt es doch um den Inſtinkt! Ich liebte doch die Angelika gleich vom erſten Anblick an, und nun kommt es heraus, daß dies lediglich die Stimme der Natur war. — Es folgten nun Erklärungen und Erzählungen, und der Onkel drang endlich darauf,

Amalien und seine Töchter bald auf sein Gut zu führen. Auch ließ ihm dieser Gedanke keine Ruhe mehr, und da am folgenden Tage Amalie sich besser zu befinden schien, reiste er allein ab, um auf dem Schlosse alles zu ihrer Reise und zu ihrem Empfang in Bereitschaft zu setzen. Doch, mitten in seiner frohen Geschäftigkeit, traf ihn nach wenig Tagen die Nachricht von Amaliens Tode. Zu sehr erschöpft hatten selbst die frohen Gemüthsbewegungen der letzten Zeit ungünstig auf sie gewirkt. In den Armen ihrer Kinder war sie verschieden, und Diethorst und Eduard führten, nach einigen Wochen, dem aufs neue verwaisten Herzen des Onkels seine Kinder zu.

Aber beim Himmel — sagte der Onkel noch oft, wenn er Angelika'n ansah — es ist doch eine wunderbare Sache um den Instinkt!

Der unterbrochne Schwätzer.

Lustspiel in einem Akt.

Nach dem Französischer des de Launay.

1805.

Personen.

Bertram.
Dessen Bruder.
Julie, dessen Tochter.
v. Schmalt, Juliens Bräutigam.
Thalheim.
Lisette, Juliens Kammermädchen.
Johann, Thalheims Bedienter.

Die Scene ist auf Bertrams Landgute. Ein Saal mit drei Thüren; rechts die Thür von Bertrams Kabinet, links die Thür der Bibliothek; über beiden ein rundes Fenster, wovon das über der Bibliothek-Thüre zum öffnen ist.

Erſte Scene.

Liſette. Johann.

(Durch verſchiedene Thüren eintretend.)

Liſette.

Wie? Du Johann! Du biſt's? — Welch glücklich Ungefähr!
Was macht dein Herr?

Johann.

Er kommt, und ſtets verliebt kommt er,
Und ich ſtets im Galopp. So pflegen wirs zu halten.

Liſette.

So kommt Ihr zum Geburtstag unſers Alten,
Und auch zu unſrer Hochzeit eben recht.

Johann.

Zu — —

Liſette.

Juliens Hochzeit, ja.

Johann.

Oho, ergebner Knecht!
Wenn der Papa Geburtstag machen wollen,
Recht schön! allein der Bräut'gam kann sich trollen.
Denn Hochzeit macht der nicht!

Liſette.

Er hält — —

Johann.

Ich ſage, nein!

Liſette.

Verlobung heut!

Johann.

Nein!

Liſette.

Nein?

Johann.

Mein Herr ſoll Bräut'gam ſeyn!
Wir lieben Julien, mit einem Wort zu ſagen.
Wer fühlt ſein Herz vor ihr nicht ſtärker ſchlagen?
Wie bitter wars, wie ſchmerzt es uns ſo tief,
Als das Verhängniß uns von ihrer Seite rief! —
Ach! Viele riß der Krieg aus ſüßen Liebesbanden,
Und manche trennten ſich, die nie ſich wiederfanden! –

Doch wir, als kaum der Friede frisch und grün
Aus blutbedeckten Feldern aufgeschossen,
Wir setzten uns zu Pferd' und ritten unverdrossen,
Und ritten Tag und Nacht und kamen nach Berlin.
Doch Julie —— nicht da! Sie ist aufs Land gezogen. —
Die Tante nahm uns auf, sie ward uns bald gewogen,
Der Vater meines Herrn stimmt unsern Wünschen bei: —
Was will der Herr Rival? ich sag' ihm frank und frei,
Er hat für eine andre Braut zu sorgen,
Empfängt heut seinen Korb und wir heirathen morgen!

Lisette.

Wohl! und der Bräutigam?

Johann.

Geht ab und wundert sich.
Allein wer ist der Mann, was macht, was treibt er? Sprich!

Lisette.

Ein Nachbar, jagt und trinkt, ist reich — ein kleiner König!

Johann.

Sein Alter?

Lisette.

Vierzig Jahr.

Johann,
(indem er die Pantomime des Geldzählens auf ihre Hand macht.)
Viel Lebensart?

Liſette, (kopfſchüttelnd.)
Sehr wenig.

Johann.
Was ſagt er?

Liſette.
Nichts. Er hört. Sein Nam' iſt Herr von Schmalz.

Johann.
Ach, pah! für meinen Herrn ſpricht Jugend und Geſtalt.

Liſette.
Man liebt erſt wahrhaft treu und feſt mit vierzig Jahren.

Johann.
Doch wird nicht mehr geliebt, und kann das Lieben ſparen.

Liſette.
Allein er weiß zu ſchweigen, und, mit Gunſt,
In unſerm Haus iſt dies die erſte Kunſt.
Auch mir, mir iſt ein Mann, der ſchweigt, doch immer lieber.

Johann.

Mein Kind, das Schweigen ist nicht schwer dir gegenüber.

Lisette.

Der Unverschämte!

Johann.

Wie? es war ein Kompliment.

Lisette.

So?

Johann.

Ja.

Lisette.

Hör, deinem Herrn, der Schweigen gar nicht kennt,
Für den anhören nur ein Wort aus fremden Welten,
Ihm blühn nicht Rosen hier.

Johann.

Ach Possen! soll nichts gelten.
Denn erstens giebt er auch sein Geld nicht minder gern
Als seine Worte aus — —

Lisette.

Das spricht für deinen Herrn.

Johann.

Und dann — dann lieb' ich dich.

Liſette.

Ein wicht'ger Punkt vor allen.

Johann.

O ja! und dieſer Punkt, er wird auch dir gefallen.
Denn liebſt du mich noch nicht, ſo liebſt du mich doch bald:
Es reißt das Herz dich fort mit göttlicher Gewalt;
Von Seufzern aufgezehrt, zernagt von Liebesbiſſen
Werd' ich dich endlich doch heirathen müſſen.
Und gnügt dies Herz dir nicht, ſchon ſelbſt ein Kapital,
Erleichtert doch gewiß der Beutel deine Wahl.

(Er hält ihr eine Börſe hin.)

Liſette,

(mit dem Finger drohend.)

Voll Gold! Ei, ei! Du haſt's doch nicht — —

Johann.

Etwa geſtohlen?
Ach pfui mein Kind! Ich war ja Lieferant in Pohlen.
Zwar ganz im Kleinen nur, doch bringt es ſtets was ein.

Liſette, (ihm die Hand reichend.)

Ich widerſtehe nicht. — Wirſt du auch treu mir ſeyn?

Johann.

So lange — als du mir.

Lisette.

O ew'ges Liebesfeuer!

Johann.

Nun aber, wie entfernen wir den Freier?

Lisette.

Ach schlüge nur dein Herr dem Alten besser ein!
Denn von zwei Worten scheint dem eins zu viel zu seyn,
Und Thalheim —

Johann.

Ja, mein Herr wird schwerlich für ihn taugen;
Der spricht im Schlafe selbst mit festgeschlossnen Augen.
Nur einen Zug von ihm: im lezt entwichnen Jahr
Ward seine Tante krank; man holte den Notar.
Die gute Tante fühlt', es ging zum Sterben,
Und wünschte meinen Herrn zu ihrem einz'gen Erben.
Die Erbschaft war gerecht, und das Vermögen groß. —
Nun, der Notar ist da; die Tante will dictiren;
Es holt der Tod schon aus zu seinem letzten Stoß,
Kein Augenblick ist folglich zu verlieren: —
Da eilt mein Herr in seinem Schmerz herbei,
Und spricht in seinem Schmerz so viel und mancherlei,
Und hört in seinem Schmerz nicht eher auf zu sprechen —

Als bis der armen Frau darob die Augen brechen —
Und Erbschaft adieu!

Lisette.

O weh! Ein solcher Sinn
Giebt lieber Gut und Blut und Weib und Kinder hin,
Als daß er schweigt. — Warum seyd Ihr nicht stumm geboren?

Johann.

Warum ist der Papa nicht taub auf beiden Ohren?

Lisette.

Ja! Wenn der Onkel nur — wollt' er uns günstig seyn,
Wir liefen dann vielleicht im Hafen fröhlich ein.
Nun, man erwartet ihn noch diesen Morgen.
Laß meine Klugheit nur für alles sorgen;
Ich spreche hier allein fürs ganze Haus.
Ich will den alten Herrn in dem Verdacht bestärken,
Sein künft'ger Eidam geh' nur auf die Mitgift aus,
Und so, ist gleich der Feind schon in den Festungswerken,
Wir schlagen wieder muthig ihn heraus.
Doch still! man kommt! Es sind die beiden Alten:
Noch darf man dich nicht sehn! Geh' nur und laß mich schalten.

Zweite Scene.

Bertram. Lisette. Schmalt.

Schmalt.

Ja, bei der Heirath gnügt die Liebe nicht allein;
Ich hab's gesagt: die Mitgift muß auch seyn.

Lisette.

Aha, Sie sind nun einig, kann ich spüren!
(Zu Bertram.)
Man sagt, Sie wollten ihm das Wäldchen dort cediren.
Er kann zufrieden seyn. (Leise zu Schmalt.) Ich ließ
mirs nicht entgehn,
Wär' ich an Ihrem Platz. Es liegt zur Jagd so
schön!

Schmalt.

Ach ja, das Wäldchen — — —

Bertram.

Nein.

Schmalt.

Ich möchte es!

Lisette, (leise.)

Recht!

Bertram.

Indeſſen — — —

Schmalt.

Ich hab's geſagt.

Liſette, (zu Schmalt.)

Und dann das Thal nicht zu vergeſſen,
Wo um den klaren Quell die alten Eichen ſtehn,
Wo man, die Flint' im Arm, ſitzt, träumt — —

Schmalt.

Romantiſch ſchön!

Bertram, (zu Liſetten.)

Schweigſt du?

Schmalt.

Ich möcht' es auch.

Bertram.

Allein, — —

Liſette, (leiſe zu Schmalt.)

Nicht nachgelaſſen!

Schmalt.

Ich hab' ein zart Gefühl! Das Thal wird für mich paſſen.

Liſette, (zu Bertram.)

Auch möcht' er noch —

Bertram.

Was noch!

Liſette.

Den Parillon im Hain!

Schmalt.

Ja den beſucht man dann beim frühſten Morgenſchein,
Bewundert die Natur —

Liſette.

Und nimmt das Frühſtück ein.

Schmalt.

Ich möcht' ihn auch.

Bertram, (mit verbißnem Aerger.)

Der Herr wird noch, Gott mag's verhüten!
In meinem eignen Haus mir ein Logis vermiethen.

Liſette.

Nur eine einzige Familie ſind Sie dann!
Ach! er liebt Julien nicht als eigennütz'ger Mann!

Schmalt.

Ich bin gefühlvoll.

Bertram.

Seh'! doch muß ich ſagen,
Ich haſſe das Gefühl, wird es zu Markt getragen.

Liserte, (für sich.)
Sie zanken sich gewiß. (Laut.) Nun sie versiehen sich!
Es ist so alles gut, und ich empfehle mich! —

Dritte Scene.

Bertram. Schmalt.

Schmalt.
Ja, gut so!

Bertram.
Nein.

Schmalt.
S ist — —

Bertram.
Schlecht.

Schmalt.
Nein!

Bertram.
Sehr schlecht.

Schmalt.
O! mich wundert — —

Bertram.

Mich nichts.

Schmält.

Es ſcheint — —

Bertram.

Schein trügt.

Schmalt.

Ein Wort!

Bertram.

Das ſind ſchon hundert.

Schmalt.

Sie denken — —

Bertram.

Dann und wann.

Schmalt.

Sie ſind — —

Bertram.

Kurz.

Schmalt.

Doch bereits — —

Bertram.

Nein.

Schmalt.

Gott, ich sprach — —

Bertram.

Von Geld.

Schmalt.

Von Heirath!

Bertram.

Wie der Geiz.

Schmalt.

Der Geiz — —

Bertram.

Ein Laster!

Schmalt.

Ist so schlimm — —

Bertram.

Als viele Werte.

Schmalt.

Sie scherzen?

Bertram.

Nie.

Schmalt.

Es ist Ihr Ernst?

Bertram.

An jedem Orte.

Schmalt.

Wir sprechen weiter zu bequemrer Zeit.

Bertram.

Wohl! Doch ein Laster bleibt der Geitz in Ewigkeit.

Vierte Scene.

Lisette. Die Vorigen.

Lisette.

Hier, der Herr Bruder kommt; er ist schon vor der Thüre.

Bertram.

Nur her!

Schmalt.

So will ich geh'n, damit ich nicht genire.

(Geht ab.)

Fünfte Scene.

Lisette. Der Onkel. Bertram.

Onkel.

Du hast nach mir geschickt: ich komm' ohn' Aufenthalt.
Was giebt es? Hochzeit?

Bertram.

Ja.

Onkel.

Der Bräut'gam?

Bertram.

Herr von Schmalt.

Lisette, (lächelnd.)

Sie sah'n ihn ja.

Bertram.

Drum ist die Schilderung zu sparen.

Onkel.

Du hast wohl recht — allein, wie ich erfahren,
So sollt' es Thalheim seyn.

Bertram.

Ich dachte nie daran.

Lisette.

Und doch wär' Thalheim ganz ein andrer Mann.

Bertram.

Hat kein Vermögen.

Onkel.

Doch genug, bequem zu leben,
Und einen solchen Kopf wird man bald höher heben.
Auch überdies —

Bertram.

Soll auch ein Schwätzer seyn.

Lisette.

Das Gegentheil. Ihm ist das Sprechen nur zur Pein.

Bertram.

Ich kenn' sein Haus! Ist aus geschwätz'gem Stamme,
Und schwatzte schon als Säugling mit der Amme.

Onkel.

Ja aber — —

Bertram.

Aber was? Ich saß im Magistrat,
Und lernte dort den Werth des Schweigens durch die That.

Onkel.

Doch Schmalt —!

Bertram.

Spricht wenig.

Onkel, (lachend.)

O, welch Glück, das diesem gliche!
Wenn ihr zusammen kost, dann giebt's Gedankenstriche.

Bertram.

Ein Einziges an ihm gefällt mir nicht.

Onkel.

Das ist?

Bertram.

Der Geitz.

Onkel.

Und nun, was Julie dazu spricht,
Das hast du doch gefragt?

Bertram.

Das wird sich finden.

Onkel.

Die Ehe sollte sich doch wohl auf Liebe gründen.

Lisette.

Das ist nicht Mode mehr in unsrer Zeit.

Bertram.

Auf Wiedersehn, mein Freund, thu nach Bequemlichkeit;
Du bist zu Haus. Ich geh' in meinen Garten.

Onkel.

So warte doch.

Bertram.

Ich kann nicht länger warten.

Onkel.

Ich will — —

Bertram.

Mir thut der Mund von vielem Sprechen weh!

Onkel.

Nur noch — —

Bertram, (nach Julien zeigend.)

Da kommt jemand, der mit dir spricht. Adieu!

(Ab.)

Sechste Scene.

Johann. Lisette. Julie. Der Onkel.

Julie.

Ist's möglich? Ich, die ich den Onkel zu empfangen
Die Allererste war zu jeder Zeit,
Vom frühsten Morgen an mit herzlichem Verlangen
Ihm schon entgegen sah, ich bin die letzte heut?
O schelten Sie mich aus.

Onkel.

Wem möchte das gelingen?
Dies Lächeln könnte selbst den Haß zum Lieben zwingen! —
Nun Julie, du bist Braut: ich wünsche Glück!

Julie.

Mein Onkel mir?

Onkel.

Nun ja. Doch dieser trübe Blick,
Der eben sich aus deinem Aug' gestohlen — —

Julie.

Mein Herz ward nicht gefragt; mein Vater hat befohlen.

Onkel.

So wählte schon dies Herz für sich allein?

Julie.

Ach dürft' ich — —

Onkel.

Ja, du darfst. Gesteh' mir alles ein.

Julie.

Sie werden zürnen.

Lisette.

O! Sie dürfen dreist ihn nennen;
Der Onkel lächelt —

Julie.

Nun, Sie werden Thalheim kennen?

Onkel.

Ich kenn' ihn.

Julie, (seine Hand fassend.)

Nun?

Onkel.

Nun? Er gefällt dir sehr?

Julie.

Gefiel der Herr von Schmalt dem Vater nur nicht mehr!

Lisette.

Die Ehe brächte wahrlich keinen Segen;
Denn er heirathet uns doch bloß des Geldes wegen.

Sinnlich, geizig, fad', und wie ein Fisch so kalt,
Mitunter etwas grob; da steht der Herr von Schmalt.

Johann.

Die Zeichnung ist zum Sprechen wohl getroffen.

Onkel.

Warum war früher nicht dein Herz dem Vater offen?
Heut' soll Verlobung sein! — Dem Thalheim, furcht' ich fast,
Stoßt ihn zurück; du weißt, daß er die Schwätzer haßt.

Julie.

Ja, Thalheim spricht oft viel, oft nicht an rechter Stelle;
Doch zeigt dieß nicht von kindlich offnem Sinn?
Geschwätzig rauscht die silberreine Quelle,
Der tückisch tiefe Strom fließt trüb' und still dahin!
Und dann, dann liebt er mich! ich werd' es Ihnen zeigen,
Wie er mich liebt. Ein Wort von mir, und er muß schweigen.

Onkel, (lächelt.)

Thu's, mein Kind. So wird man Wunder schrein.

Julie.

Sie werden's sehn.

Onkel.

Und dann?

Liserte.

Mir fällt ein Mittel ein.
Thalheim spricht viel und oft, der Bräutgam wenig und selten,
Doch sagt man, soll das nicht im Zorne bei ihm gelten;
Denn wenn er böse wird, fängt er zu schwatzen an,
Und schwatzt und sprudelt mehr als Thalheim nimmer kann.

Onkel.

Nun, und — —?

Liserte.

Wir werden, sollt' es uns gelingen,
Zum Schweigen den und den zum Schwatzen bringen,
Herr Bertram wird das schon — und kurz, wir sind am Ziel.

Johann.

Mit meinem Herrn ist nicht so leichtes Spiel;
Der läßt die Zunge nicht so leicht im Zügel führen.

Onkel.

Wir drüber ihm; will er nicht Julien verlieren,
So sey er stumm!

Johann.

Das hilft — auf einen Augenblick
Und die Natur fällt bald ins alte Gleis zurück.

Julie, (traurig.)

Wenn das nicht hilft, dann ist die Hoffnung ganz
verschwunden.

Onkel.

Vielleicht hatt' ich ein Mittel doch gefunden!
Vielleicht sogar, daß ich ihn bessern kann.
Sobald er kommt, dann hört ihn keiner an,
Von keinem wird er dann zum Wort gelassen,
Kaum öffnet er den Mund, so fällt ihm einer ein.
Der Schwätzer soll betäubt von unserm Schwatzen seyn;
Vielleicht lernt er in uns den eignen Fehler hassen.

Johann.

Doch wenn er schreit?

Onkel.

Wir werden besser schrein.

Lisette.

So lange, bis er schweigt.

Julie.

Ach möcht' er mich nur hören!

Johann.

Nun denn so wollen wir den bösen Geist beschwören,
(Halb laut zu Lisetten.)
Und ach! beschwor' ich ihn doch auch zugleich in dir!

Julie.

Still! welcher Lärm?

Johann.

Er ist's. Er spricht schon vor der Thür.

Onkel.

Er kommt? Wohlan, jetzt gilt es, schnell zu sprechen.
An diesen Klippen soll die Fluth sich brechen.

Siebente Scene.

Johann. Lisette. Julie. Der Onkel.

(Thalheim, hinter der Scene.)

Thalheim.

Ist kein Bedienter hier? Wo steckt denn mein Johann?
Heda! der Schlingel der! der Schuft!

Lisette, (zu Johann.)

Das geht dich an!

Onkel.

Da ist er. Frisch! Die Lehre wird ihm frommen.

Thalheim,

(auf Julien zueilend, sie begrüssend. Er zeigt während der ganzen Scene die gröste Ungeduld, mit ans Sprechen zu kommen.)

Ha! endlich! Ach ich bin —

Julie, (schnell.)

Mit Extrapost gekommen!

Ich hab's errathen.

Thalheim.

Ja, ich reiste Tag und Nacht,

Und habe unterwegs — —

Lisette.

Zehn Pferde todt gemacht?

Das glaub' ich gern.

Thalheim.

Allein — —

Julie,

(zu Thalheim und auf den Onkel zeigend.)

Mein Onkel — sehn Sie her.

Lisette.

Ein Onkel wie er seyn soll, und noch mehr.

(Thalheim will immer mit dem Onkel sprechen. So wie Julie aber anfängt zu reden, dreht er sich wieder nach ihr um.)

Julie.

Den ich sehr liebe.

Lisette.

O, er wird geliebt von allen.
Sein g'rader Sinn, sein Herz muß jedermann gefallen.

Julie.

Und er versteht die Kunst zu hören was man spricht.

Lisette.

Und ach, die schwere Kunst verstehn so viele nicht!

Thalheim.

Mein Herr, ich bin erfreut — —

Onkel.

Mein Herr, ich muß bekennen,
Ich brenne vor Begier, mich Ihren Freund zu nennen.
Schon Ihr Herr Vater war mein Jugendfreund.
Ich seh' ihn noch so lebhaft vor mir stehen!
Der Mund! der Blick! — Ich hör' ihn sprechen,
seh' ihn gehen.
Ach wie viel Treffliches war nicht in ihm vereint!
Wie gern war er nicht überall gesehen,

Weil er nur wenig sprach und mit Bescheidenheit.
Sie haben, wie ich seh', mit ihm viel Aehnlichkeit.

Thalheim, (für sich.)

Das ist ein Schwätzer! — (Laut.) Nun so werden
Sie erlauben — —

Julie.

Et!

Thalheim, (sich nach ihr drehend.)

Wie?

Julie, (zum Onkel)

Gewiß, mein Onkel darf es glauben:
In allem ist er seinem Vater gleich,
Und nicht wie die, ich kann es fröhlich sagen,
Die arm an Geist und nur an Worten reich,
Ihr bischen Kopf und Herz stets auf der Zunge tragen.
Doch ist ihm auch das murr'sche Schweigen fremd,
Das den vertraulichen Erguß der Herzen hemmt;
Er weiß zu sprechen, weiß — —

Thalheim,
(sie lebhaft unterbrechend.)

Das wollt' ich eben sagen,
Was — —

Johann.

O das ist bekannt.

Thalheim, (zu Johann.)

Man wird ihn fragen,
Wenn man sein Wort verlangt. (Zu Julien.) Doch — —

Lisette.

Ja es schickt sich nicht,
Daß man den Sprechenden beständig unterbricht.

Thalheim.

Doch beste Julie —

Julie.

Ich bitte Sie, zu schweigen;
Nur dadurch werden Sie mir Ihre Liebe zeigen.

Thalheim.

Ich sollte — —

Julie.

Schweigen, ja.

Thalheim, (schnell.)

Beim ersten Wiedersehn?
Ich sollte stumm vor diesen Augen stehn,
Vor diesem Mund, vor —

Lisette.

O wir sind viel zu bescheiden.
Uns freut kein eitles Lob.

Johann.

Drum muß man es vermeiden.
Wer Augen hat zu sehn, dem ist's auch schon bekannt.

Onkel.

Zu großes Lob beleidigt den Verstand.

Thalheim.

Ja, vom Verstande wollt' ich —

Julie.

Keine Komplimente;
Die ich in zehn Romanen lesen könnte!

Thalheim, (plaudert.)

Nun, Ihr Befinden — —

Julie, (halblaut.)

St! Nur vom Befinden nicht!
Mein Onkel sieht nicht, daß man davon spricht.
Er war vor kurzem krank. Es ist so seine Weise!

Thalheim, (ärgerlich zum Onkel.)

Bei Gott! — Nun, hatten Sie denn —

Lisette.

Eine gute Reise!
O nein, sehr schlecht! so schlecht, daß sich's kaum schickt
Davon zu sprechen nur.

Thalheim, (für sich.)

Ich werde noch verrückt!

Johann.

Ja, wenn an einem Tag zwei Räder brechen,
Der Wagen umwirft, und ein Pferd das Bein sich knickt,
Dann ist es besser, nicht davon zu sprechen.

Onkel, (heimlich zu Lisetten.)

Wo ist dein Herr?

Lisette, (heimlich.)

Ich sah' ihn durch den Garten gehn.

Onkel.

Recht gut. (laut.) Es ist schon spät. Mein Herr, auf Wiedersehn.
Gewiß, wir werden für einander passen.

Thalheim.

Doch — —

Onkel.

Ja. — Ihr Herz und Ihr Verstand
Sind beide, wie ich sie an ihrem Vater fand.
Möcht' uns doch bald ein eng'res Band verbinden!
Ich kenne Menschen, und so kurz es war,
In unserem Gespräch' ward mir die Hoffnung klar.
Sie werden Juliens Glück und so mein eig'nes gründen.
Es gnügt ein einzig Wort dem g'raden Männersinn,

Doch sprechen wir davon noch weiter; bis dahin —
(Den Finger auf den Mund legend.)
Verstanden? — Adieu. — Bald werd' ich wiederkehren,
Denn, Freund, Sie haben noch unendlich viel zu hören.

Thalheim.

So soll ich stumm seyn?

Onkel.

Ja, doch wie gesagt, ich fand,
Sie sprechen schön und gut, mit Witz und mit Verstand.

Thalheim.

Ich sprach kein Wort?

Onkel.

Recht schön! Die Sprach' ist jedem eigen:
Der Mann von Geist kann selbst mit vielem Geiste schweigen.

(Geht ab.)

Achte Scene.

Die Vorigen, ohne den Onkel.

Thalheim.

Was ist das? Sprechen Sie. O sagen Sie, warum
Wozu ich schweigen soll?

Julie.

Verzeihung! ich bin stumm.

Thalheim.

So hören Sie — —

Julie.

Wenn Sie mich lieben, wie Sie sagen,
So fahren Sie nur fort, so klug sich zu betragen.
Man meint es hier mit Ihnen herzlich gut:
Das heißt sehr viel gethan, auch wenn man gar nichts thut.

(Thalheim zeigt seine Ungeduld.)

Es stürmt, der Schiffer kämpft, doch endlich wird er landen.
Vor allem merken Sie sich das, mein Freund:

(Legt den Finger auf den Mund.)

Verstanden?

(Geht ab.)

Neunte Scene.

Thalheim. Lisette. Johann.

Thalheim.

Ha! Wie? Bin ich denn hier ein Spiel für jedermann?

Lisette.

Still! still! mein Herr ist hier.

Thalheim.

Hier?

Lisette,

(auf das Kabinet zur Rechten zeigend.)

Ja, hier neben an. Er schreibt.

Thalheim,

(nach der Thür hingehend.)

So? Gut. Ich werde mit ihm sprechen.

Lisette, (hält ihn zurück.)

Ja nicht! Er läßt sich nicht beim Schreiben unterbrechen.

Johann, (leise zu Lisetten.)

Ist er denn wirklich drin?

Liſette,
(leiſe zu Johann, den Kopf ſchüttelnd.)
Ich hab' es nur erdacht.

Thalheim.
Nun aber — —

Liſette.
Sern Sie klug und nehmen ſich in Acht,
Sonſt wird Ihr Glück und unſer Plan zu Schanden.
Ich komme bald zurück und bis dahin —
(Den Finger auf den Mund legend.)
verſtanden?
(Sie läuft ab.)

Zehnte Scene.

Thalheim. Johann.

Thalheim.
Ha! ich erſticke! Was, was ſoll das? Schurke, ſprich!
Und hör' mich an, ich will — —

Johann,
(nach dem Kabinet zeigend.)
Si! Sie vergeſſen ſich.

Thalheim.

Werd' ich erfahren was —?

Johann.

Es ist mir selbst verborgen,
Doch (Vertraulich.) wissen wir's nicht heut, erfahren wir's wohl morgen.

(Pathetisch.)

Wie viel ist unterm Mond in Nord, Süd, Ost und West,
Woron kein Philosoph sich etwas träumen läßt,
Denn unser Geist liegt in der Erde Banden. —

Thalheim,

(zornig auf ihn losgehend.)

Verdammter Wicht —

Johann,

(als ob er horchte.)

St! — Gleich! — Man ruft mich. —

(Er geht, kehrt aber gleich wieder um, und den Finger an den Mund legend.)

Doch — verstanden?

(Läuft ab.)

Eilfte Scene.

Thalheim, (allein.)

Verschworen hat sich alles wider mich!
Beim Himmel! Der Empfang war mehr als wunderlich.
Nach einem ganzen Jahr! — Wie viel hatt' ich zu fragen,
Wie viele Dinge hatt' ich nicht zu sagen?
Da stürmen, Schwertern gleich, vier Zungen auf mich ein,
Schrein, unterbrechen mich, und stumm, stumm muß ich seyn.
Fang' ich von Liebe an, so sind das Komplimente,
Die man in zehn Romanen lesen könnte;
Frag' ich: Sind Sie gesund? so wird der Onkel krank;
Kurz, was ich sagen mag, man weiß mir's wenig Dank,
Man läßt mich hier allein, und ist davon gelaufen.
Soll ich denn Julien durch Schweigen mir erkaufen? —
Ach wozu fing ich jetzt schon damit an?
Man lernt das Schweigen doch, ist man ein Ehemann.
Nein, nein es ist zu klar, ich bin getäuscht, betrogen,
Verrathen und verkauft, verspottet und belogen,
Um einen Glücklichern! — Doch Julie? — ist ein Weib.

Ein neuer Sklav, ein neuer Zeitvertreib.
Auch mein Johann ist für ihr Spiel gewonnen.
Ich sehe das Gespinnst, so fein es auch gesponnen!
Doch mit dem Vater sprech' ich erst ein Wort,
Ja, mit ihm selbst! Zum Glück ist er im Zimmer dort.
Hier will ich Schildwach steh'n, bis ich mit ihm gesprochen. —
Es dauert mir zu lang: ich eile anzupochen.
Er hat Verstand, und folglich hört er doch.

(Er klopft an die Thür.)

„Herr Bertram, auf ein Wort!" — Vermuthlich schreibt er noch —
„Mein Nam' ist Thalheim. Wie? — Ein Name, den Sie kennen.
„Mein Vater hat das Glück sich Ihren Freund zu nennen.

(Er sucht durch das Schlüsselloch zu gucken.)

„Ich liebe Julien, und bitt' um ihre Hand.
„Was sagen Sie dazu?" — St! Still! — kein Wort kann man ja hören!
„Herr Bertram, nur ein Wort! — Er läßt sich gar nicht stören.
„Ich glaub' es kommt Jemand — (Hustend.) „Hm! hm! hm!" — alles still —
Auch er ist gegen mich, weil er nicht hören will,

Und jede Hoffnung iſt für mich verloren,
Der Tochter Herz mir ſtumm, und taub des Vaters Ohren.

Zwölfte Scene.

Liſette. Thalheim.

Thalheim.

Ha du! Schon wieder da? Geſchwätz'ge Zofe?
Sprich —
Nein, ſchweig' und höre mich! ja, hören ſollſt du mich.
Sie öffnet ſchon den Mund, um wieder anzuheben —
Warum hat die Natur die Zunge dir gegeben!

Liſette.

Was lebt, erhielt auch Waff' und Wehr von ihr,
Der Mann den ſtarken Arm, die ſchnelle Zunge wir,
Doch weh', wenn's umgekehrt!

Thalheim.

Wirſt du mich endlich hören?
Und trät' der Tod herein, ſie ließe ſich nicht ſtören.

Liſette.

Wie man den andern ſtets die eignen Fehler leiht!

Wir kennen Sie, mein Herr, man kennt Sie weit und breit.
Zum Schweigen brächten Sie, von edlem Muth durchdrungen,
Selbst eine Batterie von zwanzig -- Weiberzungen.
Kaum daß das erste Wort von Ihren Lippen springt,
Als schon ihm nach ein Heer von andern dringt,
Sich jagt und treibt und so im lärmenden Gewühle
Dahin schießt wie der Bach dort unten an der Mühle.
Der Wandrer steht und fragt: hört das denn nimmer auf?
Allein das brauft und brauft und brauft in ew'gem Lauf!

Dreizehnte Scene.

Lisette. Thalheim. Julie.

Julie.

Lisette? welch ein Lärm! was wird mein Vater sagen?
So suche doch so still, wie er, dich zu betragen.

Thalheim.

Erlauben Sie — —

Lisette.

Si!

Thalheim.

Nur ein Wort erbitt' ich mir,

Julie.

Nein.

Thalheim.

Nein!

Julie,

(Liſetten einen Brief zeigend.)

Die Tante ſchreibt; da iſt ein Brief von ihr.

Thalheim.

Ach, beſte Julie, erſt müſſen Sie —

Julie.

Ihn leſen.

Thalheim.

Mich hören, wäre freundlicher geweſen.

Julie,

(lächelnd, und den Brief langſam entſiegelnd.)

Verzeihung jetzt! wir ſprechen wohl nachher.

Thalheim, (ungeduldig.)

Wie langſam! Iſt ein Brief zu brechen denn ſo ſchwer?

(Indem Julie den Brief lieſt.)

Ach dieſer Tanten-Styl iſt gar nicht zu ertragen!
Sie ſchreiben Bände voll, um guten Tag zu ſagen.

Liſette, (zu Julien.)
Sie ſchreibt wohl — —

Thalheim, (ärgerlich.)
Guten Rath vermuthlich!

Julie.
Stille doch!
(Zu Liſetten.)
Die gute Tante die!

Thalheim, (für ſich.)
Nun ja, ſie fehlte noch!

Liſette, (heimlich zu Julien.)
Er weiß vor Ungeduld und Aerger nicht zu bleiben.

Thalheim.
Beim Himmel! wenn man lieſt, ſo darf ich ja wohl ſchreiben;
Verſchließen kann ich's länger nicht in mir.

Liſette, (zu Julien.)
Da! ſprechen muß er doch! Er ſpricht mit dem Papier.

Thalheim,
(am Tiſche ſitzend und ſchreibend.)
„Nein, Julie, Sie ſelbſt, Sie werden, müſſen's fühlen,
Wie grauſam es, wie unerhört es iſt,

Mit einem Herzen, das sich selbst vergißt,
Das Sie nur einzig liebt, so freventlich zu spielen."

Julie,
(aus ihrem Brief lesend.)

„Ein Liebender muß still bescheiden seyn;
Der wahren Liebe kann der Worte Zahl nicht gnügen,
Und mehr als Worte spricht der stumme Blick allein:
Jedoch erkennst du wohl sein Bild in diesen Zügen?"

Thalheim,
(schreibend und sprechend.)

„Wenn die Natur das Feuer mir gewährt,
Das in des Menschen Brust das Höchste weckt und nährt;
Wenn die Empfindung, schnell und fröhlich aufgegangen,
Nach Mitempfindung strebt und voll Verlangen,
Im dunklen, stillen Raum des Herzens eingeengt,
Sich rasch entschlüpfend auf die Lippen drängt,
So sollt' ich nicht die wahre Liebe kennen?
Nein, Liebe, die nicht spricht, ist Liebe nicht zu nennen!"

Julie, (lesend.)

„Ach! für sich selber nur lebt heut zu Tag der Mann.
Er betet nur sich selbst in der Geliebten an.
Zwar schreibst du mir: ich muß ihn doch nun einmal lieben,
Allein —"

Thalheim, (haſtig aufſtehend.)

Wie? hör' ich recht? das haben Sie geſchrieben?
Sie lieben mich! — Ja, Sie geſteh'n es ihr —

Julie.

Ich leſe hier für mich, was wollen Sie von mir?

Thalheim.

Noch einmal laſſen Sie das ſüße Wort mich hören!

Liſette, (leiſe zu Julien.)

Was haben Sie gemacht!

Julie.

Wer heißt Sie, mich zu ſtören?
Das iſt nicht fein, mein Herr.

Thalheim,

(zu ihren Füßen, ihre Hand faſſend.)

Ach! Julie liebt mich doch!
Sie ſchreiben es: da ſteht's; nun laugnen Sie es noch.
Nun ſagen Sie — —

Julie.

Mein Freund, wer nannte Ihren Namen?

Thalheim,

(nachdem er ſie ſtumm einen Augenblick angeſehen, aufſpringend.)

Ha ſo! ein Andrer wohl? ihn meinten wohl die Damen?
Ich nicht! mich liebt man nicht! ein Andrer war gemeint!

Julie.

Was denken Sie —

Thatheim.

Die Wahrheit, wie es scheint.
Ihr Blick, Ihr Ton, die Art, womit man mich empfangen —
O! alles ist ja klar! Ein Jahr ist ja vergangen,
Und zwölfmal hat der Mond sich wechselnd schon erneut:
Sie wechselten ja doch nur einmal in der Zeit! —
Ach, während ich an Julien einzig dachte,
Die Sehnsucht stets mit mir entschlief, mit mir erwachte,
Ich wachend und im Traum von Julien nur sprach:
War sie es, die zuerst das Wort der Treue brach.
Mit welcher Ungeduld hab' ich die Zeit gemessen,
Nun endlich bin ich da — und finde mich vergessen.
Wer ist der andre denn, dem ich geopfert bin?
Er zittre! — Doch jetzt gleich zu Ihrem Vater hin,
Jetzt gleich —

Lisette, (durchs Fenster sehend.)

Da ist er! Schnell, damit er nicht entwische!
Er geht im Garten dort — dort geht er ins Gebusche.

Julie.

Ja, eilen Sie, damit uns keine Hoffnung bleibt!

Thalheim.

Ich eile. Er soll seh'n, wie man es mit mir treibt,
Wie man ihn hintergeht; ich will ihn fragen — —

Julie.

Still!

Thalheim.

Still! still! — Giebt es nichts weiter mir zu sagen?

Julie.

Bloß Ihre Schuld.

Lisette.

Ei, wie? Sie sind noch immer da?

Thalheim.

Man fürchtet, daß ich sprechen werde?

Julie, (seufzend.)

Ja!

Thalheim.

Ihr Vater ist gerecht. — Er wird mich hören.
Ich werde Ihren Plan mit einem Wort zerstören.
Erfahren soll er es, wie treu ich Sie geliebt,
Erfahren, welchen Lohn man dieser Treue giebt,
Ich will von meinem Recht, von Ihrem Unrecht sprechen;
Er hat ein Herz, und er wird mich nicht unterbrechen!
Nein, nein! — wenn er die Liebe je gekannt,
So kennt er auch den Schmerz, hat er es auch empfunden.

Wie es am Innern nagt, wenn nun das süße Band,
Womit die Täuschung unser Aug' umwunden,
Zerrissen liegt von rauher Wahrheit Hand,
Die Täuschung flieht, indem wir sie erkennen,
Und wir uns zögernd doch und trostlos von ihr trennen!
Er wird es hören, was betrogne Liebe spricht:
Ich bin kein Schwätzer, und er unterbricht mich nicht.

(Die beiden letzten Verse spricht er, indem er rasch abgeht. Plötzlich aber dreht er wieder um, und fängt mit vermehrter Volubilität der Zunge und steigendem Affect von neuem an. Die beiden Frauenzimmer suchen ihm vergebens den Mund zu schließen.)

Was will ich? Nein, wie tief es schmerzt, wird er sich sagen,
Was man noch immer liebt, jetzt selber anzuklagen,
Und wie das Herz, in Lieb' und Haß getheilt,
Bald streng verdammen will, bald zu entschuld'gen eilt —
Entschuld'gen! Könnt' ich es! Wär' nur ein Schein gegeben!
Erkaufen wollt' ich ihn mit meinem Leben.
Nein, nein, die Wahrheit liegt hier nur zu offenbar.
Die Art, wie jedermann mit mir gesprochen,
Bei jedem armen Laut mich feindlich unterbrochen,
Ihr eignes Wort, daß es ein Andrer war —
Ein Andrer, Julie! — kaum nach einem kurzen Jahr —
Ein Andrer — o! es ist ja sonnenklar!
Ein Andrer, als ich mich geliebt von Julien glaubte!

Doch finden werd' ich ihn, der alles Glück mir raubte,
Und ob man zärtlich auch den Namen mir verschweigt,
Ob in der Erde Schooß er, sich verbergend, steigt:
Ich steig' ihm nach, ich werd' ihn dennoch finden,
Und selbst Ihr Vater soll sich jetzt mit mir verbinden.
(Ab.)

Vierzehnte Scene.

Lisette. Julie.

Julie.

Ach, welche Zunge!

Lisette.

Ja, die Probe glückte fein.
Eh' dieser schweigt, eh' fällt der Himmel ein.
Er spricht zu jeder Zeit, er spricht an allen Orten;
Stift, Feder und Papier wird alles ihm zu Worten.

Julie.

Wenn ihn mein Vater trift, so ist's um uns geschehn.

Lisette.

Ach nein, ich hab' ihn ja im Garten nicht gesehn.
Es war nur eine List. Er hätte kommen können;
Drum mußte Thatheim fort. — Ha, seh'n Sie ihn doch rennen.

(Sie sieht durchs Fenster.)
Er ruft Herrn Bertram, und der Widerhall ruft mit.

Julie.

Ein Nebenbuhler mehr, der ihm entgegen tritt.

Lisette.

Was nun? Die Sonne steigt, bald wird der Bräut'gam kommen,
Mit Hand und Herzen — —

Julie.

Ach! — wie fühl' ich so beklommen,
Geängstigt meine Brust, wenn man nur von ihm spricht.

Lisette.

Bald wird Verlobung seyn —

Julie.

Ich unterzeichne nicht.

Lisette.

Recht. Wir gewinnen Zeit, Succurs herbei zu führen;
Beim ersten Schuß kann nur ein — Mann kapituliren.
Damit der Schwätzer uns indeß nichts schaden kann,
Halt' ich ihn sonst wo fest. — Ach da, da kommt Johann.

Funfzehnte Scene.

Johann. Lisette. Julie.

Lisette.

Nun sprich geschwind, wie ist, wie steht es? Ich will hoffen,
Freund Thalheim hat Herrn Bertram nicht getroffen?

Johann.

O ja, der Onkel ließ ihn aber nicht zum Wort,
Und zieht ihn jetzt mit sich, trotz allem Sträuben fort.
Auch hat Herr Bertram mir vertraut, daß von den beiden
Nur jener schwatzhaft sey, doch Thalheim recht bescheiden.

Julie.

Was hilft's? Das Feuer bricht, zu unserm Schreck und Grauß,
Beim ersten Luftzug nur um desto wilder aus.

Sechzehnte Scene.

Johann. Lisette. Onkel. Julie und Bertram.

Bertram.

Wie konntest du doch so den Thalheim unterbrechen?
Es war nicht artig —

Onkel.

Ei! ich mußte mit ihm sprechen.
Wir sind im Garten jetzt etwas umherspaziert.
Er kennt die Gärtnerei, als hätt' er d'rauf studiert.

Bertram.

Was sagt er denn zum Gott des Schweigens an der Pforte?

Onkel.

Nichts.

Bertram.

Nichts?

Lisette.

Das lobt den Gott des Schweigens mehr als Worte.

Bertram.

Und meine Bibliothek?

Onkel.

Ist ganz nach seinem Sinn.
Er ist jetzt dort und bleibt wohl lange Zeit darin.

Bertram.

So? Gut!

Onkel, (leise zu Julien.)

Fast wär' er mir entschlüpft zu meinem Schrecken,
Da sprang ich rasch heraus, schloß ab und ließ ihn stecken.
Er hat Gesellschaft dort, die ihn nicht unterbricht.

Johann.

Vortrefflich! mag er schrein, wir hören es hier nicht.

Lisette.

Ja Thalheim möcht' uns wahrlich mehr ergötzen,
Als wer bloß schweigen kann, und Wild und Bauern hetzen.

Bertram.

Pah!

Onkel.

Gieb ihm Julien, und schick' den andern fort.

Bertram.

Heut muß Verlobung seyn, und Schmalt erhielt mein Wort.

Doch sollte wirklich Thalheim dir gefallen —
Geschmack der Weiber ist — —

Lisette.

Der beste stets von allen!
Er hat uns schon versorgt.

Julie.

Die Wahl ist schon geschehn.

Bertram.

Wie?

Julie.

Thalheim lieb' ich, ja, ich will es nur gestehn.
O meines Vaters Herz, es war mir immer offen,
Und seine Julie darf alles von ihm hoffen.
Und Thalheim ist so gut — der Onkel hat ihn lieb,
Die Tante schätzt ihn hoch, wie sie mir heut noch schrieb;
Er wird geehrt, geschätzt, geliebt von allen:
Warum, mein Vater, sollt' er nicht auch mir gefallen?

Bertram.

Wenn du ihn liebtest, war's der Tochter Pflicht — — —

Julie.

Der Onkel wußt' es; zürnen Sie mir nicht!

Bertram.

Wie?

Onkel.

Ja, mein Freund, man zog den Onkel ins Vertrauen.

Siebzehnte Scene.

Schmalt. Die Vorigen.

Johann.

Der kommt just recht!

Schmalt.

(Er giebt Bertram ein Papier.)

Nun da! belieben Sie zu schauen.
Ich bringe den Contract.

Julie.

Dem Himmel sey's geklagt!

Bertram, (lesend.)

Was? Hölzchen — Pavillon — und Thal —!

Schmalt.

Ich hab's gesagt.

Bertram.

So! schön! was bleibt denn mir?

Onkel.

Voraus schon zu erzwingen,
Was man erwarten soll, das mag nicht Ehre bringen.

Schmalt.

Sie wollen nicht?

Bertram.

Nein!

Lisette, (halblaut.)

Nein!

Schmalt.

Ich zieh' mein Wort zurück!

Bertram.

Auch gut.

Onkel.

Nimm Thalheim an.

Lisette.

Ja, er verdient das Glück.

Onkel.

Er wird geliebt.

Julie.

Und er verdient geliebt zu werden.

Johann.

Und weniger als er, spricht Niemand auf der Erden.

Bertram.

So sey er dein!

Schmalt.

Ha! was? Ein Nebenbuhler? Wie?
Wer wagt's? — Wer ist so frech!

Achtzehnte Scene.

Die Vorigen. Thalheim.

(Erscheint an dem runden Fenster über der Thür der Bibliothek.)

Thalheim.

Heda, erlauben Sie!
Mit Gunst, mein Herr, ich muß Sie unterbrechen.
Mir däucht, ich habe hier ein Wörtchen mitzusprechen.

Lisette.

Vom Himmel fällt er uns herab zu unsrer Pein!

Thalheim,
(auf das Papier zeigend.)

Ist das ein Ehcontract? Das möchten Sie bereu'n!
Ich war hier eingesperrt, doch fand ich wider Hoffen
Zwar beide Thuren zu, allein dies Fenster offen.

So hat ein Wunder mich aus meiner Haft befreit.
Ich hörte reden hier, ich kam zur rechten Zeit,
Und endlich wird man mir doch auch ein Wort erlauben.

Lisette.

Es ist um uns geschehn.

Onkel.

Wer konnte das auch glauben!

Thalheim,
(mit großer Geläufigkeit.)

Herr Bertram, unterbrechen Sie mich nicht.
Jetzt da die Stunde mir, die ich ersehnt, geschlagen,
Ein guter Engel mir die Bahn zum Sprechen bricht,
Jetzt will ich auch was ich, wie einer Welt Gewicht,
Auf meinem Herzen stets mit mir herumgetragen,
Mit ungestörtem Muth und wenig Worten sagen.
Ich liebe Julien schon länger als ein Jahr.
Wer liebt sie nicht? O! wer dies Auge mild und klar,
Des Mundes Lieblichkeit, der Lippen süße Rede
Je kalt gesehn, gehört, der ist ein Samojede!
Doch bin ich etwas blöd', und ich gesteh' es ein,
Es ist ein Fehler, ja, man kann nicht alles seyn;
Drum hat mein Auge nur und nicht mein Mund gesprochen.
Doch ward ich damals nicht von Julien unterbrochen. —
Bald rief mich weit hinweg das feindliche Geschick:

Der Leib ging fort, die Seele blieb zurück.
Jetzt endlich da ein Jahr, mit bleiernem Gefieder
Dahin gezogen ist, jetzt komm' ich endlich wieder.
Die Liebe leitet mich, die Hoffnung kommt mit mir,
Die Sehnsucht war voraus — doch was, was find' ich hier!
Ach, alles feindlich kalt, und wider mich verschworen!
Verschlossen jedes Herz, verschlossen alle Ohren!
Man läßt mich nicht zu Wort, man hört nicht auf zu schrein.
Ja endlich da ich denk', ich finde Sie allein,
Und öffne schon den Mund, um mich des Glücks zu freun,
Zieht der beim Rock mich fort, und jener sperrt mich ein,
Da sehn Sie sie nur an, wie sie verlegen stehen,
Sich Zeichen machen und vor Aerger fast vergehen,
Weil ich ein Wörtchen sprach. Man ärgre sich nur fein,
Nur immer zu, ich werde dennoch sprechen,
Und keine Erdenmacht soll jetzt mich unterbrechen.
Der Freche, der Sie liebt, Sie Julie, soll's bereun,
Und Sie (Zu Bertram.) Sie werden selbst mich an der Falschen rächen.

(Er verschwindet vom Fenster, während er spricht, machen alle Zeichen der Ungeduld. Bertram steht erstaunt und betäubt, und hält sich endlich mit beiden Händen die Ohren zu.)

Bertram.

Barmherzigkeit! O welche Ohrenqual!

Schmalt.

Ich bin noch ganz betäubt — das war der Herr Rival?

Onkel.

Jetzt, gerade jetzt uns so die Ohren vollzuplärren!

Johann,
(er geht die Thür zu öffnen.)

Nun brauchen wir ihn wohl nicht länger einzusperren.

Bertram.

Heirathen! Dieser dich? Nein, nie in Ewigkeit!

Julie.

Mein Vater — —

Lisette,
(leise zu Julien.)

Still! ich halt' ein Mittel noch bereit.

Neunzehnte Scene.

Die Vorigen und Thalheim.

(Wie Bertram Thalheim erblickt, tritt er einige Schritte vor, das Gesicht nach den Zuschauern gekehrt.)

Thalheim.

Da bin ich!

Lisette, (heimlich.)

Ihr Geschwätz macht Sie und uns zu Schanden. Schon war dem Vater alles eingestanden — —

Johann, (leise.)

Sie kriegten Julien.

Thalheim, (bestürzt.)

Wie?

Lisette, (leise.)

Schweigen Sie jetzt fein!

(Laut.)

Brav, brav, Herr Thalheim, brav!

(Leise zu den Uebrigen.)

Frisch! stimmen Sie mit ein!

Alle,

(außer Bertram, in die Hände klopfend.)

Brav, brav!

Schmalt.

Ich schreie mit, bloß weil sie alle schrein.

Lisette, (zu Bertram.)

Es war ein Scherz! Er gab so uns, als unsern Gästen,
Weil Ihr Geburtstag ist, das kleine Spiel zum besten.
Es war ein Impromptü, das ihm der Herr nicht gönnt.

(Sie zeigt auf Schmalt.)

Schmalt.

Was, ich —?

Johann.

O! wie der Neid ihm aus den Augen brennt.

Schmalt.

Schweig' er!

Johann.

Ja ja, man lernt wohl seine Leute kennen;
Man weiß es, daß Sie kaum die Luft dem Nächsten gönnen.

Schmalt.

Der Diener lügt.

Johann.

Nein, nein, die Leute haben Recht,
Der Geldsack ist sein Gott.

Schmalt.

Ein unverschämter Knecht!

Johann.

Sie gehn gern auf die Jagd, ja, doch gestehn die Leute.
Auf Hasen kann so gern, als auf die reichen Bräute.

Schmalt.

Der Bursche schwatzt mich toll!

Johann.

Ich schwatzte? Jedes Kind
Weiß ja, daß Sie, Sie selbst der größte Schwätzer sind.

Schmalt.

Ich duld es länger nicht. Der Mensch bringt mich von Sinnen.
Ein Schwätzer! — Domestik —

Liserte, (leise.)

Ach brav! er wird beginnen!

Schmalt,

(zu Bertram mit immer zunehmender Schnelligkeit.)

Will man denn gar nicht sehn? Hat man den schwarzen Staar?
Von diesen Reden all' ist keine Silbe wahr.
Der Bursch ist Echo nur, denn im Complot sind alle,
Ja alle gegen uns! und man geht in die Falle?

Der feine Herr da ist — wie stumm er sich jetzt stellt —
Der König aller Schwätzer auf der Welt.
Wie? Was? (Zu Toalheim) Was haben Sie darauf zu sagen?
Kein Wort! — Und Sie, Herr Bertram, welch Betragen?
Ist das erlaubt? — Wer glaubt man, daß ich sey?

Bertram.

O hören Sie doch auf, mich tödtet das Geschrei.

Schmalt,

(zornig sprudelnd und stotternd.

Ich will mit Ihrem Thal und Wald und Jagd mich nicht beladen.
Bin ich kein Mann für Sie, so ist's Ihr eigner Schaden.
Es giebt noch Orte, wo sich's besser jagen läßt.
Und dann Ihr Pavillon gleicht einem Schwalbennest! —
Ein Wort statt hundert, denn Geschwätz kann ich nicht leiden,
Zieht man den Herrn mir vor; ich werd' ihn nicht beneiden.
Ich bin modest, doch wenn man so mit mir verfährt,
So kenn' ich auch trotz andern meinen Werth.
Ich spreche wenig, doch zu rechter Zeit und Stunde;

Das scheidet weisen Mund von eines Thoren Munde.
Er nehme sie! Sollt' ich etwa nach Weiberſinn
Mich stutzen lassen? Nein, ich bleibe wie ich bin.
Nie war ich gleich der Fahne auf dem Dache,
Und stutzen lassen war nie meine Sache.

Bertram, (zornig.)

Weiß einer was er will? — — den dort
(Auf Thalheim zeigend.)
versteht man doch.

Onkel.

Ist er dein Schwiegersohn, so bessert er sich noch.

Bertram.

Mein Schwiegersohn? Ihm sollt' ich meine Tochter geben?

Onkel.

Nun ja.

Lisette.

O ja!

Johann.

Mein Herr!

Julie.

Mein Vater!

Thalheim.

Mein Bestreben — —

(Sie sprechen dies alle rasch hintereinander.)

Bertram,

(hastig, indem der Onkel ihn beruhigen will.)

Sprecht alle auf einmal! schreit alle auf mich ein!
Taub bin ich schon, bald werd' ich rasend seyn.
Hat man sich mir zum Untergang verbunden?
Hat sich dies Schwatzerbeer darum hier eingefunden?
Die? meine Tochter? (Zum Onkel.) Freund, verlier' kein Wort mehr d'rum!
Der ernste Ehestand ist nicht für solche Narren.
Ich mußte meine Frau mit Schweigen mir erbarren,
Und war als Bräutigam sechs ganzer Monden stumm!
Doch solcher Männer Frau wär schmerzlich zu beklagen;
Sie stürb' hinweg, eh's ihr gelang' ein Wort zu sagen.
Mein Gott bewahr' mich vor den Schwiegersöhnen da!
Denn hätte diese Ehe des Segens sich zu freuen,
So würden bald den lieben Großpapa
Die lieben Enkelchen von Haus und Hofe schreien.

Schmalt.

Was für Geschwätz! Er denkt noch immer in der That,
Der gute Mann, er sitzt im Magistrat.

Bertram, (heftig schreiend.)

Geschwätz? Sie schwatzen, Sie! und finden gar kein Ende.
Und wenn man nur sein Schwatzen noch verstände!
So aber, sprudelt er ein armes Wort herbei,
So stottert er ihm erst noch das Genick entzwei.

Schmalt,
(zornig und stotternd.)

Was? sprudeln, stottern? ich? der in der ganzen Runde
Für einen Sprecher gilt, dem lauter aus dem Munde
Gleich einem goldnen Strom die Rede sich ergießt?
Dem jedes Wort klar von den Lippen fließt,
Und dessen Töne stets so zart, so deutlich bleiben,
Daß sie noch nie verfehlt —

Bertram.

Die Hörer zu betäuben.
O schweigen Sie! mich foltert jedes Wort.
Ums Himmelswillen — still! sonst geh' ich fort.

Schmalt.

Ich schweigen? Geben Sie!

Bertram. } (Beide kurz hintereinander.)
Schmalt. } Sie können sich erfrechen!

(Zugleich.)

Mein Gott, der Mensch wird noch nach seinem Tode sprechen.

Onkel

(zwischen sie tretend.)

Et! liebe Herrn! Still, still! was fällt euch ein?
Herr Bruder! Et! Du kannst recht artig schrei'n,
Und wirst wohl, hoff' ich, jetzt die Schwätzer nicht verdammen.

Lisette.

Nein, nein, Sie sprachen ja mehr als wir all' zusammen.

Julie.

D'rum seyn Sie auch gerecht —

Bertram, (ärgerlich.)

Ja, doch! was hilft's einmal?
Bleibt unter Schwätzern mir doch immer nur die Wahl.

Schmalt.

So! so! Es ist genug. Adieu! Ich gehe lieber.
Sonst läuft mir wahrlich noch die bitt're Galle über.
Thut was ihr wollt, und schwatzt bis an den jüng-
sten Tag,
Bis die Gerichtsposaun' euch überschreien mag.
Wo anders werd' ich Frau und Jagd zu finden
wissen,
Und einstens wird man noch mit Thränen mich ver-
missen.

(Er läuft ab.)

Zwanzigste Scene.

Die Vorigen, ohne Schmalz.

Thalheim.

Herr Bertram, darf ich — —

Bertram, (zu Julien.)

Nun, du liebst ihn, er sey dein.

Thalheim.

Von nun an bin ich stumm.

Bertram, (zu Julien.)

Deß sollst du Bürge seyn.

Julie, (lächelnd.)

Spricht er zu viel, wir Frau'n verstehn zu unterbrechen.

Thalheim.

Nein, nein, von nun an werd' ich wen'ger sprechen,
Doch lieben immer mehr, mit jedem Augenblick.
Und kehrt des alten Trieb's Versuchung mir zurück,
So werd' ich meinen Blick in Juliens Auge schlagen,

Darin den Himmel ſehn und nicht nach Worten fragen,
Doch —

(Der Vorhang fängt an zu fallen. Er blickt in die Höh.)

Ach — —!

(Mit einer kleinen Beugung vorwärts, an die Zuſchauer.)

Nun, künftig hoff ich Ihnen mehr zu ſagen.

Das Räthsel.

Lustspiel in einem Aufzuge.

1805.

Personen.

Elise.
Carl.
Dessen Oheim.

Das Theater stellt einen Saal vor mit einer Thüre im Hintergrunde und einer Seitenthüre. Vorn zwei Tische einander gegenüber.

Erſte Scene.

Der Oheim,
(tritt in Gedanken herein, und bleibt endlich vor der Seitenthüre ſtehn.)

Schon wieder hier? — Bin ich denn hergebannt?
Da ſteh' ich, wo ich kaum vor zwei Minuten ſtand. —
Ich laufe hin und her, die Treppen auf und nieder,
Und bin am Ende doch vor dieſer Thüre wieder! —
Und was, was treibt dich denn zu dieſem Zeitvertreib?
Was führt dich her? — Geſteh's und ſchäme dich — ein Weib!
So wär' ich wohl verliebt? — Verliebt? Daß Gott bewahre!
Ich bin erſchrocken! — Hm! die Lieb' und graue Haare!
Ein Blumenbeet im Winter angebaut!
Verliebt! und ach! in wen? — In meines Neffen Braut.
Er führt Eliſen her; ich ſoll ſie ſehn und preiſen —

Nur halb erfreut ein Glück, das nicht der Freund auch kennt —
Und ich, um kräftig ihm den Beifall zu beweisen,
Verliebe mich in sie beim ersten Kompliment?
Pfui! — Pfui? — Nein pfui! — Was wollte man sich grämen?
Wann fiel es jemals ein, des Essens sich zu schämen?
Warum der Liebe denn? — Man ist ja nicht von Eis.
Wem trieb Elise nicht das Herz zu raschern Schlagen?
Ach, wenn der Frühling kommt, und Flur und Wald sich regen,
Treibt auch der alte Stamm wohl noch sein grünes Reis.
Mein Neff' allein ist Schuld. Er mußte mich doch kennen,
Und wissen, daß am Licht die Mücken sich verbrennen.
Was bringt er sie mir her! — Nun ist's einmal geschehn!
Was sie wohl macht? — Ich will ein bischen horchen gehn.

(Er legt den Kopf an die Thüre.)

Ei! da vernahm ich was. — Nein. Ich hab' nichts vernommen.
Sie ist gewiß allein, mein Neffe wird nicht kommen;
Ich klopfe an. — Doch halt! Gesetzt, sie ruft: herein.
Was mach' ich dann? — Nun dann geh' ich hinein.

(Er geht wieder nach der Thüre. Dann sich wieder entfernend.)

Doch wenn ich drinnen bin, was werd' ich ihr dann sagen?
Ei nun, ich werde sie nach dem Befinden fragen,
Sie dankt; sie macht mir Platz; ich setze mich — und dann —
Und dann — dann findet sich's! Ich geh' und klopfe an.

Indem er nach der Thür geht, tritt Carl herein.)

Verdammt!

Zweite Scene.

Oheim. Carl, (einen Brief in der Hand.)

Carl.

Ach recht!

Oheim, (für sich.)

Nein, schlecht!

Carl.

Man hat mich her gewiesen.
Ich suchte Sie. — Sie wollten zu Elisen?

Oheim.

Ich? meinst du mich?

Carl.

Wen sonst?

Oheim.

Ich zu Eusen? — Nein.
Ich hörte nur Geräusch.

Carl.

Bei ihr? Ist sie allein?

Oheim.

Doch wohl.

Carl.

Erlauben Sie; so will ich fragen gehen.

Oheim, (ihn zurückhaltend.)

Nein — bleib! Sie schläft.

Carl.

Sie schläft? — So haben Sie's gesehen?

Oheim.

Nein doch! ich meinte nur.

Carl,
(nach der Thür gehend.)

Sie haben nur gemeint —

Oheim, (ihn haltend.)

Mein Gott, sie konnte ja doch schlafen, lieber Freund.

Du konntest meinethalb sie aus dem Traume wecken. —
Du suchtest mich? — Du hast mir etwas zu entdecken?

Carl.

Nur mitzutheilen. Eine Kleinigkeit.
Es ist ein Scherz. — Den Brief bekam ich heut.
Ein Freund, dem wir schon manch Vergnügen danken,
Schickt uns ein Räthsel zu, und ruft uns in die Schranken.

Oheim.

Dich und Elisen?

Carl.

Ja, weil sie die Räthsel liebt,
Gleich gern sie selber löst, und sie zu lösen giebt.

Oheim.

Ja, ja, das merk' ich wohl.

Carl.

Wie viele schöne Stunden
Sind uns bei diesem Spiel oft allzuschnell verschwunden!
Da ward gelacht, geküßt, geschmollt auch — wie es fiel:
Denn zwischen Liebenden ist Spiel ja mehr als Spiel.

Oheim.

Und leben nur ein Spiel. Ach, weil sind's goldne Tage!
Ja, Jugend hat die Lust, und Alter hat die Plage.

Carl.

Da ist sie selbst.

Dritte Scene.

Die Vorigen. Elise.

Elise,
(auf der Seitenthüre tretend.)
Sieh da! So einsam beide hier?

Carl.

Doch war uns beiden wohl; wir redeten von dir.

Elise.

Wie konntest du so lange von mir bleiben?

Carl.

Zu meiner Qual mußt' ich drei lange Briefe schreiben.

Elise.

Und auch mein Onkel ließ mich höflich auf der Acht.
Ich dacht', er kommt gewiß; — ich hatte falsch gedacht

Oheim.

Ja, wenn man immer wär', wo man am liebsten wäre!
Ich wollte just, da kam mir — jemand in die Quere.

Elise.

Auf Sie hatt' ich gehofft. Ich war ungern allein.
Mein Papagei ist krank; dem Arzt schmerzt das Bein —
Das arme Thier ist mir heut' frisch vom Schoß gefallen —
Und Bücher mocht' ich nicht; mir ekelte vor allen.
Nein, in der That, ein Buch befriedigte mich nicht.
Wenn man erst plaudern will, so will man ja nicht lesen.
Was sollt' ich mit dem unbequemen Wesen,
Das immer fort doziert, sich niemals unterbricht,
Nicht widersprechen läßt, und selbst nicht widerspricht?

Oheim.

Ja, ja, ich kenne das, und kann's am besten fühlen.
Auch ich, ich finde jetzt kein Buch, das mich erfreut,
Das Trauerspiel zu lang, das Schauspiel gar zu breit,
In wenig Dichtern Geist und Langeweil' in vielen.
Romane mocht' ich wohl, allein nicht lesen — spielen!

Carl.

Da kommt mein Räthsel ja zu recht gelegner Zeit.

Elise.

Ein Räthsel? O zeig' her! Wer hat es dir gegeben?

Carl.

Hier, dieser Brief. Er bracht' es mir so eben.
Freund Wilhelm schickt es uns.

Elise.

Ha der! Der Ueberklug.
So zeige doch!

Carl.

Noch nicht! Du weißt noch nicht genug.
Eh' du das Räthsel liest, mußt du den Brief erst hören.

Elise.

Wozu?

Carl.

Das wirst du sehn. Er giebt uns gute Lehren.

Elise.

Nun so, so ließ ihn nur. Wir Armen, wie Ihr wißt,
Gehorchen immer gern.

Oheim, (bei Seite.)

Wenn es gut Wetter ist.

Carl, (liest.)

„Mein Freund, ich sende dir ein Räthsel, wel-

ches so eben meinen Händen entsprungen ist, und empfehle es besonders dem Scharfsinne deiner liebenswürdigen Elise. Morgen denke ich selbst deinem braven Oheim einen Besuch zu machen, und dem glücklichen Oedip den Preis zu ertheilen. Um aber indeß deine Standhaftigkeit und Elisens Ergebung auf eine kleine Probe zu setzen, lege ich die Auflösung in einem wohl versiegelten Zettel bei, welcher, wohl zu merken, vor meiner Ankunft nicht erbrochen werden darf. Ich glaube du wirst mir Dank wissen für diese Verübung zum Ehestande. Adieu. Ich zweifle nicht, morgen den Zettel noch eben so wohl versiegelt aus deinen Händen zurück zu erhalten.' "

Elise.

Mein Gott, der weise Mann, mit seinen Wundergaben.
Er ist doch gar zu klug! (Für sich.) Den Zettel muß ich haben.

Carl.

Hier ist das Räthsel.

Elise.

Nein, ich mag das Räthsel nicht.
Mir ist nicht wohl. O weh! Wie mich's im Kopfe sticht —
Und hier — —

Carl.

So lies es doch. Das würde dich zerstreuen.

Elise.

Ach nein. (Für sich.) Den weisen Herrn soll der Triumph nicht freuen.

(Es entsteht eine kleine Pause.)

Oheim, (für sich.)

Aha! Der Teufel fährt sein Unkraut in das Feld! —
Indeß mein Neffe hier die reiche Lese hält,
Macht' es geradchen fern, daß wir uns still entfernten,
Wir kommen dann zurück den Waizen einzuernten.

(Er schleicht sich unter öfterm Umsehen davon.)

Vierte Scene.

Carl. Elise.

Carl.

Es scheint, daß Wilhelm's Scherz dir ungelegen war.

Elise.

O nein.

Carl.

Doch beut sich dir ein leichtes Mittel dar,
Den Schadenfroh um seine Lust zu prellen.

Elise, (für sich.)

Auf eine solche Probe mich zu stellen!
Glaubt dieser Mensch, ich sey erst vierzehn Jahr?

Carl.

Du liest das Räthsel durch; du hast den Sinn gefunden —
Wie floh er dich? Hältst du nicht jeden Sinn gebunden? —
Freund Wilhelm kommt; es wird der Zettel ihm gebracht;
Er sieht, daß dir sein Witz nicht tief genug gelegen,
Um nur einmal die Neugier dir zu regen;
Er ist beschämt und wird brav ausgelacht.

Elise, (gezwungen lachend.)

Gewiß, er hat's verdient. Ha, ha! Wir wollen lachen! —
Doch — sollte man ihm nicht die Strafe härter machen?
Beim Himmel! Scheint es nicht, als wollt' er uns entzwei'n?
Wer weiß, mein Freund; man muß behutsam seyn,
Der Wolf steckt heutzutag' oft mitten unter Schafen.
Wach ist die Hinterlist, die Klugheit darf nicht schlafen.
Nein, sieh, da fällt mir gleich ein besserer Vorschlag ein.
Du mußt in meine Hand den Zettel übergeben,

Und so vereiteln wir auf einmal sein Bestreben.
Er sieht, daß du mit Fleiß nicht seines Raths gedacht,
Und ärgert sich weit mehr, als wird' er ausgelacht.

Carl, (für sich.)

O Eva! — Nein, ich kann den Zettel ihr nicht geben.
Ich schämte mich, vor ihm die Augen aufzuheben.
Ich müßte wie ein Kind vor seinem Spotte stehn.

Elise.

Du denkst dem Vorschlag nach? — So wird und muß es gehn.

Carl.

Ja — doch — fürwahr! Du scheinst ihn zu verkennen.
Es ist ein Scherz.

Elise.

Es sey nun Scherz, sey Ernst zu nennen,
Du giebst den Zettel mir. Nicht so?

Carl.

Allein, mein Kind —

Elise.

Dein Kind, es bittet dich: den Zettel —! o geschwind!

Carl.

Bedenke doch — was wird dann Wilhelm von uns denken?

Elise.

Ei, was er mag und kann! — Theil' mir den Zettel mit.
Was zögerst du? Geschwind! — Es heißt uns wenig schenken,
Wenn das Geschenk dem Wunsch nicht an die Ferse tritt.

Carl.

Wie? Laßt die Neugier denn so wenig sich bezähmen?

Elise.

Der Neugier hatt' ich mich nie weniger zu schämen.

Carl.

Vielleicht der Eitelkeit!

Elise.

Das geb' ich dir zurück;
Denn deine Eitelkeit zeigt sich dem ersten Blick.
Du willst dich als ein Mann von fester Stirne zeigen,
Dem Weiberwille sich und Weiberklugheit beugen.

Carl.

Und du, gesteh's, du zeigtest gern an mir,
Der Mann, er sey doch nur ein dienstbar folgsam Thier,
Sobald es euch gefällt den Zauberstab zu rühren.
Er prahlt und pocht — ein Wink: — er kriecht auf allen Vieren!

Elise.

Ihr schwachen Seelen, die ihr glatten Worten traut,
Von Männerliebe träumt, auf Männerschwüre baut,
Wacht auf! — Noch ist kein Mann, der wahrhaft liebt, geboren.
Mit tausend Eiden wird euch Liebe zugeschworen;
Man girrt von Treu', Ergebung, ew'ger Glut,
Man möchte gern das Leben für euch wagen,
Gern gab' man alles hin; — allein es bleibt beim Sagen.
Und ihre Lieb' ist nichts als heißes Blut.
Wollt ihr vielleicht nach der Erfüllung fragen,
Vielleicht wohl bitten nur, so hat der Held den Muth,
Ein elend Stück Papier euch trotzig abzuschlagen.

(Sie setzt sich in hastiger Bewegung an den Tisch, und stützt den Kopf in die Hand.)

Carl.

Elise! Nein, bei Gott! Dies ist zu viel.
Der Schwur, den ich gethan, er war kein loses Spiel,
Das blos der Trieb des Augenblicks erfunden.
Was meine Lippe sprach, was meine Brust empfunden,
Empfinde, sprech' ich noch. Dein eigen bin ich ganz.
Nicht säumt' ich eine Krone auszuschlagen
Für deines Lächelns Reiz, für deiner Blicke Glanz,
Wenn sie halb schüchtern mir und halb verlangend sagen,

Was keine Zunge spricht, das Herz kaum wagt zu schlagen.
Für dich, o glaube mir, gäb ich der Augen Licht,
Ich gäb' für dich mit Freuden selbst mein Leben ——

Elise, (aufstehend.)

Mein Carl, so willst du mir den Zettel wirklich geben?

Carl.

Den Zettel? Nein, den Zettel geb' ich nicht.

Elise.

O schändlich! Unerhört! Das ist nicht zu erdulden.

(Sie setzt sich nieder.)

Carl.

Bedenke wohl, hier kommt dir Eitelkeit zu Schulden
Und Eigensinn, mein Kind; hier kommt es darauf an,
Zu seh'n, ob du das Weib und ich der Mann;
Ob es nicht umgekehrt; ob du mich wirst besiegen,
Ob du dich wirst als Weib in deine Schranken fügen;
Ob ich als Mann dir werde widersteh'n,
Ob ich mich werde still an deinem Fädchen dreh'n.
Ein kleiner Wunsch, vom Mann, dem Weibe abgeschlagen
Zur rechten Zeit, hat ihm oft goldne Frucht getragen.

Elise.

Nur zu, mein Herr! Sie predigen sehr schön.
Mir ist, als sah' ich Sie mit Mantel und mit Kragen.

Carl, (ärgerlich.)

Wer in den dürren Sand saet, der erndtet nie,
Und Weibern predigen — —

Elise.

Das ist verlorne Müh!

O ja.

Carl.

O ja! Der Kluge weiß zu schweigen.

Elise.

Ach ja!

Carl.

Und daß ich's kann, das will ich Ihnen zeigen.

(Er setzt sich ihr gegenüber. Pause. Endlich fängt er mit dem Stuhle an zu rücken, dann zu husten.)

Hm! — Hm! — Elise! — Wie! Du bist wohl bös auf mich?
Um diese Kleinigkeit? Es ist doch lächerlich,
Daß unter Zank und Streit die Stunden uns entstieben,
Die schönen, die für uns nicht zweimal blühen —
Und unter Streit um nichts!

Elise.

Wer ist denn Schuld daran?

Ich nicht.

Carl.

Ich nicht!

Elise.

Ja, du. Du spielst den starken Mann,
Und kränkst mich bitterlich. Den Zettel wollt' ich lesen;
Nun ja, es war' zum Scherze nur gewesen;
Vielleicht las ich ihn nicht einmal: — er weigert sich,
Und will mich lieben! — Ach! Mein Kopf, wie schmerzt
er mich!

Carl.

(trägt seinen Stuhl neben Elisen.)

Elise, hör' mich an. Gestehn wir unsre Schwächen,
Und lassen wir Vernunft und Liebe wieder sprechen.
Vergiß das unglückselige Papier.
Gieb mir die Hand.

Elise.

Gieb erst den Zettel mir.

Carl.

Elise —!

Elise.

Nein, ich werd' ihn nicht vergessen.
Nach der Erhebung nur, läßt sich die Liebe messen.
Der liebt mich nicht, der nicht nach meinem Willen thut.

Carl.

Elise!

Elise.

Spare dir die Worte. Kurz und gut;
Du giebst nur das Papier, sonst will ich gar nichts wissen.

Carl,

(nachdem er sie eine Weile von der Seite angesehen.)

Welch böser Geist hat sich denn heute losgerissen?

(Er trägt seinen Stuhl geschwind wieder auf die andre Seite.)

Verdammt sey jedes Wort, das ihr mein Herz geschenkt!
Beim Himmel! Wer sein Glück an Weiberlaunen hängt,
Der hätte besser sich am ersten Strick gehangen.

Elise,

(nach einer kleinen Pause, für sich.)

Zu hastig war ich wohl. Ich bin zu weit gegangen.
Er ist beleidigt. — Ja — ich lenke wieder ein.

(Laut.)

Wie ist's? Kommt heute noch Gesellschaft her?

Carl.

Kann seyn.

Elise.

Ich wünschte nicht. Mich schmerzt der Kopf nur immer.

Carl.

Mich auch.

Elise.

Es ist heut' warm.

Carl.

Besonders hier im Zimmer.

Elise.

Und dennoch muß ich noch zum Rosenstock hinaus;
Wenn man ihn nicht begießt — —

Carl.

So geht er aus.

Elise.

Ich muß gesteh'n, das würde mich betrüben.

Carl.

Ja, ja.

Elise.

Dich nicht?

Carl.

O ja.

Elise.

Wo ist die Zeit geblieben?
Seit wir ihn pflanzten, sind acht Tage schon vorbei,
Und dennoch ist es mir, als ob es gestern sey.
Wohl Flügel haben sie, die Stunden; es weilt' keine.

Carl.

Ach, nur die schlimmen nicht; die haben ja kaum Beine.

Elise.

Erinnerst du dich noch? Der Abend war so schön;
Gepflanzt war unser Stock; wir blieben vor ihm stehn,
Sahn auf das Rosenpaar, vereint an einem Stiele,
Das traulich nickend stand, und in des Windes Spiele
Sich süße Worte zuzuflüstern schien;
Dann ging's zum Brunnen hin — —

Carl, (seufzend.)

Ja, ja, wir gingen hin.

Elise, (aufstehend.)

Doch nein, du gingst allein. —

Carl, (aufstehend.)

Ich war allein gegangen
Um Wasser aus dem Brunnen aufzuziehn,
Allein du kamst mir nach.

Elise.

Da scherzten wir und sangen,
Und gingen zu dem Stock, und wir begossen ihn —
Und du, du sahst mich an —

Carl.

Und sah auf deinen Wangen

Der Liebe stilles, zärtliches Verlangen,
So wie das Abendroth auf unsern Rosen, glüh'n —
Und dann — Elise, ach! Der Abend ist vergangen;
Doch konnte mir mit ihm auch deine Lieb' entflieh'n?

Elise,
(mit dem Finger drohend.)

Gelungen wär' es dir beinah' sie fortzutreiben.
(Seine Hand fassend.)
Doch nun, nun bleibt sie da, und wird dir ewig bleiben.

Carl.

O laß uns alles das vergessen und verzeihn!
Laß mir die liebe Hand! — Nun bist du wieder mein.
Nun soll sich zwischen uns kein böser Geist mehr drängen.
Mein Wille soll an deinen Lippen hängen.
Ich denke nur an dich — ich lebe nur in dir!

Elise.

Mein Carl!

Carl.

Geliebtes Weib!

Elise.

Wie theuer bist du mir!

Nun kann ich wieder meinen Freund erkennen,
Und keine Zwietracht soll uns jemals wieder trennen.
Ich werde freudig thun, was nur dein Wink begehrt.

(Carl drückt ihre Hand an seine Brust.)

Ja, Güte und Vertraun sind in dein Herz gekehrt!
Ich fühle deine Brust vor Freud' und Liebe beben.
Ja nun — o ja! — nun wirst du mir den Zettel geben.

Carl,

(ihre Hand loslassend.)

Mein Gott, Elise! Jetzt! Wie fällt dir jetzt das ein?
In diesem Augenblick?

Elise.

Nicht wahr? Nun ist er mein?

Carl.

Kann ein Gedanke noch an ihn sich bei dir regen?

Elise.

Wie du gesehn, o ja.

Carl.

So schlecht ist dir gelegen
An meiner Liebe, daß du sie und mich vergißt
Um das Papier?

Elise.

Nein, weil mir d'ran gelegen ist,

Will ich die Ueberzeugung nicht verſchieben;
Denn wenn du mir's verſagſt, kannſt du mich auch
nicht lieben.

Carl.

Eliſ', ich bitte dich, du gehſt zu weit.
Der Starrſinn zeugt von mehr als bloßer Eitelkeit.
Ha! In dem Augenblick, wo ich gutmüthig träumte,
Daß jeder fremde Wunſch ihr Herz der Liebe räumte,
Verzeihung bittend ihr zu Füßen ſinken will,
Denkt ſie an das Papier und — —

Eliſe.

Still! Ich bitte, ſtill!
Es braucht der Worte nicht. Ich will nur eins dich
fragen:
Willſt du auch jetzt den Zettel mir verſagen?

Carl.

Eliſe, hör' mich an.

Eliſe.

Du giebſt ihn alſo nicht?

Carl.

Hat meine Bitte nichts, was dir zu Herzen ſpricht?
Ich bitte, hör' mich an!

Eliſe.

Du willſt mir ihn nicht geben?
Nicht? Nicht?

Carl.

Elise!

Elise.

Nicht?

Carl.

Nun denn, bei meinem Leben!
Nein! Nein! Ich geb' ihn nicht.

Elise, (spöttisch.)

Ei, ei, das ist ja hart. —
Nun, so entziehen Sie mir Ihre Gegenwart;
Ich bitte Sie, mein Herr.

Carl.

O ja, ich werde gehen.
Nicht Ehre bringt es mir, noch länger hier zu stehen.

Elise.

So geh'n und sachen Sie sie draussen vor der Thür.

Carl.

Ich geh', Madam; doch diesen Zettel hier
Stell' ich dem Oheim zu. In schwachen Augenblicken
Gelang' es Ihnen doch vielleicht mich zu berücken;
Drum setz' ich vor mir selbst mich so in Sicherheit.

Elise.

O gehn Sie doch geschwind, noch eh' es Sie gereut. —

So gehen Sie! — Mein Gott, was ſtehn Sie denn noch immer?

(Er ſcheint etwas ſagen zu wollen, unterdrückt es aber und geht haſtig fort. Sie lacht hinter ihm drein. Er kehrt ſchnell zurück.)

Carl.

Madam Sie ſind — —

Eliſe.

Und was, mein Herr?

Carl.

Ein Frauenzimmer!

(Er geht.)

Fünfte Scene.

Eliſe, (allein.)

Nur zu, mein Freund, nur zu! Sie triumphiren nicht.
Sie zeigten ſich zu früh in Ihrem wahren Licht.
Es war noch viel zu früh, den Ehemann zu ſpielen.
Und ſollt' ich mich vielleicht gewöhnen vor der Zeit,
So zeigt die Rechnung nicht von großer Schlauigkeit:
Wer Weiber fangen will, muß treffen, doch nicht zielen.
Noch bin ich frei und wählen kann ich noch.

Wer sich ein Joch erwählt, ja der verdient das Joch.
Wir leben Gott sey Dank! in aufgeklärten Staaten,
Und wollen eben thun wie unsre Mutter thaten!
Der Mann beherrscht die Welt und wir den Mann.
So ist es wie es soll. Thu' jeder was er kann. —
Nun muß ich aber sehn, den Zettel zu bekommen.
Dem Onkel giebt er ihn? — Das soll ihm wenig frommen.
Wie könnte mir der Onkel widerstehn?
Wenn achtzehn Jahr mit funfzig Jahren kriegen;
Ist's kaum ein Krieg; es ist ein Kommen, Sehn und Siegen.
Ich hör' ihn — nun so laßt uns gleich die Probe sehn.

Sechste Scene.

Elise. Der Oheim.

Oheim.

Ei, ei, mein Kind, was ist denn hier geschehn?
Mein Neffe kommt zu mir mit Wüthen und mit Schnauben,
Spricht mir von Lieb' und Gift, von Schlangen und von Tauben,
Versichert, daß er es nicht länger dulden kann,

Rollt dann mit Ach und O's mein ganzes Zimmer an,
Drückt einen Zettel mir bedeutend in die Hände — —

Elise.

Sie haben ihn?

Oheim.

Und statt daß er mir Rede stände, — —
Stürmt er an mir vorbei. —

Elise.

Gottlob! Sie haben ihn.

Oheim.

Ich hab' ihn nicht.

Elise.

Nicht? Nicht?

Oheim.

Ich wollte mich bemühn
Ihn aufzuhalten, ihn zu Stand und Rede zwingen;
Doch leichter könnte man den Wind zum stehen bringen:
Hui! war er fort! — Wohin? Das weiß ich nicht.

Elise.

Ich wissen Sie doch nicht einmal, woron man spricht.
Den Zettel meint' ich ja.

Oheim.

So! — Ich — ich ließ ihn liegen.

Eliſe.

So holen Sie ihn.

Oheim.

Gern wollt' ich mich Ihnen fügen,
Allein mein Neffe hat mir's unterſagt.

Eliſe.

Schon wieder er und er! Wer hat nach ihm gefragt?
Ich bitte Sie, nicht mehr von ihm zu ſprechen.
Ich höre nichts von ihm, ich kenne ihn nicht mehr.
Beleidigt hat er mich, und ich, ich will mich rächen!
Wer ſich zu rächen weiß, iſt der Beleid'gung Herr.

Oheim.

Gewiß, ſo thät' ich auch.

Eliſe.

Ich werde Leute finden,
Die gern mit mir zur Rache ſich verbinden.

Oheim.

Mein Täubchen, ſuchen Sie die Leute nicht zu weit.
Sie ſteh'n und warten ſchon, zu Rath und That bereit.

Eliſe.

Ein Andrer wird dies Herz nach ſeinem Werthe achten.

Oheim.

Anbeten wird er es und zärtlich nach ihm ſchmachten.

Elise.

Und am Gehorsam werd' ich seine Liebe seh'n.

Oheim.

Ach Gott! Gehorsam, ja, vom Kopf bis auf die Zeh'n.

Elise.

Nein, nie, nie hat ein Weib so Hartes noch erduldet!

Oheim.

Um Rache schreit es laut.

Elise.

Wie haben wir's verschuldet,
Daß unser Schicksal liegt in rauher Männer Hand?
Als schaffend die Natur das Weib erfand,
Da schuf sie weiter fort, auf daß auch Männer wären,
Doch ach! Der Teig schlug um und uns zur Pein entstand
Ein häßlich Mittelding vom Affen und vom Bären.

Oheim.

Mein Nichtchen ist recht spaßhaft, wie es scheint.

Elise.

O nein, mein Onkelchen war nicht gemeint.
Mein Onkelchen ist gut, ist sanft in Wort und Mienen,
Ist ohne Eigensinn, stets willig uns zu dienen,
Gehorcht gern, wenn er muß, ist weise, wenn er kann,

Kurz, für die beste Frau der allerbeste Mann.
Sie würden ohne Streit und wie im Himmel leben.

Oheim.

Ach ja, nur erst die Frau, der Himmel wird sich geben.

Elise.

Kaum hat sie nein gesagt, so ist sein Nein schon da,
Kaum nickt sie mit dem Kopf — —

Oheim.

So spricht er freundlich: ja!

Elise.

Es ist ein Leben, wie im Paradiese!
Doch nun, damit er sich des Lobes werth bewiese,
Nun dächt' ich, ging er hin, und holte das Papier.

Oheim.

Er geht, er läuft, er fliegt! — Mit nichten! Er bleibt hier.

Elise.

Wie?

Oheim.

Denn er fühlt etwas auf seinem Herzen liegen,
Wie ein Gewissen schwer, das hindert ihn am Fliegen.

Elise.

So werfen Sie es weg.

Oheim.

Ja, heben Sie es auf?

Elise.

Wer weiß? Nur zu!

Oheim.

Es kommt. Ich laß' ihm freien Lauf.

Elise.

Ich mache Platz.

Oheim.

Ach nein, es läßt sich doch nicht sagen.

Elise.

So brummen Sie's.

Oheim.

Ich will es durch die Blume wagen.

Elise.

Nur zu!

Oheim.

Ein Fabelchen.

Elise.

Mein Ohr ist ganz bereit.

Oheim.

Es lebt einmal in grauer Fabelzeit,
Da zwischen Mensch und Thier noch Red' und Umgang
waren — —

Elise.

Der Anfang lautet wohl; ich bitte fortzufahren.

Oheim.

Es war einmal in dieser guten Zeit
Ein alter Bär — doch nein — ein Bär in besten Jahren.

Elise, (drohend.)

Ei, ei, was hat mein Onkelchen im Sinn?

Oheim.

Und zu derselben Zeit war eine Schäferin,
Schön wie das Morgenroth und mild gleich Frühlingslüften. —

Elise.

Wie dichterisch!

Oheim.

Sie trieb einst ihre Heerde hin,
Wo tief in eines Felsens dunkeln Klüften,
Und einsam unser Bär verborgen lag.
Der gute Petz! Ihn ist, als ob ein neuer Tag
Mit einemmal den düstern Wald erhelle!
Er sieht; er staunt; er bleibt auf einer Stelle,
Des Seh'ns sich nur bewußt, wie angeschmiedet steht
und seufzt — —

Elise.

Der Bär?

Oheim.

Der Bär. Und fühlt bei dieſem Seh'n,
Wie immer wachſend ihm ein nie gefühltes Feuer
Durch alle Adern fliegt — —

Eliſe.

Das arme Ungeheuer!
Iſt denn kein Waſſer da?

Oheim.

Und will vor Glut vergehn,
Und endlich unterliegt er ſeines Herzens Drange,
Er ſtürzt hervor — —

Eliſe.

O weh! Nun wird mir wirklich bange.

Oheim.

Und wirft ſich vor der ſchönen Schäferin
Mit zärtlicher Geberde bittend hin.

Eliſe.

Sie läuft davon?

Oheim.

O nein, ich ſeh' ſie bleiben.
Drauf faßt er ihre Hand — ſie wird ſich doch nicht ſträuben?
Küßt ſie —

(Er küßt ihre Hand.)

Eliſe.

Der Bär?

Oheim.

Der Bär. Rückt näher — —

Eliſe.

Halt! Sie ſchreit!

Oheim.

Behüte! Nein, das war nicht Mode zu der Zeit.
Rückt näher und — —

Eliſe.

Und was?

Oheim.

Beſiegt von ſeinem Triebe,
Erklärt er laut und frei: — daß er ſie zärtlich liebe.

Eliſe.

Und ſie?

Oheim.

Ja, ſie — ſie ſprach — ich weiß es doch nicht mehr.
Was ſprach Eliſe wohl, wenn ſie das Mädchen wär?

Eliſe, (lächelnd.)

I nun, ſie ließ etwa ihr Sprüchlein ſo erſchallen:
Mein lieber Bär, du biſt ein artiger Bär,
Und wenn er artig iſt, kann auch ein Bär gefallen.
Man liebt Geſtalt und Jugend nicht allein;

Es schmeichelt sich Verstand und Herz auch bei uns ein,
Und der Gehorsam ziert so Mensch als Bär vor allen.
Drauf geht der Bär geschwind und holt den Zettel her,
Und ist sodann mit ihm ein doppelt art'ger Bär.

(Sie geht ab.)

Siebente Scene.

Der Oheim, (allein.)

Habt ihr's gehört, ihr hochbeglückten Ohren?
Man liebt Gestalt und Jugend nicht allein.
Schlürf, altes Herz, mit Lust die süße Rede ein,
Zaum' deine Wünsche auf, gieb deinem Muth die Sporen,
Und laß der Hoffnung Raum von ihr geliebt zu seyn! —
Mit meinem Morgen war der Liebe Stern verschwunden;
Da blickt er freundlich mir am Abend wieder auf!
So hatt' ich unverhofft noch eine Frau gefunden?
Und kriegte wohl auch gar noch Kinderchen im Kauf? —
Ach Gott! Ich seh' sie schon, die lieben süßen Kleinen!
Ich hör' sie lachen, schrein, wohl auch ein bißchen weinen;
Der zarten Füßchen Laut vernehm' ich: tipp, tipp, tapp,

Tapp, tapp, tipp, tipp, im Zimmer auf und ab! —
Die Mutter ſitzt und wiegt das Kleinſte auf den Händen;
Ein zweiter blonder Schelm kriecht jauchzend an den Wanden;
Ein Drittes dort baut ſtill und ernſt ſein Kartenhaus;
Und um das häusliche Gemälde zu vollenden
Sitz' ich als Vater hier und beſſ're Windeln aus.
Und wie ich ſitze, horch! tönt's lieblich da herüber:
Papa! Papa! — Ich laufe ſtracks hinüber: —
Was willſt du, Engelchen? — Doch kaum, kaum bin ich da,
So ruft's von dorther auch: Papa, komm her Papa!
Und wie ich mich nach dieſer Seite wende,
Da ſtrecken ſich nach mir hier ein paar kleine Hände,
Und wieder lallt's: Papa! — Ich bin bald hier, bald dort:
Papa! — Papa! — Papa! — Bei jedem möcht' ich weilen,
Vermag's doch nicht, ruft mich der andre fort,
Und wünſch', ich könnt' mich ſelbſt, wie meine Liebe, theilen.
Ihr ſüßen Kleinen, euch gäb' ich um keinen Thron!
So ſchön, ſo zart, ſo gut! — Ach! Hätt' ich ſie nur ſchon!
Jetzt fort zu ihr, den Zettel hin zu tragen!

Ich hab' ihn hier, doch wollt' ich's ihr nicht sagen,
Denn dem Erwarteten wird um so groß'rer Lohn.
(Er geht auf die Seitenthür les, indem kommt Carl.)

Achte Scene.

Oheim. Carl.

Oheim.

So muß mich dieser heut' beständig unterbrechen!

Carl.

Sie sind allein? Mir war, als hört' ich gehn und sprechen.

Oheim.

Ich macht' auf eigne Hand mir etwas Motion.

Carl, (sich überall umsehend.)

Damit das Essen schmeckt. Ja, ja, verstehe schon.
(Für sich.)
Elise war gewiß so eben hier im Zimmer.

Oheim, (für sich.)

Der arme Schelm! Er dauert mich doch immer.
Bereit' ich ihn d'rauf vor? Ja. Doch wie fang' 's an?

Carl. (für sich.)

Er überlegt; was gilt's? Sie schickt den guten Mann,
Er soll mit guter Art den Mittler bei mir spielen.
Sie mag nun endlich wohl ihr schweres Unrecht fühlen.

Oheim.

Freund, im Vertraun — ich hab' dir etwas zu vertraun.

Carl.

So, so! Nur zu! Ich höre. (Für sich.) Laßt doch schaun.

Oheim.

Doch kurz ist meine Zeit, und kurz muß ich es geben.

Carl.

O so gewinnen wir: kurz fern heißt lange leben.

Oheim.

Du weißt, der Mensch — er ist nicht gern allein.

Carl.

Der Mensch thut übel daran, und schafft sich nichts als Pein.

Oheim.

Und — (Für sich.) Nein, so geht es nicht. Ich will es anders fassen. —

(Er räuspert sich.)

Der Mann, der wahre Mann, mein Freund, bleibt stets gelassen.
Krieg, Hagelschlag und Pest, den Brand im eignen Haus,
Sieht er gelassen an; er sieht von fremden Händen
Sich seinen großten Schatz, sein liebstes Gut entwenden — —

Carl.

Und prügelt seinen Dieb gelassen tüchtig aus.

Oheim.

Mein Himmel! wirst du mich denn ewig unterbrechen?

Carl.

Von nun an werd' ich ungefragt nicht wieder sprechen.

Oheim.

Ich bin heraus! (Für sich.) Linkum! wo anders lenk' ich hin.
(Laut.)
Mein Freund, dir ist bekannt, daß ich dein Oheim bin?

Carl, (lächelnd.)

Ja, meine Mutter sprach's, und auch mein Vater meint' es.

Oheim.

Und daß du folglich auch mein Neffe bist?

Carl.

So scheint es.

Oheim.

Doch auch, daß uns das Herz mehr als das Blut verband?
Ich reichte frühe schon als Freund dir meine Hand.
Ungleiche Jahre ließ uns gleicher Sinn vergessen —
Und ist das Alter denn nach Jahren bloß zu messen? —
Genug, ich bin dein Freund; für meinen acht' ich dich;
Doch nur im Handeln zeigt als ächt die Freundschaft sich:
Des Schiffes fester Bau erprobt sich auf den Wellen.
Noch konnten wir uns ja auf keine Probe stellen.

Carl.

Wozu denn thät' es Noth? Die Probe zeigt gar oft
Weit mehr, als wir begehrt und minder, als gehofft.
In Lieb' und Freundschaft auch muß Glaube selig machen.

Oheim.

Nicht so, mein Freund. Der Glaube gilt bei Schwachen.
Wer seiner selbst gewiß, scheut die Gewißheit nicht.
O könnt' ich doch was hier (Auf die Brust deutend.) für dich so zärtlich spricht,
Durch eine That für dich erklären und verklären!

Carl, (für sich.)

Was wird die Zartlichkeit denn endlich noch gebären?
Wo will er denn hinaus?

Oheim.

Doch aber würdest du, —
Gält's eine That, und trieb der Augenblick dazu, —
Für deinen Freund ein Opfer auch nicht scheuen?

Carl.

Wie sollt' ich?

Oheim.

Nicht zu rasch! Es könnte dich gereuen,
Denn ohne Umschweif, Freund, der Augenblick ist da.

Carl.

Ich auch und was es sey, ich spreche willig ja.

Oheim.

Nicht länger will ich meine Brust verschließen.

Carl.

Nun wohl! —

Oheim.

Und mit Vertraun will ich mein Herz ergießen.

Carl.

So gießen Sie.

Oheim.

Ich thu's. — Ihr habt Euch hart entzweit,
Elis' und du —

Carl, (für sich.)

Aha! Nun kommt's.

Oheim.

Und dieser Streit
Ist keiner, wie sie sonst zu Liebenden sich finden,
Und die, den Wölkchen gleich, die oft zu Sommerszeit
Die Sonne selber bildet und zerstreut,
Durch Liebe bloß entstehn und auch durch sie verschwinden,
Und schön'res Wetter nur, gleich jenen, uns verkünden:
Es ist ein böser Streit und kann von Folgen seyn.
Die Weiber büßen oft ein Recht mit Freuden ein,
Allein ein Unrecht nie und — —

Carl, (lächelnd.)

Oheim, Sie vergeben.
Ich wußte lange schon, wonach sie streben;
Ich kannte das Geschärt, das Sie bei mir besorgt.

Oheim.

Du weißt? Ist's möglich? Wie? So hast du uns beherzt?

Carl.

Beinah. Doch war ja auch in Ihrem Blick und Wesen
Von Anfang an der ganze Plan zu lesen.

Oheim.

Nicht möglich!

Carl.

Daß Sie nun nicht länger sich bemühn,
So sag' ich Ihnen gleich: Elisen ist verziehn.

Oheim.

Du weißt und du verzeihst? O Neffe sonder Gleichen!
O treffliches Gemüth! — Und willst — und willst mir weichen?

Carl.

Dem Freunde weicht man gern.

Oheim.

Und willigest darein?

Carl.

Nun ja!

Oheim.

Es dringt auf mich ein ganzer Himmel ein,
Und vor der Hoffnung selbst steh' ich am schönsten Ziele!
Wie zeig' ich meinen Dank? Wie nenn' ich was ich fühle?

Carl.

Wozu den Dank! Ich muß gestehen — doch ins Ohr —
Sie kommen in der That nur meinem Wunsch zuvor.

Oheim.

Wie?

Carl.

Hätt' Elise nicht die Bahn gebrochen,
Ich hätte selber dann zuerst davon gesprochen.

Oheim.

Du hättest — —?

Carl.

Ja.

Oheim.

Und hast auch mir verziehn?

Carl.

Verziehn!
Den wärmsten Dank erheischt Ihr redliches Bemühn.

Oheim.

O laß dich, theurer Freund, in diese Arme schließen!
Nun kann ich erst mein Glück mit frohem Muth genießen.

Neunte Scene.

Elise. Vorige.

(Sie bleibt unschlüssig in der Thür stehen. Der Oheim eilt auf sie zu.)

Oheim.

Ha, sieh! Elise selbst. — O kommen Sie geschwind.
Er wußte schon wie weit wir mit einander sind.

Elise.

Wie weit? Was meinen Sie?

Oheim.

Und alles ist verziehen.

Elise.

Verziehn? Was ist — —

Carl.

Laß die Verstellung fliehen!
Du hast ihn abgeschickt. Ja, ja, verhehle nicht,
Was mir so laut, so schön für deine Liebe spricht.

Elise.

Was soll das?

Carl.

Doch du bist mir bloß zuvorgekommen.

Nach deinem Zimmer schon hatt' ich den Weg genommen,
Als dein Gesandter kam.

Elise.

Erfahr' ich was das heißt?
Herr Oheim, sprechen Sie.

Oheim.

Ei nun, ich war so dreist,
Was Sie dem Bär gesagt, zu Gunsten mir zu deuten,
Und wollte auf mein Glück den Neffen vorbereiten.

Elise.

Sie konnten — —?

Carl.

Hör' ich recht?

Oheim.

Es war ihm schon bekannt.
Der Schelm hat uns behorcht, wie er mir halb gestand,
Und halb mich merken ließ, und nichts ist ihm entgangen.
Er weiß, daß dieser Blick mein armes Herz gefangen,
Und daß Elise meine Zärtlichkeit
Nicht ohne Hoffnung ließ — und weiß es ohne Neid
Und ohne Groll, und hat mir gern verziehen,
Erkennt sogar mit Dank mein redliches Bemühen;
Ja mehr noch, er gestand mir selbst ins Ohr,

Wir kämen in der That nur seinem Wunsch zuvor.
Ja, ja, ich wußt' es längst, und heute wird's bewiesen:
(Zu Elisen tretend.) (Zu Carln gehend.)
Elis ist nicht für ihn — du bist nicht für Elisen.

Carl.

Bei Gott! Wie zwischen Traum und Wachen steh' ich hier.
Herr Onkel, faseln Sie? Was wollen Sie mit mir?

Oheim.

Herr Neffe, ja, es scheint, daß du nicht ausgeschlafen.
Was? Läugnen willst du mir? — Du willst mich Lügen strafen?

Carl.

Elis, ich bitte dich, gesteh' es endlich ein:
Du sandtest ihn, er sollte Mittler sein.
Du hattest mich gekränkt, dein Unrecht schlug dich nieder,
Die Laune wich, es sprach die Liebe wieder;
Du wünschtest mich versöhnt, verziehn was du gethan —

Elise.

Mein Herr, Sie irren sich. Ich dachte nicht daran.
Sie haben mich gekränkt, Sie Unrecht, hm! und meinen,
Ich werd' als Bittende vor Ihrem Stolz erscheinen?
Sie irren sehr, mein Herr.

Carl.

Ich irrte mich in dir.
Ach ja! Das seh' ich ein.
(Sich zum Oheim wendend.)
Doch Sie, Sie sagten mir — —

Oheim.

Sie irren sehr, mein Herr.

Carl, (zu Elisen.)

Sein eigenes Bekenntniß — —

Elise.

Ein Mißverständniß!

Carl, (zum Oheim.)

Herr, und Sie — —

Oheim.

Ein Mißverständniß.
Ei, ei, du glaubtest wohl in Unschuld, wie es scheint,
Die Rede sey von dir: — ich sprach von mir, mein Freund.

Carl.

O welche Sympathie in diesen Seelen waltet,
Und sich in Wort und Thun bewundernswerth entfaltet!
Ich wünsche Glück, Herr Ohm; das Ziel ist nicht mehr weit.

Elise.

Und schneller als der Trotz geht die Gefälligkeit.

Carl, (zu Elisen.)

Ihr großes Glück bewundr' ich fast nicht minder.
Wie kann ein Herzenssieg wohl schneller, schöner sein?
Die Thore öffnen sich von selbst dem Ueberwinder,
Und Alexander zieht ins alte Babel ein.

Elise.

Und thut es ungestört vom Witze mancher Leute.

Oheim.

Und wer's nicht leiden kann, der gehe fein bei Seite.

Elise.

Denn vier und zwanzig Jahr gefallen nicht allein.

Oheim.

Man nippt vom jungen Most und trinkt vom alten Wein.

Elise.

Schon mancher glaubte fest in unsrer Gunst zu stehen —

Oheim.

Da lief man plötzlich ihn mit langer Nase gehen.
Die Lieb' ist nicht allein der Jugend schöner Preis;
Doch immer jung ist der, der noch zu lieben weiß.

(Er küßt Elisens Hand.)

Carl.

O weh! Die Zärtlichkeit wird stark von beiden Seiten!
Ich geh' und laß ihr Raum, sich weiter auszubreiten.
Adieu, Madam!

Elise.

Adieu.

Oheim.

Adieu!

Carl.

Ich werde gehn —

Elise.

Adieu!

Oheim.

Adieu!

Carl.

Und nie dich wiedersehn!

Oheim.

Adieu!

(Er läuft hastig fort: unter der Thür aber bleibt er, von den andern unbemerkt, stehen.)

Elise.

Er geht — —

Oheim.

Nun ja. Er mag in Frieden ziehen.
Der Sieger bleibt; die Ueberwund'nen fliehen.

Elise.

Er schien sehr aufgebracht.

Oheim.

Geschlag'ne Kinder schrein.

Elise.

Er wollte fort —

Oheim.

I nun, er läßt Sie nicht allein.

Elise.

Was meinen Sie, er wird doch wiederkommen?

Oheim.

Und käm' er nicht, was hat er Ihnen mitgenommen?
Ein Herz voll Unbestand, voll Trotz und Eitelkeit,
Das nichts als herrschen will und sich nur Weihrauch streut!
Und was ist Ihnen zum Ersatz geblieben?
Ein Herz, das sich vergißt, ganz von sich selber schweigt,
Nur von Elisen spricht, und von dem Glück zu lieben; —
So wie der klare See, den keine Wellen trüben,
Den blauen Himmel nur und seine Sonne zeigt —
Das zärtlich —

Elise,

(die nachdenkend gestanden, wendet sich plötzlich, und wird Carln gewahr.)

Ah!

Oheim.

Was ist?

(Carl zieht sich etwas zurück.)

Elise, (für sich.)

Er ist noch nicht gegangen.
Er steht und horcht.

Oheim.

Was gab's?

Elise.

Ich fühlte so befangen,
Beklommen meine Brust und plötzlich ward es mir
In meiner Brust so leicht!

Oheim.

Ach, einer steht noch hier,
Dem ist es nicht so leicht; der fühlt sich noch beklommen;
Dem ist die Last vom Herzen nicht genommen —

Elise,

(lächelnd mit einem Seitenblick auf Carln.)

Ja, ja, ich seh' ihn stehn.

Oheim.

Noch quälen Zweifel ihn — —

Elise.

Ich glaub' es wohl, doch bald soll jeder Zweifel fliehn.

Oheim.

Ein kleines Wörtchen nur giebt Tod ihm oder Leben;
Ein kleines Wörtchen kann zum Gotte ihn erheben.
O sprechen Sie es aus!

Elise.

Ich sprächʼ es selber gern.

Oheim.

Ach Gott! Was zögern Sie?

Elise.

Er steht mir noch zu fern.

Oheim, (auf sie zu eilend.)

Er eilt — —

Elise, (ihn zurückhaltend)

Nicht doch! Er weilt. Gezwungen muß ich schweigen,
Denn er versteckt sich ja, und will sich mir nicht zeigen.

Oheim.

Versteckt? Elise scherzt. Hat sie, was tief versteckt
In seinem Busen lag, zur Sprache nicht geweckt?
Mußt' ihrem Blick sich nicht sein Innerstes entfalten?
Wenn er nicht lauter sprach, hat Furcht ihn nur gehalten,
Die Furcht, Elise werdʼ ihm nicht verzeihn,
Wenn er — —

Elise.

Ach, alles soll ihm nun verziehen seyn!

Oheim.

So darf er sprechen? Darf die Liebe frei sich zeigen?
O nehmen Sie ihn hin! Er ist nun ganz ihr eigen.
Auf immer hat er Ihnen sich geweiht;
Er lebt und stirbt in süßer Dienstbarkeit,
Und diesen Zettel hier will er als erstes Zeichen
Der treuesten Ergebung überreichen.

Elise.

Den Zettel? Nein, ich will ihn gar nicht seh'n.
Ich war ein Kind; nun ja, das mag ich gern gesteh'n,
Allein das sey genug. Recht thun ist leicht zu nennen;
Doch Unrecht haben schwer; am schwersten, es bekennen!

(Carl nahet sich etwas.)

Auch ohne das Papier weiß ich, daß er mich liebt.

Oheim.

Und daß er Alles gern hin für Elisen giebt!

Elise.

Auch ohne das Papier werd' ich ihn immer lieben.

Oheim.

Von gleicher Leidenschaft ward noch kein Mensch getrieben.

(Carl nähert sich mehr.)

Eliſe.

Er kommt.

Oheim, (auch näher tretend.)

Er iſt ſchon da.

Eliſe.

Was weilt er? O geſchwind!
Es ſchlägt mein Herz: herbei! Und meine Arme ſind
Geöffnet zum Empfang!

(Der Oheim und Carl, welcher herbeieilt, werfen ſich beide zugleich zu Eliſens Füßen, indem ſie etwas zurücktritt, ſo daß Carl zwiſchen ihr und dem Oheim zu knieen kommt.)

Oheim. } Eliſe!
Carl. }

Eliſe.

Kommſt du wieder?

(Carl ſteht auf und geht mit Eliſen einige Schritte weiter vor. Der Oheim bleibt noch eine Weile in derſelben Stellung.)

Carl.

Und mußt' ich nicht? Es zog mich deine Stimme nieder
Wie eines Zaubers Kraft. Rinaldo kann nicht fliehn!
Und wie dem Frühling nach die Schwalben fröhlich ziehn,

Folgt er dir überall, und kennet kein Verlangen,
Als immer dich zu sehn, zu hören, zu umfangen.

Elise, (lächelnd.)
Ich habe dich genannt? Nicht so?

Carl.
Du siehst es ein.

Elise.
Du warst wohl bös auf mich?

Carl.
Und sollt' ich es nicht seyn?

Elise.
Das freut mich.

Carl.
Wie?

Elise.
Nun ja, die Strafe muß man fühlen.

Carl.
So, so! man mußte wohl an mir sein Müthchen kühlen?

Elise.
Ganz recht.

Carl.
Ich denke doch, die Schuld war gleich getheilt.

Elise.

Mein Freund, da hast du dich im Denken übereilt.
Nicht allen gleich vertheilt der Himmel seine Gaben:
Das Weib muß immer Recht, der Mann stets Unrecht haben.

Carl.

Es sey. Ich müßte nicht dir gegenüber stehn,
Den Mund, der schweigend selbst mich überführt, nicht sehn,
Und dieses Auge nicht, wollt' ich dir widersprechen.
(Er küßt ihre Hand.)

Oheim,
(der indeß aufgestanden, aber auf demselben Fleck stehen geblieben.)

Beliebt's Euch, das Gespräch ein wenig abzubrechen?
Ich steh' erbärmlich da, wie ein Laternenpfahl,
Und Ihr, Ihr laßt mich stehn, und seht mich nicht einmal.

Elise.

Herr Oheim — —

Carl.

Onkel — ich —

Oheim.

Aha! Ihr seyd verlegen?
O nicht doch! Nein, genirt Euch gar nicht meinetwegen.

Ihr denkt, ich schäme mich? Ich bin sehr weit entfernt.
Das Schämen hab' ich längst mit dem Latein verlernt.
Und recht besehn, ist mir ein Unrecht denn bewiesen?
Die Schuld lag nicht an mir; die Schuld lag an Elisen.
Wenn dir dein Haus verbrennt, so schiltst du nicht das Haus,
Das sich verbrennen ließ, du schiltst das Feuer aus.

Carl.

Mein Oheim spricht sehr wohl. Sie muß die Strafe tragen;
Denn alles, wenn's nur zieht, sie spannen's an den Wagen.

Elise.

Mein Onkelchen verzeiht?

Oheim.

Mein Onkelchen! Ja, ja!
Durch wen steht Onkelchen als armer Sünder da?
Wer macht dem Onkelchen erst Hoffnung bloß zum Spaße,
Und schickt das Onkelchen dann heim mit langer Nase?

Elise.

Es war doch nur Ihr Scherz.

Oheim.

Ei nein, mein Ernst — und stark!
Ich war in allem Ernst der Bär in Lilis Park,
Und wollten Sie es nur auf die Gefahr probiren,
Sie sollten dann gewiß den Ernst recht deutlich spüren.
Indeß was ist zu thun? Ich muß ja doch verzeihn, —
Und lachen Sie mich aus, ich stimme selbst mit ein.
Doch will ich, guter Freund, den guten Rath dir geben:
Laß mich nicht länger mehr in diese Augen sehn.
Konnt' Onkelchen noch jetzt den dummen Streich begehn,
War's auch der letzte wohl noch nicht in seinem Leben —
Und wenn sich's schickt und glückt — ich sag' es frei heraus —
So stech' ich dich, mein Freund, am Ende doch noch aus!

Carl.

Ich zweifle nicht. Wer kann der Weiber Laun' ermessen?

Elise.

Still, still! — Wir haben ja des Räthsels ganz vergessen.

Carl.

Und auch des Zettels? nicht?

Elise.

Ich dachte nicht daran.

Carl.

Ich geb' ihn dir.

Elise.

Nein, nein. Ich rühr' ihn gar nicht an.

Carl.

Doch les' ich dir ihn vor, so darfst du ihn doch hören?

Elise.

Ei nun, ich kann dir ja das Lesen nicht verwehren.

Oheim,
(ihm den Zettel reichend.)

Da lies nur, lies! Mir wird Zerstreuung dienlich seyn.

Carl.

Das Räthsel erst; dann folgt der Zettel hinterdrein.
So ist es wie es soll — Und würd' uns doch im Leben
Zu jedem Räthsel auch die Lösung gleich gegeben!

(Er faltet den Brief aus einander, und liest:)

Das Räthsel.

An meinen Freund.

Den höchsten Reiz, das süßeste Vergnügen
Mit einer Silbe hast du sie genannt.

Es ist gemacht, um überall zu siegen,
Doch unbewehrt, den Palmzweig in der Händ.

Das Schönste, was des Künstlers Phantasie
Sich je erflog auf ihren kühnsten Flügen,
Es mußte sich in seine Formen schmiegen,
Und es entzückt das Auge nur durch sie.

Und eine Blume reicht es dir allein —
Aus Himmelsgärten trug ein Gott sie nieder;
Im dunkeln Thal erwachten süße Lieder,
Vom Himmel schaute Morgenroth herein. —

Dein Führer durch der Kindheit Dämm'rungsauen,
Begleiter in der Jugend goldnem Licht,
Und dich erquickend wenn der Mittag sticht,
Kann dir's allein den Erdenhimmel bauen.
Doch ist, wenn wir den bösen Zungen trauen,
Der Himmel auch ohn' Ungewitter nicht.

Nun, Oheim, rathen Sie. Die Schranken stehn uns offen,
Und treffen Sie es wohl! — es hat Sie oft getroffen.

Oheim.

Ach ja, noch kürzlich erst — und hart an Seel' und Leib.

Der Zettel? Nun? Elise.

Carl,
(erbricht den Zettel.)
Da steht: das Räthsel ist — das Weib.

(Er küßt Elisen die Hand; der Oheim steht erst an, dann aber ergreift er Elisens Hand, und küßt sie. Der Vorhang fällt.)

Der Talisman.

Eine Kleinigkeit.

Fortsetzung des Räthsels.

1806.

Personen.

Elise.
Carl.

Erſte Scene.

Waldige Gegend.

Eliſe,

(tritt auf, und ſieht ſich, die Hand vor die Sonne haltend, um.)

Er bleibt ſehr lange weg. Sonſt blieb er nicht ſo lange.
Das Vorwerk iſt ſo nah — beinahe wird mir bange.
Ach nein! man nimmt ſich Zeit, man ſchlendert durchs Geſträuch! —
Ja, ja, ich merk' es wohl: befreit die Ehe gleich
Das arme Mädchenherz von einem ſchweren Steine,
So hängt ſie ihn dafür den Männern an die Beine.

(Carl kommt von hinten, und umfaßt ſie plötzlich.)

Ha endlich! — Nun, es gab dort viel zu thun wie's ſcheint?

Carl.

Du weiſt wohl, ein Geſchäft iſt nie der Liebe Freund.

Elise.

Du ließest mich doch gar zu lange warten.
Ich hielt's nicht länger aus, ich eilte durch den Garten,
Und wollte just auf jenen Hügel gehn,
Nach meinem Ritter dort voll Sehnsucht auszusehn.

Carl.

Das weiße Kleid hat mir den Weg gewiesen.
Ich bog hieher, und fand, was ich gesucht — Elisen.

Elise.

Mir ist so wohl und frei, — verweilen wir noch hier!
Der Abend ist so schön.

Carl,
(ihre Hand an die Brust drückend.)
Schön ist er nun erst mir!

Elise.

Nach jenem Hügel komm. Sieh, wie die Wolken glühen,
Durch unser Thal der Abend golden fließt,
Wie jede Knospe sich dem Frühlingshauch erschließt —

Carl.

Und Lieb' und Lust in tausend Formen blühen!

Elise.

Willkommen, Lenz! nie warst du schöner mir.

Carl.

Willkommen, Lenz! die Liebe kam mit dir.

Elise.

Du hast des Daseyns Blüthe mir gegeben.
Was, o Geliebter, wär' ich ohne dich?

Carl.

Siehst du den Vollmond auf dem Hügel schweben?
Wie glüht er, der vor wenig Tagen sich
So glanzlos, unbemerkt, noch durch den Himmel schlich!
Du siehst in ihm das Bild von meinem Leben:
Wie öde, dunkel, eh' ich dich gekannt!
Jetzt lauter Glanz und Lust und fröhlich freies Streben,
Seit dieses Auge sich voll Huld mir zugewandt.

(Sie gehen Hand in Hand weiter, als wollten sie seitwärts abgehen.)

Elise.

Was ist das? — Sieh, was blinkt zu deinen Füßen?

Carl, (es aufhebend.)

Ein Kästchen — reich verziert — ein goldner Schlüssel d'ran —

Elise.

O gieb geschwind! Ich eil' es aufzuschließen.

Carl.

Und diese Schrift — sieh' hier! — was sagt die Inschrift an?

Elise, (lesend.)

„Schließ auf, du findest einen Talisman.
Er führt zu Ruhm und Ehrenstellen;
Er macht dir alles unterthan;
Er schließt dir auf des Reichthums wahre Quellen,
Und Gold häuft unter deiner Hand sich an.
Doch dem vereinten Paar kann er nicht werden,
Denn nur durch Trennung herrschet er auf Erden."

Carl.

Durch Trennung nur? So sollten wir uns trennen,
Ihn zu besitzen?

Elise.

O, so will ich ihn nicht kennen!
Hinweg mit ihm! hinweg mit dem, was er verspricht!
Nimm hin, mich reizt die eitle Lockung nicht.

Carl.

Gold, Ehre, Macht und Ruhm, ihr seyd das Glück des Thoren,
Ihr seyd nur kümmerlich aus Erdenstaub geboren:
Was in der Brust hier lebt, kam aus dem Himmel mir!
Das einzig wahre Glück, ich hab' es ja in dir.

Elise.

Eh' mag die Blume dort der Sonne Strahl entbehren,
Als ich dein freundlich Wort und deiner Augen Licht.

Carl.

Eh' wird der Strom zu seiner Quelle kehren,
Eh' dieses Herz der Treue Wort dir bricht.

Elise.

Dem minder Glücklichen sey dieses Glück beschieden.
Hinweg!

Carl.

Hinweg! du störst nicht unsern süßen Frieden.

(Er setzt das Kästchen hin. Sie sind im Begriff weiter zu gehen.)

Elise, (zögernd.)

Doch halt! Wer weiß — ich hab' es nicht bedacht —
Wer weiß von welcher schadenfrohen Macht
Dieß Kästchen hingestellt, den Menschen zum Verderben.
Ein Glück verschmäht, wie wir, nicht jeder zu erwerben.
Ein Andrer — ach! wer weiß — nein, die Gefahr ist groß. —
Verbergen wir es tief, tief in der Erde Schooß.
Geh, eile!

Carl.

Hm! du willst es hier vergraben?

Elise.

Hol' einen Spaten schnell.

Carl.

Mein Kind, du willst es haben,
Ich eile. Doch —

Elise.

Nun, was?

Carl.

Was geht's uns weiter an?
Ein andrer kommt vielleicht, den es beglücken kann.

Elise.

Beglücken? Armer Freund, wie muß ich dich bedauern.
Du kennst die Mächte nicht, die feindlich um uns lauern.
Nur einen Fall, den mir die Mutter oft erzählt:
Sie kannt' ein junges Paar; es schien ganz auserwählt
Den Himmel selbst auf Erden anzubauen;
Kein Streit, kein böses Wort; ein herzliches Vertrauen,
Ein inniger Verein, ihr Wille sein Begehr,
Sein Glück ihr Lächeln; nichts ward ihm für sie zu schwer.

Carl.

Und ihr?

Elise.

Der gleiche Fall. Nun, einst geht sie spazieren,
Da fällt ein Schächtelchen, das Gold und Silber zieren,
Ihr plötzlich in's Gesicht. Sie hebt es auf. Wie schön!
Ihr klopft das Herz, sie kann nicht widerstehn —

Carl.

Und nimmt es mit: das war vorauszusehn.

Elise.

Doch als sie's öffnet, sieh! da drängt zu ihrem Schrecken
Sich eine Fliege, schwarz und furchtbar groß, heraus,
Summt um sie her, durchsummt das ganze Haus,
Summt Tag und Nacht, und ist doch nirgends zu entdecken.

Carl.

Der Ehestand zog ein. Das Summen kennen wir.

Elise.

Von diesem Augenblick wich alles Glück von ihr.
Sie sah des Mannes Liebe schnell erkalten;
Er wich ihr aus, er ließ sie meist allein,
Und blieb er auch bei ihr, wollt' er im Hause schalten.

Carl.

Ah, allerdings mein Kind, das war auch gar nicht fein.

Elise.

Jetzt gab es immer Streit, jetzt gab es harte Worte.
Die Fliege summte fort zu ihrer Pein;
Sie ließ ihr niemals Rast noch Ruh an keinem Orte;
Es stellte sich ein stiller Trübsinn ein,
Und endlich, um des Lebens Qual zu kürzen,
Bleibt ihr kein Ausweg, als in's Wasser sich zu stürzen.

Carl.

Sehr rührend! Nun, ich geh' und hol den Spaten dir.
(Wieder umkehrend.)
Ich geh' — das Kästchen bleibt — es bleibt indessen hier?

Elise.

Nun ja.

Carl.

Der Schlüssel auch?

Elise.

Mein Freund, was soll ich denken?
Welch Mißtraun? Liebst du mich? und kannst so tief mich kränken?
Bin ich ein Kind?

Carl.

Mein Kind, du bist an Seel' und Leib
Ein Engel, doch bei alledem — ein Weib!
(Sie wendet sich erzürnt von ihm ab.)

Nun ja, ein Weib, das ist schon nicht zu ändern;
Doch schön und klug und gut, wie keins in allen Ländern.
Auf deinen Geist, dein Herz ist eine Welt zu baun,
Und selbst dies Kästchen dir mit Freuden zu vertraun.

(Er küßt ihr die Hand und geht ab.)

Zweite Scene.

Elise, (allein.)

An Neugier litt' ich nie; sie hat mich nie verleitet.

(Sie geht vor dem Kästchen hin und her.)

Sehn möcht' ich wohl, worauf die Inschrift deutet,
Nur sehen, weiter nichts! Nur sehn den Talisman,
Den ich doch einmal nicht besitzen kann!

(Sie wendet das Kästchen mit dem Fuße.)

Sehr zierlich, in der That, das muß man sagen!

(Sie hebt es auf.)

Ein Blick, ein ganz ger Blick wär' doch zu wagen.

(Sie ergreift den Schlüssel, dann sich besinnend.)

Allein dem Auge folgt die Hand so hurtig nach;
Es ist ein kleiner Schritt vom Schauen zum Verlangen,

Und alle Schranken bricht, wer frech die erste brach!
Nein, nein, so leicht soll mich der Talisman nicht fangen.

(Sie liest die Inschrift noch einmal.)

Durch Trennung nur! Hinweg, hinweg von mir,
Gefährliches Geschenk! Die Schlange spricht aus dir.

(Im Begriff es hinzusetzen.)

Doch wenn ich's mit mir nähm'? Nein, nein, es
wird vergraben.

(Seufzend.)

Ich will es nicht — doch soll es auch kein andrer
haben.

Dritte Scene.

Carl, (mit dem Spaten.)

Da bin ich.

Elise.

Nun geschwind!

Carl,

(hebt das Kästchen auf und trägt es nach dem Hintergrunde.)

Hier mitten auf dem Platz,
Hier grab' ich ihm das Grab, dem stolz verschmähten
Schatz.

Und möcht' an unser Herz nie das Verlangen fassen,
Den Leichnam wieder auferstehn zu lassen!
Ich seh' für mich — doch du — — —

Elise,

(lächelnd den Kopf wiegend. Nach einer kleinen Pause.)

Es hatt' ein Mann ein Vögelein;
Er hielt es wie sein Leben,
Und immer mußt' es bei ihm seyn,
auch war's ihm treu ergeben.

Auf seinem Zimmer spät und früh
Sang's ihm die schönsten Lieder,
Und flog's hinaus, fort flog es nie,
Kam auf sein Locken wieder.

Doch bald, das ist so Männersinn,
Schaut er nach andern Dingen,
Sah nicht mehr nach dem Vöglein hin,
Ließ ungehört es singen.

Da trauert's einen Augenblick,
Dann schwingt es das Gefieder:
Ade! — Wohl lockt er's nun zurück,
Das Vöglein kommt nie wieder.

Carl,
(der indeß das Kästchen vergraben.)
Und nun, das heißt?

Elise.
Das heißt: ich lebe nur in dir;
Wenn du mich liebst, wird mich kein fremder Reiz besiegen;
Doch wendet sich dein Herz erkaltet ab von mir,
Dann heb' ich diesen Schatz.

Carl.
So bleibt er ewig liegen.
(Er faßt ihre Hand, und eilt mit ihr davon.)

Vierte Scene.

(Das Theater verändert sich in ein Zimmer.)

Elise, (auftretend.)
Das heißt zu rechter Zeit zurückgekehrt.
Der Sturm erwacht; horch! wie er an die Fenster fährt!
Mit heis'rer Stimme kreischt ihr Lied die Wetterfahne,
Als ob sie ängstlich an den jüngsten Tag uns mahne.
Mir graust! Es ist wohl schon, so auf dem Lande seyn,

Der Wiederkehr des Frühlings sich zu freun,
Wenn Thal und Berg sich schmücken voll Verlangen
Den holden Gast recht festlich zu empfangen;
Mit ihm des Morgens durch die Wiesen gehn,
Nach seinen zarten Blumenkindern sehn,
Wie sie erwachen unter seinen Küssen;
Am grünen Rand der Bäche horchend stehn,
Die uns von ihrer Lust was vorzuplaudern wissen. —
Ach ja, das ist recht schön, so lang schön Wetter gilt;
Doch wenn der Himmel sich in Trauerkleider hüllt,
Wenn seine Wolken sich in Strömen niedergießen,
Und uns zur Pönitenz in enge Mauern schließen,
Wenn dann nichts übrig bleibt, als mit ergebnem Sinn
Vielleicht, wenn's noch so glückt, mit der Frau Pastorin
Von ihrer kranken Kuh und von der Welt Gebrechen,
Und Männchens Predigten den Abend todt zu sprechen —
Ach ja, dann wünscht man sich voll Sehnsucht nach der Stadt;
Da giebt es Schauspiel, Ball — ich hab' das Land recht satt!

(Ans Fenster tretend.)

Ich möchte wohl — Ha sieh! dort wird der Himmel lichter.
Hier schneidet alles mir langweilige Gesichter —
Ich möchte wohl hinaus — das Kästchen — noch einmal —

Ich weiß nicht was ich will, ich bin mir selbst zur Qual!

(Sie wirft sich in einen Stuhl.)

Fünfte Scene.

Carl,

(tritt ein; nach einer Pause.)

So sehr vertieft? — Verzeih, daß ich so lange weilte.
Ein Sträuschen sucht' ich dir, als mich der Sturm ereilte,
Und aus dem Garten trieb. Zu dir flücht' ich herein,
Hier lacht der Himmel mir, und hier ist Sonnenschein.

(Er giebt ihr einige Blumen.)

Elise.

Der Himmel ist sehr trüb', die Sonne ist gesunken.

Carl.

Doch morgen, neu belebt, geht sie die alte Bahn,
Und an des Abendrothes letzten Funken
Zünd't sich ein Morgenroth in unserm Innern an.

(Er trägt einen Stuhl an ihre Seite, und setzt sich.)

Noch hab' ich heute nicht so traut bei dir gesessen. —

Wie glücklich sind wir doch im häuslichen Verein!
Beneidenswerthes Loos, sich selbst genug zu seyn,
In süßer Einsamkeit die Menschen zu vergessen,
Oft wohl sich selbst dazu, und seine Zeit allein
Nach des Geliebten Herzensschlag zu messen!

Elise.

Wie glücklich!

Carl, (ihre Hand küssend.)

Selig!

(Pause.)

Elise.

Ach!

Carl.

Du seufzest?

Elise.

Nein, mein Kind,
Ich dachte nur —

Carl.

Woran?

Elise.

Daß wir so einsam sind —
Und doch so glücklich!

Carl.

Ja, das sind wir.

(Abermalige Pause.)

Es ist Schade,
Der Sturm verdirbt uns heut die Mondscheinpromenade.

Elise.

Ach ja, ich wünschte wohl —

Carl.

Und was denn?

Elise, (zerstreut.)

Eben das.

Carl.

Spazieren gehn?

Elise.

Ja — nein! — ich wünsch' — ich weiß nicht was.
Mich schläfert.

Carl, (ein Buch ergreifend.)

Lesen wir ein wenig.

Elise.

Hat nicht Eile.

Carl.

Das Buch —

Elise.

Ist schön — doch macht's ein bischen Langeweile.

Carl.

So gehn wir ans Clavier.

Elise.

Es ist zu sehr verstimmt.

Carl.

Es scheint, auch du.

Elise.

Ein wenig, wie man's nimmt.
Unmöglich ist's, sich immer gleich zu bleiben,
Und ach! des Menschen Herz —

Carl.

Ist schwerlich zu beschreiben;
So wenig als ein Weib: der Südwind bläßt es heiß,
Der West bringt Zärtlichkeit, der Nordwind lauter Eis.

Elise.

Ihr Riesen ihr — aus Schnee! gäb's keine Sonnenstralen,
Es stünd' euch trefflich an, mit Festigkeit zu prahlen.

Carl.

Ihr schwankt nur hin und her, und wissend kaum warum
Seyd ihr —

Elise.

Du trifft das Wort: wir schwanken — ihr fallt um.

Carl,

(springt ärgerlich auf, und nachdem er einigemale hin und her gegangen, tritt er ans Fenster.)

Das Wetter ruht; hell blickt der Himmel wieder:
Die Stubenluft drückt Leib und Seele nieder;
Im Freien ist man frei, das Herz erweitert sich, —
Laß uns spazieren gehn —

Elise.

Die Schuhe drücken mich.

Carl.

Ich glaube fast, mich auch.

Elise, (zerstreut.)

Das ist ja zum Erstaunen.
Ja, enge Schuh' — —

Carl.

Und böse Weiberlaunen,
Sie drücken beide, Kind.

(Als sie nicht auf ihn zu hören scheint, ärgerlich fortfahrend.)

Da spricht man bald kein Wort,
Bald klappert wiederum die Mühl' in einem fort,
Daß uns nichts übrig bleibt, — —

Elise.

Als höflich zu verstummen.

Carl,
(nach einer kurzen Pause.)

Mein Schatz, mir däucht, ich hör' die große Fliege summen,
Von der du mir erzählt.
(Sie ergreift eine Guitarre, und schlägt einige Accorde an; er läuft und holt eine Violine.)
Musik? Ich bin beim Tanz!
Ein sanftes Lied! So löst sich jede Dissonanz.

Elise,
(singt nach einer rasch bewegten barocken Melodie. Er begleitet sie auf der Violine.)

Der Wald verstummt,
Der Käfer summt,
Und fährt die Mücke zum Reihen.
Das Irrlicht hüpft
Voll Lieb' und schlüpft
Zum Teich, um die Unke zu freien.

Carl.

Das ist ein schlechtes Lied.

Elise.

Die Schuld liegt am Begleiter.
Es ist ein feines Lied, wenn du verstünd'st — —

Carl.

Nur weiter!

Elise, (singt.)

Da schleich ich lind
wie Abendwind
zu Liebchens einsamer Klause;
Doch Liebchen macht
Thür zu und lacht:
Mein Schatz, ich bin nicht zu Hause!

Carl.

Das Lied gefällt mir schlecht.

Elise.

Das macht mich sehr betrübt.

Carl.

Du spielst das Instrument auch noch zu ungeübt.

Elise.

Das mag wohl seyn, allein wie konnt' es besser klingen,
Du griffst so falsch, daß mir die Augen übergingen.

Carl.

Mir ward doch sonst das Glück des Beifalls nicht versagt.

Elise.

Ja sonst!

Carl.

Ach wohl, sonst, sonst! Sonst waren andre Zeiten.
Du hast mit diesem Wort dich selber angeklagt.

Elise.

Was willst du denn?

Carl.

O nichts! Es hat nichts zu bedeuten.

Elise, (hastig.)

Nichts?

Carl.

Nichts. — Komm ans Clavier; da wird uns besser seyn.
Die Laune flieht; wenn nicht, so macht sie eine Pause.
Nicht wahr, mein Kind?

Elise, (singend.)

„Mein Schatz, ich bin nicht zu Hause.“ —
Es stellen sich wohl oft noch leere Stunden ein.

Carl.

Sehr klug bemerkt! Es scheint, die Zeit dir zu vertreiben,
Vermag ich heute nicht. — Du wärst wohl gern allein?

Elise.

Vielleicht.

Carl.

Es fällt mir bei, ich muß noch Briefe schreiben.
Was fängst du an indeß?

Eliſe.

Ach, ich beſinne mich:
Die Frau des Amtmanns bat mich geſtern hin zu ſich.
Vielleicht beſuch' ich ſie.

Carl.

Nun denn, auf Wiederſehen.

(Er geht haſtig ab.)

Sechste Scene.

Eliſe, (allein.)

Adieu! — Ei, ei! ſo barſch davon zu gehen!
Der Ehmann meldet ſich. Wir ſehen es mit an.
Nur immer zu, mein Freund; Sie finden ihren Mann.
Jetzt gehn wir ganz allein ſpazieren — in den Garten?
Warum nicht auch in's Feld? Soll ich auf ihn denn warten?
Warum nicht auch? — Hm! — Ja, ich ſeh' nicht ein: —
Das ſchöne Käſtchen — ſoll es denn begraben ſeyn?
Soll unberührt und ungekannt vermodern?
Und quälen ſoll mich das Geheimniß ewiglich?
Nein — was unmöglich kann kein Sittenrichter fodern.

Um einz'ger Blick — ich geh! — Ein Spaten findet sich.
Ein Blick und weiter nichts!

(Nach der Seitenthür, wo er abgegangen.)

Adieu, empfehle mich!

(Sie geht ab.)

Siebente Scene.

(Das Theater verwandelt sich in einen freien mit Bäumen umgebenen Platz, wie in der ersten Scene.)

Elise,

(tritt auf mit einem Spaten in der Hand.)

Hier muß es seyn. Nicht weit von diesen Eichen.
Es liegt ein Stein darauf; ich legt' ihn mir zum Zeichen. —
Wie ist's so schauerlich! Die Nacht sinkt schon herein. —
Es flüstert in dem Laub, als spräch' es: so allein? —
Ha sieh, da ist der Platz. Ganz recht, und in der Mitten
Ist auch der Stein noch da. Nun frisch zum Werk geschritten.

(Sie zieht ihre Handschuh aus, und legt sie auf die Erde.)

Es liegt nicht allzutief, und bald, bald ist es mein,

Bald — still! was iſt das? Ha! was rauſcht da durch die Hecken?
Ja, ja, es kömmt! — Wohin? wo ſoll ich mich verſtecken?

(Sie ſpringt bei Seite ins Gebüſch, und läßt Spaten und Handſchuh zurück.)

Wenn nur kein wildes Thier — Ach, Gott, ich hört' einmal —
Wie? Himmel! ſeh' ich recht? — Es iſt der Herr Gemahl.
Ha, der Verräther! Wart!

(Sie zieht ſich ganz zurück.)

Achte Scene.

Carl,
(kommt mit einem Spaten auf der Schulter.)

Was hilft mir alles Sträuben!
Es drängt und zieht mich fort, und läßt kein Wort mich ſchreiben.
Vernunft, ſo biſt du denn nur eine Kindermagd,
Die prunkt und herrlich thut, ſo lang' die Kleinen ſchlafen;
Kaum daß ein Trieb erwacht, geneckt und baß geplagt;

Die oft zwar schilt und keift, doch niemals wagt zu strafen,
Die zwar zu leiten scheint, doch immer voll Verdruß
Auf jedem Schritt den Kleinen folgen muß,
Vor'm Fallen schützen soll, allein, trotz dem Bestreben,
Doch nur zurechte kommt, sie wieder aufzuheben,
Und, will sie anders stets in Brot und Ehren seyn,
Gezwungen, jeder Unart obendrein
Ein Mäntelchen vertuschend umzugeben!
Wie schnell, wie kräftig ist, mit welcher Zaubermacht
Mir die Erinnerung des Kästchens jetzt erwacht!
„Er führt zu Ruhm und Ehrenstellen,
„Er schließt dir auf des Reichthums wahre Quellen." —
Nun, einmal sind wir da, so will ich ihn auch sehn,
Den Talisman, und dann beruhigt wieder gehn. —
Nur sehn, behalten nicht, ihn nicht einmal berühren!
Ein Blick — nun, ist ein Blick! Was hilft philosophiren.
Hier ist der Platz, hier Spaten schlage ein!

(Er fängt an zu graben.)

Eins, zwei, drei, vier, und unser Schatz ist mein.

Elise,

(die sich indeß herangeschlichen, ihn auf die Schultern schlagend, und zugleich:)

Ist mein!

Carl, (erschrocken aufsehend.)

Ha — was? — Wie? du?

Elise.

Ja, ich. — — Ei, ei, du bist erschrocken.
Du wirst ganz blaß. es scheint die Zunge dir zu stocken.
Ist nichts zu riechen da? — Mein Freund, du dauerst mich.

Carl.

Was aber — —

Elise.

O nur still. Schweig, und erhole dich.

Carl.

Was machst du aber hier?

Elise.

Die Frage geb' ich wieder.
Was machst du hier? Du schweigst? Du schlägst die Augen nieder?
O, Schauspiel, jammervoll, wie nie mein Aug' es sah!
Der Herr der Schöpfung steht, ein armer Sünder, da.

Carl.

Madam, was wollen Sie? ich muß Sie nochmals fragen:
Welch seltsam unanständiges Betragen!

Elise.

Wie? hör' ich recht? Ist's möglich? diesen Ton!
Sie wagen ihn mit mir? Ist alle Schaam entflohn?
Anstatt sich reuevoll zu Füßen mir zu werfen,
Noch durch Beleidigung die schwere Kränkung schärfen!
Weiß ich denn etwa nicht, was Sie hieher gebracht?
Ach, warum deckte nicht mein Auge tiefe Nacht!
So wüßt' ich nicht, so wär' der Traum mir nicht entrissen,
Der mich so lang' beglückt! — Ach, selig, die nicht wissen!

Carl.

Mein Kind, was eiferst du! die Neugier trieb mich her.
Ich wollte sehn — —

Elise.

Nein, nein, nicht Neugier, es war mehr.
Treulosigkeit, Verrath, die euch im Herzen wohnen,
Wenn Schmeichelworte euch auf glatten Lippen thronen;
Der Ueberdruß, der, wo euch Gegenliebe glüht,
Aus ihrem Strahl Gedeihn, ein heimisch Unkraut, zieht,
Indeß die Liebe, ein Gewächs aus fremden Zonen,
In eurer Brust ermattend bald verblüht —
Sie sind es, die an diesen Ort dich jagen!
Das ew'ge Einerlei war ja nicht mehr zu tragen.

Carl.

Bei Gott, du thust mir weh!

Elise.

Wie hab' ich ihn geliebt!
Und er — ist's möglich? er, den nie ein Wort betrübt,
Er will dies Herz voll Liebe nicht mehr kennen,
Und sich — vielleicht auf immer — von mir trennen!
Nimm ihn, den Talisman, der Gold und Ruhm verspricht,
Sey reich und hochberühmt — du bist doch glücklich nicht.
Einst werden Neu und Gram sich an dein Lager stellen,
Einst sehnst du dich zurück zum Rieseln unsrer Quellen,
Zu unserm stillen Dach, das Ruh und Frieden giebt,
Und seufzend sprichst du dann! nur sie hat mich geliebt.

(Sie bedeckt das Gesicht mit dem Tuche.)

Carl.

Elise, göttlich Weib, sieh mich zu deinen Füßen!
Könnt' ich mit meinem Blut für meine Thorheit büßen!
Ich fehlte, ja, doch treulos war ich nicht.
Nur Leichtsinn, Neugier war's — du wendest dein Gesicht?

(Sie lacht hinter dem Schnupftuche.)

Willst du dem Sünder nicht vergessen und vergeben?
Reich mir die liebe Hand; sie ist mein Glück und Streben.

Elise.

Auch wider Willen glaubt mein thöricht Herz an ihn,
Und ob der Mund auch zürnt, es hat schon längst verziehn.

(Sie reicht ihm die Hand, er drückt sie aufstehend an die Brust.)

Jetzt laß uns länger nicht an diesem Ort verweilen.

Carl.

Und du verzeihst?

Elise.

Ja, ja. Doch komm, wir wollen eilen.
Der Ort ist mir verhaßt.

Carl.

Nur einen Augenblick.

(Er geht seinen Spaten zu holen.)

Elise, (ängstlich.)

O, laß doch!

Carl.

Nein, ich laß den Spaten nicht zurück.

(Er hebt ihn auf, und kommt dann sprechend auf der Seite zurück, wo sie angefangen zu graben.)

Ich nehm' ihn mit, auf daß er mir zum Mahner werde,

Wenn ich einst — —

(Er stolpert über den andern Spaten.)

Was ist das? — Noch einer an der Erde?
Und diese Handschuh — wie? — Elise, sieh doch her! —
Du schweigst? Du kennst sie nicht? — Welch seltsam Ungefähr!
Und doch, es scheint beinah, du bist erschrocken.
Es scheint fürwahr die Zunge dir zu stocken.
Mein Kind, du dauerst mich.

Elise.

Es war ein Scherz, mein Kind.

Carl.

Ein Scherz, o ja, wie Weiberscherze sind,
Die mit dem Heiligsten nach Lust und Laune scherzen!
Und wahrlich nur der Scherz geht dem Geschlecht von Herzen. —
O Thor, leichtgläub'ger Thor, demüthig frommes Thier,
Von guter Art und häuslich zahmen Sitten!
Ist's möglich? reuevoll, und auf den Knieen ihr
Beschämt ihr eigenes Verbrechen abzubitten! —
Das war es also, was aus ihrem Unmuth sprach?
Der Blitz, der plötzlich mir aus heiterm Himmel brach?
Und ich, ich wußt' es nicht, daß, wenn die Weiber schmollen,

Meist nur ein Wunsch sie treibt, den sie nicht wünschen sollen!

(Sich von ihr abkehrend.)

Ein Mährchen hört' ich einst von Frauenlieb' und Treu:
Es war aus alter Zeit; die Zeit ist lang' vorbei.

Elise.

Was eiferst du, mein Freund? Vergeben und vergessen!
Mir däucht, die Schuld ist beiden gleich gemessen.

Carl.

Ach, alles möcht' ich gern vergessen und verzeihn,
Doch bei der gleichen Schuld noch diesen Heuchelschein,
Sich ungestörten Muths als Richter zu erheben,
Sie selbst die Schuldige, das kann ich nicht verzeihn.
Wer sie betrügt, der raubt der Liebe auch das Leben.

Elise.

Du häufst der Worte viel, verdirbst die edle Zeit.
Es ist ja doch geschehn, und — nun — es thut mir leid;
Doch einmal hier, laß uns mit treu vereinten Händen,
Was einzeln uns hieher geführt, vollenden!

Carl.

Nicht so, nicht ich! ich mag nun nichts mehr sehn.

Elise.

Wie's dir gefällt. — Nun? Wie? Du kannst nur gehn.
Ich komme nach.

Carl.

Du willst? —

Elise.

Was dort versteckt, erfahren.

Carl.

Am Abend spät, allein — —

Elise.

Die Sorge magst du sparen.
Wer wandelt im Beruf, der fürchtet sich auch nicht.

Carl.

Wie diese Neubegier durch alle Schranken bricht!
Sie muß das Kästchen sehn, und ständ' der Wald in Flammen;
Ja, brächt der Himmel über ihr zusammen,
Sie wich und wankte nicht.

Elise,

(sich zum graben bereit machend.)

Ja, ich gesteh' es ein:
Ich wich und wankte nicht.

Carl.

Ich lasse dich allein. —
Ich geh'!

Elise, (grabend.)

Adieu.

Carl, (zurückkehrend.)

Madam, Sie werden es bereuen.

Elise.

Ach, nein, das hoff' ich nicht.

Carl, (zurückkehrend.)

Ich werd' es nie verzeihen.

Elise.

O, doch!

Carl.

Nun dann, so sey's! — Es ist der letzte Schritt.
Allein Sie zwingen mich. — Wohlan! — ich helfe mit.

Elise,

(nachdem sie kurze Zeit gemeinschaftlich und schweigend gegraben.)

So, grab' du nur allein. Doch bin ich nicht gern müßig;
Ich sing' dir eins dazu.

Carl.

Das ist ganz überflüssig!

Elise.

Wie du befiehlst. — Du giebst dir viele Müh',
Mein armer Freund.

Carl, (emsig fortgrabend.)

Für Sie, Madam, für Sie.

Elise, (lächelnd.)

Du wirst den Talisman doch auch betrachten müssen.

Carl.

Ich mag ihn gar nicht sehn. Ich will nichts von ihm wissen.
Betrachten sollst du ihn, behalten ganz allein.
Er ist dein Eigenthum.

Elise.

Mein Schatz, was fällt dir ein?
Du weißt, daß wir vereint ihn nicht besitzen können.

Carl.

Wir müssen ohnedieß uns von einander trennen.
Nachdem was Sie gethan, blüht hier für mich kein Glück.
Sobald der Morgen graut eil' ich zur Stadt zurück.

Elise.

Du eilst, dich an die Schaar der Männer anzuschließen.
Was sie gesündiget, das lassen sie uns büßen.

Doch wahrlich nicht zu groß wird meine Buße seyn.
Glück auf den Weg. Mir wird der Lenz doch Blumen streun!

Carl,

(der indessen das Kästchen hervorgezogen.)

Da, nimm! In deine Hand sey nun dein Glück gegeben.

(Sie nimmt es nach einigem Zögern.)

Schließ auf! — Was zögerst du? — Ich will den Schleier heben.

(Er nimmt es ihr wieder aus den Händen, und will es aufschließen.)

Elise.

Nein, nein, ich thu' es selbst. Du willst ja gar nichts sehn.

(Er entfernt sich einige Schritte, von der Seite hinblickend; dann nähert er sich wieder. Sie schließt auf.)

Was ist das? Sieh — ein Ei! — Und diese Rosenketten —

(Sie zieht die Rosenguirlande aus dem Kästchen.)

Da seh' ich um das Ei auch eine Schrift sich drehn —

Carl.

Nun?

Elise.

„E — go — is — mus“ heißt's. Worauf soll
das wohl gehn?

Carl.

Der Egoismus mag sich gern auf Rosen betten,
Und läßt die Dornen dann für andre Leute stehn.

Elise.

Nun, Egoismus, wohl! Jetzt sind wir schon am Ende?

Carl.

Vielleicht, daß in dem Ei der Talisman sich fände.
Drum brich es rasch entzwei.

Elise.

Nein, nein, ich brech' es nicht.
Brich du's —

Carl.

So gieb.

(Er bricht es entzwei, und zieht einen Zettel hervor.)

Da, sieh, der Zettel bringt uns Licht.

(Lesend.)

„Fallt nieder vor dem Schatz, den ich euch sandte!
Der Egoismus ist der Herr der Welt.
Sie, die das Volk von je die Großen nannte,
Er nur hat auf den Gipfel sie gestellt.

Denn wer nur sich für seinen Gott erkannte,
Der ward von je den Göttern beigesellt.
Laß Muth und Selbstsucht deinen Busen stählen,
Dann darfst du unter Erdengütern wählen."

„Doch wenn, die Welt dem Himmel zu versöhnen,
Die Lieb' als Mittler auf die Erde steigt,
Und euch, die noch der Jugend Blüthen krönen,
Die Seelen mächtig zu einander neigt,
So mögt ihr laut den Erdengöthen höhnen,
Da euch der Himmel selbst sich offen zeigt.
Und schnell von dem Versucher euch zu retten,
Umschlinget euch mit diesen Rosenketten." —

„Ihr fragt nun wohl, von wem ihr das Geschenk empfangen,
So wißt: der Onkel ist's; er spielt euch diesen Streich.
Er fing Elisen, die ihn einst so schlau gefangen.
Geht nur beschämt nach Haus. Er wartet dort auf euch."

(Sie sehen sich eine Zeitlang schweigend an.)

Carl.

Der Onkel? Wie? Er ist's? Er war an diesem Orte?

Elise.

Er ist es? — Er hat Recht. Er spricht gewicht'ge Worte.

Reich mir die Hand. Wo wär das Glück, das unserm
gleicht?
Uns hat der Himmel offen sich gezeigt.
Und schnell, von dem Versucher uns zu retten,
Umschlingen wir uns fest mit ew'ger Liebe Ketten.

(Sie umschlingt ihn und sich mit der Rosenguirlande, dann gegen das Haus gerichtet:)

Fühlt von den Schwestern dort sich eine engelrein,
So hebe sie getrost auf mich den ersten Stein!

Der Fündling,

oder

die moderne Kunstapotheose.

Lustspiel in zwei Aufzügen.

1807.

Personen.

Der Graf.
Der Maler.
Dessen Frau.
Fritz, ihr Kind.
Der Kammerdiener des Grafen.

Erster Aufzug.

(Ein Saal. Im Vordergrunde rechts eine Staffelei, worauf ein großes verhängtes Gemälde steht; links ein Tisch. Andre Gemälde, Büsten, Malergeräthschaften, u. s. w. liegen umher.)

Erste Scene.

Maler,
(mit seiner Palette beschäftigt.)

Wie freundlich übers Dach dorther der Morgen blickt,
Und seine Rosen mir zum frühen Gruße schickt!
Willkommen schöner Tag — zur Arbeit mir geboren!
Die Sorgen schlafen noch;
(Auf eine Seitenthür deutend.)
d'rum keine Zeit verloren.
(Er enthüllt das Bild auf der Staffelei.)
Hinweg mit allem, was dich neidisch hüllt,
Du darfst dich zeigen mein geliebtes Bild.
Wie so vertraut und doch so neu bei jedem Male

Du mir erſcheinſt, wie du mein Leben an dich ziehſt,
Und ſchöner noch als in dem Morgenſtrale,
Im Wiederſcheine meiner Liebe glühſt!
Wann werd' ich endlich, endlich dich vollenden?
Wenn ich im Himmel bin, pocht mich die Noth heraus,
Und tritt mich fordernd an mit hartbeſchwielten Händen. —
Begeiſt'rung in der Bruſt, und ach! — kein Brod im Haus!

Hier in des Grafen Schloß darf ich zwar jetzt nicht ſorgen,
Doch muß ich Kraft und Zeit der eiteln Prunkſucht borgen.
Wohlan, ſo ſollſt du doch der Kunſt geweihet ſeyn,
Des Tages Blüthe, freundlich ſtiller Morgen!
Dann ſpanne der Erwerb ins Joch mich wieder ein.

(Er ſetzt ſich an die Staffelei.)

Die Stelle quält mich hier. Hier ſind zu viele Falten —
Erdrücken alle Form — ſind allzu klein gehalten.
Ich malt' es geſtern, und — wie kann es anders ſeyn,
Da keifte meine Frau ein wenig auf mich ein.
Die Weiber ſind einmal geſchaffen uns zu ſtören.
Stopft euch die Ohren zu: — müßt ſie doch endlich hören!
Da ſteh' ich feſt, und kann nicht über dieſen Stein!
Es war ja doch ſo gut; da ſollt' es beſſer ſeyn,

Da beſſert man ſtets aus — doch beſſer wird es ſelten,
Und beſſer noch als gut kann meiſt für ſchlechter gelten.

Zweite Scene.

Frau, (aus der Seitenthür.)

Frau,
(im Hintergrunde wirthſchaftend.)
Nun, guten Morgen, Mann! Schon an der Staffelei?

Maler.
Ei ei, ſo früh, mein Kind?

Frau.
Früh auf, heißt's Feldgeſchrei.
Früh auf erwirbt ſein Brod. Nun geht's zu kurzen Tagen,
Da gilt es vollends nicht die Händ' im Schooß zu ſchlagen:
Kaum daß man einmal nieſ't, iſt ſchon ein Tag vorbei.
(In den Vordergrund kommend.)
Nun ja, ich dacht' es wohl! da iſt das Bild ſchon wieder!
Wenn ich das Bild nur ſeh, geht mir's durch alle Glieder.

Da sitzt er früh und spät daran, und malt und malt,
Was doch kein Mensch verlangt, und auch kein Mensch bezahlt.
Was ihm die Mühe lohnt, läßt er im Winkel liegen.

Maler.

Wenn du ein wenig schwiegst, es wär mir ein Vergnügen.

Frau.

Ja, wo die Wahrheit spricht, da ist kein Ohr dabei.
Hab' ich etwa nicht recht? Was soll die Malerei?
Nach solchem Engeltanz, wer frägt danach jetzunder?
Wer will den Engel jetzt? In's Feuer mit dem Plunder!
Wenn du nichts besser's kennst, streich Kaufmannsschilder an.
Da mal' dann Engel drauf, und alle deine Wunder.
Die Engel wenigstens, die nähren ihren Mann.

Maler.

Entheil'ge nicht die Kunst: du raubst ihr auch das Leben.
Rührt die Gestalt dich nicht? Wie sie die Wolken heben!
Wie kühn begeistert schwingt sie sich zum Himmel auf! —

Malerin.

Mit ſammt dem Himmel borgt kein Menſch 'n Thaler d'rauf.

Maler.

Die Nachwelt Tauſende!

Malerin.

Welch Glück für deine Erben!
So kannſt du doch indeß mit Freuden Hungers ſterben. —
Die Mitwelt iſt der Gott, zu dem der Kluge fleht,
Und weh dem Werk, bei dem ſie nicht Gevatter ſteht.
Sieh, jetzo fällt das Glück vom Himmel dir herunter.
Jetzt ſpann' es an den Pflug, und treib' es raſch und munter.
Dein guter Engel führt in dieſes Haus dich ein,
Der Graf iſt reich und gut, er liebt die Kunſt —

Maler.

Den Schein!

Malerin.

Iſt immer einerlei! Du ſollſt das Schloß verzieren,
Deswegen biſt du hier: ſo mußt du's auch vollführen.
Wofür man mich bezahlt, das iſt auch meine Pflicht.
Für dieſe Malerei bezahlt er dich ja nicht.

Maler.

Er ſollt' es aber, wär' ihm Sinn für Kunſt gegeben.

Der Reiche legt sein Gold doch stets mit Wucher an,
Giebt er dem Künstler Raum zu schaffen und zu streben.

Malerin.

La lirum larum, Freund! Wärst du ein kluger Mann,
Du suchtest fein und schlau den Grafen einzunehmen,
Dich seinen Launen selbst gefällig zu bequemen,
Und widersprächst nicht stets! Das schmeckt den großen Herrn
Wie eitel Wermuthtrank. Ich hab' es selbst nicht gern.
Meint er, daß blau und grün recht fein zusammen stände,
Sprich: allerliebst! und mal' ihm grün' und blaue Wände;
Spricht er, wie gestern noch: der Genius ist zu dick,
Schneid' etwas Fleisch hinweg mit willigem Geschick;
'S ist theuer ohnedieß; auch paßt wohl ohne Streiten
Kein starker Genius für unsre dünnen Zeiten.
Kurz sey mit That und Wort ihm überall zur Hand —
Ein großer Herr spricht selbst im Schlafe mit Verstand —
Sein Wink sey dir Gesetz — kein Dienst sey dir beschwerlich —
So wirst du nach und nach ihm werth, dann unentbehrlich,
Bleibst hier im Schlosse, bist des Glückes lieber Sohn,
Und wenn's zum schlimmsten kommt, giebt's eine Pension.

Maler,
(aufſtehend und ſie fixirend.)
Hm! Es gefällt dir hier?

Malerin.
Wem ſollt' es nicht gefallen?
Die Gegend, Luft, der Park —

Maler.
Und dann der Graf vor allen?

Malerin.
Der Graf?

Maler.
Der Graf.

Malerin.
Wie ſo?

Maler.
Auch der gefällt dir? Nicht?

Malerin.
Es iſt ein guter Herr, ſo liebreich, wenn er ſpricht.

Maler.
So liebreich?

Malerin.
Ja, ſo brav, ſo artig im Betragen.
Gefällig —

Maler.

Gegen dich?

Malerin.

Ich kann nicht anders sagen.

Maler.

Und du auch gegen ihn?

Malerin.

Das ist ja Schuldigkeit.

Maler.

So so!

Malerin.

Auch kenn' ich ihn ja schon seit läng'rer Zeit,
Denn meine Mutter war — ob ihrer feinen Sitten —
Bei der hochgräflichen Frau Mutter wohl gelitten.
Kam diese nach der Stadt, gleich mußte sie zur Hand.

Maler.

Ja ja, du kanntest ihn lang' eh du mich gekannt.

Malerin.

Wie sollt' ich nicht?

Maler.

Es ist noch jetzt zu spüren.

Malerin.

O, er war stets ein Herr von freundlichen Manieren.

Als unſre Hochzeit war, mußt' er auf Reiſen gehn,
Seitdem, es ſind acht Jahr, hab' ich ihn nicht geſehn,
Bis vor acht Tagen wir hierher ins Schloß gekommen.

Maler.

Gefällt mir nicht.

Malerin.

Dein Bild?

Maler.

Der Graf. Es kann nicht frommen —
Wird nicht, gefällt mir nicht — iſt nicht für uns der Ort —
Wenn ich dir rathen ſoll, pack ein — Adieu — und fort!

Malerin.

O wie du willſt, allein —

Maler.

Je eher, mir je lieber!
Die Luft iſt ungeſund: mir iſt, als hätt' ich's Fieber.

Malerin.

Es ſcheint ſo, laß uns ziehn — geſund uns wieder ſeyn!
Im Stübchen unterm Dach, da wehn die Lüfte rein,

Und wenn uns auch, wie ſonſt, nur ſchmale Biſſen werden:
Geſundheit iſt ja doch das höchſte Glück auf Erden.

Maler.

Der Graf wird freilich — —

Malerin.

Ja, er wird es ungern ſehn.
Läßt du die Arbeit ihm kaum angefangen ſtehn.
Nicht jeder wird wie du ſie zu vollenden wiſſen.
Ja ja, der gute Graf wird ſchmerzlich dich vermiſſen;
Wie pries er dein Talent noch geſtern gegen mich!

Maler.

Er war bei dir?

Malerin.

Nun ja, er ſuchte dich.

Maler.

Bei dir?

Malerin.

Er hatte dich im Saale nicht gefunden.
Hier ſtand er vor dem Bild, als wär' er feſt gebunden.
Welch Leben, welche Glut! die göttliche Geſtalt!
So rief er. Das Gewand; wie frei es ſie umwallt.
Wie reich! und dennoch nicht die ſchöne Form verhüllend;
Die Sehnſucht reizend und durch Größe wieder ſtillend!

Maler,

(der ihr zuhört, und dann und wann einen Pinſelſtrich auf das Gemälde thut.)

Das ſagt' er?

Malerin.

Ja. Welch Feuer, ſprach er drauf,
Wie kühn begeiſtert ſchwingt ſie ſich zum Himmel auf,
Und dieſe Engel, die begrüßend ſie umſchweben,
Ja, ja, man fühlt, ſie kann nicht auf der Erde leben,
Auf niedrer Erde nicht: Sie iſt des Himmels Braut.

Maler.

Das ſagt' er?

Malerin.

Ja.

Maler.

Wer hätt' den Geiſt ihm zugetraut!

Malerin.

Dann lobt' er die Idee, das Schöne und das Große.

Maler.

Erkannt' er ſie?

Malerin.

Er nannt's der Kunſt Apotheoſe.

Maler.

Hm, hm! ein Mann von Geiſt, ein Graf mit viel Verſtand.

Malerin, (heimlich lachend.)
Nur eine Stelle war's, wo er zu tadeln fand.

Maler.
Zu tadeln? Etwa hier?

Malerin.
Ganz recht, das iſt die Stelle.

Maler, (kläglich.)
Ach Gott, ich wußt' es wohl! Der Fleck iſt meine Hölle.
(Er ſetzt ſich zur Staffelei und betrachtet die Stelle.)

Malerin, (für ſich.)
Nun, Reifen, fahre wohl! Er ſitzt, der gute Mann.
Hängt bunte Lappen aus, ſo beißt das Fiſchchen an.

Maler, (haſtig aufſtehend.)
Hier werd' ich wie durch Ketten feſt gehalten.
Die Falten brechen mir mein Innerſtes in Falten!
(Zu ſeiner Frau.)
Mein gutes Kind, du ſiehſt — nimm doch — ich bitte d'rum,
(Er läuft und holt ein weites Gewand.)
Nimm dies Gewand, mein Schatz, nimm es ein wenig um.

Malerin.

Wo denkſt du hin?

Maler.

Ja, ja, hier wird es feſt geſtochen —

(Er hat ihr das Gewand umgehangen, und iſt bemüht, es maleriſch zu ordnen.)

Malerin.

Ich hab' nicht Zeit. Ich muß den Kaffee kochen.

Maler.

Nur einen Augenblick! So — jetzt den Kranz dazu.

(Er holt den Kranz.)

Nun ſetz' den Kranz mir auf.

Malerin.

Ach Gott, laß mich in Ruh.

Maler,

(ſetzt den Kranz ihr auf.)

Sieh doch den Kranz!

(Er kehrt ſie gegen den Spiegel.)

Du biſt ſchön wie am Hochzeittage,
Bleibſt ewig jung und ſchön!

(Er küßt ſie.)

Malerin, (lächelnd.)

Hat man nicht ſeine Plage!

Maler.

Den Arm jetzt in die Höh! Die Augen himmelan!

Malerin.

Wer nach dem Himmel sieht, stößt auf der Erde an.

Maler,

(er läuft nach der Palette, und bleibt dann betrachtend vor ihr stehen.)

Mein schönes Weib! — Es schwebt auf glänzendem Gefieder
Bei deinem Anblick mir Begeisterung hernieder.
O sieh! Sie kehrt dem nicht, der sie entfliehen läßt.

Malerin.

Rupf ihr die Federn aus, so bleibt sie dir im Nest.

(In der Stellung, die er ihr gegeben.)

(Der Maler setzt sich an seine Staffelei.)

Malerin.

Nun?

Maler.

Engel! den Moment kann mir kein Gold bezahlen!

Malerin.

Mal immer zu, ich will indeß den Kaffee mahlen.

(Sie setzt sich, und nimmt die Kaffeemühle auf den Schoeß.)

Maler, (aufſpringend.)

Mein Kind, ich bitte dich, nur einen Augenblick!

Malerin, (Kaffee mahlend.)

Iſt nicht für mich; mich ſchmerzt der Arm und das Genick.
Trägt mancher tagelang die Naſe in den Wolken,
Dem's beſſer thät, er hätt' mit Fleiß und mit Geſchick
Indeß ſein Feld beſtellt, und ſeine Kuh gemolken.

Maler.

So bleibt das Göttliche der Kunſt dir ewig fern!
Laß doch den Kaffee jetzt.

Malerin.

Du trinkſt ihn ja doch gern.

Maler.

Wirf auf mein Bild und mich nur einen Blick herüber!

Der Knabe, (hereinhüpfend.)

Komm, Mutter, komm geſchwind, ſonſt läuft die Milch dir über.

Malerin.

Gleich, gleich!

(Sie läuft ſchnell mit dem Knaben fort.)

Maler.

So warte doch, mein Kind! Da läuft ſie hin,

Da ist für meine Kunst und meine Noth kein Sinn!
Ihr kann das offne Thor des Paradieses winken:
Sie läßt das Paradies, und muß erst Kaffee trinken.
(Er sezt sich an seine Staffelei.)

Dritte Scene.

Der Maler. Des Grafen Kammerdiener.

Kammerdiener,
(tritt leise herein, und sich überall umsehend.)
Das ist ja hier so still, als zög' der Sonntag ein.
Die liebe Frau muß wohl noch schlafend seyn.

Maler,
(der ihn nicht bemerkt, steht auf, und betrachtet sein Bild.)
Die Hand ist allzu fleißig oft im Kleinen;
Der Ueberblick erst lehrt den Theil dem Ganzen einen.

Kammerdiener,
(weiter vorkommend, für sich.)
Wie fleißig thut er nicht! Ist doch ein Tagedieb!

Maler, (ohne sich umzusehen.)
Nun, bist du wieder da, mein Kind? Das ist mir lieb —
Ich komme gleich —

Kammerdiener.

Wie? Was? Iſt ihm ein Geiſt erſchienen?

Maler.

Du mußt (Sich umdrehend.) Herr Kammerdiener, Sie?

Kammerdiener.

Zu dienen,
Des Grafen Kammerfreund, und ihr ergebner Knecht.
Ich komm' ein wenig früh, doch hoff' ich, eben recht.

Maler, (für ſich.)

Mir nicht. Was will er denn?

Kammerdiener.

Dürft' ich ergebenſt fragen,
Die liebe Frau —

Maler,

(ihm aufmerkſam nahe auf den Leib tretend.)
Was?

Kammerdiener.

Nichts.

Maler.

Sie wollten —

Kammerdiener.

Wollte ſagen,
Weil es ſo ſtill, ſie ſey nicht wohl.

Maler.

Wohl, Gott sey Dank.

Kammerdiener.

Hört man die Frauen nicht, so glaubt man, sie sind krank.

Maler.

Und nun? —

Kammerdiener.

Nun — ah sieh da! Da ist ja unsre Sonne!

Vierte Scene.

Vorige. Malerin, mit dem Kaffee, hinter ihr der Knabe, die Tassen tragend.

Malerin,
(einen Knix machend.)

Ergeb'ne Dienerin.

Kammerdiener.

Es ist mir eine Wonne!
So festlich ausgeschmückt?

Malerin,
(schnell das Gewand von sich werfend.)

Ach Himmel, sie verzeihn!

Mich bat mein Mann, und nun, man muß gefällig seyn.
(Zu dem Knaben.)
Die Tassen auf den Tisch.
(Zum Kammerdiener.)
Er hat oft bunte Grillen,
Holt da den Kopfputz her, und krönt mich wider Willen.

Kammerdiener.

Das umgekehrte Spiel tritt freilich öfter ein.
Doch paßt das grüne Laub ja herrlich zu der Rose.

Malerin.

Die Rosen sind verblüht.
(Zum Knaben.)
Lauf! hol die Zuckerdose.

Kammerdiener,
(halb laut zur Malerin.)

Verblüht? Ganz anders meint der Graf. Nicht blind
sind wir.

Knabe,
(dem Maler eine Tasse bringend.)

Da, Vater, trink geschwind.

Maler, (aufstehend.)
Mein Bursch, ich danke dir.

Kammerdiener,

(geſchwind ſich von der Malerin entfernend, und den Knaben bei der Hand nehmend.)

Das liebe Hühnchen! ganz des lieben Vaters Züge!

Malerin, (ſeufzend, bei Seite.)

Dann, armes Kind, wär dein Geſicht ſchon eine Lüge!
Dein wahrer Vater, ach! du haſt ihn nie gekannt.

Kammerdiener.

Schon eine Bahn erwählt für ihn und einen Stand?
Was wird aus ihm?

Knabe.

Ein Maler will ich werden.

Kammerdiener.

Iſt eine ſchöne Kunſt.

Maler.

Die ſchönſte, Herr, auf Erden.

Knabe.

Ich zeichne ſchon recht hübſch, recht brav, wie Vater ſpricht.

(Der Maler geht ein paar Schritte nach ſeiner Staffelei. So wie er den Rücken wendet, nähert ſich der Kammerdiener ſchnell der Malerin.)

Kammerdiener, (heimlich.)
Ich bring' etwas für Sie.

Malerin.
Für mich? Ich wüßte nicht — —

Maler, (zurückkehrend.)
Vom Himmel ſtieg die Kunſt den Menſchen nieder,
Des Himmels Wiederſchein iſt's, was ſie dar uns ſtellt.
Hinaufwärts zeigen uns des Dichters Lieder,
Und aus dem Pinſel quillt uns eine beßre Welt.

Kammerdiener.
Vortrefflich! (Leiſe zur Malerin.) Könnt' ich nur allein
mit Ihnen ſprechen.

Malerin, (für ſich.)
Was kann es ſeyn? — Ei nun! Iſt hören ein Verbrechen?

Maler.
Die Malerei erkennt kein irdiſches Gebot,
Sie lebt und webt in ew'gem Morgenroth.

Malerin.
Vom Morgenroth, mein Freund, willſt du vermuthlich ſagen.
Iſt eine leichte Koſt; verdirbt ihr nicht den Magen.

Kammerdiener.

Ach nicht so, werthe Frau. Wer so vortrefflich malt,
Der, dächt' ich, würde doch vortrefflich auch bezahlt.

Maler,
(auf sein Gemälde zeigend)

Ja, hilft der Himmel mir nur dieses erst vollenden,
So halt' ich Ruhm und Glück dann fest an allen Enden.

Malerin.

O ja, du weißt doch noch, wie's bei dem letzten ging,
An dem die Zeit und Müh' von einem Jahre hing.
Es war ein herrlich Bild; du durftest nicht erröthen.
Frau, sprachst du, dieses Stück hilft uns aus allen Nöthen.
Auch lobt' es in der That ein jeder, der es sah:
Liebhaber waren g'nug, doch ach! kein Nehmer da.
Bis endlich einer kam, der war voll Glut und Feuer,
Schwur, für solch Meisterstück sey ihm kein Preis zu theuer,
Schleppt dann das Bild und dich, begeistert, in sein Haus,
Und zahlt, o Großmuth, dir — zehn Thaler Münze aus.

Maler,
(einen Blick auf sie herabwerfend.)

Wie lang' die Wolken auch der Sonne Strahl mißgönnen;

Es kommt der Augenblick, wo ſich die Wolken trennen.

(Er ſetzt ſich an ſeine Staffelei.)

Kammerdiener.

Der Graf war geſtern Abend in der Stadt,
Und dieſen Halsſchmuck hier, wie er befohlen hat,
Genieß ich jetzt das Glück, der ſchönen Frau als Zeichen,
Daß er auch dort an ſie gedacht, zu überreichen.

(Er überreicht ihr ein Halsband.)

Malerin.

Vom Grafen? Wie? Der Graf der armen Malerin?

Kammerdiener.

Ach! eine hübſche Frau iſt all'zeit Königin.

Maler, (für ſich.)

Es iſt doch wunderſchön. Ich wollt', ich dürft' es tragen.

Kammerdiener.

Man wünſcht, man bittet gar! —

Malerin.

Ich muß doch ihn erſt fragen.

(Zum Maler.)

Mein Kind — —

Kammerdiener, (ſie beim Kleid zupfend.)

Ich dächte nicht!

Maler.

Was iſt! (Eine kleine Pauſe.) Was willſt du, Kind?

Malerin.

Ach nichts! Ich dachte nur — —

Maler, (ärgerlich.)

Du dachteſt? Was? Geſchwind!

Malerin.

Erinnern wollt' ich dich, mein Schatz —

Maler.

Die alte Leier?

Malerin.

Man will dem Grafen zur Geburtstagsfeier
Ein kleines Feſt begehn.

Maler.

So?

Malerin.

Ach, du weißt es ja.
Bis auf die Malerei iſt alles dazu da.

Kammerdiener.

Die Ehrenpforte ſteht bloß Ihrer Kunſt gewärtig.

Maler.

Bis auf das Mittelſtück iſt ja ſchon alles fertig.

Kammerdiener.

Und dieſes?

Maler.

Wird vor Abend fertig noch.

Kammerdiener.

Behandeln Sie's mit Fleiß. Es freut den Grafen doch.
Der Graf ſchätzt jede Kunſt. Wie konnt's mir ſonſt gelingen,
In ſeiner Gunſt ſo hoch mich aufzuſchwingen,
Wenn's nicht die Kunſt gethan?

Maler.

Ei, ei, ich bin erfreut.
Ein Künſtler alſo auch?

Kammerdiener.

Ich war's zu meiner Zeit.

Maler.

Und welche Kunſt iſt es, die ſie getrieben?

Kammerdiener.

Die ſüßeſte, mein Herr, die alle Menſchen lieben,
Und aller andern Künſte Fundament;
Uns meiſt bedienend, oft beherrſchend, ſtets erheiternd,

Den robsten Stoff durch heil'ge Flamme läuternd,
Die Tag vor Tag auf ihrem Altar brennt.
Des Reichthums Schooskind sie, geschmackvoll mehr als alle,
Sie, von Prometheus einst entwandt der Götter Halle,
Des Lebens Würz' und Trost — nun sie errathen doch!

Maler,
(der unterdeß aufgestanden und sich dem Kammerdiener neugierig genähert hat.)

Sie waren wohl? —

Kammerdiener.

Ich war einst ein berühmter Koch.

(Der Maler läuft ärgerlich nach seiner Staffelei.)

Kammerdiener,
(führt zur Malerin gewendet fort.)

Ja, diese Kunst half mir mein ganzes Glück erbauen,
Doch that sie's nicht allein. Der Graf war, im Vertrauen,
In frühern Jahren einst in groser Lieb' entbrannt:
Ein feines Kind, doch arm und kahl wie meine Hand.
Der gräfliche Papa vermerkt es nicht in Gnaden,
Und schickt den Sohn ins Bad, die Liebe zu verbaden.
Was war zu thun: Der Graf vertraut sich mir,
Und ließ das Mädchen drauf in meiner Obhut hier.

Sie ſtarb nicht lang' nachher, und ließ beim Sterben
Zur Rückerinnerung dem Grafen einen Erben.

Malerin.

Und dieſes Kind?

Kammerdiener.

Das Kind? das Kind — es lebt nicht mehr. —
So ſtieg ich. Alle Welt preiſt, ſchätzt und liebt mich ſehr.
Wer Eier haben will, der füttert auch die Hühner:
Der Graf ſind generös, und wir ſein erſter Diener.
(Man hört draußen klingeln.)
Ach man verlangt nach mir. Ich that, was ich gefollt.
(Er legt den Finger auf den Mund.)
Verſtanden? Wie? — das Glück iſt dem Geheimniß hold.
(Er geht geſchwind ab.)

Fünfte Scene.

Maler. Malerin.

Malerin.

Geheimniß? Wozu das? — Ich soll's ihm nicht entdecken.
Nein, nein! Ich sag' es ihm. Ich will mich nicht verstecken.
Liegt ein Geheimniß nicht schon auf dem Herzen mir,
Und welches! Armer Mann!
(Das Halsband betrachtend.)
Warum behielt ich's hier?
Fürwahr, kaum weiß ich recht, wie ich dazu gekommen.
Ich nahm's nicht. Er hat's nur nicht wieder mitgenommen.
So war's. — Wie funkelt das! Wie Schnee im Sonnenstrahl.
Ich zeig' es ihm jetzt nicht. Vielleicht ein ander Mal.
Ein ander Mal? Nun ja! Das gäb' ein schönes Feuer!
Ein eifersücht'ger Mann ist ja ein Ungeheuer.
Nein, ich verwahr' es, und im günst'gen Augenblick
Geb' ich's dem Grafen selbst mit guter Art zurück.

Maler.

Nun, ist er fort der Narr?

Malerin.

Der Narr? Er ging ſo eben.

Maler.

Ein großer Narr.

Malerin.

O ja!

Maler.

Ein Pinſel.

Malerin.

Zugegeben.

Maler.

Was wollt' er denn?

Malerin.

Weiß ich's?

Maler.

Hm, hm! Du weißt es nicht? Er ſprach ja doch mit dir.

Malerin.

Nun was ein Narr ſo ſpricht, Geſchwätz! (Für ſich.) Ich eile nun, mein Kleinod zu verwahren.

(Sie geht in den Hintergrund, wo ſie unter altem Gerathe etwas hervorſucht.)

Maler.

Er wollte doch etwas! — — Wir werden's wohl erfahren.

Malerin,

(mit einem Kästchen, welches sie verbirgt, sobald sie vortritt. Sie setzt sich an den vordern Tisch, ihm den Rücken zugewandt.)

Du Zeuge meiner Schuld, Bewahrer meiner Qual,
Wenn ich dich öffne — ach! — ist's nicht mit jedem Mal,
Als ob mir das Bewußtseyn dieser Lüge,
Wie ein Gespenst aus dunklem Grabe stiege?

(Sie nimmt ein Medaillon aus dem Kästchen, und betrachtet es.)

Acht Jahre sind's, daß ich dies Kleinod hier empfing,
Daß ich den besten Mann aus Liebe hinterging.
Ein zweites will ich nun zu diesem ersten fügen,
Und ach! den besten Mann zum zweiten Mal betrügen.

Sechste Scene.

Kammerdiener. Vorige.

Kammerdiener,
(ſchnell hereintretend)
Auf Flügeln eil' ich ſchnell, und bringe frohe Mähr,
Des Grafen Excellenz kommt augenblicklich her.

Malerin, (aufſpringend.)
(Der Maler dreht ſich um, und wird das Käſtchen gewahr, indem er aufſteht.)
Der Graf kommt her? Jetzt gleich?

Kammerdiener, (gehend.)
Er wird nicht lange ſäumen.

Malerin, (ihn zurückhaltend.)
Ach hätt' ich doch erſt Zeit, ein wenig aufzuräumen.

Kammerdiener.
Iſt Künſtler Wirthſchaft ſo! der Graf verſteht ſich drauf.
Genie räumt in der Welt, nicht in der Wirthſchaft auf.
(Er geht ab.)

Siebente Scene.

Vorige, ohne den Kammerdiener.

Malerin, (emsig aufräumend.)
Hast du gehört?

Maler,
(der unterdeß das Kästchen unbemerkt von weitem betrachtet hat, und sich wieder sezt.)
Was denn?

Malerin.
Der Graf kommt her.

Maler.
Viel Ehre!

Malerin.
Ich bin halb todt.

Maler.
Ich nicht.

Malerin.
Er kommt hierher.

Maler.
Ich höre!

Malerin.
Er wird wohl auch ins Nebenzimmer gehn,

Und deine Arbeit dort zu deiner Schande ſehn,
Die nimmerfertige. Ach Gott! es iſt ein Jammer!
Des Grafen Excellenz in dieſer Polterkammer!
Dank ſey es dir! Dort iſt der ew'ge jüngſte Tag! —
Ich eile ſchnell dahin, und thu', was ich vermag.
(Sie geht ab.)

Achte Scene.

Maler, (allein.)

Sie läßt das Käſtchen ſtehn. Geſchwind dann ohne Säumniß!
(Er ſteht auf.)
Das Käſtchen ſah ich nie. Wohl alſo ein Geheimniß?
(Er öffnet es.)
Ein Halsſchmuck — Medaillon. Sehr reich! kommt nicht von mir!
Ein goldgeſticktes Tuch — und hier — was iſt das hier?
Sind Windeln, ſeh' ich recht. Was will das alles ſagen?
Ha ſieh'! Da kommt ein Brief! den wollen wir befragen.
(Er ſchlägt ihn aus einander.)

Von ihrer eigenen Hand. Laß hören, was sie schrieb.
„Geliebter Mann!“ Ja, sie hat mich lieb.
Nur weiter! „Eine Schuld drängt mich, an dich zu schreiben.“
Was Schulden? Sie? Ich weiß kaum selbst davor zu bleiben.
„Ich hinterging dich.“ — Wie? — „Acht Jahr muß' ich's bereuen.
Nimm mein Geständniß, und verzeih mir.“ — Schulden? Nein!
„Du wirst dies erst vielleicht nach meinem Tode lesen.“ —
So? — „und der Reuigen dann eine Thräne weihn,
Das Kind, dem du so lang' ein Vater bist gewesen,
Es ist — ach Gott! — es ist“ — Nun was denn? nur geschwind! —
„Vergieb mir, theurer Mann; der Knab' ist nicht dein Kind.“

(Er steht eine Weile sprachlos und starr. Der Brief entfällt seinen Händen. Dann rafft er ihn schnell wieder auf, und liest mit bebender Stimme weiter.

„Der Graf, um den Befehl des Vaters zu erfüllen,
Mußt' einst auf Reisen gehn, um eines Mädchens willen,
Du weißt, wir machten Hochzeit bald nachher,
Und dieses Mädchen nun“ — da bricht sie ab!

(Er dreht den Brief nach allen Seiten. Dann läuft er nach dem Kästchen, und durchsucht es.)

Nichts mehr!
Dort nicht, hier nicht! — Was braucht's auch weiter?
Höll' und Teufel!
Sie iſt das Mädchen ſelbſt. Da iſt kein Zweifel,
Kein ärmliches Vielleicht, das meiner ſich erbarmt;
Ein blätterloſer Baum, ſteh' ich kahl und verarmt.
Der Knab' iſt nicht dein Kind. Acht Jahr hat ſie gelogen,
Mich um das köſtlichſte, um Vaterlieb' betrogen.

(Er läuft nach dem Käſtchen, rafft alles zuſammen, ſteckt es ein, und ſchließt das Käſtchen zu.)

Den Grafen kannte ſie lang' eh ſie mich gekannt!
Sie hat ganz recht, und ihr wird jedermann verzeihen.
Wer hieß dich alter Tropf ein junges Weib zu freien?
Sie iſt ein Weib, und er trägt Stern und Band. —
Das allgemeine Loos, es iſt auch mir geworden,
Und vor der Hochzeit ſchon war ich im großen Orden!

Neunte Scene.

Malerin. Maler.

Malerin,
(Kleidungsſtücke über den Arm.)

Nun hurtig, zieh dich an, ſo wie ſich's ziemt und ſchickt,
Wenn uns der Graf beſucht.

Maler.

Ich bin ſchon hoch geſchmückt.

Malerin.

Geſchmückt? daß Gott erbarm. Zu aller Menſchen Freude!
Du ſtehſt in deinem hochzeitlichen Kleide,
Wie König David in der Karte da.

Maler.

Auch fehlt die Krone nicht.

Malerin,
(ihm den Schlafrock ausziehend.)

Fort mit dem Großpapa!
Und fort zugleich mit allen Künſtlermücken!
Man muß ſich in die Welt wie in die Kleider ſchicken.
Im Schlafrock kann ich dir wohl manches noch verzeihn,
Da magſt du König und ein wenig grob auch ſeyn,
Allein das eng're Kleid zwingt zur gebund'nern Sitte.

(Sie hat indeß ihm die Halsbinde umgebunden, und holt jetzt das Kleid.)

Und ſo empfang' auch du vom Schneider Conduite!

(Sie hält ihm den einen Aermel hin, er fährt in Gedanken hinein, dann macht er haſtig einige Schritte auf die andere Seite des Theaters. Sie folgt ihm, den Rock haltend.)

Maler.

Iſt's möglich? träum' ich denn?

Malerin.

Es kommt mir faſt ſo vor.

Maler,

(er läuft wieder auf die andere Seite, ſie folgt ihm.)

Nein, nein, ein ſüßer Traum war es, den ich verlor.

Malerin.

Die Zeit verlierſt du, Freund, mit deinen ew'gen Träumen.
Er kommt, ich hör' ihn ſchon! Nun gilt kein länger Säumen.

(Sie ſteckt ihm den Arm in den Aermel, und zieht ihm den Rock vollends herauf. Dann bringt ſie ſeinen Schlafrock auf die Seite. Er ſieht verſtört um ſich; ſein Blick fällt auf das Bild auf der Staffelei; er läuft hin, und verhüllt es wieder.)

Zehnte Scene.

Der Graf. Der Kammerdiener. Der Knabe. Die Vorigen.

Graf,
(mit einer leichten Kopfneigung.)

Ich dränge mich als Gaſt bei Ihnen ein,
Bei Ihnen und der Kunſt. Sie ſoll mich heut zerſtreun.
(Mit einem bedeutenden Blick auf die Malerin.)
Mit Sorgen ſchlief ich ein, und bin erwacht mit Sorgen;
Hier ſuch' ich meinen Arzt. Man fängt ja ſeinen Morgen,
Nie beſſer, ſchöner nie, als mit dem Schönen an.
Da hör' ich eben erſt, Sie haben, lieber Mann,
Noch manch Gemälde hier, das ich noch nicht bewundert.

Malerin.

Gemälde wohl, allein man giebt nicht viel für's Hundert.

Graf.

Sie ſcherzen. Sein Talent hat ſich mir längſt bewährt,
Es hat mich oft entzückt, oft angenehm belehrt.

(Indem er den Knaben erblickt, der hinter ihm herein gekommen iſt.)

Sieh da, mein liebes Kind.

(Er führt ihn bei der Hand hervor.)

Ich bin ihm ſehr gewogen.

Malerin.

Wie ſprichſt du? Küſſ' die Hand. — Er iſt gar ungezogen.

Kammerdiener.

Hm! das Genie ſpukt vor.

Graf.

Das liebliche Geſicht,
Aus dem der Kindheit Reiz ſo unverkümmert ſpricht,
Mit dieſen Augen, die den künft'gen Mann verbürgen!
Es iſt ein holdes Kind.

Maler,

(mit verhaltner Wuth, für ſich.)

O könnt' ich ihn erwürgen.

Graf.

Was meinen Sie?

Maler.

O nichts.

Kammerdiener.

Der Vater ganz und gar!

Maler, (für sich.)

Der Schurke!

Graf.

Ach Sie sind beneidenswerth, fürwahr!
Wie würde mich der Knabe nicht beglücken,
Wenn ich sein Vater wär!

Maler, (für sich.)

Luft, Luft! ich muß ersticken.

Graf,

(den Knaben der Malerin zuführend, dann sich schnell zum Maler kehrend.)

Doch hier ist Amors Platz! — Was ist das für ein Bild,
Dort auf der Staffelei so neidisch eingehüllt?

Malerin.

Es ist sein Meisterstück.

Graf.

Ei, ei! Man darf's doch sehen?

Malerin,

(geht das Tuch abzunehmen.)

O ja, das mag er gern.

Maler,

(sie mit einem grimmigen Blick zurückhaltend.)

Nein! das — das wird nicht gehen!

Graf.

Warum?

Malerin.

Was zierſt du dich?

Maler,

(den Grafen und die Frau abwehrend.)

Noch iſt's vollendet nicht.

Graf.

Um ſo belehrender.

Maler.

Hier fehlt das rechte Licht.

Graf.

Es bring' man's in den Saal! — Ha, wie Sie ſich auch wenden,
Ich laſſe den Genuß nicht wieder aus den Händen.

Maler.

Iſt Stümperwerk, Herr Graf, aus dem der Hunger ſpricht,
Pur Flickwerk, Sudelei. Ich werd' es nie vollenden!
Mit meiner Kunſt iſt's aus. Ich bin ein armer Wicht,
Ein todter Leib, Herr Graf, dem Seel' und Geiſt gebricht.

Graf.

Sie ſind bei Laune heut. Das ſeh' ich mit Vergnügen.

Maler.

O ja, ich fühl' ſie mir in allen Gliedern liegen.

Graf,

(zur Malerin halb laut.)

Was fehlt ihm?

Malerin.

Ach, verzeihn Sie ihm. Er iſt ein Thor.
Ich waſche ſtets an ihm; doch Mohr bleibt ewig Mohr.

Graf.

Ich gehe nach dem Saal. Das Bild wird hingetragen.
Dort, hoff' ich, haben Sie nicht übers Licht zu klagen.
Sie folgen mir doch bald?

(Sich zur Malerin wendend.)

Und Sie? — Ich muß geſtehn,
Gemälde mag ich gern an Frauenhand beſehn.
Die todten Bilder muß ihr Blick uns erſt beleben,
Und, thun es jene nicht, uns die Begeiſt'rung geben.

(Er geht ab mit dem Kammerdiener.)

Eilfte Scene.

Maler. Malerin. Der Knabe.

Malerin.

Nun ſprich, was fiel dir ein, und wie betrugſt du dich?
Des Grafen Exzellenz verwundert ſelber ſich.

(Der Maler ergreift ſeine Palette, reißt die Pinſel heraus, und wirft beides an die Erde.)

Was treibſt du, guter Freund? Du ſcheinſt dich zu vergeſſen.
Sprich doch! Was haſt du vor?

(Er wirft noch mehrere Malergeräthſchaften an die Erde.)

Biſt du denn ganz beſeſſen?

Maler.

Ich war's. Acht Jahr lag mir ein böſer Geiſt im Haus.
Doch jetzo treib' ich ihn mit Himmels Beiſtand aus.

(Nach einer kurzen Pauſe.)

Ich reiße mich jetzt los von allem was ich liebte;
Von dieſem Handwerk, das ich ſorgſam fleißig übte,
Das ſtets nur Blüthen zeigt, und niemals Früchte giebt. —
Ich hab' umſonſt gelebt — ich war ja nie geliebt!

Acht Jahr ward ich mit frecher Stirn betrogen.
Acht Jahre hat mich dieſer Mund belogen.
Hinweg, ich reiß' mich los! Es iſt vorbei!
Von heut beginnt mein Leben wieder neu.

Malerin,

(die anfangs erſtaunt geſtanden, endlich aber aufmerkſam geworden, ſich nach dem Käſtchen umgeſehen hat, eilt ſchnell hin, es zu öffnen.)

O weh! was muß ich ſehn. Nun iſt nichts mehr zu hoffen.
Er weiß nun alles, ach! ich ließ das Käſtchen offen.

Maler.

Wenn einer euch betrügt, vielleicht um Geld und Gut,
Ihr mögt's verzeihn: warum wart ihr nicht auf der Hutb.
Doch wer acht Jahre lang mit eurem Herzen ſpielte,
Was ſchlau er zu euch ſprach, für einen andern fühlte,
Der ſchönſten Regung, die des Menſchen Bruſt je bob,
Den fremden Baſtard, ſie verſpottend, unterſchob,
Der hat nicht bloß getäuſcht, hat euch nicht bloß betrogen:
Er hat um einen Himmel euch gelogen,
Von eurem Blut gezehrt, an eurem Mark geſogen.
Verkauft um hohen Preis euch Gift für edlen Wein,
Und nimmer, nimmer mögt ihr ihm verzeihn!

Malerin.

Du kränkſt mich, lieber Mann! — Ich will dir ja bekennen — —

Maler.

Zu ſpät! ich höre nichts.

Malerin.

Ich will mich ſchuldig nennen.

Maler.

Du willſt nur? Nein, du mußt.

Malerin.

Das Käſtchen ſagte dir — —

Maler.

Daß du acht Jahre legſt. Ich weiß ihm Dank dafür.

Malerin.

Ich hinterging dich, ja, und doch wirſt du verzeihen.
Den einzigen Betrug nur hab ich zu bereuen,
Und ach, kaum weiß ich recht, ob ichs bereuen ſoll.

Maler.

Ha, nicht einmal bereun? Das Sündenmaaß iſt voll.

Malerin.

Mich trieb ja nur das heiligſte Verlangen:
Bloß weil ich dich geliebt, hab' ich dich hintergangen.

Maler,
(mit ungewissem Tone, und sich ihr nähernd. Sie reicht ihm die Hand entgegen.)

Geliebt! Ha, welche Stirn! Sie wagt's! Geliebt! du? mich?
Fort, fort! ich höre nichts! Fort, Thor, und schäme dich.
Wer sie erst reden läßt, ist alsobald verloren.
Leiht ihr den Weibern nur erst euer Ohr, ihr Thoren,
Sie reißen dann auch bald das Uebrige an sich.
Nein, nein, ich höre nichts! Was könntest du noch sagen?
Nichts, nichts. Doch sieh, ich will — noch einmal will ich fragen,
Noch einmal frag' ich dich — Schnell Antwort! Was? Geschwind!

(Er nimmt den Knaben bei der Hand.)

Der Knabe da, er ist — ist nicht —

Malerin.
Ist nicht dein Kind.

Maler,
(mit unterdrückter Bewegung.)

Ha, ha! ich wußt' es ja!

(Er läßt den Knaben los.)

Auf ewig mir entrissen!

Der Vater? —

(mit dem Daumen rückwärts nach der Thür zeigend, ohne ſie anzuſehen.)

Wie?

Malerin.

Noch kann ich es nicht wiſſen.

Maler.

Sie weiß es nicht? Es iſt ihr unbekannt?
Bei Gott, wer bin ich denn? Bin ich noch bei Verſtand?
Sie weiß nicht! O recht brav! — Sind das denn meine Hände?
Bin ich dies ſelber noch? — Es geht mit mir zu Ende!

Knabe,

(ſich dem Vater nähernd.)

Hör' Vater, du biſt bös. Hab' ich dir was gethan?

Maler,

(ihn eine Weile anſehend, dann bei'm Arm faſſend.)

Ha, Burſche! — (Zu ihr.) Sieh hieher! Sieh dieſe Züge an.
Sie lügen nicht wie du. Der Vater ſpricht aus ihnen.
An Mund und Kinn und Stirn und Naſe ganz und gar
Die werthe Excellenz! Es iſt ja ſonnenklar!
Und ich fand fröhlich einſt mein Bild in dieſen Mienen.

O, brillenwerther Narr! O, Thier! — Fort, kleine Brut!
Fort, kleine Excellenz!

Knabe, (zu ihr eilend.)

Der Vater ist nicht gut.
Er hat so böse ja noch nie mit mir gesprochen!

Malerin.

Was zürnst du denn mit ihm? Was hat das Kind verbrochen?
Es ist wohl Aehnlichkeit, so schien es immer mir —

Maler.

Es scheint ihr so!

Malerin.

Allein, was kann das Kind dafür?
Ihm brächt' es Glück und uns vielleicht aus unsern Schulden.

Maler.

Ha, Spott noch obendrein! Das ist nicht zu erdulden.
Madam, es ist vorbei, und ich verachte Sie.

Malerin.

Das geht zu weit, mein Herr! O, das verdient' ich nie!
Wenn ich Sie täuschte, ist's aus Liebe nur geschehen.

Maler.

Aus Liebe, ja, zu ihm!

Malerin.

Wie ſoll ich das verſtehen?
Zu ihm? Iſt's möglich? Wie? So ſchmählicher Verdacht!

Maler.

Verdacht? Gewißheit nur.

Malerin.

So weit bin ich gebracht!
Jetzt iſt es Ihre Pflicht, jetzt müſſen Sie mich hören,
Zwei Worte braucht es nur — —

Maler.

Mich wieder zu bethören!
Ich höre nichts! Nichts, nichts!

Malerin.

Erklären will ich dir — —

Maler.

Es iſt ſchon allzu klar!

Malerin.

Ich muß —

Maler.

Hinweg von mir!

Malerin.

Er raſt.

Maler.

Beinah.

Malerin.

Wohlan! ich werde jetzo schweigen.
Doch soll sich dir noch heut dein schwarzes Unrecht zeigen.
Du sollst beschämt, verwirrt vor meiner Unschuld stehn,
Und dann, dann hast du mich zum letztenmal gesehn.

(Sie geht; der Knabe faßt ihre Hand, sie reißt sich los, und geht hastig ab. Der Kammerdiener begegnet ihr in der Thür, und sieht ihr verwundert nach.)

Zwölfte Scene.

Kammerdiener. Maler. Knabe.

Kammerdiener.

Wo bleiben Sie? Der Graf — erwartet sehnlich ihrer.

Maler,

(geht, ohne auf ihn zu hören, mit großen Schritten auf und ab.)

Es ist vorbei. Fahr hin! — Doch Wehe dem Verführer.

Kammerdiener.

Der Graf erwartet Sie.

Maler, (wie oben.)
Mein Leben ſetz' ich d'ran!

Kammerdiener.
Er ſchickt mich eilig her.

Maler, (wie oben.)
Er findet ſeinen Mann.

Kammerdiener.
He! hören Sie! der Graf!

Maler, (für ſich.)
Ha ſieh! zur rechten Stunde!
Der Schurke hat gewiß von allem Kunde,
Ich frag' ihn aus — (Laut.) Mein Freund — —

Kammerdiener.
Geſchwind! Er zürnt gewiß.

Maler,
(ihn mit einer Hand zurückhaltend, mit der andern in der Taſche ſuchend.)
Ich möchte wohl — Sie ſind — Sie haben —
(Ihm plötzlich das Medaillon vor die Augen haltend.)
Kennſt du dies?

Kammerdiener.
O Himmel!

Maler,
(ihm ganz nahe ins Gesicht sehend.)
Ha, er kennt's! Mein Werther, Sie erblassen!
O armer Sünder! Sieh, er weiß sich nicht zu fassen.
Und will vor Angst und Schaam wie weiches Wachs zerachn.
So jämmerlich soll auch dein Herr jetzt vor mir stehn.
(Er läuft fort.)

Dreizehnte Scene.

Kammerdiener. Knabe.

Kammerdiener.
O weh! das Medaillon! Ich bin verloren,
Der Mensch hat mir den Untergang geschworen;
Dem Grafen zeigt er es, bringt alles an den Tag,
Und fällt mit schwerer Art mein Glück auf einen Schlag!
Daß ich ihn einst betrog, muß jetzt der Graf erfahren,
So hinkt die Strafe nach, und trifft mich nach acht Jahren.
Ach, welcher Höllengeist bringt mir den Kerl ins Haus,
Und liefert schadenfroh das Medaillon ihm aus!

Wie, wär' das Kind wohl gar? — — Ich ſeh' den Stab mir brechen!

Knabe.

Was ſiehſt du mich ſo an?

Kammerdiener.

Fort, ſchnell! er darf nicht ſprechen!

Knabe.

Biſt du auch böſ' auf mich?

Kammerdiener,
(dem Knaben drohend.)

Ha, giftige Schlange, du!
Du biſt's: Du bringſt mich heut' um Ehr' und Glück und Ruh'!

(Er läuft haſtig fort.)

Knabe.

Was hab' ich denn gemacht? Sie ſchreien wie die Tollen,
Und ſind ſo böſ auf mich. Ich weiß nicht was ſie wollen.

(Der Vorhang fällt.)

Zweiter Aufzug.

(Ein Saal mit Seitenthüren. Im Vordergrunde zur Seite ſteht die Staffelei mit dem Gemälde des Malers.)

Erſte Scene.

Kammerdiener,
(ſich den Schweiß abtrocknend.)

So wie der edle Hirſch vom Jagdhallo geſchreckt,
Zu raſtlos ſchneller Flucht die ſchlanken Läufe ſtreckt —
Der Schrecken lauert rings auf ihn in den Geſträuchen,
Die Todesangſt drückt ihm den Stachel in die Weichen —
So ich. So hat die Angſt mich auf und ab gehetzt,
Bis plötzlich — ach ich athme freier jetzt! —
Vom Himmel kam es mir, ich hatt' es ganz vergeſſen,
Daß noch ein Medaillon ja ſonſt der Graf beſeſſen,
Und ziemlich ähnlich dem, das in des Pinslers Hand,
Zum Unheil mir der böſe Feind gebannt.
Der Funke fiel bei mir nicht in die todte Aſche:

Des Grafen Medaillon — ich hab' es in der Tasche.
Gelegenheit zum Tausch zeigt wohl der Augenblick.
Man kommt — es ist der Graf!

Zweite Scene.

Der Graf. Kammerdiener.

Graf,
(auf das Bild zeigend.)
Dies ist das Meisterstück?

Kammerdiener.

Ja, das zu meisternde — wie Excellenz befohlen —
(Nimmt auf einen Wink des Grafen das Tuch von dem Gemälde.)

Graf.

Nicht übel! — Doch er hat ein wenig wohl gestohlen —

Kammerdiener.

Ach ja! ich glaub's.

Graf.

Er glaubt?

Kammerdiener, (seufzend.)
Das hat er schon am Strick.

Graf.

Von Guido Reni stahl er diese Stellung sich.

Kammerdiener.

Liegt ihm in der Natur!

Graf.

Doch wird man's tadeln können?
Ist's nicht das Alte stets, was wir das Neue nennen?
Gehn wir nicht überhaupt auf fremden Stelzen nur?
Und Diebstahl, weiter nichts — ist unsere Kultur. —
Doch seltsam! wie bekannt erscheinen mir die Züge!
Und von der Wahrheit schwatzt mir diese bunte Lüge.
In die Vergangenheit geleitet diese Spur —
Was seufzt er? —

Kammerdiener.

Ach! ich weiß nicht, soll ich's sagen —

Graf.

Was will er denn! Was ist's?

Kammerdiener.

Durft' ich ergebenst fragen? —

Graf.

Nun, was?

Kammerdiener.

Mich treibt nicht Neid, auch Bosheit ist es nicht.
Nicht Scheelsucht —

Graf.

Wird es bald?

Kammerdiener.

Blos das Gebot der Pflicht!
Ich weiß, daß Excellenz ein Medaillon bewahren,
Sehr reich besetzt, und drinn: Erinnerung, von Haaren.

Graf.

Ein theures Kleinod mir.

Kammerdiener.

Bewahren Sie es noch?

Graf.

Was soll die Frage hier?

Kammerdiener.

Fleh' um Verzeihung — doch —
Vielleicht daß Excellenz — fast wagt' ich d'rauf zu wetten —
Der kleinen Malerin es zugewendet hätten?

Graf.

Wie? Unverschämter!

Kammerdiener.

Nicht? So raubt mir's den Verstand!
Denn sah' ich recht, so sah' ich's in des Malers Hand.

Graf.

Er hat? ——

Kammerdiener.

Erst heut.

Graf.

Er lügt!

Kammerdiener.

Wenn Excellenz befehlen!
Doch sind's die Augen dann, die lügenhaft erzählen.

Graf.

Wie sollte — Ha! wenn es — wär's möglich, wär's vielleicht? —
Er weiß, daß ich noch eins besaß, das diesem gleicht.

Kammerdiener.

So? Ja, erinn're mich.

Graf.

Wenn es dies andre wäre?

Kammerdiener.

Es wär' mir herzlich lieb, blos um des Mannes Ehre.
Doch find' ich in der That auch nicht den kleinsten Schein.

Graf.

So? meint' er? Nun, das soll sehr bald entschieden sein.

(Er geht schnell ins Seitenkabinet.)

Kammerdiener, (allein.)

Wenn mir der Pinsler doch jetzt in die Netze rennte,
Und ich die Medaillons behend vertauschen könnte!
Ob er denn alles weiß? Ich sage kühnlich: nein!
Dem Grafen zürnt er ja, und muß im Irrthum
seyn.
Die Würfel liegen! Frisch! Das Glück liebt kühne
Leute,
Ich bin auf meiner Huth, und stets dem Herrn zur
Seite.

Graf, (zurückkommend.)

Hor' er!

Kammerdiener.

Es fand sich nicht?

Graf.

Er hatte doch wohl Recht.

Kammerdiener.

Es ist? — —

Graf.

Ich find' es nicht.

Kammerdiener.

O menschliches Geschlecht!
Wie oft sprach Excellenz, der Künstler hält auf Ehre:
Der Kerl ist doch ein Dieb, und wenn's Apelles wäre.

Graf.

Wer weiß, wie er's erhielt? Er ſchweigt, bis man das kennt!

Kammerdiener,

(die Pantomime des Stehlens machend.)

Wie er's erhielt? Durch dies fünfzack'ge Inſtrument!
War er nicht geſtern erſt da d'rin, wie Sie befahlen,
Dem alten Muſengott ein neues Kleid zu malen?
War er nicht ungeſtört den ganzen Tag allein?
Zu gut ſind Excellenz, trau'n allzuſehr dem Schein,
Und ach das Künſtlervolk, das ſind die rechten Junger;
Ihr Gott iſt der Merkur, und der — hat lange Finger.
Da iſt er ſelbſt.

Graf.

Er ſchweigt! Ich fühl' ihm auf den Zahn.

Kammerdiener, (für ſich.)

Jetzt, Vater alles Glücks, o Zufall, mach' mir Bahn.

Dritte Scene.

Vorige. Der Maler, (welcher, als er den Grafen erblickt, zögernd in der Thüre stehen bleibt.)

Graf.

Nur näher, lieber Freund. Wir sind bei Ihrem Lobe.
Das Bild hat viel Effect, und hält auch ziemlich Probe.

(Maler verbeugt sich stumm.)

Ich finde zwar, und sag's in Ihrer Gegenwart,
Den Stil ein wenig streng, die Zeichnung etwas hart.

(Maler verbeugt sich.)

Es fehlt das Duftige, das Zarte und das Feine,
Das uns sogleich besticht. Sie merken, was ich meine?

(Stumme Verbeugung des Malers.)

Die Haltung der Figur, die da gen Himmel steigt,
Ist zwar recht schön, allein nicht zart genug und leicht.
Kurz, kurz, das Zierliche, es scheint nicht Ihre Sache.

Maler.

Das Zierliche gränzt hart an das Geziert' und Flache.

Graf.

Man fühlt es gleich, daß Sie des Schönen Vaterland,
Das herrliche Italien nicht gekannt.

Dort holt sich das Talent den Takt, die feine Wendung.
Entfernt jene Deutschheit ab, die der Geschmack verbannt.
Und das Genie erwirbt sich dort erst die Vollendung.

Maler.

Das Loos der Glücklichern! Ich ward beim Wünschen alt!

Graf.

Doch nicht zu alt, mein Freund; das Gute kommt stets bald.
Wie? wenn sich nun durch mich die Mittel Ihnen boten,
Nach dem gelobten Land' die Wallfahrt anzutreten?
Wie wär's? Ich glaube fast, mein Freund, Sie schlagen ein.

Maler, (für sich.)

Und laß ihn unterdeß bei meiner Frau allein!

Graf.

Ein Jahr reicht hin. Die Zeit beut dem Genie die Hände.

Maler.

Es ist zu spät, Herr Graf, ich bin zu Ende.
Ich streiche Stuben an, mach' allerlei für's Haus,
Und male Bilderchen für Kinderfibeln aus,

Verfaſſ' auch wohl Portraits das Stück zu einem Gulden;
So lebt man fröhlich, ſtirbt, und laßt honette Schulden.

Graf.

Ach pfui, mein Freund! das heißt die Kunſt entweihn.
Geliebte ſoll ſie uns, nicht unſre Köchin ſeyn.

Maler.

Das Lieben iſt vorbei; der Sommer iſt vergangen.
Man liebt einmal, wie man nur einmal wird gehangen.

Graf.

Sie ſcherzen wunderlich. Von Herzen geht das nicht.
Iſt etwas das Sie drückt, ein Kummer, der Sie ſticht,
Vertrauen Sie ihn mir. Mein Freund, wo fehlt es Ihnen?

Maler.

Es fehlt nicht! Habe nur etwas zu viel, zu dienen.

Graf, (bei Seite.)

Zu viel? Ich dacht' es wohl.

Maler.

Und, ja, das drückt mich ſchwer.
Wie einen Kain treibt es raſtlos mich umher.

Graf.

Das thut mir weh — Wer weiß, wenn Sie Vertrau'n mir schenken —
Ich nehme Theil daran, und mehr als Sie es denken.

Maler, (für sich.)

Beinahe glaub' ich, daß ihm sein Gewissen schlägt!

Graf, (für sich.)

Es reut ihn, wie es scheint. Er steht und überlegt.
(Laut.)
Ein Unrecht, lieber Freund, das wir empfangen,
Es drückt uns weniger, als eins das wir begangen.

Maler, (für sich.)

Aha!

Graf.

Und doch — wie leicht sind wir dahin gebracht.
Wie leicht besiegt uns nicht der Leidenschaften Macht,
Oft nur ein dunkler Trieb, ein wunderlich Gelüsten,
Das uns beschleicht, dem Diebe gleich bei Nacht:
Es ist geschehn, eh' wir noch selber darum wußten,
Es war ein Traum und — bald sind wir erwacht.
Dann wächst die Reu empor aus unsern Saaten,
Und bringt die herbe Frucht: Erkenntniß, was wir thaten.
Dann wünscht man gut gemacht —

Maler.

Wenn das nur möglich ist!

Graf.

Wenn der Beleidigte verzeiht und auch vergißt.

Maler.

Verzeiht? — ist Christenpflicht! Vergißt?

Graf.

Gereicht zum Ruhme!

Maler.

Wer wissend sich vergreift am fremden Eigenthume,
Der ist ein Dieb, Herr Graf, und trüg' er Stern
und Band.

Graf.

Sie sind auch allzustreng! (Für sich.) Da hat er's ja
bekannt!

(Laut.)

Ein schwacher Augenblick drückt uns nicht ewig nieder!
Man hat es ja bereut, und giebt dem Andern wieder,
Was man vielleicht ihm nahm —

Maler.

Man giebt's ihm wieder?

Graf.

Und dieser mag dann gern vergessen was geschah. Ja,
Er würde nicht einmal die Kleinigkeit vermissen —

Maler.

Die Kleinigkeit? (Für sich.) Der hat ein gros Gewissen.

Graf.

Es läg' ihm wenig d'ran — —

Maler.

Doch, doch!

Graf.

Ich sage nein.

Maler, (heftig.)

Ja! ja!

Graf.

Es würd' ihm nur von wenig Werthe seyn,
Wär' die Erinnerung verblühter werther Stunden,
Vergang'nen Glückes nicht daran gebunden.

Maler.

Erinnerung nicht allein. Die ganze Gegenwart! —

Graf.

Sie quälen sich mit Fleiß, und sind zu streng, zu hart.

Maler.

Nein, nein, Sie raubten mir mein kindlich frohes Streben,
Den Frieden meiner Bruſt, und alſo Glück und Leben!

Graf.

Ich? Ihnen? Träumen Sie?

Maler.

Wie? ſo werd' ich gefragt
Von Ihnen, der Sie erſt voll Mitleid mich beklagt,
Und was Sie mir gethan, ernſt zu bereuen ſchienen?

Graf.

Bereun? was denn bereun? Die Reue iſt an Ihnen.

Maler.

Bei Gott, wie iſt mir denn? — Wär' es nicht offenbar,
Läg' nicht in meiner Hand die Ueberzeugung klar,
Wenn nicht das Medaillon, der Schmuck Gewißheit böte —

Graf.

Das Medaillon? Nun ja, davon iſt ja die Rede!
Sie haben's alſo doch? Nun, nun, geſtehn Sie's ein!
Ein frei Geſtändniß läßt uns alles leicht verzeihn.

Maler.

Verzeihn! An mir, Herr Graf, iſt das Verzeihn.

Graf.

Mein Lieber,
Ich glaube, Sie sind krank! Sie sprechen nach dem Fieber.
Ich seh' ja herzlich gern der kleinen Schwachheit nach.
Man ist ein Mensch. Nicht stets ist unsre Tugend wach.
Sie sah'n das Medaillon in jenem Kabinette —
Sie sind oft sehr zerstreut — besah'n es, und ich wette
In Ihrer Tasche war's, Sie wußten's selber kaum.

Maler.

Was Tasch' und Kabinet! Herr Graf, Sie sind im Traum!
Ich weiß nicht was das soll!

Graf.

Sie sollten sich doch schämen,
Auf solche Art sein Wort zurückzunehmen!
Herr, Sie gestanden's ja!

Maler.

Er macht mich noch verrückt!
Sie handeln, wie es sich zu solchem Stern nicht schickt.
(Auf dessen Brust deutend.)

Graf.

Ins Narrenhaus mit ihm! Das ist nicht zu ertragen.

Maler.

Mit einem Streiche will ich den Philiſter ſchlagen.

(Er zieht den Halsſchmuck aus der Taſche, und hält ihn dem Grafen vor die Augen; zugleich reißt er das Medaillon mit heraus, welches auf die Erde fällt.)

Den Halsſchmuck kennt man nicht? Man hat ihn nie geſehn?

Graf, (verlegen.)

Mein lieber Freund, ein Scherz — ich will es nur geſtehn —

Kammerdiener,

(welcher im Hintergrunde geſtanden, eilt hervor, und hebt das Medaillon auf, indem er es mit dem andern vertauſcht.)

Herr Graf, da liegt es ja! Da hat er's fallen laſſen. Das iſt's! Sehn Sie ihn an; er weiß ſich nicht zu faſſen.

(Bei Seite.)

Gottlob, ſie ſind vertauſcht.

Maler.

Nun ja, das iſt's!

Graf.

Geſchwind.

Maler,
(indem er es dem Kammerdiener abnehmen will.)
Geb' er's!

(Kammerdiener macht sich los, und giebt es dem Grafen.)

Graf,
(es ihm hastig abnehmend.)
Nun wissen wir sogleich woran wir sind. —
Pfui, pfui, mein werther Herr!

Kammerdiener.
So hab' ich recht gesehen?

Maler.
Herr Graf, dies Medaillon — —

Kammerdiener.
Was hilft nun das Gesehen.
Nun ist es nicht mehr Zeit, nun ist schon alles klar.

Graf.
Nur allzuklar, mein Herr.

Maler.
Was denn? Es ist nicht wahr!
Sie sind — —

Graf.
Still, still!

Kammerdiener.

Still, still!

Graf.

Was konnten Sie noch sagen?

Kammerdiener.

Sie werden es doch jetzt nicht mehr zu läugnen wagen?

Maler.

O Satan! bin ich denn — —

Graf.

Ja, überführt sind Sie.
In Ihre Tasche kam's, es ist kein Räthsel: wie?

Kammerdiener.

Er hat's ja selbst bekannt. Wozu die Winkelzüge?

Graf.

Ein Fehltritt wird verziehn, doch keine freche Lüge.

Kammerdiener.

Drum schweigen Sie nur still, so läßt man Sie in Ruh.

Maler.

Schnürt mir doch lieber gleich die Kehle selber zu!

Kammerdiener.

Kommt Zeit, kommt Rath.

Maler.

Ich muß vor Wuth doch noch erſticken.
Wer ſchleppt mich denn hieher in das verfluchte Haus,
Und liefert ſchadenfroh mich großen Herren aus?
Den Himmel vor der Bruſt, den Teufel hinter'm Rücken.

(Mit einer Pantomime den Stern andeutend.)

Vierte Scene.

Malerin. Vorige.

Malerin.

Mein Kind, was machſt du hier? — Ach, Excellenz verzeihn!
Was treibſt du denn? Man hört dich auf der Treppe ſchrein.

Maler.

Fort, hebe dich hinweg.

Malerin.

Was iſt hier vorgegangen?

Kammerdiener.

Ein kleiner Spaß. Es hat ſich eine Maus gefangen.

Graf, (zur Malerin.)

Um Ihrentwillen schmerzt es mich, was hier geschah.
Ein solcher Mann! — Ihr Schicksal geht mir nah.

(Er geht ab.)

Maler, (zum Kammerdiener.)

Jetzt sprech' Er, Belial!

Kammerdiener.

Mit nichten! Ich will schweigen,
Des Nächsten Schande nicht durch alle Straßen geigen.
Ich bin diskret, mein Kind.

Maler.

Ich lass' ihn nicht vom Platz.

Malerin.

Mein Himmel sprechen Sie! — So rede doch, mein Schatz.

Kammerdiener.

Es thut mir leid, Ihr Ohr so schmerzlich zu verletzen:
Der vielgeliebte Schatz begehrt nach fremden Schätzen.
Ein Kleinod ward vermißt: bei ihm dort fand es sich.

(Er läuft davon.)

Fünfte Scene.

Maler und seine Frau.

Maler.

Halt da! He, bleib' er hier!

Malerin.

So laß ihn doch, und sprich.

Maler.

Ich bring' ihn um, den Kerl.

Malerin.

Ja doch, allein erst sprechen.

Maler.

Und diese Excellenz, dürft' ich den Hals ihr brechen!

Malerin.

Ist es denn wirklich wahr?

Maler.

Erst zieht man mich hieher,
lockt, lobt, hat lauter Süßigkeit im Kragen;
Der Honig reizt: er kommt der dumme Bar,
Und hurtig springt man zu, den Tölpel todt zu schlagen.

Malerin.

Ein Kleinod ward vermißt, und wie? man fand's bei dir?
Ich bitte dich, mein Kind — —

Maler.

Fort, fort, hinweg von mir!
Du bist an allem Schuld, und Schuldigste von allen.
Das Plänchen ist recht fein. Es könnte mir gefallen.
Ich bin im Wege hier, man schaffte mich gern fort:
Allein jetzt geh' ich nicht, verlaßt euch auf mein Wort.
Mich soll ein ganzes Regiment nicht von der Stelle treiben.

Malerin.

Du bist ein Narr, mein Schatz, und wirst es ewig bleiben.

Maler.

Ich war es, eh' ich dich erkannt und dein Geschlecht,
Dem jedes Unheil lieb, und jedes Unrecht recht.

Malerin.

Du bist von Sinnen, und ich mag kein Wort verlieren,
Nur wissen will ich jetzt, was mit dem Kleinod ist.
Doch weiß ich es nicht schon? Ein Kleinod ward vermißt,
Man fand's bei ihm — er will mich ab vom Wege führen,

Steht mir nicht Rede, tobt — so ist es wirklich wahr?
Sprich! — Sieh, wie roth er wird! — Ach es ist
sonnenklar!

Maler.

Mach mich nicht rasend, Weib!

Malerin.

Es wird mir immer heller.
Verstecken sollt'st du dich vor Schaam im tiefsten Keller.

Sechste Scene.

Kammerdiener. Vorige.

Kammerdiener,
(schnell eintretend.)

Auf gräflichen Befehl muß ich — man wird verzeihn —
Der Ueberbringer schlechter Botschaft seyn.

Malerin.

O Himmel!

Kammerdiener,
(zum Maler.)

Excellenz, nachdem was vorgegangen,
Vermuthen, daß Sie selbst bald weg von hier verlangen;

Sie wollen dieſem Wunſch nicht gern im Wege ſtehn,
Ja, ſie erſuchen Sie — doch heute noch zu gehn.

Maler.

Ha! Ha!

Kammerdiener,
(eine Rolle auf den Tiſch legend.)

Und wollen hier ein Reiſegeld verehren.
Doch Ihnen, ſchöne Frau, da Excellenz jetzt hören,
Wie ſchlecht Sie dieſer Mann von je behandelt hat,
Doch Ihnen bieten ſie hier Schutz und ſich're Statt.
Er reiſt; Sie bleiben hier — als Königin zu ſchalten!
Es winkt das Glück, und klug iſt, wer es weiß zu halten.

(Er geht ſchnell ab. Der Maler macht eine heftige Bewegung ihm nach, ſinkt aber plötzlich wieder in ſich zuſammen.)

Siebente Scene.

Maler und ſeine Frau.

Maler.

Ha, ha! das iſt recht fein. Es war vorauszuſehn.
Pfui, pfui! — Ach nein, nicht pfui! Es iſt ja ſo recht ſchön.

Malerin.

So ist denn alles hin! Was kann er mehr verlangen?
Glück, Ehr' und Pensien zum Schornstein 'naus gegangen.
Der große Künstler der, der kluge Wundermann!
Wie er da sieht!

Maler.

Was geht mein Schicksal Sie noch an?
Sie sind als Königin des Schlosses wohl geborgen.

Malerin.

Du sprichst sehr albern, Schatz.

Maler.

Was haben Sie zu sorgen?
Steht Ihnen, schönes Kind, nicht alles zu Gebot?
Sie speisen Marzipan; ich speise Salz und Brod.
Kann etwas schöner seyn? Doch bitt' ich Euer Gnaden,
Sich ja den Magen nicht etwa zu überladen.

Malerin.

Mein Gott, was schwatzt der Mensch! Du dauerst mich, mein Kind!

Maler.

Fort, fort! Bedenken Sie, daß wir geschieden sind.
Auf ewig, ewig! Fort! — Du wirst es einst bereuen,
Das schändliche Komplot, doch nie werd' ich's verzeihen.

Malerin.

So glaubst du in der That — —

Maler.

Ich glaube, was ich weiß.
Der Weiber Tugend ist ein dürr zerbrechlich Reis.
Berühr' sie noch so leicht, so wirst du sie zerknicken.

Malerin.

Du wirst unartig, Freund.

Maler.

Es will sich wohl nicht schicken,
Daß man so laut und frei vor hohen Ohren spricht?
Nun denn, so pack' dich fort! hinaus, armsel'ger Wicht!
Man hetzt dich sonst noch gar mit Hunden von der Stelle.
Die Sohlen brennen mir schon über dieser Hölle.
Fort aus dem Schlangennest! — Der Mann von edlem Sinn
Hat nichts, nichts mehr gemein mit einer — Bühlerin!

Malerin.

Das ist zu arg, zu arg! Nichtswürdiges Betragen!
Wo war je eine Frau mit solchem Kreuz geschlagen?
Das ist nicht Leidenschaft, auch nicht Verkehrtheit bloß,
Das ist ein schlechtes Herz! — O unglückseel'ges Loos,

Den Mann, den man geliebt, verachten nun zu müssen.
Wohl hab' ich ihn geliebt!

Maler.

O ja, wie dein Gewissen.

Malerin.

Unwürd'ger! nein, du warst nicht dieser Liebe werth.
Du hast mich nie geliebt. Wohl mir, ich bin belehrt,
Und eile, dir zum Trotz, und ohne mich zu grämen,
Des edlen Grafen Schutz und Freistatt anzunehmen.
Jetzt gleich erklär' ich ihm, daß ich entschlossen bin.

(Sie will gehen.)

Maler, ((ängstlich heftig.)

Halt, sag' ich! Noch ein Wort.

Malerin.

Was willst du noch?

Maler.

Wohin?

Malerin, (gehend.)

Zum Grafen.

Maler,

(ihr den Weg vertretend.)

Halt! noch nicht! — Es ist zu überlegen — —

Malerin.

Ist schon geschehn!

Maler.

Der Schritt — iſt raſch — iſt ſehr verwegen —

Malerin.

Du zwingſt mich.

Maler.

Nein doch, nein! Ich bitte, nur ein Wort.
War's nicht dein Wille?

Malerin.

Schon die Frage treibt mich fort!

Maler.

Nur einen Augenblick! dann laß ich dich ja ziehen;
Dann will ich ja zurück in's alte Stübchen fliehen,
Wo ich und du — es wird nun freilich anders ſeyn;
Ich fühle mich vielleicht recht einſam, recht allein —
Im Anfang aber nur, dann wird es ſich wohl geben.
Gewohnheit füttert ja mit Flamm das härt'ſte Leben. —
Ja — wenn der Mittag kommt, wo du zum Eſſen rieffſt,
Geſchäftig hin und her mich zu bedienen lieffſt,
Wo mir dein freundlich Wort die ſchlechte Schüſſel würzte —
Der Abend dann, den uns ein ſüß Geplauder kürzte —

Malerin.

Wohl, wohl! Und dann, mein Freund, wenn dir ein Bild gelang —

Ich ſehe dich, wie du nach manchem ſauern Gang
Vergnügt den kargen Lohn auf meinen Schooß mir ſchütteſt,
Und ſchnell auf ein Glas Wein den alten Nachbar bitteſt.
Ja, ja, das alles wird nun freilich anders ſeyn!

Maler.

Und kein gelungnes Bild wird mich wie ſonſt erfreun.

Malerin.

Ich werde manches doch recht ſchmerzlich hier vermiſſen.

Maler.

Marie, wirſt du das?

Malerin.

Nun ja, du magſt es wiſſen;
Es thut doch weh, daß mich ein ſonſt geliebter Mann,
Unſchuldig, ungehört, ſo ſtreng verdammen kann.

Maler.

Mein Himmel, ſprich doch nur; ich will jetzt alles hören.
Doch nein, ſprich nicht, nein, nein!

Malerin.

Ich könnte dich bethören.

Maler.

Nicht ſo; ich will dir bloß in's klare Auge ſchaun.
(Er nähert ſich ihr.)

Unſchuldig biſt du? — Wohl! ich glaub's, will dir vertrau'n.
Dies Auge lügt mir nicht.

Malerin.

So kann ich dich erkennen.
Nun zieh' ich mit dir fort. Nichts wird uns jemals trennen.

(Er ergreift ihre Hand; ſie legt die andre vertraulich auf ſeine Schulter. Nach einer kurzen Pauſe läßt er ihre Hand fahren.)

Maler.

Ja — doch — das Teufelskind —

Malerin.

Schon wieder Wankelmuth?
Hör' mich, und richte dann!

Maler.

Nein, nein! iſt alles gut.
Das Kind — — ich würde dich als Sünderin noch lieben.

Malerin.

Wer weiß! Doch wir, wir ſind bloß zum Verzeihn gemacht.
Ihr ſündigt gegen uns von früh bis in die Nacht,
Und doch — ein Wort von euch — wo iſt der Zorn geblieben?

Verbrechen selbst verzeih'n wir eurem heißen Blut.
(Mit Bedeutung.)
Ein kleiner Griff sogar nach Andrer Hab' und Gut — —

Maler.

Halt! nichts davon! du kannst dabei nur selbst verlieren,
Nachdenken könnte leicht auf den Verdacht mich führen,
Daß du — verzeih das Wort — es kommt mir sauer an —
Daß du wohl gar, du selbst — den kleinen Griff gethan!

Malerin.

Abscheulich!

Maler.

Still! Ich thu', als ob ich gar nichts wüßte,
Allein das Medaillon, mein Kind, das man vermißte,
Das mir die Ehre raubt, und fast auch den Verstand —
Wie seltsam, daß ich es in deinem Käßchen fand!

Malerin.

Das Medaillon? das war's? was du mir weg genommen?
Deshalb wardst du beschimpft? — O herrlicher Verdacht!
Wie glücklich bin ich, daß man dich zum Dieb gemacht!

Nun zweifl' ich länger nicht; nun iſt die Zeit gekommen,
Leb' wohl, mein Kind! Nun gilt es einen raſchen Schritt.

(Sie geht ſchnell ab.)

Maler.

Was willſt du, Kind? Wohin? Halt doch! ich gehe mit.

(Er eilt ihr nach.)

Achte Scene.

Der Graf (tritt zu einer andern Thür herein, und ſieht ihnen nach.)

Er läuft ihr nach? Ei, ei, der Zorn iſt ſchnell zerronnen.
Man hat ſich ausgeſöhnt, hat anders ſich beſonnen.
Sie wird nun mit ihm ziehn. — Wohl! das verſchmerz' ich leicht.
Nur eine Grille war's von Langerweil' erzeugt. —
Ein neues Leben iſt mir jetzo aufgegangen;
Von Bildern beſſrer Zeit fühl' ich mich hold umfangen,
Und wie dem Wand'rer iſt mir, der mit irrem Schritt
Durch nächtlich Dunkel ſchweift auf unbekannten Wegen,

Wenn plötzlich ihm der Mond hell auf den Hügel tritt,
Und wie in ſüßem Traum ſich Berg' und Thäler regen,
Und er in trauter Heimath ſich erkennt,
Von der das Schickſal ihn ſo lange ſchon getrennt!
Die Linde flüſtert hier: Willkommen, ihm entgegen,
Der Fluß dort ſpricht mit ihm in kurzen Wellenſchlägen,
Und unter jenem Dach, das auf dem Hügel thront,
Hat die Geliebte einſt — ach, warum einſt! — gewohnt.
Wie mich doch alles heut zurück zu ihr geleitet;
Ihr Bild ſo kräftig friſch mich überall begleitet!
Selbſt das Gemälde da erinnert mich an ſie.
War's Zufall was ihm die geliebten Züge lieh?
Was aus des Himmels Blau dies klare Auge malte,
Das einſt in jede Bruſt des Himmels Ahndung ſtrahlte? —
Ach! dich hab' ich geliebt! dich liebt' ich wahr und treu! —
Und doch verließ ich ſie! — Acht Jahre ſind vorbei,
Und noch brennt hier der Schmerz! — Sie ſank verzweifelnd nieder,
Ich riß mich los und ging, und ſah ſie niemals wieder.

(Er ſetzt ſich, und bleibt in einer nachdenkenden Stellung ſitzen.)

Neunte Scene.

Der Graf. Der Knabe, (welcher leise in einer idealischen Kleidung zur Thür hereinkommt, und sich neben den Grafen stellt.)

Knabe,
(ihn bei der Hand nehmend.)
Was fehlt dir denn, Herr Graf?

Graf.
Ach sieh, mein Kind, du hier?

Knabe.
Die Mutter such' ich nur.

Graf.
Bist du nicht gern bei mir?

Knabe.
O ja.

Graf.
Und doch willst du schon wieder dich entfernen?

Knabe.
Ich hab' heut viel zu thun; muß ein Gedicht noch lernen.

Graf.
Wozu?

Knabe.

Das sagt man nicht.

Graf.

Warum?

Knabe.

Weil sich's nicht schickt.

Graf.

Und sieh, du bist ja auch recht zierlich ausgeschmückt.

Knabe.

Nun freilich, dürft' ich nur — —

Graf.

Sprich ohne Furcht und Zaudern.

Knabe.

Ich will es dir vertraun, du wirst nicht weiter plaudern:
'S ist dein Geburtstag heut.

Graf, (lächelnd.)

So, so! das wußt' ich nicht.

Knabe.

Ich bring' dir einen Kranz, und spreche ein Gedicht,
Doch auf den Abend erst.

Graf.

Kannst du mir's jetzt nicht sagen?

Knabe.

Das darf ich doch wohl nicht. Will erst die Mutter fragen.

Graf.

Nein, bleib' nur hier.

Knabe.

Ich kann noch andre mehr,
Und wenn du willst, sag' ich dir gleich ein andres her.

Graf.

Nun wohl, ein andres denn!

Knabe.

Nun ja — willst du es haben,
So sag' ich dir das Lied vom armen Knaben.

Graf.

Recht gern, mein Kind.

Knabe,

(stellt sich einige Schritte vom Grafen ab, und deklamirt das Gedicht fast gegen die Zuschauer gekehrt.)

Der Herbstwind brauset rauh und kalt
Durch's falbe Laub im Eichenwald;
Die Sonne matt durch Wolken scheint;
Am Wege sitzt der Knab' und weint.

Da zieht von ſeinem hohen Schloß
Der Graf herab mit Mann und Roß.
Die Meute kläfft, das Hifthorn ſchallt;
Der Graf zieht jagen in den Wald.

„Mein armes Kind, was fehlet dir?“
„„Auf meinen Vater wart' ich hier.““ —
„Was läßt dein Vater dich allein?“ —
„„Mein Vater weiß nicht, daß ich ſein.““

„„Er ſchaut mir freundlich in's Geſicht,
Doch ſeinen Sohn erkennt er nicht.““ —
„Und deine Mutter, armes Kind?
Nenn' deine Mutter mir geſchwind.“ —

„„Die Mutter? ach! hab' keine mehr.
Das Leben drückte ſie zu ſchwer.
Der Vater, der im Himmel wohnt,
Hat ſie für alles Leid belohnt.““ —

„So ſprich, o Kind, was ſuchſt du hier?“ —
„„Ach, meinen Vater ſuch' ich mir!
Mich hat in dieſes fremde Land
Die Mutter ſterbend hergeſandt.““

„„Geh, ſprach ſie, bring' ihm dieſen Kuß,
Von kalter Lippe heißen Gruß;

Sag' ihm, es sey, was du gebracht,
Der Mutter letzte gute Nacht.""

„Sag ihm, daß ich ihn nie vergaß;
Acht Jahr mein Brod mit Thränen aß.
Ich sterbe betend noch für ihn,
Und alles ist ihm jetzt verziehn.""

„Verziehen, daß er mich verließ,
Und mich in Schand und Elend stieß;
Der Sehnsucht Qual, der Täuschung Schmerz,
Und ach! der Mutter brechend Herz!""

Graf,
(der bisher mit steigender Bewegung dem Knaben zugehört.)

Halt ein, mein Kind! — Wer hat die Worte dir geliehn,
Die mir wie Flammen durch die Seele ziehn?
Acht Jahr! —

Knabe, (fortfahrend.)

So spricht der Knabe. Schmerz und Lust
Erwachen in des Grafen Brust.
Herab vom Rosse schwingt er sich: —
„Und deiner Mutter Name? Sprich!" —

„Die Rose nahm der Sturm dahin;
Doch jenseits wird sie wieder blühn."" —

„Und dieser Rose Vaterland?“ —
„„Oft hat sie Frankreich so genannt.““

Graf.

Wie ist mir? Träum' ich denn? Auch da: getroffen.
Ist das nur Zufall? — O, wär's möglich? Dürft ich hoffen?

Knabe, (fortfahrend.)

Und wie der Graf noch staunt und starrt
Erinn'rung halb, halb Gegenwart,
Da naht der Knabe züchtiglich,
Und läßt auf's Knie sanft bittend sich.

(Er kniet vor dem Grafen.)

„„O Vater, zweifle länger nicht,
Es ist dein Sohn, der zu dir spricht;
Der Mutter Stimme spricht aus mir:
O stoße nicht dein Kind von dir.““

„„Denk an sie, die nur dich gedacht,
Acht Jahr in Thränen zugebracht;
Die liebend sich nur Leid erwarb,
Die für dich lebte, um dich starb.““

„„Fühlst du es nicht wie Frühlingswehn
An Stirne dir und Wangen gehn?

Sie ist bei uns!

(Er streckt die Hände gegen das Bild auf der Staffelei aus.)

O Mutter, sprich:

(Wieder zum Grafen gewendet.)

Erbarme deines Kindes dich!««

Graf,

(in heftiger Rührung den Knaben an seine Brust ziehend.)

Mein Kind, mein Sohn! Nicht weiter! O, du bist's.
Das ist kein Zufall. Nein, es darf nicht seyn! Er ist's.
Es ist mein Kind! Ich fühl's an meines Herzens Schlägen.
So mächtig kann kein Wahn das Innerste bewegen.
In uns, in unsrer Brust liegt ja die Wahrheit nur,
Und diese Thränen sind die Sprache der Natur.
Mein Kind, mein theures Kind! Nichts soll dich mir entreißen,
Und mag die ganze Welt es Täuschung, Thorheit heißen:
Du bist's! du mußt es seyn, von diesem Augenblick!

Zehnte Scene.

Vorige. Die Malerin.

Malerin,
(die schon bei den letzten Worten des Knaben eingetreten.)

Nein, länger halt' ich nicht die Freude mehr zurück!
Vergeben Sie, Herr Graf, ich kann nicht länger schweigen;
Der Augenblick ist da, die Wahrheit muß sich zeigen.
Traun Sie der Stimme, die in Ihrem Herzen spricht:
Es ist Ihr Kind, Ihr Sohn; ich zweifle länger nicht.

Graf.

Er soll's von nun an seyn, soll meinen Namen tragen.
Sie werden mir das Glück der Täuschung nicht versagen.

Malerin.

Nicht Täuschung, die Natur wirft nicht mit kargem Sinn
Ein kümmerlich Geschenk zu Ihren Füßen hin:
Wie eine Mutter giebt, giebt sie mit vollen Händen
Das beste, was sie hat, die reichste ihrer Spenden,

Und führt treu sorgend nun mit mütterlicher Lust
Das lang' verlorne Kind dem Vater an die Brust.

Graf.

So wär's — es ist kein Traum? Mich hat kein Wahn geblendet?

Malerin.

Es geht die Sonne auf, die alles Dunkel endet.
Mit wenig Worten reiß' ich jeden Zweifel ein;
Es ist Ihr Kind, Ihr Sohn! O Gott, er muß es seyn.

Graf.

O komm an meine Brust, du Theuerstes auf Erden,
Du mein geliebtes Kind!

Knabe.

Willst du mein Vater werden?

Graf.

Wie es auch sey, ich bin's von diesem Augenblick.

Eilfte Scene.

Vorige. Der Maler.

Graf, (ihn erblickend.)

O kommen Sie, mein Freund, und theilen Sie mein Glück!

(Zu ihr.)

Er weiß nicht?

Malerin.

Nein.

Graf.

Dies Kind, dem Sie als Vater galten,
Das Sie vielleicht wohl selbst für Ihren Sohn gehalten,
Es ist mein Kind, mein Sohn!

Maler,

(zu seiner Frau voll Wuth tretend.)

Ha! lügnerische Brut!
So ist es dennoch wahr! — Was berg' ich meine Wuth?
Herr Graf! — mich obendrein dem Hohne Preis zu geben!
Ich trag' es nicht! — Herr Graf! —

Malerin.

Mein Himmel, welches Leben!

Ich bitte dich, schweig still. Ich bin es, die jetzt spricht.
Der Knab' ist nicht dein Sohn, doch auch der meine nicht.

Maler.

Wie? — Was? —

Malerin.

Vergönnen Sie mir nun zu sprechen.

Graf.

O sprechen Sie!

Malerin.

Und du wirst mich nicht unterbrechen.
Erinnerst du dich noch? es sind nun sieben Jahr,
Als ein Geschäft dich zwang, so schmerzlich es dir war,
Mich, der Entbindung nah, allein zurück zu lassen.
Du gingst. Die Stunde kam. Kaum ist mein Glück zu fassen,
Als ich ein holdes Kind auf meinen Armen sah!
Wie mein Entzücken sich bei jedem Blick erneute,
Wie ich schon im voraus mich deiner Freude freute!
Und ach! der herbste Schmerz stand meinem Glück so nah!
Kaum blickt der dritte Tag auf meinen Knaben nieder,
Da schloß sein Auge sich, und schaut das Licht nie wieder.

Ach, du erfuhrst es nie, was deine Freundin litt;
Nicht bloß den Schmerz, daß ich zum Tod ihn nur geboren;
Es war noch mehr! Er nahm den eing'gen Trost mir mit:
Auch deine Liebe glaubt' ich mir mit ihm verloren.
Doch besser war es mir vom Schicksal zugedacht;
Denn sieh, nach einer bang verweinten Nacht,
Tritt früh mit nassem Blick und Mienen voll Erbarmen,
Die Wärterin zu mir, ein Knäbchen auf den Armen.
Matt wimmernd, hilflos lag's vor unsers Hauses Thür;
Sie hebt es auf, und bringt den armen Fündling mir.
Dort steht er. Ja, er war's, den wir hier vor uns sehen! —
Ich glaubte froh den Wink des Himmels zu verstehen:
Ich drückt' ihn rasch an die nicht mehr verwaiste Brust.
Er wuchs als unser Kind heran zu unsrer Lust;
Es glückte das Geheimniß zu bewahren,
Und du hast nie etwas von diesem Tausch erfahren.

Maler.

So hintergingst du mich?

Malerin.

Mein Tod erst sollte dir
Vom Aug' die Binde ziehn. Deshalb der Brief von mir,

Den ich gelegentlich einmal zu enden dachte,
Den du halb fertig fandst, und der dich rasend machte.
Wenn ich dich hinterging, es war doch Liebe nur!

Graf.

Nun? weiter, werthe Frau! Noch seh' ich keine Spur.

Malerin.

Ich fand ein Medaillon bei meinem Fündling liegen,
Mit Steinen reich besetzt, und Ihres Namens Zügen.

Graf.

Mit meinem Namenszug?

Malerin.

Auch war mir wohl bekannt,
Daß Sie ein Mädchen mitgebracht aus fremdem Land;
Daß der hochgräfliche Papa, der alles kannte,
Bald einen Vorwand fand, der Sie ins Weite sandte.

Graf.

Warum verließ ich sie!

Malerin.

Gleich stellt sich das mir vor,
Und eine Ahndung schießt im Herzen mir empor.
Dort aber ist sie auch bis jetzt verwahrt geblieben.
Doch als mir heut' mein Mann, von einem Wahn getrieben,

Mein Käſtchen überfällt, das Medaillon entdeckt,
Und dies juſt gegen ihn den ſchnödſten Argwohn weckt,
Da durft' ich von der Bruſt mir jeden Argwohn beben.
Das Kleinod, das Sie der Geliebten einſt gegeben,
Sie hatten es erkannt: der Fundling war Ihr Kind.

Graf.

Wie ſchmerzt es mich, daß wir ſo fern vom Ziele ſind.
Dies iſt das Medaillon,

(Indem er es aus der Taſche zieht.)

das man ihm abgenommen,
Und niemals war es noch aus meiner Hand gekommen.

Maler, (es beſehend.)

O Hölle! das war's nicht!

Malerin.

Nein, nein, das iſt es nicht.

Kammerdiener,

(der ſchon vom Anfang der Erzählung der Malerin im Hintergrunde geſtanden.)

Mein gnäd'ger Herr und Graf, ich mache jetzo Licht!
Ich lege meine Reu' und mich zu Ihren Füßen,
Und will die ſchwere Schuld durch ein Bekenntniß büßen.

Graf.

Was will Er? Steh Er auf.

Kammerdiener.

Zuerst muß ich gestehn,
Er hat dies Medaillon mit Augen nie gesehn.

Graf.

Wie das?

Kammerdiener.

Das andre fiel aus seiner Tasche nieder,
Ich tauscht' es um; hier ist's.

(Er zieht es aus seiner Tasche, und giebt es dem Grafen.)

Graf.

Ja, ja! ich kenn' es wieder.
Und er belog mich?

Kammerdiener.

Ja. — Nun kommt das zweite Stück. —
Als Dero Liebste starb, ließ sie ein Kind zurück.
Es starb nicht bald nachher, wie ich damals berichtet.

Graf.

Auch das war Lüge?

Kammerdiener.

Ja. Sein Tod ward bloß erdichtet,
Weil's der Papa befahl.

Graf.

Mein Vater?

Kammerdiener.

Eben der.

Doch gab er auch sogleich ein starkes Sümmchen her,
Vertraut' es mir: ich sollt's auf Zinsen legen,
Und unser Kind davon erziehen und verpflegen.
Doch ach! das Geld! Es hat's der Böse selbst geprägt,
Und auf zwölf tausend Jahr sich dann zur Ruh gelegt.
Ich ließ mich durch den Höllenglanz verblenden —
Das schöne Sümmchen, ach! es blieb in meinen Händen;
Ich nahm das gute Kind, ich trug es aus dem Haus,
Und setzt' es früh vor Tag an einer Thüre aus.

Graf.

Abscheulicher!

Kammerdiener.

Doch war das Kleinod mir entgangen,
Das in den Windeln lag und das mich heut gefangen.
Kaum aber ward ich's bei dem lieben Mann gewahr,
— Ich kannt' es nur zu gut — da merkt' ich gleich Gefahr;
Und schnell dem drohenden Gewölk zuvorzukommen,
Ward aus dem Kabinet Ihr Medaillon genommen,
Mit jenem schnell vertauscht, das er an's Licht gebracht,
Und gern hätt' ich zum Dieb den lieben Mann gemacht.

Maler.

Beelzebub!

Graf.

Bist du ein Mensch?

Kammerdiener.

Wenn Sie erlauben —

Graf.

Mein Kind, mein theures Kind, er wollte dich mir rauben! —
Aus meinen Augen! fort!

Kammerdiener.

Im Staube lieg' ich hier!

Maler.

Am Galgen säh' ich ihn weit lieber noch vor mir.

(Der Graf und die Malerin sind mit dem Knaben beschäftigt.)

Kammerdiener.

Herr Graf, ich flehe laut!
(Zum Maler und seiner Frau.)
Hilft Niemand mir von Ihnen?

Maler.

O ja, mit einem Strick bin ich bereit zu dienen.

Kammerdiener,

(ſpringt auf, und läuft nach dem Hintergrunde, wo er an einem Stricke zieht; die hintere Gardine rollt ſich in die Höhe, und zeigt eine Art von Ehrenpforte, die die ganze Breite einnimmt. In der Mitte derſelben iſt ein Raum leer gelaſſen, in welcher das Bild des Malers paßt. — Hierauf nähert er ſich wieder dem Grafen.)

Heut, an dem Tag, wo Sie das Licht erblickt,
Vor dieſem Feſtaltar, den Lieb' und Ehrfurcht ſchmückt,
Steht ſicherlich auch mir der Gnadenhimmel offen. —
Der Tag auch war's, wo Sie die Liebſte einſt getroffen.
Ach, möchte lebend doch, ſie unter uns hier ſtehn,
Die Gute würde ſelbſt für mich um Gnade flehn.

Graf.

Was ſoll das?

Malerin.

Dieſen Tag, Herr Graf, den uns ſo theuern,
Wir wollten dankbar ihn mit einem Feſte feiern.

Kammerdiener.

Das Mittelſtück und die Erleuchtung fehlt allein.

Graf.

Ja, feſtlich ſoll er auch der ſchöne Tag mir ſeyn!
Mit jedem Jahre ſoll ſich dieſes Feſt erneuen,
Und alles um mich her ſoll ſich des Tages freuen,

Der auf den glücklichſten der Väter ſegnend ſchaut. —
Doch dieſes Feſtgerüſt, es ſey nicht mir erbaut!
Zu einem Altar der Erinn'rung will ich's weihen,
Vor dem die Liebe Freud' und Wehmuth traut. —
Man laſſe gleich dies Bild in jenen Raum dort heben.
Und zu der Himmliſchen, die jetzt wohl auf uns ſchaut,
Soll meine Liebe betend aufwärts ſchweben.

(Auf den erſten Wink des Grafen hat der Kammerdiener das Bild ergriffen, und befeſtigt es in dem leergelaſſenen Raume des Hintergrundes.)

Maler, (zu ſeiner Frau.)

So triumphirt die Kunſt!

Malerin.

Ach, der Triumph iſt klein;
Von Papp' und Holz! Auch fehlt Erleuchtung obendrein.

Graf.

Sie iſt es ganz! Das war kein Spiel der Fantaſie,
Was dieſer Himmliſchen die theuern Züge lieh.
Sie haben ſie gekannt und wollen ſie nicht nennen.

Maler.

Herr Graf, ich wüßte nicht —

(Seine Frau zupft ihn am Rocke.)

Graf, (unwillig.)

Sie mußten ſie ja kennen.
Sie iſt es Zug vor Zug, wie ſie gen Himmel ſteigt,
Und doch noch ſehnſuchtsvoll den Blick zur Erde neigt!

Maler,
(ohne ſich von ſeiner Frau abhalten zu laſſen.)

Herr Graf, es iſt die Kunſt, von der ich dort gehandelt,
Die von der Erde, wo ſie ſegensreich gewandelt,
Und nun ihr Werk vollbracht, von wenigen erkannt,
Zum Vater wieder kehrt, der ſie geſandt.

Malerin.

Wirſt du denn niemals klug?

Graf,
(der nicht auf den Maler gehört.)

Nicht mehr aus meinen Händen
Kommt das geliebte Bild. Hier müſſen Sie's vollenden.
O, fordern Sie, mein Freund; um jeden Preis iſt's mein!
Sie bleiben hier im Schloß, es ſoll das Ihre ſeyn.
Die Pfleger meines Sohns ſoll keine Sorge drücken;
Es wird mein dankbar Herz beglückt auch ſie beglücken.
(Indem er des Malers Hand faßt.)

Und dieſe reiche Hand ſoll nie gezwungen ſeyn
Mit ärmlichem Erwerb ſich ſelber zu entweihn.
(Er nimmt den Knaben auf den Arm.)

Maler, (zu ſeiner Frau.)
So wird die Kunſt belohnt!

Malerin.
Mein Kind, nur ſtill geſchwiegen!
Vor allen mag der Mann ſich ſelber gern betrügen,
Und was oft die Natur und ſeine Frau gethan,
Das ſchreibt er ſeiner Kunſt und ſeiner Weisheit an. —
Drum nimm ganz ſtill dahin, was dir dein Stern gegeben,
Und unterſuche nicht! — Ein ſorgenfreies Leben
(Indem ſie ſeine Hand faßt.)
An treuer Liebe Hand: was fehlt zum höchſten Glück?
Doch — ich beſinne mich — es iſt noch eins zurück: —
Uns allen iſt nur dann das höchſte Glück beſchieden,
(Indem ſie hervortretend ſich an die Zuſchauer wendet.)
Seyd ihr mit unſerem Gemälde auch zufrieden.

C. W. Contessa's

Schriften.

Herausgegeben

von

E. von Houwald.

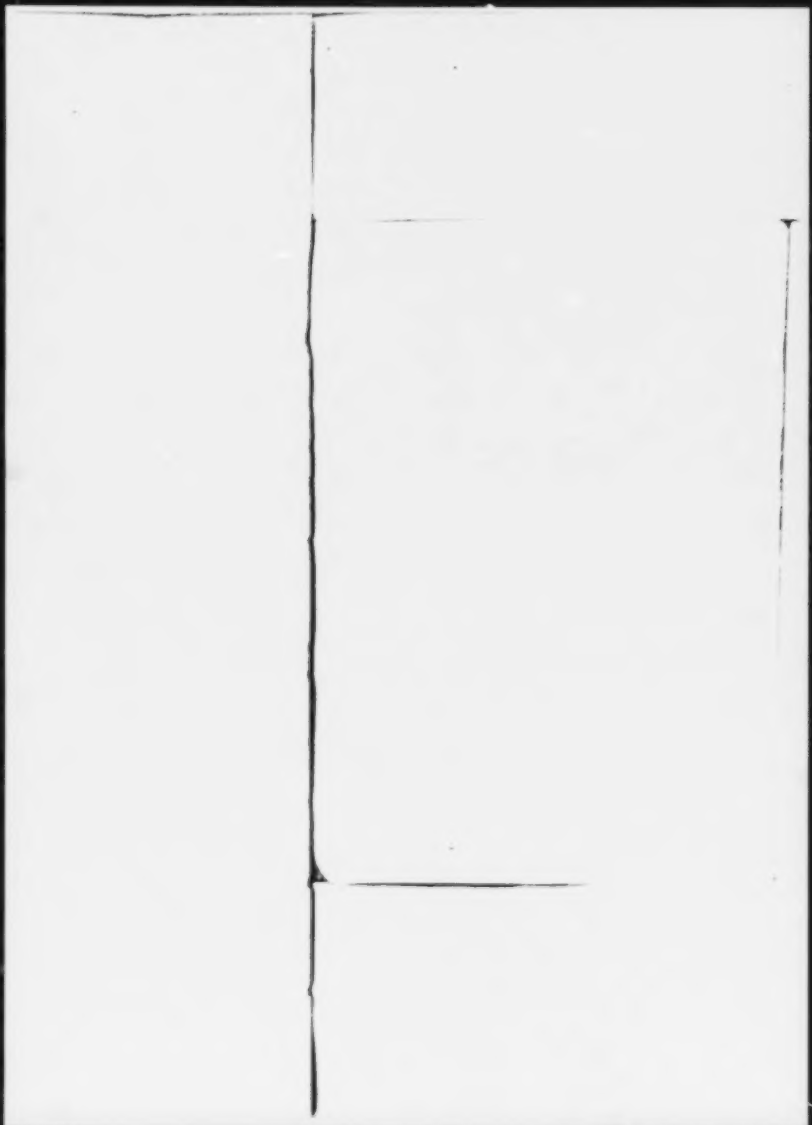
Dritter Band.

Leipzig,
bei Georg Joachim Göschen 1826.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.
Univ.-Bibl.
München

Inhalt.

Der Liebes-Zwist. Lustspiel in fünf Aufzügen. 1808. . . . S. 1
Meister Dietrich. Eine Erzählung. 1809. . . . . — 129
Ich bin mein Bruder. Lustspiel in einem Aufzuge. 1809. . . — 205



Der Liebes-Zwist.

Lustspiel in fünf Aufzügen.

(Nach Molière le dépit amoureux.)

Personen.

Albert.
Polidor.
Lucilie, Alberts Tochter.
Askan, Alberts Tochter, in Mannskleidern.
Eraſt, Luciliens Liebhaber.
Valer, Polidors Sohn.
Marinette, Luciliens Kammerjungfer.
Sophie, Askans Vertraute.
Metaphraſt, Askans Hofmeiſter.
Jacob, Eraſts Bedienter.
Maskaril, Valers Bedienter.
Degen, ein Fechtmeiſter.

Die Scene iſt eine Promenade vor Alberts Hauſe.

Erſter Aufzug.

Erſte Scene.

Eraſt. Jacob.

Eraſt.

Nun ja, ich berg' es nicht, ein Argwehn laſtet ſchwer
Auf meiner Bruſt, und treibt mich ohne Raſt umher.
Nun ja, die alte Furcht quält meine Lieb' aufs neue,
Daß man ſie hintergeht, ja, daß ſelbſt deine Treue
Des Nebenbuhlers Gold und Lockung unterliegt,
Wenn nicht, daß man dich auch zugleich mit mir betrügt.

Jacob.

Mag Ihre Liebe mir's, mit Gunſt, nicht übel nehmen,
Meint ſie, daß böſe Kniff aus dieſem Kopfe kämen,
So mein' ich, daß ſie ſich hart gegen mich vergeht,
Und Phyſiognomie nicht ſonderlich verſteht.

Die Leute, die ein solch Gesicht zu Markte tragen,
Die hält man, Gott sey Dank, nicht eben für ver-
schlagen,
Und ehrlich halt' ich auch, was mein Gesicht verspricht.
Daß man mich selbst betrügt? Kann seyn! Doch
glaub' ichs nicht.
Ein Esel will ich seyn, vermag ich es zu fassen,
Von was Sie diesen Floh ins Ohr sich setzen lassen.
Lucilie, dächt' ich, legt ja Liebe g'nug am Tag;
Sie sehn, Sie sprechen sie mit jedem Stundenschlag;
Vater, denn der ist doch die Ursach Ihrer Grillen,
Scheint wahrlich jetzo blos gelitten wider Willen.

Erast.

Wohlaufgenommen heißt d'rum noch willkommen nicht!
Gar oft zeigt uns ein Weib ein freundliches Gesicht,
Und Maske ist es nur für eine andre Liebe.
Wär's möglich, daß Vater so kalt, so ruhig bliebe,
Wüßt' er nicht allzuwohl, daß er geliebt ist? Nein!
Wenn er unglücklich ist, kann ich nur glücklich seyn!
Mit seinem Lächeln wird mein Argwohn erst ver-
schwinden;
In seiner Unruh' nur kann ich die Ruhe finden.

Jacob.

Vielleicht erkennt er sein vergebliches Bemühn,
Und trägt wohl jetzo gar sein Herz wo anders hin!

Eraſt.

Ach, ein verſchmähtes Herz will ſich der Qual entziehen,
Will ganz dem Anblick, der es ſonſt beglückt, entfliehen.
Die Gegenwart von dem, was wir einſt heiß geliebt,
Gleichgültig läßt ſie nie; wenn ſie nicht Haß uns giebt,
Schleicht bald ſich in die Bruſt die alte Liebe wieder;
Und endlich, bläßt man noch ſo gut die Flamme nieder,
Ein Bischen Eiferſucht bleibt immer doch zurück,
Und ohne Kränkung ſieht man nie des Andern Glück.

Jacob.

So viel Philoſophie, Herr, kann ich nicht verdauen!
Was meine Augen ſehn, dem will ich auch vertrauen.
Das heißt recht auf die Jagd nach Sorg' und Kummer gehn,
Als wären's Schnepfen! Schrei'n, ch's Unglück noch geſchehn!
Vor dem Charfreitag ſchon Charfreitagslieder ſingen!
Was Ihnen das Geſchick, das wird es mir auch bringen.
Wenn die Gebieterin jetzt ihre Treue bricht,
So hält die Dienerin ſie mir auch ſicher nicht.
Doch dem Gedanken weich' ich aus in weiter Ferne!

Spricht man: ich liebe dich, so glaub' ichs herzlich gerne,
Bin glücklich, ohne daß michs quält, ob Mac[illegible]ril
Sich drob vor Eifersucht die Haar' ausraufen will.
Lacht er, so lach' ich auch aus aller meiner Macht,
Und mag die Welt dann sehn, wer mit mehr Grazie lacht!

Erast.

O das Geschwätz!

Jacob.

Doch halt! da seh' ich sie ja gehen.

Zweite Scene.

Die Vorigen. Marinette.

Jacob.

Pst! Marinette!

Marinette.

He! Du hier?

Jacob.

Ja, wie Sie sehen!

Marinette.

Um Ihretwillen blos' trab ich, auf meine Ehre,
Seit einer Stunde ſchon herum die Kreutz und Quere!

Eraſt.

Um mich?

Marinette.

Ja!

Eraſt.

Sprich, von wem du abgeſendet biſt!

Marinette.

Von einem Jemand, der auf Sie nicht eben böſe iſt,
Von meiner Dame, kurz, mit einem Wort zu ſagen.

Eraſt.

Ach, Marinette, dürft' ich dir zu glauben wagen!
Verhehl' mir nichts, geſieh's, wenn du mitleidig biſt,
Ob dieſe Gunſt vielleicht nur eine Täuſchung iſt?

Marinette.

Was ficht Sie an, mein Herr? Was ſetzt Sie in Bewegung?
Zeigt ſie noch nicht genug des Herzens ſüße Regung?
Was ſoll denn Bürge noch für ihre Liebe ſeyn?

Jacob.

Wenn ſich Valer nicht hängt, iſt alles Trug und Schein!

Marinette.

Was heißt das?

Jacob.

Eifersucht!

Marinette.

Das ist nicht zu ertragen!
Wie? kann in Ihrem Hirn solch Unkraut Wurzel schlagen?
Ich hielt auf Ihren Kopf etwas, ich muß gestehn,
Und muß nun so mit Schmerz mich schwer betrogen sehn!
Ist dir der Wurm etwa auch in den Kopf geflogen?

Jacob.

Ich eifersüchtig? Ja, daß ich die Seelengicht
Mich mager machen ließ! Da kennst du mich noch nicht!
Nein, außer daß ich ganz auf deine Treue baue,
So wisse, daß ich viel zu sehr mir selbst vertraue,
Um je zu glauben, daß ein Andrer dir gefällt.
Wo find't sich einer gleich, der mir die Wage hält?

Marinette.

Vortrefflich, Jakob! So muß man die Sache fassen.
Nur keine Eifersucht, ihr Männer, merken lassen!
Denn was, ich bitt' euch, habt ihr dafür zum Gewinn?

Dem Nebenbuhler helft ihr ſelbſt zum Ziele hin,
Bemüht euch recht, ihn gut, euch ſelber ſchlecht zu
bitten!
Wenn wir an ſeinen Werth auch nie gedacht noch
hätten,
Ihr macht uns aufmerkſam, nun denken wir daran;
Und kurz mit einem Wort, es ſey dem, wie ihm wolle,
Die lächerlichſte und die undankbarſte Rolle
Spielt in der Liebe doch ein eiferſücht'ger Mann!
Dies Liedchen wollt' ich nur beiläufig Ihnen ſingen.

Eraſt.

Nun ja doch! Still davon! Was wollteſt du mir
bringen?

Marinette.

Wenn ich Sie warten ließ', ſo wär das nicht zu viel.
Doch nehmen Sie! das ſetzt dem böſen Geiſt ein Ziel.
(Giebt ihm ein Billet.)

Eraſt, lieſt.

Sie ſagen, daß um mich
Das Schwerſte Ihre Liebe wage;
Der Sieg erwartet Sie an dieſem Tage,
Hat ſie des Vaters Wort für ſich.

Lucilie.

O welches Glück! O du, die's freundlich mir gebracht,
Die Worte haben dich zur Gottheit mir gemacht!

Jacob.

Nun, hab' ich's nicht gesagt? Wenn Sie auch gar nichts hoffen,
Was ich gesagt, das ist doch immer eingetroffen.

Marinette.

Ja, hinterbring' ich ihr die Schwachheit von vorhin — —

Erast.

Nein, nein! ich war ein Thor, verwirrt an Herz und Sinn!
Und du — wie soll ich denn der schönen Botin danken?
Bald wahrlich sollst du sehn, daß ich erkenntlich bin!

Marinette.

Ach, wissen Sie, wo ich Sie noch gesucht vorhin?

Erast.

Nun?

Marinette.

Bei dem Kaufmann — —

Erast.

Wo?

Marinette.

Wo schon vor ein'gen Wochen
Mir Ihre Großmuth einst den schönen Ring versprochen —

Eraſt.

Verſteh!

Jacob.

Spitzbübin!

Eraſt.

Längſt ſchon war es meine Pflicht,
Dir Wort zu halten, doch —

Marinette.

Ach nein, ich ſagt' es nicht,
Um Sie zu treiben — —

Jacob.

Ach, nein, nein! wer denkt daran?

Eraſt

(zieht einen Ring vom Finger.)

Sieh, hier, mein Kind, ſteht dir vielleicht hier dieſer an,
So magſt du ihn indeß für den verſprochnen nehmen.

Marinette.

Sie ſcherzen! Ach mein Gott, ich müßte mich ja ſchämen!

Jacob.

Du arm verſchämtes Kind, nimm und bedanke dich!
Ein Narr iſt, wer verſchmäht, was ihm die Leute ſchenken.

Marinette.

Nun dann, so trag' ich ihn zu Ihrem Angedenken.

Erast.

Und wann darf ich zu ihr, sie sehn, ihr danken, wann?

Marinette.

Hm, klopfen Sie vorerst doch nur beim Vater an.

Erast.

Doch wenn er mich verwirft?

Marinette.

Kommt nachher in Erwägung.
Genug, wir setzen Erd' und Himmel in Bewegung;
Auf welche Art es sey, sie muß die Ihre seyn.
Thun Sie nur Ihre Pflicht, für unsre steh' ich ein!

Erast.

Nun dann, wohlan! Adieu! Noch heute will ichs wagen!

(Er liest den Brief noch einmal.)

Marinette.

Und wir? Was wollen wir von unsrer Liebe sagen?

Jacob.

Ich will dich! Willst du mich?

Marinette.

Nun ja, von Herzen gern!

Jacob.

Die Hand! — Und gut!

Marinette.

Leb' wohl, mein Herz!

Jacob.

Mein Morgenſtern!

Marinette.

Du meiner Flamme Docht, leb' wohl, bleib' mir gewogen!

Jacob.

Leb' wohl, du mein Komet, mein Seelenregenbogen! Leb' wohl!

(Marinette geht ab.)

Dem Himmel Dank, daß es ſo herrlich geht! Denn Albert iſt wohl nicht der Mann, der Sie verſchmäht.

Eraſt.

Da kommt Vater.

Jacob.

Der thut mir leid. Dem geht es trübe.

Dritte Scene.

Valer. Eraſt. Jacob.

Eraſt.

Nun, Herr Valer?

Valer.

Nun, Herr Eraſt?

Eraſt.

Was macht die Liebe?

Valer.

Brennt Ihre Flamme noch?

Eraſt.

Sie brannte ſtärker nie.

Valer.

Wie meine Liebe.

Eraſt.

Für Lucilien?

Valer.

Für Sie!

Eraſt.

Gewiß, mein werther Freund, das muß man doch bekennen,
Ein Muſter ſind Sie von Beſtändigkeit zu nennen!

Valer.

Und Sie, mein werther Freund, ſtellt noch die Folgezeit
Als ſeltnes Beiſpiel auf von Unermüdlichkeit.

Eraſt.

In dieſe Liebe würd' ich wahrlich ſchlecht mich ſchicken,
Die ſo begnüglich iſt, zufrieden ſchon mit Blicken,
Und denke nun einmal nicht edel g'nug und ſchön,
Um ſo geduldig fromm mich nachgeſetzt zu ſehn.
Kurz, wenn ich liebe, ſeh' ich's gern, geliebt zu werden.

Valer.

Im Ernſt? Mein Freund, Sie ſind der Einz'ge nicht auf Erden.
Selbſt die Vollkommenſte bleibt wahrlich ungeliebt,
Die mir in freiem Tauſch nicht Lieb' um Liebe giebt.

Eraſt.

Indeß Lucilie — —

Valer.

Lucilie gewährte
Mir alles, was mein Herz beſcheiden nur begehrte.

Erast.

Sie zu befriedigen ist also leicht!

Valer.

O nein!
Nicht wie Sie glauben.

Erast.

Doch würd' ich nicht eitel sern,
Wenn ich Luciliens Gunst ganz zu besitzen glaubte.

Valer.

Ich weiß, daß ich darin den besten Platz behaupte.

Erast.

Freund, im Vertraun: daß Sie nicht selbst sich hintergehn!

Valer.

Freund, im Vertraun: daß Sie nicht allzuviel gesehn!

Erast.

Zeigt' ich der sprechenden Beweis, daß ihrem Herzen — —
Doch nein, ich thu' es nicht! Es würde Sie nur schmerzen.

Valer.

Wenn ich entdeckte, wie Lucilie mich liebt —
Doch nein! ich machte Sie doch allzuſehr betrübt.

Eraſt.

Wohlan, Sie zwingen mich. Ich thu's mit Widerſtreben,
Allein Ihr Dünkel will die Züchtigung erleben.
Da leſen Sie!

(Er giebt ihm Luciliens Billet.)

Valer,

(nachdem er geleſen.)

Recht ſchön!

Eraſt.

Sie kennen dieſe Hand?

Valer.

Es iſt Luciliens.

Eraſt.

Nun, dieſes Unterpfand — —

Valer,

(geht lachend ab.)

Ihr Diener, Freund Eraſt!

Jacob,
(nach einer Pauſe.)
Der Freund iſt nicht bei Sinnen! —
Was wäre denn für ihn ſo lächerlich da drinnen?

Eraſt.
Bei Gott, ſehr ſonderbar! Und noch ſeh' ich nicht ein —
Nein, ein Geheimniß muß hier wo verborgen ſeyn!

Jacob.
Dort oben, glaub' ich, kommt ſein Maskaril gegangen.

Eraſt.
Halt, wir verſtellen uns! Vielleicht läßt er ſich fangen.

Vierte Scene.

Maskaril. Eraſt. Jacob.

Maskaril.
Zu dienen einem Herrn, der jung iſt und verliebt,
Der Himmel weiß, daß es kein größer Elend giebt!

Jacob.

Ei guten Tag!

Maskaril.

Schön Dank!

Jacob.

Eilt Maskaril vorüber?
Was macht er? kommt er? geht er? oder bleibt er lieber?

Maskaril.

Er kommt nicht, weil er noch nicht weggewesen iſt,
Er geht nicht, weil du ihm jetzt hier im Wege biſt,
Und bleibt auch nicht, weil er ſogleich mit dieſem Schritte
Von dannen geht.

Eraſt.

Du biſt von ſtrenger Art und Sitte.
Nur ſachte, Maskaril!

Maskaril.

Ach, gnäd'ger Herr, Sie hier?

Eraſt.

Was flichſt du denn vor uns? Wie? Haſt du Furcht vor mir?

Maskaril.

Von Ihrer Artigkeit läßt sich nichts Böses denken.

Erast.

Wir werden jetzt nicht mehr uns gegenseitig kränken,
Wir wollen Freunde seyn; denn meine Liebe gern
Und willig räumt sie jetzt den Platz dem Glücklichern.

Maskaril.

Gott geb's!

Erast,

(auf Jakob zeigend.)

Der weiß, daß ich mich anders wohin wende.

Jacob.

Ja, Marinetten geb' ich auch in deine Hände.

Maskaril.

Laß das bei Seite, Freund! Denn unsre Eifersucht,
Das weiß ich sicherlich, trägt keine böse Frucht.
Allein belieben Sie denn wirklich nicht zu spaßen,
Daß Sie entverliebt sind? Kann man sich drauf verlassen?

Erast.

Ich weiß, dein Herr besitzt nun ganz Lucilien;
Ich wär' ein großer Thor, wenn ich im mindesten
So ganz umsonst bemüht um ihre Gunst noch wäre.

Maskaril.

O Sie gefallen mir mit dieſer neuen Mähre!
Und ziehen weislich ſich aus einem ſchlimmen Spiel,
Daß, ſoll ich es geſtehn? mir ſelber nicht gefiel.
Es war ja leider nur zum Schein, daß man ſie liebte.
Ja, glauben Sie mir, Herr, daß mich es oft betrübte,
Wenn ich, der alles ja doch wußte was geſchah,
Mit falſcher Hoffnung ſtets Sie abgeſpeiſet ſah.
'S iſt unrecht, einen Mann ſo bei der Naſe führen!
Allein wie kamen Sie dazu, es auszuſpüren?
Denn ausgenommen mich, und dann noch andre zwei,
War ja kein Zeuge ſonſt in jener Nacht dabei,
Die den geheimen Bund in ihren Mantel hüllte,
Und unſrer Liebenden Verlangen endlich ſtillte.

Eraſt.

Du ſagſt — — ? —

Maskaril.

Ich ſage, daß ich nichts zu ſagen weiß,
Nicht weiß, wer es geſagt, was wir mit Müh und Fleiß
So ſchlau verborgen. Ei! wer konnt' es Ihnen ſagen,
Daß heimlich in der That die Ehe ſeit zwei Tagen,
Fräulein Lucilien und meinen Herrn vereint?

Eraſt.

Du lügſt!

Maskaril.

Recht gern, wenn Eure Gnaden meint! —

Eraſt.

Du biſt ein Schuft!

Maskaril.

Ich geb' es zu!

Eraſt.

Die Frechheit wäre
Gleich hundert Prügel werth!

Maskaril.

Es iſt mir eine Ehre!

Eraſt.

Ach Jakob!

Jakob.

Gnäd'ger Herr!

Eraſt.

Ach, Lügen ſtraf ich ihn,
Und glaub' ihm nur zu ſehr! Du denkſt mir zu entfliehn?

Maskaril.

Mit nichten, gnäd'ger Herr!

Craſt.

Nun alſo ſprich! Du ſagteſt — —

Maskaril.

Ich ſpaßte.

Craſt.

Ha, daß du mit mir zu ſpaßen wagteſt!

Maskaril.

Nein, nein! ich ſpaßte nicht!

Craſt.

Soiſt es wahr?

Maskaril.

Daß nicht!

Das ſag' ich nicht.

Craſt.

Was ſagſt du denn, verdammter Wicht?

Maskaril.

Gar nichts. Ich mach es doch nicht recht.

Craſt.

Du ſollſt geſtehen,
Iſts Wahrheit, oder willſt du mich nur hintergehen?

Maskaril.

Wie es beliebt, mein Herr. Ich bin nicht darum hier,
Mit Ihnen über was zu ſtreiten.

Eraſt,

(zieht den Degen.)

Das ſoll dir
Die Zunge löſen! Wirſt du ſprechen? Ohne Zaudern!

Maskaril.

So werd' ich noch einmal wohl etwas Dummes plaudern.
Nein, lieber reichen Sie mir hurtig ein'ge Schläge,
Und ohne Maskſen geh' ich ſtille meiner Wege.

Eraſt.

Du ſtirbſt, wenn du——

Maskaril.

Wohlan! —doch wenn Sie's böſe macht—

Eraſt.

Das iſt nicht deine Schuld. Doch nimm dich wohl in Acht;
Und überlege wohl dein jetziges Beginnen.
Denn meiner Ahndung wirſt du nimmermehr entrinnen,
Miſcht dem ſich, was du ſagſt, nur eine Lüge bei.

Maskaril.

So ſey es! Schlagen Sie mir Arm und Bein entzwei,
Ja mögen Sie mir doch ſogleich den Garaus machen,
Iſt nur ein Teutchen Trug in allen dieſen Sachen!

Eraſt.

Die Heirath iſt gewiß?

Maskaril.

Nun ſeh' ich freilich klar,
Daß meine Zunge hier 'nen Tölpelſtreich gebar;
Indeß das Ding verhält ſich alſo, wie Sie ſagen.
Nach manchem Nachtbeſuch in dieſen letzten Tagen,
Wo wir als Mäntelchen Sie klüglich vorgewandt,
Vereinte unſer Paar vorgeſtern Prieſtershand.
Streng ſucht Lucilie nun die Liebe zu verhüllen,
Die dieſes Band geknüpft. Mein Herr, nach ihrem Willen,
Soll alles was ſie thut, was um ihn her geſchieht,
Ja ſelber wenn er Sie von ihr begünſtigt ſieht,
Für eine Maske nur erkennen, um den Blicken
Der ganzen Welt ihr Glück ſo ſichrer zu entrücken.
Und zweifeln Sie noch jetzt an meiner Ehrlichkeit,
So halte dieſer da ſich mitzugehn bereit,
Sobald es dunkel wird; ſo kann er ſelber ſehen,
Daß alle Thüren dann für uns dort offen ſtehen.

Erast.

Aus meinen Augen, Schurke!

Maskaril.

Gern will ich es thun.
Das war's ja, was ich gleich gewollt.

(Ab.)

Fünfte Scene.

Erast. Jacob.

Erast.

Und nun?

Jacob.

Ja nun!
Wir haben unser Theil, hat der uns nicht betrogen.

Erast.

Es ist nur zu gewiß, er hat uns nicht belogen!
Es ist der höchste Schein der strengsten Wahrheit da.
Vaters Betragen, als er dieses Briefchen sah,
Zeigt ihr Verständniß klar, und daß sie es nun sendet,
Weil es der Liebe dient, die sie an ihn verschwendet.

Sechſte Scene.

Die Vorigen. Marinette.

Marinette.

Schon wieder ſtell' ich mich mit guter Botſchaft ein.
Lucilie wird heut' allein im Garten ſeyn.

Eraſt.

Du Schlange, kannſt du noch mich anzureden wagen?
Aus meinem Angeſicht! Und ihr, ihr magſt du ſagen,
Daß ſie mit Briefen mich fortan in Ruhe ließ,
Und dieß die Achtung ſey, die ich für ſie bewieß!

(Er zerreißt Lucilens Billet und geht ab.)

Marinette.

Was heißt das, lieber Freund? Was hat ihn denn gebiſſen?

Jacob.

Mich anzureden wagſt du, Weib, daß nicht Gewiſſen
Noch Schaam im Leibe hat! du Krokodill voll Gift,
Du Herz, wie man es nur bei Kannibalen trift,
Du Baſilisk, du Alp, du Tiger, du Sirene,
Du Murmelthier, du Luchs, du Wölfin, du Hyäne,

Geh', trag' die Antwort hin! Nicht Narren mehr sind wir,
Und Sie kann nur getrost zum Henker gehn mit dir!
(Geht ab.)

Marinette.

Schläfst oder wachst du denn, du gute Marinette?
Welch' böser Kobold treibt sein Wesen hier? Wer hätte
An den Empfang gedacht für unsre Artigkeit!
O darauf ist man wohl zu Hause nicht bereit!

Zweiter Aufzug.

Erſte Scene.

Aſtan. Sophie.

Sophie.

Nun denn? Sie wiſſen wohl, wie gut ich ſchweigen kann.

Aſtan.

Ja, meine Freundin —

Sophie.

Nun, ſo ſprechen Sie, wohlan!

Aſtan.

Kommt auch Niemand?

Sophie.

Nein, nein! Sie dürfen ſicher ſprechen.

Aſtan.

Wie fällt es mir ſo ſchwer, das Schweigen dir zu brechen!

Sophie.

Ei, das Geheimniß muß fürwahr ſehr wichtig ſeyn!

Aſkan.

Nur zu ſehr! Und ſollſt dir geſteh' ichs ungern ein.

Sophie.

Sie kränken mich, Aſkan! Mir, die ich ſo viel Jahre
Das Wichtigſte für Sie in treuer Bruſt bewahre,
Mir, die ich weiß, was Sie in dieſe Kleider zwingt—

Aſkan.

Was Herkunft und Geſchlecht mich zu verbergen dringt,
Nun ja, du weißt es, weißt, wie ich hieher gekommen,
Wie nach dem Tod Aſkan's dies Haus mich aufgenommen,
Damit die Erbſchaft nicht in andre Hände kam,
Die nach dem Teſtament ſonſt jener Tod ihm nahm;
Du weißt's, drum ſoll dein Blick in dieſen Buſen ſchauen,
Und was er ſtreng verſchloß, das will ich dir vertrauen.
Doch eh ich ſpreche, nimm mir einen Zweifel ab,
Der mir zu denken oft und oft zu ſorgen gab:
Sprich, ſollte Albert ſelbſt noch nie geahnet haben,
Was ihn zum Vater mir gemacht, und mich zum Knaben.

Sophie.

Der Zweifel hat bei mir ſich gleichfalls ſchon gregt;
Die Frage hab' ich oft mir ſelber vorgelegt.
Als Alberts Frau einſt den Askan, ihr Kind, verloren,
Das eines Oheims Gunſt, ſchon eh' es noch geboren,
Mit reichem Gut bedacht, nahm ſie, ſo viel iſt klar,
Aus Furcht vor dem Gemahl, der juſt abweſend war,
Fänd' er rückkehrend um die Erbſchaft ſich betrogen,
Von der ſein Haus und er ſo großen Vortheil zogen,
Sie nahm der Amme Kind ſogleich zu ſich ins Haus,
Und gab dem Vater es für das geſtorb'ne aus.
Dies Kind ſind Sie. Von uns hat Albert nichts erfahren,
Und ſeine Frau, ſie ſtarb zu ſchnell nach wenig Jahren,
Sie hat ihm nichts entdeckt. Indeſſen ſteht er doch
Mit Ihrer Mutter ſelbſt ſtets in Verbindung noch,
Er ſoll ſogar für ſie den Unterhalt beſtreiten:
Das ſcheint doch auf etwas beſonderes zu deuten.
Hinwieder treibt er Sie zu einer Heirath hin,
Und ſo wie er will, hat es nicht Verſtand noch Sinn.
Sollt' er den Tauſch vielleicht, doch Ihr Geſchlecht nicht kennen?
Doch ſprechen Sie! Sie ſehn mich vor Verlangen brennen.

Askan.

Sophie, die Liebe läßt sich nimmer hintergehn.
Ward alle Welt getäuscht, sie hat doch scharf gesehn,
Und in der Männer-Tracht, es schmerzlich zu verwunden,
Ein armes Mädchenherz voll Schwachheit aufgefunden.
Ich liebe.

Sophie.

Wie? Askan!

Askan.

Erstaune nicht so sehr!
Dies thöricht schwache Herz, es hat wohl bald noch mehr
Und schwerern Anlaß zum Erstaunen dir zu geben.

Sophie.

Nun denn? —

Askan.

Valer ist's, den ich liebe.

Sophie.

Wie? ihn eben,
Ihn lieben Sie, Askan? Ich zittre! Eben ihn,
Dem Sie mit dem Betrug die Erbschaft just entziehn?
An den sie gleich zurück gegeben werden müßte,

Wenn er auch nur ein Wort von der Verkleidung wüßte?
Sie hatten recht, daß dies noch staunenswürdiger wär!

Aſkan.

Nun, etwas überraſcht dich doch gewiß noch mehr.

Sophie.

Nun?

Aſkan.

Ich bin ſeine Frau.

Sophie.

Frau — — ? —

Aſkan.

Ja!

Sophie.

O das wird fertig
Mit meinem Kopfe!

Aſkan.

Sey nur beſſers noch gewärtig.

Sophie.

Wie? ! —

Aëkan.

Ich bin seine Frau, und er, er weiß es nicht,
Hat über mein Geschlecht nicht das geringste Licht.

Sophie.

O weh mir! Halten Sie um Himmels willen inne,
Denn Sie verwirren Streich auf Streich mir alle Sinne!
Das sind ja Räthsel, die niemand begreifen kann.

Aëkan.

Soll ich sie lösen, nun, so hör' mich ruhig an.
Ich sah Valeren durch Luciliens Reiz gebunden,
Und hatt' ihn wohl schon oft recht liebenswerth gefunden.
Konnt' ich verschmäht ihn sehn und seinen stillen Gram,
Daß nicht das Mitleid Platz in meinem Herzen nahm?
Ich theilte seinen Schmerz, ich horchte seinen Klagen,
Ich schalt Luciliens Stolz, ihr höhnisches Betragen,
Ich sprach für ihn, und ach! so oft, so warm, daß sich
Die Lieb' am Ende selbst in meinen Busen schlich,
Und wie sich ein Geschoß abprallend oftmals wendet,
Und tödtlich da verletzt, wohin es nicht gesendet,
So traf der Blick, das Wort, die er an sie gewandt,

Mein Herz, das unverwahrt ihm gegenüber stand.
Es wuchs die Leidenschaft fast mit den Athemzügen;
Die Flamme schlug empor: ich mußt' ihr unterliegen.
Im Dunkeln traf Valer mich einst verkleidet an,
Hielt für Lucilien mich, ich nutzte seinen Wahn,
Gestand ihm Neigung zwar, doch um des Vaters willen
Muß ich für jetzo noch sie ins Geheimniß hüllen;
Gleichgultig werd' er mich wie sonst bei Tage sehn,
Und als Vertraute nur die Nacht zur Seit' uns stehn.
Doch laß mich übergehn, was ich noch sonst ersonnen,
Wie ich den Faden mit Geschick so fort gesponnen;
Genug, aufs Aeußerste trieb ich das kühne Spiel:
Valer ist mein Gemal, und meine Lieb' am Ziel!

Sophie.

Was für Talente nicht in diesem Köpfchen liegen!
Wer sucht das Feuer wohl in diesen kalten Zügen?
Doch wie nun weiter? Wie? Sie waren sehr geschwind.
Wenn auch die Sachen jetzt noch gut gegangen sind,
So ist doch klar, wenn Sie den Ausgang überlegen,
Daß sie nicht lange mehr verheimlicht bleiben mögen.

Askan.

Die wahre Liebe hält der Ausgang nicht zurück.
Sie selbst ist sich ihr Ziel. Doch zeigt' ich deinem Blick

So ganz mein Innerſtes, um deinen Rath zu hören.
Still! — Ach! da iſt er ſelbſt!

Zweite Scene.

Valer. Die Vorigen.

Valer.

Sollt' ich hier etwa ſtören.
So geh' ich wieder.

Aſtan.

Nein — nein, bleiben Sie — denn wir —
Von Ihnen ſprachen wir.

Valer.

Sie ſprechen da von mir?
Und darf ich — —?

Aſtan.

Nun ich ſprach, es könnte wohl vor Allen,
Wenn ich ein Mädchen wär', mir doch Valer gefallen,
Und liebt' er mich, ſo würd' ich — würd' er glücklich ſeyn.

Valer.

Sehr gütig! Mischte sich nur nicht solch Wenn darein.
Wie, wenn ich aber doch beim Wort die Freundschaft hielte?

Aſkan.

Wie — ?

Valer.

Wenn ich Liebe nun für eine Andre fühlte?
Und bäte meinen Freund, mir freundlich beizustehn?

Aſkan.

Sie möchten sich getäuscht in Ihrer Hoffnung sehn!

Valer.

Ei, das ist in der That verbindlich nicht zu nennen!

Aſkan.

Wie? Sollten Sie's im Ernst von mir erwarten können?
Verlangen könnten Sie von mir im Ernst, Valer,
Wenn ich Sie liebte — und wenn ich ein Mädchen wär',
Dann Ihrer Liebe für ein Anderes zu dienen!

Valer.

Da aber das nicht ist? — —

Aſkan.

Als Mädchen ſagt' ich's Ihnen,
Mein Freund, als Mädchen, und ſo nehmen Sie's auch nun!

Valer.

Will denn der Himmel nicht ein Wunder für mich thun,
So bin ich alſo ganz um Ihre Gunſt betrogen?

Aſkan.

Wo es um Liebe gilt, da wird genau gewogen!
Verſichern Sie mich erſt ganz frei und unbedingt,
Daß gleiche Freundſchaft mir Ihr Herz entgegen bringt,
Und, wär' was ich vorausgeſetzt, nun keine Lüge,
Daß es, mir treu, dann nie für eine Andre ſchluge.

Valer.

Hm, eine Eiferſucht der Art iſt wahrlich neu,
Doch ſchmeichelhaft, und ich verſpreche was es ſey!

Aſkan.

Gewiß?

Valer.

Mit Hand und Mund!

Aſkan.

Wohl, ſo verſprech' ich Ihnen,
Nun Ihrem Vortheil wie dem eigenen zu dienen.

Valer.

Vielleicht vertrau' ich bald sehr Wicht'ges Ihnen an,
Wo dies Versprechen mir von Nutzen werden kann.

Askan.

Ach, etwas Wicht'ges kann auch ich kaum mehr verschweigen.

Valer.

Auch Sie?

Askan.

Ich lieb' und darf nicht meine Liebe zeigen;
Tief in der Brust nur bebt sie stumm und unerkannt.
Doch Sie — Valer! Mein Glück — es liegt in Ihrer Hand!

Valer.

Askan! Wie? Sprechen Sie! Vermag ich es zu gründen,
So zweifeln Sie doch nicht daran, es gleich zu finden?

Askan.

Mehr als Sie glauben, schliebt dies Wort in sich,
Valer!

Valer.

O reden Sie, wer ist es, den Sie meinen, wer?

Askan.

Noch scheint es mir nicht Zeit. Doch ist's wer, darf ich sagen,
Der nah' Sie angeht.

Valer.

Wie? Dürft' ich zu glauben wagen,
Daß meine Schwester —

Askan.

Stumm muß ich für jetzt noch seyn.
Erst um das Ihre tausch' ich mein Geheimniß ein.

Valer.

Ich hole mir dazu erst eines Dritten Willen.

Askan.

Dann zeigt sich, wer sein Wort am besten wird erfüllen.

Valer.

Wohlan, auf Wiedersehn! (Er geht ab.)

Askan,

(erst als wollte sie ihn noch zurück rufen, dann sich schnell besinnend:)
Valer — auf Wiedersehn!

Sophie.

Des Bruders Beiſtand, glaubt er, wird ihm nicht entgehn.

Dritte Scene.

Lucilie, Marinette, Aſkan, Sophie.

Lucilie.

So iſt's beſchloſſen! Nur an Rache will ich denken.
So hoff' ich ſeinen Stolz am ſchmerzlichſten zu kränken.
Ja, das nur iſt's, was ihn recht tief verletzen kann.
Du trifft auf einmal mich verwandelt, mein Aſkan!
Dein Wunſch wird nun erfüllt. Vateren will ich lieben.

Aſkan.

Was? Nein! das hieße mit der Liebe Spiel getrieben!
Lucilie! Wie? mehr iſt dir Eraſt nicht werth?
Nein, ſolcher Wankelmuth iſt wahrlich unerhört!

Lucilie.

Dein Wankelmuth ſetzt mich weit mehr noch in Erſtaunen.

Du klagteſt mich ja ſonſt des Eigenſinn's, der Launen
Der Härte gegen ihn, der Grauſamkeit mich an:
Nun ich ihn lieben will, iſt's auch nicht recht gethan
Ja, feindlich ſeh' ich dich ſelbſt gegen ihn dich kehren!

Aſtan.

Ja, ſonſt! ſonſt! Aber jetzt! Ich will es dir erklären —
Sieh', eine And're liebt er jetzt — ja ſicherlich!
Ich weiß es ganz gewiß! — Und welcher Schimpf für dich,
Hätt' er, zurückgeruft, die Rückkehr abgeſchlagen!

Lucilie.

Für meinen Ruhm will ich ſchon ſelber Sorge tragen!
Denn wen er liebt, das iſt mir wohl bekannt, mein Kind!
Drum ſag' ihm nur getroſt, wie ich für ihn geſinnt.
Willſt du nicht, ſo empfängt er die willkommne Kunde,
Eh' dieſer Tag vergeht, aus meinem eignen Munde.
Du ſchweigſt? Du kehrſt dich weg? Wie's hab' ich recht geſehn,
So ſeh' ich Thränen gar in deinen Augen ſtehn!

Aſtan.

Lucilie! Willſt du des Bruders Bitte hören,
Bin ich dir theuer, ſo — o! raube nicht Valeren

Dem armen Kinde, das ihn liebt! Es ist mir werth.
Nimm den Entschluß zurück! Ach, wenn sie ihn erfährt,
Die Unglückselige! — Ich nur habe ihr Vertrauen —
Und könntest du wie ich in ihren Busen schauen,
Dem dein Entschluß Muth, Freud' und jede Hoffnung stahl — —!
Ach ja, ich fühle schon des armen Herzens Qual,
Ich fühle ihre Brust in heißem Schmerz sich heben,
Und ja, ich fühl' es auch — sie wird's nicht überleben!

Lucilie.

Mein Himmel, welche Glut? Was heißt denn das, Askan?
Ich weiß nicht, wessen nimmst du dich so zärtlich an?
Doch brechen wir jetzt ab! Vergieb, ich muß gestehen,
Mit meinen Grillen wünscht' ich mich allein zu sehen.

Askan.

Wohl! Doch bedenk', daß du zum Aeußersten mich zwingst,
Sobald du den Entschluß je zur Vollführung bringst!

(Ab mit Sophien.)

Vierte Scene.

Lucilie, Marinette.

Marinette.

Mit dem Entschlusse, dächt' ich, wär es schnell gegangen.

Lucilie.

Wer überlegt wohl noch, der solchen Schimpf empfangen?
Ha, der Abscheuliche! Ach, ich ertrag' es nicht!

Marinette.

Ich bin noch außer mir, sobald man davon spricht.
Wie hochentzückt ward ich zuerst nicht aufgenommen!
Ja, bis zur Gottheit war's sogar mit mir gekommen,
Als er das Briefchen las! Und als ich wiederkam —:
Ach nein, so schimpflich ward — ich brenne noch vor Scham —
Kein Kammermädchen seit der Schöpfung je behandelt.
Was in der kurzen Zeit nun alles so verwandelt,
Und was geschah, bleibt mir ein Räthsel in der That — — —

Lucilie.

Nichts ist geschehen, nichts! Abscheulichkeit, Verrath,

Treuloſigkeit, wie ſie den Männern allen eigen,
Das iſt's! Und keinen Grund wirſt du mir ſonſt noch zeigen,
Und nichts, beim Himmel, wird ihn meinem Haß entziehn!
Nein, nein! Und ſäh' ich ſelbſt zu meinen Füßen ihn,
Und ſäh' ich ihn ſogar bereit, mir Glück und Leben
Zu Büßung ſeiner Schuld bereuend hinzugeben,
Und ja, auch ſelbſt geſetzt, mein eignes Herz, es ſey,
Sich zu vergeſſen ſchwach genug, dann ſteh mir bei,
Stell mir beſtändig vor, was er an mir begangen,
Und hilf der Rache ſelbſt zum Ziele zu gelangen.

Marinette.

O ſorgen Sie nur nicht! Nicht minder aufgebracht
Bin ich, und eben ſo auf Rache nur bedacht,
Und ſollt' ich auch ſogar — ein hartes Loos auf Erden! —
Sollt' ich darüber auch zur alten Jungfer werden!

Fünfte Scene.

Albert, die Vorigen.

Albert.

Lucilie, du gehst ja eben in das Haus —
So rufe mir doch den Magister gleich heraus.
Ich sehe den Astan nun schon seit mehrern Tagen,
So ernst, so scheu — vielleicht kann er den Grund mir sagen.

Sechste Scene.

Albert, (allein.)

In welchen Abgrund doch von Unruh, Angst, und Noth
Stürzt eine That, die nicht die Redlichkeit gebot!
Wie schwer hab' ich es schon gebüßt, mit diesem Knaben
Den bösen Unterschleif aus Geiz gemacht zu haben!
Bald denk' ich zitternd: jetzt entdeckt man deine List,
Jetzt wird es offenbar, daß er dein Sohn nicht ist!
Und sehe schon mein Haus der Schande Preis gegeben;

Bald fürcht' ich wiederum, daß ihm, an deſſen Leben
Mir Glück und Ehre hängt, ein Zufall Schaden bringt,
Und wenn mich ein Geſchäft vielleicht zum Ausgehn zwingt,
So eil' ich und zugleich auch bangt mir, heimzukehren,
Denn immer denk' ich nur: was wirſt du jetzt wohl hören?
Kurz wo ich ſieh' und geh', ſchleppt bleich, mit ſchwerem Schritt'
Und tief gefurchter Stirn, ſich auch die Sorge mit.

Siebente Scene.

Albert, Metaphraſt.

Metaphraſt.

Mandatis obsequor tuis!

Albert.

Ich wollte fragen,

Magister — —

Metaphraſt.

Kommt von ter und magis, und will ſagen:
Dreimal ſo groß!

Albert.

Das wußt' ich nicht. Nun gut, mag ſeyn!
Ich — —

Metaphraſt.

Fahren Sie nur fort!

Albert.

Das will ich auch, allein
Dann fahren Sie nicht fort, mich ſtets zu unterbrechen.
Nun denn, von meinem Sohn wollt' ich mit Ihnen ſprechen,
Und ſagen, daß er mich nicht ohne Sorgen läßt.
Ich lieb' ihn — —

Metaphraſt.

Filio praeferri non potest
Nisi Filius!

Albert.

Hört, Freund, wenn wir zuſammen reden,
Laßt das Latein! das iſt ja Futter nicht für Jeden.

Metaphraſt.

Sehr wohl!

Albert.

Nun dann, mein Sohn — mir scheint's,
als scheu' er sich
Vor einer Heirath. Sehn Sie, das bekümmert mich —

Metaphrast.

Mit Cicero's Bruder ist es gleichfalls so gewesen,
Wie in epistolis ad Atticum zu lesen.
Ja, ja, misogamos, wie das der Grieche sagt, —

Albert.

Laßt mich mit Griechen und mit Türken ungeplagt!
Was hat mein Sohn mit all' dem Volke zu verlehren?

Metaphrast.

Nun dann, Ihr Sohn?

Albert.

Nun ja, ich wollte fast d'rauf schwören,
Daß etwas Wichtiges im Herzen ihn bewegt,
Daß er wohl gar darin verborg'ne Neigung hegt;
Denn als ich gestern in den früh'sten Morgenstunden
In einem Winkel des Gebüsches ihn gefunden
Im Garten — —

Metaphrast.

Winkel ist das rechte Wort wohl nicht.

Ein abgeleg'ner Ort, secessus, wie man ſpricht.
Virgil hat ſo geſagt: est in secessu locus — —

Albert.

Was ſoll hier der Virgil und all' der Hokus pokus!
Von dieſer Sache weiß ja der Virgil kein Wort;
Denn außer meinem Sohn und mir war niemand dort.

Metaphraſt.

Virgil ward auch nur hier als Beiſpiel angegeben
Gewählttern Ausdrucks, als Sie ſich bedient ſo eben,
Und nicht als Zeuge.

Albert.

Ach, was Beiſpiel, Ausdruck! Ich,
Ich hab's geſehn: das iſt genug für Sie und mich!

Metaphraſt.

Man wählt die Worte doch vorzüglicher Autoren,
Denn Tu vivendo — —

Albert.

Menſch! haſt du es denn geſchworen,
Mich umzubringen? Wie?

Metaphraſt.

Es giebt Quintilian —

Albert.

O Belial!

Metaphraſt.

Er giebt darob Verſchied'nes an,
Und wiſſen werden Sie wohl gern, was er empfohlen — —

Albert.

Der Teufel werd' ich ſeyn, der kommt, um dich zu holen,
Du Mohrenangeſicht!

Metaphraſt.

Mein Gott, was iſt denn hier?
Warum ſind Sie ſo bös'? Was wollen Sie von mir?

Albert.

Mich hören ſoll man, wenn ich ſpreche!

Metaphraſt.

Das iſt billig!
Wenn es nichts weiter iſt, ich ſchweige gern und willig.

Albert.

Sie thun ſehr klug daran.

Metaphraſt.

Wohlan, ich bin ganz Ohr!

Albert.

Nun endlich! So ist's recht!

Metaphrast.

Nun tragen Sie nur vor!

Albert.

Wohl also denn — !

Metaphrast.

Ich bin schweigsamer, als ich scheine.

Albert.

Gut!

Metaphrast.

Fürchten Sie nicht mehr die Unterbrechung, meine!

Albert.

Nun Amen!

Metaphrast.

Sprechen Sie nur immer zu!

Albert.

Wohlan,

Ich war —

Metaphrast.

Ich halte Wort.

Albert.

Ich glaub's!

Metaphraſt.

Ein Wort, ein Mann!

Albert.

Nun ja doch!

Metaphraſt.

Ich bin ſtumm.

Albert.

Gott geb's!

Metaphraſt.

Das muß ich ſagen,
Jetzt haben Sie doch nicht mehr über mich zu klagen.
Ich wage meinen Mund ja gar nicht aufzuthun.

Albert.

Ha, der Verräther!

Metaphraſt.

Doch vollenden Sie auch nun!
Schon lange hör' ich zu, und ohne Unterbrechen;
Ich möchte doch nun auch ein armes Wörtchen ſprechen.

Albert.

O Ungeheuer — ! — —

Metaphrast.

Wie? Bei Gott, zu weit geht das!
Bin ich zu hören blos verdammt?

Albert.

Du Satanas!
Wie kann ich denn — — —

Metaphrast.

Noch mehr? Regt sich kein Mitleidsfunken
In dieser Seele? Ah, per Jovem, ich bin trunken!

Albert.

Zum Teufel aber — —

Metaphrast.

Wie? So hören Sie nicht auf?
O Himmel, hemmet denn nichts dieser Zunge Lauf?

Albert.

Ich berste noch vor Wuth!

Metaphrast.

O weh! ich muß vergehen!
Um ein Paar Worte nur muß ich doch ernstlich flehen.
Ein Narr, der gar nicht spricht, er unterscheidet sich
Vom Weisen nicht, der schweigt.

Albert.

Du schweigst mir sicherlich! (Ab.)

Achte Scene.

Metaphraſt, (allein.)

Weshalb ich auch den Spruch ſehr klug und weiſe nenne
Des Philoſophen: Sprich, auf daß man dich erkenne!
Soll das Vermögen mir der Red' entzogen ſeyn,
So buß' ich lieber gleich die ganze Menſchheit ein,
Und wandle mich zum Thier! — Wenn niemand hören wollte,
Was der Gelehrte ſpricht, wenn er ſtets ſchweigen ſollte,
Dann wär' die Ordnung bald der Schöpfung umgekehrt,
Dann wird es Mode, daß das Huhn den Fuchs verzehrt,
Den Hund der Haſe hetzt, die Lämmer Wölfe jagen,
Der Narr Geſetze giebt, ſich Weiber für uns ſchlagen,
Daß der Verbrecher Recht an ſeinem Richter übt,
Daß ſeinem Lehrer ſelbſt das Kind die Ruthe giebt,
Arznei vom Kranken wird dem Arzte zugemeſſen,
Der Eſel Laute ſpielt, die Dichter Diſteln freſſen,
Der Ochs den Fleiſcher ſchlägt, der Strom das Meer verſchlingt,
Der Teufel — — —

Neunte Scene.

Albert, Metaphraſt.

(Albert kommt mit einer groſen Glocke, und läutet damit dem Metaphraſt in die Ohren.)

Metaphraſt, (davon laufend.)

Hülfe! Weh! mein Trommelfell zerſpringt!

Dritter Aufzug.

Erste Scene.

Maskaril.

Oft giebt der Himmel zu, daß kühne That gelinge.
Man zieht sich wie man kann, aus einer bösen Schlinge.
Für mich, der dumm genug zu viel geplaudert hat,
Für mich fand vor der Hand kein besser Mittel statt,
Als daß ich nun mein Spiel auch durchzusetzen wagte,
Und unserm alten Herrn den ganzen Handel sagte. —
Sein Sohn ist nicht der Mann, der Federlesens macht:
Sobald Eraſt erklärt, was ich ihm hinterbracht,
So mag mein Röckchen sich nur auf ein Tänzchen schicken.
Jetzt, eh' er es erfährt, kann mir noch manches glücken;
Auch tritt viel eher noch ein günſt'ger Umstand ein;
Es kommen gar vielleicht die Alten überein.

Und dies wird nun versucht. Im Namen unsers Alten
Geh ich zum Andern ohn' mich weiter aufzuhalten.
(Er pocht an Alberts Thüre.)

Zweite Scene.

Albert. Maskaril.

Albert.

Wer pocht?

Maskaril.

Gut Freund!

Albert.

Ei, ei! Freund Maskaril! Was mag
Den zu mir bringen?

Maskaril.

Herr, ich komme, guten Tag
Zu wünschen.

Albert.

Siehst dir sehr viel Müh', bei meinem Leben!
Von Herzen guten Tag! (Er geht.)

Maskaril.

Das heiß' ich kurz gegeben!
Der Mann ist grob.

(Er pocht.)

Albert.

Was giebts?

Maskaril.

Sie hörten mich nicht an —

Albert.

Hast du nicht guten Tag gesagt?

Maskaril.

Ja wohl!

Albert.

Nun dann,
Recht guten Tag!

(Er geht, jener hält ihn auf.)

Maskaril.

Allein es ist mir aufgetragen,
Von dem Herrn Polydor ein Compliment zu sagen.

Albert.

Das ist was anders. So? Herr Polidor schickt dich,
Um mich zu grüßen?

Maskaril.

Ja.

Albert.

Sehr schmeichelhaft für mich!
So sag', ich wünsch' ihm Glück und Segen ohne Ende.
(Geht ab.)

Maskaril.

Der Mann ist eben nicht ein Freund der Complimente.
(Er rechts. Albert tritt heraus.)
Noch wissen Sie, mein Herr, den ganzen Auftrag nicht.
Er bäte Sie sehr gern um etwas von Gewicht.

Albert.

So sag' ihm, daß ich ganz zu seinen Diensten stände.

Maskaril, (ihn aufhaltend.)

Erlauben Sie, daß ich mit wenig Worten ende.
Er wünscht, daß ein Gespräch ihm jetzt vergönnet wär',
Was wichtiges zu vertrau'n, und kommt sogleich hieher.

Albert.

Und was denn, was, daß es so nöthig ihm geschienen,
Mich selbst zu sprechen?

Maskaril.

O, was Großes, sag' ich Ihnen!
Er drang jetzt eben erst in ein Geheimniß ein,
Und ohne Zweifel wird es beiden wichtig sein.
So weit mein Auftrag.

(Ab.)

Dritte Scene.

Albert.

O mein Gott! was werd' ich hören?
Ich habe mit dem Mann ja wenig zu verkehren.
Ja, ja, es stürmt auf mich ein Ungewitter an,
Und dies Geheimniß, ach! ist meins; mich täuscht kein Wahn.
Die Hoffnung des Gewinns trieb jemand zum Entdecken.
An meinem Namen klebt von nun ein ew'ger Flecken!
Es ist alles offenbar! — O schwer verhehlet sich
Die Wahrheit lange Zeit. Wie besser wärs für mich,
Und meinen Ruf, wenn ich gerechte Furcht anhörte,
Die Polidorens Gut mir zu behalten wehrte,
Zurückzugeben trieb, was ich ihm schuldig bin!
So ging die Sache jetzt in aller Stille hin.
Allein nun ist dazu die Hoffnung mir genommen,

Und dieses Gut, durch List und Trug ins Haus gekommen,
Nimmt es verlassend nun vielleicht mein eignes mit.

Vierte Scene.

Polidor. Albert.

Polidor,
(ohne Albert zu sehen.)

Heirathet im Geheim Lucilien! Welcher Schritt!
Gott gebe nur, daß ich zu meinem Zweck gelange.
Mir macht des Vaters Zorn und großer Reichthum bange.
Dort ist er.

Albert.

Weh! er kommt. Ich scheue seinen Blick.

Polidor.

Ich zittr', ihn anzugehn.

Albert.

Die Furcht hält mich zurück.

Polidor.

Womit fang' ich nun an?

Albert.

Wie soll ich jetzo handeln?

Polidor.

Er ist bewegt.

Albert.

Ich seh' ihn seine Farbe wandeln.

Polidor.

An dem Verdruß, den man in Ihren Augen spürt,
Seh' ich, Sie wissen schon, was mich hieher geführt.

Albert.

Ach! Ja!

Polidor.

Kein Wunder, wenn die Nachricht Sie erschreckte,
Ich hätt' es nicht geglaubt, was eben sich entdeckte.

Albert.

Vor Scham muß ich, bei Gott, erröthen, Polidor!

Polidor.

Ja, diese Handlung kommt mir sehr verwerflich vor,
Und dem Verbrecher kann ich selbst sie nicht verzeihen.

Albert.

Gott läßt Barmherzigkeit dem Sünder angedeihen.

Polidor.

Wohl, wohl! Das ziehen Sie nur immer in Betracht.

Albert.

Man muß ja christlich seyn!

Polidor.

Das ist sehr schön gedacht!

Albert.

Um Gnade, Polidor, um Gnade muß ich flehen!

Polidor.

Ich muß vor Ihnen hier um Gnade bittend stehen.

Albert.

Sie zu erhalten, werf' ich mich auf meine Knie!

Polidor.

In dieser Stellung muß ich eher seyn, als Sie!

Albert.

Um Mitleid muß ich Sie nur meinem Schicksal, bitten.

Polidor.

Ich bin der Bittende; Sie haben ja gelitten.

Albert.

Sie brechen mir das Herz mit dieser Gutigkeit!

Polidor.

So große Demuth ſetzt mich in Verlegenheit!

Albert.

Verzeihung, noch einmal!

Polidor.

Sie müſſen mir verzeihen!

Albert.

Mein ganzes Leben wird mich dieſe That gereuen.

Polidor.

Ich bin darüber ganz aufs Aeußerſte gebracht.

Albert.

Um Himmelswillen nur, daß es kein Aufſehn macht!

Polidor.

Ach, Gott, mein beſter Freund, das iſt mein Wunſch und Wille.

Albert.

Die Ehre nur geſchenkt!

Polidor.

Wir machen's in der Stille!

Albert.

Beſtimmen Sie, was noch an Geld erforderlich — —

Polidor.

Was ihm Ihr Wille giebt, damit begnüg' ich mich.
Ich mache Sie zum Herrn in den Vermögenssachen,
Und bin zufrieden, kann ich Sie zufrieden machen.

Albert.

O, Sie Mann Gottes! voll von Sanftmuth und voll Glimpf!

Polidor.

Sie selbst, wie sanftmuthvoll nach einem solchen Schimpf!

Albert.

Im Leben schlage nie ein Unglück Sie danieder!

Polidor.

Gott stärke Sie!

Albert.

O wir umarmen uns als Brüder!

Polidor.

Ich thu's von Herzen gern, und bin sehr hoch erfreut,
Daß Alles beigelegt in bester Einigkeit.

Albert.

Der Himmel sey gelobt!

Polidor.

Jetzt halt' ich's nicht verborgen:
Ich war nicht ohne Grund vor Ihrem Zorn in Sorgen.
Da von Lucilien der Fehltritt doch geschehn —
Und Sie so reich an Geld und Freunden, angesehn —

Albert.

Lucilie? Fehltritt? Freund, ich weiß nicht, was Sie sprechen! —

Polidor.

Gut! Besser ist es euch, davon nun abzubrechen.
Den größten Antheil hat gewiß mein Sohn daran.
Ja, wenn es Ihnen nur zum Trost gereichen kann,
Gesteh' ich, daß die Schuld allein ihm beizumessen.
Lucilie hatte sich niemals so weit vergessen,
Hätt' er sie nicht verlockt mit List und Schmeichelei.
Drum schweigen wir. Mir däucht, das Allerbeste sey,
Wenn man den Schimpf, den er auf unsre Häuser brachte,
Durch eine Heirath gut und beide glücklich machte.

Albert, (für sich.)

O welcher Mißverstand! Was sagt der Polidor?
Aus einer Unruh wächst die andre nur empor.
Ich weiß, so mannigfach bewegt, nicht was ich sage,
Und fürchte Selbstverrath, wenn ich zu sprechen wage.

Polidor.

Was denken Sie, mein Freund? Sie sagen ja kein Wort!

Albert.

O nichts! — Wir sprechen wohl hernach noch weiter fort.
Ein plötzlich Uebelseyn — ich kann nicht länger bleiben.
(Geht ab.)

Fünfte Scene.

Polidor. Hernach Vater.

Polidor.

Merk's wohl das Uebelseyn, das ihn davon mag treiben!
Zu was die Klugheit ihn auch schon geneigt gemacht,
Sein innrer Aerger ist zum Schweigen nicht gebracht.
Zurückgedrängter Schmerz verdoppelt seine Stärke.
Da kommt der Schöpfer her all' dieser feinen Werke.
(Vater tritt auf.)
Mein feiner Zeisig! so stört jeden Augenblick
Die saubre Lebensart des Vaters Ruh und Glück?
So wird mit jedem Tag ein neuer Streich geboren?
So kommt uns jeden Tag was Schlechteres zu Ohren?

Valer.

Was hab' ich jemals denn Verwerfliches gethan,
Das meines Vaters Zorn so sehr verdienen kann?

Polidor.

Ich bin sehr wunderlich, von garstigem Gemüthe,
Dies Kind zu tadeln, ach! voll Frömmigkeit und Güte!
Lebt wie ein Heiliger und bringt in frommer Ruh'
Von Früh bis in die Nacht die Zeit mit Beten zu.
Spräch' man, daß er mit der Natur im Streite liege,
Und mache Tag aus Nacht: o welche freche Lüge!
Daß er auf Vater nicht und Freunde Rücksicht nahm
In hundert Fällen: o Verläumdung ohne Scham!
Daß er durch Heirath, die er wohl verheimlicht meinte,
Sich auf Gerathewohl mit Alberts Kind vereinte,
Und ihm die Folgen nicht beachtenswürdig sind:
Man irrt in der Person! und das unschuld'ge Kind,
Es weiß ja gar nicht was ich damit wollte! —
O Mensch! den ich zur Pein vom Himmel haben sollte,
Wird es beständig denn nach deinem Kopfe gehn?
Werd' ich dich denn nicht klug vor meinem Ende sehn?
(Geht ab.)

Valer.

Wer konnte diesen Streich mir spielen? — Unter allen

Kann der Verdacht allein auf Maskarilen fallen.
Doch ist er nicht der Mann, der ein Bekenntniß thut;
Hier gilt es listig seyn, und die gerechte Wuth
Ein wenig zwingen.

Sechste Scene.

Maskaril. Valer.

Valer.

Hor', ich sprach den Vater eben:
Er weiß den ganzen Spaß; man hat ihm Wind gegeben.

Maskaril.

Weiß alles?

Valer.

Ja.

Maskaril.

Von wem, zum Henker, wüßt' es wohl?

Valer.

Ich weiß nicht, wen ich recht des Plauderns zeihen soll;

Doch hat es ein Erfolg begleitet zum Entzücken.
Es fiel ihm gar nicht ein, mir Fehler vorzurücken;
Nein, er entschuldigt sie, heißt meine Liebe gut,
Und wissen möcht' ich doch, wer dieses Wunder thut,
Wer ihn so menschlich macht, so gütig, so gelinde.
Du glaubst nicht, Maskaril, was ich für Freud' empfinde!

Maskaril.

Mein Herr, was sagten Sie dazu, wenn dieser Mann
Aus Zärtlichkeit für Sie dies Wunderwerk gethan?

Valer.

Geh, geh! du hast wohl Lust, mir etwas weiß zu machen.

Maskaril.

Von mir, mir, sag' ich, weiß der alte Herr die Sachen.
Ich zeugte den Erfolg, worüber Sie sich freun.

Valer.

Nein, wirklich? Ohne Spaß?

Maskaril.

Ich will des Teufels sern,
Ist es nicht so!

Vater,
(ihn bei der Brust fassend.)
Und mich, mich hol' er ohne Zaudern,
Empfängst du nicht den Lohn für dein verruchtes Plaudern!

Maskaril.
Was soll das heißen, Herr? Betrug verbitt' ich mir!

Vater.
Ist das die Treue, die ich mir versprach von dir?
Und machte diese List dich jetzo nicht zu Schanden,
Du hättest mir den Streich im Leben nicht gestanden.
Verdammter Bube, der mit giftger Zunge mir
Des Vaters Zorn entflammt und mich vernichtet hier,
Hier stirbst du heute noch!

Maskaril.
Ich bin nicht heute grade
Zum Sterben aufgelegt. Nein! Haben Sie die Gnade,
Und sehn Sie den Erfolg. Nicht sonder wicht'gen Grund
Macht' ich, was Sie ja selbst nur mühsam bergen, kund.
Es ist ein Staatsstreich! Herr, trifft alles recht zusammen,

So soll der Ausgang wohl noch Ihren Zorn verdammen.
Auch ist es immer noch mich todtzuschlagen Zeit.
Allein ich bin darum nicht in Verlegenheit:
Gott hilft den Seinen ja! Voll Freud' in wenig Tagen
Erkennen Sie mit Dank mein seltenes Betragen.

Valer.

Allein Lucilie?

Maskaril.

Still! ihr Vater. Er kommt her.

Siebente Scene.

Albert. Vorige.

Albert, (für sich.)

Je mehr ich mich vom Schreck erhole, desto mehr
Empfind' ich, daß mich jetzt die Reden erst verdrießen,
Die so gefährlich mich in Irrthum fallen ließen.
Lucilie schwört, daß man ein Mährchen nur erdacht,
Und ihr Betragen selbst befreit sie vom Verdacht.
(Valer erblickend.)

Sind Sie's, mein Herr, der sich der Frechheit unterwindet,
Mit meiner Ehre spielt und diese Lüg' ersindet?

Maskaril.

Herr Albert, sprechen Sie in einem mildern Ton,
Und zürnen Sie nicht so mit Ihrem Schwiegersohn!

Albert.

Was, Schwiegersohn? Du Schuft! Du hast mir recht die Miene
Als wie das Hauptgetrieb' an dieser Skandmaschine,
Und magst mir wohl zugleich auch ihr Erfinder sein!

Maskaril.

Was Sie so böse macht, das seh' ich gar nicht ein.

Albert.

Ist's etwa recht, den Ruf des Mädchens zu besiecken,
Und unser ganzes Haus mit Schande zu bedecken?

Maskaril.

Sie seh'n nach Ihrem Wunsch zu handeln ihn bereit.

Albert.

So sag' er nichts, als was die Wahrheit ihm gebeut!
Wenn Lieb' und Achtung ihn für meine Tochter trieben,

War' ein anständ'ger Weg stets offen ihm geblieben.
Es blieb ihm, schlicht und recht den Vater anzugehn;
Doch schändlich war es, sich nach Lügen umzusehn,
Die Ehr' und Sittsamkeit Luciliens verwunden!

Maskaril.

Wie? sie ist heimlich nicht mit meinem Herrn verbunden?
Wie? nicht?

Albert.

Nein, Böswicht! Und wird es niemals sein!

Maskaril.

Doch ist sie's, wollen Sie den stillen Bund verzeihn?

Albert.

Und ist sie's nicht, willst du, daß man dir Arm' und Beine
Zerschlägt?

Valer.

Sehr leicht ist's, daß die Wahrheit klar erscheine
Von dem, was er gesagt!

Albert.

Auch der noch! Wie der Knecht,
So auch der Herr! O Trug- und Lügenvoll Geschlecht!

Maskaril.

Bei meinem Ehrenwort, es ist so, wie wir sagen.

Valer.

Weswegen sollten wir Sie zu betrügen wagen?

Albert.

O sie verstehen sich, so wie zur Jahrmarktszeit
Die Diebe! —

Maskaril.

Warten Sie! ich ende diesen Streit.
Herr Albert, lassen Sie Lucilien selbst gestehen!

Albert.

Und straft sie Lügen euch!

Maskaril.

O das wird nicht geschehen!
Gesteh'n Sie ihrem Wunsch nur die Befriedigung,
So unterwerf' ich mich der schwersten Züchtigung,
Folgt das Bekenntniß nicht von dem geheimen Bunde,
Und ihrer Liebe gleich aus ihrem eignen Munde.

Albert.

Das müssen wir doch sehn!

(Er geht nach der Thür.)

Maskaril.

Nun, alles wird noch gut!

Albert.

Halt! Lucilie! ein Wort!

Vater.

Ich fürchte — —

Maskaril.

Muth!

Achte Scene.

Lucilie. Die Vorigen.

Maskaril.

Herr Albert, wenigstens belieben Sie zu schweigen.
(Zu Lucilie.)
Nun, endlich will das Glück sich Ihnen günstig zeigen,
Und Ihr Herr Vater da, bekannt mit Ihrer Glut,
Läßt Ihnen den Gemal, heißt Ihre Liebe gut,
Sobald Sie nur von jetzt an alle Furcht verbannen
Und frei bestätigen, daß wir uns nichts ersannen,
Daß alles Wahrheit ist.

Lucilie.

Was will der dreiste Schuft?

Maskaril.

Gottlob, da macht sich schon ein Ehrentitel Luft!

Lucilie, (zu Valer.)

Wem dankt man denn, mein Herr, das witzige Bestreben,
Dies feine Mährchen heut zum Besten uns zu geben?

Valer.

Verzeihung, Theuerste! durch einen fremden Mund
Ward ohne meine Schuld jetzt unsre Heirath kund.

Lucilie.

Was?

Valer.

Man ist nun einmal dahinter uns gekommen,
Und die Verstellung kann uns jetzo nichts mehr frommen.

Lucilie.

Wie? in — — ?

Valer.

Sie haben recht ein Recht, erzürnt zu seyn:
Ins Dunkel hatten Sie mir Fleiß die Heirath ein;
Doch weiß ich auch, daß ich nur enge Schranken
sahe;

Und daß ich Ihr Verbot auf keine Art verletzte.
Allein — —

Maskaril.

Nun ja, ich bins! Es ist durch mich geschehn.

Lucilie.

Hat jemand ähnliche Betrügerei gesehn?
Mir ins Gesicht kann man das zu behaupten wagen?
Sie hofften also mich durch List davon zu tragen?
Beim Himmel, redete auch Alles jetzt für Sie,
Mein Vater, das Geschick, selbst meine Neigung: nie,
Nie würd ich den Triumphf so feiger List bereiten,
Geschick und Vater würd', und Neigung ich bestreiten,
Ja, lieber, lieber todt, als je mit dem vereint,
Der auf so schlechtem Weg mich zu erhalten meint!

Vater, (zu Maskaril.)

Es ist umsonst! Sie kann durch nichts besänftigt werden.

Maskaril.

Ach lassen Sie mich nur! — (zu Lucilien.) Wer wird sich so geberden,
Und so verstellen? Seyn Sie doch nicht wunderlich,
Und steifen wider die selbsteignen Wünsche sich!
Wenn Ihr Herr Vater da ein Menschenfresser wäre,

Nun ja! Allein er giebt ja der Vernunft die Ehre;
Er sagte mir ja selbst, daß seine Zärtlichkeit
In Alles stimmt, sind Sie nur zum Gestehn bereit.
Ich glaub's wohl, daß Sie sich ein bischen schämen mögen,
Ein solch Geständniß frei und frank hier abzulegen,
Allein Sie waren nicht die erste auf der Welt,
Und sind die letzte nicht, wofern es Gott gefällt!

Lucile.

Mein Vater, konnen Sie die Schändlichkeiten hören?
Und wollen Sie denn nicht dem Unverschämten wehren?

Albert.

Was soll ich thun? Es setzt mich in Verlegenheit.
Ich bin ganz außer mir.

Maskaril.

Es ist die beste Zeit,
Es zu gestehn!

Lucile.

Und was gestehen?

Maskaril.

Was gestehen?
Was zwischen meinem Herrn und Ihnen ist geschehen!
Sie müssen — —

Lucilie.

Das iſt mehr, als ich ertragen kann!
(Sie giebt ihm eine Ohrfeige und geht ab.)

Neunte Scene.

Albert, Valer, Maskaril.

Maskaril.

Ich glaube gar, ſie ſtrich an meinen Backen an!

Albert.

Du Bube, Schurke, geh! Recht that ſie ohne Zweifel!

Maskaril.

Und doch, mich bele gleich der erſte beſte Teufel,
Iſt nur ein Wörtchen Trug, und iſt nicht alles ſo!

Albert.

Schneid't mir die Ohren ab, treibſt du es länger ſo!

Maskaril.

Zwei Zeugen ſtell' ich, Herr, die Wahrheit zu beſiegeln.

Albert.

Zwei Leute stell' ich, Schuft, dich tüchtig abzuprügeln!

Maskaril.

Sie kennen Schneider Flau, der so viel Kunden hat?

Albert.

Du kennst doch Meister Schnür, Scharfrichter dieser Stadt?

Maskaril.

Und Pfeffer, den Notar, den mit der rothen Nase?

Albert.

Und unsern Galgen auch, da draußen an der Straße?

Maskaril.

Mit ihren Augen sah'n die der Verbindung zu.

Albert.

Vor meinen Augen hier, du Schurke, baumelst du!

Maskaril.

O widerspenst'ger Mann!

Albert.

Betrüger ohne Schande!
Dank's meinem Alter, Kerl, daß ich nicht mehr im Stande,

Selbst zu bestrafen bin, was du dich unterstehst!
Dass ich versprechne dir, daß du mir nicht entgehst.
(Geht ab.)

Zehnte Scene.

Vater. Maskaril.

Vater.

Die schönen Folgen, Freund, die alles haben sollte——

Maskaril.

Ich weiß mit halbem Wort, was man da sagen wollte!
Auf mich backt alles los! Wohin ich auch mag sehn,
Da warten Prügel mein, dort seh' ich Galgen stehn.
Allein ich schaff' mir Ruh' bei so verwirrten Dingen;
Ich geh' und will hinab von einem Felsen springen,
Wenn der Verzweifelung, die mir am Herzen frißt,
Nur einer hoch genug für ihre Größe ist!
Adje, mein Herr!

Vater.

Nein, nein, die Rache soll nicht vorgehen,
Du sollst dich lieber hier vor meinen Augen todten.

Maskaril.

Ich kann nicht sterben, Herr, sieht man mich an dabei.

Vater.

Mir nach! Ich zeige dir, ob Zeit zu spaßen sey.

Maskaril.

O du unschuld'ges Schaf! was wirst du alles heute
Noch leiden müssen um die Sünden andrer Leute!

Vierter Aufzug.

Erste Scene.

Aslan. Sophie.

Sophie.

Ein ärgerlicher Streich!

Aslan.

Sophie, ich muß verachn!
Auf mein Verderben ists vom Schicksal abgesehn.
So bleibt die Sache nicht, ist sie so weit gegangen.
Lucile und Valer, sie werden Licht verlangen;
Vernichtet ist mein Plan, eh' er zur Reife kam!
Denn sey's, daß Albert Theil an dem Betruge nahm,
Sey's, daß man ihn zugleich mit aller Welt betrogen,
Wird jetzo mein Geschlecht, mein Stand ans Licht gezogen,
Und bringt das Gut, das er genoß, in andre Hand,
So wird sein Herz gewiß auf immer mir entwandt;

Er giebt dem Stande mich zurück, der mich erzeugte,
Und wenn Vater sogar sich zur Verzeihung neigte,
Erkennt er dann mich wohl als seine Gattin an,
Die arm und hülflos nur sich selbst ihm bringen kann?

Sophie.

Das heißt die Sachen recht vortrefflich überlegen;
Doch früher, früher war das alles zu erwägen!
Warum geht Ihnen denn dies Licht erst jetzo auf?
Es war nicht Hexerei vonnöthen, um den Lauf
Der Dinge gleich zu sehn, wie Sie ihn jetzt erst sehen,
Und ich, sobald Sie mir erzählten, was geschehen,
Ich sah den Ausgang gleich.

Aslan.

Was soll ich aber thun?
Setz' dich an meinen Platz, Sophie, und rathe nun!

Sophie.

Ihr Kummer that mir weh, und gern möcht' ich ihn enden;
Doch wie? wie soll man nun die Sache günstig wenden?

Aslan.

Wenn nichts mir helfen kann, so bleibt mir nur der Tod!

Sophie.

Dazu ist immer Zeit, und noch thut es nicht Noth.
Der Tod ist Arzenei, die immer zu bekommen,
Doch wird sie gern so spät als möglich eingenommen.

Aëkan.

Nein, führt dein Rath mich nicht an diesen Abgrund hin,
Muß ich verzweifeln!

Sophie.

Mir kommt etwas in den Sinn.
Die Mutter — — Halt! Eraſt! Er könnt' uns unterbrechen.
Fort, kommen Sie! davon läßt sich im Gehen sprechen.

Zweite Scene.

Eraſt. Jacob.

Eraſt.

Verschmäht?

Jacob.

Nie hörte man Gesandte schlechter an!

Kaum wollt' ich höflich mich ihr mit der Nachricht nahn,
Sie wünschten nur mit ihr ein Wörtchen noch zu reden,
So rief sie, in die Brust sich werfend, mir die schnöden,
Fatalen Worte zu: „Geh, geh, ich mache mir
Aus deinem theuern Herrn so viel als wie aus dir!
Er mag sich trollen!“ — Ja! und ging so ihre Straße.
Und Marinette drauf mit einer krausen Nase
Wirft schnippisch mir ein: „Laß uns, dummer Teufel! hin,“
Und takt mich albern schn wie die Gebieterin.
So braucht Ihr Schicksal sich vor meinem nicht zu schämen.

Erast.

Die Undankbare! So die Rückkehr aufzunehmen
Des Herzens, das mit Recht sich schwer beleidigt fühlt,
Und glauben muß, daß man betrügrisch mit ihm spielt,
Und doch des Argwohns Glut erstickt, die in ihm lodert,
Nicht Schwur, nicht Rechenschaft vertrauend von ihr fodert,
Nein, während alles noch in Ungewißheit schwebt,

Sie freisprecht und sich selbst, sich zu entschuld'gen
strebt.
Kann so viel Liebe denn noch ihrem Blick entgehen?
Statt gegen den Verdacht mir freundlich beizustehen,
Der so verzeihlich ist, durch ein Wort, einen
Blick,
Wirft sie von neuem mich in Eifersucht zurück?
So schwacher Anstoß kann das Band der Liebe lösen?
Nein, wahre Liebe, nein, die ist es nie gewesen!
O nur zu deutlich seh' ich ihre Falschheit ein.
Von welchem Werthe kann jetzt alles für mich seyn,
Womit die Laune blos der Leidenschaft geschmeichelt?
Ich sag' mich los von ihr, die Liebe nur geheuchelt,
Ich sag' mich los und bin von heut an kalt gleich ihr!

Jacob.

Recht so! so mach' ichs auch! Recht! so gefällt es
mir!
Wir wollen böse seyn, uns nicht mehr an sie binden,
Die Liebe schreiben wir ins Buch der alten Sünden.
Ja, Mores lernen muß das Wetterfahngeschlecht,
Muß fühlen, daß man auch Courage hat. Ganz
recht!
Wer sich verachten läßt, will, daß man ihn ver-
achte.
O wär' man nur so klug, daß man sich geltend
machte,

Ging' das Scherwenzeln nur und Kriechen nicht so weit,
Womit man sie verdirbt in unsrer jetzigen Zeit!

Erast.

Verachtung faßt mich! — Nein, der Sieg soll sie nicht freuen!
Ich will, zur Strafe ihr, mich neuer Liebe weihen.

Jacob.

Ach mich, mich geben all' die Weiber nichts mehr an.
Und thun Sie so wie ich, so thun Sie wohl daran.
Denn sehen Sie, das Weib ist, wie man's pflegt zu nennen,
Ein wunderlich Geschöpf, fast gar nicht auszukennen,
Von dem sich die Natur gar sehr zum Bösen neigt;
Und also wie ein Thier als Thier sich immer zeigt,
Und Thier stets bleiben wird und brächt' es auch sein Leben
Auf hunderttausend Jahr, so, wird mir zugegeben,
Ist Weib beständig Weib, und wird es immer seyn,
Bis über diese Welt der jüngste Tag bricht ein.
Drum ist ein Weiberkopf nach der Natur der Sache
Der Wetterfahne gleich, die sich auf unserm Dache
Nach jedem Winde dreht, und es vergleicht daher
Freund Aristoteles ihn mit dem wilden Meer;
Weswegen man auch sagt, daß auf der ganzen Erde

Nichts so beständig als — das Meer gefunden werde.
Nun folglich denn, ich will hier gleichnißweise
gehn, —
Das Gleichniß lehrt uns erst ein Ding recht klar
verstehn,
Das Gleichniß will daher auch uns Gelehrten
allen
Bei weitem besser noch als der Vergleich gefallen —
Nun, gleichnißweise denn, mein Herr, wenn es
beliebt:
So wie wenn Sturm entsteht, der Himmel sich
betrübt,
Das Meer sich schwer erbost, die Winde schrein, han-
thieren,
Die Wellen gräulichen Spektakel drob verführen,
Und unser Schiff, wie sehr der Schiffer widersteht,
Bald auf den Boden steigt, bald in den Keller geht:
So auch, wenn eine Frau die Laune kriegt, so
sehen
Wir ein Gewitter dann in Form des Sturms ent-
stehen,
Das durch gewisse Wort' und Reden — streben thut —
Und ein gewisser Wind, der — durch gewisse Fluth —
So von — gewisser Art — auch Felsen ohne Zwei-
fel —
Wenn dann — die Weiber, kurz, sie taugen nicht
den Teufel!

Erast.

Sehr schön gesprochen!

Jacob.

O ja, Gott sey Dank, recht schön!
Allein, mein bester Herr, dort seh' ich beide gehn.
Sie kommen. Standhaft nur!

Erast.

Du kannst ganz ruhig bleiben.

Jacob.

Mir schwant, er läßt sich doch ins Netz von neuem treiben.

Dritte Scene.

Lucilie. Marinette. Erast. Jacob.

Marinette.

Er ists. Ich bitte Sie, jetzt geben Sie nicht nach!

Lucilie.

Wo denkst du hin? Du hältst mich auch für gar zu schwach!

Marinette.

Er kommt.

Ernst.

Sie dürfen nicht die Blicke von mir kehren;
Sie sollen nicht ein Wort von meiner Liebe hören.
Es ist vorbei; ich bin geheilt und sehe klar,
Wie wenig, wenig mein von Ihrem Herzen war.
Ein so beständ'ger Zorn, den keine Bitten stillen,
Um eines Schatten ja nur von Beleid'gung willen,
Setzt Ihre Kälte gar zu deutlich mir ins Licht.
Ein fein empfindend Herz erträgt Verachtung nicht.
Einst freilich, ich gestehs, fand ich in Ihren Blicken
Was ich sonst nirgends fand, fand Leben und Entzücken,
Und jeder war mir mehr als einer Krone Glanz!
Wie liebt' ich Sie! wie lebt' ich nur in Ihnen ganz!
Ach nein, ich werde nie, nie wieder etwas lieben!
Doch da Sie dieses Herz so oft von sich getrieben,
So fall' ich Ihnen heut das letztemal zur Last
Mit meiner Gegenwart.

Lucile.

Noch besser scheint es fast,
Mein Herr, wenn Sie mir auch dies letztemal ersparen.

Erast.

Nun wohl, recht wohl! Ich will's, will Ihnen ganz willfahren.
Wir brechen denn, und zwar auf immer brechen wir.
Sie haben es gewollt, und sterben will ich hier
Zur Stelle, wenn ich je mit Ihnen wieder spreche!

Lucilie.

O Sie verbinden mich!

Erast.

Seyn Sie gewiß, ich breche
Das Wort nicht, das ich gab. Tilgt' ich auch schwach genug
Ihr Bild nicht, das ich stets in meiner Seele trug,
Doch kehrt' ich nie zurück!

Lucilie.

Die Müh' wär' auch verloren!

Erast.

Mit eignen Händen würd' ich diese Brust durchboren,
Könnt' ich im Leben je die Niedrigkeit begehn,
Nach der Behandlung auch nur einmal Sie zu sehn!

Lucilie.

Gut, schweigen wir davon!

Eraſt.

Nun ja, ich will nicht ſprechen!
Und um mit einemmal gleich Alles abzubrechen,
Und daß Sie ſehn, daß ich ganz ohne Wiederkehr
Aus Ihren Feſſeln ging, ſo will ich auch nichts mehr
Von allem, was Sie mir zurückruft, aufbewahren.
Hier iſt Ihr Bild zurück, mit ſeinem wunderbaren
Und tauſendfachen Reiz; — doch dieſer Reiz verhüllt
Nur tauſend Fehler. Hier! Das wunderſchöne Bild
Iſt ein Betrüger.

Jacob.

Gut!

Lucile.

Um Ihnen nachzuſtreben,
Hier iſt der Ring zurück, den Sie mir einſt gegeben.

Marinette.

Recht ſo!

Eraſt.

Das Armband auch, das man mich nehmen ließ.

Lucile.

Der Saphir, deſſen Blau mir Treue einſt verhieß.

Eraſt,

(lieſt ein Billet.)

„Sie lieben mich mit hoher Liebe,

„Und wollen, daß mein Herz ſich zu erkennen giebt:
„Wenn ich Eraſten nicht ſo wieder liebe,
„So lieb' ich wenigſtens, daß mich Eraſt ſo liebt."

„Lucille."

Das ſpricht, daß Sie gemeint für meine Liebe waren,
Und dieſer Falſchheit fällt die Strafe widerfahren.

(Er zerreißt es.)

Lucille, (lieſt.)

„Ich kenne nicht des Schickſals Schluß,
„Weiß nicht, wie lang' ich werde dulden müſſen,
„Doch aber eins, o Theure, kann ich wiſſen,
„Daß ich Sie ewig lieben muß."

Eraſt."

Hier ſagen Sie, daß Sie mit Ihre Liebe blick':
Erklären hier das Blatt, ſo wie die Hand, die's
ſchrieb'

(Er zerreißt das Billet.)

Lucab.

Jetzt gut!

Eraſt.

Daß dieſen fällt ein Gleichel widerfahren.

Marinette.

Nur feſt!

Lucilie,

(ebenfalls Briefe zerreissend.)

Es wär' mir leid, nur einen aufzusparen.

Jacob.

Mit allen fort!

Marinette.

Recht so! Nur immer diesen Gang!

Lucilie.

Der Letzte, da!

Erast.

Und das ist alles, Gott sey Dank!
Und halt' ich nicht mein Wort, so will ich nicht mehr leben!

Lucilie.

Der Himmel strafe mich, ist mein's umsonst gegeben!

Erast.

Adieu denn!

Lucilie.

Adieu denn!

Marinette.

Das geht ja recht schön!

Jacob.

Sie triumphiren, Herr!

Marinette.

Nun laſſen Sie uns gehn!

Jacob.

Jetzt fort, da Sie Beweis von Ihrem Muthe gaben.

Marinette.

Was warten Sie denn noch?

Jacob.

Was will'n Sie denn noch haben?

Eraſt.

Lucilie, bei Gott, ein Herz wie dieſes war,
Wird man vermiſſen!

Lucilie.

O Eraſt, auf die Gefahr!
Ein Herz, wie dieſes, läßt ſich wahrlich leicht erſetzen.

Eraſt.

Nein, nein, Lucilie, wie gering Sie es auch ſchätzen,
Kein andres kann für Sie ſo eingenommen ſeyn!
Das ſag' ich etwa nicht, um Sie zu rühren, nein,
Es wäre thöricht jetzt, noch dieſen Wunſch zu faſſen.
Sie haben ſich vorher durch nichts bewegen laſſen;

Sie wollten brechen, wohl! auf immer iſts vorbei;
Doch niemand wird nach mir, was man auch ſagt, ſo treu,
So wahr Sie lieben.

Lucilie.

Nein, Eraſt, liebt man die Leute,
Betrachtet man ſie auch von einer beſſern Seite.

Eraſt.

Liebt man die Leute, kann man bei ſo ſtarkem Schein
Von etwas Eiferſucht wohl eingenommen ſeyn;
Doch, liebt man ſie, ſo kann man den Entſchluß nicht faſſen,
So wie Sie thaten, ſie auf immer zu verlaſſen.

Lucilie.

Die Eiferſucht vergißt die Ehrerbietung nicht.

Eraſt.

Man ſieht Beleidigung aus Lieb' in mildern Licht.

Lucilie.

Eraſt, Sie wurden nicht von edlem Zorn getrieben.

Eraſt.

Lucilie, bei Gott, nie konnten Sie mich lieben!

Lucilie.

Das kummert Sie gewiß ſehr wenig, und ach! mir.

Mir wär' es besser — doch wozu dies Reden hier?
Ich schweige lieber ganz.

Graf.

Warum?

Lucilie.

Nun, weil wir brechen!
Es ist jetzt wahrlich nicht mehr Zeit, davon zu sprechen.

Graf.

Wir brechen?

Lucilie.

Allerdings! Ist es denn nicht geschehn?

Graf.

Und Sie, Sie können das mit solchem Gleichmuth sehn?

Lucilie.

Wie Sie!

Graf.

Wie ich?

Lucilie.

Ja wohl. Denn freien Leuten ziemet,
Daß ihr Verlust uns schmerzt, ist nur der Schwachheit eigen.

Graf.

Doch sind Sie Schuld daran, denn Sie, Sie wollten's ja.

Lucilie.

Ich? nimmermehr! Nein, Sie! Ihr Wille nur geschah.

Graf.

Ich? Ihre Wünsche glaubt' ich dadurch zu erfüllen.

Lucilie.

Nein, Sie befriedigten nur Ihren eignen Willen.

Graf.

Doch — wollt' ich nun zurück in meine Zelle gehn?
Wollt' ich trotz allem Zorn doch um Verzeihung flehn?

Lucilie.

Das thun Sie nicht! So sehr mein Stolz dagegen stritte,
Gewährt' ich schwach genug zu bald nur Ihre Bitte.

Graf.

Nicht zu bald können Sie Gewährung zugesichert,
Nicht zu bald kann ich selbst um die Gewährung flehn!
Lucilie, nur erst mit unserm eignen Leben
Soll diese heil'ge Glut verlöschen! Ja, Sie sollen

Erhörung mir, verzeihn! Nur ein Wort, einen Blick!

Lucile!

Lucile.

Bringen Sie mich in das Haus zurück.

(Beide ab.)

Vierte Scene.

Marinette. Jacob.

Marinette.

Feigherziger Perſon!

Jacob.

O Schwachkopf ohne Gleichen!

Marinette.

Ich bin ganz roth vor Zorn.

Jacob.

Vor Wuth möcht' ich erbleichen!

Ich gebe mich nicht ſo, das bilde dir nicht ein.

Marinette.

Ich werde wahrlich nicht ſo deine Närrin ſeyn.

Jacob.

Die Naſe ſollſt du dir an meinem Zorn ablaufen!

Marinette.

Für wen denn hält er uns, mein Freund? Er mag ſie kaufen,
Wie er ſie haben will! Seht doch das feine Thier!
Den ſaubern Vogel! O ja, der gefiele mir!

Jacob.

Du meinſt es ſo? Warr', warr'! Da haſt du deine Spange!
Sie iſt nicht werth, daß ſie auf meinem Hute prange.

Marinette.

Und daß du ſiehſt, daß ich von Herzen gram dir bin,
Da nimm nur deinen Brief Carlsbader Nadeln hin,
Den du mir geſtern gabſt mit ſo viel Lärm und Prahlen.

Jacob.

Dein Meſſer auch! das Stück iſt rar, nicht zu bezahlen.
Es koſtet wenigſtens an achtzehn Pfennig, baar.

Marinette,

(giebt ihm ein Buch.)

Empfindſam Allerlei, gedruckt in dieſem Jahr;
Das meinen ſchweren Zorn am letzten Jahrmarkt ſühnte.

Jacob, (eben so.)
Das neue Taschenbuch für lustige Bediente.

Marinette.
Ich habe keinen jetzt von deinen Briefen hier.
Doch all' ins Feuer werf ich sie, versprech' ich dir!

Jacob.
Und deinen wahrlich soll was Bessers nicht geschehen!

Marinette.
Daß du nicht wieder kommst, und willst um Gnade flehen!

Jacob.
Sorg' nicht! — Daß uns kein Weg zur Güte offen sey,
Hier ist ein Strohhalm, komm, den reissen wir entzwei;
Beim Mann von Ehr' ist dann die Sache ganz geschlossen.
Mach' mir nicht Aeugelchen! Es hat mich nun verdrossen.

Marinette.
Hör, schiele mich nicht an! Ich bin nun aufgebracht!

Jacob.
So reiß! dann ists vorbei auf immer. Reiß! — Sie lacht!

Marinette.

Du machst mich lachen, du!

Jacob.

Daß dich, mit deinem Lachen!
Mein Zorn ist ganz versüßt. — Was werden wir nun machen?
He? brechen oder nicht?

Marinette.

Sieh zu!

Jacob.

Du!

Marinette.

Sieh du zu!

Jacob.

Ist dir's denn recht, wenn ich dich nicht mehr liebe, du?

Marinette.

Was du willst, daß ich thu'!

Jacob.

Nein du! wie du willst! Rede!

Marinette.

Ich nicht!

Jacob.

Noch ich dazu!

Marinette.

So schweigen alle Beide!

Jacob.

Ah nu! Nun hießen wir, dächt' ich, die Zierereien. Da, ich verzeihe dir!

Marinette.

Dir soll vergeben seyn.

Jacob.

Mein Gott, wie bin ich doch so sehr auf dich versessen.

Marinette.

Ah, welchen Narren hab' ich nur an dir gefressen!

(Sie gehen ab.)

Fünfter Aufzug.

Erste Scene.

Maskaril.

„Sobald die Dunkelheit wird auf den Straßen liegen,
„Werd' ich mich still ins Haus Luciliens verfügen.
„Geh du sogleich jetzt hin, und setze vor der Hand
Die nöth'gen Waffen, auch die Blendlatern' in Stand."
So sprach er, und mir wars, als ob die Wort erklangen:
Geh, hol' dir einen Strick, um dich dran aufzuhängen.
Hier her, mein Herr Patron! denn ich war so erstaunt,
Als Sie mir den Befehl vorhin ins Ohr geraunt,
Daß mir nicht möglich war ein Wörtchen aufzubringen.
Hier! — Sprechen will ich jetzt, und Sie zum Schweigen bringen.
Nun wohl vertheidigt, Freund, und keinen Lärm gemacht!

Lucilien wollen Sie besuchen diese Nacht? —
„Ja, Mattarit." — Und wie, wie wird man Sie
betrauten?
„Wie einen Mann, den Lieb' und Sehnsucht dazu
brachten."
— Wie einen Menschen, der kein Hirn im Kopfe
hat,
Weil er ganz ohne Noth die Haut zu Markte trägt!
„Du weißt es ja, was mich dazu gebracht; noch
immer
„Zürnt ja Lucilie." — Für sie nur desto schlimmer! —
„Versöhnen muß ich sie; die Liebe fodert das." —
Die Lieb' ist nicht gescheidt, und will, sie weiß nicht
was,
Wird diese Liebe denn uns auch vor den Gefahren,
Vor Vater und Rival und Bruder uns bewahren?
„Meinst du, sie thaten uns etwas, sie allzumal?" —
O ja, das mein' ich stark, vor allen der Rival." —
„Mein guter Mattarit, wenn auch das schlimmste
wäre,
„Wir sind bewaffnet, kommt uns jemand in die
Quere,
„So hau'n wir uns herum." — So? doch hiezu hat
just
Ihr ganz ergeb'ner Knecht nicht die geringste Lust.
Herumhau'n? Ja doch! bin ich denn ein Eisen-
fresser,

Ein Roland? He? Wie? — Nein, da kenn' ich selbst
mich besser!
Bedenk' ich, ich, der ich mir selbst so theuer bin,
Schon zwei Querfinger breit schlecht Eisen reichen
hin,
Ein ehrlich Menschenkind, hautz! in den Sarg zu
legen;
Fühl' ich mein Eingeweid' vor Aerger sich bewegen.
„Ich hülle dich von Kopf zu Fuß in Eisen ein." —
Nein, nein! dann wurd' ich nicht so leicht zum Lau-
fen fern.
Und keine Rüstung gibts, die so geschlossen sitze,
Daß nicht ein Weg noch blieb' für eine dumme Spitze.
„Allein so sieht man dich für einen Feigen an!" —
Wenn ich hienieden nur noch lange kauen kann,
So fer's! Bei Tische will ich gern für dreie stehen,
Allein ich steh' für nichts, soll es zum Schlagen
gehen.
Kurz, finden Sie es schön in jener andern Welt,
Ich finde, daß es mir auf dieser sehr gefällt;
Weil kann ich hunger nicht noch Tod und Wunden
fühlen,
Und Sie, Sie sollen ganz allein den Narren spielen!

Zweite Scene.

Valer. Maskaril.

Valer.

Fast glaub' ich, daß kein Tag so lang' geworden ist,
Und daß die Sonne ganz am Himmel sich vergißt.
Bis jene Berge sie in ihren Schoos verstecken,
Seh' ich so ewig lang noch ihre Bahn sich strecken,
Daß es mir ist, als käm' sie nimmermehr so weit.
Fast zur Verzweiflung bringt mich ihre Langsamkeit.

Maskaril.

Und dieser Eifer, Herr, in grausen Finsternissen
Ein Unglück sich vielleicht zu fischen — und Sie
wissen,
Mit der Lucile ists nichts, es wird nichts draus —! —

Valer.

Das überflüssige Geschwätze laß zu Haus!
Muß' ich, um sie zu sehn, mich in die Hölle wagen,
Ich kann ihr Zürnen nun nicht länger mehr ertragen!
Besänft'gen will ich sie, wo nicht zu Grunde gehn.
Es ist beschlossen.

Maskaril.

Ach, die Hitze läßt recht schon!
Doch übel ist's, man muß ins Haus ganz heimlich dringen.

Valer.

Nun ja.

Maskaril.

Ich fürchte dann, Sie in Gefahr zu bringen.

Valer.

Wie so?

Maskaril.

Der Husten plagt mich heute fürchterlich —
Und er verräth uns ganz gewiß — Sie sehen, ich —
Und immer fort! — was hat der Mensch nicht auszustehen!

Valer.

Nimm nur Lakritzensaft, dann wird er schon vergehen.

Maskaril.

Ich glaube nicht, es wird von keinem Nutzen seyn.
Mit Schmerzen laß' ich Sie für diese Nacht allein,
Untröstlich aber müßt' ich seyn, wär' ich's gewesen,
Durch den mein lieber Herr ein Unglück aufgelesen.

Dritte Scene.

Degen. Die Vorigen.

Degen.

Mein Herr, von guter Hand ward mir jetzt kund gemacht,
Daß Herr Erast auf Sie gewaltig aufgebracht.
Und daß Herr Albert Arm' und Beine Maskarillen
Zerschlagen lassen will, um seiner Tochter willen.

Maskaril.

Zum Henker, was geht mich die ganze Wirthschaft an?
Was? Arm und Bein' entzwei? Was hab' ich denn gethan?
Soll ich denn in der Stadt hier alle Mädchen hüten?
Und die Versammlung läßt sich aber die gebieten?
Was will ich armer Tropf, treibt sie — das Herz dazu?

Valer.

So böse werden sie's nicht meinen. Bleib' in Ruh'!
Und welchen Muth auch Lieb' und Eifersucht ihm gaben.
Erast soll doch mit uns so leichten Kauf nicht haben.

Degen.

Sie wissen, Herr Vater, daß ich von Jugend an
Ein tücht'ger Bruder war: ich stehe meinen Mann.
Mein Arm steht zu Befehl, ists Ihnen sonst gelegen.

Vater.

O, ich bin Ihnen sehr verbunden, mein Herr Degen!

Degen.

Im Nothfall hätt' ich noch zwei Freunde mir geliehn,
Die gegen jeden, wer's auch sey, vom Leder ziehn,
Und bauen dürfen Sie auf ihr honett Gemüthe.

Maskaril.

Ich bitte, nehmen Sie sie an!

Vater.

Zu viele Güte!

Degen.

Noch außerdem war' uns der kleine Franz gewiß,
Wenn ihn das Schicksal nicht so früh der Welt entriß.
Wie der den Dienst verstand! Und welchen Schmerz ich fühlte!
Sie wissen ja den Streich, den die Justiz ihm spielte.
Ha, wie ein Cäsar starb der Brave! und er sprach
Nicht eine Silb', als man die Knochen ihm zerbrach.

Valer.

Fürwahr, ein solcher Mann, von dem Verdienst,
Herr Degen,
Ist des Bedauerns werth; doch Ihrer Hülfe wegen
Dank' ich ergebenst!

Degen.

Wohl! Doch sag' ich nur so viel,
Sie haben noch gewiß mit ihm ein böses Spiel.

Valer.

Damit Sie sehn, daß nicht die Furcht mich eingenommen,
So will ich dem, was er verlangt, entgegenkommen,
Und durch die ganze Stadt jetzt gehen ganz allein,
Und niemand als er selbst soll mein Begleiter seyn.
(Degen geht ab.)

Vierte Scene.

Valer. Maskaril.

Maskaril.

O Herr, Sie wollen Gott versuchen? Und Sie sehen
Und hören die Gefahr, in der wir beide stehen?
Von allen Seiten — —

Vater.

Nun, was siehst du so dahin?

Maskaril.

Weils nach dem Prügel riecht nach jener Seite hin.
Wenn Sie sich diesmal nur von Klugheit leiten ließen!
Verweilen wir nicht mehr, gehn wir nach Hause, schließen
Wir hart und fest uns ein!

Vater.

Ein Schurke, der das sagt,
Und diesen Mummenstreich mir vorzuschlagen wagt!
Mach fort, entschließe dich, mir das Geleit zu geben!

Maskaril.

Ach Gott, mein lieber Herr, es ist so süß zu leben!
Nur einmal stirbt man ja, und auf so lange Zeit!

Vater.

Ich bringe dich noch um, bist du nicht gleich bereit!
Doch halt, da kommt Artan. Ich will ihn jetzt noch lassen,
Und den Entschluß erst sehn, den er von selbst wird fassen.

(Ab.)

Maskarill.

Zum Henker mit der Lieb' und dieser Mädchenbrut,
Die erst doch naschen will, und dann so zimpern thut!
(Ab.)

Fünfte Scene.

Askan. Sophie.

Askan.

Ist's möglich? Traum' ich nicht? Darf ich's zu glauben wagen?
Erzählt mir, o erzählt mir, wie sich's zugetragen!

Sophie.

Ja, es ist wirklich so. In diesem Hause sind
Sie nun kein Fremdling mehr, sind Alberts wahres Kind.
Ich fasse mich ganz kurz; gewiß in dieser Stunde
Noch hören Sie's genug, denn schnell von Mund zu Munde
Gehn Dinge dieser Art. — Nach jenem Testament,
Das einen Knaben nur als Erben anerkennt,

Ward Alberts sel'ge Frau gar nicht von einem Knaben,
In welchem Wahne wir bis jetzt gestanden haben.
Von Ihnen, nein, ward sie entbunden. Albert nahm,
Da dieser Fall ihm nicht ganz unerwartet kam,
Sogleich der Amme Sohn ins Haus ganz wie den seinen,
Und Sie nahm diese Frau zu sich statt ihres Kleinen.
Bald drauf reist Albert fort an einen fernen Ort.
Indessen nimmt der Tod das arme Würmchen fort,
Und Furcht vor dem Gemal und Mutterliebe lassen
Nun Ihre Mutter gleich den neuen Anschlag fassen,
Ihr eignes Kind hinfort als wirklichen Ackan
Im Hause zu erziehn. Gedacht und auch gethan!
Sie werden vor der Welt als Knabe nun erzogen,
Albert hält Sie für todt, und ward bis jetzt betrogen.
So ist auf einmal denn nun das Geheimniß klar,
Das jene Amme, die uns Ihre Mutter war
Bis jetzt, so lang verschwieg. Sie sagt, aus welchen Gründen,
Und ohne Mühe sind noch andere zu finden,
Die Ihren Vortheil nicht zum eignen ihr gemacht,
Kurz der Besuch bei ihr that mehr als ich gedacht
Zu Ihrem Wohl. Sie läßt jedweden Anspruch fahren.

Da das Geheimniß sich nicht länger ließ bewahren,
So weihten wir darin auch Ihren Vater ein.
Ein Brief von seiner Frau bestätigt obendrein,
Was wir gesagt. D'rauf ward der Faden fortgesponnen,
Das Glück begünstigte, was unsre List begonnen;
Der Alten Vortheil, kurz, ward so genau bedacht,
Und Poliderens das so sachte beigebracht,
So klüglich wußten wir ihn drauf vorzubereiten,
Daß er ganz voller Freud' und voller Zärtlichkeit
Das Band bestät'gen will, dem Sie Ihr Herz geweiht.

Askan.

Sophie, könnt' ich doch dir mein Entzücken sagen!
O welche große Schuld hab' ich dir abzutragen!

Sophie.

Der gute Mann ist jetzt zum Scherzen sehr geneigt,
Und wird, daß man dem Sohn das alles noch verschweigt.

Sechste Scene.

Polidor. Die Vorigen.

Polidor.

Nun meine Tochter, denn nun darf ich Sie so nennen,
Da wir das Knäbchen hier in diesen Kleidern kennen,
Sie haben einen Streich gespielt so seltner Art,
Der so viel Geist und Witz mit so viel Kühnheit paart,
Daß Sie entschuldigt sind. Mein Sohn ist zu beneiden
Um diesen Schatz von Lieb' und Klugheit, und mit Freuden
Sag' ich, Sie werden mehr als eine Welt ihm seyn.
Allein, da kommt er ja. Schnell gehn Sie jetzt hinein,
Und rufen Alle her. Doch heißen Sie sie schweigen.

Aska n.

Gehorchend will ich mich zuerst als Tochter zeigen.
(Ab.)

Siebente Scene.

Polidor. Valer. Maskaril.

Maskaril.

Ein Unglück wird uns oft vom Himmel kund gemacht:
Denn loser Perlen viel sah ich verstoßne Nacht
Im Traume, lieber Herr, und auch zerbrochne Eier;
Das schlägt mich nieder.

Valer.

Gauch!

Polidor.

Valer, ein Abenteuer
Steht dir bevor, bei dem dein Muth wird nöthig sein.
Ein mächt'ger Gegner stellt zum Kampf mit dir sich ein.

Maskaril.

Und niemand, niemand ist, der hier zu Hülfe springen,
Und Menschen hindern will, einander umzubringen?
Ich, ja, ich will es wohl, doch wenn es nicht gelingt,

Und wenn ein schwarz Geschick um's einz'ge Kind Sie bringt:
Ich bin nicht Schuld daran.

Polidor.

Du kannst ganz ruhig bleiben.
In diesem Falle muß ich selbst ihn dazu treiben.

Maskaril.

Der Rabenvater, der!

Valer.

Mein Vater, es verehrt
Ihr Sohn die Denkungsart, ganz eines Mannes werth.
Doch hoff' ich wenigstens, Sie werden dabei sehen,
Wie sehr Craft mich reizt.

Polidor.

Mein Sohn, ich muß gestehen,
Ich fürchtete ihn erst; allein seit dieser Zeit
Hat alles sich gewandt, und ohne Möglichkeit
Ihm zu entfliehn, tritt dir ein stärkrer Feind entgegen.

Maskaril.

Kein Mittel zum Vergleich?

Vater.

Flieht? Welche Meinung hegen,
Mein Vater, Sie von mir? Und wer konnt' es wohl
ſeyn?

Polidor.

Aſkan.

Vater

Aſkan?

Polidor.

Er ſelbſt. Sogleich ſtellt er ſich ein.

Vater.

Er? und doch konnt' er ſich zum Beiſtand mir verbinden?

Polidor.

Er meint, du hätteſt dich erſt mit ihm abzufinden,
Und Zweikampf könne hier nur die Entſcheidung
ſeyn.
Auch kam ich ſelber ſchon mit Albert überein,
Du ſollteſt den Aſkan dorch zufrieden ſtellen,
In aller Form, wie ſich's gebühret, in ſolchen Fällen.

Vater.

Und hat Lucilie mit kaltem Herzen ſich — —

Univ Bibl. München

Polidor.

Erast heirathet sie, und sie verurtheilt dich.
Sogar damit man sieht, wie sehr du uns betrogen,
Wird die Verlobung dir im Angesicht vollzogen.

Vater.

Das ist Abscheulichkeit, die mich fast rasend macht!
So sagt sie aller Scham und Ehre gute Nacht!

Achte Scene.

Albert, Lucilie, Erast, die Vorigen.

Albert.

Nun da! die Kämpfer! holt mir den, der für uns streitet!
Wie steht es? haben Sie den Ihr'gen vorbereitet?

Vater.

Entschlossen sehn Sie mich, aufs Aeußerste zu gehn!
Man läßt so seltene Treulosigkeit mich sehn,
Daß meine Liebe nichts, nichts mehr verlangt als Rache.

(Zu Lucilien.)

Doch nicht, daß diese Lieb' an Sie noch Anspruch mache!

Sie löst in Zorn und Haß sich auf; und ward durch mich
Erst ihre Schande nur ganz laut und öffentlich,
So will ich wenig mehr nach dieser Heirath fragen.
O schändlich ist's, wie Sie sich gegen mich betragen!
Kaum glaub' ich es, was selbst die eignen Augen sahn,
Und sterben sollten Sie vor Scham, daß Sie's gethan!

Lucilie.

Vater, Sie sprechen hart und könnten mich beleid'gen,
Ständ' mir nicht jemand bei, der tapfer mich vertheid'gen
Und rächen wird. Da kommt mein Bruder, der Sie bald
Ganz anders sprechen lehrt, und ohne viel Gewalt
Und ohne Mühe.

Neunte Scene.

Askan, Sophie, Marinette, Jacob, die Vorigen.

Vater.

Nein, er wird es nicht vollenden,
Wenn zwanzig Arme noch mit seinem sich verbänden!

Es ist mir leid, daß er für eine Schuld'ge ficht.
Doch will sein Irrthum Streit, so will ich ihn auch nicht.
Zugleich auch Sie, (zu Eraſt.) mein Held, nicht unbefriedigt laſſen.

Eraſt.

Vor kurzem hatt' ich Luſt mich damit zu befaſſen,
Allein Sie ſehn, Aſkan nimmt ſich der Sachen an,
Und alſo hab' ich nun auch keinen Theil daran.

Valer.

Vortrefflich! Klugheit ſteht wohl an in jedem Falle!
Doch — —

Eraſt.

Er wird zur Vernunft Sie bringen für uns Alle.

Valer.

Er!

Polidor.

Ja, mein Sohn. Vertraue nicht dem Schein!
Der Knab iſt eigner Art.

Valer.

Die Köpfe ſchlag' ich ein
Den erſten, die mir noch einmal ſo albern lachen!
Zur Sache!

Aſkan.

Ich bin nicht ſo bös' als ſie mich machen.

Nein, sehen werden Sie vielmehr wie schwach ich bin,
Und daß des Schicksals Hand mir Armen keinen Sinn,
Kein Herz gegeben hat, mich gegen Sie zu wehren;
Daß es den leichten Sieg bereitet für Valeren,
Luciliens Bruder ganz zu tilgen von der Welt.
Ja Sie, Sie sind's, durch den Aslan den Tod erhält.
Doch er stirbt gern, gern will er als ein Opfer fallen,
Befriedigt Sie sein Tod, indem er, hier vor Allen,
Die um uns stehn, zur Frau das Mädchen Ihnen giebt,
Das Ihnen nur gehört und das Sie herzlich liebt.

Valer.

Wenn eine ganze Welt mich auch nach dem Betragen
Und dieser Frechheit — —

Aslan.

Nein, Vater, ich darf es sagen,
Das Herz, das Sie nur liebt und Ihnen angehört,
Ist schuldlos gegen Sie, war immer Ihrer werth,
Es liebt Sie rein, es hat die Treue nie gebrochen;
Ihr Vater selbst bezeugt's.

Polidor.

Ja, Sie hat wahr gesprochen.

Wir haben deinen Zorn, mein Sohn, genug belacht;
Es ist nun Zeit, daß man dem Scherz ein Ende
macht.
Das Mädchen, sieh, mit dem du dich verbandst im
Stillen,
Hier steht es vor dir, hier! Um einer Erbschaft willen
Fand die Verkleidung statt von ihrer Kindheit an,
Und einer zweiten dann, die Liebe sich ersann,
Gelang's vor kurzem, daß sie zwiefach dich berückte.
Sie war es, die dich als Lucilie beglückte. —
Der Streich verwirrt dich ganz; du siehst es noch nicht
ein,
Doch keinen Augenblick kannst du in Zweifel sein — —

Valer.

Nein, nein, ich gebe mich! Gern laß' ich mich besiegen.
Die Ueberraschung ist so süß, und von Vergnügen,
Erstaunen, Liebe, fühl' ich mich zugleich bewegt! —
War's möglich, daß ich Sie — —

Albert.

Valer, dies Kleid verträgt
Sich wohl nicht recht mit dem, was Sie ihr sagen wollen.
Erst geben Sie und ziehn ein Andres an. Sie sollen
Indeß erfahren, wie das hier zusammenhängt.

Valer.

Verzeiht Lucilie, wenn ich mannichfach bedrängt — —?

Lucilie.

Ich kenne nichts, was ich so leicht verzeihen könnte.

Albert.

Laßt uns nach Hause gehn. Dort macht euch Complimente,
Und wir uns obendrein.

Erast.

Sie denken nicht daran,
Das Blutvergießen geht ja eben erst recht an!
Sein Maskaril, und hier mein Jacob, wem von beiden
Soll Marinette seyn? Nur Blut kann das entscheiden.

Maskaril.

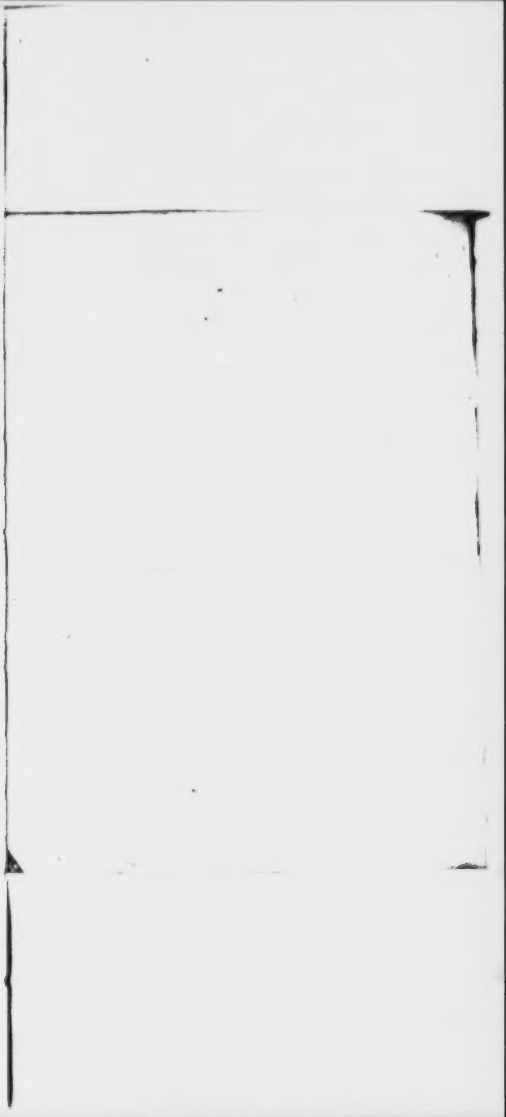
Mein Blut befind't sich hier in meinem Leib' zu gut.
Er mag sie nehmen, Ihn nicht böse, wenn er's thut!
Ihm wird doch, so wie wir das Marinettchen kennen,
Ein Jegefeuerchen schon hier auf Erden brennen!

Marinette.

Still, Eheleute! Wir sind ja doch das Salz der Erden,
Und ohne Weiber könnt ihr nimmer selig werden!

Meister Dietrich.

1809.



In der Kirche des Benediktiner-Klosters zu * * * befindet sich in einer Seiten-Kapelle zur Rechten ein Bildniß, vor welchem jeder gern verweilt, um sich der wundersamen Schönheit und Kunst, die man daran bemerkt, zu erfreuen. Es hatte aber dort gar lange gehangen und ward, da es vom Rauch geschwärzt und Alters wegen ganz unscheinbar geworden, nicht eben viel beachtet, bis zwei Fremde, die aus Wälschland kamen, dem damaligen Abt Gervasius durch Anbietung eines ansehnlichen Preises dafür endlich die Augen öffneten, so daß er sich ungesäumt entschloß, es selbst durch geschickte Hand wieder herstellen zu lassen und ward dieses Geschäft Meister Dietrichen, dem Maler, übertragen, der, obschon noch jung, in seiner Kunst dennoch wohlerfahren und in solcher mühsamen Arbeit geübt war.

Es zeigte sich auch dem Maler gar bald, daß hier die Mühe auf gute Zinsen gelegt sey, obwohl die Arbeit wenig förderte und manche Schwierigkeit dabei war; denn da das Bild, aus Furcht vor noch größe-

rem Schachen, nicht aus seiner Einfassung auf dem Altar genommen werden konnte, war es dem Meister nicht sonderlich zur Hand. Allein er achtete dessen nicht, sondern brachte jeden Morgen frische Lust und gröſsern Eifer mit an sein Werk, ja es ergriff ihn, da es auf seinem Bilde so zu tagen anfing Tag zu werden, und die himmlischen Gestalten durch seine Sorgfalt immer deutlicher und herrlicher wie aus der Nacht hervorgingen, eine solche Liebe zu demselben, daſs er an nichts anders dachte, als wie er es gänzlich von der Schmach, die ihm die Zeit und Unachtsamkeit der Menschen zugefügt, befreien, was allzusehr verdorben und verloren gegangen, durch die Kunst des Pinsels ergänzen und wieder herstellen und ihm so wieder zu seiner ursprünglichen Schönheit, Kraft und Glanz verhelfen möge, wie er es klar und frisch vor sich sah.

Zu ihm nun, wie er da arbeitete, kam des öftern ein Mann von stattlichem Wesen und Ansehn, ob er gleich nur in schlechter Kleidung, fast wie ein Jäger, einherging, und sah ihm stundenlang mit Wohlgefallen zu, und da derselbe die Welt wohl zu kennen schien, auch von göttlichen und menschlichen Dingen, besonders aber von der Kunst der Malerei mit Verstand und Wissenschaft zu sprechen wuſste, hörte ihm Meister Dietrich gern zu und sah ihn allezeit lieber kommen als gehen.

So traf es sich denn einstmals auch, daß die Rede darauf fiel: „was für des Lebens Glück und dessen Absicht und Zweck zu halten sey," wo denn der Maler sein Loos nicht genug preisen konnte, das ihm ein Geschäft angewiesen, an welchem er mit Treue und Liebe und allen Kräften seiner Seele hänge, dazu ein braves Weib und zwei liebe Kinder gegeben und so in seines Lebens Zweck und Absicht zugleich des Lebens Glück mit reichlichem Maaß gespendet habe. — Der Grünrock lächelte. „Ihr seyd genügsam, Meister," sprach er, „und das ist zu loben. Es ist auch nicht übel, sein Häuslein ins tiefe Thal zu bauen, wo Kohl und Rüben wohl gedeihen; doch sind da manche, die gern ins Weite schauen, und bleiben diese freilich lieber auf den Bergen."

Der Maler wandte sich auf seiner Leiter und sah ihn an.

„Ihr wundert euch," fuhr jener fort: „und schaut mich an, als wolltet Ihr fragen, was in der Welt denn noch höheres und besseres sey, denn sein Weib lieb haben, Kinder zeugen und erziehen und seine Tage, einen wie den andern, am Pfluge der gewohnten Arbeit in regelmäßige Furchen legen? Habt Ihr denn niemals ein Begehr und Verlangen in Euch verspürt, von dem Ihr nicht recht zu sagen wußtet, wonach? ist es Euch niemals gewesen, als fühltet Ihr Euch nur halb, und als müsse etwas außer Euch

zu finden seyn, wodurch Euer Leben, Seyn und Wesen erst zu einem tüchtigen Ganzen werde?" — „Lieber Herr," entgegnete der Maler: „es ist also, wie Ihr sagt. Was Ihr da aussprecht, hab' ich in früheren Zeiten gar oft gefühlt."

„Ich wußt' es wohl," sprach der Andere. „Glaubt mir nur, Ihr seyd zu etwas Höherem ausersehen, als bis an Euer Ende den Pinsel zu führen und Euer Leben an solcher Arbeit abzunutzen; glaubt mir, vertraut auf mich — ich sag' es nicht umsonst — mit Euern Gaben, mit Eurer Jugend und Gestalt kann es Euch nirgend fehlen."

Der Maler sah eine Weile schweigend zur Erde. „Ihr irrt Euch in mir," begann er dann, „wie sich mein Vater in mir irrte. Der hätte auch gern etwas Großes aus mir gemacht und hielt mich fleißig zu der Feder an. Doch die Natur läßt sich nicht zwingen. Ich bin zu dem geboren, was ich bin und seitdem mir Gott mein Weib und meine Kleinen geschenkt, ist alles eitle Treiben und Begehr von mir gewichen. Hätt' ich noch einen Wunsch, so wär' es, daß mir vergönnt seyn möchte, mich auch einmal in Wälschland umzuschauen."

„Dazu ließ sich vielleicht Rath schaffen," erwiederte der Unbekannte. „Wollt nur, so könnt Ihr auch. Das Sprüchlein merkt Euch, und richtet Eure Augen nach oben, denn Ihr seyd zu Hohem

berufen. Und ſo Euch über kurz oder lang ein Wunſch anträte, gedenket mein und vertraut mir. Ein Freund kann uns oft nützlich ſeyn, wo wir es am wenigſten vermuthen. Auch der Demant trägt ein unſcheinbar Kleid. — Da lautet's im Kloſter. Die Glocke ruft mich. Gehabt Euch wohl!"

Er hatte unter dieſen Reden einen Pinſel ergriffen und gleichſam damit ſpielend drei rothe Sternlein an die Wand gemalt. Jetzt legte er ihn hin und ging.

Es möchte ſchwerlich zu beſchreiben ſeyn, in welcher Gemüthſtimmung der Grünreck den Maler zurückgelaſſen. Faſt war ihm, als hätt' er etwas Wichtiges vergeſſen, und müſſe ſich nun darauf beſinnen, und wenn er über alles nachdachte, verwirrten ſich ſeine Gedanken, und die wunderlichſten Bilder ſchlüpften in hellen Farben an ihm vorüber. Für heute war ihm alle Arbeit verleidet. Er ſchaute noch ein Mal kopfſchüttelnd ſein Bild an und machte ſich langſam auf den Weg nach Hauſe. — Leiſe öffnete er die Thür und trat in die Stube; da ſaß ſeine Frau, den Knaben auf dem Arm, zu ihren Füßen das Töchterlein mit der Puppe ſpielend; und wie das Kind ſein anſichtig ward, rief es: „der Vater kommt!" und ſprang auf ihn zu, hing ſich an ſeine Kniee und fragte ihn, ob er ihm nichts mitgebracht. Der Vater aber nahm es auf den Arm, und da die Mutter ihm entgegen kam und, ſich ſeiner frühen

Heimkehr freuend, den Mund zum Kusse bot, setzte er sich auf einen Stuhl neben der Thüre, zog sie auf sein Knie herunter und hob das Mädchen auf das andere; indem öffnete der Knabe auf der Mutter Arm die Augen, er sah den Vater und machte das zahnlose Mündlein weit auf und jauchzte laut; und der Vater küßte ihn, und herzte die Mutter und herzte das Töchterlein, und hätte seiner Lust kein Ende gefunden, wenn nicht die Mutter aufgestanden wär' und ihm den Knaben zu halten gegeben hätte: „denn heute Abend," sprach sie: „will ich dir dein Leibgericht bereiten, weil du uns so zeitig erfreut hast und fein fromm und artig bist."

Es war nun vergessen, was der Unbekannte zu ihm in der Kirche gesprochen und all' die wunderlichen Dinge, die ihm durch den Sinn gegangen. Gleich wie harmlos spielende Kinder trieben sich seine Gedanken und Wünsche wieder, wie sonst, fröhlich in den engen Grenzen seiner Wohnung umher und begehrten nimmer über die Schwelle hinaus.

Mit gewohnter Lust und Liebe ging er den andern Morgen wieder an sein Tagewerk. Als er die drei Sternlein an der Wand erblickte, schalt er sich selber einen Thoren, daß er auf ein Paar leichtfertige

Worte eines Fremden geachtet, der vielleicht nur seinen Spott mit ihm getrieben und nahm sich vor, ihm heute weidlich mit gleicher Münze zu vergelten: Allein der Unbekannte ließ heute seinen Besuch vergeblich erwarten und Meister Dietrich ging ärgerlich nach Hause und mußte sich auf den andern Tag getrösten. Der andere Tag kam; Meister Dietrich wartete, aber der unbekannte Freund kam wiederum nicht; eben so wenig ließ er sich in den folgenden Tagen blicken, und je länger, je mehr jener an seiner Wiederkehr verzweifelte, desto stärker regte sich bei ihm der Wunsch darnach. Er meinte, dies rühre von der Gewohnheit seines Umgangs her, da es doch lediglich das Begehr nach des Fremdlings geheimnißvollem Wesen, und schmeichelnden Worten war. Das mochte er sich aber selbst nicht bekennen.

Indessen blieb er in seiner Arbeit nicht säumig. Des Bildes Schönheit wurde immer offenbarer, und zog manchen aus der Stadt herbei, der an solchen Dingen Gefallen hatte. So geschah es denn auch eines Morgens, als er eben auf der Leiter stand, daß eine reichgekleidete Frau, von einem Diener begleitet, in die Kapelle trat. Sie trug, nach Landessitte, eine sammetne Kappe, so daß er ihr Gesicht nicht sehen konnte, doch dünckt' ihm, niemals edleren Wuchs, noch schönere Gestalt erblickt zu haben, und da sie, ihn freundlich begrüßend, ihren Wunsch, das Bildniß

zu betrachten, kund that, klang ihre Stimme o wunderſüß, daß ihn gar ſehr verlangte, den Mund zu ſehen, dem ſo lieblicher Ton zu eigen. Er ſtieg hurtig von der Leiter und räumte alles aus dem Wege, was des Bildes Anblick hindern konnte. Sie aber ſchlug die Sammetkappe zurück und trat näher an des Altars Stufen. Dem guten Dietrich war's nicht anders, als ob die Morgenſonne aus den Wolken hervorträte, und mit ihrem Glanz ihn ſelbſt und den Raum um ihn her verherrliche. Er getraute ſich nur verſtohlen, kurze Blicke nach ihr auszuſchicken, gleich als fürchtete er ſeine Augen zu blenden, und da ſie ſich von ohngefähr zu ihm wandte, ihn über etwas zu befragen, blieben ſie gänzlich auf dem Boden, und er wußte kaum ein armes Wörtlein mit Stottern und Stammeln zurückzugeben, ſo daß die ſchöne Geſtalt lächelnd zu ihm ſagte: „lieber Meiſter, faſt muß ich glauben, meine Gegenwart ſey Euch ungelegen, da Ihr nicht allein kein freundlich Wort, ſondern auch nicht einmal einen freundlichen Blick mir gönnt.“ Indem nun Meiſter Dietrich darauf mit Höflichkeit zu erwiedern ſuchte und in der Angſt nicht gleich etwas finden konnte, und ſeine Verwirrung dadurch immer mehr anwuchs, fuhr jene mit holdſeliger Gebehrde fort: „wenn Ihr ungelegene Beſuche erhaltet, ſo zürnet mit Euch ſelbſt und Eurer Geſchicklichkeit, die auf ſolche treffliche und faſt wunderbare Art dies

Kunstwerk, welches schon gänzlich der Nacht und Vernichtung verfallen schien, wieder in's Licht und Leben zurückführt und ihm sein altes Recht auf die Bewunderung der Menschen herstellt. Ich aber will Euch gern gestehen, daß ich weniger um des Bildes willen hergekommen bin, als weil ich Verlangen trug, Euch selber kennen zu lernen, von dem ich, seit meiner Anwesenheit in dieser Stadt, schon so viel Gutes gehört und manches selbst gesehn, was den tüchtigen Meister verkündet; denn in dem Lande, wo ich erzogen, liebt man solche Leute."

Sie fügte hierauf noch mancherlei hinzu, was von ungemeinem Verstande und mannichfaltiger Kenntniß zeugte, wie Meister Dietrichen noch niemals an einem Weibe vorgekommen war, so daß er darüber auch warm in der Brust wurde und sich ihm endlich Herz und Zunge löseten. Und sie hätten ihres Gesprächs kein Ende gefunden, wäre nicht der von fern stehende Diener, ein schöner junger Mensch, sehr reich auf spanisch gekleidet, mit einem gar finstern Blick auf den Mater, herbeigetreten und hätte erinnert, daß es bald Mittag sey.

Da wandte sich die schöne Frau zum Abschiede und sprach: „lebt wohl, mein lieber Meister; ich hoffe, daß unsere Bekanntschaft nicht so jung sterben werde. Seyd mein eingedenk; Ihr sollt bald weiter von mir hören." Damit ging sie hastigen Schrittes

kavoa, doch an dem Eingang der Kapelle, wo ihr Weg sich um die Ecke drehte, schaute sie noch ein Mal zurück und winkte ihm freundlich zu. Der schnelle Abschied aber überraschte den Maler so sehr, daß er des geziemenden Geleits vergessend, mit starren Augen und offnem Munde, gleich einem, der von goldenen Aepfeln in seiner Hand geträumt und beim Erwachen nichts darin gefunden, auf dem Fleck, wo sie ihn verlassen, ohne Regung stehen blieb, bis ihm endlich einfiel, ihr von Weitem nachzufolgen, um, wo sie wohne und wer sie sey, zu erfahren. Er hing den Mantel um und eilte durch die Kirche hin; doch wie er eben aus der Thür schreiten wollte, trat ihm sein alter Freund Grünrock entgegen und hielt ihn auf.

„Glück zu, mein rascher Jäger!“ sprach er lachend. „Welch edles Wild verfolgt Ihr so hitzig?“ Und da sich Meister Dietrich ungeduldig von ihm los machen wollte: „Ihr holt sie nicht mehr ein,“ fuhr er fort: „doch was Ihr zu wissen verlangt, kann ich Euch sagen.“

Dem Maler lief eine leichte Röthe über das Gesicht und er fragte: „Ihr habt sie gesehen und kennt sie?“

„Beides,“ entgegnete jener: „und da die Menschen doch einmal mit des Schönen bloßer Erscheinung sich nicht begnügen, ja sein nicht eher froh werden mögen,

all bis ſie es in den Rahmen irdiſcher Verhältniſſe eingezwängt und ihm Namen und Urſprung nachgewieſen haben, ſo will ich Euch nur gleich vertrauen, daß die ſchöne Frau, die Euch eben verlaſſen, das junge Gemal des Grafen Rovero iſt; eine Deutſche von Geburt, doch in Italien erzogen. Es wird mancherlei von der Macht ihrer Schonheit erzählt und, ſcheint es, Ihr wißt ſelber davon zu ſprechen."

Unter dieſen Reden waren ſie nach der Kapelle zurückgegangen, wo beide ſchweigend vor dem Bilde ſtehen blieben, der Maler, ohne darauf hinzuſehn, der andere aber, es aufmerkſam betrachtend.

Nach einer Weile hub der letzte an: „bis hierher die Roſen; nun werden wohl die Dornen kommen!"

„Wie meint Ihr das?" fragte Meiſter Dietrich aufblickend.

„Ich meine," erwiederte der Grünrock, „daß Eure Kunſt und Geſchicklichkeit an dieſen beiden Köpfen da und ſonderlich an dem Frauenkopf in der Mitte, zu Schanden werden möchte, die ja beide ſo ſchmählich zugerichtet und beſchädigt ſind, daß gar wenig von ihrem vormaligen Zuſtande zu erkennen. Und doch werdet Ihr nichts gethan haben, wenn es Euch nicht gelingt, in dieſem Kopf die große Kraft und Schönheit des Uebrigen zu erreichen, ja zu übertreffen; denn weil dieſes die Hauptzier des Bildes iſt, ſo ſteht zu vermuthen, daß der alte Meiſter das Höchſte,

was sein Ingenium und seines Pinsels Fertigkeit vermocht, vor allem an diese werde verwendet haben."

„Oftmals in guten Stunden," sprach Meister Dietrich nachdenklich: „hat das ganze Werk so klar im Geiste vor mir gestanden, daß ich hoffen durfte, es mit Gottes Hülfe herrlich zu vollenden; doch muß ich Euch bekennen, daß ich jetzo fast selber daran verzweifle."

Der Grünrock reichte ihm die Hand und sprach: was einem Menschen möglich gewesen, daran soll kein Mensch verzweifeln. Setzt der schönen Gräfin Conterfei an die Stelle; das wird dem Uebrigen keine Schande machen."

„Mit nichten!" rief der Maler aus: „der Gräfin Schönheit ist zu sehr von dieser Welt. Viel eher möchte meines Weibes Bildniß an jenem Ort bestehen können."

Jener nickte mit dem Kopfe und lachte dabei auf eine gewisse Weise, die dem Maler schon oft an ihm zuwider gewesen war. Darauf sprach er: „Bei dem allen dauert es mich am meisten, daß Ihr die schöne Kraft an solches Stück- und Flickwesen vergeudet und überhaupt Euer ganzes Leben in den Schatten eines Handwerks setzt, von dem Euch keine Frucht fällt, als etwa ein Paar Holzäpfel. Doch was geht's

mich an! Lebt wohl, wenn Ihr könnt. Morgen ſehen wir uns wieder."

Meiſter Dietrich ſchaute ihm mißmuthig nach und noch mißmuthiger auf ſein Bild zurück, den je mehr er verſpürte, daß der fröhliche Glaube an ein wackres Vollenden von ihm gewichen war, deſto heftiger verdroß es ihn, daß der Grünrock Recht haben ſollte, und er bereute, ſich ſolcher Arbeit unterzogen zu haben.

Voll Unbehagen machte er ſich auf den Weg nach Hauſe. Was ihm heut' begegnet war, hatte ſein Gemüth zerſpalten; er gewahrte deſſen wohl, doch konnte oder wollte er ſich die Urſach' nicht ſagen. Heut' erfreute ihn nur halb des Töchterleins Roſen, des Säuglings Jauchzen und der Mutter geſchäftige Sorgfalt. Das Bild der ſchönen Gräfin hielt ſeine Sinne gefangen, trat überall zwiſchen ihn und ſeine häusliche Luſt, Thun und Treiben, daß er ſie nicht erfaſſen konnte und ſeine Gedanken und Wünſche ſprangen, wie des Zaumes ledige Roſſe, über die engen Schranken ſeines bisherigen Lebens und wuchſen zu geſpenſtergleichen Rieſenbildern auf, vor denen er ſelbſt erſchrack.

Es waren mehrere Tage verstrichen. Der unbekannte Freund war, seines Versprechens uneingedenk, nicht erschienen. Gleichergestalt hatte es Meister Dietrichen nicht glücken wollen, der Gräfin ansichtig zu werden, obwohl ihn sein Weg gar oft vor ihrer Wohnung vorbeiführte. Da traf es sich eines Morgens, als er über den Marktplatz ging, daß eben Jahrmarkt gehalten wurde; die fremden Kaufleute hatten ihre Buden aufgeschlagen und es war großes Gedräng' und Treiben dort. An einer von den Buden aber, worin allerhand köstliche Elixire und Arzneien zu Kauf standen, erblickte er den Grünrock, der sein ebenfalls sogleich gewahrte und ihn heranrief.

„Wollt Ihr Euer Leben verlängern," sprach er; „oder, wenn es Euch zu lang däucht, dem lieben Gott zu Hülfe kommen? Ihr dürft nur sagen. Gute Freunde werden hier auf beiderlei Weise trefflich bedient."

„Keins von beiden," entgegnete der Maler: „sondern wie es Gott gefällt."

„Ihr seid ein frommer Mann," lachte jener: „und solchem wird das Himmelreich. Ihr könnt einmal ein gut Wort für mich einlegen. Wie steht es aber vor der Hand auf Erden? Ist die schöne Erscheinung Euch noch nicht wieder erschienen? — „Der Maler schüttelte den Kopf. — „Ihr wünschtet doch wohl, sie wieder zu sehen?" fuhr der Grünrock fort.

„Was könnte mir's helfen, ſo es geſchäh'?“ ſprach der Maler mit falſchem Gleichmuth; jener aber ſah ihn an und ſagte: „Eure Wangen halten nicht gute Nachbarſchaft mit Eurem Munde, denn ihre Röthe ſtraft ihn der Lüge. Sagt es doch nur gerade heraus, ſo ſteht Euch vielleicht zu helfen.“

Meiſter Dietrich ſah ihm verwundert in's Geſicht. „Si nun,“ hub er endlich an: „ein ſolcher Wunſch iſt niemand zu verargen, am wenigſten einem Maler, dem ja, ſo zu ſagen, ein Paar Augen mehr gegeben ſind, denn andern Leuten.“

„Wohl dann,“ erwiederte der andere: „wir werden ſehn, was für Euch zu thun iſt.“ — Er wandte ſich darauf zu dem Kaufmann und redete ihn in einer fremden Sprache an. Der Kaufmann holte ein wohlverwahrtes Käſtlein hervor und gab ihm daraus zwei kleine Gläſer, welche er zu ſich ſteckte und jenem dafür einen ſeidenen Beutel mit Geld in die Hand drückte. Zu dem Maler aber ſprach er: „kauft doch dem wackern Mann auch etwas ab von dieſem Lebensbalſam. Wer weiß, wo Ihr ihn brauchen könnt.“ Und da dieſer ſeine gute Geſundheit vorwandte, meinte er, der Balſam ſey auch nur für die Allzugeſunden und er wolle nur immer ein Gläslein für ihn mitkaufen und ihm aufheben, um ihrer Freundſchaft willen; ließ ſich auch noch eins geben und bezahlte es. Darauf ſchieden beide lachend von dem Kauf-

mann; der Grünrock trat an eine andere Bude, der Maler aber ging an seine Arbeit.

Als er gegen Mittag nach Hause kehrend aus der Kirche kam, sprach ihn eine wohlgekleidete Dirne mit der Frage an: ob er Meister Dietrich, der Maler, sey? Da er solches bejahet, sagte sie freundlich: „meine Frau, die Gräfin Rovero, läßt Euch des schönsten begrüßen und melden, daß sie diesen Nachmittag Eurer gewärtig seyn werde, um sich mit Euch wegen einer Arbeit zu besprechen, die sie begehrt."

Meister Dietrich wußte nicht, wie ihm geschah, da er dies vernahm, und er gedachte der heutigen Worte des Grünrocks. Die schlaue Dirne sah ihm eine Weile in's Gesicht; doch da sie von ihm keine Antwort erhielt, grüßte sie ihn lachend und ging davon.

Heute wollte ihm sein Mittagbrod nicht munden, und da ihn seine Frau um die Ursach' befragte, sagte er ihr, er sey zum Grafen Rovero beschieden, für den er malen solle. „Wenn du sonst keine Noth hast," entgegnete Kunigunde: „es ist ja nicht das erste Mal, daß du vor Grafen und Herren stehst und wirst dich doch vor diesem Wälschen nicht schämen." Meister Dietrich fühlte, daß er roth ward im Gesicht, stand auf und küßte seine Frau auf die Stirn. Darauf

legte er seine besten Kleider an und machte sich auf den Weg nach des Grafen Hause.

Das Herz schlug ihm wacker, als er die breite Wendeltreppe hinanstieg und einen Diener bat, seine Gegenwart anzusagen. Der Diener führte ihn in ein großes, mit vielen Bildern ausgeschmücktes Prunkgemach und hieß ihn dort verweilen. Der Maler sah die Bilder mit Erstaunen an, denn es waren lauter herrliche Stücke aus der italienischen Schule, wie er deren niemals so viele und so treffliche beisammen gesehen. Die Kraft und der Glanz der Farben, die mächtigen Massen tiefer Schatten und scharfer Lichter in den Werken mancher neuern Meister blendeten, ja betäubten ihn; mit wunderbarer Macht aber zog ihn ein Gemälde zu sich, welches in der Ecke hing. Es war darauf eine Mutter Gottes vorgestellt von Engeln umschwebt, im Vordergrund zwei anbetende Figuren. Er stand eben davor, da sich hinter ihm die Thüre aufthat und die Gräfin erschien. Das Blut stieg ihm an's Herz, da er ihr entgegen ging; sie aber, nachdem sie ihn freundlich begrüßt, fragte ihn, ob er denn dieses Bild allein von all' den andern Meisterwerken der Betrachtung werth gefunden? „Ich habe," sprach der Maler mit Bescheidenheit: „aus diesem stolzen Blumenbeet die edle Lilie mir erwählt und wünschte wohl, den trefflichen Meister zu kennen, der so Herrliches vollbracht."

„Was Ihr so bewundert,“ entgegnete die Gräfin: „ist ein Werk des Raphael Sanzio, den viele den Göttlichen nennen. Der Menschen Meinung ist verschieden und ich will keinem die seinige bestreiten.“ — Damit führte sie ihn durch ein anstoßendes zweites Gemach, gleich dem ersten ausgeziert, und indem er schnell, wie sie vorausschritt, ihr folgte, fielen seine Augen auf ein Bildniß seitwärts an der Wand und er stand vor Erstaunen still, denn es glich dem Freund Grünrock auf ein Haar, obwohl er andre Kleidung trug, und er wollte den Mund aufthun, die Gräfin zu befragen; allein sie stand schon in ihrem Zimmer, hielt die Thür in der Hand und winkte ihm einzutreten; und wie er hineintrat, sah er eine aufgeschlagne Staffelei, mit allem, was zum Malen erforderlich.

„Da draussen,“ hub die Gräfin an: „hatt' ich den Muth nicht, Euch mein Verlangen zu entdecken. Denn nicht, um Euch ein Kunstwerk aufzutragen, Eurer würdig, beschied ich Euch hierher, sondern um mein Bildniß zu verfertigen, das mein Gemal zu haben wünscht.“

Der Maler, vielleicht daß ein guter Geist ihn warnte, erschrack im tiefsten Herzen bei diesem Antrag, so daß er erblaßte, worüber die Gräfin lächelnd sprach: sie habe es wohl gemußt, daß ihm ihr Ansin-

nen nicht gefallen werde, zumal da er eben vom Anschaun höherer Dinge komme.

„Welcher Maler, „entgegnete Meister Dietrich sich fassend: „möchte sich vermessen, mit aller seiner Kunst Höheres zu erreichen, als hier der liebe Gott in seinem besten Stündlein geschaffen hat?“ — Darauf setzte er sich an die Staffelei, nachdem er der Gräfin einen Sessel gerückt und fing seine Arbeit mit zitternden Händen an.

Er sah die Gräfin nun alle Tage. Und wie es den Weintrinkern zu ergehen pflegt, die mit einem halben Kännlein anfangen zur Mahlzeit, bald aber noch eins hinzufügen, und wieder eins, und der Durst immer mehr wächst, je öfter sie ihn löschen, bis sie endlich vermeinen, sie könnten nicht mehr leben, wenn sie nicht des Bacchus voll sind; so wuchs ihm auch das Verlangen, die schöne Frau zu sehen, immer höher an das Herz, je öfter er sie sah, und es däuchte ihm endlich jede Stunde verloren, die er nicht bei ihr verbracht. Wie eine Pflanze, die an einem sparsam erhellten Orte steht, mit allen Kräften ihres Lebens nach der Seite strebt, von wannen das Licht hereinbricht, so waren auch seine Gedanken und alle Triebe seiner Seele nur nach ihr gewendet. An die Arbeit in der Benedictiner-Kirche ging er nur mit Unlust und da er jeden Tag mehr an dem glück-

lichen Vollenden verzweifelte, ließ er sie endlich ganz liegen.

Seine Frau ward der groben Veränderung an ihm wohl inne, doch da er ihren Fragen deshalb nicht Rede stand, ihr auch wohl dienstfertige Zungen, wie es zu geschehen pflegt, etwas von der schönen Gräfin in's Ohr geraunt hatten, so ließ sie, überhaupt gar sanfter und in sich gekehrter Gemüthsart, zuletzt kein Wort davon mehr über ihre Lippen, und nahm den stillen Gram geduldig in ihrem Busen auf. Der Maler aber, dem dieses Schweigen und ihres Gesichtes kummervolle Züge lauter, denn alle Vorwürfe, seine Schuld vorrückten, fing an sein Haus zu meiden und brachte die Zeit, da er nicht bei der Gräfin sein konnte, meist in Zechstuben und Spielhäusern hin, machte aber dadurch sein Uebel noch ärger.

Einsmals, da er des Abends zeitiger als gewöhnlich nach Hause kam, hörte er auf der Treppe, wie seine Frau den Knaben in den Schlaf sang; er hatte das Lied schon sonst von ihr vernommen, doch dünkt' ihm heut', als hab' er es nimmer gehört; es fiel ihm wunderlich auf's Herz; er lehnte sich an die Wand, seine Augen wurden voll Wasser, indem er ihr zuhörte, und er stand noch auf dem Flecke, da das Lied schon lange zu Ende war. Das Lied hieß also:

Das Wächlein läuft bergab geschwind,
kann nicht bei die verbleiben;
die Wolken geben mit dem Wind,
wohin der Wind will treiben.
Das wird wohl ihre Art so seyn.
Schlaf ein, mein Kind, schlaf ein!

Der Frühling tritt zur Knospe hin:
wach auf, Feinslieb, zur Freude!
Die Knospe springt mit leichtem Sinn
heraus im Hochzeitkleide.
Das mag wohl ihre Art so seyn.
Schlaf ein, mein Kind, schlaf ein!

Doch wie die Sonn' zur Küste geht,
ist Frühling auch verschwunden.
Der Nachtwind kommt, die Knosp' anweht;
sie stirbt zur selben Stunde.
Es mag wohl Frühlings Art so seyn.
Schlaf ein, mein Kind, schlaf ein!

Das sang die Mutter ihrem Kind.
Das Herz war ihr gebrochen:
Der Liebste schwur, da kam der Wind,
da hatt' er nichts versprochen.
So mag der Männer Art wohl seyn.
Schlaf ein, mein Kind, schlaf ein!

Er trat ſtill zur Thür hinein, bot freundlich, doch mit ſchwankender Stimme, Kunigunden guten Abend und ſetzte ſich ihr gegenüber in den alten Lehnſtuhl, der ſo oft in der beſſern Zeit ihn und all' die Seinen zugleich mit ſeinen Armen traulich umfaßt hatte. Und als er da ſaß und ſein Weib mit dem Knaben auf ihrem Schooß anſah, wie die Liebe zu dem Kinde ihr bleiches Angeſicht zu verklären ſchien, fiel ihm, er wußte nicht wie, plötzlich ſein Gemälde in der Benediktiner-Kapelle ein; er ſah es auf einen Augenblick ganz vollendet vor ſich ſtehen, und in ſeiner Bruſt ward ihm dabei ſo weh und doch ſo wohl, daß er dies ſeltſame Gefühl nicht allein zu ertragen vermochte, ſtand daher auf und ging hinüber zu ſeinem Weibe und küßte den ſchlafenden Knaben. Kunigunde ſchlug die Augen langſam zu ihm auf und ein Strom von Thränen brach daraus hervor; er aber faßte ihre Hand und drückte ſie heftig an ſeine Bruſt, die ihr hoch entgegen ſchlug.

Da that ſich die Thür auf und hereintrat der Grünreck. Erſtaunt und verlegen wandte ſich der Maler, ließ ſeines Weibes Hand und ging ihm entgegen; doch jener ſchritt, auf ſeine Weiſe lächelnd, an ihm vorüber und ſprach, vor Kunigunden tretend: „Vergebt mir, werthe Frau, wenn ich Euch ſtöre. Da unſer lieber Meiſter ſich nicht mehr bei ſeiner Arbeit in der Kirche betreffen läßt, wähnt' ich ihn

trank. Allein indem ich Euch anschaue, kann ich es ihm nicht verargen, daß er lieber daheim bei Euch verbleibt, als seinem Handwerk auf der Straße nachläuft."

Meister Dietrich sah ihn mit Verwunderung an, denn indem er eben den Mantel ein wenig zurückschlug, um seinen Hut abzunehmen, gewahrte jener, daß er ein prächtiges Kleid von schwarzem Sammet mit einem kostbaren Spitzen-Kragen und eine goldene Kette um den Hals, darunter trug.

Doch als ob er des Malers Verwunderung nicht merkte, fuhr der Freund, den Mantel zusammenschlagend, gegen ihn gewendet fort: „Glaubt mir, wenn ich an Eurer Stelle wäre, wie eine Auster wollt' ich nimmer mein Haus verlassen, das mir der Herr so herrlich gesegnet hat; am wenigsten, um etwa schöne Weiber abzukonterfeien."

Meister Dietrich wurde roth und winkte ihm mit den Augen und auch über Kunigundens Gesicht lief eine schnelle Glut; der Schalk aber, ohne des Malers Winken zu beachten, sprach lächelnd zu Kunigunden: „Ihr wißt doch, schöne Frau, welche gefährliche Arbeit er unternommen? Der Gräfin Novero tagtäglich in die Augen schauen, bedünkt mich wie Thurmdeckerwerk: man kann leicht schwindlich dabei werden, denn solcher Augen gibt es in der Welt nur ein Paar."

Jedes dieser Worte war ein Dolchstich in Kunigundens Herz und die Brust wollt' ihr vor Schmerz zerspringen. Da stand sie auf, drückte den Knaben an sich und eilte mit wankenden Schritten in das Schlafgemach.

„Was beginnt Ihr?“ sprach der Maler, ängstlich hin und herschreitend, da sie weg war.

„Ich merke wohl,“ entgegnete jener: „daß ich mit läppischen Händen den wunden Fleck berührte, und um mich selber darob zu bestrafen, verlaß ich Euch auf der Stelle. Es wird Euch indeß nicht schwer fallen, den Frieden wieder herzustellen, wenn Ihr sanft nur die schöne Gräfin aufgeben wollt. Aber merkt wohl, was ich sage: die Weiber sind es in diesem Leben, die uns hinauf oder hinunter ziehen. Die Wahl ist Euer! Gute Nacht.“

So ging er hin und nahm aus diesem Hause den Frieden auf immerdar mit sich hinweg. Dem Maler entstand der Muth, seiner Frau unter die Augen zu treten und der Augenblick war vorbei, wo sein guter Geist ihm noch ein Mal die Hand geboten hatte und sollte niemals wiederkommen. Sein bethörtes Herz zog ihn am andern Morgen wieder zur schönen Gräfin, und Kunigundens Bild in seiner Brust verblaßte und verging vor dem Strahl ihrer Augen, wie der Mond am frühen Morgen, wenn sich die Sonne zeigt.

Die Arbeit des Malers nahte sich ihrem Ende; er sah mit Entsetzen die Zeit herbei kommen, wo er des täglichen Anschauens der herrlichen Gestalt verlustig gehen werde, und konnte sich dann seinen Zustand nicht anders denken, als eines Verdammten, der einst im Himmel gewesen. Da sprach die Gräfin eines Tages zu ihm von ihrem Gemal und erzählte unter anderm: daß er seinen Geheimschreiber durch den Tod verloren, und nun um einen geschickten Mann verlegen sey. „Hättet Ihr nicht Weib und Kind," fuhr sie lächelnd fort: „ich wollte Euch zureden, selbst um die Stelle zu werben. Es fehlt Euch nicht an der nöthigen Geschicklichkeit; ein Kopf, wie der Euere, würde auf dieser Stelle nicht lange rasten und die Aussicht auf das Höchste wäre Euch geöffnet."

„Für mich," sprach der Maler: „für mich, ist nur ein Einziges, wonach mein Leben lechzet, wie im Sonnenbrand eine Pflanze nach dem Thau; und ach, ich Unglücklicher! nimmer werd' ich das erlangen."

„Ihr achtet Euch selber zu gering," entgegnete die Gräfin. „Wem die Natur so viel gegeben, der darf von den Menschen alles hoffen." — Sie sah ihn mit einem Blicke an, an dem sein Blut sich entzündete und wie ein Feuer durch seine Adern lief, daß er kaum athmen konnte und ihm die Hände zitterten.

„Mein Gemal," hub sie von neuem mit leiser Stimme an: „mein Gemal verlangt nach dem Bilde

und wie ich sehe, werdet Ihr es auch in wenig Tagen vollendet haben."

„Ach, mit dem letzten Pinselstriche," rief der Maler: „scheid' ich mich selber aus dem Buch der Seligen und unterzeichne meine Verdammung!"

Die Gräfin schlug die Augen nieder und schwieg eine Weile. Dann sprach sie seufzend: „Unsern liebsten Wünschen wird in diesem rauhen Leben keine Erfüllung reif; wie Pflanzen aus meinem schönen Italien in Euren kalten Himmelsstrich verpflanzt, höchstens blühen, doch nimmer Früchte tragen. Alles, was dem Volk begehrenswerth erscheint, ist mir geworden: Macht, Ehre, Reichthum und doch kein Glück; denn mein Herz ist arm geblieben."

Ihre Augen wurden voll Thränen, da sie dies sprach; und sie lehnte sich in den Armsessel zurück, sie mit der Hand bedeckend. Da blieb der Maler seiner Leidenschaft nicht länger Meister, warf sich ungestüm vor ihr auf die Kniee, streckte die Arme voll verzehrender Sehnsucht nach ihr aus und sprach mit bebender Stimme: „O, möcht' ich doch hier zu Euern Füßen und in Euerm Anschaun sterben, denn zu leben vermag ich doch nicht, wenn ich Euch nicht mehr sehe." Sie blickte ihn liebreich an und reichte ihm die Hand. Er ergriff sie heftig; doch wie ein Blitzstrahl durchfuhr ihn die Berührung; ein heftiges Zittern überfiel ihn, hörbar schlug ihm das Herz an

seine Brust, es ward ihm schwindlich vor den Augen, wie einem Trunkenen, er war ausser sich, umfaßte ihre Kniee, drückte sie an sich und da sie, ihn abzuwehren, sich vorwärts beg, schlang er seine Arme mit Macht um den schlanken Leib, zog sie zu sich herab und seine lechzenden Lippen brannten auf ihrem Munde. „Was macht Ihr!“ rief die Gräfin, wand sich aus seinen Armen, und war schnell durch eine Seitenthür entwichen.

Noch lange blieb der Maler auf der Stelle knieen; all' sein Gefühl hatte sich, den übrigen Körper verlassend, in seinen Lippen zusammengedrängt, auf denen ihm immer noch der Gräfin Lippen zu glühen schienen, und nur in dieser Glut war er sich seiner selbst bewußt. Da trat endlich die Zofe der Gräfin herein, ihn mit lautem Gelächter weckend. „Soll ich Euch beten helfen?“ rief sie. Meister Dietrich aber sprang beschämt empor und verließ eilig das Zimmer.

Nicht weit vom Hause hielt ihn der Grünrock an. „Kommt Ihr,“ sprach er lachend: „schon so früh am Tage vom Becher her? Oder ist es der Frau Venus Feldzeichen, so Ihr auf dem Gesichte tragt? Sie muß Euch ein feines Handgeld gegeben haben. Ihr wart wohl bei der Gräfin?“

Verliebte, die von ihrem Glücke kommen, sind leicht auszufragen. Gar bald hatte Meister Dietrich dem Grünrock nichts mehr zu verschweigen.

„Und wie nun weiter?“ fragte dieser. „Es bläst ein frischer Wind in Eure Segel; im Morgenroth zeigt sich die goldne Küste; doch Euer Schiflein sitzt auf einer Sandbank fest. Wenn Ihr nicht Weib und Kinder hättet. —

Der Maler seufzte tief auf.

„Ich weiß,“ fuhr jener fort: „was dieser Seufzer sagen will. Ihr fangt in Gedanken an über Bord zu werfen. — Wenn Eure Frau jetzt stürbe — was erblaßt Ihr? Erschreckt Ihr vor Euren eigenen Wünschen?“

Der Maler riß sich erzürnt von ihm los und wollte gehen. Doch jener hielt ihn zurück und sprach: „Eure Ohren sind keuscher als Euer Herz. Mich täuscht dies Zürnen nicht, mit dem Ihr mich, ja Euch selbst gern betrügen möchtet. Ihr wünscht es doch; krank ist sie ohnedies und wenn Ihr es ausspräcbt, stände Euch vielleicht zu helfen.“ — Nachdem er dies gesprochen, wandte er sich und ging.

Kunigunde war wirklich krank, und es setzte der Gram um so geschäftiger ihrem Leben zu, da sie ihn in sich verschlossen auferzog und nährte. Sie fühlte ihre Kräfte sinken, doch kam nimmer eine Klage darob über ihre Lippen. Da aber diese Kränklichkeit, wie sie pflegt, ihre Empfindlichkeit vermehrte und ihre sonstige Geduld und Gelassenheit verminderte, so fielen öfters unangenehme Worte zwischen ihr und

dem Maler, wodurch diesem sein Haus immer mehr verleidet wurde.

Als Meister Dietrich am andern Morgen, der Gräfin harrend, vor der Staffelei stand, in ängstlicher Erwartung, wie ihr Empfang seyn werde, trat sie, von ihrem Gemal begleitet, in das Gemach. Der Maler erschrak heftig und stand da, wie ein armer Sünder, über den der Stab gebrochen wird, denn er glaubte aus der Gräfin Begleitung zu erkennen, daß sie über seine gestrige Kühnheit zürne. Da sprach der Graf, vor ihn hintretend: „ist dies der Mann, von dem Ihr mir gesagt?“ und als die Gräfin solches mit Kopfnicken bejahte, maß er ihn mit ernstem Blick von oben bis unten, daß es den Maler bald heiß bald kalt überlief. Darauf fuhr er fort, zu demselben gewendet: „Ihr wollt also, wie ich höre, dem Pinsel Valet geben und fortan zu der Feder schwören?“ — Diese Worte stärkten den Maler wunderbar. Er verneigte sich tief vor dem Grafen und hatte jetzo erst den Muth, seine Augen auf die lange, hagere Gestalt zu erheben. Der Graf aber trat zu dem Bilde auf der Staffelei, und nachdem er es eine Weile aufmerksam betrachtet: „in der Kunst,“ begann er von neuem: „soll man nichts Mit-

telmäßiges dulden. Was nicht vortrefflich ist, ist schlecht." Mit diesen Worten bot er seiner Gemalin die Hand und mit dem Kopfe nickend sprach er im Abgehn: „Ihr habt Euch in diesen Tagen auf der Kanzlei zu melden. Seyd Ihr zu brauchen, so sollt Ihr mit mir zufrieden seyn."

Vergebens hatte der Maler nur auf einen Blick der Gräfin gehofft; sie ging, ohne ihn angesehn zu haben. Doch jetzt im Weggehn ließ sie eine Rolle fallen, die sie in der Hand getragen hatte, und da er schnell hinzusprang, sie aufzuheben, gewahrte er, daß sie lachelte.

So war ihm denn durch des Grafen Antrag, mit so rauher Manier er auch geschehen, die Möglichkeit eröffnet, nicht allein seine Liebe noch ferner zu schauen, sondern sogar mit ihr in einem und demselben Hause zu wohnen, ja er durfte glauben, daß sie es selber wünschte. Obwohl nun aber sein Herz darüber voll guter Dinge war, nicht anders, als hätte ihm jemand eine Leiter an den Himmel gelegt, so hing sich doch immer der Gedanke an Kunigunden wie eine Centnerlast an dasselbe und zog es zur Erde nieder. — Er sah sich überall nach dem Grünrock um; es war ihm, als müsse dieser einen Rath für ihn haben, da er sich selber nicht zu berathen wußte; allein der Grünrock ließ sich nirgend sehen.

So trieben nun Unzewißheit, Zweifel, Ungeduld, Mitleid und Begier, bald zurückhaltend, bald anſpornend, bald dahin, bald dorthin lenkend, ihn unabläſſig umher; und da er indeß auch bei der Gräfin, wenn er ſich, das Bildniß zu vollenden, einſtellte, bald unter dieſem, bald unter jenem Vorwand abgewieſen wurde, ſo bedünkte ihn ſein Zuſtand mit jedem Tage unerträglicher, und es lag auf ſeiner Bruſt wie ein ſchweres Verbrechen, ſo daß er oft ſich ſelber, ſich beſinnend, fragen mußte, ob er etwa und was er denn Entſetzliches begangen, das ihn wie den Kain verfolge.

Eines Abends, gerade da er in ſein Haus treten wollte, faßte ihn eine Hand von hinten beim Arm und da er ſich wandte, ſtand wieder der Grünrock vor ihm.

„Wie geht es, Meiſter?“ ſprach er. „Seyd Ihr noch krank? Denn krankhaft krank iſt, wer ewig zwiſchen Wollen und Nichtkönnen hin und wieder ſchwankt. Nur der Entſchloſſene iſt der Geſunde. Ihr dauert mich. Ihr ſchwachen Seelen fühlt die Schmerzen des Gebarens, und doch nimmer die Luſt an dem Geborenen.“

„Auf Euch hab' ich gehofft,“ entgegnete der Maler. „Ihr ſollt mir rathen.“

„Was ſoll Euch mein Rath?“ verſetzte jener. „Wenn Ihr nur Euren Pinſel gebt, bin ich drum

schon ein Maler? Und was kann ich Euch am Ende anders rathen als: hier laßt fahren und dort greift zu. Wer nicht entsagen kann, kann nicht besitzen."

Der Maler sah zur Erde und jener fuhr nach einer Weile fort: „du bist ein Kind, Meister; ich will für dich sorgen, und so geh' jetzt nur hinein, du thöriges Kind, in deine Wiege, aus welcher du heraus verlangst; kommt doch die Zeit, wo du dein Herzblut darum gäbst, so du noch drinn lägest."

Mit diesen Worten schob er ihn nach der Hausthür hin; doch plötzlich wieder zog er ihn zurück und sprach mit dumpfer, leiser Stimme: „Wenn ich wollte, gingst du nicht mehr hinein, nie mehr! Doch siehe da!" fuhr er mit Kopfschütteln fort: „ich bin ein Kind wie du. Geh nur, geh hin, unglücklicher Glücklicher. Du ahnest nicht, welch schweres Opfer ich dir bringe."

Er ging, und Meister Dietrich blieb staunend und nachdenkend über sein seltsames Thun und Reden zurück, und sah ihm lange nach; und da er in seine Wohnung trat, fand er sein Weib in Thränen; doch wollte sie ihm darob nicht Rede stehen, sondern winkte ihm mit der Hand, zu schweigen; sein Töchterlein aber zog ihn auf einen Stuhl herab und sprach leise zu ihm: „der grüne Mann ist da gewesen."

Er hatte am andern Morgen eben die Thür in der Hand, den Grünreck aufzusuchen, da trat Kunigunde aus ihrer Kammer und öffnete den Mund, denn sie hatte in mehreren Tagen nicht mit ihm geredet, und sprach: „wo willst du hin?“ Und da er sich befremdet umkehrte, gewahrte er, daß ihre Wangen brennten wie in Fieberglut und aus ihren Augen ein ungewöhnlich Feuer hervorbrach. „Ich wollte,“ fuhr sie fort: „du bliebest heut' bei mir, heut' nur noch! Es ist leicht das letzte Mal, daß ich dich bitte.“ Und seine Hand ergreifend: „was würdest du mit unsern Kindern beginnen, wenn ich einst eher stürbe, als du? Bring' sie zu meiner Schwester. Sie liebt die Kinder. Dort sind sie wohl aufgehoben.“

„Kunigunde,“ rief der Maler beängstigt aus: „was hast du vor?“

Doch wie im tiefen Nachsinnen sprach sie weiter: „Nimm dich vor dem Grünen in Acht. Ich warne dich. Es kann sonst schrecklich mit dir enden. Ich weiß es, ein Traum hat mir's diese Nacht gezeigt. Steh ab von deinem Wege, sonst bist du hier und jenseit verloren.“

Der Maler stand erschrocken und gerührt und fühlte, da er sie ansah, plötzlich sein ganzes Herz gewendet. Und sie breitete ihre Arme gegen ihn aus und rief: „Heinrich!“ in Thränen ausbrechend. Da

nahm er sie an seine Brust und sprach: „Lieb Weib, hör' auf mit eitlen Einbildungen dich zu quälen. Ich gehe jetzt und alles wird noch gut."

Sie aber riß sich von ihm los und rief: „du gehst!" — „Ich gehe," versetzte er: „und wenn ich wiederkomme, ist alles anders."

„Ja anders!" sprach sie hastig, kehrte sich von ihm, nahm den Knaben, der an der Erde spielte, auf, und hob ihn hastig, mit zum Himmel gerichtetem Angesicht und Augen, hoch empor. Er aber, seines Vorhabens voll, achtete alles dessen nicht, dachte nur, daß es bald anders werden solle und eilte davon, solches in's Werk zu setzen. Denn es war das Gefühl seines Unrechts mit Macht über ihn gekommen, unendliches Mitleid mit seinem armen Weibe hatte ihn ergriffen, auch regte sich die alte Liebe zu ihr von neuem, und es war sein ehrlicher Wille und Vorsatz, der Gräfin auf der Stelle zu entsagen. Weil er aber theils sich selber nicht vertrauen mochte bei langerem Verzug, theils auch, weil ihm des Grimrocks wunderliche Reden immer zu Sinne lagen und eine bange Ahnung ihn deshalb auf das Herz drückte, so trieb es ihn mit Gewalt, jenen ohne Weilen aufzusuchen, damit er nichts beginne, und dann im Hause des Grafen auf das Geheimschreiberamt Verzicht zu leisten und solchergestalt das Pförtlein, das ihm noch kurz vorher der Eingang

in das Paradies geschienen, mit eignen Händen abzubrechen.

Wie er nun hin und wieder lief, den Grünrock auszukundschaften, und niemand von ihm wissen wollte, fiel ihm ein, daß er ihn einsmals mit einem Mönch des Benedictiner-Klosters im Gespräch gesehen, nahm deshalb schnell seinen Weg dorthin, in der Hoffnung, etwas von ihm zu erfahren. Doch da auch hier sein Forschen vergeblich gewesen und er mißmuthig langsamen Schrittes über den Klosterhof zurück ging, da wollte es sein Geschick, daß die Kirchenthür offen stand. Es kam ihm ein groß Verlangen an, sein Bild einmal wieder zu sehen und er trat hinein und ging nach der Kapelle. Eben zog ein schweres Ungewitter herauf, der Himmel bedeckte sich mit schwarzen Wolken, in die Kapelle fiel durch die hohen, gemalten Fenster nur ein schwaches Licht; es war düster und still darin wie in einer Gruft. Dem Maler drückte es das Herz zusammen, da er hineintrat; das Bild auf dem Altar kam ihm so fremd und seltsam vor, daß er erschrak, und da er seine Augen ablenkte, nahm er die drei rothen Sternlein an der Wand wahr. Das Gespräch mit dem Grünrock kam ihm wieder in den Sinn, alles was er ihm verheißen und was nach dieser Zeit erfolgt und wie die Gräfin ihm hier zuerst erschienen, und er sah sie vor sich stehen in ihrer wunderbaren Schönheit

und hörte die himmlischen Töne ihrer Stimme locken; es ergriff ihn ein heftiges Sehnen und Verlangen nach ihr, er fühlte, daß es unmöglich sey, ihr zu entsagen und obwohl er, seines armen Weibes sich erinnernd, alle Kräfte seiner Seele aufbot, dem Gedanken an sie zu entrinnen, vermochte er's dennoch nicht; ihr Bild blieb zulächelnd immer vor ihm stehen und ließ nicht ab von ihm. In dieser Angst und innerlichem Kampf wandte er sich wiederum nach dem Gemälde, als wollte er dort Hülfe suchen; siehe! da däucht' ihm, die mittlere weibliche Gestalt verwandle sich in Kunigunden und wie er erschrocken hinstarrte, bewegte sie sich und streckte die gerungenen Hände nach ihm aus. Zu gleicher Zeit erschallte durch die Kapelle ein lautes, schreckliches Angstgeschrei und wie er sich umschaute, war niemand zu sehen und alles wieder still. Da faßte ihn Grausen und Entsetzen, vor seinen Augen ward es dunkel, er wollte fliehen und konnte nicht, in diesem Augenblicke prasselte ein fürchterlicher Donnerschlag herab, und ohne Bewußtseyn stürzte er zu Boden.

Da er wieder zu sich kam, fand er sich in einer Zelle, auf einem Bette liegend, zu dessen Füßen ein alter Mönch ihm zugewendet saß. Der Mönch faßte seine Hand und sprach: „bleibt nur ganz still und ruhig. Ihr seyd in guten Händen. Unser hochwürdiger Abt Gerasius wird sich freuen, Euch wieder

unter den Lebenden zu wissen. Der Tod stand nah an Eurem Haupte, Gottlob, daß er noch dies Mal vorübergegangen!"

Es dauerte lange, ehe sich der Maler erholte und besinnen konnte, was ihm begegnet sey. Mit einem Male überfiel ihn die Erinnerung des schrecklichen Augenblicks in der Kapelle und er sprang mit einem lauten Schrei von seinem Lager auf, und da der erschrockene Mönch ihn wieder mit sanftem Zureden dahin zurückführen wollte, sprach er:

„Laßt mich fort um Gottes Willen und meiner Seele Heil! Ich bin gesund. Es geht etwas Entsetzliches vor. Ich darf nicht länger weilen," — riß sich damit los, rennte aus dem Gemach und lief in einem fort, bis er zu seiner Wohnung gelangte. Dies geschah in der Abenddämmerung.

Da er die Thür öffnete, sah er sein Töchterlein auf einem Fußschemel sitzen, der Knabe lag schlummernd auf ihrem Schoß und mit leiser kindischer Stimme sang sie aus dem Liede, welches er einst von Kunigunden gehört, stets wiederholend die Worte:

Der Nachtwind kommt, die Knosp' anwebt;
Sie stirbt zur selben Stunde.

„Wo ist die Mutter?" rief der Maler. — „Sie schläft," entgegnete die Kleine nach der Kammer zei-

gend. „Es ist gut, daß du kommst, Vater; mir wäre bald Angst geworden hier allein.“

Halb beruhigt setzte er sich, um Odem zu schöpfen. Da erzählte nun das Töchterlein mit kindischer Geschwätzigkeit: wie Mutter heut' recht wunderlich gewesen sey und sie bald zu sich gerufen, heftig an die Brust gedrückt und sie geliebkost, bald sie wieder heftig von sich gestoßen habe. Wie sie oftmals zum Fenster hinausgeschaut und dann gesagt: „wenn er jetzt käme, wär's noch Zeit.“ — Der Maler horchte erschrocken auf.

„Mich hungerte sehr,“ fuhr die Kleine fort: „da gab mir die Mutter ein Stücklein Brod und einen Apfel und sprach: warte nur, der Vater bringt dir etwas mit. Hernach kam der grüne Mann herein und wollte mit ihr sprechen; Mutter aber war sehr böse auf ihn, und da er nicht gehen wollte, lief sie in die Kammer und verriegelte sie. Der grüne Mann stand lange vor der Thür; endlich ging er fort.“

Dem Maler überkam eine große Angst, da er dieß hörte; er wollte aufstehn, sank aber erschöpft in den Sessel zurück. Während dem erzählte das Kind weiter: Die Mutter sey nach langer, langer Zeit wieder herausgetreten aus der Kammer, habe aber so seltsam ausgesehen, daß sie sich vor ihr gefürchtet. Darauf sey sie vor dem Bilde der Mutter Gottes niedergekniet und habe sie zu sich gewinkt und ihr

befohlen zu beten, da sie dann alle Geheimein hergesagt habe, die ihr die Mutter gelehrt; und die Mutter habe auch mit lauter Stimme gebetet. Dann sey sie aufgestanden und habe den spielenden Knaben von der Erde aufgenommen, ihn geküßt, und ihn ihr auf den Schooß gegeben und gesagt: sie solle ihm nur etwas vorsingen; der Vater werde bald kommen; sie wolle gehn und schlafen. Und so sey sie nach der Kammer gegangen und schlafe.

Der Mater riß sich mit Gewalt empor und schwankte nach der Kammer. Kunigunde lag ausgestreckt auf ihrem Bette. Er trat hinzu und rufte sie leise bei ihrem Namen und wiederholte ihn mehrere Mal.

Sie lag aber stille und regte sich nicht. Da streckte er seine Hand aus, ihre Hand zu fassen, doch sie war starr und kalt wie eines Todten. — Laut auf schrie der Unglückliche, taumelte zurück, sein Haar sträubte sich empor; ein ungeheuerer Schmerz zuckte durch sein Gebein, daß ihm die Brust zerspringen wollte und seine Augen starrend aus ihren Höhlen drangen. So stand er, wie einer, den Gottes Hand getroffen.

Endlich aber erbarmte sich die mitleidige Hoffnung seiner, raunte ihm ein mitleidiges Wörtlein zu und trieb ihn hinaus aus dem Gemache zur Nachbarin, die sonst oftmals Kunigunden besucht. Als nun

diese, die mit ihrer Tochter spinnend saß, ihn bleichen und entstellten Angesichts hereintreten, sprachlos nach der brennenden Lampe zeigen und ihr winken sah, erschrak sie heftig, ergriff die Lampe und folgte ihm mit ihrer Tochter auf der Stelle. Und da sie mit einander vor Kunigundens Bette traten, brachen die Weiber in lautes Wehklagen aus; er aber lehnte sich mit gefaltenen Händen, erschöpft an die Wand, seine Kniee schlotterten, seine Zähne schlugen in Fieberfrost an einander und während die Nachbarinnen, Hülfe suchend, geschäftig waren, nach dem Arzte schickten und die Wohnung sich allgemach mit mehreren Leuten füllte, starrte er unverwandten Blickes in das Antlitz der Entschlafenen, auf welchem die flüchtigen Strahlen ab und zu wandelnder Lichter hin und wieder liefen und gleichsam mit dem Tode spielten. —

„Ihre Seele steht vor Gott: der wird ihr gnädig seyn," sprach Meister Ludwig, der Arzt: — „für mich ist hier nichts mehr zu thun. Dort aber seh' ich einen, dem meine Hülfe Noth thut." — Damit wandte er sich zu dem Maler, faßte seine Hand und führte ihn aus der Kammer; und da er ein alter Freund der Familie war, redete er ihm zu, sich mit seinen Kindern zu seiner Frauen Schwester zu begeben, wohl voraussehend, daß er ihrer Pflege bedürftig seyn werde, übertrug darauf der Nachbarin die Sorge für das Haus und verließ mit den Verwaiseten, den

Laben auf dem Arm, die Jammerstätte. Der Maler aber ließ, wie ein Kind, alles mit sich geschehen, und folgte ihm schweigend nach; doch waren sie kaum dort angelangt, als ihn heftige Fieberglut ergriff und er zu Bette gebracht werden mußte. — Drei Wochen lang hielt ihn eine schwere Krankheit auf dem Siechenlager; sein Bewußtsein hatte ihn verlassen und der Arzt ihn aufgegeben.

Das Bächlein läuft bergab geschwind,
kann nicht bei dir verbleiben.
Die Wolken geben mit dem Wind,
wohin der Wind will treiben.

Unbeständiger aber und flüchtiger noch, denn Wasser, Wind und Wolken ist des Menschen Herz.

Gegen Aller Erwarten war Meister Dietrich wiederum genesen, und obwohl die Besinnung bei ihrer Rückkehr ihm den herbsten Schmerz mitgebracht hatte, und kein Tag veragangen war ohne heiße Thränen um Kunigunden, so ließ sich doch der Zeit gewöhnliches Bemühen gar bald spüren; das Leben machte wieder sein Recht geltend und malte das halb erloschene Bild der Gräfin nach und nach wieder mit den frischesten Farben aus.

Er hatte es in den ersten Tagen seiner Genesung hundertmal verschworen, sie jemals wieder zu sehen, allein jetzt fiel ihm zur rechten Zeit bei, daß es sich gezieme, ihr für ihre Theilnahme zu danken, da sie sich zum öftern nach seinem Befinden erkundigen lassen; auch sey es, meinte er, seine Schuldigkeit, wenigstens ihr Gemälde zu vollenden, dann aber wolle er ihr auf immer entsagen und Kunigunden einzig und allein in seinem Herzen bewahren, das keine anderen Götter haben solle neben ihr.

Allein da ihm die Gräfin bei seinem Besuch mit so liebreichem Bedauern und mit einer Freundlichkeit entgegen kam, die, gleichsam wider ihren Willen aus den feuchten Augen hervorbrechend, noch etwas mehreres zu verrathen schien, auch im Gespräch ein Wörtlein davon fallen ließ, daß die Geheimschreiberstelle bei ihrem Gemal noch immer unbesetzt sey, so war ihm nicht anders, als ob nach langem Winter ein warmer Frühling in seinem Herzen mit Gewalt aufgehen wolle; neue Blüthen drangen hervor, die welken Blätter — fielen ab; seine Gedanken waren mit einem Mal gewendet und ehe noch drei Tage vergingen, zog er als Hausgenosse in's Haus des Grafen ein.

Die Geschäfte seines neuen Herrn ließen ihm Zeit genug, um auch nach Vollendung des Bildnisses der Gräfin mancherlei Arbeiten zu vollführen, die sie ihm

auftrug und er gar freudig übernahm, da sie ihm ihre Nähe vergönnten. Sie bezeigte sich ihm auch mit jedem Tage freundlicher und vertraulicher, so daß ihr sogar manche Klage entfiel, über ihres Gemals rauhes und kaltes Wesen. Doch, obgleich dadurch des Malers Hoffnungen immer kühner wurden, wußte sie ihn dennoch allzeit in ehrerbietiger Entfernung zu halten und also bald anlockend, bald zurückweisend seine Liebe dergestalt zu entzunden, daß alle Kräfte seines Willens und Gemüthes ihr unterthan und leibeigen wurden.

Eines Tages, als der Maler in dem Gemach seines Herrn beschäftigt war, der ihn eben auf einen Augenblick allein gelassen hatte, trat die Gräfin hastig zu ihm herein, zog aus einem Wandschrank ein Papier hervor und begehrte von ihm, daß er eine Abschrift davon nehmen und ihr zustellen solle. Und als er sie darauf verwundert und erschrocken ansah — denn das Papier betraf eine wichtige und geheime Verhandlung mit einem ausländischen Hofe — sprach sie zürnend: „beeilt Euch nicht lange, sondern thut, was ich befehle!“ Doch gleich mit milderm Tone: „Ihr habt mir oft gesagt, daß Ihr mich liebtet,“ — setzte sie lächelnd hinzu — „jetzt steht es bei Euch, mir den Beweis zu geben. Weiß ich doch einen Lohn dafür, der Euch lieber ist als Gold!“ — Indem horten sie den Grafen, der zurück-

kehrte; schnell schob sie ihm das Papier in den Busen und eilte davon. — Meister Dietrich nutzte seine Zeit und in wenig Stunden hielt sie die Abschrift in Händen.

Kein wuchernder Unkraut als das Unrecht! — Hat nur erst ein Samenkörnlein Wurzel geschlagen, ist auch bald der ganze Acker überzogen und die Sünde ist seine Blüthe, das Verbrechen seine Frucht.

Es wurde der Gräfin nicht schwer, nachdem der erste Schritt geschehen, den Maler zu gleichem Dienste ferner zu vermögen; allein der süße Lohn, den er begehrte und erwartete, ward ihm zugleich noch immer mehr hinausgerückt. Oft wenn er von Liebe und Verlangen glühend und zitternd vor ihr stand und seine in Thränen schwimmenden Augen zu ihr flehten, brach sie in bittere Klagen aus über ihr Geschick, das sie mit ehernen Banden der Pflicht an die Seite eines Mannes gefesselt, der, von ihr an Alter und Gemüthsart so weit verschieden, das Leben zu einer Last für sie mache, von welcher nur der Tod auf eine oder die andere Art sie erlösen könne, und dann zeigte sie ihm, mehr mit halben Worten und Blicken, als mit deutlichen Reden in der Ferne die Aussicht auf den Besitz ihrer Hand, als den Preis einer Liebe und Treue.

So kehrte sich nun des Malers ganzes Hoffen und Sinnen gegen die Zukunft, und seine Einbildung war geschäftig, sie nach Gefallen auf's Beste auszuschmücken; doch aber vermochte sie nicht eine seltsame Unruhe und Bangigkeit zu beschwichtigen, die, überall ihm zur Seite stehend, seine Brust zusammendrückten, und wenn er dann vergleichend wohl einmal der Zeit gedachte, wo ihn die freundliche Gegenwart umfing wie eine Geliebte, sein Häuslein alle seine Wünsche in sich schloß und er einfältigen und frommen Herzens seiner Kunst sich ergab und Weib und Kinder liebte ohne anderes Begehr, als daß morgen immer sein möchte wie heute, da kam ihm sein jetziges Treiben und Wesen fremd und wunderlich vor, gleich als hätte er sich selbst verloren, und er konnte sich oft der bittern Thränen nicht erwehren. — Ungern nahm er jetzt seinen Weg durch den Bildersaal, denn es war, als ob die Bilder ihm eine Schuld verwerfen wollten und ihre Farben wie stechende Flammen auf ihn eindrängen; und vor dem Werke des göttlichen Raphaels, das ihn einst so erfreut, eilte er allzeit mit niedergeschlagenen Augen vorüber.

In dieser Zeit war es, daß ihm ein gewisses Lächeln an der Gräfin Sofe befremdlich wurde, so wie die oft zornigen, oft lauernden Blicke des Die-

ners, in dessen Begleitung er die Gräfin zuerst gesehen, ihm manchmal zu denken gaben.

Der Sommer war vergangen; die Blätter fingen an sich bunt zu färben; da begab es sich, daß Meister Dietrich eines Abends im Garten hinter dem Hause seinen Gedanken nachhängend, sich so lange verweilte, bis es schon anfing dunkel zu werden, und da er eben aus der Laube, worin er gesessen, heraustreten wollte, um sich auf den Rückweg zu begeben, hörte er schnelle Tritte durch das dürre Laub herbeirauschen; nicht weit von ihm hielten sie an, und er hörte zwei Stimmen sich leise, doch schnell und eifrig mit einander unterreden. Er konnte aber weder von dem Gespräch etwas verstehen, noch in dem dunklen Bogengange die Gestalt der Sprechenden unterscheiden, trat daher hastig hervor, sich näher zu unterrichten; doch in dem Augenblick war alles verstummt, nirgend ein menschlich Wesen zu sehen, und so emsig er auch die umstehenden Gebüsche durchsuchte, so war doch seine Mühe vergeblich; es regte sich nichts als der Abendwind, der die dürren Blätter von den Bäumen warf; da ward dem Maler unheimlich zu Muthe und er eilte nach dem Hause.

Als er in sein Gemach trat, fand er einen Zettel auf dem Tische liegen, darauf stand:

„Der Grünrock erwartet Euch morgen früh auf dem Platze vor der Benedictiner-Abtei.“

Niemand aber von der Dienerschaft wollte wissen, wie der Zettel dahin gekommen sey.

Seit Kunigundens Tode hatte Meister Dietrich nichts von dem Grünrock vernommen; jetzt gedachte er all' seines seltsamen Thuns und Treibens und seiner wunderlichen Worte zu jener Zeit; er trug großes Verlangen nach einer Erklärung und beschloß sie ihm morgen ernstlich abzufordern.

Die Nacht verging ihm in großer Unruhe. Aengstliche Traumbilder erschienen vor seiner Seele und mehrmals fuhr er erschrocken aus dem Schlafe in die Höhe, da ihm dann immer däuchte, es habe ihn jemand laut bei seinem Namen gerufen. Gegen Morgen aber träumte ihm, er sehe Kunigunden vor seinem Bette stehen; sie sah sehr blaß und traurig aus, und da er halb erschrocken, halb erfreut über ihren Anblick, aufspringen wollte, fühlte er sich an allen Gliedern gelähmt und vermochte sich nicht zu rühren. Darauf fing Kunigunde an die Lippen zu bewegen und er sah, daß sie mit ihm sprach, allein er konnte keinen Laut vernehmen; sie aber gebehrdete sich immer ängstlicher und heftiger und zeigte mehrmals mit der Hand über sein Haupt hin, und da er die Augen in die Höhe schlug, gewahrte er eine riesenhafte Faust, die hielt ein langes, breites Schwert, mit der Spitze

nach ihm gekehrt, und dieses Schwert war ganz in Blut getaucht, welches noch rauchte. Ein ungeheures Entsetzen überfiel ihn, er wollte fliehen und konnte sich nicht rühren, ja er vermochte nicht ein Mal seine Augen von dem Schwerte abzuwenden, an dessen Spitze sich ein Blutstropfe sammelte, der immer größer und größer ward und auf sein Gesicht herabfallen wollte. Und so lag er und sein Herz arbeitete sich ab in immer zunehmender gräßlicher Angst.

Indem aber hörte er ein leises Wehklagen und Wimmern, wie aus der Ferne her, und da es ihm mit großer Anstrengung gelang seine Augen nach der Seite zu wenden, sah er Kunigunden in weiter Entfernung vor sich auf den Knieen liegend und die Hände nach ihm ausstreckend. Sie schien von den Wellen einer großen dunklen Wasserfläche getragen zu werden, die sie immer weiter und weiter von ihm nach einem gegenüberliegenden Ufer führten, welches im Glanz der Morgensonne prangte. Er wollte sie rufen und anflehen, ihn in seiner schrecklichen Noth nicht zu verlassen; — da fiel der große Blutstropfe vom Schwerte glühend heiß auf seine Stirn herab und darüber erwachte er.

Sein Herz pochte laut, auf seinem Gesichte stand kalter Schweiß und seine Zunge klebte am Gaumen. Das Morgenroth schaute durch die Fenster, die Glocke schlug sechs. Er sprang auf, kleidete sich an und

eilte aus dem Gemach, um Menſchen aufzuſuchen, denn ihm graunete allein. Auf der Treppe begegnete ihm die Zofe der Gräfin. Kommt nur gleich mit mir, rief ſie ihm entgegen: ich ſollte Euch wecken; die Gräfin wartet Eurer. — Seine Hand ergreifend zog ſie ihn ſchnell die Treppe hinab, öffnete das Zimmer der Gräfin und ſchob ihn hinein.

Weinend, mit aufgelöſtem Haar, trat ihm die Gräfin entgegen und ſprach: „Ihr ſeyd verloren und ich mit Euch, wenn Ihr nicht den Muth habt uns zu retten! Der Graf weiß, daß Ihr von jenen Papieren heimliche Abſchrift genommen habt; alle Umſtände; ſein ganzes Betragen laſſen mich nicht zweifeln, daß er auch weiß, auf weſſen Antrieb. Was wird Euer, was wird mein Loos ſeyn?“

Der Maler ſtand bleich und ſtumm und ſtarrte ſie an. Sie ergriff ſeine Hand. „Schleunige Flucht,“ ſprach ſie: „könnte vielleicht uns retten, vielleicht! Aber ich ſtehe nicht. Lieber ſchnellen Tod von eigner Hand, als langſames Verzehren in Schand' und Armuth! Es bleibt uns noch ein anderes Mittel. Was denkt Ihr zu thun?“

„Bei Euch bleiben,“ — rief der Maler, ihre Hand an ſeine Bruſt drückend — „und mit Euch ſterben!“

Die Gräfin lächelte. „Noch ſind wir nicht ſo weit, ſprach ſie: „noch bleibt uns eine Wahl, wenn

Ihr ein Mann seyd. Er oder wir. Verstehst Ihr mich?"

„Um Gottes willen," rief der Maler voll Entsetzen: „wer gab Euch den Gedanken ein! Ihr wollt — Ihr verlangt von mir? — Nimmermehr!"

„Nun dann, so eile, flieh, laß mich hülflos und rette dich, Feiger! Auf mich allein soll die Rache des Grafen fallen."

Der Maler lief, die Hände ringend, im Gemach hin und wieder; da fiel ihm, wie ein Blitz, der Gedanke an den Grünrock in die Seele, es war ihm, er wußte selber nicht warum, als möchte jener Hülfe für ihn wissen und er wandte sich zur Gräfin und bat sie inständigst, in seiner Abwesenheit nichts zu unternehmen; er werde bald wieder zurückkehren. Damit verließ er sie schnell und eilte nach dem bestimmten Ort, wo er den Grünrock finden sollte.

Als er odemlos dort anlangte, trat dieser eben in heftiger Bewegung aus dem Klosterhofe. Er sah verstört aus und in seinem ganzen Wesen war eine besondere Unruhe zu spüren. Der Maler gedachte bei seinem Anblick an Kunigundens Tod und es überlief ihn ein kalter Schauder; die gegenwärtige Noth aber unterdrückte schnell jeden Gedanken an das Vergangene. Er erzählte jenem mit flüchtigen Worten alles, wie es sich begeben, und bat ihn um seinen Rath und Beistand.

Der Grünrock lächelte ein wenig. „Ihr traut mir viel zu," sprach er: „wenn Ihr vermeint, daß Euch mein Rath zwischen dem Galgen zu Eurer Rechten und dem Verbrechen zu Eurer Linken fein säuberlich hindurchführen könne und werde. Wer in solchen Dingen Rath verlangt, dem ist nicht zu rathen. Ein Mann bedarf fremder Hülfe nicht: Thut was Ihr wollt; nur thut es ganz und schnell, so habt Ihr wohl gethan. Das ist mein Rath." — „Also auch Ihr verlangt, Ihr wollt von mir" — rief der Maler. — „Ich will, ich verlange nichts von Euch," unterbrach ihn jener: „Wenn ihr den Wink des Schicksals nicht selbst versteht, ich habe keinen Beruf, ihn Euch zu dollmetschen."

Mit diesen Worten drehete er sich um und winkte einem Diener, der in der Ferne mit zwei Pferden hielt und jetzt eilig herbeisprengte.

„Wir haben beide keine Zeit zu verlieren," fuhr er darauf fort: „Von dem, was ich euch sonst noch zu sagen hätte, vielleicht ein andermal. Gehabt Euch wohl!"

Er setzte den Fuß in den Steigbügel, doch, als ob er plötzlich sich besänne, kehrte er sich noch einmal gegen Meister Dietrichen und sprach: „ich trage noch etwas bei mir, was Euch gehört. Wir sehen uns sobald nicht wieder; drum nehmet es hin. Die Ver-

kung ist schnell und sicher; schnell und sicher, sag' ich Euch!"

Nachdem er dies gesagt, schwang er sich aufs Pferd, sprengte davon und ließ Meister Dietrichen ein Fläschlein in der Hand zurück, das dieser alsobald für dasselbe erkannte, welches der Grünrock einst auf dem Jahrmarkt im Scherz für ihn gekauft und ihm aufzuheben versprochen hatte.

Bald jenem nachschauend, bald das Fläschlein anstarrend, stand er lange gedankenlos, und konnte sich selbst nicht wiederfinden; wie ein fernes Glockengeläut' aber, durch Nacht und Nebel, summten ihm die letzten Worte des Grünrocks leise vor den Ohren: die Wirkung ist schnell und sicher, schnell und sicher, sag' ich Euch! Und so gelangte er, ohne daß er selber wußte, wie, vor des Grafen Haus zurück.

Hier fand er an der Thür die Dienerin der Gräfin seiner wartend. Sie zog ihn bei der Hand in's Haus hinein und erzählte ihm da, unter Thränen und Wehklagen, daß der Graf im höchsten Zorn zu ihrer Frau gekommen sey und sie hart angefahren habe, doch alles in wälscher Sprache, so daß sie nichts davon verstanden, und daß die Gräfin, da seine Gebehrden immer drohender und seine Blicke immer wüthender geworden, endlich in Ohnmacht gesunken sey, und da sie ihrer Gebieterin beispringen wollen, habe er ihr befohlen, sich zu entfernen,

darauf selbst das Gemach verlassen, es fest verschlossen und den Schlüssel zu sich gesteckt.

„Auch nach Euch hat er mehrmals gefragt," fügte sie hinzu, „und mit Mienen und Gebehrden, die nichts Gutes für Euch verkünden. Dreht daher nur auf der Stelle wieder um und rettet Euch, weil es noch Zeit ist. Ich aber will mich in den Garten unter die Fenster der Gräfin schleichen, zu sehn, ob ich ihr dienen kann." — Verzweiflung ergriff des Malers Herz. Die Gräfin wollt' er, mußt' er retten oder sterben, und ohne recht zu wissen, was er begann, eilt' er die Treppe hinan, den Weg nach ihrem Zimmer einschlagend. Siehe, da fiel ihm, als er an der Küche vorüber lief, das wohlbekannte silberne Gefäß in die Augen, welches mit dem Frühstück des Grafen, bereit ihm aufgetragen zu werden, auf dem Heerde stand. Bei dem Anblick stutzte er unwillkührlich und blieb stehen. Niemand war in der Küche zu schauen. Seine Blicke trafen auf das Fläschlein, das er noch in der Hand hielt, und es läutete wieder vor seinen Ohren: „Die Wirkung ist schnell und sicher, schnell und sicher!" und immer stärker und stärker. Da trat er rasch, doch zitternd wie im Fieberfrost, in die Küche, öffnete das Fläschlein und goß es aus in das Gefäß. Nicht anders aber, als zischte die Hölle aus dem schäumenden Trank herauf, wandte er sich voll Entsetzen, da es geschehen

war, und stürzte hinaus, die Treppe hinab, aus dem Hause und so immer weiter lief er, allen Menschen ausweichend, denn es war ihm, als las' er in allen Blicken seine That, durch abgelegene Straßen und verstreckte Gäßlein, bis er vor's Thor hinausgelangte ins Freie. Dort strich er, gebahnte Wege meidend, durch Felder und Wälder, über Berg und Thal, im Kreise rund um die Stadt umher, wie ein Gebannter. Wenn er seine Augen hinwendete nach ihren schwarzen Mauern, überfiel ihn Furcht und Schrecken und trieb ihn zur Flucht und doch wieder, wenn er die hohen Thürme nicht mehr sah, faßte ihn unsägliche Angst und jagte ihn rückwärts nach den nahen Hügeln, daß er ihrer wiederum ansichtig würde. Der Regen, der unabläßig vom Himmel strömte, durchnäßte ihn. Keine Labung kam über seine lechzende Zunge. So trieb er es, bis der Abend graute. Da endlich konnte er seine Qual nicht länger tragen, er wollte sie enden auf eine oder die andere Art, und so kehrte er entschlossenen Schrittes nach der Stadt zurück.

Je näher er dem Hause des Grafen kam, desto mehr bedunkte ihn alles fast wie ein schwerer Traum, der ihn geängstigt; ja wenn auch zuweilen mit Gewalt das Gefühl der Wirklichkeit verletzend hervorbrach, so regte sich doch immer lebendiger die Hoffnung, er werde mit der Angst davon kommen, der

Inhalt des Fläſchleins ſey vielleicht ganz unſchädlich geweſen, der Zorn des Grafen könne ſich beſänftigen laſſen und alles ſich noch zu einem heilichen Ausgang neigen.

Doch als er in das Haus trat, war da große Unruhe und Hin- und Wiederlaufen, ſo daß er nicht zweifeln konnte, es ſey etwas Wichtiges und Außerordentliches geſchehen, und da er mit klopfendem Herzen, ohne den Muth zu fragen, die Treppe langſam hinanſtieg, rief ihn einer der Diener an, wo er ſo lange verweile; die Gräfin verlange ſehr nach ihm und laſſe ihn überall aufſuchen. Indem ſprang die Zofe der Gräfin herbei und rief: „da iſt er ja!“ ergriff ſeine Hand und zog ihn haſtig mit ſich fort.

„Wie wunderbar hat ſich doch alles gewendet!“ ſprach ſie im Gehen zu ihm: „Iſt es nicht, als ſtündet Ihr unter des Himmels beſonderer Obhut, da er den alten [illegible]en juſt ſo zur rechten Zeit zu ſich genommen?“

Der Maler blieb ſtehen. „Wie ſagt Ihr?“ ſtammelte er: „der Graf — ?“

„Wie ſtellt Ihr Euch!“ rief die Dirne aus: „Wißt Ihr denn wirklich nicht, was in Eurer Abweſenheit hier vorgegangen iſt? Wißt Ihr es wirklich noch nicht, daß der Graf todt iſt?“

Der Maler erbleichte und lehnte ſich ſeitwärts an die Wand, denn ſeine Kniee wankten unter ihm.

„Was ſtarrt Ihr mich ſo an?“ fuhr jene fort: „Er iſt todt, ſag' ich Euch; an einem Schlagfluſſe iſt er geſtorben, und Ihr habt nichts mehr zu fürchten. Nach Adelberts Ausſage überfiel ihn heut' Mittag plötzlich eine unwiderſtehliche Neigung zum Schlafe; er legte ſich auf das Ruhebett und ſtand nicht wieder auf. Doch kommt nur, kommt! die Gräfin wird euch alles erzählen.“

Er trat allein in der Gräfin Gemach. Sie ſprang auf und kam ihm entgegen; er eilte auf ſie zu; doch, als ob ein Geſpenſt plötzlich zwiſchen beide träte, blieben ſie einige Schritte von einander ſtehen, ſahen ſich mit ſcheuen Blicken an, beide vor einander erſchreckend, und die Zunge verſagte ihnen den Dienſt. Endlich rangen ſich aus des Malers Bruſt dumpf und leiſe die Worte: „die Wirkung iſt ſchnell und ſicher, ſchnell und ſicher, ſag' ich Euch!“ Da kehrte ſie ſich ab von ihm, verhüllte ihr Geſicht und ſprach mit Heftigkeit: „geht, geht, unſer Beiſammenſeyn könnte Verdacht erwecken. Ich bitte Euch, geht!“ — Der Maler ſtreckte ſeine Arme nach ihr aus, ſie aber winkte ihm mit der Hand, ſich zu entfernen. Er ſah ſie lange, lange an, ſeine Arme ſanken — Thränen ſtürzten aus ſeinen Augen und langſam wankte er aus dem Zimmer.

Der schnelle Tod des Grafen machte viel Aufsehen bei Hofe und in der Stadt; da der Graf aber doch in Jahren stand, ihn auch schon früher einmal ein Anfall vom Schlagfluß betroffen hatte, so regte sich nirgend der geringste Argwohn, daß es dabei nicht ganz nach dem natürlichen Lauf der Dinge zugegangen seyn könne. Das Begräbniß ward mit großer Pracht vollzogen und im Hause kehrte scheinbar alles zur alten Ordnung zurück.

Obwohl nun solchergestalt die Furcht allmälig aus des Malers Herzen wich, so wollte doch keine Ruhe darin wieder einziehen. Hin und wieder, auf und ab trieb er sich ohne Rast umher und wäre sich selber gern entflohen. Der Gräfin Gegenwart allein vermochte den bösen Geist, der ihn verfolgte, auf Augenblicke zu beschwören, und sie war es lediglich, die ihn aufrecht erhielt, daß er nicht unterging in sich selbst. Seine Leidenschaft war seit dem Tode des Grafen in immer heftigerer Glut entbrannt; in dem Bewußtseyn der Schuld schien sie, wie in einem befreundeten Elemente, neue Kraft zu gewinnen, ja selbst eine gewisse Scheu vor der Gräfin, welcher er seit jener Zeit sich nicht ganz erwehren konnte, gab ihr durch einen geheimen Reiz frische Nahrung.

Nun konnte es nicht fehlen, daß mancher nach der schönen und reichen Wittwe großes Verlangen trug und ihr Haus gar bald einem Bienenstocke zu

vergleichen war, zu dem die Freier mit dem Honig ſüßer Reden und Bewerbungen von allen Seiten emſig herbeiflogen; und da die Gräfin an dem Treiben und Gedränge allzugroße Luſt zu finden ſchien, vermochte der Maler ſeinen Unmuth darüber nicht zu verbergen, ſondern gab ihn durch leiſe Klagen, ja wohl auch durch mürriſches Bezeigen und laute Vorwürfe zu erkennen, worauf ſie ihm Anfangs mit Lachen, dann mit freundlichem Vertroſten antwortete, endlich aber mit Ernſt und Stolz ihn in ſeine Grenzen zurückwies, ja oftmals verſtändlich darauf hindeutete, daß ſie die Herrin, er der Diener ſey.

Der Glaube an der Gräfin Gegenliebe, die Hoffnung ihres Beſitzes, hatten dem Maler allein den Muth zum Daſeyn erhalten; ſo ſchlug ihn nun ihr jetziges Betragen gänzlich zu Boden. Wie eine öde Wüſte voll Sonnenbrand, dehnte ſich nun weitgeſtreckt das Leben vor ihm aus und nirgend bot ein Baum ihm Labung oder Schatten; hinter ihm aber, weit hinter ihm lag ein freundliches Land mit grünenden Gebüſchen und friſchen Quellen, und wie der Wind von dort herüberſtrich, brachte er ihm fröhliche Weiſen aus ſeiner Jugend mit. Doch überall, wenn er ſich rückwärts wandte voll ſchmerzlicher Sehnſucht, trat ihm der Rachengel mit flammendem Schwerte entgegen und trieb ihn drohend wieder hinaus in den glühenden Sand und immer weiter einem ungeheuren

Abgrunde zu, der in der Ferne dampfend und tosend sich für ihn öffnete.

Zurückgezogen in sein stilles Gemach, verbrachte er nun, meist einsam, seine Zeit, und da saß er oft halbe Tage in dumpfem Sinnen, die Augen starr auf einen Fleck gerichtet. Es war aber nur ein Gedanke in seinem Geiste und mit wachsender Qual kehrte derselbe immer zu ihm zurück. Wie ein thörigter Kaufmann, der in Hoffnung unermeßlichen Gewinn's all' sein Hab und Gut an einen schlechten Handel gesetzt, hatte er seines Lebens Glück und seiner Seele Heil der Gräfin dargebracht und nichts dafür gewonnen als einen Augenblick täuschender Hoffnung und eine ganze Zukunft voll Elend und Reue.

In dieser Zeit wurde ihm gemeldet, daß sein Söhnlein sehr krank sey und seiner Frauen Schwester hat ihn, sie zu besuchen. Doch mit düsterm Blick entgegnete er: „wohl ihm, wenn ihn ein früher Tod vom Leben rettet! Ich mag die armen Kinder nicht sehen, die ich um ihre Mutter gebracht habe."

Zuweilen aber, wie einen durch dunkle Nacht Irrenden das Verlangen nach der Sonne Strahl, ergriff ihn die Sehnsucht nach dem Anblick der Gräfin; die Hoffnung regte sich wieder in ihm, seine Einsamkeit wurde ihm zur Marter und er ging hin,

ſie aufzuſuchen. Allein obwohl ſie ſich ihm ſtets freundlich erzeigte, wenn er ſeine Klagen ſchweigen ließ: dieſe Freundlichkeit zerriß ihm dennoch das Herz, und da er überdieß ſie ſelten allein, ſondern meiſt von fröhlicher Geſellſchaft umgeben, traf, ſo kehrte er allezeit mit getäuſchter Hoffnung und deſto bitterer Qual in ſeine Abgeſchiedenheit zurück.

Sein Schickſal trieb ihn immer näher nach dem Abgrund und die Zeit war da, wo es mit ihm enden ſollte.

An einem Abend, da er lange vor dem Gemach der Gräfin geſtanden, wagte er es, kein Geräuſch darin vernehmend, die Thür leiſe aufzumachen und trat hinein. Die Gräfin hatte ein Fenſter geöffnet und ſtand davor. Bei ſeinem Eintritt kehrte ſie ſich raſch um, und da ſie ihn erblickte, ſprach ſie unwillig: „was wollt Ihr, was begehrt Ihr hier zu dieſer Stunde?“ Er vermochte nicht zu antworten, ſondern ſtürzte zu ihren Füßen, in Thränen ausbrechend, und umſchlang ihre Kniee. Entrüſtet wollte ſie ſich von ihm losmachen, er aber hielt ſie nur feſter und ſtammelte: „Gebt mir den Tod! Ich kann das Leben ohne Euch nicht länger tragen!“ — „Ich verſtehe Euch nicht,“ entgegnete ſie kalt. „Was verlangt Ihr denn eigentlich von mir?“ — Da entſtrickten ſich ſeine Arme, er ſchlug die Hände vor das Geſicht und rief: „o Gott, das kannt Ihr fragen? Barmherzig-

keit verlange ich von Euch, Barmherzigkeit, damit ich nicht verzweifle! Den Lohn verlange ich von Euch, den Ihr mir verheißen, um den ich mir den Himmel verscherzt, die Hölle erworben habe!"

Sie reichte ihm die Hand. „Steht auf!" sprach sie: „Ihr seyd krank. Ich will Euch wohl, und habe lange daran gedacht, wie ich Eure Liebe und Treue gegen mich belohnen möchte. So wie Ihr seyd, dürft Ihr nicht länger bleiben, das fühlt Ihr selbst; und so möcht' ich Euch rathen, eine vortheilhafte Stelle anzunehmen, die ich Euch bei unserm Gesandten am kaiserlichen Hofe verschafft habe."

Der Maler sprang auf und starrte sie lange an. — „Das also Eure Meinung? Entfernen wollt Ihr mich von Euch?"

„Nothwendigkeit!"

„Das also ist mein Lohn, daß ich ein ganzes Leben voll Unschuld, Glück und Frieden Euch geopfert? das ist der Preis, um den ich zum Betrüger und Mörder ward? um den ich mein armes Weib in Gram und Tod gestoßen?"

„Ihr vergeßt Euch, Meister Dietrich," unterbrach ihn die Gräfin mit stolzem Tone. „Was Ihr gethan, thatet Ihr um Eurentwillen. Mir brachte des Grafen längeres Leben höchstens Verbannung in ein Kloster, Euch aber den Galgen. Gute Nacht!"

Er faßte ihre Hand, sie zurückhaltend. „Um Got-

tes Barmherzigkeit," rief er wild: „laßt mich nicht also von Euch gehn!" — Sie aber riß sich los, ergriff die Klingel und schellte. „Leuchte dem Meister zu Bett; er ist krank" — sprach sie zu der eintretenden Zofe und eilte in's Nebenzimmer. Starr und betäubt stand der Maler, ihr nachschauend. Die Dirne ergriff ihn mitleidig bei der Hand und sagte leise: „man spielt ein schlechtes Spiel mit Euch; ich weiß es wohl" — und so geleitete sie ihn, der willig folgte, aus dem Gemach.

Doch draußen, wie von einem Traum erwachend, schaute er sich befremdet um, sprach dann leise für sich: „gute Nacht!" und langsam die Treppe hinabsteigend verließ er das Haus.

Er mochte lange durch die Straßen geirrt sein, als er sich endlich, zur Besinnung kommend, auf einem Kirchhofe fand, wo er vor Ermattung an einem Grabe niedergesunken war. Der Wind heulte durch die Lucken des Kirchthurms; aus einem Fenster der Kirche warf eine Lampe ihren Schein herüber. Der Maler richtete sich auf; es fing ihm alles an bekannt zu werden; seine Augen fielen auf das Kreuz über dem Hügel, wo er saß: er hub an zu lesen; bestürzt sprang er empor und trat näher; heller und heller schien die Lampe in der Kirche aufzuflackern; er las weiter, und mit einem Schrei des Schmerzes stürzte er sich wieder auf den Hügel.

Es war Kunigundens Grab. Seine Arme umfaßten das Grab und seine Hände griffen krampfhaft in die Erde, als wollte er sich hinunter graben zu ihr, die da unten schlief. — So lag er lange, und wie er endlich sein Gesicht erhob, richtete er es empor zum Himmel und wollte beten, aber seine Gedanken verwirrten sich; es war ihm, als ob durch die schwarzen Wolken, die sich über seinem Haupte zusammenballten, seine Worte zum Vater nicht hinauf dringen könnten, und da seine Blicke wieder nach der Erde sanken, sah er einen riesenhaften Schatten an der Mauer weg über die Gräber auf sich zuschreiten, und plötzlich erschallte eine Stimme hinter ihm: „Heda, Gesell, was treibst du da? Laß die Todten schlafen." — Und da er sich umkehrte, siehe, da erkannte er den Diener der Gräfin. „Unseliges Meisterlein," — fuhr dieser fort, — „bis hieher hat dich die Liebesqual getrieben? Mach' es wie ich, trink' Wein! der spült den Gram aus dem Herzen und alle Sünden aus dem Gewissen weg. Komm mit und laß die Todten ruhen. Ich sage dir, sie schlafen nicht so fest, wenn sie der Rechte ruft."

Er setzte sich auf das Grab und zog den Maler neben sich.

„Hat man nicht oft gehört, daß Ermordete aus den Gräbern gegangen und ihren Mördern erschienen sind? Ein alter Mönch sagte mir einmal, wenn

man um Mitternacht sein Ohr an das Grab eines unnatürlichen Todes Verstorbenen lege, so lasse sich ein seltsames Geräusch und Gepolter darin vernehmen." —

Auf dem Kirchthurm schlug es eben zwölf. Der Maler horchte auf. „Hort, hört," rief der andere, — „hier unter uns! habt Ihr nichts gehört?" — Der Maler sprang voll Entsetzen auf. — „Beinah' kommt mir ein Grausen an," sprach jener weiter: „in diesem Gebeingärtlein, wo es scheint, als wollten die Graber ihre Keime an's Licht treiben, wie Tulpenzwiebeln im Frühjahr. War' nicht des Weines guter Geist in mir, ich fürchtete mich vor dem Bösen und hätte meinen Weg nicht hierdurch genommen." — Er neigte sich gegen das Ohr des Malers: „ich will's Euch sagen; es liegt mir auch einer hier, dem ich ein wenig früher zur Seligkeit geholfen. Dort drüben, schaut, dort liegt er! — Ich sehe nicht gern hin. Kommt! mir klebt die Zunge an dem Gaumen. Wir wollen noch eins trinken." — Er faßte des Malers Arm und zog ihn mit sich. An einem Grabmal, welches weiß durch die Nacht schimmerte, blieb er stehen und sprach: „das ist unseres Grafen Ruhestätte. Ich möchte wohl einmal um Mitternacht daran horchen, der liegt auch gewiß nicht still." — Darauf riß er den Maler weiter fort, der ihm in halber Betäubung folgte. Sie traten in ein Haus, aus dem

ihnen der Gesang lustiger Zechbrüder entgegenschallte. Die Stube war voll Lärm und Gedrang. Unter dem Haufen saßen einige Soldaten, die den andern wacker zuzutrinken schienen. Sie sangen:

Frisch auf und stoßt die Becher an!
Der Mann, der trinkt, das ist ein Mann,
ist reich, ein freier Fürst, und sein
ist Welt und Himmel obendrein.

Der Maler setzte sich in einen Winkel; sein Gefährte brachte ihm Wein. „Auf's Wohlseyn aller Todten!" rief er. Ein verzehrender Durst brannte in des Malers Innerem; er trank in langen Zügen. „Auf das Verderben aller buhlerischen Weiber, die schöne Gräfin nicht ausgeschlossen!" rief der andere von neuem und brachte es dem Maler. Der Maler starrte ihn an und wies den Becher zurück.

„Armer Tropf," sprach jener: „du willst nicht auf's Verderben eines Weibes trinken, die dich verdirbt? die wie ein unnütz gewordenes Werkzeug dich wegwirft oder zerbricht, wenn du nicht mehr für ihre Pläne taugst? — Die einer Harpye gleich an deinem Leben saugt, bis sie es um alle Freuden, um Muth und Kraft gebracht, und Wahnsinn oder Selbstmord es enden? — Was du ihr warst, bin ich ihr auch gewesen, und was du bist, das war ich auch: ein Narr, wie du! Es gab eine Zeit, wo ich um

einen freundlichen Blick von ihr meinen Vater umgebracht hätte, wo ihr Händedruck mich zum Verbrechen trieb, wie dich. Verfluchter Narr!“ — Er schlug sich mit der Faust vor die Stirn. — „Trink! Der Heuchlerin Verderben! Wir sind beide betrogen und haben, wie armselige Frohner, um einen schlechten Lohn nur eines Andern Vortheil gedient. Ein Fremdling, der hier im Finstern schleicht, ein Spion des Kaisers, wenn mich nicht alles trügt, für den sie ihr Vaterland und ihren Mann verrathen, der schwelgt, mein Meisterlein, an der reichen Tafel, wo du das Zusehen hast. Geh nur nach Haus; du findest ihn bei ihr.“

Der Maler sprang auf, seine Augen rollten, seine Hände ballten sich. Der Andre lachte: „Hat dich das aufgeweckt? Mich kümmert's nicht mehr. Ich hab' mein vergangenes Leben von mir geworfen, wie ein altes Kleid und mir ein neues zugeschnitten. Der wackre Mansfeld läßt jetzt werben; ich ziehe mit. Es lebe die Freiheit! — Bist du klug, so folge mir. Doch willst du nicht, so gehe hin und räche dich und mich!“

Der Maler ergriff seine Hand, drückte sie heftig und stürzte aus dem Zimmer. Die Soldaten sangen:

Die Welt ist eitel Lumperei,
häng' dich an nichts, so bist du frei.

Gewiß ist jeglichem der Tod,
drum mach' das Leben dir nicht Noth.

Das Haus der Gräfin war offen. Der Maler wankte die Treppe hinan. Alles still. Er schlich mit leisen Tritten nach der Gräfin Schlafgemach. Halblaute Stimmen ließen sich darin vernehmen. Sein Blut kochte. Er legte das Auge an das Schlüsselloch. Auf einem Ruhebette saß die Gräfin, neben ihr ein Mann in reicher Kleidung, den Rücken nach ihm gekehrt, der sie umfaßt hielt. Ihr Arm war um seinen Hals geschlungen. Indem wandte der Fremde sein Gesicht; der Maler taumelte zurück: es war der Grünrock.

Eine Hölle erwachte in seiner Brust. Wahnsinn umnebelte seine Sinne. Mit einem Fußtritt sprengte er die Thür und drang in das Zimmer. Auf dem Tische lag das Schwert seines Feindes; er ergriff es, riß es aus der Scheide und stürzte in blinder Wuth auf jenen los. Laut schreiend warf die Gräfin sich zwischen beide: der Stahl fuhr in ihre Brust; sie sank zu Boden. Aus dem Nebenzimmer sprang die Zofe herbei und erfüllte, bei dem entsetzlichen Anblick, das ganze Haus mit ihrem Geschrei. Der Grünrock war verschwunden. Bewegungslos stand der Maler und starrte die Wunde an, die seine Hand geschlagen und wie das strömende Blut die weißen Lilien des Busens befleckte. — Die Dienerschaft eilte herbei.

Ruhig ließ er sich entwaffnen, ruhig nach dem Gefängniß führen, und als er am Morgen zum Verhör gebracht wurde, gestand er willig und ohne sie zu mildern, seine That, ja er gestand auch ohne Befragen, daß er den Tod des Grafen verschuldet.

So konnte nun sein Urtheil nicht lange ausbleiben. Es fiel dahin, daß er aus besonderer Gnade durch das Schwert vom Leben zum Tode gebracht werden solle, und da es ihm vorgelesen war, faltete er die Hände über die Brust und schlug die Augen zum Himmel empor, dankte darauf seinen Richtern und ging festen Schrittes und heitern Angesichts nach seinem Gefängnisse zurück.

Von diesem Augenblick war er in seinem innersten Wesen verwandelt. Die schwere Blutschuld, die ihn lange in rastloser Qual umhergetrieben, ward nun gebüßt und er mit Gott versöhnt und mit sich selbst. In die Nacht seines Lebens brach von jenseit ein freundliches Morgenroth herein und er sehnte sich hinüber nach dem schönen Tage. Und wie er nun freudig dem Augenblick entgegen sah, wo seine Seele des Leibes Fesseln von sich werfen sollte und Ruhe und Heiterkeit wieder in sein Gemüth zurückkehrten, so erwachte auch der Gedanke an das Gemälde in der Kirche, an dem er einst mit so vieler Liebe gehangen, mit aller Klarheit und Gewalt wiederum in ihm; es schmerzte ihn, daß er es unvol-

lendet lassen sollte, und er bat seine Richter, daß sie ihm vergönnen möchten, es zu vollenden. Es ward ihm zugestanden; und so war er denn vom frühen Morgen, bis die Sonne unterging, mit Lust und Fleiß dabei. Es ging ihm mit ungewohnter Fertigkeit von der Hand und alles glückte ihm wunderbar und ward zu seinem eigenen Erstaunen schöner noch, als es in seiner Seele vor ihm gestanden hatte. Nachdem er nun acht Tage lang mit unablässiger Anstrengung daran gearbeitet, so daß er kaum seinem Leibe die nöthige Nahrung gönnte, that er an einem Nachmittage den letzten Strich daran, stellte sich dann davor und schaute es lange an und seine Augen füllten sich mit Thränen; dann kniete er an des Altars Stufen nieder, und als er wohl eine Viertelstunde im Gebet verweilt, erhob er sich, und ließ sich nach dem Rathhause bringen, trat vor seine Richter, die da versammelt waren, legte Pinsel und Palette auf den Tisch vor ihnen und sprach: „es ist vollendet!“ Darauf bat er, es nicht länger zu verschieben, daß ihm sein Recht angethan werde, und da der andere Tag dazu bestimmt worden, ging er nach seinem Gewahrsam, ließ seine Kinder zu sich kommen, letzte sich mit ihnen und spielte mit dem Knaben, bis es Abend ward. Da küßte er sie und segnete sie, empfahl sie nochmals der Pflege und Obhut seiner Schwägerin, und da diese in Klagen

und Thränen ausbrach, sprach er: „was weinst du um mich? Mir ist wohl. Morgen werde ich bei unserer Kunigunde seyn.“ Dann verlangte er, daß sie heim gingen, denn er sehnte sich nach dem Schlafe.

Doch eben als er sich zur Ruhe legen wollte, öffnete sich die Thür seines Kerkers noch ein Mal. Ein Kapuzinermönch trat herein und bot ihm guten Abend. Die Stimme schien ihm bekannt; da warf der Mönch die Kapuze zurück, zog den falschen Bart vom Gesicht und der Maler erkannte den Grünrock. — „Ihr hattet es mir schlecht zugedacht,“ hub dieser an: „und doch will ich Euch wohl. Ich hab' Euch immer wohl gewollt, allein Ihr habt mich nie verstanden. Ich komme Euch zu retten. Zieht Euch schnell an und folgt mir; die Thüren stehen uns offen. Ich bringe Euch in Sicherheit.“ — Der Maler aber wandte sich von ihm, setzte sich auf sein Bett und winkte ihm mit der Hand, zu gehen, und so viel auch jener redete, ihn zu bewegen, so blieb er dennoch stumm und sah ihn nicht mehr an. Da verstummte der Grünrock ebenfalls, trat zu ihm, küßte ihn auf die Stirn und ihm die Hand reichend: „Gute Nacht denn für die Ewigkeit!“ sprach er und entfernte sich langsam. Der Maler aber überließ sich ohne Reue und ohne Verlangen dem Schlafe, der ihn sanft in seine Arme schloß.

Und es mochte gegen Morgen seyn, da träumte

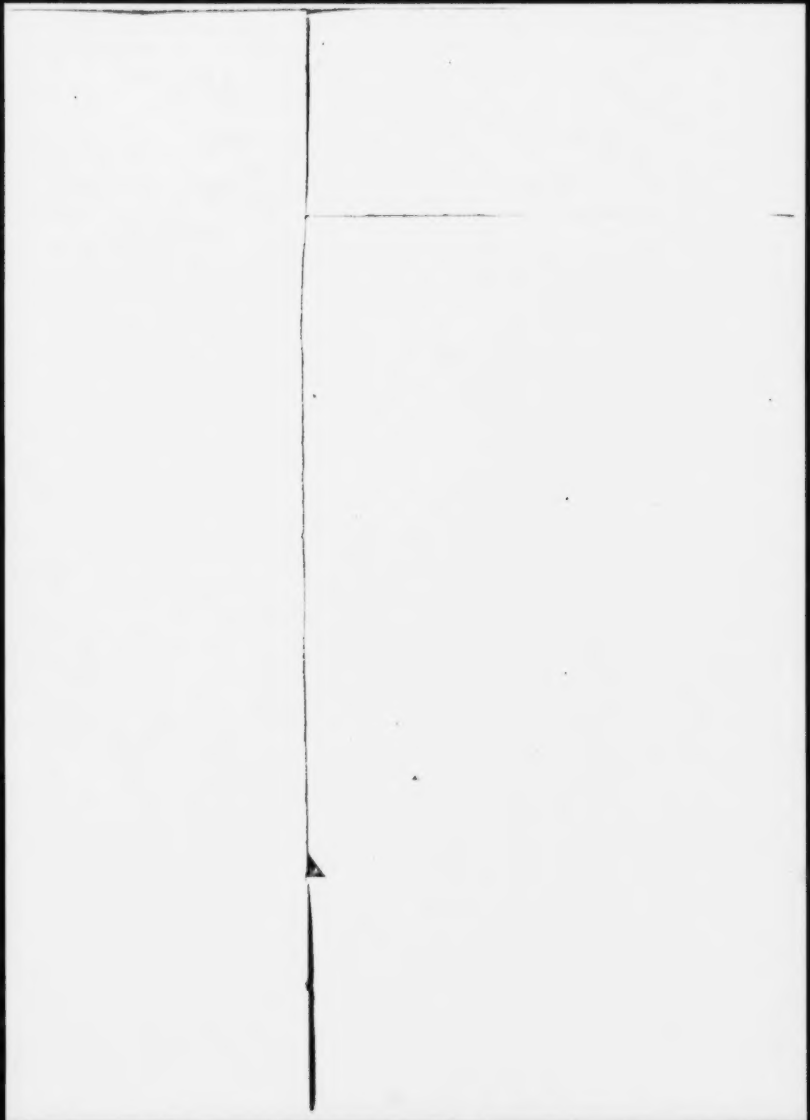
ihm, er sey auf der Reise. Der Weg, auf dem er wandelte, ging durch ein angenehmes Wiesenthal an einem stillen Bächlein hin. Auf einmal fiel ihm seitwärts, hoch auf den Bergen, ein prächtiges Gebäude in die Augen, dessen Dach wie Gold in der Abendsonne glänzte, und es ergriff ihn eine große Begierde es näher zu betrachten; auch, dachte er, müsse es ihn schneller zu seinem Ziele führen, wenn er gradezu die Berge übersteige, schlug daher den nächsten Seitenweg ein und gelangte bald in ein Thal von hohen Felsen rings umschlossen. Es wurde Nacht; die Felsen rückten immer näher zusammen. Endlich stand er vor einer ungeheuren Bergwand; der Pfad, auf welchem er gekommen, war verschwunden und nirgend sah er einen Ausweg. Und als er nun ängstlich suchend hin und wieder lief, trat ihn ein Mann von fremdem Aussehn und hohen Zügen an und sagte: „Du suchst vergeblich; warum hast du deinen rechten Weg verlassen? Doch ich, dein Freund und Kunstgenosse, will mich dein erbarmen.“ Indem er also sprach, stieß er mit einem kleinen glatten Stäbchen an verschiedenen Stellen in die Erde, und wo er hinstieß, schlüpfte ein leichter Nebel aus der Erde, der immer dichter ward und sich aufwärts zog und in mancherlei beflügelte Gestalten bildete, die endlich wie von einem inneren Lichte anfingen zu leuchten, sich bewegten und in die Höhe stiegen. Wie sie dem Him-

mel näher kamen, öffneten sich die Wolken über ihnen, eine unbeschreibliche Klarheit drang daraus hervor, die Wolken senkten sich zur Erde nieder, als wollte der Himmel die Erde umarmen, und der Maler fühlte sich mit seinem Gefährten in die Höhe gehoben und schwebte in der Glorie aufwärts. Da erschien oben, sie zu empfangen, eine weibliche Gestalt, gleich der Heiligen auf dem Bilde in der Kirche. Der alte Meister sprach: „das ist die, welche du, wie mich, verherrlicht und wieder zu Ehren gebracht hast.“ — Und da der Maler nochmals hinschaute, sah er noch eine andre an ihrer Seite, und siehe! er erkannte Kunigunden, die ihm freundlich zulächelte und ihre Arme ihm entgegenstreckte. Da ward aber der Glanz, der sie umgab, so über alle Maßen mächtig, daß seine Augen ihn nicht ertragen konnten, und indem er eben nach seinem Mantel greifen wollte, ihn vor das Gesicht zu halten — da erwachte er.

Vor seinem Bette stand, die Lampe in der Hand, der Gefangnißwärter, hinter ihm ein Mönch aus dem Benedictiner-Kloster, den er wohl kannte und der gekommen war, ihn auf seinem letzten Wege zu begleiten. Wie neugeboren sprang er von seinem Lager, umarmte freudig den Mönch, kleidete sich an und kniete dann mit demselben hin, zu beten. — Als sie ihn abzuholen kamen, faßte er seines Begleiters Hand und trat mit festem Schritt den sauren Gang an. Es war ein neblicher

Morgen; doch als sie vor das Thor gelangten, zertheilte sich der Nebel und die aufgehende Sonne stand in prangender Klarheit über der Herbstflur. Da faltete der Maler die Hände und rief: „das ist ein gutes Zeichen!“ Und so kamen sie zur Stätte. Ruhig warf der Maler das Oberkleid ab, entblößte seinen Hals, sendete dann noch einen Blick über die versammelte Menge nach der Stadt hin, dann nach der Sonne, setzte sich dann schnell, sich selbst die Augen verbindend, auf den Sessel, und ein rascher Streich vereinigte ihn mit Kunigunden.

Zu seinem Bilde in der Kirche zogen lange Zeit die Neugierigen herbei aus weiter Ferne, wohin der Ruf gedrungen war, und wer vor diesem Altar mit ernster Andacht betete, ging allzeit wunderbar gestärkt von dannen.



Ich bin mein Bruder.

Luſtſpiel in einem Aufzuge.

1809.

Personen.

Albert.

Caroline, seine Frau.

Sophie, seine Nichte.

Sirillo.

Heimfeld.

Anmerk. Sirillo trägt in der ersten Scene eine gepuderte Perücke, von der achten Scene an eine schwarze, die natürliches Haar vorstellt, und einen Rock von derselben Farbe wie Heimfeld.

Erſte Scene.

Das Theater ſtellt einen Saal vor, mit zwei Mittelthüren und einer Seitenthüre. Im Vordergrunde ſtehen zwei behangene Tiſche einander gegenüber.

Albert, Sirillo (in Reiſekleidern, ſitzen an einem Tiſche, auf welchem ein paar Flaſchen ſtehn, und trinken.)

Albert. Noch ein Gläschen, alter Freund, zum Abſchiede!

Sirillo. Noch eins. Dann aber iſt es Zeit aufzubrechen; mein Pferd ſteht ſchon vor deiner Thüre. Ich wollte meine kleine Braut nur noch einmal ſehen, und du und die guten Freunde da auf dem Tiſche, ihr habt mich ſo lange aufgehalten.

Albert. Ei was! ein trockner Abſchied taugt nichts! Thränen oder Wein! Die Thränen für junge Verliebte, der Wein für alte Freunde. — Noch ein Glas! Herbſtluft verträgt etwas. Wir trinken ja doch ſobald nicht wieder mit einander. — Vier Wochen denkſt du wegzubleiben?

Sirillo. Drei oder vier, je nachdem mein Geschäft mich losläßt. Ich werde nicht säumen, alter Freund; denn es bleibt dabei, wenn ich zurückkomme —?

Albert. Wird meine Nichte deine Frau, oder ich zahle 3000 Thaler. Es bleibt dabei; du hast ja meine Verschreibung in Händen; und wenn auch Einwendungen dagegen gemacht würden, denn ohne Einwendungen thun die Weiber nun einmal nichts. Ich bin aber, Gott sey Dank, Herr in meinem Hause.

Sirillo. Noch Etwas. Mein Bruder hat mir geschrieben, daß er zu meiner Hochzeit kommen will; allein er weiß nichts von dieser Reise, die sich mir so ungelegen aufdringt; es könnte daher seyn, daß er während meiner Abwesenheit käme. —

Albert. Nun dann wohnt er indessen bei mir.

Sirillo. Ja, das wäre mir lieb. In meinem Hause zwar — —

Albert. Nein, nein, er wohnt bei mir. Hinterlasse nur Befehl, daß man ihn sogleich hieher weißt.

Sirillo. Ich habe den wunderlichen Menschen seit einigen Jahren nicht gesehn, denn es war eine kleine Spannung zwischen uns; nun hat er den ersten Schritt zur Aussöhnung gethan.

Albert. Das iſt brav.

Sirillo. Wenn aber der Herr Bruder ſeiner Zunge nicht Zaum und Gebiß anlegt, ſo wird der Friede nicht lange dauern.

Albert. Wie ſo?

Sirillo. Ei, es war von jeher ſeine Art, alle Leute zu meiſtern, und da ſchreibt er mir ſchon wieder in ſeinem letzten Briefe, ich möchte doch die Hochzeit noch ein paar Wochen aufſchieben, dann konnte ich ſie zugleich mit meinem 51ſten Geburtstage feiern. Solche einfältige Reden verdrießen mich. (Er trinkt.) Was will denn der Herr Bruder! Was? Iſt man denn im 51ſten Jahre etwa zu alt zum Heirathen? Wie?

Albert. Dumme Reden, Herr Bruder! wenn er kommt, ſo ſoll er an meinem Beiſpiele ſehen, daß das dumme Reden ſind. Ich lief auch ſchon nahe an den Vierzigen herum, als ich mich noch zu dem Salto mortale ins Ehebette entſchloß, und ob ich gleich noch einmal ſo alt bin als meine Frau, ſo muß du doch geſtehn, daß ich nicht Urſache habe, den Sprung zu bereuen. — Man muß aber auch ſeine Frau ſo zu ziehen verſtehen, wie ich.

Sirillo. Ach was! das denke ich eben ſo gut zu verſtehen, und mit Gunſt, mein lieber Freund, es iſt mir doch manchmal vorgekommen, als ob ſich

der Klipp-Klapp in deinem Hauſe ganz leiſe vernehmen ließe. — Ich kenne die Weiber! ho, ich kenne ſie! Was willſt du wetten, ich ziehe meine Frau beſſer als du?

Albert. Halt, Freundchen! Laß mir das Wetten weg, ſonſt geſchieht es ſchon darum nicht. Du biſt nun einmal unglücklich im Wetten. Ha ha hä!

Sirillo. O Herzchen, bilde dir nicht zu viel darauf ein, daß du unſere letzte Wette gewonnen haſt. Dein Plan war doch ſchlecht angelegt, und es war mehr Gefälligkeit von mir —

Albert. Pah! pah! es war keine Gefälligkeit. Zum Henker, nein! Beſinne dich nur. Wir hatten gewettet —

Sirillo. Nun ja, wir hatten gewettet, wer den andern am meiſten überraſchen würde —

Albert. Und ich überraſchte dich, ha ha ha! ich überraſchte dich, daß dir die Augen übergingen.

Sirillo. Mein lieber Herr Albert, Sie überraſchten mich ganz und gar nicht, aber ich wollte Ihnen den Spaß nicht verderben. So gar leicht fängt man mich nicht!

Albert. Kleinigkeit, mein lieber Herr Sirillo, Kleinigkeit!

Sirillo. Zum Henker nein, mein lieber Herr

Albert, nicht Kleinigkeit. Ich bin den Augenblick bereit, dieſelbe Wette noch einmal einzugehen, und wir werden dann ſehen, ob es Kleinigkeit iſt.

Albert. Du verlierſt ſie noch einmal, werthgeſchätztes Lamm!

Sirillo. Werthgeſchätztes Lamm, das ſoll ſich zeigen. Ich beſtehe jetzt darauf, daß die alte Wette erneuert wird.

Albert. Thue es nicht! Du bereuſt es.

Sirillo. Nein, ſchlechterdings, ich beſtehe darauf, und wette obendrein, daß du ſie verlierſt.

Albert. Nun, wenn du nicht anders willſt! Ich kann mir's gefallen laſſen. Doch damit du ſiehſt, wie gewiß ich bin, daß du gegen mich mit keiner Liſt aufkommſt, ſo wette ich, daß ich dir ſogar in dem Augenblicke, wo du mich überraſchen willſt, mit einer noch größern Ueberraſchung zuvorkomme.

Sirillo. Ha ha ha! Herr Albert, Sie ſind kühn! Aber es ſey angenommen, um dich zu beſtrafen. Und der Preis — ?

Albert. Warte, ich hole Dinte und Feder. Wir wollen gleich alle Bedingungen niederſchreiben, damit hernach keine Ausflüchte ſtatt finden.

Sirillo. Wohl, wohl, das thue.

(Albert geht ab.)

Zweite Scene.

Sirillo (allein.) Halt! da iſt mir eben ein herrlicher Gedanke durch den Kopf gefahren. — (Er hebt ſein Glas empor.) Du ſollſt leben, du Gedankenvater! Du Poet! — Wenn ich nun meine Reiſe noch einen Tag heimlich aufſchobe, und, während man mich weit entfernt glaubt, hier im Hauſe meinen Bruder ſpielte — Wie? — Es könnte mir dann an Gelegenheit zur Ueberraſchung auf keine Weiſe fehlen. — Ho, Sirillo, der Gedanke iſt gut! Veränderte Kleidung, veränderte Sprache, eine andre Perücke, Schminke und Pinſel ein Bischen zu Hülfe genommen — es muß gehen! — Warten Sie, warten Sie, werther Freund, Sie ſollen mir Ihren Hochmuth bezahlen! Ich fange Sie. — Nebenbei, Sirillo, haben wir noch den Vortheil, unſre Braut in ihrem häuslichen Thun und Laſſen zu beobachten, wenn ſie die Brautſeite nicht heraus gekehrt hat. Das iſt ein Vortheil, den nicht jeder Bräutigam hat, und um den mich mancher Ehemann beneiden möchte.

Dritte Scene.

Albert. Sirillo.

Albert. Nun da! Setze dich. Wir wollen deine Niederlage festsetzen.

Sirillo. Das wäre leicht möglich.

Albert. Aha, kommt schon die Reue?

Sirillo. O nein, schreibe nur!

Albert, (schreibt und spricht zugleich.) Endesunterzeichnete sind mit einander dahin übereingekommen, wechselseitig einen Preis von (Laut.) einen Preis von — ?

Sirillo. Von 20 Louisd'or.

Albert. Nun, ich bin's zufrieden. (Schreibt.) Preis von 20 Louisd'or auszusetzen, welche demjenigen von ihnen, dem es gelingen wird, dem andern die größte Ueberraschung zuzubereiten, von diesem letztern ausgezahlt werden sollen, und zwar macht sich Unterzeichneter Albert noch besonders verbindlich, Unterzeichnetem Sirillo im Augenblicke selbst seiner prätendirten Ueberraschung mit einer noch größern zuvorzukommen, widrigenfalls er sich für überwunden

erkennen will. Die Frist, innerhalb welcher jeder seinen Plan auszuführen hat, soll seyn — ?

Sirillo. Um meiner Reise willen müssen wir doch wenigstens 5 Wochen setzen.

Albert (schreibt) Soll seyn, 5 Wochen von heut' an gerechnet. (Er liest es ihm vor.) — So, da unterschreib. Ha ha ha! die 20 Louisd'or sollen gut schmecken. (Nimmt sein Glas.) — Viel Glück, Herr Sirillo!

Sirillo. Viel Glück und viel Verstand, mein Herr Albert!

(Trinkt: sie stoßen an und fangen beide an zu lachen.)

Vierte Scene.

Caroline. Sophie. Vorige.

Caroline. Ei, ei! was hat denn die Herren so guter Laune gemacht?

Albert. Seht da, Kinder! Ihr kommt eben recht. Ihr müßt Euch als Zeugen unterschreiben. Wir haben eine Wette gemacht, die ich gewinnen werde.

Sirillo. Die er verlieren wird.

Albert. Er will mich überraschen.

Sirillo. Und ich werde ihn überraschen!

Caroline. So erzähle doch, was habt Ihr denn gewettet?

Albert. Da komm her; lies, lies.

(Er giebt ihr das Papier.)

Sirillo, (zu Sophien.) So ist mir denn endlich meine Sonne aufgegangen. Ich habe lange gehofft und gebarrt.

Sophie. Das thut mir leid. Uebrigens ist der Himmel heut recht trübe, Herr Sirillo. Wir werden Regen kriegen.

Sirillo. Thut nichts, mein kleines Bräutchen. Von außen trübe, aber von innen die Liebe, und die hält warm, trotz dem besten Mantel.

Albert, (zu seiner Frau.) Nun unterschreib dich als Zeugin.

Sophie, (zu Sirillo.) Wann reisen Sie denn?

Sirillo. Diesen Augenblick. Ich wollte meiner Braut nur noch ein Lebewohl sagen. Das thue ich nun hiemit zärtlichst und säume nicht länger. Je eher fort, je eher wieder. — (Zu Albert.) — Lieber Freund, es ist die höchste Zeit. Ich gehe. Lebe

wohl! — (Zu Carolinen.) — Unterthänigster! — (Zu Sophien.) — Liebes Engelchen, in drei oder vier Wochen sehen wir uns wieder, so Gott will.

Sophie, (mit einem Seufzer.) Ach ja!

Sirillo, (ihr die Hand küssend.) Lassen Sie Sich die Zeit nicht lang werden.

Sophie. Ach nein!

Sirillo. Empfehle mich nochmals allerseits. — (Gebt noch einmal zu Sophien.) — Und hören Sie, liebes Hühnchen, denken Sie ein wenig an mich.

Sophie. Ach ja!

Sirillo. Empfehle mich, empfehle mich. — (Im Abgehen zu Albert.) — Werther Herr Bruder, es ist mir beinahe, als wären meine Beine etwas dubios! Ha ha ha! — (Sich noch einmal umwendend.) — Empfehle mich, empfehle mich!

Albert. Theures Leben, fast ist mir's auch so! Die Wette ist uns in den Kopf gestiegen.

(Gehn lachend ab.)

Fünfte Scene.

Caroline. Sophie.

Sophie. O, wenn er doch nie wieder käme!

Caroline. Der arme Mann! Ich glaube, da wärst es zufrieden, wenn ihm der liebe Gott um deinetwillen irgend ein mittleidiges Unglück über den Hals schickte.

Sophie. Aber Sie müßen doch gestehen, daß ich in einer sehr trostlosen Lage bin.

Caroline. Wie kann ein Mädchen, das einen Bräutigam hat, in einer trostlosen Lage seyn?

Sophie. Der Onkel scheint entschlossen, sich keinen Widerspruch gefallen zu lassen.

Caroline. Das wär' auch der grade Weg, alles auf einmal zu verderben. Er sieht diese Heirath mit dem reichen Sirillo als das größte Glück für dich an; überdieß weißt du ja, daß er und deines Heimfelds Vater seit langer Zeit unversöhnliche Feinde sind. Hier dürfen wir bloß auf unsere List vertrauen. Ich warte nur auf eine günstige Gelegenheit, um meine Mine springen zu lassen, und das Glück müßte gar nicht galant seyn, wenn es nicht auf unsere Seite treten wollte.

Sophie. Bis jetzt habe ich noch nicht gesehen, daß es uns begünstigte.

Caroline. Rechnest du denn diese Reise deines, so Gott will, Bräutigams für nichts? Ich denke, wir wollen diese Frist wacker benutzen.

Sophie. Ach, hätt' ich nur gleich dem Oheim alles entdeckt, hätt' ich Ihnen nur nicht nachgegeben!

Caroline. Still, still mein Kind! Laß mich machen! Es soll alles gut werden. Vor allen Dingen wünschte ich mit deinem Heimfeld zu sprechen.

Sophie. Ich habe ihm geschrieben, daß Sirillo verreisen würde, und daß der Onkel die Heirath auf seine Wiederkunft festgesetzt hat.

Caroline. Nun, die Nachricht peitscht den armen Menschen gewiß her. Wir wollen dann mit einander einen Operationsplan entwerfen; und da der alte Menelaos uns das Feld frei gelassen hat, so soll der gute Schäfer seine Helena erhalten, ohne daß er seine Zuflucht zur Entführung nehmen darf.

Sophie. Sie haben also wirklich Hoffnung, liebe Tante?

Caroline. O die allergrünste, die man haben kann!

Sophie. Ich schrieb Heimfelden, daß ich ihn noch einmal zu sehen wünschte, vielleicht, um auf immer von ihm Abschied zu nehmen.

Caroline. Ei pfui! wer wird gleich so muthlos seyn. Im schlimmsten Fall bleibt dir ja immer

euch ein festes Nein dem Oheim entgegen zu setzen, an dem sich sein Zorn doch endlich brechen muß. — Indeß, thut es nur immerhin, Kinder; ja, ja, nehmt Abschied von einander, seyd recht aus Herzensgrunde unglücklich, berauscht euch in eurem Schmerze! Die Liebe glänzt am schönsten nach Thränen, wie die Blume nach dem Gewitterregen. — Auch so etwas muß man in der Liebe versuchen. Wer weiß, ob es euch zum zweiten Male so gut geboten wird.

Sophie. Ach, wer doch immer bei so guter Laune seyn könnte!

Caroline. Du mußt es probiren! Die üble Laune macht bös Ding noch schlimmer; die gute ist ein Magnet, der das Glück an sich lockt. Doch still jetzt! der Onkel kommt.

Sechste Scene.

Albert. Vorige.

Albert. Na, er ist fort. Er trabte so frisch die Straße hinunter, daß ihm alle Hunde aus der Nachbarschaft das Geleit gaben. — Nun sag' einmal, wie gefällt dir unsre Wette? He? Hab' ich nicht Muth?

Caroline. Ich fürchte, nur allzuviel, lieber Freund. Du wirst sie verlieren.

Albert. Ach Possen! Ich habe ja drei Wochen Zeit, mir etwas auszusinnen, und du wirst mir beistehen.

Caroline. Von Herzen gern.

Albert. Gieb mir die Hand darauf, Lischen!

Caroline. Da.

Albert, (die Hand streichelnd.) Ohne diese Hand ist nun einmal kein Heil für mich.

Caroline. Laß das die andern Ehemänner nicht hören, sie lachen dich aus.

Albert. Immerhin! wenn ich nur zuletzt lache. — Aber unser Nichtchen sieht ja so traurig da. Was fehlt ihr?

Caroline. I, mein Gott! der Abschied liegt ihr in den Gliedern.

Albert. Laß es gut seyn, mein Kind. In drei Wochen ist er wieder da, dein Bräutigam. Vielleicht noch eher.

Sophie. Vielleicht auch noch eher?

Caroline. Ach, sieh doch, welche Freude das gute Mädchen darüber hat. Ja, die Liebe, die Liebe!

Sophie. Lieber Onkel, ich muß gestehen —

Caroline. Daß du ihn herzlich liebst. Wir wissen es, wir wissen es.

Sophie. Nein, lieber Onkel, ich liebe ihn nicht.

Caroline. O sie spaßt.

Albert. Du liebst ihn nicht? — Je nun, das verlangt er auch vor der Hand noch nicht. Er will nur, daß du dich von ihm lieb haben lässest, und wenn du erst seine Frau bist, so wird sich auch bei dir die Liebe finden. Wenn man Wein trinkt, findet sich auch das Räuschchen. Ihr könnt's heute an meinem Beispiele sehn.

Sophie. Ich zweifle!

Albert. Wie so, ich zweifle? wie so?

Sophie. Der Unterschied der Jahre. —

Albert (ihr nachsprechend.) Der Unterschied der Jahre! — Jungfer Zweifel! Sieht sie nicht täglich einen Unterschied der Jahre vor sich herumspazieren, der alles einfaltige Gerede darüber Lügen straft?

Caroline. Es sind aber auch nicht alle Männer von deinem Alter so liebenswürdig und vernünftig als du, mein Freund.

Albert. Ja, das ist wahr; und nicht alle Weiber von deinem Alter sind so klug und brav als du, mein Lindchen.

Caroline. Ja, das ist auch wahr!

Albert. Allein Jungfer Nichte, wo kommen

denn auf einmal die Bedenklichkeiten her? Warum erfährt man denn erst jetzt etwas davon?

Caroline. Laß das arme Kind. Das sind Grillen, Launen, Mucken, die im Sonnenschein spielen! Du weißt ja, wie wir Weiber sind. — Wollen wir nicht lieber einen Gang in den Garten machen? Du sprachst gestern von einem Rosenbosquett, das du wolltest anlegen lassen, du sagtest aber nicht, wo? — Ich bin neugierig, welchen Platz du gewählt hast.

Albert. So komm, komm! Ich will dir das Plätzchen zeigen. Du wirst mir Beifall geben. — Denk dir nur, wie herrlich das seyn wird, wenn wir beide darin sitzen, und die Rosen um uns her, und ich dann so, bald die Rosen, bald dich ansehe, und die Rosen nicken dahin, und wir nicken dorthin, und die ganze Welt fängt an sich um uns zu drehen, und wir drehen uns am Ende mit — und — und — Na, komm, komm Lindchen! Wir werden den Gärtner schon in voller Arbeit finden.

(Er bietet ihr den Arm, sie gehen ab.)

Siebente Scene.

Sophie (allein, bald darauf) Heimfeld.

Sophie. So läßt sie mich nie zum Worte kommen, wenn ich es auch einmal versuchen will, den Oheim ein wenig vorzubereiten. Er war bei guter Laune, und ich glaube, ich hätte den Muth gehabt, ihm alles zu sagen. Der grade Weg ist gewiß auch hier der beste und unsre Liebe darf ihn gehen. (Indem sie gehen will, tritt Heimfeld herein.) Heimfeld! Ums Himmels willen, was machen Sie? Wie kommen Sie hier herein?

Heimfeld. Ich erhielt Ihren Brief gestern Abend, und er ließ mich nicht ruhen, noch rasten. Ich mußte fort und will nun aus Ihrem Munde hören, was ich dem Papier nicht glauben konnte.

Sophie. Mein Gott, Sie haben mich erschreckt. Wenn man uns hier überraschte!

Heimfeld. Ich komme ihnen ungelegen?

Sophie. Unerwartet in diesem Augenblick. Ich habe mich mit ganzer Seele nach Ihnen gesehnt.

Heimfeld. Um sich meiner desto eher zu entledigen.

Sophie. Still, still! Ich sehe wohl, mein Unglücksschwerer Brief sputt in Ihrem Kopfe. So ganz dürfen wir noch nicht — —

Heimfeld, (unterbrechend.) Es bedarf nur zwei Worte, mein Schickſal zu entſcheiden. Antworten Sie nur auf meine Fragen ganz kurz, mit Ja oder Nein.

Sophie. So fragen Sie.

Heimfeld. Iſt es wahr, daß Ihr Onkel Sie an Sirillo verheirathen will?

Sophie. Ja.

Heimfeld. Und er hat Ihnen ſeinen Willen erklärt?

Sophie. Ja.

Heimfeld. Und die Hochzeit iſt auf Sirillo's Zurückkunft feſtgeſetzt?

Sophie. Ja.

Heimfeld. Entſetzlich! und Sie wollen ihn alſo heirathen?

Sophie. Nein.

Heimfeld. Nein? Nein? — O wiederholen Sie mir dieſes Nein noch einmal. Es führt das Leben in meine Bruſt zurück.

Sophie. Wenn es Ihnen Vergnügen macht, ſo oft Sie wollen.

Heimfeld. Und doch, beſte Sophie, konnten Sie von einem Abſchiede auf immer ſchreiben? —

Sophie. Ich schrieb vorgestern im ersten Anlaufe des Schreckens, als mir eben mein Oheim Sirille's Bewerbung und seine Zusage angekündigt hatte.

Heimfeld. Aber warum erklärten Sie ihm nicht Ihre Abneigung? Warum sprachen Sie nicht?

Sophie. Ach, ich wußte ja in diesem Augenblicke kaum, daß ich eine Sprache hatte. Und er redete so zuversichtlich von dem Glücke, das mir zu Theil würde; freute sich so herzlich darüber, daß es mir unmöglich war, ihm zu widersprechen.

Heimfeld. Aber Sie werden sich doch erklären?

Sophie. Das will die Tante nicht. Sie glaubt, daß uns nur die List zum Ziele helfen kann. Aber gehn Sie jetzt! Sie können jetzt nicht länger hier bleiben, — gehn Sie, lieber Heimfeld! Ich sehe Sie diesen Abend im Garten, und dann sollen Sie mehr hören. Der Oheim könnte uns überraschen.

Heimfeld. Ich habe Sie kaum wiedergefunden, da ich Sie auf immer verloren glaubte, und dachte nun meines Glücks erst recht froh zu werden —

Sophie. Nein, nein, Sie müssen schlechterdings fort. Alles wäre verloren, wenn Sie der Oheim hier träfe.

Heimfeld. Ich gehorche. Leben Sie wohl, beste Sophie. Ich gehe glücklicher als ich kam.

Sophie. Leben Sie wohl, auf Wiedersehn.

(Sie begleitet ihn bis an die Thüre. Er ist aber kaum hinaus, als er schnell wiederkommt.)

Heimfeld. Es kommt jemand die Treppe herauf. Ich glaube, es ist Herr Albert.

Sophie. Mein Gott, er darf Sie nicht sehen! — Wohin? — Kommen Sie, geschwind hier hinein, in das Schlafzimmer der Tante. Schließen Sie von innen zu. Ich gehe und hole sie.

(Heimfeld ins Kabinet. Sophie durch die andere Thüre ab.)

Achte Scene.

Sirillo (verkleidet. Hereinguckend.)

So? — Alles leer? — Niemand da? — Hm! ich sah doch einen jungen Menschen aus diesem Zimmer kommen, und wie der Blitz wieder verschwinden, als er mich gewahr wurde, und es war mir sogar, als wenn ich sprechen hörte. — (Er guckt in alle Winkel.) — Ei, ei! vor wem wird denn hier Versteckens gespielt? — (Er hebt die Teppiche an den verhangenen Tischen auf und sieht darunter.) — Ein junger Mensch,

der sich nicht sehen lassen will, der in diesem Zimmer mit Jemand spricht; und einen Augenblick nachher, weder dieser junge Mensch, noch dieser Jemand in diesem Zimmer zu finden? — Das sähe wunderlich aus, wenn es irgend ein Mensch gewesen wäre, da es aber ein junger Mensch war, so sieht es nicht bloß wunderlich, sondern auch bedenklich aus. Sollte wohl gar Sophie? — Nein, das ist nicht möglich. Sie sieht viel zu unschuldig aus, und so etwas wär' mir auch zu Ohren gelangt. In einer kleinen Stadt darf ein Mädchen nicht mit ihres kleinen Bruders Nußknacker liebäugeln, es kommt heraus. — Oder etwa Alberts Frau? Hm! — Es scheint zwar, als wenn sie ihren Mann liebte; allein trau' einer den Weibern! Das ist die beste, die noch nicht in Versuchung gewesen ist. — Wir wollen uns bald überzeugen. — O, gesegnet seyst du, du güter Genius des Weins, der mir den Gedanken dieser Verkleidung zugeflüstert hat! Ich will auch alle Tage dir zu Ehren eine Flasche mehr trinken. — Unkenntlich genug habe ich mich wohl gemacht. — Wie wär's, du gutes Kind, wenn du auch ein bischen Versteckens spieltest? Diese Tische scheinen ja dazu einzuladen. — Ja, du gastliches Wesen, nimm mich auf in deine treue Seele, wie ein stilles Geheimniß; stehe vor aller Augen unbefangen und bescheiden da, wie vorher, und verrathe dein Eingeweide nicht. — (Er kriecht unter den Tisch.)

Der Himmel segne meinen Eingang. — (Steckt nach einer kleinen Pause den Kopf heraus.) — Puh! Etwas unbequem ist es doch hier unten. — Ich glaube man kommt! — Hinunter, Sirillo!

(Zieht den Kopf zurück.)

Neunte Scene.

Caroline. Heimfeld. Sirillo.

Caroline, (pocht an die Kabinetthüre.) Heimfeld, Heimfeld! machen Sie auf. Ich bin es.

Heimfeld (tritt heraus.)

Sirillo (steckt den Kopf hervor; für sich.) Alberts Frau, so wahr ich lebe! Gratulire, mein lieber Herr Albert, gratulire!

Caroline. Ich komme nur auf einen Augenblick, um Sie willkommen zu heißen. Ich habe mich nach Ihnen gesehnt; denn jetzt muß gehandelt werden, und Sie können nicht heißer wünschen, Ihre Liebe am Ziele zu sehn, als ich.

Heimfeld. Wie soll ich Ihnen danken für diese Güte!

Sirillo. Es ist richtig

Caroline. Ich bin nun ganz die Ihrige. Ihre Beständigkeit, Ihr Eifer haben mich überzeugt, daß Sie wahrhaftig lieben und verdienen geliebt zu werden. Ich will Sie glücklich machen, was auch mein Mann dawider einzuwenden haben möchte.

Sirillo. Bravo!

Heimfeld. Ich bin es schon durch diese Versicherung.

Caroline. Diesen Abend wird mein Mann vermuthlich ausgehn, und da Sirillo, der Aufpasser, uns nicht im Wege ist, so werden wir ganz ungestört seyn. Ich habe Ihnen viel zu sagen.

Sirillo. O ja, ich glaub's.

Caroline. So wie die Sachen stehen, kann uns nur die List zum Zwecke führen. Ich habe auch vorläufig schon einen Plan entworfen, wie wir es anzufangen haben.

Sirillo. Wie?

Heimfeld. Ich unterwerfe mich gänzlich Ihrem Willen; indessen wär' es doch nicht vielleicht besser, geradezu zu gehen?

Sirillo. Was?

Caroline. Nein, nein, das geht nicht. Folgen Sie mir. — Jetzt verlasse ich Sie. Gehn Sie wieder in mein Zimmer, dorthin kommt niemand. Ich

wünschte sie zwar aus ihrer Gefangenschaft zu befreien, allein mein Mann ist unten im Hause. — Warten Sie, ich will doch erst einmal horen, ob er noch unten ist. (Sie gehen nach der Thüre.)

Sirille. Nu, mein guter Albert! armer Teufel! du dauerst mich! Ich glaube gar, die Frau will mit dem jungen Menschen davonlaufen.

Caroline. Ich höre ihn noch unten sprechen. Gehn Sie nur wieder ins Kabinet. Vielleicht kann ich Sie bald erlösen. Adieu.

Heimfeld. Lassen Sie mich nicht zu lange warten. — (Er küßt ihr die Hand, sie geht. Sirillo zieht sich zurück. Als Heimfeld wieder ins Kabinet will, findet er die Thüre verschlossen.) — Verdammter Streich! die Thure ist ins Schloß gefallen. Was nun machen? (Er versucht die Thüre zu öffnen.) — Zu, fest zu! — (Er läuft nach der Mittelthüre, horcht hinaus, kömmt wieder, sieht in dem Zimmer umher, endlich geht er nach dem Tische, unter welchem Sirillo nicht steckt, und kriecht darunter.)

Sirillo (nach einer Pause, steckt den Kopf hervor.) Ist er fort? — Still — ich höre Geräusch. (Er verkriecht sich.)

Heimfeld, (nach einer Pause hervorguckend.) Es ist doch niemand im Zimmer? — Nein — Ich muß mich getäuscht haben. — (Zieht den Kopf zurück.)

Sirillo. Was ist denn das! Es war nur ja gar, als hört' ich sprechen. Der Galan im Kabinette hält vielleicht einen Monolog zum Zeitvertreibe. (Kriecht unter.)

Heimfeld, (bald darauf hervorsehend.) Nein, ich kann mich doch nicht getäuscht haben. Eben vernahm ich es gar zu deutlich. (Sieht sich um, horcht eine Weile, dann zieht er sich zurück.)

Sirillo. Schon wieder? — (Er hebt den Teppich an allen Seiten des Tisches nach einander auf und sieht sich um. Nachdem er den Kopf zurückgezogen hat, guckt Heimfeld heraus, dann wieder Sirillo. Sie wiederholen diese Bewegung noch ein paar Mal, doch in immer kürzern Zwischenräumen, endlich kommen sie Beide zu gleicher Zeit hervor. — Sie starren einander eine Weile an, dann:)

Heimfeld. Wer sind Sie, mein Herr?

Sirillo. Wer sind Sie, mein Herr?

Heimfeld. Was machen Sie da unter dem Tische?

Sirillo. Was machen Sie da unter dem Tische?

Heimfeld, (hervorkriechend.) Wissen Sie wohl, mein Herr, daß es sehr sonderbar ist, sich in einem fremden Hause unter den Tisch zu stecken, um die Leute zu belauschen?

Sirillo, (hervorkommend.) Wissen Sie wohl, daß es noch viel sonderbarer ist, daß Sie in diesem Hause etwas zu beherchen geben?

Heimfeld. Wie so, mein Herr?

Sirillo. Ich bin ein alter Bekannter und Gast in diesem Hause; aber Sie, was sind Sie denn?

Heimfeld. Ich — ich gehöre ins Haus.

Sirillo, (lachend.) Sie haben Recht. Ich dachte nicht daran. In einer wohl eingerichteten Haushaltung darf heut zu Tage so etwas nicht fehlen. Indeß möchte doch Herr Albert gegen das Amt, welches Sie hier bekleiden, einige Einwendungen zu machen haben.

Heimfeld. Was wollen Sie damit sagen? — Erklaren Sie Sich!

Sirillo. Junger Freund, hübsch demüthig und bescheiden! Ihre Heftigkeit ist hier am unrechten Orte. Vergessen Sie nicht, daß ich unter diesem Tische gesteckt und folglich Ihr ganzes Gespräch mit Madame gehört habe.

Heimfeld, (für sich.) Sollten wir uns verrathen haben?

Sirillo. Und daß ich also alles weiß, alles.

Heimfeld. Was wissen Sie?

Sirillo. Ihren Liebeshandel weiß ich, den Sie

hier im Hause haben. Es ist mir alles bekannt, alles. Gestehn Sie also ohne Zaudern die reine Wahrheit, und seyn Sie fein demuthig und geschmeidig, denn ich könnte Ihnen einen garstigen Streich spielen.

Heimfeld, (für sich.) Bei Gott, wir haben uns verrathen. — (Zu Sirillo.) — Nun denn, wenn Sie alles wissen, mein Herr, so wissen Sie, daß mich die heftigste, die reinste Liebe in dieses Haus führt.

Sirillo, (lachend.) Die reinste, ja, ja.

Heimfeld. Eine Liebe, die alle Hindernisse nur vermehrt haben; eine Liebe, über welche die Zeit keine Gewalt haben wird, die aber auch keines Menschen Auge zu scheuen hätte, wenn nicht unglückliche Umstände sie zwängen, sich in das Geheimniß zu hüllen.

Sirillo. Unglückliche Umstände! — (Für sich.) — Ja wohl sind das für den armen Albert sehr unglückliche Umstände.

Heimfeld. Sie scheinen mir viel zu vernünftig, und in Ihrem Gesichte drückt sich viel zu deutlich ein edles Gemuth aus, als daß ich fürchtete, Sie möchten einen üblen Gebrauch von dem machen, was Sie wissen und gehört haben.

Sirillo. Wir wollen überlegen, welcher Gebrauch davon zu machen ist. — Wenn der Teufel ein solches Ei in eine Wirthschaft gelegt hat, so kommt

es zwar einem Dritten nicht zu, es zu begakern; aber ich kann doch nicht schweigend zusehen, junger Herr, wie Sie von eines andern Eigenthum naschen.

Heimfeld. Eigenthum! Eigenthum! Mit welchem Rechte kann dieser Andere das herrliche Geschöpf sein Eigenthum nennen? Hier giebt die Liebe nur ein Eigenthum, und ich, ich hab' es mir erworben.

Sirillo. Nun, nun, ich dächte doch aber — (Für sich.) — Der Mensch hat seltsame Principien.

Heimfeld. Und wenn dieser Andere noch dazu ein Mensch ist, dessen ganzes Verdienst man — (Mit der Pantomime des Geldzählens.) — durch die Finger laufen lassen kann, ein Narr, ein alter Geck —

Sirillo, (für sich.) Wenn er es doch hörte!

Heimfeld. Wie darf dieser Rettich zur Rose sagen: du bist mein!

Sirillo. He he he, der Rettich!

Heimfeld. Ich bin auch überzeugt, daß Herr Albert, bei einiger Ueberlegung, alles das selbst einsehen wird.

Sirillo, (lachend.) Den Henker auch! Junger Herr, Sie haben einen guten Glauben. Ich möchte Ihnen aber doch nicht rathen, darauf zu warten.

Heimfeld. Warum nicht? Er wird, er muß es einsehen; und wenn nicht — nun dann —

Sirillo. Und dann? — Was dann? — Dann wollen Sie sie wohl gar entführen? — Wie? Bedenken Sie, junger Mensch, bedenken Sie —

Heimfeld. Ich bedenke eben, daß ich mich hier nicht am besten Platze befinde, und finde es gerathener, mich Ihnen schleunigst zu empfehlen.

Sirillo. Hören Sie doch, Sie haben mir ja noch nicht gesagt, wer Sie eigentlich sind?

Heimfeld. Ein andermal, zur bequemern Zeit; jetzt begreifen Sie, daß ich Eile habe.

Sirillo. Ja, ja, das begreife ich.

Heimfeld. Also Ihr Diener. Ich bitte Sie nochmals, zu schweigen, und nicht durch eine unzeitige Entdeckung ein Unruhstifter in dieser Familie zu werden. Dagegen soll Ihr Campement unter dem Tische, welches Sie, gelind' gesagt, wenigstens in den Verdacht einer unbescheidenen Neugier brächte, ebenfalls verschwiegen bleiben. Ihr Diener.

(Geht ab.)

Sirillo, (allein.) Diener, Diener! — Nun, da hätten wir ja eine Ueberraschung in Händen, der Albert gewiß nicht den Rang ablaufen sollte. Allein es ist ein zu bitterer Ernst, als daß man ihn zum Scherz gebrauchen könnte. — Schweigen kann ich aber doch nicht ganz. Einen Wink muß ich ihm geben; wär' es auch nur, damit er seinen Uebermuth

abzäumte und beschnden einherginge, wie andere Leute. — Wie oft hat er nicht über den und jenen ehrlichen Mann gespottet, dem ein solches Kräutlein im Garten gewachsen war, und jetzt — — Aber so geht's, so geht's: man sieht den andern neben sich betrogen, man lacht — (Er lacht.) — und denkt nicht, daß man selbst betrogen ist! — Nun will ich nur gehen und mich der Familie vorstellen.

(Geht lachend ab.)

Zehnte Scene.

Sophie (kommt eilig durch eine andre Thür und öffnet das Kabinet.) Caroline (tritt ein.)

Sophie, (aus dem Kabinet.) Liebe Tante, Heimfeld ist nicht mehr im Kabinet.

Caroline. Desto besser. Ich wollte ihn eben herauslassen; denn da Sirillo's Bruder gekommen ist, so kann heute Abend unser Divan nicht statt finden.

Sophie. Wenn ihn nur nicht etwa der Onkel hier gefunden hat.

Caroline. O, dann wäre das Gewitter längst ausgebrochen. J, mein Gott, der arme Mensch hat

Langeweile gehabt und ist fortgegangen, oder er hat gehungert; denn, ach, mein Kind, die guten Zeiten sind nicht mehr, wo ein Verliebter gar nicht zu essen brauchte. Heutzutage fühlt jeder unter seinem Herzen auch noch einen Magen.

Sophie. Haben Sie Sirillo's Bruder gesehen?

Caroline. Ja. Er sieht Sirillo'n ähnlich, aber er gefällt mir besser. Da kommen sie eben.

Eilfte Scene.

Albert. Sirillo. Vorige.

Albert. Ach, hier ist ja unsere Nichte. — Werther Freund, erlauben Sie, daß ich Ihnen die Braut Ihres Herrn Bruders vorstelle.

Sirillo. Das ist sie also, das? Beim Himmel, er hat gut gewählt. Erlauben Sie mir, daß ich die schöne Hand küssen darf, die meinen Bruder glücklich machen wird.

Caroline, (zu Sophien leise.) Bedanke dich doch für das Kompliment.

Albert. Was sagst du, Linchen?

Caroline. Ich fragte, ob nicht die Aehnlichkeit mit Herrn Sirillo recht groß wäre.

Sirillo. Ja, das ist wahr: wir sehen einander so ähnlich, daß man uns beinahe verwechseln könnte.

Caroline. Wenn Sie nicht eignes Haar trügen —

Sophie. Aber, liebe Tante, die Augen sind auch ganz anders.

Caroline. Du hast recht, jetzt finde ich es eben so. Auch die Nase, däucht mir —

Sophie. Ja, es ist eine ganz andere Nase.

Sirillo. Erlauben Sie, ich dächte doch, es wäre dieselbe.

Caroline. Verzeihen Sie. Ihre Nase hat einen ganz andern Schnitt.

Sophie. Und ist nicht so lang.

Sirillo. So? — Wenn ich erst die Ehre habe, Ihnen näher bekannt zu seyn, so hoffe ich, werden Sie noch größere Verschiedenheiten in unserm Charakter entdecken. Mein Bruder ist ein eigensinniger Mensch, ein Rechthaber, — (Er sieht alle an, alle schweigen.) — ein wenig eitel, eingebildet, bildet sich viel auf seinen Reichthum ein, hält sich für klüger als andere Leute; — (Wie vorher.) — ist auffah-

rend, hart und manchmal sogar ein wenig boshaft. — (Pause.) — Es scheint ja, als ob Sie mir Recht gäben.

Albert. O das nicht; aber —

Sirillo. Gestehen Sie mir nur ohne Verstellung, nicht wahr, ich habe Recht?

Caroline. Mein Gott, es hat ja jeder seine Schwächen.

Albert. Er wäre kein Mensch, wenn er nicht Fehler hätte.

Caroline. Ihr Herr Bruder ist sonst ein sehr braver Mann —

Albert. Den ich von ganzem Herzen schätze und achte —

Caroline. Und dem Sie in der That zu viel Böses nachsagen. Vielleicht was die Eitelkeit betrifft, könnten Sie nicht ganz Unrecht haben.

Albert. He, he, ja, er hat sich z. B. heute noch zu einer Wette mit mir verleiten lassen, die er schon einmal verloren hat. Vermuthlich wird er sie nun auch das zweite Mal verlieren.

Sirillo. So?

Albert. Aber ohne ein gewisses Vertrauen in sich selbst bringt man ja auch nichts gutes hervor.

Sirillo. Ohne Zweifel. — Was sagt denn unsere kleine Braut dazu? Ich muß gestehen, je länger ich in diese klaren Augen sehe, desto mehr bin ich geneigt, meinen Bruder zu entschuldigen; denn die Wahrheit zu sagen, ich war mit seiner Heirath nicht zufrieden; jetzt aber finde ich seinen Entschluß sehr natürlich. Es ist ihm gegangen, wie einem, der zu lange in die Sonne sieht: er kann sich des Niesens nicht enthalten.

Albert. Nun so wollen wir freundlich, zur Gesundheit, sagen. Ich wünsche ihm, daß er so glücklich lebt, als ich mit meiner Frau.

Sirillo, (für sich.) Das wünsch' ich ihm nicht. (Laut.) Sie sind wohl recht sehr glücklich?

Albert. Ja, das bin ich, und jeder wär' es an meiner Stelle, der ein gesundes Herz hat. Ein geräumiges Haus, ein hübsches Vermögen, ein einträgliches Geschäft, und vor allen Dingen eine Frau, die mich von Herzen liebt —

Sirillo. Das habe ich gemerkt.

Albert. Sie ist so klug, mit meiner Liebe in meine Jahre zu dividiren, und so bleibt ihr als Quotient immer ein blutjunger Mensch. Und wenn Sie sie erst näher kennen lernen, so werden Sie sehen, wie gut und treu, wie freundlich und gefällig, wie geschäftig —

Caroline. Halt, mein Freund! Ich habe es zwar gern, wenn ich gelobt werde, aber es muß hinter meinem Rücken geschehen. — Unser Gast kommt von der Reise, und wird es sich bequem machen wollen. Ich gehe, ihm ein Zimmer in Stand zu setzen. Komm, Sophie, begleite mich. — Nun magst du mich immer noch ein bischen loben!

(Ab mit Sophien.)

Zwölfte Scene.

Albert. Sirillo.

Albert. Und sehn Sie, immer munter, immer heiter, und immer voll Liebe und Geduld bei allen meinen Launen und Narrheiten, und klug, klug —

Sirillo. Davon bin ich überzeugt.

Albert. Aber bei alle dem, bin ich Herr im Hause.

Sirillo. So? — Ja, ja, eine solche Ehe ist ein Himmel auf Erden; allein auch die beste hat doch immer ein Wenn oder ein Aber.

Albert. Mag wohl seyn.

Sirillo. Es stellen sich Unannehmlichkeiten ein, die man oft gar nicht geahndet hat.

Albert. Das glaub' ich.

Sirillo. Mein lieber Herr Albert, es ist schwer die Weiber ganz kennen zu lernen. Auf irgend einem Punkte hat man ihnen immer zu viel oder zu wenig zugetraut.

Albert. Sind Sie verheirathet?

Sirillo. Ich? — ich — ja, ich bin verheirathet.

Albert. So, so! — (Für sich.) — Der gute Tropf hat gewiß ein rechtes Hauskreuz.

Sirillo, (mit einer bedeutenden Pantomime.) Besonders giebt es gewisse Unannehmlichkeiten —

Albert. Verstehe. Freilich, da hilft nur Geduld, — (Seine Hand fassend.) — Geduld, mein Freund! — (Für sich.) — Der arme Teufel!

Sirillo. Doch wenn man seine Frau liebt? —

Albert. So muß man von dem Augenblick an aufhören, sie zu lieben.

Sirillo. Aber die Ehre, die Ehre!

Albert. Hängt denn unsre Ehre von jemand ab, der selbst keine hat?

Sirillo. Wenn man dergleichen so wenig ver-

muthet — als Sie — und sich endlich für sein Vertrauen, seine Liebe, so belohnt sieht! Es ist bitter.

Albert. Muth! Muth! der wahre Mann muß stärker seyn als sein Unglück. — In der That, ich bedauere Sie recht sehr, lieber Freund; allein das ist Schicksal, Schicksal!

Sirillo. Sie bedauern mich?

Albert. Von ganzer Seele, wahrhaftig!

Sirillo. Hören Sie, Liebster, von mir ist ja aber die Rede nicht.

Albert. Nicht? Verzeihen Sie! Ich dachte. — Nun desto besser für Sie.

Sirillo. Und desto schlimmer für Sie.

Albert. Für mich?

Sirillo. Für Sie. Denn ohne Umschweife, Sie, Sie sind der Bedaurungswürdige.

Albert. Bester Mann, was soll das heißen?

Sirillo. Es soll heißen — es soll heißen — daß Ihre Frau — nun daß Ihre Frau — verstehn Sie mich denn gar nicht? — Nun, zum Henker, daß sie einen geheimen Liebeshandel mit einem jungen Menschen hat.

Albert. Herr! Sie sind nicht bei Sinnen!

Sirillo. Geduld, Geduld! Hören Sie mich ganz gelassen an.

Albert. Noch einmal, Herr, Sie sind verrückt! — Es ist nicht wahr! nicht möglich!

Sirillo. Muß doch möglich seyn, da es wirklich ist.

Albert. Woher wissen Sie es? Wer hat es gesehn?

Sirillo. Ich selbst. Nur Geduld; ich erzähle.

Albert. Nein, erzählen Sie nicht; es ist doch nicht wahr. — Doch ja, erzählen Sie. Nun, so erzählen Sie, zum Teufel! Ich liege auf der Folter.

Sirillo. Geduld! — Als ich, vor einer Viertelstunde ungefähr, die Treppe heraufkomme, tritt mir ein junger Mensch aus dieser Thüre entgegen.

Albert. Wie?

Sirillo. Aus dieser Thüre entgegen; — zieht sich aber schnell wieder zurück, als er mich gewahr wird.

Albert. Was?

Sirillo. Ich komme näher und höre im Zimmer sprechen —

Albert. Sprechen?

Sirillo. Sprechen; und als ich hereintrete —

Albert. Nun? nun?

Sirillo. Ist niemand da, gar niemand!

Albert. Wollen Sie mich zum Narren haben?

Sirillo. Geduld! — Die Neugierde plagt mich; ich verstecke mich unter jenen Tisch! Nicht lange darauf kommt ein Frauenzimmer, und das, wohl zu merken, war Ihre Frau, geht nach jenem Kabinette, ruft, es kommt jemand heraus, und das, wohl zu merken, war der junge Mensch.

Albert, (kleinlaut.) Der junge Mensch, aus dem Kabinette?

Sirillo. Kabinette. — Es wurde nun von Dingen gesprochen, die gar nicht zweideutig waren: von treuer Liebe, von Betehrung, von glücklich machen und von einer Zusammenkunft diesen Abend, wenn Sie nicht zu Hause wären.

Albert. Zusammenkunft?

Sirillo. Ja. — Es fielen heiße Dankergießungen, Handküsse und so weiter.

Albert. Und so weiter —

Sirillo. Ja. — Ich habe zwar nichts gesehen, allein bei einem so zärtlichen Duett läßt sich das Accompagnement leicht denken.

Albert. Denken —

Sirillo. Ja! — Nicht so niedergeschlagen, lieber Freund. Das ist Schicksal, Schicksal.

Albert. Ach, ich liebte sie so herzlich!

Sirillo. Muth! Muth! der Mann muß stärker sein als sein Unglück.

Albert. Mich so zu betrügen!

Sirillo. Hier hilft nur Geduld, Geduld!

Albert. Nein, Herr, es ist nicht wahr! Sie sind ein Narr! Sie sind rasend! Es kann nicht wahr sein!

Sirillo. Ich wär's zufrieden, wenn es meine Ohren nur nicht besser wüßten! — Uebrigens können Sie Sich diesen Abend ja selbst überzeugen.

Albert. Diesen Abend, — also diesen Abend ist die Zusammenkunft?

Sirillo. Ja.

Albert. Ich werde dabei sein. Beim Himmel! ich werde dabei sein! — Aber wo ist der Mensch — der Unmensch — der Teufel — wo ist er? — Ich will ihn suchen, ich will ihn ermorden — nein! nein! zu ihr will ich — zu ihr — ich will sie zu Boden schmettern — ich will sie vernichten mit meiner Verachtung — ich will —

Sirillo. Und was? Sie alles abläugnen lassen, nichts dabei gewinnen, als sie noch vorsichtiger

zu machen! Warten Sie doch lieber die Zusammenkunft ab; überzeugen Sie Sich, und nehmen Sie ihr alle Möglichkeit, sich zu rechtfertigen.

Albert. Das wolle der Himmel nicht! — Doch Sie haben recht; ja ich will den Abend erwarten, ich will mich mäßigen, ich will kalt seyn. O zum Teufel, sehn Sie denn nicht? Ich weiß mich zu fassen! Ich bin schon ganz kalt!

Sirillo. Ich sehe es.

Dreizehnte Scene.

Caroline. Die Vorigen.

Caroline. Nun, mein Herr, ist es Ihnen gefällig, mir zu folgen? Ich will Sie in Ihr Zimmer führen.

Sirillo. Ich bin zu Ihrem Befehl. — (Zu Albert.) — Noch einmal: Geduld, Geduld! — Empfehle mich.

Albert, (der bei ihrem Eintritt auf sie zugeschossen und um sie herum gegangen ist, jetzt, da sie gehen will:) Madame!

Caroline. Rufst du mich?

Albert. Ja.

Caroline. Ich komme gleich.

(Ab mit Sirillo.)

Albert, (steht eine Weile nachdenkend.) Wenn doch dieser Mensch lieber nie in mein Haus gekommen wäre. Ich war so glücklich, da ich nichts wußte! — Aber nein, nein, es ist mir lieb, daß er mir den Staar gestochen hat, wenn mich nun auch das Licht umbringt. — Ha, es ist entsetzlich; es ist gräßlich! — Die Schlange! — welchem menschlichen Gesichte darf man nun noch trauen, da dieses gelogen hat! — Geh' hinaus, Albert, geh' fort, weit fort von allen Menschen, hinaus in die Wälder, unter die wilden Thiere! die fressen dich doch nur, aber sie betrügen dich nicht!

(Er läuft heftig auf und ab.)

Caroline, (hereintretend.) Hier bin ich, mein Kind. Was willst du? — (Albert hört nicht auf sie.) — Mein Gott, was hast du? Was fehlt dir? — So rede doch! Du machst mir Angst. — Steh doch still und sprich, was fehlt dir?

Albert. Fehlen? O nein, es fehlt mir gar nichts. Ich habe nur etwas zu viel.

Caroline. Lieber Himmel, was soll das heißen?

Biſt du krank? Haſt du vielleicht wieder einmal Zahnſchmerzen?

Albert. Kopfſchmerzen! Kopfſchmerzen!

Caroline. So wollen wir nach dem Doktor ſchicken. Meinſt du nicht? Meinſt du?

Albert. Stell dich einmal derthin, mir gegenüber; ſieh mir grade in die Augen!

Caroline. Nun?

Albert. Es iſt nicht möglich! Es ſind Lügen, lauter Lügen! — (Geht auf ſie zu, bleibt aber plötzlich ſtehen.) — Nein! Geh! geh! wende dieſe heuchleriſchen Augen von mir weg. Sie ſollen mich nicht mehr zum Kinde machen.

Caroline. Albert! Albert! ich bitte dich, was iſt das?

Albert. O eine Kleinigkeit, eine wahre Kleinigkeit! Ein bischen Heuchelei, Betrug, Abſcheulichkeit, Schändlichkeit, Seelenmord! Aber das iſt ja was altes, was ganz alltägliches! Wer wird ſich darüber wundern? Ein ehrlicher, alter Narr wird für ſein Vertrauen, ſeine Liebe unerhört betrogen. Aber es geſchieht ihm ganz recht. Warum war der Narr nicht klüger!

Caroline. Albert, ich beſchwöre dich! ſprich deutlicher! Ich verſtehe dich nicht.

Albert. Madame verstehen mich nicht? O Madame thun sehr wohl daran, sich in diese Unbefangenheit zu kleiden; sie steht Ihnen sehr wohl! —

Caroline. Wahrhaftig, du wirst mich endlich böse machen, wenn du dich nicht erklärst!

Albert. Böse machen? Recht so! brave! Werden Sie recht böse! Das ist der gewöhnliche Kunstgriff der Weiber, wenn sie sich auf ihren Betrügereien ertapot sehen.

Caroline. Mein Herr, Sie werden unartig!

Albert. Unartig? O ja, gewisse Leute mögen allerdings weit artiger seyn!

Caroline. Wenn Sie fortfahren in diesem Tone zu reden, so werde ich Ihnen gar nicht mehr antworten.

Albert. Nicht mehr antworten? Nicht mehr antworten! Gut, Madame; ich will Sie und mich in eine Lage setzen, wo ich des Sprechens und Sie des Antwortens ganz überhoben seyn werden.

Caroline. Thun Sie, was Sie nicht lassen können!

Albert. Ich will es thun, so wahr ich lebe! Ich liebe Sie nicht mehr.

Caroline. Das thut mir leid!

Albert. O es soll Ihnen leid thun, es wird

Ihnen bei Gott leid thun. — (Pause, während welcher er sie von der Seite ansieht; dann mit milderm Tone.) — Sie werden niemand finden, der Sie so herzlich liebt, als ich es gethan habe, niemand.

Caroline. Wer weiß, mein Herr!

Albert. Wer weiß? Wer weiß? — Nun denn, wohl, Madame: Wer weiß! So wissen Sie denn: ich liebe Sie nicht allein nicht mehr, ich hasse Sie, ich verabscheue Sie. Nicht länger will ich mi[illegible] nen unter einem Dache seyn; noch heute will ich [illegible], noch diese Stunde — diesen Augenblick; — ich [illegible] — (Er geht hastig fort, seine Schritte aber werden langsamer, je näher er der Thüre kommt, endlich bleibt er stehen und wendet sich.) — Wie? — (Kommt wieder näher; mit barscher Stimme.) — Was sagten Sie?

Caroline. Nichts.

Albert, (näherkommend.) Gar nichts? Du sagtest gar nichts? — Du willst nicht reden? Du wendest deine Augen von mir?

Caroline (steht unentschlossen ängstlich.)

Albert. So ist es denn vorbei! vorbei! — Leb' wohl! — Caroline — Linchen — Engel — Schlange! — Teufel! Du siehst mich nicht wieder! Adieu auf immer!

(Er geht eilig ab.)

Caroline. Er geht wirklich — Mein Gott! er ist fort! — Ich muß ihm nach.

(Sie folgt ihm hurtig. Sophie begegnet ihr in der Thüre.

Sophie. Liebe Tante — liebe Tante!

(Caroline läuft ohne zu hören bei ihr vorbei.)

Vierzehnte Scene.

Sophie (allein.) Dann Sirillo.

Sophie. Sie hört und sieht nicht; und draußen kommt mir der Oheim entgegengelaufen, rennt mich beinahe um, und stürmt die Treppe hinunter. Da ist gewiß wieder einmal ein Zank gewesen. — Das bin ich gewohnt. Ehe die Sonne untergeht, versöhnen sie sich doch wieder.

Ich weiß nicht, wie es kommt, ich habe neue Hoffnung, seitdem Sirillo's Bruder hier ist. Er scheint mir ein recht artiger und vernünftiger Mann; sollte er die Sache nicht am besten vermitteln können? Er ist mit seinem Bruder und mit der Heirath nicht zufrieden. Wenn ich ihm alles offenherzig gestehe, er hilft uns vielleicht. Da kommt er.

Muth, Sophie! ich will wenigstens einen Versuch machen und leise anklopfen.

(Sirillo tritt ein.)

Sirillo. Ei, ei, da ist ja unsere kleine Braut, und ganz allein? Wo sind denn Herr Albert und Madame?

Sophie. Sie machen einen Spaziergang mit einander.

Sirillo. Spaziergang? So! — Es ist mir lieb, Sie allein zu treffen, mein schönes Kind! Ich will Ihnen etwas vertrauen.

Sophie. So begegnen wir uns ja auf einem Vorsatze: ich will Ihnen ebenfalls etwas vertrauen.

Sirillo. Sie mir? — So lassen Sie hören, lassen Sie hören. Ich bin ganz Neugier.

Sophie. Man beschuldigt uns Frauenzimmer, daß wir gern Vorreden machen; ich will aber offen und ohne Vorrede mit Ihnen sprechen. Ihr erster Anblick hat mir ein ganz besonderes Zutrauen eingeflößt, dessen Ursache ich mir kaum zu erklären weiß.

Sirillo. In der That? — Nun?

Sophie. Es ist meines Oheims Wille, daß ich Ihren Herrn Bruder heirathen soll.

Sirillo. Und Sie wollen ihn auch glücklich machen? Nicht wahr?

Sophie. Ich weiß nicht, ob ihn mein Besitz glücklich machen würde. Er verdient eine bessere Frau, als ich ihm sein könnte. Ich schätze, ich verehre ihn; allein, Ihnen darf ich es wohl sagen, ich liebe ihn nicht.

Sirillo. Sie lieben ihn nicht? — Und warum nicht, wenn man fragen darf?

Sophie. Kann man seinem Herzen gebieten? Und die Wahrheit zu sagen, er hat sich auch wenig Mühe gegeben, mein Herz für sich zu gewinnen.

Sirillo. Ei, ei!

Sophie. Ich bin überzeugt, daß sie ihm das nicht wieder sagen. Beleidigen möchte ich ihn nicht.

Sirillo. Ach, ich sag' es ihm nicht wieder!

Sophie. Sie werden es freilich sonderbar finden, daß ich Ihnen bei einer noch so jungen Bekanntschaft mit einem solchen Geständniß entgegen komme, aber, wie gesagt, Ihr erster Anblick hat mich mit Zutrauen erfüllt. Ich fühlte mich gleich zu Ihnen hingezogen. Sie schienen mir nicht fremd, es war mir, als hätten wir uns schon längst gekannt.

Sirillo. Wirklich! wirklich? — (Für sich.) — Ich glaube gar, diese veränderte Edition meines Ichs gefällt der kleinen Unschuld.

Sophie. Ich würde mich vielleicht dem Willen

meines Oheims gefügt haben, ob ich gleich Ihren Bruder nicht liebe; doch Ihre Ankunft hat mir ganz andere Gedanken eingegeben, sie hat mir eine neue Hoffnung aufgeschlossen.

Sirillo. Also seitdem ich hier bin, ich, seitdem wollen Sie meinen Bruder nicht mehr?

Sophie. (ihn bei der Hand fassend.) Ich gebe mich und mein Schicksal in Ihre Hände. Bei Ihnen soll es nun stehen, bei Ihnen allein, mich glücklich zu machen.

Sirillo (für sich.) So wahr ich lebe, sie ist in mich verliebt, und denkt, sie liebt meinen Bruder. Nun das ist lustig, das giebt einen Spaß.

Sophie. Meine Lage erlaubt kein Zaudern; sie zwingt mich, alle Zurückhaltung, alle Schüchternheit meines Geschlechts zu überwinden und Ihnen geradezu zu gestehen — daß ich — o Sie vermuthen es doch schon —

Sirillo. Ja, ja, ich vermuthe es wohl, Täubchen, aber nur heraus mit der Sprache. So etwas ist süß zu hören.

Sophie. Nun denn, so gestehe ich Ihnen — daß ich einen andern liebe.

Sirillo. Und dieser glückliche Andere? Wie? — Werden Sie nur nicht roth, mein Engelchen! Ich

will Ihnen die Verlegenheit ersparen, ihn zu nennen. Ich weiß alles, weiß alles! Ihre Aeugelchen haben eher gesprochen, als Ihr Mund.

Sophie. Wie? Sie wissen? —

Sirillo. Still, still, süße kleine Unschuld! Dergleichen kann ein Mädchen so wenig verbergen, als das Feuer die Hitze. — Nicht wahr, dieser Andere ist in der Nähe?

Sophie. Ja, vermuthlich ganz in der Nähe.

Sirillo. Und ist heute erst angekommen?

Sophie (für sich.) Gewiß hat er Heimfelden gesehen! — (Laut.) — Ja.

Sirillo. Er trägt einen blauen Rock?

Sophie. Ja, ja, ganz Recht.

Sirillo. Hat schwarze Haare?

Sophie. Und schöne schwarze Augen.

Sirillo. Kindchen, sie sind zwar ein klein Bischen grau, aber er hat einen ganz angenehmen Blick.

Sophie. Ist gut gewachsen.

Sirillo (sich besehend.) Ja, ja, er macht sich recht leidlich.

Sophie. Mit einem Worte, sehr liebenswürdig.

Sirillo (ihr die Hand küssend.) Ach und verliebt, verliebt!

Sophie. Ich sehe wohl, Sie wissen alles. — Muß ich Ihnen nun erst noch sagen, was ich von Ihnen verlange?

Sirillo. Ih, das Uebrige versteht sich ja von selbst. — (Für sich.) — Das Mädchen geht verdammt rasch zu Werke.

Sophie. Sie wollen mich also wirklich glücklich machen?

Sirillo. Englisches Hühnchen, ich bin ja derjenige, den Sie vom Kopf bis zu den Füßen zu lauter Glück machen!

Sophie. Was wird aber Ihr Herr Bruder dazu sagen?

Sirillo. Ach, da wir so schön mit einander einig geworden sind, so läßt sich mein Bruder alles gefallen. Ich gebe Ihnen mein Wort, er ist damit zufrieden, hoch zufrieden. — Ich habe ein Papier in der Tasche, womit ich Ihren Oheim überraschen wollte. — Sie wissen ja von der Wette, die er mit meinem Bruder eingegangen ist; und nun giebt es

eine doppelte Ueberraſchung; ha ha ha! das wird herrlich!

Sophie. Nun, und dieſes Papier?

Sirillo. Geb' ich Ihnen, und Sie geben es dieſen Abend, wenn wir alle verſammelt ſind, dem glücklichen Jemand, der von Ihnen geliebt wird, und der Sie zärtlich wieder liebt, mit den grauen oder ſchwarzen Augen und dem blauen Rocke, he he he! Es wird ſich dann alles zu Aller Zufriedenheit und ſehr ſpaßhaft entwickeln. — Leben Sie wohl, himmliſches Kindchen, ich höre jemand draußen auf dem Vorſaale; man darf kein Einverſtändniß zwiſchen uns muthmaßen. Ich lege mich Ihnen zu Füßen, mein Engelchen! Leben Sie wohl. (Im Abgehen.) Der Herr Albert wird Augen machen! Augen!

(Indem Sirillo durch die eine Mittelthüre abgeht, tritt Caroline zur andern herein.)

Funfzehnte Scene.

Caroline. Sophie.

Caroline (sich auf einen Stuhl werfend.) Ach! ach! ich kann nicht mehr!

Sophie. Was ist Ihnen? Sie sind ganz außer Athem.

Caroline. Seit einer Viertelstunde — lauf' ich ihm nach —

Sophie. Wem? dem Onkel?

Caroline. Ja. Trepp auf, Trepp ab; auf den Boden, in den Hof, in alle Winkel; — er voran, ich immer hinterdrein, die Thüren fliegen auf und zu, alle Leute im Hause sehn uns voll Verwunderung nach; ich frage, bitte, ich beschwöre ihn, nur wenigstens still zu stehn; er steht einen Augenblick, sieht mich von der Seite an, und stürmt dann weiter, als ob ihn die Furien peitschten. So hab' ich ihn noch nicht gesehen.

Sophie. Was giebt es denn? Was hat er?

Caroline. Gott weiß! — Das beste ist, man

läßt ihn austoben, und wartet, bis seine Vernunft wiederkommt. — Doch vermuthe ich beinahe, es hat ihm jemand Heimfelds Hierseyn und unsere ganze kleine Intrigue verrathen.

Sophie. Das fürcht' ich auch. Sirillo's Bruder wenigstens wußte um mein Verständniß mit Heimfeld.

Caroline. Sirillo's Bruder?

Sophie. Eben verließ er mich. Ich glaubte, daß er uns am besten helfen könnte, da er mit seinem Bruder und mit der Heirath nicht zufrieden ist; ich faßte mir also ein Herz, und entdeckte ihm alles.

Caroline. Du entdecktest ihm? —

Sophie. Es war ihm alles schon bekannt, und der wunderliche Mann schien darüber sehr erfreut. Er versprach mir, daß die Sache sich zu Aller Zufriedenheit entwickeln sollte. Dieses Papier soll ich Heimfeld diesen Abend geben. Es hat Bezug auf die Wette, und enthält vermuthlich die Entwicklung.

Caroline. Sonderbar! Wenn hier nur kein Mißverständniß zum Grunde liegt.

Sophie. Nun, wir werden ja sehn, diesen Abend muß es sich zeigen.

Sechzehnte Scene.

Albert mit Heimfeld. Vorige.

Albert. Nur hier herein, mein Herr, nur hier herein! Wir finden Gesellschaft.

Sophie. Mein Gott! Heimfeld und der Onkel! Wir sind verloren!

Albert. Ich bringe Ihnen einen angenehmen Gast, Madame, den ich zufälliger Weise im Garten traf. Wahrscheinlich ist er ein Liebhaber der Gärtnerei; ich fand ihn nicht weit von den jungen gepfropften Kirschbäumen im Gebüsche stecken. O, nicht wahr, es ist doch herrlich, zu sehn, wie jetzt im Frühling alles sproßt und treibt, und so gewaltig in die Höhe schießt, daß man des Teufels werden möchte vor Vergnügen? Nicht wahr, mein junger Freund? — Stehn Sie nicht da wie ein armer Sünder! Sie fürchten sich doch vor Frauenzimmern nicht? Treten Sie doch näher. — Madame kennen den Herrn?

Caroline. Ja, lieber Mann, ich — ich —

Albert. Noch weiß ich nicht, was mir die Ehre seines Besuchs verschafft hat, aber ich bitte ihn jetzt dringend, freundschaftlichst, sich darüber zu erklären.

Caroline. Lieber Albert —

Sophie. Lieber Onkel —

Heimfeld. Herr Albert —

Albert. Sie schweigen beiderseits, und Sie sprechen, junger Herr! Also noch einmal: was wollen, was machen Sie hier?

Caroline. Er wird vermuthlich —

Albert. Still, Madame!

Sophie. Ohne Zweifel hat er —

Albert. Still, Mamsell! — Nun, junger Herr, beliebt es? Ich warte auf Antwort.

Heimfeld. Herr Albert, ich bitte Sie, nicht zu glauben, daß mich ein Bewußtseyn von Schuld oder unreiner Absicht einen Augenblick verlegen und stumm gemacht hat. Es war blos die Ueberraschung

und die Furcht vor Ihrem Mißfallen. Die Ursache, warum ich hier bin, ist rein und lauter.

Albert, (für sich.) Ei verflucht über die Lauterkeit!

Heimfeld. Und ich darf mich nicht schämen, sie laut und frei zu bekennen.

Albert, (für sich.) Das ist ein unverschämter Kerl!

Heimfeld. Das einzige Vergehen, dessen ich mir bewußt bin, ist, so lange geschwiegen, hinter Ihrem Rücken gehandelt zu haben. Wir sollten Ihnen längst alles entdecken, und Sie hätten gewiß unsre Liebe durch Ihre Einwilligung beglückt.

Albert. Zum Teufel, Herr, sind Sie verrückt? Meine Einwilligung!

Heimfeld. Ich weiß wohl, daß uns manche Hindernisse im Wege liegen, allein ich habe auch das feste Vertrauen auf Ihre Güte, auf Ihre Klugheit, daß Sie der Stimme der Liebe und der Vernunft Gehör geben werden.

Albert. Nun sind Vernunft und Geduld bei mir bald zu Ende!

Heimfeld. Ich kann nur einen Grund anführen, der für mich spricht, aber es ist der mächtigste. Ich liebe sie von ganzer Seele, und habe die süße Gewißheit, eben so geliebt zu werden.

Albert. Was? Sie haben die Frechheit, mir das ins Gesicht zu sagen.

Heimfeld. Warum soll ich das nicht? Warum soll ein Gefühl, das in meinem Herzen wohnt, nicht auch über meine Lippen gehn? Unsre Liebe darf keines Menschen Auge scheuen.

Albert. Jetzt, Herr, jetzt thun Sie mir den Gefallen und machen, daß Sie fortkommen.

Heimfeld. Nun denn, ich sehe wohl, daß jetzt nicht der Augenblick ist, zu sprechen, und ich gehe; doch hätte ich für eine so bescheidne Bitte, für eine so ehrliche Bewerbung einen andern Empfang erwartet. Indeß, ich verzeih diese Heftigkeit gern einem Manne, den ich als den zweiten Vater meiner Geliebten verehre.

Albert. Gehn Sie zum Henker! Sie sind ein Narr mit Ihrem zweiten Vater, ein unverschämter Mensch! den Augenblick gehn Sie —

Heimfeld. Ich gehe; und noch einmal, ich verzeihe Ihnen Ihre Beleidigungen. — Sie werden bei kälterem Blute einsehen, wie grausam es ist, das Glück zweier Menschen einer eigensinnigen Grille aufzuopfern, denn ohne Sophiens Besitz giebt es kein Glück, — (Ihre Hand ergreifend.) — ohne diese liebe Hand hat das Leben keinen Werth für mich!

Albert. Wa — — —?

Sophie. Bester Oheim! Bester Vater!

Albert. Wie?

Caroline. Auch ich, lieber Albert, ich bitte dich, laß die armen Kinder nicht schmachten! Gieb ihm Sophien. Er verdient sie.

Albert. Was?

Sophie, (seine Hand fassend.) — Wenn Ihnen die Zufriedenheit, das Leben Ihrer Nichte etwas gilt — Ich werde niemals einen andern lieben.

Albert. Wie ist mir denn? Versteh' ich Euch recht? — Also diese da, Sophien, meine Nichte, die lieben Sie?

Heimfeld. Wen sonst?

Caroline. Albert, Albert, ich fange an zu ahnen — Iſt es möglich! Welcher böſe Geiſt hat dich beſeſſen? Kennſt du deine Caroline ſo wenig?

Albert — aber zum Henker! — (Er zieht ſie bei Seite.) — Er hat ja in deinem Schlafzimmer geſteckt.

Caroline. Das war eine Unvorſichtigkeit von Sophien, die ihn dort verſteckte.

Albert, (wie vorhin, halblaut.) Aber Sirillo's Bruder hat ja mit ſeinen eignen Ohren gehört, wie du von Belohnung der Liebe, von Glücklichmachen und von einer Zuſammenkunft geſprochen haſt.

Caroline. Er hat recht gehört, aber falſch verſtanden, wie du ſiehſt. — Und du konnteſt den Ohren eines Fremden ohne Unterſuchung mehr trauen, als dem Herzen, das du endlich doch kennen ſollteſt? — Albert! Albert!

Albert. Es wäre alſo wirklich! Darf ich's denn glauben? — (Er ſtellt ſich vor Heimfeld und Sophien und ſieht ihnen in die Augen.) — Aus dieſen vier Augen ſpricht die Liebe — und alſo die Wahrheit; — (Er geht zu ſeiner Frau.) — und dieſe zwei

— nein, sie lügen nicht, so wahr ich lebe, sie können nicht lügen! — Linchen, höre Linchen, ich habe also wohl Unrecht? Wie? — Gieb mir deine Hand. — Du bist böse, recht böse?

Caroline. Ich sollt' es wohl, und keine andere ehrliche Frau würde sich die schöne Gelegenheit entschlupfen lassen, wenigstens vier Wochen lang zu schmollen; allein da ich mich doch nicht ganz rein von aller Schuld fühle —

Albert (läßt ihre Hand fahren und tritt ein paar Schritte zurück.) Also doch — doch!

Caroline. Erschrick nur nicht. So ist es nicht gemeint. — Sieh, diese Leutchen lieben einander schon seit einiger Zeit; —

Sophie. Ja, lieber Onkel, in 6 Wochen wird es ein Jahr, daß wir uns kennen.

Caroline. Mich hatten sie zu ihrer Vertrauten gemacht, und theils die Scheu, dir gradezu zu widersprechen, theils die kleine Eitelkeit, dich ein wenig zu überlisten, bewogen mich, den ganzen Handel vor dir geheim zu halten und eine Intrigue hinter deinem Rücken zu spielen. Das ist mein Verbrechen. Verzeihst du mir es?

Albert. Höre Kindchen! Liebchen! — Eine Intrigue hinter meinem Rücken — mich überlisten! — Es ist viel — aber es sey drum! — Ich verzeih dir's! Wer im Wasser gelegen hat, den macht der Regen nicht naß.

Caroline. Also wir heben mit einander auf?

Albert. Topp! von ganzem Herzen! — Uff! wie leicht wird es mir auf der Brust. So muß es einem zu Muthe seyn, der von der Hölle geträumt hat, und im Himmel aufwacht. Goldkindchen, die Freude zappelt mir in den Beinen, daß ich gleich tanzen möchte!

Caroline. Lieber Freund, dort stehn auch ein Paar, die ein Tänzchen mitmachen, wenn du ihnen nur aus dem rechten Tone aufspielteſt. Wie wird es mit ihnen?

Albert. Ja so, die hatt' ich rein vergessen. — Nun, junger Freund, wie heißen, wer sind Sie denn eigentlich?

Heimfeld. Ich wünschte, meinen Namen verschweigen zu dürfen. Er wird Ihnen keine angenehmen Erinnerungen wecken. Ich heiße Heimfeld.

Albert. Heimfeld? Sie sind also der Sohn? — Heimfeld! Ja, ja, Sie haben Recht; der Name klingt mir nicht angenehm. Vor zehn Jahren waren wir gute Freunde, Ihr Vater und ich; jetzt sind wir es freilich nicht mehr. — Doch ich kenne Sie, dem Rufe nach, als einen braven, gescheidten, jungen Mann, und da Sie mir den Gefallen gethan haben, sich in meine Nichte zu verlieben, und nicht — hm! — und ich in diesem Augenblicke so froh bin, daß ich die ganze Welt verschenken möchte, und mich selbst obendrein, so thut es mir wahrlich recht leid, daß ich Ihnen Sophien nicht geben kann. Allein es geht nicht. Ich habe sie Sirillo'n versprochen, und wenn ich zurücktrete, verliere ich 3000 Thaler: doch das wäre kein Grund, Ihr Glück zu verhindern, wenn ich sie ihm nur nicht versprochen hätte.

Caroline. 3000 Thaler! Ei, ei, liebes Männchen, kann man denn eines Mädchens Herz und Hand versprechen und verhandeln, wie eine Waarenkiste, oder wie die Fürsten Land und Leute?

Albert. Warum habt Ihr es durch Eure Geheimnißkrämerei so weit kommen lassen? Warum habt Ihr nicht gleich die Wahrheit gesagt? Nun müssen wir wenigstens Sirillo's Zurückkunft abwarten, und dann sehen, ob er freiwillig abtreten will.

Bis dahin, Herr Heimfeld, bitte ich Sie, mein Haus — und meinen Garten nicht zu betreten.

Sophie. Lieber Onkel, vielleicht iſt es nicht nöthig, Sirillo's Zurückkunft abzuwarten. Sein Bruder, dem ich Alles entdeckt habe —

Albert. Was?

Sophie. Gab mir hier dieſes Papier, welches die ganze Sache zu Aller Zufriedenheit entwickeln ſollte.

Albert. Sirillo's Bruder?

Sophie. Ich ſoll es dem geben, den ich liebe; alſo hier, Heimfeld, nehmen Sie es, und leſen Sie. Freilich ſollte das erſt dieſen Abend geſchehen, wenn wir alle zuſammen wären, allein auf einen Augenblick früher oder ſpäter kommt es wohl nicht an.

Albert. Nun, nun! leſen Sie, leſen Sie!

Heimfeld (bricht das Papier auf und durchläuft es.) Himmel! ſeh' ich recht! Iſt's möglich? Hören Sie! — (Lieſt) — „Der Unterzeichnete, durch wichtige Gründe bewogen, tritt hiermit feierlich und wohlbedächtig alle erworbene und noch zu erwer-

bende Ansprüche und Rechte auf die Hand und den Besitz der Demoiselle Sophie, Nichte des Herrn Albert, ohne Vorbehalt an denjenigen ab, welcher dieses Papier aus den eignen Händen der Demoiselle Sophie empfangen wird, und entbindet den Herrn Albert gänzlich seines desfalls gegebenen Wortes.

Sirillo."

Albert. Was ist denn das? Geben Sie doch her! — So wahr ich lebe, seine Hand und sein Siegel! Ih! was tausend, soll das heißen?

Caroline. Mir fällt etwas ein. Wäre es nicht möglich, daß Sirillo um Sophiens Verständniß mit Heimfeld gewußt, diese Abtretung schon längst beschlossen hätte, und nun sich der Gelegenheit bediente, um durch eine Ueberraschung Eure Wette zu gewinnen?

Albert. Nicht ganz unwahrscheinlich — du hast Recht; es wäre möglich, wenn nur die 3000 Thaler nicht wären.

Sophie. Es ist gewiß, lieber Onkel. Sein Bruder sagte selbst, daß es um der Wette willen geschähe.

Albert. Sagte er? — Hm! hm! — Also hätte er mich doch gefangen? — (Carolinen bei Seite ziehend.) — Wie konnte mich denn aber der Mensch eifersüchtig machen wollen, wenn er das wußte? Wie?

Caroline. Ein Scherz vielleicht; Neckerei!

Albert. Ei, hol der Henker den Scherz! Solche Scherze lieb' ich nicht, die so tief ins Lebendige hineinstechen. Es hätte übel ablaufen können, wenn ich nicht ein so guter Narr wäre.

Caroline. Und ich eine so gute Närrin. — Wie ist es nun aber mit den Beiden da?

Albert. I nun, die Sache wird sich ja aufklären. Wenn es Sirillo zufrieden ist, und die 3000 Thaler fahren läßt, bin ich es auch; und so mögen Sie das Mädchen in Gottes Namen hinnehmen.

(Er führt Sophien Heimfelden zu.)

Sophie. Bester Onkel!

Heimfeld. Herr Albert!

Albert. Versteht sich, junger Freund, nur

unter der Bedingung, daß Sie die Einwilligung Ihres Vaters erhalten.

Heimfeld. O, er wird mir sie gewiß nicht verweigern.

Siebzehnte Scene.

Sirillo. Die Vorigen.

Sirillo (tritt schnell herein, bleibt aber in der Thüre stehen.)

Albert. Ah, kommen Sie, kommen Sie! Ich bekenne mich für überwunden. Ihr Bruder hat die Wette gewonnen.

Sirillo (nähert sich, immer von der Seite auf Heimfelden hinblickend.) Wie? Was sagen Sie?

Albert. Auf eine Ueberraschung von der Art war ich freilich nicht gefaßt.

Sirillo. Wie meinen Sie —?

Caroline. Eine ſolche Großmuth hatte ich in der That nicht von Ihrem Herrn Bruder erwartet.

Sirillo. Großmuth — wie denn —?

Albert. Ich muß geſtehen, auf eine ſolche Art verlier' ich die Wette von Herzen gern.

Sirillo. Haben Sie denn —?

Sophie. Das Papier ſollte zwar ſpäter erſt erbrochen werden, allein die Umſtände waren ſo dringend —

Sirillo. Ah! — So, ſo! Nun verſteh' ich. Die kleine Loſe hat zu frühzeitig aus der Schule geſchwatzt. Herr Albert weiß alſo —

Albert. Ja, ja; ich weiß alles.

Sirillo. Und geben Ihre Einwilligung?

Albert. I, warum nicht? wenn Ihr Bruder ſelbſt zurücktritt, ſo habe ich nichts dawider.

Sirillo. Nun, meine kleine Braut, ſo geben Sie mir denn Ihr Händchen und Sie — (Zu Albert.) — Ihren Segen dazu.

Albert. Was?

Caroline. Wie?

Sirillo. Was ſollen da noch die Umſtände? Wir ſind ja mit einander einverſtanden.

Caroline. Was ſoll das heißen?

Albert. Was fällt Ihnen ein?

Sirillo. J, mein Gott, wie ſtellen Sie Sich denn? Mein Bruder hat mir ſeine Braut abgetreten, und wir ſind mit einander einig, und Sie geben Ihre Einwilligung, alſo —

Albert. Aber —

Heimfeld. Mit Erlaubniß, mein Herr; wir wiſſen nichts von einer Abtretung an Sie.

Sirillo. Was? Was haben Sie darein zu reden? — (Zu Albert.) — Lieber Freund, was macht der Menſch hier? Das iſt ja der —

Albert. Still, ſtill! Jetzt wiſſen wir das Späßchen. Es hat mir heiß genug gemacht.

Caroline. Ich hätte Luſt mit Ihnen darüber zu zanken; indeſſen da es ſo gut abgelaufen iſt, mag es Ihnen dießmal noch hingehen.

Sirillo, (zu Albert heimlich.) Mein guter Herr Albert, wie ich ſehe, haben Sie Sich alſo doch einen blauen Dunſt vormachen laſſen?

Albert. Ach gehn Sie doch, gehn Sie! Wie ich ſehe, ſind Sie ein Schalk, lieber Freund. Sie haben ja die ganze Sache von Anfang an gewußt. Ihr Bruder hat Sie ja von allem unterrichtet.

Sirillo. Von was denn? Ich verſtehe Sie nicht.

Albert. Hören Sie auf, hören Sie auf! Der Spaß läßt ſich nun nicht weiter fortſetzen. Es iſt ja klar, daß Sie alles wiſſen mußten.

Sirillo. So möge der Himmel nichts von mir wiſſen, wenn ich weiß, was ich wiſſen ſoll!

Albert. I, mein Gott, wie konnten Sie denn ſonſt das Papier meiner Nichte geben, damit ſie es den jungen Freund da erbrechen ließe?

Sirillo (ſteht mit offnem Munde und ſieht einen nach dem andern an.)

Sophie. Und als ich Ihnen vorhin mein Verhältniß mit Heimfeld gestehen wollte, versicherten Sie ja, es sey Ihnen schon bekannt.

Heimfeld. Und nach unsrer Rencontre unter den Tischen dort, sagten Sie mir ja das nämliche.

Caroline. So laßt doch, Kinder! Ihr seht ja wohl, daß es sein Spaß ist.

Sirillo. O! — o! zum Teufel, nein! es ist mein Spaß nicht! — (Sich vor die Brust schlagend.) — Dummkopf! Dummkopf! — (Zu Heimfeld.) — Heraus mit dem Papiere, junger Herr! her damit!

Heimfeld. Halt! das Papier werde ich nur mit meinem Leben lassen. Ich fange jetzt an, zu begreifen.

Sirillo. Sie haben es erschlichen. Heraus damit! Das gilt nicht!

Albert. Freund, es ist ja Ihres Bruders Wille, daß es der junge Mensch da erhalten sollte.

Sirillo. Nein, nein, nein, sag' ich! es ist sein Wille nicht.

Sophie. Mein Himmel, sprachen Sie nicht

ſelbſt, ich ſollte es dem geben, den ich liebte? und das hab' ich gethan.

Heimfeld. Es erhellt aus dem Papiere ſelbſt ganz deutlich, daß es Ihres Herrn Bruders Wille iſt.

Sirillo. Zum Satan, nein! — Ich muß doch beſſer wiſſen, was mein Wille iſt?

Caroline. Von Ihrem Willen iſt ja aber gar nicht die Rede. Ihres Herrn Bruders Wille———

Sirillo. Nein, nein! mein Bruder iſt ich! ich bin nicht mein Bruder! ich bin ich!

Albert. Mein Gott, daran zweifeln wir nicht. Eben deßwegen — —

Sirillo. O zum Teufel, nein! ich bin nicht ich! ich bin eben er! ich bin jener — nein, ich bin nicht jener! — Ich bin dieſer, der hier vor Euch ſteht — ich bin eben dieſer Bruder —

Caroline. Nun ja doch, ja, das wiſſen wir ja — —!

Sirillo. Nein, Höllenelement! das wißt Ihr nicht — ich bin nicht Euer Bruder, ich bin mein Bruder! — Ich bin jener — o geht alle zum Henker! Ihr macht mich wahnſinnig! Ich bin ich — ich

bin Sirillo! (Er wirft die falschen Haare ab und steht mit kahlem Kopfe da.) Wie? was? Wer bin ich? Wer? (Das folgende schnell hintereinander. Sirillo kann nicht zum Worte kommen.)

Albert. Ah, bravo! bravo! Lieber, bester Sirillo, laß dich umarmen! Der Streich ist vortrefflich. Klug und schön! Du machst da ein paar glückliche Menschen, und hast die Wette recht brav gewonnen.

Sirillo. Ah was —!

Heimfeld. Wie soll ich Ihnen danken, Herr Sirillo, für Ihre Güte, Ihren Edelmuth? Sie haben das Glück meines Lebens gemacht.

Sophie. In der That, Herr Sirillo, ich bin beschämt und verlegen. Ihre Großmuth schlägt mich nieder.

Caroline. Nehmen Sie meinen herzlichsten Dank. Die Ueberraschung ist so sinnreich, als edel. Es ist, als ob Sie mein eignes Glück gemacht hätten.

Sirillo. Ach was! Ich bin nicht großmüthig, ich bin nicht edel, ich bin nicht klug, ich will nicht klug seyn! Das Mädchen will ich!

Albert. Aber bedenke doch, mein Brüderchen,

du hast meine Nichte freiwillig an Herrn Heimfeld abgetreten. —

Heimfeld. Die Verzichtleistung ist in meinen Händen.

Sirille. Das ist ja eben das teufliſche Mißverſtändniß! Sie ſoll nicht in ſeinen Händen ſeyn, junger Herr; ſie iſt für ihn nicht beſtimmt. Mir gehört ſie, für mich hab' ich ſie geſchrieben!

Albert. Nun, das iſt luſtig. Für dich ſelbſt?

Sirille. Mein Gott, ja! Kannſt du denn das nicht begreifen? Ich ſchrieb ſie um unſrer Wette willen; die kleine Schlange da ſollte ſie mir in meiner Verkleidung geben, und ich freute mich, wie ein Kind, auf die koſtliche Ueberraſchung. — O du Bund Stroh, daß du auch gar nichts merkteſt!

Albert. Ah! ah! — Nun wird es mir klar vor den Augen. — Aber, lieber Freund, du ſiehſt wohl, wie die Sachen ſtehn. Die jungen Leute lieben einander ſchon ſeit einem Jahre, und wo die Liebe den Segen geſprochen hat, da thun wir Alten am beſten, Amen zu ſagen.

Sirille. Muß ich denn nicht am Ende? Bei dieſer teufliſchen Wirthſchaft? He? Was hilft hier

aller Widerstand? — Allein — allein — Sie da, Herr, (Zu Heimfeld.) haben Sie mir nicht selbst gestanden, daß Sie — —?

Heimfeld. Was Sie verstanden haben, weiß ich nicht; indeß auf jeden Fall war es ein Mißverständniß von Ihrer Seite.

Sirillo. Und Sie, Madame! ich habe ja mit meinen Ohren gehört, wie Sie — —

Caroline. Wie Sie aber jetzt gehört haben, war das auch ein Mißverständniß.

Sirillo. Und Sie, — (Zu Sophien.) Sie — haben mir doch gesagt, daß — daß Sie mich liebten.

Sophie. Lieber Herr Sirillo, das war wohl auch ein Mißverständniß!

Sirillo. Mißverständniß! — Mißverständniß! Ha! Ich fange an zu merken, daß ein 52jähriger Liebhaber den Mißverständnissen gewaltig unterworfen ist.

Caroline. Damit nun aber das letzte nicht schlimmer werde, als die ersten, so dächte ich, Herr Sirillo —

Sirillo, (nach einer kurzen Pause.) Nun ja! ja!

ja! Sie haben Recht, Madame; es wäre von allen meinen dummen Streichen der dümmſte, wenn ich eine Frau haben wollte, die mir als Ausſteuer einen Liebeshandel ins Haus brächte. Alſo bleibt mir nichts übrig, als fein geſchmeidig und geduldig, als ob ich ein Ehemann wäre, zu tanzen, wie mir aufgeſpielt wird.

Albert. Bravo, alter Freund, bravo!

Sirillo. Aber unſre Wette?

Albert. Nun, wie du ſiehſt, die habe ich gewonnen. Denn wir ſind dir doch in der That im Augenblicke, wo du mit deiner Ueberraſchung losbrechen wollteſt, mit einer weit größern zuvorgekommen.

Sirillo. Nun ja! ja! In Gottes Namen! Amen! Amen! Ich will gern bezahlen, nur erinnert mich nicht weiter daran. (Zu Sophien.) Seyn Sie glücklich, mein ſchönes Kind. Ihrem Manne wünſche ich: — daß Sie ihn niemals überraſchen! Die Ueberraſchungen taugen in der Regel nicht viel!

C. W. Contessa's

Schriften.

Herausgegeben

von

E. von Houwald.

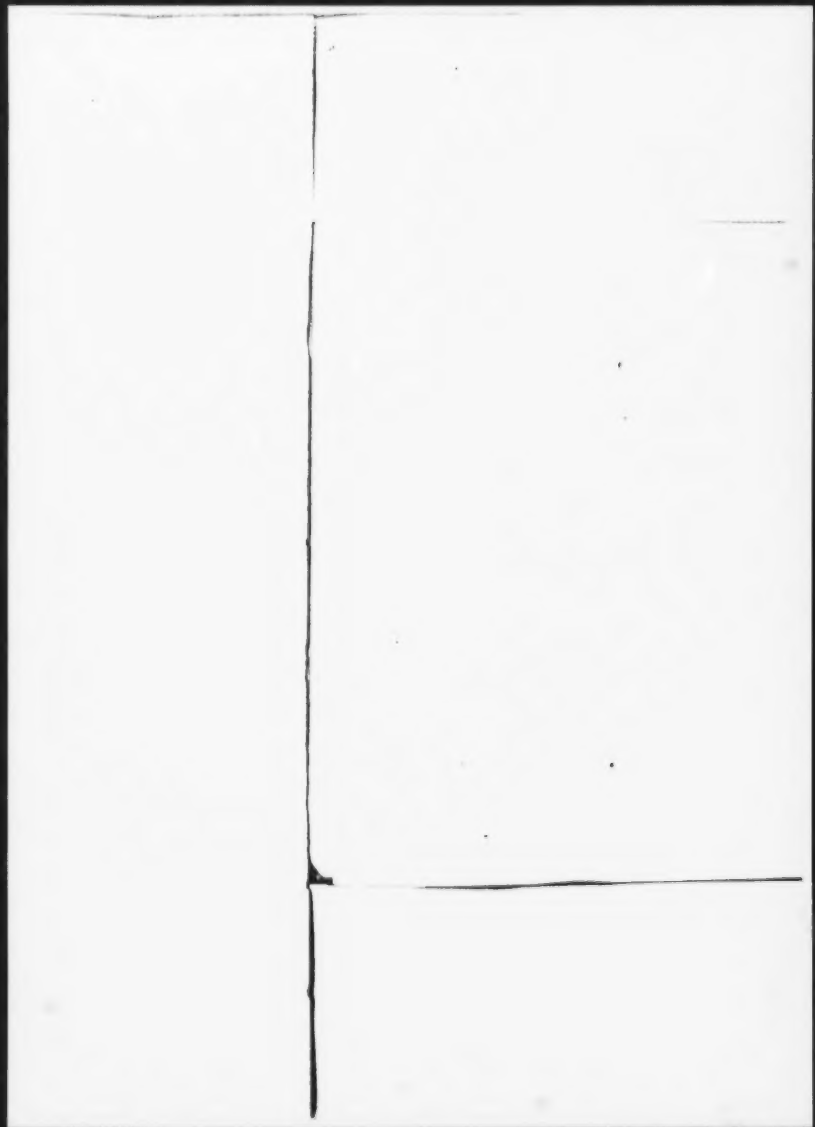
Vierter Band.

Leipzig,
bei Georg Joachim Göschen 1826.

Univ. Bibl.
München

Inhalt.

Magiſter Rößlein. 1810. . S. 1
Raimund. 1811. . . — 59
Die Ehen werden im Himmel geſchloſſen. 1811. . . — 87
Almenorade. Ein Trauerſpiel. 1812. — 113
Lebensharmonie. 1812. . — 129
Der Orakelſpruch. Operette in Einem Acte. 1812. . . . — 165
Haushahn und Paradiesvogel, oder die Gebirgsreiſe. Ein Mährchen. 1813. . . . — 215



Magister Rößlein.

1810.

In der Stadt Bamberg lebte vor Zeiten ein gelehrter Mann, Namens Magister Roßlein, der in der griechischen und lateinischen Sprache wohl erfahren, auch in der Musik und andern freien Künsten nicht ungeübt war. Weil er aber, von Natur stiller und blöder Gemüthsart, weder etwas auf sich selber zu machen, noch sich hohe Gönner und Freunde zu erwecken wußte, so hatte Fortuna, die als ein Weib nur kecken Gesellen hold ist, sich ihm nimmer freundlich erweisen wollen; er mußte vielmehr als Rathscopist und nebenbei mit Unterricht in alten Sprachen und Musik sich fast kümmerlich durch die Welt schleppen, und kam, der Ordnung und Sparsamkeit überdies wenig ergeben, und dem Weinglas etwas über die Gebühr zugethan, in seiner Wirthschaft von Tag zu Tage mehr zurück.

So geschah es denn, um solchem Uebel auf einmal einen Riegel vorzuschieben, und weil ihn die grauen Härlein da und dorten auf seinem Haupte an eine Pflegerin im Alter erinnerten, daß er eine noch in frischen Jahren blühende Wittwe, die in

ſeinem Hauſe wohnte, zur Ehegenoſſin erkor, dadurch aber in der Wahrheit nur deſto größerem und unleidlicherem Uebel Thor und Thür öffnete. Frau Mathildis war gar hoffärtigen und herriſchen Weſens und heftigen, unverträglichen Gemüthes, wußte ſich bald des Hausregiments dergeſtalt zu bemächtigen, daß er nichts ohne ihren Willen thun oder laſſen durfte, hielt ihn in ſcharfer Zucht und ſchmaler Koſt, ſetzte ihm auch unterweilen mit Eiferſucht und argwöhniſchen Gedanken hart zu, in Summa ſie brachte ihm den Roſenſtock des Eheſtandes aller Blumen und Blätter baar und ledig als kahlen Dornenſtrauch ins Haus, und es war ihm in kurzem von ſeinem ſonſtigen friſchen, frohen Muthe kaum noch ſo viel überblieben, daß er ſich zuweilen lachend mit dem Eſel vergleichen mochte, dem zu wohl war, und der aufs Eis ging.

Da ſtellte ſich einſtmals, als er mit frühem Morgen durch ein enges Gäßlein ſchlich, ein zerlumptes Bettelweib ihm in den Weg, und griff nach ſeiner Hand, und als er ſich unmuthig von ihr losmachend furbaß ſeiner Straße ging, rief ſie ihm mit heiſrer Stimme nach: „Rößlein, Rößlein, wohinaus mit deinem ſchweren Sack? Wenn du mir ein gut Wort giebſt, helf' ich dir davon!“ Dareb ſchaute er einen Augenblick verweilend ſich nach ihr um, und ſchnell war ſie ihm wiederum zur Seite,

und ſprach neben ihm fortgehend: „es iſt faſt Schade um dich, daß du um fremder Schuld willen ſelbſt gehangen werden. Ich will dir einen Schatz verkaufen, um den wohl mancher Hab' und Gut geben möchte. Verwahr' ihn wohl und gebrauch' ihn verſtändig.“ Sie zog darauf ein Büchlein unter ihrem Bruſttuch hervor und ſteckt' es ihm in die Hand, ließ auch nicht ab, in ihn zu dringen und ihm des Büchleins verborgene Kräfte anzupreiſen, bis daß er endlich, da ſie unterdeß in eine volkreichere Gaſſe getreten waren, und er ſich der Begleitung ſchämte, ihrer los zu werden, einen Gulden aus dem Beutel langte, und das Büchlein dafür an ſich nahm.

Es waren wenige Blätter Pergament mit halb verblichener uralter Schrift, untermengt mit wunderlichen Zeichen und Figuren, und da er am Abend im ſtillen Kämmerlein die altfränkiſchen Züge genauer anſchaute, und anfing zu leſen, wär' ihm vor Schreck faſt das Buch entfallen, denn da zeigte ſich ihm klar, daß es nichts minder ſey, als eine Anweiſung und Formel, den Teufel zu beſchwören und ihn zu des Menſchen Dienſt zu verpflichten.

Von da an war es um ſeine Ruhe geſchehen. Es lag ihm Tag und Nacht nichts anders zu Sinne, als das verwünſchte Büchlein, und wie er ſeine

Kraft erproben möchte; in seinem Innersten erhob sich ein Tumult, als habe sich der Böse schon leibhaftig bei ihm ins Quartier gelegt, und wolle sein Gewissen, als den rechtmäßigen Wirth, unter Zanken und Streiten von Haus und Hof vertreiben. Wenn jener dann den zeitlichen Vortheil des Leibes mit lauter Stimme herrechnete, so schrie dieses desto jämmerlicher, doch lieber den ewigen Vortheil seiner Seele zu bedenken; wenn dieses ihm die Gräulichkeit des Höllenpfuhls und die ewigen Qualen der Verdammten zeigen wollte, schlug jener ein teufliſches Gelächter auf, schalt das Gewissen ein altes Weib, und wußte den Genuß aller Erdengüter und Wollüste aufs herrlichste aufzumalen, vergaß auch nicht die Befreiung von Frau Mathildens hartem Ehejoche als ein schweres Gewicht auf seine Waagschale zu legen, so daß dem armen Magisterlein bei diesem Streit oftmals der helle Angſtſchweiß an die Stirne trat, nicht Speise noch Trank ihm fürder munden wollte, und kein Schlaf ſein Lager heimſuchte.

So hatte er es schon viele Tage getrieben, als er einst seinem guten Freunde und ehemaligen Zechgesellen, Meister Stumpfen, dem Maler, auf der Straße begegnete, dieser ihn um seines bleichen und trübseligen Aussehns willen aufzog, und unter allerhand lustigen Reden und Schwänken in ein Wein-

haus nöthigte, dort einen Schoppen mit einander zu leeren.

Dem Magister ging bei der langentbehrten Gottesgabe das Herz auf; aus einem Schoppen wurden bald zwei, drei und viere, und er ging endlich spät am Abend wohlgemuth, mit aufgerichtetem Haupte und leuchtendem Antlitz seines Weges heim. Als er an sein Haus gelangte, war die Thüre fest verschlossen; es regte sich kein Fußtritt im Hause. Weil er aber Licht sah, und seine Frau darin wähnte, stieg ihm der Aerger je länger je mehr zu Kopfe, und in seinem Weinmuth erraffte er einen Stein, schlug damit ein Fenster entzwei, und stieg also einem Diebe gleich, in sein eignes Haus. Er sah sich aber vergebens nach Frau Mathilden um, die ausgegangen war, ihn zu suchen und des Willkommens gedenkend, der sein bei ihrer Heimkehr harrete, begann ihm das Muthlein plötzlich zu sinken.

Indem erhub sich in dem Nebengemach ein greuliches Gepolter. Da er erschrocken mit der Lampe hinzulief, sah er, daß ein Bret, worauf viele Bücher standen, mitten entzwei gebrochen war; das Teufelsbüchlein, welches er unter die andern Bücher versteckt hatte, kollerte ihm eben bei seinem Eintritt entgegen. Er hatte dessen den ganzen Tag nicht gedacht, jetzt aber stand er lange davor, es nachdenklich anschauend, hob es endlich auf, und setzte

ſich damit an ſeinen Tiſch. Und wie er ſo darin blätternd die ſeltſamen Zeichen und Bilder betrachtete, wurde ihm nicht anders, als ob er in einem herrlichen Blumengarten voll Farbenpracht und Wohlgeruch ſich erginge; es erwachte ihm eine unendliche Luſt ſie anzuſchauen, ja es däuchte ihm faſt, als ſprächen ſie mit ihm und ſagten: jetzt iſt es an der Zeit, jetzt iſt der Augenblick kommen! Und es wuchs ihm das Herz, und er fühlte eine heftige Begier ihre verborgne Kraft zu erproben, und ſprang auf, holte aus ſeiner Frauen Wandſchrank zwei gemalte und geweihete Wachskerzen und ein Stücklein geweihte Kreide herbei, zog einen Kreis auf dem Boden des Gemachs, brachte rund herum die Zeichen und Figuren an, wie das Büchlein es vorgeſchrieben, ſtellte die brennenden Kerzen in den Kreis, trat endlich, den Weihkeſſel an der Thür mit ſich nehmend, ſelber hinein, indem er das Zeichen des heiligen Kreuzes vor ſich ſchlug, und hub an mit zitternder Stimme und wankenden Knien die Beſchwörung zu leſen. Doch ermannte er ſich bald, da alles ruhig blieb, und fuhr mit lauter und ſtarker Stimme fort und immer lauter und ſtärker, je mehr er ſich dem Ende nahete, und ſich immer noch nichts zeigen wollte.

Jetzt war das Büchlein aus, die Beſchwörung vollzogen; er harrte eine lange Weile, aber es

blieb ſtill und ruhig wie zuvor und war nichts zu vernehmen, als der Holzwurm, der in dem Wandgetäfel pickerte, und ſchon wollte er halb lachend halb unwirſch aus dem Kreiſe treten, da fing es vor dem Fenſter an leiſe zu rauſchen, die Kerzen kniſterten und brannten dunkel, das Rauſchen war ihm bald zur Seite, ein heftiger Windſtoß ſchlug an das Fenſter, daß die Scheiben klirrten, die Zeichen um den Kreis herum zuckten in rothen Flammen auf. Darauf ward es wiederum ſtill, Meiſter Röſlein hämmerte das Herz hörbar an die Rippen, und draußen vor dem Hauſe erhub ſich eine klägliche Stimme wie eines Hülfsbedürftigen und begehrte Einlaß. Er vermochte aber keinen Fuß zu regen, und war das ohne Zweifel zu ſeinem Glücke. Ueber eine Weile klopfte es an die Thür und rief: „Magiſter Röſlein, macht auf! Ich komme von eurer Frau!“ Dieſer aber, des Böſen arge Liſt wohl merkend, der ihn nur aus dem Kreiſe locken wollte, ſprach: „wenn du der biſt, den ich gerufen, ſo iſt ja keine Thür für dich verſchloſſen; tritt herein! — Da öffnete ſich leiſe die Thür, und ein Männlein von geringem Wuchſe, doch breit an Schultern, trat reich gekleidet, mit Federhut und Scharlachmantel ſink herein, trippelte auf eine ſeltſame Weiſe bis an den Rand des Kreiſes und rief mit krähender Stimme: „guten Abend, Magiſter Röſlein; da bin

ich! Was verlangſt du von mir?“ — Röslein war keines Wortes mächtig. — „Sprich ohne Scheu, fuhr jener fort; ich bin den gelehrten Leuten wohl geneigt, und ſind mir von jeher aus den Wiſſenſchaften der guten Freunde viele zugewachſen. Emolliunt mores. Ich hab' wohl vordem auch das meinige darin gethan, doch mangelt unſer'einem die Zeit, dem Studio obzuliegen.“ —

Als der Magiſter ihn ſo reden hörte, wurde ihm ein wenig leichter ums Herz, ja wenn er den großen Kopf anſchaute und die langen Arme, die bei jedem Wort die poſſirlichſten Bewegungen mit einander machten, wollte ihn faſt das Lachen anwandeln.

„Nun, ſo ſage mir dann,“ fing jener wieder an, „was iſt die Urſach, daß du mich rufſt? Zwar ſollte man euch nach der wahren Urſach eures Thuns keineswegs fragen. Wißt ihr ſie doch ſelber kaum? Oder ihr mögt ſie euch nicht eingeſtehen, euch ſelbſt und andere mit gar ſchönen Worten belügend; und die Andern thun als glaubten ſie es, blos damit ſie bei Gelegenheit ſich und andere wieder damit belügen können, nicht unähnlich einem Narren, der die Wände ſeines Gemachs mit ſeinem eignen Unrath ausſtreicht und ſich und andern weißmacht, es ſey ächte Vergoldung. — Nichts für ungut, Meiſter,“ — fuhr er fort, einen Seſſel herbeiholend und ſich

setzend — „Daß ich, trotz euch, etwas auf den Schein gebe, siehst du an meiner Kleidung. Ich putze mich auch gern und wollte nur sagen, du möchtest es gewißlich nicht eingestehen, nur darum mit dem Teufel angebunden zu haben, weil du deiner Frau das Geld versoffen hast: ich soll dir die Strafpredigt ersparen. — Nun also sprich: du möchtest gern, daß ich deine Frau holte? Geht nicht, mein Röslein! Auch ersparen mir böse Weiber auf Erden gar viele Mühe und Arbeit. Und was willst du? Jeder Mann, der ein böses Weib hat, ist doch nur selber Schuld daran. Deins ist keine von den schlimmsten, und ich dächte wohl mit ihr fertig zu werden." — „Das käme auf eine Probe an" — fuhr der Magister heraus, der jetzt aller Bangigkeit ledig geworden — „versucht es mir's" — Jener schaute ihn lange nachdenkend an, und lächelte dazu gar bittersüß. — „Höre, Würmlein" sprach er endlich „ich bin heute wohlgelaunt, wie du siehst und möchte schier deine Aufforderung annehmen." — „Topp! topp!" schrie Magister Röslein. — „Doch nicht umsonst!" fuhr jener fort. „Ich setze ein Jahr; allein merk' wohl auf, halte ich das Jahr bei deinem Weibe aus, so bist du mein auf ewig."

„Wohlan — entgegnete Röslein muthig, denn er verließ sich auf seine Frau — also sey es! Ich

bins zufrieden. Doch sollst du mir dann vorerst noch zwanzig Jahre auf Erden zu Diensten seyn."

Der Teufel, der ihn wohl dahin zu bringen gedachte, daß er selber sich diese Zeit verkürze, ließ sich den Vorschlag gefallen, und so wurden sie eins, Magister Röhlein solle hinreichend ausgestattet mit dem morgenden Tage die Stadt verlassen, und sich an irgend einen andern Ort begeben, jener aber unter dessen Gestalt in seine Stelle treten, während dieser Zeit aber nicht allein gänzlich auf alle übermenschliche Macht verzichten, sondern auch allen Gebrechen, Leiden und Fehlern menschlicher Natur hingegeben und unterworfen seyn.

Was aber wird mir, sprach Magister Röhlein, so ihr die Probe nicht bestehet? Tausend Goldgülden wäre wohl das allerwenigste, als Schadloshaltung, daß ihr indeß bei meinem Weibe geschlafen!

Das Scharlachröcklein nickte lächelnd mit dem Kopfe, schob ihm Feder und Papier in den Kreis, und hieß ihn dann sich in den Finger ritzen und mit seinem Blut den Vergleich aufsetzen und unterschreiben. Es ist nun einmal also Form und Brauch, fügte er hinzu, und jedes Ding hat sein Recht.

Nachdem alles geschehen, sprach er aufstehend: „wohlan, in einer Stunde sollst du weiter von mir hören." Darauf schlug er seinen Mantel aufeinander, und unter einem heftigen Sturmwind, der durch

das Gemach fuhr, verſchwand er in einer Flamme, die auf der Stelle, wo er geſtanden, aus dem Boden ſchoß.

Als Magiſter Röſlein ſich nun wiederum allein ſah, in ſeinem Kreiſe ſtehend, alles unverändert um ſich her, und wieder den Holzwurm pickern hörte im Wandgetäfel, da wollte ihn faſt bedünken, daß er nur geträumt oder ein betrügliches Spiel der Einbildung ihn geäfft habe. Indem er aber noch alſo wie zwiſchen Traum und Wachen daſtand, vernahm er die Stimme ſeiner Frau im Nebengemach und bald darauf an ſeiner Thür, die ſie ihm zu öffnen befahl. Der langen Dienſtbarkeit gewohnt, gehorchten ſeine Hände und Füße dem Befehl, bevor er ſich noch recht beſinnen konnte; doch als nun ſeine Frau eintretend alsbald mit Vorwürfen und garſtigen Worten auf ihn losfuhr, kehrte ihm ſchnell die Beſinnung und Erinnerung zurück, und trieb ihn zu raſchem Entſchluß. Er machte die Thür eines anſtoßenden dunkeln Kämmerleins weit auf, ſchob ſeine Frau, trotz allem Widerſtand, hinein, verſchloß hurtig, und verriegelte die Thür von außen, und nichts mit ſich davon tragend als das Teufelsbüchlein, nahm er eiligſt ſeinen Ausgang wieder durch das zerbrochne Fenſter, wo er den Eingang gefunden und lief, als ob die Hölle oder ſein Weib hinter ihm wäre, die Straße hinab, that auch ſeiner Eil

nicht eher Einhalt, als bis er vor die Thür des wohlbekannten Weinhauses gelangte, wo er noch Licht und lustige Gesellschaft vermerkend, sich durch einen Trunk zu erfrischen beschloß, denn die Zunge klebte ihm am Gaumen.

Er fand beim Eintritt viel muntre Gäste hinter den Tischen; Meister Stumpf saß auch noch dabei, und kam ihm sogleich jubilirend mit dem Becher entgegen. Es war große Freud' und Herrlichkeit auf allen Zungen; der Wein blühte auf den Gesichtern wie eine Morgenröthe des tausendjährigen Reichs; Meister Stumpf aber hieß den Wirth nach einer Weile einen Trunk Johannisberger aus Nummer 2. herbeischaffen, schenkte, da er gebracht wurde, alle Becher voll, und hub an zu singen:

Laßt, Gesellen, euch erzählen,
was der Wirth mir anvertraut,
als ich kam, den Wein zu wählen,
den ihr in den Bechern schaut!

Jetzt, sprach er, laßt Lieder schallen:
was euch drückt, ist absentirt;
Sorge ist im Brunn gefallen,
Kummer ist vom Schlag gerührt,

Schmerz und Compagnie verdorben,
Leid von Freude arretirt,

ſelbſt die Sünde iſt geſtorben,
und der Teufel iſt kaſſirt!

Alle wiederholten jubelnd die letzte Zeile und gaben dem Sänger ihren Beifall zu erkennen, da klopfte es dreimal an das Fenſter, daß alle Köpfe ſich ſtracks dahin wandten, und der Wirth trat herein, meldend, es ſey jemand draußen, der den Magiſter Rößlein zu ſprechen begehre. Dieſer, wohl merkend wer er ſey, erbleichte ein wenig, doch erhub er ſich, nahm ein Licht und ging hinaus. So vorbereitet er nun aber auch darauf war, wich er doch erſchrocken zurück, da ihm hier ſein eignes leibhaftiges Conterfei entgegen trat.

„Du erſchrickſt vor dir ſelber?“ hub der Teufel an. „Wahrlich, könntet ihr Menſchen euer Innerſtes alſo, wie du dein Ebenbild von außen, vor euch ſehen, ihr hättet wohl Urſach zu erſchrecken. Doch jetzt ſchicke dich zur Reiſe. Es iſt an der Zeit. Ich hab' ein Fuhrwerk draußen für dich beſtellt; welches dich windſchnell dahin bringt, wohin deine Gedanken ſtehen. Ich will hinein gehen und deinen Geſellen Beſcheid thun.“ — Darauf reichte er ihm einen Beutel mit Gold, nahm das Licht und ſchob ihn hinaus auf die Straße.

Als er nun in das Gemach unter die Zechgenoſſen trat, verlangten einige zu wiſſen, wer draußen ge-

wesen sey. „Der Teufel wark“ entgegnete er „von dem ihr gesungen; er bat um einen Zehrpfennig, da er jetzo mit Recht ein armer Teufel zu nennen.“

„„Warum habt ihr ihn nicht mit hereingebracht?“ — rief Meister Stumpf — „Wir hätten gern Brüderschaft mit ihm getrunken.““ — Jener lächelte und sprach: „Kommt Zeit, kommt Rath! Ich denke, ihr alle sollt ihn einmal näher kennen lernen, als euch lieb seyn wird.“ Darüber erhub sich ein Gelächter; es wurde mancherlei über den Teufel gesprochen, wobei denn er selbst einige lustige Stücklein von sich zum Besten gab, und nicht verfehlte, zum Trinken aufzumuntern und Gelegenheit zu geben, so daß die Compagnie in ihrer Lust bald gar übertaut und unbändig wurde.

Als er solches sah, wußte er unvermerkt den Zankapfel auszuwerfen, die Gemüther zu erhitzen, das Feuer von beiden Seiten geschickt zu schüren; es kam zu harten Worten, die Hände mengten sich endlich auch darein, Gläser und Kannen flogen endlich hin und wieder, Fensterscheiben klirrten, und da er solchergestalt seine Aussaat in bestem Flor schaute, löschte er die Lichter und schlüpfte lachend aus der Thür.

Es war ſchon lichter Morgen, da er vor Frau Mathildens Wohnung anlangte, und die Thür noch verſchloſſen findend, durch das zerbrochene Fenſter ſeinen Einzug hielt. Er ſah ſich indeß überall vergebens nach Frau Mathilden um, bis ihn endlich ein greuliches Toben und Klopfen vor die verſchloßne Kammerthür führte. Mach auf, erſcholl es darinnen, mach auf, du Lump, du Trunkenbold! Als er nun verwundert die Thür öffnete, flog ihm alsbald ein alter Topf entgegen und vor den Ohren vorbei; dabei ſchrie Frau Mathilde: Gott zum Gruß, du Bärenhäuter! Der Teufel dachte bei ſich: der Willkommen iſt nicht gar fein! ſetzte ſich aber gelaſſen nieder und ſprach: „Schönen Dank, mein Schatz!“ Da ſtürzte ſie aus der Kammer, ſtellte ſich vor ihn hin, und ließ ihn mit den allerhäßlichſten Worten an; er aber blieb ruhig ſitzen, ihr lächelnd ins Geſicht ſchauend.

Nachdem ſie ihren Zorn ſattſam ausgeſprudelt, hieß ſie ihn, ſich zu Bett legen, ſeinen Rauſch auszuſchlafen, und begab ſich nach der Küche. Und weil er nach der Wahrheit einige Schwere in ſeinem Kopf vermerkte, dachte er ihrem Rathe zu folgen, legte ſich ins Bett und war dem Schlaf, der ihm auf die Augen druckte, bald zu Willen.

Es ging doch zu Mittage, da er erwachte; die Sonne lag heiß auf den Fenſtern, .. verſpürte groſſe

Hitze und Durſt und einen redlichen Hunger, und wollte ſchnell aus dem Bette ſpringen, allein er vermochte nicht ſich zu rücken noch zu regen, denn ein ſtarkes Seil war wohl zehnmal hinüber und herüber um das Bett geſchlungen. So lag er nun durſtend und ſchwitzend, voll Gift und Galle, denn er merkte wohl, von wem das ihm gekommen, und hub endlich an zu rufen und zu ſchreien, als wollt' er zum jüngſten Gericht laden. Auf dieſen Lärm kam Frau Mathildis herzugelaufen. „Binde den Strick los“ rief er ihr entgegen „ich vergehe vor Hitze.“ „Heut ſteht im Kalender, iſt gut Schwitzen!“ erwiederte ſie hohnlachend. „Weib, ſchrie er, komm ich heraus, ſo iſts dein Unglück!“ — Sie ſah ihn lachend an: „Morgen iſt auch ein Tag!“ ſprach ſie und ging zur Thür hinaus.

Der Aerger wollt' ihm ſchier das Herz abdrücken, doch ſah er wohl ein, daß hier mit Gewalt nichts zu erreichen ſtehe, rief daher Frau Mathilden mit der liebreichſten Stimme, die er aufbringen konnte, zurück, ſprach ſein peccavi reuig aus, gelobte Beſſerung und bat ſie flehentlich, ihn loszubinden. Nach einer langen Strafpredigt, worin ſie ihm das Regiſter ſeiner Vergehen und Laſter aufgeſtellt, ließ ſie ſich endlich bereit dazu finden, und er kroch roth wie ein gekochter Krebs, grollend und ſchmollend, murrend und knurrend, aus dem Bette.

Nach einiger Erwägung dachte er es indeß doch vorerſt in der Güte und Sanftmuth mit ihr zu verſuchen, kam daher von nun an überall ihrem Willen entgegen, war jedem ihrer Winke zu Dienſten, ließ es auch an Liebkoſungen und zärtlichen Worten nicht fehlen, wie ſauer es ihm auch wurde, und alſo ging es einige Tage. Allein je nachgiebiger er ſich bezeigte, deſto größer wurden Frau Mathildens Forderungen. Wenn er von ſeinem Geſchäft außer dem Hauſe, wozu ſie ihn fleißig anhielt, des Mittags heimkehrte, trug ſie ihm bald eine bald die andere häusliche Arbeit auf, und hatte ihn in kurzem zu allen häuslichen Handdienſten gewöhnt und abgerichtet, wobei ſie Beſen und Holzart als die beſten Aerzte anprieß, beſonders da ſich ſeit einiger Zeit eine ganz ungebührliche Neigung zum Fettwerden an ihm ſpüren laſſe.

Bei all' dieſer Willfährigkeit aber vermochte er dennoch nicht dem Zank und ſchlimmen Worten zu entgehen. Von jedem böſen Zufall, der die Wirthſchaft heimſuchte, von jeglichem Ungemach war er ſicher jedesmal die erſte Urſach, und mußte es hart entgelten. Dabei gab ſie ihrer Sorge für ſeine Geſundheit auch von einer andern Seite freien Lauf, und zog gegen die oberwähnte böſe Neigung mit der magerſten und ſparſamſten Koſt zu Felde.

Nun ging das zwar anfänglich wohl zu ertragen,

denn er hatte sich auf alle Fälle mit einem guten Säcklein Geld vorgesehen, wodurch er Frau Mathildens schlechten Mahlzeiten heimlich nachhelfen konnte; allein eines Morgens, da sie, früher auf als er, seinen Taschen zusprach, fand sie das Säcklein, schalt ihn tüchtig aus, weil er solches vor ihr verheimlicht, nahm es darauf mit dem Vermerken unter ihren Gewahrsam, daß ihm als einem Unmündigen kein Geld weder zustehe noch fromme, und mußte er noch froh sein, als sie nicht zu wissen begehrte, auf welche Weise er dazu gelangt sei. — Also war ihm auch dieser Quell abgeschnitten, und er fiel in kurzem sichtlich vom Fleische, schrumpfte zusammen, wie ein Pflänzlein auf dürrer Haide, so daß ihn selber seines armen geborgten Leichnams jammerte, und fühlte sich sogar an seinem Geiste, trotz seiner diabolischen Natur, höchst niedergeschlagen und muthlos.

Als er daher eines Tages, den Besen in der Hand und eine Schürze um den Leib gebunden, die Stuben fegte, und Meister Stumpf, der eben vorübergehn wollte, ihn lautlachend durch das Fenster anrief, ihm eine Handvoll Geld zeigte, die ihm für eine Arbeit gezahlt worden, und ihn bat, eins mit ihm zu trinken, er wolle ihn frei halten, konnte er der Versuchung, sich mit einem Glas Wein zu laben und zu ermuthigen, um so weniger widerstreiten,

da er mit Röſleins Geſtalt auch deſſen Gemüthsart und Neigung angenommen hatte, warf alſo den Beſen in den Winkel, ſchlüpfte aus der Thür ohne Mantel wie er war, und folgte Meiſter Stumpfen ins Weinhaus.

Da ſie nun dort in beſter Luſt ſaßen und einem Kännlein nach dem andern das Geleit gaben, erhub Meiſter Stumpf nach ſeiner gewohnten Weiſe die Stimme, und ſang ein luſtiges Lied, daß alle guter Dinge wurden, und der unächte Magiſter Röſlein ſelbſt hielt in ſeiner Fröhlichkeit das Glas hoch empor und ſtimmte mit ein. Indem fühlte er einen unſanften Rippenſtoß, und eine Stimme ließ ſich dicht vor ſeinem Ohr vernehmen und ſprach: „Komm nach Haus, Trunkenbold!“ Und als er ſich erſchrocken wandte, ſah er Frau Mathilden mit zornigem Geſicht hinter ſich ſtehen; doch blieb er in ſeinem Schreck gelaſſen ſitzen und rief freundlich: „Willkommen, meine Taube! Laß dirs ein wenig bei uns gefallen; hier iſt gut ſein.“ — Schämſt du dich nicht, entgegnete ſie ergrimmt, ſchon am hellen Tage mit Saufen anzufangen? — Er lachte und ſprach: „die Tage werden ſchon gar kurz, mein Schatz; drum muß man zeitig anfangen, wenn man noch vor Nacht etwas vor ſich bringen will.“ Sie aber ſchrie mit lauter Stimme: „Wie? du liederlicher Lump, willſt du deiner Frau das Ihrige auch durch die Gurgel

jagen, wie du mit dem Deinigen längſt getban? Iſt das der Dank dafür, daß ich dich zum Mann genommen? Wärſt du nicht längſt elendiglich verdorben, hätt' ich Armſte mich nicht dein erbarmt?" Und unter dieſen Worten hatte ſie ihn von der Bank gezogen, und da er überraſcht und faſt erſchrocken an keinen Widerſtand dachte, trieb ſie ihn, zum Gelächter aller Gäſte, vor ſich der zur Thür hinaus, und immer die Straße hinab nach Hauſe.

Hier fing ſie von neuem an: „Ich allerunglücklichſte! ich allerthörichtſte! die ich mir in meinen beſten Jahren einen ſolchen Stein an den Hals gehangen, der mich in den allertiefſten Pfuhl des Elends und der Schande mit ſich hinabziehen wird! Hab' ich darum ſo viele ehrenwerthe, reiche und kluge Männer von der Hand gewieſen, um mein ganzes Glück, mein Leben mit einem ſolchen blinden Würfel aufs Spiel zu ſetzen? Was bringt es mir denn für Ehre, die Frau eines liederlichen Thunichtgut, eines dummen Teufels zu ſeyn, der mit aller ſeiner Gelehrſamkeit nicht drei zählen kann, und nun ſeinen verlornen Witz auf dem Boden aller Weinkrüge ſucht?" — Der Teufel, der ſich indeß wieder ein wenig ermannt hatte, und den von allen Schimpfworten keins mehr verdroß, als wenn man ihn einen dummen Teufel nannte, er wollte jetzt, da ſein bis-

heriges Spiel alſo ſchlecht angeſprochen, auch einmal eine andre Weiſe anſtimmen, und ſprach daher: „geliebter Engel, beiße deine Zunge ſchweigen, ſonſt werd' ich ihr ſonder Verweilen Zaum und Gebiß anlegen.“ Sie aber, durch dieſe Drohung noch mehr im Harniſch gebracht, trieb es nur um ſo ärger. Da ergriff er zornig einen Stock, willens durch ſolche oftерprobte Wunderwurzel die Heilung zu verſuchen und ging mit beſtialiſchen Worten und Gebehrden auf ſie los. Weil nun dabei ſeine innerſte teufliſche Natur erwachte und ſich auf ſeinem Geſicht in ſeltſamen und entſetzlichen Zügen kund gab, Frau Mathildis auch ſo frevelhaften Muthes an dem armen Magiſter Rößlein gar nicht gewohnt war, ſo erſchrack ſie zwar heftig darüber, ſprang aber gleich ſchnell gefaßt aus der Thür auf die Straße und ſchrie: „zu Hülfe! zu Hülfe! Mein Mann iſt verrückt worden!“ — Auf ihr Geſchrei liefen alsbald einige Nachbarn herbei, und da der Schwarze in ſeiner Wuth dann herausgeſprungen kam, wollten ſie ihn greifen, wobei Frau Mathildis immer ſchrie: „haltet ihn feſt! haltet ihn feſt!“ Doch dies hörend, gerieth er ganz außer ſich und ſchlug um ſich herum wie ein Raſender; darüber kamen mehrere Leute hinzu, und da er ſich nicht geben wollte, trug er manchen Streich und Rippenſtoß davon, bis ſie endlich ihn überwältigten, feſthielten, ihm Händ' und Füße mit

Stricken banden, und ihn alſo ins Haus zurück trugen, wo er auf das Bett gelegt wurde.

Unterdeß hatte ein dienſtfertiger Nachbar einen Arzt geholt, der mit dem Bader herbei kam, ſchleunig Clyſtier und Aderlaß verordnete und ſolches, wie ſehr auch der Patient ſchimpfen und toben und ſeine trefflichſte Geſundheit betheuren mochte, mit Beihülfe der Umſtehenden auf der Stelle ins Werk ſetzen ließ. — „Sollte ſothane des Deliranten Unruhe ſich dadurch nicht calmiren — befahl er hierauf, eine Arzenei zurücklaſſend, dem Bader beim Weggehn — ſo müſſe mit den beſänftigenden Clyſtieren fortgefahren, auch nöthigenfalls ein Blaſenpflaſter auf die Fußſohlen applicirt werden, die humores peccantes von dem Haupte abzuleiten.“ Der Bader, ſonder Zweifel in der Meinung, daß man des Guten nicht zuviel thun könne, griff alſogleich wieder zur Clyſterſpritze, ſchritt ebenmäßen zu den Blaſenpflaſtern und ließ zugleich von Zeit zu Zeit einige Löffel voll der Arzenei dem Kranken einflößen, welches, da dieſer die Zähne zuſammenbiß, nicht anders geſchehen konnte, als indem ſie ihm den Mund mit Gewalt aufbrachen.

Der Teufel, dem die Qualen der Verdammten in ſeiner Hölle als eitel Spiel und Lumperei vorkamen gegen das, was er jetzt erdulden mußte, hätte wohl längſt ſchon die erborgte Gewalt abgeworfen und

sich als der er war, gezeigt, um seine Peiniger zu strafen und die Freiheit zu erhalten; allein die menschliche Natur hatte ihn in der Leidenschaft also übermannt und gefesselt, daß er gänzlich seiner selbst vergaß; jetzo aber lag er von der heftigen Gemüthsbewegung, dem Aderlassen und Cloistieren höchst ermattet und erschöpft und fast besinnungslos der Ohnmacht nahe. Als ihn die andern also still und regungslos liegen sahen, machten sie ihn seiner Bande vollends ledig und begaben sich hinweg, bis auf eine alte Nachbarin, die zu Frau Mathildens Beistand zurückblieb.

So war also des Teufels erste Probe mit der Wunderwurzel gar schlecht und zu seinem eignen Schaden ausgeschlagen. Er mußte einige Tage das Bett hüten vor großer Mattigkeit, und da er sich wieder erholte, schien ihm die Lust zu einer neuen Probe ganz vergangen, ja er war wiederum so zahm geworden, wie ein alter Tanzbär, der die Zähne verloren und wagte, gleich diesem, seine Unlust bei Frau Mathildens Schelten und Befehlen nur durch ein manierlich leises Brummen kund zu geben. Doch hatte, was ihm widerfahren, sein jetziges Wesen und Treiben ihm sehr verleidet; er fing an, den Vertrag mit dem Magister Röslein zu bereuen, und würde dem sicherlich alsogleich ein Ende gestellt haben, hätte nicht die Schaam, vor einem

armseligen Menschenwurm so schlecht zu bestehen, und die Hoffnung auf den Gewinn einer Seele, ihn immer noch aufrecht und bei leidlichem Muthe erhalten.

Da mußte es sich also fügen, daß Frau Mathilde eines Tages vor ihn trat und sprach: „mir ist eben Nachricht worden, daß meine Base zu Baireuth gefährlich erkrankt liegt, meinen Beistand in ihrer Krankheit, und so Gott will, in ihrem letzten Stündlein begehrt, und, kinderlos wie sie ist, mich ohne Zweifel in ihrem Testamente reichlich zu bedenken vorhat. Es ist keine Zeit zu verlieren; rüste dich also, mich morgen mit dem frühesten nach Baireuth zu geleiten." — Ihm war es willkommen, daß er auf diese Art das Haus eine Zeitlang allein haben sollte, sorgte also mit Freuden um das Benöthigte, dingte ein Fuhrwerk, und so zogen sie am andern Morgen des Weges nach Baireuth. Es liegt sechs Meilen von Bamberg.

Da er aber an ein hartmäuliges und stätisches Pferd gerathen und überhaupt des Fahrens nicht groß kundig war, ging die Reise unter mancherlei Widerwärtigkeit langsam von statten, er mußte manche Vorwürfe über seine Ungeschicklichkeit und manchen dummen Teufel hinnehmen, bis sie endlich selbst die Zügel ergriff. Dennoch langten sie erst des andern Tages zu Baireuth an.

Es war grade Jahrmarkt im Orte, und in den Straßen und Wirthshäuſern groß Gedränge. Als er nun vor einem derſelben abſtieg und hineinging, nach dem Unterkommen zu fragen, trat ihm der Wirth freundlich entgegen. „Ei, ſeyd mir willkommen, rief er; ich meinte nicht, euch ſobald wieder zu ſehen. Mir liegt jetzt ein Fäßlein im Keller, von dem ihr nicht ſo geſchwind wegkommen ſollt, als vor drei Wochen.“ — Jener merkte auf der Stelle, daß wohl Magiſter Röſlein hier zugeſprochen haben möchte, es ahnete ihm daron nichts gutes, und er wollte wieder umkehren, einen andern Ort zu ſuchen, da kam auf einmal ein junges Weibsbild, das mit einer alten Frau ſeitab geſeſſen hatte, hinter dem Tiſch hervorgeſprungen, vertrat ihm den Weg und rief: „So ſeyd ihr es wirklich, herzallerliebſter Magiſter? So hat ſich denn der Himmel einer armen Verlaßnen erbarmt, daß ich euch hier wiederfinde?“ — Der arme Teufel, dem ſein Unglück alſo auf einmal gleichſam mit ein Pilz vor ſeinen Füßen aus der Erde aufſchoß, wich ein paar Schritte zurück, ſtarrte ſie an und konnte vor Schreck kein Wort über die Lippen bringen.

„Wir waren von Regensburg aus auf dem Wege, euch aufzuſuchen“ — hub die Alte an, die ſich indeß auch herbeigemacht — „Mein armes unglückliches Kind hat in den vierzehn Tagen keine ruhige

Stunde gehabt, ſeitdem ihr ſie ſo böslicher Weiſe verlaſſen.“ —

Jener ermannte ſich. „Weib,“ ſprach er, „laß ab von mir! ich kenne euch nicht.“ Und damit wollte er zur Thür hinaus. Die Alte aber erfaßte ihn beim Mantel und ſchrie: „wie, du Gottvergeſſener Böſewicht, du willſt mich und meine Tochter verläugnen? O abſcheulicher Judas, haſt du nicht mein Kind durch ſataniſche Ränke verführt und um zeitliches und ewiges Heil gebracht? Was? Haſt du ihr nicht die Ehe verſprochen? Haſt du es ihr nicht ſchriftlich gegeben? Wie? Willſt du auch deine eigne Handſchrift verläugnen?“ — Sie zog bei dieſen Worten ein Papier hervor und hielt es ihm unter die Augen, worauf er wirklich Magiſter Röſleins Handſchrift erkannte. Die junge Dirne aber hub an zu weinen und zu jammern, und indem ſie ihn mit beiden Armen umfaßte, rief ſie ſchluchzend: „Haſt du denn meinen Tod beſchloſſen? Wenn du mich verläßeſt, muß ich ſterben!“

In ſelben Augenblick trat Frau Mathildis, der auf dem Wagen die Zeit zu lang geworden, raſch in die Thür. Der Teufel wollte ſich losmachen; das Mädchen hielt ihn ſcheltend und liebkoſend nur um ſo feſter, die Alte ſchrie, und Frau Mathilde war mit ſtarren Augen und offnem Munde auf der Schwelle feſtgewachſen. Doch plötzlich ſprang ſie

auf das Pärlein los, packte die Dirne mit der linken beim Kragen, und schlug mit großer Schnelligkeit und Nachdruck wechselsweise bald auf jene, bald auf ihren Mann los. Dieser aber, da sich das Mädchen ihn loslassend wandte, dem unverhofften Angriff zu begegnen, und die Alte zu ihrer Tochter Beistand wiederum Frau Mathilden in den Rücken fiel, dachte bei dem Handgemenge unbemerkt zu entwischen, und rennte nach der Thür; allein die Alte ließ, seiner Flucht gewahrend, sogleich von Frau Mathilden los, rennte hinter ihm drein und schrie: halt auf! halt auf! Als dies die Tochter hörte, lief sie ihrer Mutter nach und schrie ebenermaßen: halt auf! Frau Mathildis aber rennte hinter allen dreien her und schrie nicht minder: halt auf! halt auf! Doch je mehr sie schrien, desto geschwinder flohe er über die Straße, und da er ein enges Gäßlein erschaute, lief er hinein. Das Gäßlein führte grade auf den Markt, und der Markt war voller Buden und Tische, Käufer und Verkäufer. Indem er nun daraus hervorplatzte, warf er einen Tisch mit Glaswaaren über den Haufen; die Verkäuferin gesellte sich zu seinen andern Verfolgern, schrie gleichfalls: halt auf! und trieb ihn nach des Marktes Mitte. Als die Leute so den Schwarzen ohne Mantel und Baret, vier Weiber hinter sich, gleich einem gehetzten Eber angerennt kommen sahen, lach-

ten die meiſten und machten Platz, andere aber verſtellten ihm den Weg, wollend ihn zu greifen. Da ſprang er in ſeinem Schrecken ſeitwärts, wo ſie das irdene Geſchirr zum Verkauf aufgelegt hatten, und hier die Schüſſeln zertretend, dort die Töpfe umwerfend, mitten hindurch. Die Töpferweiber huben nun auch an zu ſchreien: halt auf! und ſetzten ihm nach; er ſah ſeine Feinde von allen Seiten näher kommen, vor ihm aber ſtand ein Gerüſt, auf welchem ein Marktſchreier und Zahnbrecher hantierte, und da er ſonſt kein Entrinnen ſah, ſprang er dort hinauf.

Nun traf es ſich, daß ſie auf der Bühne eben die Geſchichte vom Doktor Fauſt als ein Zwiſchenſpiel tragirten, wie dergleichen auch wohl noch heutiges Tages gebräuchlich. Doktor Fauſt ſtand in ſeinem Zauberkreiſe, und citirte mit wunderlichen Worten und Geberden den Teufel herbei; indem aber der arme Tropf, der dieſe Scelle zum erſtenmal ſpielte, ein Gepolter auf der Treppe vernehmend, ſeine Augen zur Seite hin wandte, und eine ſchwarzgekleidete Geſtalt mit wildfliegenden Haaren, glotzenden Augen und verzerrtem Geſicht die Treppe herauf auf ſich zu kommen ſah, glaubte er nicht anders, als es ſey der Teufel wirklich, wie er es freilich auch war, ſprang voll Entſetzen aus dem Kreiſe, und fuhr unter einen großen rothbehangenen Tiſch, der ſeitwärts ſtand. Der Schwarze, der indeß herauf gekommen

war, ſeine Verfolger auf der Ferſe hatte, und vor ſich nirgend einen Ausweg gewahrte, kroch in der Angſt jenem nach, der nun ein jämmerliches Geſchrei erhub, ſich jedoch in der Verzweiflung mit Händen und Füßen gegen den Teufel wehrte, ſo daß dieſer nicht ganz unter den Tiſch kommen konnte, ſondern nur mit dem Vordertheil des Leibes unter dem rothen Tuche ſteckte, welche ſeltſame Peſtur Hanswurſt als Famulus des Doktor Fauſt auf der Stelle zu benutzen wußte, und das bloßgegebene Hintertheil zum großen Ergetzen der Zuſchauer mit ſeiner Pritſche weidlich bearbeitete.

Darüber war die Alte mit ihrer Tochter ſammt Frau Mathilden herbeigekommen. Alle drei fielen über den armen Teufel her, zogen ihn unter dem Tiſch hervor, und da jede Partei ihr Recht auf ihn behaupten wollte, riſſen und zerrten ſie ihn auf eine jämmerliche Weiſe hin und wieder. „Er hat mein Kind verführt!“ ſchrie die Alte, ihn beim linken Arm ergreifend; „Du lügſt, alte Bettel!“ entgegnete Frau Mathilde, ihn beim rechten wieder an ſich ziehend. „Er hat mir die Ehe verſprochen!“ rief die Tochter; „Du lügſt, liederliche Dirne!“ wiederholte Frau Mathilde und geleitete ihr Wort mit einem tüchtigen Fauſtſchlag nach ſeiner Behörde. Neue Stimmen aber erhuben ſich hinter ihm. „Er hat meine Gläſer zerbrochen!“ ſchrie die eine; „er

hat meine Schüſſeln zertreten!“ die andere; „meine Töpfe!“ kreiſchte die dritte. Der Zahnarzt wollte die Parteien auseinander bringen, und ſchrie und tobte nicht minder, als die andern; Hanswurſt lief um alle herum, hier einen guten Rath, dort einen Schlag mit der Pritſche austheilend und freute ſich des Tumults, der mit jedem Augenblicke wuchs, ja von der Bühne aus ſogar anfing unter den Zuſchauern um ſich zu greifen.

Unter dieſen aber befand ſich zufälligerweiſe auch Meiſter Stumpf, der Maler, der gleichfalls zum Markt nach Baireuth gereiſt war, und jetzo zu größtem Erſtaunen und Schrecken ſeinen alten Freund das wunderliche Spiel aus dem Stegreif zum Beſten geben ſah. Er drängte ſich alsbald durch den Haufen und ſtieg auf die Bühne; doch vermochte er weder vor dem unbändigen Geſchrei zu Wort zu kommen, noch ſich Platz zu machen, bis er endlich vernahm, daß von zerbrochenem Geſchirr die Rede ſey, worauf er, in der Meinung, die Sache alſo am ſchnellſten zu beendigen, einige von den ſchreienden Weibern beim Arm nahm und ihnen zurief: „Schweigt ſtill! ich bezahle euch den Schaden.“ Die Weiber wandten ſich nach ihm, eine derſelben kannte ihn wohl, und alſo ſchwiegen ſie und wichen ein wenig; dadurch erhielt er Luft, bis in die Mitte des tollen Knäuels durchzudringen, und weil er dachte, es ſey hier mit

der Alten, die ſich ſo wüthend geberdete, andern wie mit den andern, nahm er ſie eben auch beim Arm, und rief ihr zu: „ſchweigt ſtill! ich bezahle euch den Schaden.“ Doch nun kehrte ſich ihre Wuth gegen ihn: „Wie, ihr Galgenſtrick, ſchrie ſie, ihr wollt mir Ehre und guten Namen meines Kindes bezahlen wie einen zerbrochnen Topf? Wer ſeyd ihr denn, ihr karfunkelnäßiger Heiland, daß ihr euch in fremde Händel mengt? Ihr denkt wohl den armen Sünder da mit zwei Batzen zu erlöſen? Aber ich ſage euch, heirathen ſoll er meine Tochter! Er hat ihr ſchriftlich gegeben; hier ſteht es ſchwarz auf weiß, wenn ihr leſen könnt, ihr Rattigſchwanz!“

Da Meiſter Stumpf dieß vernahm, und Röſleins Handſchrift erkannte, erſtaunt er, und verſtummte. Indem trat die Bürgerwache, die der Lärm herbeigezogen, auf die Bühne; die Weiber ſtürzten, ihr Recht aufzuweiſen, alle auf den Anführer derſelben zu; dieſer aber, der ſich aus dem verwirrten Geſchrei nicht finden konnte, befahl, ſie allerſeits wie ſie da waren, nach dem Hauſe des Burgemeiſters zu führen.

Auf dem Wege dahin ſtellte Meiſter Stumpf Frau Mathilden vor, wie es keineswegs rathſam ſey, die Sache vor dem Richter kommen zu laſſen, ſondern beſſer, ſie vorher mit einem Stück Geld abzumachen, ſonſt könne ſie ihrem Manne zu großem Schaden gedeihen, und nach der Strenge genommen,

wohl gar ans Leben gehen. Allein Frau Mathilde rief erbost: „Nicht einen Kreuzer! Sie ſollen ihn verbrennen, den Ehebrecher; ich wills haben!“ — Er machte ſich alſo an den armen Delinquenten ſelber, und fragte ihn leiſe: ob er Geld bei ſich trage; ſo denke er ihn frei zu machen. Dieſer, dem Frau Mathilde zu Beſtreitung der Reiſekoſten ihren Beutel anvertraut, druckte ihm denſelben heimlich in die Hand, und Meiſter Stumpf ging nun den Anführer der Wache an, den er kannte, und erhielt von ihm, daß er einen Verſuch frei haben ſolle, den Handel mit der Alten in Güte abzuthun. Als ſie daher in des Burgemeiſters Haus traten, zog er dieſelbe ſammt ihrer Tochter ganz ſtill bei Seite, und gar bald inne werdend, welchen Gelichters, und auf welche Art ſie zu dem Eheverſprechen gelangt waren — denn ſchon aus den Schriftzügen ließ ſich abnehmen, daß Magiſter Rößlein bei Abfaſſung deſſelben betrunken geweſen — wußte er nun ſeinerſeits ſie dergeſtalt in Angſt und Schrecken zu ſetzen, daß ſie, ſonderlich da ſie hörten, der Magiſter ſey ſchon verheirathet, ohne weiters ſich gegen eine geringe Summe zur Herausgabe der Handſchrift willig bezeigten. Darauf ließ Meiſter Stumpf mit Verhülfe der Wache ſie heimlich durch ein Hinterpförtlein wieder auf die Straße, nachdem ſie verſprochen, ohne Weile die Stadt zu verlaſſen.

Unterdeſſen ſtanden die Uebrigen vor dem Burgemeiſter; Frau Mathilde mußte den andern Weibern den erlittenen Schaden vergüten, und da ſich weiter kein Kläger zeigen wollte, wurde es ſämmtlichen freigelaſſen, ſich ein jeder wiederum ſeines Wegs zu begeben. Meiſter Stumpf nahm geſchwind Frau Mathilden beim Arm, und zog ſie mit ſich fort, da ſie, die Dirne mit ihrer Mutter vermiſſend, noch ärger zu ſchimpfen und zu toben anfing, und ſelber Klage gegen ihren Mann vor dem Richter erheben wollte. Zum Glück fiel ihr die kranke Baſe mit der Erbſchaft ein. „Wenn ſie nur noch lebt!“ ſprach der Teufel, der auf der Straße wieder Muth und Odem ſchöpfte. Und ſo ſchritten ſie eilig nach der Wohnung derſelben. Doch, o weh, du armer Teufel! die Baſe war, nachdem ſie noch zum öftern nach Frau Mathilden gefragt, vor einem halben Stündlein plötzlich ohne Teſtament verſchieden.

Schreck und Wuth hatten Frau Mathilden die Sprache genommen. Sie ging ſtumm, mit großen Schritten vor den Männern her, die gleich zwei gehorſamen Hündlein hinter ihr drein liefen. — „Aber ſagt mir doch in aller Welt“ ſprach Meiſter Stumpf leiſe zu ſeinem Gefährten „wie ſeyd ihr denn nach Regenſburg gekommen?“ — „Ach laßt mir doch euer Regenſburg!“ fuhr dieſer heraus. „Seit meiner Reiſe zum Baſeler Concilium vor 107 Jahren bin

ich nicht wieder dorthin kommen." Meister Stumpf sah ihn verwundert an und mochte wohl denken, die ausgestandne Angst hätte ihm ein wenig den Kopf verdreht.

Als sie in der Herberge angelangt waren, liess Frau Mathilde das Ungewitter, welches lange in ihrem Innersten getobt, und nur aus den Augen geblitzt hatte, endlich auch mit Sturm und Donner über die Lippen brechen; Meister Stumpf machte sich sacht bei Seite; sie aber verschloß das Gemach, ihrem Manne das Entwischen zu verhindern, fuhr nun bald mit Lästern und Schimpfen, bald mit Thränen und Wehklagen, ohn' Unterlaß fort, rüttelte ihn, der sich drein ergebend zu Bette ging, so oft er einzuschlafen schien, gar unsanft wieder auf, und machte dem Unwesen nicht eher ein Ende, als bis ihr Hände, Füß' und Zunge den Dienst aufsagten.

Am andern Morgen trieb sie frühzeitig zur Abfahrt. Unterwegs begann das arge Spiel von neuem, und wurde bald noch ärger, da sie ihren Beutel von ihm zurück begehrte, und inne ward, welch feines Loch Meister Stumpf darein gemacht. Sie that, als hiele ihr unversehens ihre Reisetappe vom Wagen; der arme Teufel müßte absteigen, sie zu holen; indem aber trieb sie rasch das Pferd an, und wie sehr er auch hinterdreinlaufend rufte und schrie, kam

ſie ihm doch bald aus dem Geſicht. Es waren wohl noch drei gute Stunden bis zur Stadt; die Nacht brach ein, es fing an zu regnen, und da ihm ſein leerer Säckel verſagte, irgendwo einzukehren, mußte er es ſeinen Füßen anheimſtellen, ihn ſammt ſeinem hungrigen Magen durch Koth und Regen nach Haus zu bringen.

Von dieſer Zeit an hatte der Teufel nun vollends keinen Augenblick Ruhe und Frieden mehr im Hauſe. Frau Mathilde wußte ihn auf ſo vielerlei und ſinnreiche Weiſe zu quälen und zu peinigen, daß er ſelber gar manches Kunſtſtücklein von ihr erlernen, und zu künftigem Gebrauch merken mochte. Das unerträglichſte aber war ihm, ihre giftigen und unvernünftigen Reden ohn Unterlaß vom Morgen bis zum Abend anzuhören, wie denn überhaupt auch der tapferſte Mann gegen eine Weiberzunge nicht beſteht.

Er hatte ſich bei ſeinem letzten unfreiwilligen Spaziergang einen Schaden am Fuß zugezogen, daß er das Haus nicht verlaſſen konnte; ſo mußte er nun ruhig in ſeinem Seſſel alles über ſich ergehen laſſen. Aerger und Ungeduld zehrten an ſeinem Fleiſche wie zwei gefräßige Geier, und er durfte ſeinem Zorn nicht einmal, weder durch Worte noch Geberden, Luft machen, denn Frau Mathilde [illegible]

gleich bedenkliche Geſichter, und wollte nach Arzt und Bader ſchicken. — Dabei fühlte er ſich mit jedem Tage hinfälliger an ſeinem Leibe, und — menſchlicher Natur und Schwachheit unterworfen, höchſt kleinmüthig und niedergeſchlagen in ſeinem Gemüthe. Und ſo kam es endlich, daß er, unfähig ſolchen erbärmlichen Zuſtand länger zu ertragen, demſelben ſchleunig ein Ende zu ſetzen beſchloß. Doch wollte er zu gleicher Zeit ſich an dem Magiſter Röſlein rächen, als an dem Urheber aller Schmach und Unbill, die er erduldet.

Nach einer Zeit, da er wieder aus dem Hauſe gehen konnte, fand er eines Tages vom Rathhaus kommend groß Leben, und Zuſammenlaufen auf dem Markt, denn es hieß, kaiſerliche Kriegsvölker lägen draußen vor den Thoren. Zwei Hauptleute mit einigen Reitern hielten vor dem Rathhaus, und als er nach Haus gelangte, ſaß ein ſtattlicher Degen bei Frau Mathilden, der ihn, ohne vom Platz zu rücken, mit einem Blick zur Seite maß. Frau Mathilde ſprach freundlich: „Schau doch, mein Kind, da iſt ein Herr Vetter aus Sachſen, der mich hier aufgeſucht und einige Tage bei uns fürlieb nehmen will.“ Und damit kehrte ſie ſich wieder zu dieſem, und fuhr fort nach der Verwandtſchaft in Sachſen zu fragen. Der Teufel muſterte während deſſen den Herrn Vetter, der mit ſeinem geſchlitzten und bebänderten

Wams und groſsen Pluderhoſen ſich wie ein Truthahn auf dem Seſſel blähte, und ſein Geſicht und ganzes Weſen kam ihm ſchier unleidlich vor. Doch Frau Mathilde ſchien an ihm nicht übel Behagen zu finden, horchte ihm freundlich aufmerkſam zu, da er von ſeinen Kriegsthaten erzählte, und war gegen ihre Gewohnheit geſchäftig und bemüht den Gaſt zu bewirthen, und zu bedienen, ſo daſs der Teufel, dem es nimmer ſo gut geworden, mit ſcheelen Augen drein ſah.

Der Kriegsmann, der bald merkte, wie die Sach' im Hauſe ſtand, ging Frau Mathilden mit Worten und kleinen Dienſten überall zur Hand, und da ſie immer noch von ſeinem Anſehn war, fiel es ihm nicht ſchwer, weidlich um ſie herum zu lecken und zu ſcherwenzen. So ſetzte er ſich immer feſter in ihrer Gunſt, fing allgemach an, den Herrn im Hauſe zu ſpielen und betrug ſich gegen den vermeinten Magiſter Röſlein aufs aller hoch- und übermüthigſte. Der arme Teufel, dem alſo ſtatt eines Herren, deren zwei zugewachſen waren, fuhr dabei am ſchlimmſten; auch ſtieg ihm der Groll und Grimm immer höher an das Herz und wollte ihn erſticken, wenn er ihn nicht zum Ausbruch lieſs. Die Gelegenheit dazu ſollte ſich indeſs bald ergeben.

Es war ihm beſonders verdrieſslich, wenn er den eiteln Gecken von ſeinen Thaten muſste erzählen

hören, welche gefährliche Abenteuer er bestanden, wie er dort und da seine ungemeine Tapferkeit erwiesen und allerwegen die unglaublichsten Dinge verrichtet. Nun brachte der Held einsmals auch, während er sich's bei der Flasche wohl seyn ließ, ein gar ergötzlich Stücklein auf die Bahn von einem Kapuziner, der einst in seinem Beisein den Teufel citirt und wie derselbe wirklich in entsetzlicher Gestalt erschienen sey, worauf er selbst aber ohne weitere Waffen, als einen Kessel mit Weihwasser und ein geweihtes Skapulier, mit ihm kecklich angebunden, ihn bezwungen und zum Erstaunen und Schrecken des Kapuziners in einen Sack gesteckt habe, woraus er nur gegen Herbeischaffung eines ansehnlichen Lösegeldes entkommen.

Der Teufel ergrimmte im Innersten; doch sprach er lächelnd und mit einfältiger Miene: „wie viel Fäden hatte denn wohl euer Sack, Junkherr?"

„Ich hab' nicht darin gesteckt, sie zu zählen! — " lachte dieser — „doch war er groß genug, daß ich euch noch als Zugabe mit hineingepackt hätte."

„Das laß ich gelten!" entgegnete der Teufel, ging hinaus und: „da bring ich einen!" — sprach er mit einem Sack unter dem Arm zurückkehrend, — „der möchte euch wohl auch gerecht seyn. Bitte, ihr wollet mir ihn messen helfen."

Frau Mathilde wußte nicht, was ſie von ihrem Manne denken ſollte und befahl ihm, den Sack auf der Stelle wieder hinaus zu tragen, allein er ließ ſich nicht irren, ſondern rief: „Kriecht nur hinein, Junkherr! ich will euch das Kunſtſtücklein lehren.“ — Da ſprang der Kriegsheld zornig empor. „Wer iſt der verfluchte Wicht“ ſchrie er, „der alſo mit mir zu ſpaßen wagt? So wahr ich kaiſerlicher Majeſtät mit Ehren diene, ſchwöre ich dir, Magiſterlein, nun ſollſt du mir in den Sack!“ — Und damit, willens ſeinen Spruch ins Werk zu ſetzen, faßte er ihn mitten um den Leib, doch behend entwand ſich ihm der Teufel, und ihn mit beiden Händen ergreifend, ſchütteite er ihn mit ſolcher Macht, daß ihm alle Gebeine krachten, und er an den entſetzlichen Blicken und der ungeheuern Gewalt wohl merkend, mit wem ers zu thun habe, ſich erbleichend und voll Entſetzen lokmachte, den Degen zog und ſchrie: „bleibt mir vom Leibe! ich habe nichts mit euch zu ſchaffen.“ Frau Mathilde wollte dem Teufel mit Schimpfen und Toben von hinten in die Haare fallen, wie einen Federball aber warf er ſie zur Seite, daß ſie weithintaumelnd zu Boden fiel, rang ſeinem Gegner mit einer geſchickten Bewegung den Degen aus der Hand, packte ihn, den der Schreck und das Entſetzen ſtumm und ſtarr gemacht hatten, und nicht anders als wär's ein Bündel ſchmutzige Wäſche,

ſteckte er ihn gelaſſen in den Sack. Drauf ſchnürte er den Sack feſt zu, lud ihn auf den Rücken, und ohne weder Frau Mathildens Zetergeſchrei, noch das Strampeln des Geſäckten, noch auch das Zuſammenlaufen des Volks weiter zu beachten, trug er ihn ſchnell über die Straße nach der nahen Brücke, und warf ihn dort über das Geländer hinab ins Waſſer. Da er nun bei dem Tumult, der darüber entſtand, nicht ans Entwiſchen dachte, ſondern ſich an dem Auf- und Untertauchen des Sacks zu ergötzen ſchien, ſo ergriffen ihn einige Soldaten, die eben des Weges kamen. Ohne allen Widerſtand ließ er ſich fortführen, und ſo brachten ſie ihn unter großem Zuſammenlauf vor ihren Oberſten.

Obgleich nun der geſäckte Eiſenfreſſer von einigen Gerbergeſellen aufgefiſcht, und mit geringer Mühe wieder zum Leben gebracht worden war, ſo wußte der Teufel doch beim Verhör die Sache ſo geſchickt zu wenden und zu verdrehen, bald einfältig, bald geheimnißvoll, bald verlegen erſcheinend, ſich ſo verdächtig zu machen, daß eine Hausſuchung befohlen ward, und da man hier unter Magiſter Rößleins Büchern mehrere Schriften, die neue Lehre betreffend, fand, gegen die der Kaiſer damals überall zu Felde zog, konnte der Oberſte nicht anders, als ihn unter ſtarker Bedeckung nach dem Hauptquartier zu ſenden.

Hier machten ſie gering Federleſens mit ihm und der General, ein hitziger Katholik, und von rauher Gemüthsart, wie er war, meinend es ſey an der Zeit, auch in hieſiger Gegend ein Exempel zu ſtatuiren, befahl ihn ohne weiters aufzuknüpfen. Weil indeß die Nacht ſchon hereinbrach, verſchoben ſie die Execution bis zum andern Morgen, und führten den Teufel indeß zur Haft. Als es aber mitten in die Nacht kam, ſiehe! da warf dieſer, in einer zornigen Flamme auflodernd, die erborgte Menſchengeſtalt von ſich, daß ſie in ein Häuflein Aſche zerfiel, ſchlug in heller Lohe durch den Schornſtein hinaus, und fuhr in einem greulichen Sturm und Ungewitter, das er ſchnell zuſammengeballt, nach Wien, wo Magiſter Röslein ſich eben damals aufhielt. Dieſen nun, der einen tüchtigen Rauſch ausſchlief, ergriff er leiſe und behutſam, fuhr mit ihm durch die Lüfte den Weg, den er gekommen, wieder zurück, und noch ehe der Morgen graute, lag Magiſter Röslein ſchnarchend auf dem harten Lager in demſelben Gefängniß, woraus der Teufel vor kurzem erſt entſchlüpft.

Als Magiſter Röslein damals mit des Teufels Gelegenheit ſeine Vaterſtadt verlaſſen hatte, ſah er den Himmel kaum vor lauter Geigen. Er war ſeines Ehejoches ledig, führte einen wohlgeſpickten Beutel,

die ganze Welt voll Kurzweil und Weinfäſſer lag zu Wahl und Luſt vor ihm, und wie ein Vogel, der dem Bauer entwichen iſt, ohne Zweck und Ziel, nur um die neuerworbene Freiheit zu proben, hin und wieder fliegt, bald da, bald dort, wo ihm ein Beerlein winkt, ſich niederlaſſend, ſo behagte es ihm gleichfalls, bald rechts, bald links von einem Orte zum andern zu ziehen, und wo er ein gutes Beerlein ſpürte, da kehrte er ein.

So war er denn auch nach Regensburg gekommen und dort einer verſchmitzten Dirne und ihrer Mutter ins Netz gegangen, die, gleich den Vogel an der Stimm' erkennend, ihm nicht allein den Beutel gefegt, ſondern auch in der Trunkenheit ein Eheverſprechen abgeleckt hatten. Er ließ ſichs wenig kümmern, was daraus entſtehen möchte, ja die Schadenfreude kitzelte ihn vielmehr weidlich, wenn er dachte, welch feines Stück Flachs er vielleicht dem Teufel auf den Rocken gelegt, daß er daran zu ſpinnen haben würde.

Von Regensburg zog er in einem Strich nach Wien, willens vor der Hand dort zu bleiben. Doch indem er hier wieder anfing zur Ruhe zu kommen, hub ſein Gewiſſen an ſich zu regen. Es ſtellte ihm die Sündlichkeit ſeiner Teufelsbeſchwörung, die Verruchtheit des geſchloſſenen Vertrags, und die entſetzlichen Folgen deſſelben in hellen Farben auf. Immer näher legte ſich ihm

die Reue ans Herz, daß er das ewige Heil seiner Seele auf ein so freventliches Spiel gesetzt; seine Angst wuchs mit jedem Tage, der Teufel mochte das Probejahr bestehen, und es war ihm oft, als sähe er schon den greulichen Höllenrachen, der mit tausend Flammenzungen nach ihm emporleckte, besonders seitdem er in einer Kirche ein großes Bild getroffen, wo die Qualen der Verdammten in der Hölle auf die mannigfaltigste und erschrecklichste Weise dargestellt waren. Das Bild lag ihm Tag und Nacht zu Sinne; er fand nirgend Ruhe, und wagte es in dieser Noth und Bekummerniß nicht einmal seine Zuflucht zum Gebet zu nehmen, da er sich als einen von Gott Abgefallenen und Abtrünnigen ansehen mußte.

In solchem erbärmlichen Zustande wandte er sich endlich an einen Kapuzinermönch, der wegen seiner Frömmigkeit großen Zulauf hatte. Diesem vertraute er unter dem Siegel der Beichte seine ganze Geschichte. Doch hatte er dessen auch nur geringen Gewinn; denn der Mönch befahl ihm, außer andern strengen Bußübungen, auf der Stelle hinzugehen, den Vertrag mit dem Teufel aufzuheben, und alles was daraus für ihn entstehen möchte, als eine gerechte, obwohl noch immer zu gelinde Züchtigung für sein fluchwürdiges Verbrechen, in Demuth auf sich zu nehmen, ja selbst wenn es an sein Leben gehen sollte, es freudig als ein Sühnopfer darzu-

bringen, auf daß die unſterbliche Seele gerettet werde. Allein hierzu fehlte dem Magiſter Rößlein der Muth, obwohl er ſich oft mit Thränen unter Frau Mathildens Herrſchaft zurückſehnte; auch wußte er nicht, wie er dem Teufel das vorgeſchoßne Geld erſtatten ſolle. Und ſo brachte er nun gleich untüchtig, ſich ſeines Zuſtandes zu entledigen, als deſſen froh zu werden, ſein Leben hin in ſchmählicher Unentſchloſſenheit, Trübſal und täglich wachſender Angſt, die ihn wie einen Geächteten umhertrieben. Nur ſein alter Freund Bachus wollte ihm zuweilen noch als ein freundlicher Tröſter erſcheinen und dann ergab er ſich ihm auch ſo gänzlich und ohne Rückhalt und hörte nicht eher auf, in den Becher zu ſchauen, als bis er darin ein vollſtändiges Vergeſſen der ganzen Welt und ſeiner ſelbſt gefunden.

Nach einem ſolchen Bachusbeſuch war es nun auch, als der Teufel ihn, der im tiefſten Schlafe lag, aus ſeinem Bette holte, durch die Luft davon trug, und ſtatt ſeiner auf das harte Lager des Gefängniſſes zu einem nicht geahneten, unerfreulichen Erwachen niederlegte. Es waren juſt zwei Monden, nachdem Magiſter Rößlein ſeine Frau verlaſſen.

Die Sonne kam hinter den Bergen herauf, und lugte freundlich in das Gemach, da trat der Gefangenwärter herein, und als er ſeinen Delinquenten ſo trefflich ſchnarchen hörte, verwunderte er ſich darüber, wie einer, dem das letzte Stündlein ſo nahe, noch einer ſo ruhigen Schlafes pflegen könne, ging hin und rief, ihn beim Arm ergreifend: „Steht auf, ſteht auf! ihr habt keine Zeit zu verlieren, wenn ihr euch rüſten wollt zur letzten Reiſe!“ — Dem Magiſter träumte eben von einem herrlichen Gaſtmahl, von dem ihn der Teufel abrufen laſſe, und er ſprach, ſich, im Traum an Meiſter Stumpfens Lied erinnernd: „Faule Fiſche! faule Fiſche! Ich bleibe hier! Der Teufel iſt kaſſirt!“ — Doch da jener nicht abließ, ſchlug er die Augen auf, und den Gefangenwärter neben ſich erblickend, glaubt' er, es ſey ſein Diener, ſchalt ihn einen einfältigen Tropf, und hieß ihn zu Bette gehen; er wolle auch ſchlafen. Jener wußte nicht ob er lachen oder ſich ärgern ſollte. Indem trat die Wache herein, welche kam ihn abzuholen. „Da ſind ſie ſchon!“ ſchrie der Gefangenwärter. „Wenn ihr auf Erden noch etwas zu beſtellen habt, ſo macht geſchwind; ich wills euch ausrichten.“

Die Soldaten ſtießen ihre Hellebarden auf den Fußboden; Magiſter Rößlein fuhr erſchrocken empor,

rieb ſich die Augen und ſchaute voll Verwunderung umher. Wirds bald? rief der Gefreite. Der Magiſter ſtarrte ihn an. „Was wollt ihr von mir?“ ſprach er „und wo bin ich denn?“ — „Beim Meiſter Hartuneſeſt,“ entgegnete jener „und wollen wir euch ſofort dem Meiſter Hämmerlein überliefern, auf daß ihr in der Famine bleibt.“ Die Soldaten lachten. „Es iſt heut euer Geburtstag;“ ſagte der eine — „er will euch ankünden;“ — „Das Halsband liegt ſchon bereit“ der Andre. Darauf wurde er ſich nicht wenig einbilden, meinte der Dritte, und gewißlich heut die Naſe höher tragen, denn alle andere ehrliche Leute. Der Vierte ſprach, er ſolle ſich nur in Acht nehmen, daß er nicht damit an die Ewigkeit ſtieße, ſeine Füße möchten ſonſt leicht die Zeitlichkeit nicht wiederfinden können. — Da ſprang Magiſter Röſslein entſetzt von ſeinem Lager auf, faßte ſich an die Stirn, lief ans Fenſter: „Was iſt mit mir vergegangen?“ ſchrie er „wo bin ich? warum bin ich in dieſem Loche?“ — Die Soldaten meinten, er müſſe noch ſchlaftrunken ſeyn und lachten; der Gefangenwärter, der etwas im Kamin liegen ſah, lief hin, genauer nachzuſehen. Siehe, da lag auf einem Haufen fetter Aſche ein Beutel Geld und ein mitten durch geriſſenes Papier.

„Er hat ſich einen Zehrpfennig zurückgelegt auf die Reiſe“ ſprach der Gefreite. Die Andern meinten,

der ſey ihm nicht vonnöthen, da er unterwegs freigehalten werde, und in der Ewigkeit andere Münze gelte, ſie wollten daher das Geld nur lieber unter ſich theilen und eins auf ſeine glückliche Ankunft jenſeits trinken. Der Wärter las die Schrift auf dem Beutel, und ſchüttelte den Kopf: „Fünfhundert Goldgülden! Ei, ei! das Geld kann dieſem nicht gehören. Wär er ſo reich, ſo würde er heute nicht gehangen.“

Magiſter Röſlein, den gleich eine wunderliche Ahnung überlaufen hatte, nahm ihm das Papier aus der Hand und erkannte den mit ſeinem Blute geſchriebenen Vertrag mit dem Teufel mitten entzwei gerißen. — Es war alſo klar, der Teufel hatte ſeine Probe nicht beſtanden, gab ihn wiederum frei, und der Beutel enthielt das ledungene Strafgeld ehrlichermaßen, obwohl mit Abzug der vorgeſchoſſenen Reiſekoſten.

Wie ſehr es ihn nun auch erfreute, auf dieſe Weiſe mit einemmal ſeiner Sorge und Angſt ledig geworden zu ſeyn, und er in ſeinem Herzen Gott dankte, der ſich ſeiner erbarmt, ſo warf ihn doch die Lage, in welcher er ſich befand, in neuer Unruh und Beſtürzung umher. Er begriff nicht was mit ihm vorgegangen, konnte nach den Reden der Soldaten nicht anders als des ſchlimmſten gewärtig ſeyn

und mußte mit Schrecken eine Hinterlist des Teufels vermuthen. So wandte er sich also nochmals an die Soldaten, bittend, sie wollten ihn doch bescheiden, wo er sey, wie er hieher gekommen, und endlich was sie von ihm begehrten. Allein da sie eben dabei waren, sein Geld zu zählen und unter sich zu theilen, hörten sie nicht auf ihn, sondern nachdem sie ihr Geschäft geendigt, befahl der Anführer, ihn in die Mitte zu nehmen, und sprach: „Mit solchen Ausflüchten kommst du nicht los, Gesell, nun ists zu spät und du mußt hängen." — Und damit führten sie ihn fort, hinaus vor das Thor, und als sie vors Thor gelangten, sah er das Heerlager vor sich liegen, und erkannte nun alsbald die Gegend, wo er war. Zur Seite aber zeigte ihm einer der Soldaten den Galgen und sprach: „Da ist Meister Hämmerleins Werkstatt, wo er euch das ewige Leben anmessen soll. Er steht schon auf der Leiter und wartet auf euch."

Als nun Magister Rößlein dies sah, begann er jämmerlich zu wehklagen, rufte den Himmel zum Zeugen an seiner Unschuld, und sträubte sich mit Händen und Füßen gegen seine Wache, die ihn weiter führen wollte. Darüber liefen mehrere Soldaten aus dem Lager zusammen, die sich bei Rößleins Betheuerungen des lauten Gelächters nicht erwehren

konnten, dadurch immer wieder eine neue Menge herbeiziehend, und ſo das halbe Lager in Aufruhr brachten.

In dem Augenblicke fügte es ſich, daß der Herzog Alba, der den Oberbefehl über das aus Sachſen nach Augsburg ziehende Heer führte, das Lager beſuchend, eben vorüberritt und des Zuſammenlaufs anſichtig, einen aus ſeinem Gefolge abſchickte, ſich nach der Urſach zu erkundigen. So wurde er denn berichtet, es ſey der Delinquent, der wegen verſuchter Erſäufung eines kaiſerlichen Soldaten zum Strang verurtheilt worden; er ſtelle ſich aber jetzt nicht allein ganz unwiſſend in Anſehung ſeines Verbrechens, ſondern behaupte geradezu, geſtern noch in Wien geweſen, und nur durch die Gewalt und Hinterliſt des Teufels in der vergangenen Nacht hieher und in ſolche betrübte Lage verſetzt worden zu ſeyn.

Der Herzog ſtieg vom Pferde, und in eines Hauptmanns Zelt eintretend befahl er, den Delinquenten vor ihn zu führen, redete ihn auf lateiniſch an und befragte ihn nach ſeiner Herkunft, und wie er zu einem ſolchen Verbrechen gekommen ſey. Magiſter Rößlein, dem alſobald die Hoffnung wieder aufſchoßte, hub nun an ſeine Lebensgeſchichte zu erzählen

mit kurzen Worten, und wie er endlich Frau Mathildens schwerem Joche sich entzogen, und nach Wien begeben habe, wo er gestern noch gewesen. Auf welche Art er nun plötzlich wieder hieher gekommen, davon wüsste er eben so wenig, als von dem Verbrechen, welches er begangen haben solle. Seines Vertrags mit dem Teufel aber mochte er keine Meldung thun.

Da trat der Oberst aus Bamberg hervor, ließ ihn hart an, daß er sich unterfange, vor dem durchlauchtigsten Feldherrn also mit Lügen zu spielen, und sprach zu letzterm: „Dieser Mann ist seit Jahren nicht aus seiner Vaterstadt gewichen; ich bin deß sattsam unterrichtet.“ Doch einer aus des Herzogs Gefolge unterbrach ihn: „Vergebt mir, daß ich euch widerspreche! Dieser Mann war vor acht Tagen noch in Wien. Ich hab' ihn dort gesehn, und kann's bezeugen.“ — Indem sich nun Magister Röslein umschaute nach dem, dessen Worte ihn wie eines Engels bedünkten, und einen Hauptmann erkannte, mit dem er in Wien zum öftern beim Becher gesessen, waren aller Blicke voll Verwunderung und Neugier auf ihn gerichtet; Herzog Alba aber, nachdem er eine Weile nachsinnend gestanden, befahl, ihn mit dem Magister allein zu lassen.

Als sich alle hinweg begeben hatten, warf sich

dieſer vor dem Herzog auf die Knie, ein treues Bekenntniß ſeines Verbrechens angelobend, des einzigen, deſſen er ſich ſchuldig wiſſe, und ihn anflehend, er wolle es mittelſt ſeiner Gnade möglich machen, daß er ſich durch Reue und lange Buße mit Gott verſöhnen könne, den er allein beleidigt. Darauf erzählte er alles wie es ſich begeben, wie er zu dem Büchlein gelangt, ſeine Teufelsbeſchwörung, ſeinen Vertrag mit dem Teufel und ſeine Reiſe nach Wien.

Der Herzog hörte ihm mit großer Aufmerkſamkeit zu und da der Magiſter ihm am Ende das Teufelsbüchlein, das er zu ſeinem Glück bei ſich getragen, überreichte, nahm er es haſtig in ſeine Hände, blätterte darin hin und her, ſeine Augen funkelten und über ſein blaſſes Angeſicht zuckte mehrmals eine flüchtige Glut. Er legte ihm noch einige Fragen vor, die Beſchwörung betreffend, dann ſprach er nach einem kurzen Nachdenken: „Gehe hin, ich ſchenke dir dein Leben! Das Büchlein bleibt in meiner Hand; doch hüte dich wohl, einem zweiten zu vertrauen, was du mir vertraut.“ Darauf den Zeltvorhang zurückſchlagend und jenen hinauslaſſend, zu den draußen ſtehenden Herrn: „Er iſt frei! Laßt ihn aus dem Lager geleiten.“

Nun hätten zwar einige von den Herren gern gewußt, was der Herzog mit ihm geſprochen, und

was er ihm erzählt, allein Magister Rößlein hatte wohl besseres zu thun, als ihnen Rede zu stehen. Er eilte nur aus allen Kräften, das Lager hinter sich zu bringen, so daß ihm sein Begleiter kaum folgen mochte, und wo sie vorbeikamen, riefen die Soldaten einander zu: „das ist er, der in einer Nacht von Wien hergelaufen!“ blieben lachend stehen und ließen ihren Witz an ihm aus, und so gelangte er aus dem Lager. Doch setzte er auch hier seiner Eil noch kein Ende, sondern lief nur um so schneller, bis er endlich von einer Anhöhe die Thürme seiner Vaterstadt erschaute. Da warf er sich auf seine Knie, die Hände zum Himmel erhebend und dankte Gott inbrünstiglich, daß er ihn aus so schrecklicher Gefahr des Leibes und der Seele gnädig errettet, gelobte, sich nimmer hinführo gegen seinen Rathschluß aufzulehnen, sondern alles was er ihm etwa fürder noch an Ungemach und Trübsal durch Frau Mathildens Hand auferlegen wolle, in Geduld und Demuth zu ertragen, auch des Weines sich an Wochentagen zu enthalten, nur des Sonntags möchte ihm ein Kännlein oder zwei gestattet seyn. — Damit erhub er sich gestärkt und freudig, und wanderte nach der Stadt hin.

Als er an sein Haus kam, stand Frau Mathilde mit etlichen Nachbarsleuten vor der Thür. „O hei-

ter Hieronymus, ſchrie ſie ihn erblickend, da iſt mein Mann!“ rennte ihm entgegen und umhalſete ihn zärtlich. Die Nachbarn liefen herzu, ſich ſeiner Rückkehr freuend und jeder wollte wiſſen, was ihm begegnet und wie er ſeine Freiheit wieder erhalten. Er erzählte ein Mährlein, das er ſich unterwegs ausgedacht, wie er mit großer Kunſt und Schlauheit ſeine Vertheidigung zu führen und den Herzog Alba dergeſtalt zu rühren gewußt, daß dieſer ihn auf der Stelle begnadigt habe.

Als er aber mit Frau Mathilden ins Haus getreten war, ließ ſie alsbald ihre große Zärtlichkeit zu Boden fallen, und indem ſie ihm ein weitläuftiges Regiſter aller ſeiner Sünden und Gebrechen vor Augen hielt, zeigte ſie ihm deutlich, daß er auch hier wiederum mehr Glück als Verſtand gehabt, und wohl eine derbe Züchtigung verdient hätte. Magiſter Röslein ließ ſie reden und ſchwieg, nahm auch von nun an alle harte Worte in Demuth hin, widerſprach niemals, ſondern war ihr, als die doch lediglich allein ſeine arme Seele aus des Teufels Krallen geriſſen, allzeit freundlich und unterthänig und dachte nur immer: es iſt doch beſſer, als in der Hölle brennen! ſo daß nirgends ein vortrefflicherer Ehemann gefunden werden mochte.

Damit er aber täglich der Gefahr und Rettung

ſeiner Seele, ſo wie ſeiner gethanen Gelübde ſich erinnern möchte, wandte er einiges Geld, welches er noch von Wien her in ſeiner Taſche gefunden hatte, dazu an, ſein Haus neu abputzen zu laſſen, und bat dann ſeinen Freund, Meiſter Stumpfen, den Maler, dem er ſein Abenteuer anvertraut, er wolle ihm ein Gemälde darauf ſetzen, wie es zu ſeiner Abſicht ſchicklich ſey.

So malte ihm dann dieſer oberwärts an das Haus ein Rößlein, welches nach abgeworfener Laſt, mit zerriſſenem Zaum und Zügel und wild fliegender Mähne hergabwärts einem Abgrund zurennte, aus welchem greuliche Flammen emporſchlugen; weiter unten war daſſelbe Rößlein zu ſchauen, wie es, einen ſchweren Sack auf dem Rücken gar demüthig und geduldig durch Diſteln und Dornen einen hohen ſteilen Berg hinanklimmte, zu oberſt über dem Berge aber öffnete ſich der Himmel in ſeiner Glorie und die Engelein ſaßen darin, auf mancherlei Inſtrumenten luſtig muſicirend.

Unter dieſem Gemälde dicht über der Hausthür ſtand geſchrieben:

Ein'm jeglich Ding iſt auf der Welt
ſein Ordnung und Geſetz beſtellt,

die es mit ſcharpfem Zaum regier'n,
ein jeder auch ſein Kreuz thut führen.
Wer ſolcher Zucht ſich baar will machen,
rennt leicht dem Teufel in den Rachen.
Wer aber was ihm auferlegt,
den ſchweren Sack ohn' Murren trägt,
in Einfalt, fromm, demüthigleich,
der geht gradaus ins Himmelreich
zu ewger Luſt und Freuden ein.
Das woll' uns allen Gott verleihn!

Als Meiſter Stumpf nun eines Morgens die letzte Hand anlegend auf der Leiter ſtand, ſtellte ſich ein Männlein mit Federhut und Scharlachmantel bei ihm ein und ſah ihm aufmerkſam zu, und da jener einen Augenblick ins Haus gegangen war, fand er bei ſeiner Rückkehr zu ſeinem Schrecken das unterſte Röslein auf dem Gemälde durch Anſetzung zweier ſtattlicher Ohren in einen Eſel verwandelt; das Scharlachröcklein war verſchwunden. So viele Mühe er nun auch daran verwandte, dieſen ſchimpflichen Zuſatz wieder zu vertilgen, war doch alles vergeblich: wenn er kaum den Pinſel weggelegt

hatte, waren auch die Eselsohren wieder da, und Magister Rößlein sprach, andächtig die Hände faltend: „Laßt's nur seyn! Er mag wohl Recht haben."

Raimund.

1811.

Guido.

Die Berge baden sich in rother Glut
Und in den Thälern wacht der Abend auf.
Dies ist die Stunde, wo sie meiner wartet. —
Wie alte Freunde grüß' ich euch, ihr Bäume,
Die ihr so freundlich seit drei Monden schon
Verstohlner Liebe Schutz und Freistatt wart.
Dürft' ich in euerm Kreis mein Leben schließen,
Und keinen Wunsch, kein Sehnen, kein Begehr
Aus euch hinaus mehr strecken in die Welt!
Doch aus dem Paradiese treibt mich zürnend,
Dem Engel mit dem Flammenschwerte gleich,
Der Schwur der Rache, Blut von mir verlangend.
Drei Monden schon! O Vater, zürne nicht
Dem Säumenden! Du hast ja auch geliebt! —
Weh! meine Mutter! Nein, zu ihrem Bilde
Wird er, zu ihrem blutbefleckten Kleide
Dich führen, schwacher Knabe — diese Flecken,
Sie werden laut dich träger Säumniß zeihen,
Und die Entschuldigung stirbt auf den Lippen.

(Maria tritt auf. Er geht ihr entgegen.)
Maria, theures Leben meiner Seele!
Wie mildes Mondenlicht erscheinst du mir,
Schaust freundlich in die Nacht, die mich umgiebt!
Doch ach! Du zeigst mir grauenerregender
Den Abgrund auch, in den ich steigen soll! —
Du süßer Mund, um den der Rede Wohllaut
Wie eine zarte Bluth' ergötzend spielt,
Ihr klaren Augen, die ihr stumm ihn dennoch
An beider Sprache Macht noch übertreffst,
Du reiner Himmel dieses Angesichts,
Wo Güt' und Anmuth bei einander wohnen,
Von euch soll ich mich scheiden! — —

Maria.

Scheiden, Guido?
O welches Wort hast du genannt! Es greift
So kalt ins warme Leben meines Herzens.
Fühl' her, wie seine Pulse stocken! Weh!
Was hast du vor!

Guido.

Du weißt, was ich geschworen.

Maria.

Sprich nicht von diesem Schwur. Ein seltsam Grauen
Befällt mich jedesmal.

Guido.

Dem Vater schwur ich,

Zu rächen meiner theuern Mutter Mord
An ihrem Mörder, schwur ihm, nicht zu ruhn
Bis ich den Dolch mit seinem Blut gelezt,
Der auch der Mutter Herzensblut getrunken.
Du hörst doch? nicht zu ruhn, hab' ich geschworen!

Maria.

Und führst auch mir die Ruh' auf immer fort!
Von allen Seiten bricht Gewitternacht
An unsrer Liebe Himmel schwarz herauf,
Und Blitze zucken schon auf diese Brust. —
Dem Vater, fürcht' ich, sind wir auch verrathen.
Denn heut' traf ich auf ihn am frühen Morgen,
Als er aus jenem Zimmer kam, wohin
Kein fremder Fuß ihm jemals nachgefolgt:
Da faßt' er meine Hand und sah mich lange
Wehmuthig an — ich konnte nicht wie einst
Den Blick ertragen — und mit leiser Stimme
Sprach er: auch du, mein einz'ges Kind, auch du!

Guido.

Maria, geh' mit mir! Laß uns entfliehn!

Maria.

Wie, Guido, meinen Vater soll ich lassen?

Guido.

Dem Manne folgen, ist des Weibes Loos.

Maria.

Dem ich das Liebste, ja das Einzige
Auf Erden was er liebt! der nur um mich
Des trüben Daseyns Fesseln noch erträgt —

Guido.

Den Vater nennend, sprichst du da von mir —

Maria.

Den Hülfsbedürft'gen soll ich hülflos lassen?
Wer soll ihm beistehn in den Augenblicken,
Wo ihn des Trübsinns dunkele Gestalt,
Sich an ihn heftend, nach dem Abgrund treibt?
Wer dann der Bilder schreckliches Gewirr
Zerstreuen, die wie Flammen aus dem Boden
Aufschiessend, seine Schritt' umstellen? Wer
Des Wahnsinns gräßliches Gespenst beschworen,
Das lauernd schon die Hände nach ihm streckt?

Guido.

Ihn oder mich! Du wirst doch wählen müssen.

Maria.

Nein, Guido. Keine Wahl! Ich kann nicht wählen,
Nicht auseinanderreißen dieses Herz,
Das beiden ganz, untheilbar angehört.
Kann Leben wählen zwischen Lust und Licht?
Nein, bleiben sollst du! Sieh, ich halte dich,

Ich knüpfe dich an mich mit diesen Armen!
Hast du den Muth, den Knoten mit Gewalt
Zu lösen?

Guido.

Ach Maria, holder Engel!

Maria.

Du bleibst bei mir! du sollst mein Abgott seyn,
An deinen Blicken wird mein Leben hängen,
An deinen Lippen meine Seligkeit.
Mein Vater wird dich lieben, seinen Sohn,
Und diese Berge werden unsre Wünsche,
Wie unser Glück begränzend in sich schließen.

(Sie schmiegt sich an seine Brust. Raimund, Maria's Vater tritt aus dem Gebüsch.)

Raimund.

Maria!

(Er ergreift ihre Hand und führt sie von Guido weg.)

Hier bei deinem Vater ist
Dein Platz! — Wer ist der Fremdling? — Komm, mein Kind.
Kann Raimunds Tochter sich so weit vergessen?

(Zu Guido.)

Wer bist du?

Guido.

Herr, von edlem Stamm bin ich
Entsprossen, so wie du, und deiner Tochter
Bringt es nicht Unehr, mich zu lieben.

Raimund.

Sie liebt dich?

Maria.

Vater, er ists werth. An keinen
Unwürdigen verschleudert ihre Gunst
Die Tochter Raimunds.

Raimund.

Und seit wann, Maria?

Maria.

Es sind drei Monden, daß ich hier ihn fand.

Raimund.

So lange schon hab' ich mein Kind verloren?

Maria.

Mein Vater!

Guido.

Zürne nicht mit ihr, sie darf
Des Vaters Blick nicht scheuen; rein und schuldlos
Darf unsre Liebe sich dem Lichte zeigen.
Doch weil ein Schwur mir wehret, mich zu nennen,

Wollt' ich, ein Fremder, nicht vor dir erscheinen,
Nicht namenlos um deine Tochter werben.
Ich hielt sie ab.

Raimund.

Ein Schwur — sprachst du nicht so?

Guido.

Aus ferner Heimath treibt die Rache mich
Hierher zu ernster, schwerer That.

Raimund.

O Jüngling!
Kehr wieder heim und laß die Rache Gott!
Er rächt auf Erden jede Missethat.
Und glaub' es mir, auf Erden ist die Hölle.

Guido.

Hör' mich. Die blut'ge That darf ich dir nennen,
Wenn ich den Namen gleich dir bergen muß.
In Wälschland bin ich altem Stamm entsprossen;
Mein Vater war an Kaiser Friedrichs Hofe
Gar hoch geehrt. Die Mutter kannt' ich nie,
Denn eh' sie meinen Vater sah und liebte,
Verlobte sie der Eltern Wille schon
Mit einem Deutschen im Gefolg des Kaisers.
Der Tag der Hochzeit nahte. Da ersah
Mein Vater sie in einer Kirche einst,

Und heft'ge Lieb' entzündet ihm die Bruſt,
Und wie die fremde Pflanze, die im Treibhaus
Wohl grünt und wächſt, jedoch die ſüße Blüte
Dem Gartner weigert, in die Heimath ſchnell
Verſetzt, den ſtreng geſchloßnen Buſen frey
Erſchließt, und ihre bunte Glut entfaltet:
So ging auch jetzt am Strahl aus ſeinen Augen
Der Jungfrau Herz in ſüßer Liebe auf,
Die nimmer dem Verlobten noch geblüht.
Vergebens doch war meines Vaters Muhe,
Der Eltern Sinn zu wenden, und vergebens
Der Tochter Flehn. Da nahm er mit Gewalt,
Was ihm die Bitte nicht erwerben konnte.
Am Tag der Hochzeit ſelbſt raubt' er die Braut
Und barg ſie in den Mauern ſeiner Burg.
Woran die Wuth des Bräutigams zerſchellte.

Maria.

Was iſt dir, Vater? ſprich: Du wirſt ſo bleich!

(Raimund weiſt ſie mit einer Bewegung der Hand von ſich.)

Guido.

Der Zeit und endlich auch dem Wort des Kaiſers,
Der meinem Vater wicht'gen Dienſt verdankte,
Gelangt, der Eltern Zorn zu ſänftigen,
Und fern in ſeine heimathlichen Wälder
Trug der betrogne Bräut'gam ſeinen Grimm

Und seine Schmach. Zwölf Monde zogen nun,
Wie gute Engel Himmelsgaben spendend,
Mit schnellem Flug den Glücklichen vorüber.
Zwei Kinder lächelten, zugleich geboren,
Dem Vater an der theuern Gattin Brust.
Da kehrt, getrieben von des Abgrunds Mächten,
Der Deutsche nach Italien zurück,
Sieht meines Vaters Glück und meine Mutter
In neuem Reize prangen, und es wirft
Die Nach' ihm ihre Fackel, an dem Brand
Der Hölle angezündet, in das Herz.
An einem Abend kehrt mit seinen Dienern
Mein Vater wohlgemuth vom Jagen heim,
Und wie sie nahe sind dem Schlosse, heißt er
Die Jäger frisch ein lustig Stücklein blasen;
Denn einen edlen Hirsch hat er gefällt.
Doch in dem Schloß scheint alles öd' und still.
Geöffnet stehn die Pforten, doch es bringt
Ihm freundlich nicht wie sonst sein holdes Weib
Gewohnten Gruß heraus, und wie er sich
Vom Roß herab befremdet schwingt, da liegt
An Hauses Schwelle, liegt sein alter Diener,
Dem er des Schlosses Hut vertraut, erschlagen.
Es zuckt ihm grause Ahndung durch das Herz,
Er fliegt durch die Gemächer, angstvoll suchend,
Und zitternd doch, zu finden, er befragt
Des Hauses Dienerinnen, von den Knechten

Indeß der Band' entledigt, aber keine
Weiß ihm von der Gebieterin zu melden.
Und nach dem Garten wendet er den Schritt;
Ein fernes Wimmern trifft sein Ohr, er folgt
Dem Unglücksherold und kommt athemlos
Zur Stätte, wo die Hölle seiner harrt.
Im Blute schwimmend, ohne Leben liegt
Die theure Gattin, mit durchborter Brust;
Halb über ihr der Knabe — ich war damals
Neun Monden alt — an dem zerrißnen Quell
Des Lebens Nahrung suchend, Blut nur findend;
Zur andren Seite wimmernd hingestreckt
Das Schwesterlein; und wie der Knab' des Vaters
Gewahrt, streckt er die kleinen Hände, roth
Vom Blut der Mutter, schreiend ihm entgegen.

Maria.

Halt ein mit deiner blutigen Erzählung!
Du siehst, zu tief erschüttert sie den Vater.

Guido.

Wohl dann, mit wenig Worten end' ich sie.
Noch einmal kehrte das entfloh'ne Leben,
Dem Ruf geliebter Stimme horchend, wieder;
Noch einmal öffnet sie ihr Aug dem Lichte,
Doch nur des Mörders Namen zu verkünden:
Der Deutsche war's, der meuchlings sie erschlug.

Raimund.

Den Namen sagtest du? sie nannte ihn?

Guido.

Sie nannte ihn, und schloß ihr Aug' auf immer. —
Es soll mein armes Wort des Vaters Schmerz
Beschreibend, nicht entweihn. Ich seh's, du fühlst ihn,
Ehrwürd'ger Greis, wie ich. — Nachdem mein Vater
Fruchtlos durch ganz Italien bis nach Deutschland
Des Mörders Spur gefolgt, verlebt' er streng
Geschieden von der Menschen Red' und Umgang
In immer dumpferm Trübsinn viele Jahre;
Den Kindern nur erschloß sich Herz und Mund.
Alljährlich an dem Todestag der Mutter
Führt' in ein schwarz behangenes Gemach
Er uns, in Trauerkleider eingehüllt.
Ein Altar hob sich in der Mitte, Kerzen
Entzünd'ten seinem Wink sich, Weihrauch dampfte,
Und lächelnd schaute von der hohen Wand
Der Mutter Bild herab auf ihre Kinder.
Dann sprach er von der Theuren, ihrer Schönheit
Und ihrer Milde, ihrer Frömmigkeit;
Wir knieten weinend an dem Altar nieder
Und beteten für ihrer Seele Heil.
Doch oftmals mitten im Gebete schlug
Des Schmerzes ungeheuere Gewalt

An der Erinnerung ſich neu entzündend,
Im Herzen ihm aufflammend ſchnell empor.
Von einem Bilde riß er dann den Vorhang,
Das uns der Mutter blutende Geſtalt,
Den Dolch im Buſen, zeigte, zog uns hin
Zu ihrem blutbefleckten Kleide und
Die Hand der Tochter, die verſtümmelte, —
Der Mutter Bruſt durchbohrend ſchnitt der Stahl
Zwei Finger von der Hand des armen Kindes —
Und die verſtümmelte zum Himmel hebend
Rufs' er dem Mörder ſeinen Fluch herab.

Raimund.

Fluch! Fluch! der Himmel hat den Fluch erhört.

Guido.

So bin ich denn ein Werkzeug ſeines Willens!
Denn als dem Vater Kunde ward, daß er,
Der Mörder, hier in dieſem Winkel Deutſchlands
Verborgen unter fremdem Namen lebe,
Da ſchwur ich, nicht zu ruhn, bis dieſer Dolch
Der Mutter Tod auch ihm den Tod gebracht.
(Er zieht einen Dolch hervor.)

Raimund,
(ſich mit Entſetzen aufraffend.)

Maria, komm! Weh mir! Fort! laß uns fliehn!

Maria.

Was ist dir, Vater, sprich? vor wem entfliehn?

Raimund.

Du fragst? und siehst auf deines Vaters Herz
Den Dolch gezückt?

Guido.

Welch seltsam böser Wahn
Befällt dich, edler Greis? Besinne dich!
Für dich hat dieses Eisen keine Spitze.
Du bist Mariens Vater, den ich ehre,
Den ich so gern auch Vater nennen möchte.

Raimund.

Ja — recht! — ich kenn dich ja — besinne mich.
Ein Mährlein wohlersonnen war es nur
Was du erzählt. Es klang wie Wahrheit fast.
Ich alter Thor, daß ich von einer Lüge
Mich schrecken ließ, von einer bunten Lüge,
Die dieser Tausendkünstler ausgeschmückt!

Guido.

Maria, was ist das?

Maria.

O Gott! ich ahnt' es,
Daß du den bösen Geist erwecken würdest. —
Mein Vater, laß uns gehn! Die Sonne sinkt.

Raimund.

Sie ist gesunken — längst! Nun ist es Nacht.
Und in die Nacht ist auch die That vergraben.
Die Zeit hat sie vergraben. Zwanzig Jahr!
Moos deckt die Gräber; niemand kennt sie mehr.
Auch er ist todt, auch er! Es ist alles todt,
Und kein Gedanke lebt mehr dieser That —
Als hier — hier! hier! da lebt, da brennt es noch.

Maria.

Komm, Vater, komm mit mir! O Guido, geh,
Entferne dich — du siehst —

Raimund.

Fluch! Fluch! er hat
Des Himmels Fluch herabgerufn dem Mörder.
Der Himmel nicht, die Hölle hörte ihn.
Nur fromme Bitten dringen auf zum Himmel,
Allein der Fluch, den reißen, kaum den Lippen

Entflehn, die Unterirdischen an sich,
Und des Verruchten Haupt verfällt der Hölle.

Guido.

Allmächt'ger! Welche Ahndung faßt mein Herz!
Wenn er, — o Gott! — —

Raimund.

Was wendet Ihr die Blicke
So scheu von mir? Seht Ihr des Fluches Zeichen
An meiner Stirne brennen? Ja ich bin
Gezeichnet, daß mich jeder kenn' und meide.
Seht Ihr nicht auch das Blut an dieser Hand?
Voll Abscheu sieht das Wasser selbst die Flecken,
Und nimmt sie mir nicht weg.

Maria.

O Vater, komm!
Reich mir die Hand. Wenn du dein Kind liebst,
komm!

Raimund.

Wer bist du dort? Mir ist, als kennt' ich dich.
Entferne dich, mir graut vor deinem Anblick.
Dies Auge — dieser Mund — Barmherzigkeit!

Er iſts, weh mir! er iſts! — Hinweg! Hinweg!
Du kommſt, der Gattin Blut von mir zu fordern.
Was ſtarrſt du ſo? Ich bins! ich bin ihr Mörder!

Guido,
(ſein Geſicht bedeckend.)

O Gott!

Maria.

Glaub' ihm kein Wort! Er ſpricht im Wahnſinn!
Um unſrer Liebe willen, glaub' ihm nicht!
Komm Vater, fort von hier. Hör' auf mein Flehn.

Raimund.

Wo bin ich denn? Maria hilf mir doch
Mich recht beſinnen. — Er iſts nicht! Nicht er!
Es iſt ſein Sohn. Nicht wahr, ſein Sohn, Maria? —
Sein Vater kann mir nicht verzeihn. Doch er
Wird Mitleid haben mit dem armen Greiſe,
Den ſeines Vaters Fluch zum Abgrund treibt.
Nicht Reue, nicht Gebet kann ihn verſöhnen,
Er folgt mir raſtlos nach ſeit zwanzig Jahren,
Und wo ich geh', verdorren alle Freuden,
Und jedes Lebensglück verſengt mein Hauch.

Ich hatt' ein Weib — ein Engel wars, der mir
Die Stirn mit seiner Friedenspalme kühlte,
Und schaute in die Nacht, die mich umgab,
Ein heitres Morgenroth, herein. — Sie starb.
Der Tochter Leben brachte ihr den Tod.
Und schwärzer fiel die Nacht auf meine Seele,
Wie von des Nordlichts blutgen Strahlen nur
Vom Wiederschein des Abgrunds mir erhellt.
Ich hatte eine Tochter, die mich liebte —
Noch einmal trieb mein Leben grüne Knospen:

(Zu Guido)

Du hast sie abgestreift mit frecher Hand.
Verdorrend steht der Baum auf öder Haide,
Dem Wanderer ein Schreckbild in der Nacht.
Dein Vater sandte dich. Ich fühl' es wohl,
Du hast der Tochter Herz von mir gerissen
Und sinnreich mehr als Leben mir geraubt.

Maria.

Nicht so, mein Vater!

Guido.

Lebe wohl, Maria!
Auf ewig lebe wohl! ich muß von hinnen.
Entsetzen lagert sich auf meiner Brust;
Mein Herz erbebt vor Angst und will zerspringen.

Maria! noch einmal reich' mir die Hand.
Fühlst du, wie in den Adern sich das Blut
Empört, und Fieberglut die Pulse klopfen?
Ich muß hinweg, daß mich nicht Wahnsinn faßt.
Des Himmels Fluch wurft eine grause Kluft
Tief zwischen uns; an den verbrannten Wänden
Rankt keine Hoffnung, Pesthauch steigt empor,
Und das Verbrechen tobt in ihren Tiefen;
Herüber streck' ich sehnsuchtsvoll die Arme,
Ich sehe dich, ich kann dich nicht erfassen,
Und einsam in der Wüste bricht mein Herz.

Raimund.

Maria, meine Tochter, komm zu mir!

Guido.

Noch einen Augenblick, Maria' Wehe mir!
Zum letztenmale halt' ich diese Hand. —
Sieh mich noch einmal an! O wende nicht
Dein Auge ab. Es ist die letzte Bitte,
Denk, du gewährst sie einem Sterbenden.

(Maria sinkt ihm weinend an die Brust; Raimund ergreift sie bei einer Hand, Guido hält die andre fest.)

Raimund.

Hierher zu mir! Nicht an die Brust des Fremdlings,
Zu deinem Vater fleh. Komm, folge mir.

Guido.

Maria! — Nein, ich kann dich so nicht lassen.
Ich lasse dich nicht los! ich halte dich!
Mein bist du, mein! Du hast es mir geschworen.
Flieh nicht! mein Leben hängt an deinem Blick!

Maria.

O Vater, zürn' ihm nicht! verstoß ihn nicht!
Er wird dem Sohn fern, kindlich dich verehren,
Und reicher bist du um der Tochter Glück
Und um die Liebe eines wackern Herzens.

Raimund.

Mein Sohn? Er? meines Feindes Sohn? den er,
Wie auf die Fährte eines wilden Thieres,
Nach mir hat ausgeschickt, um mich zu morden?
Du siehst den Dolch in seinem Gürtel blinken,
Der nach dem Blute deines Vaters lechzt:
Und dich ergreift Entsetzen nicht und Abscheu
Vor dieses Mörders gräßlicher Umarmung?

Guido.

Maria, komm mit mir! Ich kann von dir
Nicht scheiden, nicht mein Herz von deinem reißen.

Du bist das Leben meines Herzens, du
Die Seele meines Lebens, ich bin nichts,
Nichts ohne dich, ein Schatten, todtes Wort,
Ein schlechtes Bild von Schülerhand gemacht.
Warum soll ich die Strafe tragen, ich
Die Strafe fremder Missethat? Warum
Den Himmel meiden um der Hölle willen?
Nein ich umfasse dich mit diesen Armen,
Ich halte dich, mein bist du, mein auf ewig!
O folge mir, Maria! Flieh mit mir
Aus dieser fluchumnachteten Einöde!
Wir ziehen fort zu freundlich stillen Thälern,
Wo uns der Liebe heitrer Sommer strahlt.
O zieh mit mir!

Raimund.

Maria! komm zu mir!
Verlaß nicht deines Vaters greises Haupt!
Glaub' mir, sie wollen dich nur lecken, dich
Nach Wälschland führen, und der Rache dort
Dich unter tausend Qualen langsam opfern.
Kein rascher Stoß soll schnell mein Leben enden;
O nein, dich wollen sie mir rauben, dich,
In die mein ganzes Daseyn fest verwachsen,
Das Herz lebendig aus der Brust mir reißen,
Sich an dem Zucken seiner Angst ergötzen,
Grausch tausendfach den Tod mir geben!

(Nach der Seite, wo Guido ſteht, hinſtarrend.)
Auch du, auch du, du Kind der Mitternacht?
Was willſt du jetzt? Hat ſelbſt der milde Tag
Sich wider mich verſchworen und gebiert
Mir nächtliche Geſpenſter? — Sieh dorthin,
Dicht neben ihm der blutge Schatten dort
Die breite Wunde in der Bruſt — ſieh, das
Iſt ſeine Mutter!

Guido,
(entſetzt, einige Schritte zur Seite weichend.)
Ha! du Gräßlicher,
Woran erinnerſt du! O meine Mutter!

Maria.

Komm Vater, fort, hinweg! Komm, folge mir.

Raimund.

Sieh, dies Geſpenſt allnächtlich vor mein Lager
Kommt es geſchlichen, mich zu peinigen.
Ich ſeh' die Wunde bluten, die ich ſchlug,
Ich hör' das Wimmern, Stöhnen, Todesröcheln,
Und voll Entſetzen flieht der Schlaf von mir.

Guido.
Maria!

Raimund.

Ha, ſie winkt! dir winkt ſie, dir!
O geh nicht, meine Tochter, gehe nicht!
Verlaß mich nicht — bleib bei mir — hab' Erbarmen!
Sieh deinen Vater hier zu deinen Füßen.
Geh nicht! bleib bei mir! laß mich nicht allein!
(Maria blickt in höchſter Angſt händeringend zum Himmel.)
Hörſt du die Stimme deines Vaters nicht?
Fluch dir, Verderben über dich, Verführer!
Der du ihr Herz von meinem abgewandt.

Guido.

Maria komm! Ich will den Schwur vergeſſen,
Des Meineids Strafe laden auf mein Haupt.
Das Leben ſchenk' ich ihm, gehſt du mit mir!

Raimund.

Hinweg! Was wollt ihr, gräßliche Geſtalten?
Weg mir! Noch mehr? Zu enge wird der Raum.
Sie dringen auf mich ein. Sie drohen mir.
Sie wollen mit Gewalt dich mir entreißen.
Nein! lebend fällt ſie nicht in deine Hände!
Ob ſich die Hölle auch mit dir verbindet:
Du ſollſt nicht triumphiren über mich.
Noch biſt du meine Tochter. Folge mir!

Guido,
(Maria an ſich ziehend, die ohnmächtig in ſeine Arme ſinkt.)

Maria, du biſt mein. Ich halte dich
In meinen Armen feſt. Mein biſt du, mein!
Du biſt mein Weib und mir gehörſt du an.

Raimund.

Noch nicht!
(Er ſpringt hinzu, reißt ihm den Dolch aus dem Gürtel und ſtößt ihn Marien in die Bruſt.)
Geh und erzähl' das deinem Vater!
Fahr hin, mein Kind!
(Indem er den Dolch fallen läßt.)
Nun, Hölle, räche dich!

Guido.

Ha, Ungeheuer! was beginnſt du! Weh!
Maria! theures Leben, höre mich!
Hörſt du nicht meine Stimme mehr? Maria! —
O wohlzutreffen weißt du, grauer Mörder! —
Kein Athemzug, kein Lebenszeichen mehr.
Dein Stoß iſt raſch und ſicher. Sie iſt todt!
(Er legt ſie ſanft auf die Erde nieder.)
Wohlan! ſo nimm denn, Mörder, deinen Lohn!

(Er rafft den Dolch auf, und schwingt ihn über Raimund, der regungslos vor sich hinstarrend daſteht.)

Nein, Wohlthat wär der Tod für dich. Hier hat
Der Himmel schon gerichtet; meines Arms
Bedarf es nicht. Schau, Meister, auf dein Werk!
Von kalter Todesnacht umzogen starrt
Der blaue Himmel dieser Augen, der
Auch dir von heilger Liebe einst gestrahlt;
Stumm ist der Mund, der Vater dich genannt,
Das Herz zerrissen, das dir kindlich schlug,
Und keins mehr schlägt für dich auf weiter Erde.
Schau, Meister, auf dein Werk! Leb' und verzweifle!

(Er wirft den Dolch hin und kniet bei Marien nieder.)

Noch einmal küß' ich diese kalten Lippen. —
Nimm mich mit dir! Laß mich nicht hier allein.
Was soll das Leben mir? Kaum aufgegangen
Fällt seine Bluthe ab und es verwelkt.
Ich folge dir. Bald, bald sehn wir uns wieder!
Nur meinem Vater wenig Worte noch. —
Nicht mit mir wolltest du: ich geh' mit dir!
Der Tag löscht aus; es sinkt die Nacht herein:
In Morgenrothe sehen wir uns wieder!

(Er geht schnell ab.)

(Lange Pause.)

Raimund.

Sie haben mich weit weit hinaus geführt
In einen düstern Wald. Ich kann nicht mehr.
Der Weg ist rauh und meine Kniee wanken.
Maria, meine Tochter, wo bist du? —
Gebt mir zu trinken. Meine Zunge lechzt. —
Blut soll ich trinken? Blut ist in dem Becher! —
Wo bin ich denn? Das war ein böser Traum.
Auf einem hohen Felsen saß ich einsam
Und wie im Grabe war es still um mich.
Tief unter mir nur sah ich seltne Wandrer
Vorüberziehn. Ich rief, doch keiner hörte;
Voll Grausen wandten sie sich ab von mir
Und eilten sich bekreuzend scheu vorüber.
Denn sieh! der Felsen war das Hochgericht,
Auf dem zur Schau ich angeschmiedet saß.
Und meine Tochter rust' ich, doch mein Rufen
Verhallte in der Oede und sie kam nicht.
Nacht wards und wieder Tag und wieder Nacht,
Und immer saß ich harrend, rufend da,
In Thau und Sonnenbrand und Regen,
Verzehrend mich in Angst und heißer Sehnsucht,
Und keine Labung netzte meine Lippen.
Da kam es endlich, daß ich sterben mußte.
Ich fühlte wie ich starb und immer noch
Schaut' ich ringsum nach meiner Tochter aus,
Daß sie mir beiständ' in dem letzten Kampfe,

Noch einmal ich an ihrem holden Antlitz,
An ihrer Stimme süßem Ton mich labte;
Doch meine Tochter kam nicht. Raben krächzten
Nach meinem Fleische lüstern über mir. —
Der Traum war gräßlich. Kalter Todesschweiß
Steht noch auf meiner Stirne. — O Maria!
Mein theures Kind, wo weilst du? Komm zu mir! —
Ha sieh! da ist sie. Still, sie schläft. Still, still!
Weckt sie nicht auf! Ich will mich zu ihr setzen,
Mit meinem Mantel sie bedecken. So.
So will ich sitzen still, bis sie erwacht.

Die Ehen werden im Himmel geschlossen.

1811.

Personen.

Poesie, eine Schneiderswittwe.
Tragödie, } ihre Töchter.
Lustspiel, }
Trumpf, ein Theaterdichter.
Waket, ein Schauspieldirektor.
Vetter Michel, ein naher Verwandter.

(Ein ärmliches Zimmer. Poesie bessert Strümpfe aus, Tragödie sitzt am Stickrahm, Lustspiel am Spinnrad.)

Lustspiel, (singt.)

Ein König ist gestorben
Vor langer, langer Zeit;
Hat guten Ruhm erworben:
Man spricht von ihm noch heut.

Von Gold war'n seine Glieder,
Die Kron' Karfunkelstein.
Ach niemals werden wieder
So goldne Tage seyn.

Sein Grab soll seyn dort drüben,
Am Thurm, wo's Käuzchen schreit,
Daran sein Sohn geschrieben:
Hier liegt die alte Zeit!

Tragödie.

Ich bitte dich, schweig! Ich kann diese Liederchen nicht hören. Wie mag man singen in einer Lage wie die unsrige!

Poesie.

Wohl ihr, daß sie es kann. Du möchtest von ihr lernen, mein Kind.

Tragödie.

Aber ist es recht von ihr, so muthwillig die Erinnerung an eine Zeit zu wecken, die leider für uns auf immer verloren ist!

Poesie.

Freilich wird sie nie wiederkehren unsere goldne Zeit, allein man muß sich in jede Zeit zu schicken wissen, man muß sich nach der Decke strecken. Das ist die höchste Weisheit unsrer Tage, und du wirst sie lernen müssen, wie ich, wenn du unter den Leuten fortkommen willst. Wer sein Schicksal mit frohem Muthe erträgt, verdient drum keinen Vorwurf.

Tragödie.

Ertragen kann ich auch das Ungeheuerste, doch nicht darüber scherzen.

Lustspiel.

Desto schlimmer für dich, ma soeur!

Tragödie.

Ich streite nicht mit dir, denn wir verstehn uns nicht. Dein Blick ist nach der Erde nur gerichtet und auf dem Markt des Lebens ist dein Platz. Ich kann den Himmel nicht wie du vergessen, aus dem wir stammen.

Lustspiel.

Mit deiner Erlaubniß, ich eben so wenig; nur daß du gern ein wenig mehr mit deiner hohen Abkunft prahlest als ich.

Tragödie.

Sich würdig betragen, heiß nicht prahlen.

Lustspiel.

Aber die Zeichen seiner eingebildeten Würde unaufhörlich zur Schau tragen, was heißt das? — Wozu denn noch immer diesen langen seidnen Mantel um die Schultern, den die Mutter beinah nicht mehr zu sticken weiß? Wozu denn die tombackne Krone auf dem Kopfe — die goldene liegt wie lange schon auf dem Leihhause fest? — Wenn das nicht prahlen heißen soll, so dürfen wir es doch wohl ein wenig affectiren nennen, und von dem Vorwurf einer kleinen Affectation bist du überhaupt nicht zu retten. Mich wundert nur, daß du endlich den Cothurn abgeschnallt und die Schuhe vom Vetter Michel an-

gezogen haſt. Er muß dir ſehr unbequem geweſen ſeyn, da du dich dazu bequemen konnteſt.

Poeſie.

Fangt ihr ſchon wieder an zu ſtreiten? werdet ihr euch denn nie vertragen lernen? Ich habe ja ohnedieß Sorge genug mit euch, wollt ihr ſie noch durch euer ewiges Hadern vermehren? — Meine andern Kinder hab ich bei der ſchlechten Zeit doch alle leidlich untergebracht: die Romanze iſt mit einem Herrn auf Reiſen gegangen, um dem Romantiſchen auf die Spur zu kommen, welches Reiſaus genommen haben ſoll; die Ode, die mir ſeit Klopſtocks Tode in Unmündigkeit zurück gefallen war, iſt im Waiſenhauſe; die Satyre im Taub- und Stummen-Inſtitut, um dort das gefährliche Sprechen vollends zu verlernen; die Idylle ſamt dem Epos im Spital; die Fabel hat ſich eingepuppt, um vielleicht einmal in einer herrlichern Geſtalt wieder aufzuleben; der Roman iſt Mehlhelfer in Leipzig geworden, und die übrigen ſtümpern ſich noch gut oder übel ſelbſt durch die Welt. Ihr beiden nur macht mir Kummer. Seit dem Tode meines ſeligen Mannes, eures Stiefvaters, hab' ich euch nun wieder bei mir, und es zeigt ſich noch immer keine Verſorgung für euch.

Lustspiel.

Laß dir unsre Versorgung keine Sorge machen, Mütterchen. Es kann ja nicht immer so bleiben. Gieb Acht, es blühn wieder gute Tage auf.

Poesie.

Wenn wir vielleicht längst nicht mehr sind.

Lustspiel.

O dann wären es ja keine guten! Aber sind wir nicht unsterblich?

Poesie.

Ach mit unserer Unsterblichkeit ists nicht weit her. Die Götter — Gott verzeih mir die Sünde! — mögen am besten wissen, wie es damit steht. Und was hilft uns denn das traurige Geschenk, wenn es uns nicht auch vor Alter und Elend schützt? — Ach wo sind die schönen Tage meiner Jugend hin, die ich unter Griechenlands heiterm Himmel verlebte! Was ist aus mir, der Hochgefeierten, geworden? Eine Schneidersfrau!

Lustspiel.

Immer besser, als von der Gnade der Menschen leben, die uns mit den Seiltänzern, abgerichteten Hunden und andern Lustigmachern in eine Klasse setzen.

Tragödie.

Die Undankbaren, die wir erzogen!

Poesie.

Mein Name ist zwar auf allen Lippen, ach! aber sie reden von mir und kennen mich doch nicht. Die wenigen noch, die mich von Angesicht zu Angesicht gesehen, und die ich meine Freunde nannte, werden alt, und wenig Hoffnung heg' ich von dem kommenden Geschlecht.

Lustspiel.

Aber nach dem kommenden, wird wieder eins kommen und wieder eins!

Poesie.

Aber auch die Welt immer älter werden und wir dazu. — Von euch, ich muß gestehn, glaubt' ich, daß es euch sobald noch nicht fehlen könnte, denn überall stehn eure Tempel offen.

Lustspiel.

Ach daß Gott erbarm, die Tempel sind auch meist danach, und nun obendrein die Priester!

Tragödie.

Wie Göttern bringt man uns die eignen Gaben, so sollten wir am ersten sagen können — —

Luſtſpiel.

Allein wir ſpürens leider am Geſtanke, daß es meiſt unreine Opfer ſind.

Tragödie.

Ich wiederhole deine Worte, Mutter: ſie reden von uns und kennen uns nicht.

Luſtſpiel.

Jeder Lump rühmt ſich der intimſten Vertraulichkeiten mit uns, und läßt ſeine Baſtarde unter unſern Namen in die Welt laufen.

Tragödie.

Wenn auch einmal die Geſtalten meiner Lieblinge über die Bretter ſchreiten, ſo wird es dem Volke gleich wunderſeltſam und unheimlich zu Muthe — —

Luſtſpiel.

Und es klagt über Magendrücken, bis es wieder einige mürbe Geheimenräthe und in Thränen geſchmorte Baroneſſen zu ſich genommen hat. Ich bin um nichts beſſer dran. Wenn ich mich zeige wie ich bin, verſehn ſie mich nicht. Meiner Begeiſterung haben ſie die Flügel verſchnitten und meinem Scherz, dem armen Jungen, einen Keuſchheitsring angelegt.

Tragödie.

Das zwitterhafte Geschöpf, die Oper, macht noch das meiste Glück. Auch sie will gern für deine Tochter gelten.

Lustspiel.

Für deine letztgeborne giebt sie sich aus; aber sie ist nicht deine Tochter, nicht wahr?

Poesie.

Ach, Kinder, ja, sie ist es wohl; allein man spricht nicht gern davon. Du lieber Himmel, man hat auch noch im Alter schwache Stunden! — Da klopft Jemand an die Thüre! Sieh zu, wer's ist.

Lustspiel.

Es wird der Vetter Michel seyn. Der gute Mann besucht uns alle Abend.

Vetter Michel.

Na, bon soir! Wie stehts, wie gehts? Einen Stuhl, liebes Spielchen! (Lustspiel bringt ihm einen.) Die drei Treppen schlagen mir jedesmal in die Beine. Wie leben wir, was machen wir?

Lustspiel.

Wir freuen uns über den Herrn Vetter.

Vetter Michel.

Sehr verbunden. — Wertheste Frau Muhme, wie ists Befinden?

Poesie.

Danke für die gütige Nachfrage, immer noch beim Alten.

Lustspiel.

Das Neue steigt selten bis ins vierte Stockwerk.

Vetter Michel.

Ich bringe aber doch heute etwas Neues mit und etwas Gutes obendrein. Es hat zwar Mühe gekostet, Mühe und Arbeit, Laufen und Rennen und manchen Schweißtropfen, allein ich bringe gern meinen sauersten Schweiß den allerliebsten Bäschen zum Opfer.

Lustspiel.

Danke schön, will erst ein wenig das Fenster aufmachen.

Vetter Michel.

Bemühen Sie sich nicht um meinetwillen. Es ist so zutraulicher.

Poesie.

Aber was bringen Sie uns denn, Herr Vetter? Die Nachricht von einem zu erwartenden Gute kann man nie schnell genug erhalten, denn die Erwar-

tung gehört mit zum Genuß, wenn ſie nicht gar den beſten Theil daran ausmacht.

Vetter Michel.

Ihnen, liebwertheſte Frau Muhme, bringe ich zwar unmittelbar nichts, aber mittelbar wieder recht viel. Die lieben Töchterchen nämlich ſind das Mittel, indem ſie eigentlich der Zweck ſind, und zwar nicht allein der Zweck meines Herkoms und meiner vorhergegangenen Vermittelung, ſondern auch der Zweck zweier andern Mittel, welche ihre Mittel gern bezwecken möchten.

Luſtſpiel.

Hat der Herr Vetter Collegia in B. gehört?

Tragödie.

Wir müßen bitten, verſtändlicher zu reden.

Vetter Michel.

Ich würde ſagen: der Verſtand kann nicht verſtändlicher ſprechen, wenn der Verſtand nicht heut zu Tage ſo unrichtig gewerden wäre. Ich bringe euch etwas mit, Kinderchen, was euch künftig die Zeit vertreiben ſoll, ein ſchamantes Spielzeug——

Luſtſpiel.

Doch nicht eine Puppe vom Jahrmarkt

Vetter Michel.

Eine lebendige, liebes Spielchen, einen Mann; und zwar für jede einen; denn von einer Gemeinschaft der Güter wollen die Weiber überhaupt nichts wissen, und die Herzen und Leiber ihrer Männer besonders sollen seyn, wie die französische Republik, Gott habe sie selig! nämlich eins und untheilbar.

Poesie.

Sprechen Sie im Ernst, Herr Vetter?

Vetter Michel.

In vehementem Ernste! Meine Bemühungen sind endlich durch zwei Kronprätendenten gekrönt worden, die ich im Stande bin meinen Bäschens zu Füßen zu legen.

Lustspiel.

Aber wenn wir sie nun dort liegen lassen?

Vetter Michel.

Das werden Sie nicht. Es sind scharmante Leutchen und vom Handwerk obendrein. Ein Theaterdichter und ein Schauspieldirector. — Aber Mühe hat es mir gekostet, blutsauere Mühe. Ja, wenn ein Mädchen Geld hat, ihr himmlischen Heerschaaren, da laufen die Freier um sie herum wie die Feldmäuse, und sie braucht nur die Hände aufzustrecken, so bleibt an jedem Finger einer hängen.

Aber ein armes Mädchen ist vor den Freiern so sicher, als ob sie auf dem Turmknopf der Marienkirche säße und jeder Mensch verlangt von ihr, daß sie von oben bis unten mit Tugenden ausstaffiert sein soll, wie der Weg zum Himmel. Da fragte mich der eine: sind sie gute Wirtschafterin? der andre: können sie gut kochen? der dritte: sind sie ordentlich, bleiben sie gern zu Hause? und einer wollte sogar wissen, ob Ihr stark äßet? — Was sollt' ich antworten? Das sind alles enge schwache Seelen. Von einer wunderlichen Unsterblichkeit durft' ich mir nun gar nichts merken lassen. Seitdem uns die Aufklärung unter die Nase getrommelt hat, lachen wir darüber oder fürchten uns davor.

Poesie.

Werthester Herr Vetter, ich danke Ihnen von ganzem Herzen für Ihre Bemühung. Es ist mein sehnlichster Wunsch, die beiden Mädchen bald mit Ehren unter die Haube zu bringen. Was bleibt ihnen auch sonst noch übrig? Ich kann sie nicht mehr ernähren; auf ihre eigne Hand können sie hier nicht leben, denn die Zeiten ist jetzt gar zu schlimm; und wovon auch? Andere nur aber zeigen sich keine besseren Aussichten.

Lustspiel.

Sonst stand mir immer noch ein leidlicher Zu-

fluchtsort in Frankreich offen, allein auch dort fang' ich an außer Bekanntschaft zu kommen.

Tragödie.

Ich Unglückliche, seit Schiller todt ist, irr' ich nun vollends hoffnungslos umher.

Poesie.

Drum ergreift die Gelegenheit, sehet sie als einen Wink des Himmels an und folget meinem Beispiel. Als ich sah, daß es mit mir nicht mehr recht fort wollte, nahm ich die Hand meines seligen Mannes an, der mich zufällig kennen gelernt hatte, vergaß die alte Herrlichkeit und griff zur Nadel und zur Scheere.

Tragödie.

Wenn es seyn soll, so unterwerf' ich mich. Selbst die Unsterblichen entgehen nicht dem Schicksal.

Lustspiel.

Wir wollen sehn. Scheint günstig sich für uns der Zufall zu gestalten, so greif ich zu und weiß ihn fest zu halten.

Vetter Michel.

Horch! Es trampelt auf der Treppe. Das werden meine Freier seyn. Ich habe sie her bestellt. —

(Er geht nach der Thüre.) Nur hier herein, meine Herren, hier herein! Sie sind schon angemeldet.

(Trumpf und Wahl treten herein und machen ihr Compliment.)

Trumpf.

(sich an die Thorheit wendend.)

So ist es wahr, was meine Augen sehen?
Du bist es wirklich, göttlich Schwesterpaar?
Des Herzens Wünsche sieht ich vor mir stehen,
Es ist erreicht was meine Sehnsucht war,
Und Himmelslüfte fühl ich mich umwehen,
Mich sichert beizeiten der Götter Schaar!
Soll, kann ich meiner Brust Gefühl ersticken?
Und ach vermag —

Poesie.

Ohne alle Umstände, werther Herr, wenn ich bitten darf! Wir sind schlechte Burgerlicate und verstehen uns nicht auf solche schöne Worte.

Vater.

Brav, mein liebes Mamachen! Was soll der poetische Firlefanz. Ich kann solch überspanntes Wesen auch nicht leiden. Recht und schlecht, das ist mein Wahlspruch!

Trumpf.

Soll, kann ich meiner Brust Gefühl ersticken?
Und ach! vermag ich's würdig auszudrücken?
Ihr ganz gehorsamster Diener meine Damen.
Mein heutiges Glück greift in die Unendlichkeit.

Vetter Michel.

Nehmen Sie Platz, meine Herren. Die drei vermaledeiten Treppen werden einem blutsauer.

Trumpf.

Was thut das! (Mit einer Verbeugung gegen die Schwestern.) Per ardua ad astra! Verstehen Sie Latein?

Lustspiel.

Ein wenig noch von frühern Zeiten her. (Zu ihrer Schwester.) Der Mann ist recht galant.

Wakel.

Wer hätte das aber gedacht, daß wir in unsern Mauern zwei so berühmte Personen beißen! Sie sind wohl noch nicht lange hier? Ich habe seit zwanzig Jahren mit Lust- und Trauerspielen zu thun, niemals aber von Ihrem werthen Daseyn etwas vernommen.

Trumpf.

In der That, ich hätte das Glück Ihrer persönlichen Bekanntschaft nicht erwartet und muß Ihnen gestehen, daß ich mich darin noch nicht finden kann, und mir alles wie ein Traum vorkommt.

Wakel.

Darf ich nun auch, mein bestes Mamachen, nach Ihrem werthen Namen fragen?

Poesie.

Sonst hieß ich Poesie, jetzt aber heiß ich Schlabbermeierin, Ihnen zu dienen.

Wakel.

Sie haben recht gethan, Madam Schlabbermeierin, daß Sie die Poesie an den Nagel hingen. Es kommt nichts dabei heraus.

Trumpf
(zu den Schwestern.)

Die Poesie also ist Ihre Frau Mutter? Ei, ei, das hätt' ich nicht gedacht!

Vetter Michel.

Sie dürfen sich daran nicht stoßen, meine Herren. Die Frau Muhme hat mit ihrem Namen auch alle poetische Tücken und Mucken abgelegt, ist eine brave Bürgersfrau geworden, die Nadel und Kochlöffel zu handhaben weiß, und wünscht nichts sehnlicher, als daß ihre Töchter es auch werden möchten.

Wafel.

Ist sehr darum zu loben! denn wie gesagt, es kommt bei der Poesie nichts heraus. Das Publikum weiß ja nicht, was es damit anfangen soll. Ich will dem ersten dem besten eine Wurst vorzeigen und sagen: das ist Wurst, so wird er gleich wissen, was damit zu machen ist; aber wenn ich ihm so etwas poetisches hinhalte und sage: das ist Poesie, so soll mich der Teufel holen, wenn er weiß, was er damit anzufangen hat. Was ich verstehn und begreifen soll, muß ich wie eine Kuh bei Kopf und Schwanz packen können, aber wo, zum Henker, soll ich die Poesie angreifen? Das habe ich da meinem guten Freunde immer gepredigt und er sieht es auch ein; nur die verfluchten Verse will er sich noch nicht nehmen lassen. Und warum? blos weil sie jetzt Mode sind. Doch ihre Zeit ist auch gekommen; das schwör' ich Euch. Sie sollen mich am längsten exponirt haben.

Trumpf

(zu den Schauspielern.)

Der gute Mann spricht wie er's versteht. Man muß ihm das nicht übel nehmen.

Lustspiel.

Ach wenn doch jeder Mensch nicht anders sprechen wollte! Es wäre ein gut Theil weniger Langeweile in der Welt.

Wakel, (fortfahrend.)

Da haben sich zwar neuerlich wieder ein paar verkehrte Köpfe mausig gemacht, und den Leuten mit Poesie und Philosophie in die Augen geschlagen. Sie erkennen die ganze Welt, das Wesen aller Dinge a priori, wie sie's nennen, man möchte sagen durch den Geruch wie die Hunde; aber vom Theater mögen sie mir nur wegbleiben mit ihrem a priori und ihren Kunsttheorien, ich bringe allen meinen jungen Schauspielern die Kunst a posteriori bei, sie haben bei mich der Himmel selber Vergnügen daran und mein Theater ist eins der besten in ganz Deutschland.

Trumpf.

Darf man nun aber auch wiſſen, mit welchen Augen die liebenswürdigen Töchter die Geſinnung und den Willen ihrer verehrten Mutter anſehen?

Tragödie.

Mit kindlichen, mein Herr.

Trumpf.

Sie ſind alſo gleicher Meinung und Geſinnung?

Tragödie.

Wir unterwerfen uns dem Schickſal, das durch den Mund der Mutter zu uns ſpricht.

Trumpf.

Und ohne Widerſtreben?

Tragödie.

Des Menſchen Widerſtreben iſt umſonſt.

Trumpf.

Auch ohne Reue? mit willigem Vergeſſen?

Tragödie.

Vergessen können schwache Seelen nur. In meinem Innern tief bewahr' ich wie ein Heiligthum das hohe Bild vergangner Herrlichkeit.

Wakel.

Da schmeckt denn eine Wassersuppe schlecht dazu.

Lustspiel.

Mit nichten, guter Herr! Eine herrliche Erinnerung würzt jede schale Gegenwart.

Trumpf.

O meine Werthen, wir denken Ihnen eine Gegenwart zu bereiten, über die Ihnen eben die Gedanken an die Vergangenheit vergehen sollen.

Wakel.

Ja, Sie sollen keine Noth leiden, wenn Sie sich nur irgend der jetzigen Zeit accommodiren wollen.

Trumpf.

Dem Zeitgeist müssen wir huldigen, wenn uns der Geist des Burgunders anders erfreuen soll; den

Geschmack des Publikums müssen wir studiren, wenn wir Fasanen und Trüffelpasteten schmecken wollen. Ich habe bereits, Gott sey Dank, ein und zwanzig Trauerspiele und Schauspiele geschrieben, (Schiller nur acht oder neun in allem,) und kenne den acquit. Wenn die Leute ins Schauspiel gehen, wollen sie für ihr Geld auch wirklich etwas schauen. Sorgen wir also vor allem für das Auge; die Ohren sind überflüssig.

Wakel.

Wir lassen auch unsre neuen Schauspielhäuser nach diesem Grundsatze bauen.

Trumpf.

Wenigstens sey unsere Sprache so wasserklar, daß jeder Barbiergeselle bis auf den Grund unsers Herzens und unsrer Poesie sehen kann. Schreiben wir in Versen, — ich habe sie gern — so ist das nur ein Spielwerk für das Auge; hören darf man sie so wenig als möglich; das schadet der Illusion.

Wakel.

O dafür sorgen schon meine Schauspieler gar trefflich.

Trumpf.

Man lege dem Zuschauer den Seidelbast einer

rechtschaffenen Rührung aufs Herz, schmiere es mit der Butter einer geschmeidigen Moral und kitzle seine Nase, damit ihm nicht übel werde, mit dem flüchtigen Salze einiger Anspielungen auf Stadt- und Zeitgeschichten. Das ist die Grundlage: Decorationen, Gefechte, Kanonenschüsse, und eine Feuersbrunst am Schlusse thun dann das Uebrige. Ist der Dichter noch gar so glücklich, ein halb Dutzend Pferde auf sein Theater bringen zu können, so kann es ihm nun vollends nicht fehlen und diese Mähren machen ja, beim Himmel, einen weit schönern Rumor auf den Bretern, als das ungeheuerste Schicksal.

Wakel.

Ja, ja, meine Werthen, Sie dürfen nicht sorgen, wir werden Sie schon gehörig zustutzen. Beglücken Sie uns nur erst mit ihren Händen.

Trumpf,

(zu Tragödie, ihre Hand fassend.)

Wenn ich hoffen konnte, vor diesem stolzen Blicke Gnade gefunden zu haben —

Wakel, (zu Lustspiel.)

Wenn ich vermuthen dürfte, daß dieses Schelmenauge mir Erhörung lächeln werde — —.

Vetter Michel,

(leiſe zu den Schweſtern.)

Machen Sie keine Umſtände. Greifen Sie zu, um Gotteswillen!

Wakel.

Theuerſte Mama, fallen Sie nur immer mit Ihrem Segen in die Flanke! Ich ſehe die Einwilligung in Ihren Blicken. Mein Freund wählt die, ich wähle die, doch haben wir es vorher mit einander aufzemacht, daß ich nach Gelegenheit von allen beiden Gebrauch machen darf.

Poeſie.

O meine Kinder, Ihr rühret mich unausſprechlich.
Mich ergreift eine längſt entwöhnte Begeiſterung.
Tretet näher zu mir. Ich will Euch ſegnen.

(Sie legt feierlich ihre Hände in einander.)

Ihr Söhne ſeyd gegrüßt gleich zweier Noahstauben,
Die mir die Bürgſchaft beſſrer Zeit gebracht!
Die Wünſche, die mit mir oft manche Nacht durchwacht,
Sie ſind erfüllt!

(Zu den Töchtern.)

Ihr kommt mit Ehren unter die Hauben.

Geht hin! was ihr doch thun müßt, thuet gern;
Gehorcht den Männern als Euern Herrn;
Noch beſſer iſt's für gehorchen Euch:
Das giebt auf Erden ein Himmelreich.
Laßt allen eiteln Hochmuth fahren;
Schminkt Euch nicht mehr, Ihr ſeyd bei Jahren;
Geht in die Küche fein bürgerlich,
Kocht Eure Suppe, verſalzt ſie nicht;
Fegt alle Tage Eure Stuben,
Den H. — Euren Mädchen und Buben,
Auf Pädagogik kommt alles an.
Liebt Eure Männer ſo viel's ſeyn kann;
Verlangt von ihnen nicht zu viel,
Es hat ja alles ſein Maß und Ziel.
So habt Ihr auf Erden guten Namen,
Streut für den Himmel guten Samen,
Und habt auch meinen Segen! Amen.

Almenorade.

Ein Trauerspiel.

(Nach einem Sprüchwort aus den amusemens de Societé ou proverbes dramatiques.)

1 5 1 2.

Personen.

Der Sultan.
Prinzessin Almenorade.
Orcanor, Feldherr.
Farme, Vertraute der Prinzessin.
Hassan, Vertrauter des Sultan.
Osmin, Vertrauter des Orcanor.
Wache.
Der Souffleur.

Erſte Scene.

Der Sultan, Haſſan.

Sultan.

Merk auf, mein treuer Freund und laß, gleich ſtummen Fiſchen,
Von allem was du hörſt, kein Wörtlein dir entwiſchen.

Haſſan.

Von den Vertrauten, Herr, bin ich die wahre Kron';
Ich hör' und mucke nicht. — Sag' an, ich warte ſchon.

Sultan.

Du kennſt die Flammen, die mein Herz zu Aſche brennen.
Und darf ich dir nicht erſt Almenoraden nennen.
Ich weiß nun — ach! und doch wird ſie von mir geliebt! —

Ich weiß, was vor ihr Herz mir einen Riegel schiebt.
Die Grausame verschmäht, verspottet meine Triebe
Und schenkt, nur abgewandt, Orcanern ihre Liebe.

Hassan.

Ich staune! Herr, du glaubst — —

Sultan.

Ich glaub's, weil ich es weiß.
Mir ist sie zapfenkalt, und jenem siedeheiß.
Du sollst, Vertrauter, hier nur deinen Augen trauen:
Orcanor kommt hierher; noch heut wirst du ihn schauen.

Hassan.

Wie Herr? was willst du? Ihn, der sich mit Ruhm bedeckt,
Den ganzen Orient mit seinem Namen schreckt,
Der kürzlich noch besiegt die stolzen Marokkaner,
Ihn rufst du vor das Bret wie einen Tertianer?
Bedenke — —

Sultan.

Schweige, Sclav; es ist dein Herr, der spricht!
Das Raisonniren gilt in unserm Reiche nicht.
Gesetz und Sitte sind für Euch gemeine Maden:

Wir thun was uns beliebt; wir sind von Gottes Gnaden.
Doch hörst du den Tumult, der in den Straßen lärmt?
Orcanor ists, er kommt vom Pöbel laut umschwärmt.
Verräther! wie er eilt! er eilt zu ihren Füßen!
Du sollst den Frevel mir mit tausend Stichen büßen!

(Er legt die Hand an den Dolch.)

Der Souffleur.

He, Pst! Jetzt ist es noch nicht Zeit zum Todtstechen.

Sultan.

Ich weiß das wohl, Herr. Bekümmern Sie sich doch nur um Ihr Soufliren und lassen Sie mich machen.

(Er setzt sich wieder in Positur.)

Da kommt jemand. Wer ists? Almenorade — ha!
Und wahrlich reizender als ich sie jemals sah.

Zweite Scene.

Almenorade, Fatme, Vorige.

Almenorade.

Erlaube, Herr, daß ich am festlichschönen Tage
Ob deiner Waffen Glück dir meinen Glückwunsch sage.

Sultan.

Die Sonne keines Siegs hat mir so hold gelacht;
Denn bei der Beute, die mein tapfres Heer gemacht,
Sind feinsten Maroquins zwölf Kisten, roth und gelber,
Dir zu Pantoffeln da; ächt aus Marokko selber.
Wenn deinen zarten Fuß dies Siegeszeichen schmückt,
Dann fühl' ich doppelt mich durch meinen Ruhm beglückt.
Und möchten diese Schuh dich sympathetisch leiten
In meine Arme, die sich dir entgegen breiten!
An meine treue Brust, aus der die Liebe ächzt,
An diesen heißen Mund, der nach dem deinen lechzt!
Du staunst? Nicht länger mehr will ich die Zunge binden,
Ich liebe dich, wie — wie —

(Bei Seite zu Hassan.)

Ich kann kein Gleichniß finden.

Schlag' mir ein Buch dort auf und nenne mir ein Wort,
So helfen in der Noth ſich unſre Dichter fort.

(Zu Almenoraden gewandt.)

Ich liebe dich wie —

Haſſan, (aus dem Buche.)

Schmalz —

Sultan.

Wie Schmalz.

(Zu Haſſan.)

Du biſt ein Eſel!
D'raus macht kein Dichter was, von Peking bis nach Weſel.

(Zu Almenoraden.)

Genug ich liebe wie kein Sultan je gethan;
Ich biete meine Hand und meinen Thron dir an;
Sey du die Herrſcherin fortan in meinem Reiche.
Erhöre mich — ſonſt ſiehſt du heut noch eine Leiche!

Almenorade.

Ihr Götter! hör' ich recht? — Ich muß vor Angſt vergehn,
Du weiſt ja ſelbſt, o Herr, mein Herz iſt ſchon verſehn.

Vor deinen Augen selbst erwuchs ja diese Liebe
Zum starken Baum, und trotzt nun jedem Schicksalshiebe.

Sultan.

Du widerstehst mir? wie! du spottest meiner Flamm'?
Verrätherin, du sollst — — Ich sage nichts, Madam!
Doch ja, noch eins will ich dir und Orcanern sagen:
Kein Fünkchen Hoffnung mehr wag' er sich anzuschlagen.

(Ab.)

Dritte Scene.

Almenorade, Fatme.

Almenorade.

O Himmel, ists ein Traum, was mir mein Leben lähmt,
Und meiner Hoffnung Flug mit scharfem Zügel zähmt!
Orcaner kommt zurück, ich dacht' es mit Entzücken;
Nun muß ich, o Geschick! mit Zittern ihn erblicken.
Welch Wetter, Götter, thürmt am Horizont sich auf!

Der Blitze Spitze zukt auf unsers Schiffleins Lauf.
Ach Fatme, einen Stuhl, daß ich ein wenig weine. —
Nein, schändlicher Barbar, ich werde nie die deine.

Fatme.

Verstellung, Fürstin, ist, was Klugheit hier gebeut.
Täusch ihn mit holdem Blick, mit schlauer Freundlichkeit.
Süß ist es immer, wenn wir einen Mann betrügen,
Und ist es ein Tyrann, machts doppeltes Vergnügen.

Almenorade.

Wohlan! Für ihn wird auch dies Opfer mir nicht schwer.
Für dich, Geliebter — Ha, da kommt er selber her.

Vierte Scene.

Orcanor, Vorige.

Orcanor.

Almenorade, ja, ich bins, vom Ruhm begleitet,
Der mich zurük in die geliebten Fesseln leitet.
Ich war ein Held durch dich. Indem in meiner Brust
Dein Bildniß vor mir stand, empfand ich große Lust,

Die Köpfe dutzendweis zu mähn wie welke Rüben.
Jetzt hat die Hoffnung mich, die süße, hergetrieben,
So viele nun mit dir zu setzen in die Welt,
Als dieser tapfre Arm dem Himmel zugesellt.

Almenorade.

Was sagst du? Götter!

Orcanor.

Wie? was muß ich hören, sehen?
Du seufzest? weinst? O weh! Kannst du mich hintergehen?

Almenorade.

Dich hintergehn? Nachdem mein Herz von Sehnsucht schwillt?
Den Helden, dessen Kraft, Staat, Welt und alles füllt,
Den sollt' ich hintergehn, den sollt' ich nicht mehr lieben?

Orcanor.

Nun, wenn du mich noch liebst, was kann dich denn betrüben?
Die Fackel flammt! Es winkt der offne Tempel mir,
Noch heute wenn du willst, spreng' ich die Kammerthür.

Almenorade.

Ach! daß ich sprechen muß! — das Schicksal will uns trennen.
Ich fühl' bei diesem Wort mein Eingeweide brennen.
Der Sultan will, daß ich ihn liebe, der Tyrann!
Und bietet ungestüm mir Hand und Krone an.

Orcanor.

Hat der Barbar denn ganz, was ich ihm war, vergessen?
Es hätt' ihn ohne mich Marokko längst gefressen.
Ich bin sein Schutz und Trutz. Noch in der letzten Schlacht
Lief ja sein Heer, als kaum der erste Schuß gekracht.
Da schrie ich: Brandt mir ein her! Kanonen in den Rücken!
Euch Hunde soll der Tod für's Vaterland beglücken.
Der Name Vaterland schlug mit Begeistrung ein;
Besoffen stürmten sie der Feinde dichte Reih'n.
Die Feinde standen erst und fochten brav — wie Deutsche;
Doch ich kam, und sie stehn, wie Kälber vor der Peitsche. —
Der Undankbare! Ha! und du, du willigst ein?

Almenorade.

Nein. Auch im Tode noch, Geliebter, bin ich dein.

Orcanor.

Nun dann, so laß uns fliehn, und gleich, die Zeit
ist theuer.
Es winkt der Augenblick. Eh noch das Ungeheuer
Von meiner Ankunft hört, sind wir schon weit
davon.

Almenorade.

Ha welch Geräusch! Es naht — O weh! da ist er
schon.
Jetzt bänd'ge deinen Zorn und lasse dich nicht irren,
Vertraue meiner Lieb', ich will den Tiger kirren.

Fünfte Scene.

Der Sultan, Hassan, Wache, und Vorige.

Sultan.

Dein Herr erwartet dich, und du verweilst dich hier?
Vertreibst dir so die Zeit? Sprich und bekenne mir:
Was schleichst du heimlich dich auf der Prinzessin
Zimmer?

Almenorade.

Er ſuchte dich, o Herr.

Sultan.

Ihr hintergeht mich immer.
Der Freche ging zuerſt nur ſeiner Liebe nach.

Almenorade.

O Herr, wie irrſt du dich. Vernimm jetzt meine Schmach.
Der Undankbare dort, den einſt mein Herz erkohren,
Der bei dem keuſchen Mond mir ew'ge Treu geſchworen,
Betrogen hat er mich. Der Held voll Stolz und Kraft
Hat ſich in eine Kriegsgefangene vergafft,
Heirathen will er gar die marokkan'ſche Bettel,
Und wirft mein zärtlich Herz von ſich wie einen Bettel,
Doch rächen will ich mich an dieſem Böſewicht!

Sultan.

Orcaner, iſt es wahr? Sprich frei und lüge nicht.
Sonſt fürchte meinen Zorn wie tödtenden Sirocco!

Orcanor,
(ihm seine Tabackdose reichend.)

Darf ich es wagen, Sire? Es ist fürwahr Marokko. —
Der holde Gegenstand, den meine Seele meint,
Wird heute noch vielleicht auf immer mir vereint.
Vor der Prinzessin selbst wag' ich es laut zu sagen:
Die Liebe wird nur erst das Grab zu Grabe tragen.

Sultan.

So spielet Ihr mit mir, Ihr undankbares Paar?
Wär' mir nicht Eure Schuld schon lange offenbar!
Wenn ich Euch eben nicht am Schlüsselloch bebrorchte!
Weg mit der Nachsicht, die ich Euch zu lange borgte!
Jetzt leg, o weiches Herz, der Rache Harnisch an!
Bewaffne dich mit Wuth und spann' des Zornes Hahn.
(Er zieht seinen Dolch und geht auf Orcanor los.)
Du stirbst!

Der Souffleur.

He, nicht doch!

Sultan,
(sich zu Almenoraden wendend.)

Du stirbst!

Souffleur.

Halt, halt doch! was machen Sie denn?

Sultan.

Aber zum Teufel, ich muß doch irgend jemand todtstechen.

Souffleur.

Ich sage Ihnen aber, nein!

Sultan.

Aber es steht so im Stück.

Souffleur.

Da steht kein Wort.

Sultan.

Das möcht' ich doch einmal sehen.

Souffleur,
(auf das Theater kommend.)

Da, da lesen Sie selbst.

Sultan.

Aber sehen wir doch einmal ans Ende, wo die Druckfehler stehn.

Souffleur, (sucht.)

Ach ja, da steht es wahrhaftig!

Sultan.

Nun, daß du lernst auf die errata aufzupassen,
Unglücklicher Souffleur, sollst du dein Leben lassen.

(Er ersticht ihn.)

Souffleur,
(in den Armen der Wache.)

Ich sterbe; tragt mich fort! So waltet das Geschick!
Doch gebt am Eingang nur den Leuten ihr Geld zurück.

Lebensharmonie.

1812

I.

(Ein Kirchhof auf einem hohen Hügel. Mitten hindurch läuft eine Straße, seitwärts eine kleine Kirche. — Die Sonne geht auf. — Ein Todtengräber macht ein Grab. Neben ihm sein spielender Knabe.)

Todtengräber.

He, Junge, gieb den Schädel her —
Wirf mir die Knochen nicht kreuz und quer!
Es will doch jeder, der hier begraben,
Am jüngsten Tag die seinen haben.

Knabe.

Schau, wie mir der die Zähne weist.

Todtengräber.

Ist Schulzens Frau. Leg hin: der beißt.
Die hat im Leben g'nug gebissen,
Bis sie ins Grab hat beißen müssen.

Knabe.

Der hat kein Zahn mehr, sonst biß er gern.

Todtengräber.

Ist sicherlich von ein'm großen Herrn.
Marsch da! wärst auch der größte von allen,
Dem Spaten bist du doch verfallen.

Knabe.

Da bringt die Mutter Frühstück für dich;
Ist auch fette Milch dabei für mich.

(Er läuft ihr entgegen. Todtengräberfrau setzt sich auf einen Leichenstein und packt ihren Korb aus.)

Frau.

Nun, Vater, magst dich tüchtig rühren,
'S giebt wieder zu schaufeln und zu schüren.

Todtengräber.

Meinem Handwerk fehlt es nie an Brod,
Nicht aus der Mode kommt der Tod.

Frau.

Heut' Nacht ist der alte Kunz verschieden.

Todtengräber.

War reif genug zum ew'gen Frieden.
Den schrieb ich mir schon lange gut.

Frau.

Auch Nachbars Frau, das junge Blut.
Ich sah sie noch gestern vorbei stolziren
Und alle Herrleins ihr nach trottiren.

Todtengräber.

Jung oder alt, früh oder spat:
Wir gehen alle einen Pfad. —
Hast du die Wolke schon gesehn,
Wie einen Sarg vor der Sonne stehn?
Ich hört' auch vor Tag das Käuzlein schrein,
Das bringt mir noch heut eine Leiche ein.

(Ein Pilgrim kommt langsam den Hügel herauf, und bleibt eben um sich schauend, stehn.)

Pilgrim.

Gott grüß' euch!

Todtengräber.

Dank euch! (Zu seiner Frau) der schaut noch ins Ferne:
So alt er ist, der stürb' noch nicht gerne.

Pilgrim.

Wie weit mag's nach dem Schlosse seyn,
Das hoch dort glänzt im Morgenschein?

Todtengräber.

Wonach der Schritt; zwei oder drei Stunden.

Das Was ist immer aus Wie gefunden.

(Der Pilger setzt sich seitwärts unter einen Baum.)

Frau.

Der kommt wohl recht von weitem her?

Todtengräber.

Ja, das läuft über Land und Meer,
Meint, in der Fremde fer's Glück zu kaufen;
Hat doch nur am End' ein Grab sich erlaufen.

Pilgrim.

Wie klopft mein Herz! wie treibt mich's fort!
Nur kurze Ruhe an diesem Ort! —
Du traute Heimath, Jugendland!
Des Schiffbrüchigen rettender Strand!
Seh ich dich endlich, endlich wieder,
Schau in des Flusses Spiegel nieder,
Der sonst vom Kahne leicht durchflügt
Auf Abendroth den Jüngling oft gewiegt;
Seh', wie von Nebeln, Geistern gleich umschwebt,
Der Berge blauer Zug sich hebt,
Der einst des Knaben sehnend Ahnden weckte,
Und ihm sein goldnes Wunderland versteckte! —
In Schnee gehüllt, an Leben leer,
Lag greiser Winter um dich her,
Als ich von Blutschuld ausgetrieben
Den Rücken wandte allen Lieben. —

Nach zwanzig Jahren kehr' ich zurück
Un' herrlich liegst du vor meinem Blick;
In Morgenfrische, im Blüthenkranz,
In Lebensfülle und Frühlingsglanz
Lächelt mir jugendlich deine Gestalt: —
Doch ich bin jetzo greis und alt.

Frau.

Horch den dort mit sich selber sprechen,
Wie die Thränen aus seinen Augen brechen;
Der alte Mann, was ihm doch fehlt?

Todtengräber.

Wer weiß, was sein Gewissen quält.
Mag einer die ganze Welt durchjagen,
Seine Schuld muß er doch mit sich tragen.

(Ein Jüngling kommt singend den Hügel herauf geritten.)

Knabe.

Sieh doch den schönen Reiter dort!

Frau.

Ein stattlich Bürschlein, auf mein Wort!

Knabe.

Schau wie das schwarze Rößlein springt!

Frau.

Sie scheinen beide guter Ding.

Jüngling,
(reitet singend vorüber.)

Frisch auf, mein Roß, ins grune Feld!
Frisch auf in den rothen Morgen!
Ich hab' mein Sach' daheim bestellt
Und eingesperrt die Sorgen.
Will mir kein König die Krone leihn?
Herr Vetter, ich lohn's euch: die Welt ist mein.

Zur Liebsten, die mich heut bestellt,
Will ich verstohlen gehen.
Sie ist der Frühling, ich die Welt:
Keins mag ohn's andre bestehen.
Du arme Welt, was wärst du dann,
Säh dich der Frühling nicht mehr an?

Jüngst träumt' ich, mir Sanct Peter wieß
Des Himmels Herlichkeiten:
„Geh ein, mein Sohn, ins Paradies,
Geh ein zu ewgen Freuden!" —
Allein ich sprach: bedank' mich schön!
Muß alleweil zur Liebsten gehn.

Todtengräber.

Dem ist gar wohl in seiner Haut.

Frau.

Wer weiß, er geht wohl zu seiner Braut.

Todtengräber.

Wenn er zu seinem Weibe ginge,
Verging' ihm freilich das Gesinge.

Pilgrim.

O Jugendlust und Liebesglück,
Des Lebens freundlicher Sonnenblick,
Du hast mir auf dieser Flur auch gelacht!
Und sehnsuchtsvoll schau ich zurück
Aus meiner einsamen öden Nacht.

(Der Jüngling kommt zurück von einem Mädchen begleitet, sein Pferd hinter sich führend.)

Jüngling.

Hält mich denn wirklich kein Traum gefangen?
Ist mir noch einmal die Sonn' aufgegangen?
Du bist es wirklich? Ich schau dein Gesicht,
Mir leuchtet dein himmlisches Augenlicht?

Mädchen.

Hier laß uns ruhn. Ich kann nicht mehr;
So trieb mich Angst und Liebe her.

(Er bindet sein Pferd an; sie setzen sich unter einen Baum.)

Die Angst hast du nun wieder vertrieben —

Jüngling.

Allein die Lieb' ist da geblieben?

Mädchen.

Und wird dir bleiben immerdar,
In Luſt und Glück, in Schmerz und Gefahr.
Ich bin nun auf immer an dich gekettet.

Todtengräber.

Da hat ſie ſich nicht wohl gebettet.

Frau.

So ſchweig' doch, daß man hört, was geſchieht.

Todtengräber.

Was wirſt du hören? das alte Lied.

Mädchen.

Den Oehm, dem alles verrathen iſt,
Hab ich getäuſcht mit ſchlauer Liſt
Und bin ſeiner Wuth behend entkommen.

Jüngling.

Es ſoll ihm ſeine Wuth nicht frommen.
Sein Zorn an dieſer Bruſt zerſchellt.
Ich ſchütze dich gegen die ganze Welt.

Pilgrim.

Wie mich des Jünglings Geſtalt und Gemüth
Mit ſtarken Armen an ſich zieht! —
Auch mir ward einſt ein Sohn geboren —
Doch mir iſt Sohn und alles verloren.

Todtengräber.

Wie schnell hat sich der Himmel umzogen.

Frau.

Die Vögel kommen ängstlich geflogen.

Todtengräber.

Das Wetter kommt schnell herauf gerollt.

Knabe.

Es donnert. Vater im Himmel grollt. —

Jüngling.

Geliebtes Leben, liebst du mich?

Mädchen.

Ich hab' nun niemand mehr als dich.

Jüngling.

Du hast mich ganz. Ich bin dein eigen.
Als deinen Knecht will ich mich zeigen;
Du sollst die Herrscherin allein
Im Haus, so wie im Herzen sein.
In Lust soll die Zeit vorüber rauschen;
Jeden Wunsch will ich dir vom Auge lauschen,
Mein Leben hängen an deinen Blick,
Mit meinem Blut erkaufen dein Glück.

Mädchen.

Ich hab' keinen Wunsch, kein ander Begehr,
Als daß du mich liebst immer mehr und mehr. —

Todtengräber.

Nun ist wohl tief genug gegraben.

(Er mißt das Grab aus.)

Der Todte will sein Recht auch haben. —

Pilgrim.

Das Thal umzieht sich mit Nacht und Grauen;
Es schwärzt sich der Himmel — um mich nicht zu schauen.
Auf, auf! wir müssen von diesem Ort.
Die Furien erwachen und treiben mich fort. —

Todtengräber.

Geratter, dein Häuklein steht nun fertig,
Mit offner Thüre dein gewärtig.
Ein feines Kämmerlein, tief und kühl,
Einen Arm voll Hobelspän' zum Pfühl,
Eine Klafter Erde zum Deckebett —
Mocht mancher wünschen, daß er's so hätt'!

Mädchen.

Wie glücklich, Geliebter, bin ich durch dich!

Jüngling.

Wie selig, Geliebte, machst du mich!

Mädchen.

O möcht' ich in deinem Arm jetzt sterben!
Was kann mir das Leben noch höhers erwerben?

Jüngling.

An deiner Brust, welch süßer Tod!
Erwachen zum ew'gen Morgenrot,
Auflodernd Opfer vereinter Flammen,
Wie der Himmel ewig, von dem sie stammen!

Mädchen.

Laß in die Kirche uns gehen ein.
Die Thür steht offen; es zieht mich hinein.
Es drängt sich Gebet aus meiner Brust;
In Andacht erblüht der Liebe Lust.

(Sie gehen Hand in Hand nach der Kirche und treten hinein.)

Pilgrim.

Die Glücklichen! da gehen sie hin,
Nur Andacht und Liebe in Herz und Sinn,
Die reinen Hände zum Vater zu heben.
Sie wissen von keinem Streit mit dem Leben.
Das Rechte ist immer was ihnen gefällt,
Und eins ist ihnen Himmel und Welt.
Auch ich will in die Kirche treten
Und wenn ich kann, mit ihnen beten.

(Er geht nach der Kirche; in dem Augenblick, wo er die Schwelle betreten will, fährt ein Blitzstrahl auf das Dach der Kirche herab. Er sinkt auf die Kniee.)

Frau.

Hilf heil'ger Gott, erbarme dich!

Todtengräber.

O Herr sieh' auf uns gnädiglich! — (Pause.)
Das schlug dort in die Kirche ein.

Frau.

Schau da den Pilgrim; scheint todt zu seyn.

Todtengräber.

Du siehst ja, er regt sich.

Frau.

Er richtet sich auf.
Er hebt die Hände zum Himmel hinauf.

Todtengräber.

Hast du das junge Paar nicht gesehn?

Frau.

O Gott, ich sah sie in die Kirche gehn.
In die Kirche schlug der Blitzstrahl ein —

Todtengräber.

So werden sie beide wohl nicht mehr seyn.

(Sie gehn nach der Kirche, und nachdem sie eine Weile an der Thür gehorcht, treten sie hinein. Bald darauf stürzt die Frau wieder heraus.)

Frau.

Ach welcher Anblick! daß Gott erbarm!
Da liegen sie beide Arm in Arm.

Pilgrim, (aufspringend.)

Erschlagen?

Frau.

Sie ruhn an des Altars Stufen,
Wie schlafende Kinder. Gott hat sie gerufen.

Frau, (zum weinenden Knaben.)

(Pilgrim eilt hinein.)

Sey still, mein Kind, der Herr hats gesandt.
Wir stehn überall in Gottes Hand.

(Todtengräber und Pilgrim tragen den Jüngling und das Mädchen heraus. Es finden sich nach und nach mehrere Menschen ein, denen die Todtengräberfrau den Vorgang erzählt. Der Pilgrim ist indessen mit den Leichen beschäftigt. Indem er dem Jünglinge das Kleid öffnet, springt er plötzlich voll Entsetzen auf.)

Pilgrim.

Was willst du Gaukelspiel der Hölle!
Seht — da! — was seht ihr? auf jener Stelle;
Dort unter der Brust! — Ihr seht nichts? — hier! —

Es iſt vor den Augen ſo dunkel mir —
Was ſeht ihr?

Todtengräber.

Ein ſeltſam Zeichen, traun!
Iſt wie zwei flammende Schwerter zu ſchaun.

Pilgrim.

Ihr lügt!
(Er wuft ſich neben den Leichnam und betrachtet das Maal.)
Nein! nein! es will nicht verſchwinden.
O Himmel, laß dieſe Augen erblinden! —
Vernichte mich, Himmel! räche dich!
Haſt du denn keinen Blitz für mich? —
Zu euch will ich meine Hände heben:
Reißt mich hinweg, nehmt mir das Leben!
Es bringt euch herrlichen, himmliſchen Lohn.
Erbarmt euch mein! — das iſt mein Sohn!
(Pauſe.)
Er lächelt wie von ſüßem Traum bewegt,
Es ſind der Mutter Züge, die er trägt. —
Mein Weib! mein Sohn! — Todt, todt, all meine Lieben!
Und ich nur bin, ein Schatten, hier geblieben? —
Nehmt mich hinweg, tragt mich hinauf!
Legt mich ins ſtille, dunkle Haus.

Hinab, hinab! drückt mir die Augen zu.
In kühler Erde bringet mich zur Ruh! —

Nicht einmal sollt' ich dir ins Auge blicken,
Nicht einmal lebend an die Brust dich drücken! —
Als schwere Schuld ins Elend mich getrieben,
Da hatt' er mich noch Vater nicht genannt;
Jetzt kehr' ich wieder in der Heimath Land, —
So stand es in den Sternen mir geschrieben, —
Ich fasse wieder meines Sohnes Hand:
Doch stumm ist diese Lippe mir geblieben
Und niemals hat er Vater mich genannt.

Für diesen Anblick also mußt' ich leben!
Darum hat mir kein Schwert den Tod gegeben,
Darum mich kein Geschoß getroffen,
Für mich war drum kein Abgrund offen,
Hat mich keine Glut versengt, kein Meer verschlungen,
Die Pest ohnmächtig mit mir gerungen! —
Hinweg! geh jeder seinen Pfad!
Der Tod trifft jeden, der mir naht.
Seht ihr den Fluch an meine Stirn geschrieben,
Der zwanzig Jahre mich ohne Rast getrieben?
Schaut mich nicht an! verweilet nicht.
Hier hält der Himmel sein Gericht.
Ich bin der Sünder, der Verruchte,

Der Mörder, der von Gott verfluchte!
Meinen Bruder hab' ich erschlagen,
Meinen Vater in Elend und Tod gebracht,
Meinen Kindern die Schande zum Erbtheil vermacht,
Mein Weib hat der Gram zu Grabe getragen — —
O Vater im Himmel, du bist gerecht!
Erlöser, löse deinen Knecht! —
Es wird vor meinen Augen Nacht —
Heil dir Erlöser! es ist vollbracht.

(Er sinkt zu Boden. Alle stehn schweigend umher. Von der andern Seite kommt ein Leichenzug langsam mit Gesang den Hügel herauf.)

Chor.

Seht wir bringen einen Müden
Traurig und doch froh zugleich:
Denn aus Streit zu ew'gen Frieden,
Aus der Welt in Gottes Reich.
Zu dem Licht aus Nacht und Bangen
Ist er herrlich eingegangen.

Wen nie Sünd und Blut befleckten,
Darf dem Throne freudig nahn.
Aber auch den Schuldbefleckten
Nimmt der Vater gnädig an.
Friede soll dort allen werden,
Denn die Schuld rächt sich auf Erden.

II.

Die Gewalt der Reime.

1.

(Rosa sizt in einer Laube und liest in einem Buche, Wilhelm blickt verstohlen herein.)

Wilhelm.

Sie sind allein?

Rosa. Wie sie sehen: allein und nicht allein.

(Auf das Buch zeigend.)

Wilhelm. In guter Gesellschaft.

Rosa, (lächelnd.) Ich war es vor wenig Augenblicken noch.

Wilhelm. Ich störe also wohl?

Rosa. Fast glaub' ich es. Das Buch gefällt mir; ob Sie mir aber heute gefallen werden, ist noch die Frage.

Wilhelm. Ich suche meine Rosa überall. — —

Rosa. Ihre? Ihr Suchen ist heute sehr unglücklich im Finden. Sie ist nicht da.

Wilhelm. Endlich erfuhr ich, daß Sie im Garten wären und eilte auf den Flügeln der Ungeduld hierher.

Rosa. Sie haben viel daran gethan, mein Herr. Man wird Ihnen die Flügel beschneiden müssen.

Wilhelm. Liebe Rosa, noch immer diese Behandlung?

Rosa. Was wollen Sie?

Wilhelm. Ich glaube doch, daß meine Geduld endlich über Ihre Laune siegen würde; daß eine so treue Anhänglichkeit, eine so warme Liebe, als vielleicht noch kein Mann gefühlt hat — —

Rosa. Sie sind ein Mann?

Wilhelm. Ich hoffe es.

Rosa. Das thut mir leid. Die Männer taugen nichts, und da Sie auch dazu gehören wollen — —

Wilhelm. Ich erspare Ihnen den Schluß.

Rosa. O ich bin nicht allein dieser Meinung. Da lesen Sie; da heißt es von den Männern [illegible]:

„Ein heuchlerisch Geschlecht, voll Trug in Wort und Mienen,
„Voll Laun' und Unbestand, der Wetterfahne gleich — —"

Wilhelm, (schnell einfallend):

Ganz recht; die Fahne muß dem Winde folgsam dienen,
Sind Weiber, ihr erst gut: — wir richten uns nach euch.

Rosa. Mein werther Herr, das klingt sehr fade!

Wilhelm. Das wäre doch um die gute Wahrheit Schade.

Rosa. O ich bitte Sie, nicht wieder mit Ihren Reimen anzufangen.

Wilhelm.

Es schmückt sich Thal und Hügel voll Verlangen,
Den holden Lenz recht festlich zu empfangen;
Der junge Keim tritt aus der Erde dunkelm Hauß,
Wo ihn der strenge Winter hielt gefangen.
Ins Reich des goldnen Tages froh heraus;
Die Quelle tönt, der Wald erklinget wieder —
Und in der Brust erwachen neue Lieder.

Rosa. Ich will aber das neue Lied nicht hören; allein will ich fern.

Wilhelm,

(thut, als ob er es nicht gehört hätte.)

Doch dieser Frühling weckt die Lieder nicht allein.
Ein schöner Lenz ist mir auf zarten Wangen

In süßer Blüthe aufgegangen;
Ein Auge lächelt mir durch süßen Thau,
Das aus des Frühlingshimmels reinstem Blau
Hold die Natur gebildet, daß Verlangen,
Entzücken wechselnd mich ergreift,
Daß meine Blicke schmachtend an ihm hangen
Und Himmelsrundung um den Busen schweift;
Und dieser Mund — —

Rosa. Hat keine Lust sich mit Ihnen zu unterhalten.

Wilhelm, (seufzend.) Rosa Sie sind grausam — Ich gehe.

Rosa, (für sich.) Er dauert mich doch. (Laut.) Lieber Wilhelm — (Wilhelm kehrt sich schnell um.) (Für sich.) Er hat doch recht schöne Augen! (Laut.) Sie wollen fort?

Wilhelm. Noch heute reise ich ab.

(Rosa nimmt schweigend ein Vergißmeinnicht von ihrem Busen, und reicht es ihm hin. Wilhelm ergreift es schnell, und sinkt von seinem Gefühl überwältigt, vor ihrem Sitze auf ein Knie nieder.)

Wilhelm. O Rosa! Nur noch einen solchen Blick.

Rosa. Sie kommen bald — recht bald zurück?

Wilhelm. Doch sieht auch Rosa gern mich wieder?

Rosa. Nun — Rosa seufzt — und schlägt die Augen nieder.

Wilhelm. Und stellt' ich lieber gleich die ganze Reise ein.

Rosa. Dann bliebe Rosa nicht mit ihrem Gram allein.

Wilhelm. So darf ich hoffen? Will Rosa nun mein Glück nicht länger mehr verschieben?

Rosa. Wer nicht zu hoffen wagt, der wag' auch nicht zu lieben.

Wilhelm. Geliebte! Theure! — meine süße Rosa, wie nenn' ich dich? wie kann — was soll ich thun, um meine Liebe dir zu zeigen?

Rosa, (sich zu ihm hinabbeugend, leise.) An meinem Herzen liebend ruhn — und schweigen.

(Er umschließt sie, sie sinkt an seine Brust.)

Rosa, (nach einer langen Pause.) Ach! die entsetzlichen Reime, wohin sie einen Menschen nicht führen können! im Scherz fing ich an, und da bin ich nun zum Ernst gekommen, ich weiß nicht wie!

Die Gewalt der Reime.

2.

(Haber, ein Kaufmann, und Amtsexpektant Schnurr sitzen und spielen Picket.)

Haber.

Wo doch meine Frau bleibt. Mich hungert.

Schnurr, (spielend.) Sieben und Zwanzig, 28, 29, 30. — sind schon mehr als ich brauche. Wiederum ein Partiechen! (Indem er ein Viergroschenstück, welches vor Habern auf dem Tische liegt, in die Tasche steckt.) Wer das Gluck hat, fuhrt die Braut heim, Herr Schwiegerpapa.

Haber. Ich wenn jedes Viergroschenstück eine Braut wäre, dann wäre der Herr Vetter ein Teufelskerl — aber mit meiner Louise ist er noch nicht so weit. Ich weiß nicht wie es kommt, das Mädchen kann Sie gar nicht ausstehen.

Schnurr, (Karte gebend.) Thut nichts, thut nichts! Giebt hernach die besten Ehen!

Haber. Ja ja; mit mir und meiner Frau wars auch so — aber —

Schnurr. Wenn nur der Moëje Frank nicht wäre. Der steckt ihr im Köpfchen.

Haber. So? — hat er Geld?

Schnurr. Ach Gott! es ist ein Poet. — Sie kaufen, Herr Vetter.

Haber. Die verwünschte Komödie dauert heute so lange! Es flimmert mir vor den Augen vor Hunger. (In die Karten sehend.) Fünf Blatt!

Schnurr. Sieben Blatt! he he he! Sieben Blatt und eine Quinte und vierzehn Könige! ist wiederum ein merveilleuser Neunzager, und so mit die Partie! (Indem er mit einem Schwunge des Arms über den Tisch langt, und sich wieder ein Biergroschenstück holt, halb singend.) Vom Himmel hoch da komm ich her!

Haber, (ärgerlich.) Ach warum nicht gar! Sie und der Himmel! (Die Karte wegwerfend.) Ich habe heute weder Glück noch Verstand. Ein hungriger Mensch ist doch ein schlechter Mensch. — Ich finde es recht einfältig von meiner Frau — Ach! da bist du ja, mein Schatz.

(Madam Haber, Louise ihre Tochter, und Frank, ein junger Arzt, treten herein.)

Madam Haber. Ja, da sind wir.

Haber. Endlich!

Louise. Guten Abend, Papachen!

Madam Haber. Du haſt dich nach mir geſehnt, mein Kind?

Haber. Nach dir und nach dem Abendbrod, mein Schatz.

Madam Haber. Ich bringe einen Gaſt mit, Herr Doktor Frank aus L. Ich habe das Vergnügen gehabt, ihn in der Komödie kennen zu lernen, und ihn gebeten, heute Abend bei uns fürlieb zu nehmen.

Haber. Frank? So! (Seine Mütze rückend.) Freue mich — (Leiſe zu ſeiner Frau.) Gefällt mir nicht der Herr Frank; iſt ein Poet; hat kein Geld.

Frank. Der Zufall hat mir meinen Platz neben Ihrer Frau Gemahlin angewieſen, und ich kann ihm nicht genug dafür danken, daß er mir das Glück einer ſo intereſſanten Bekanntſchaft verſchafft hat.

Haber. Ja, ja; meine Frau iſt zuweilen recht intereſſant. — Mein Kind, mich hungert.

Madam Haber, (ſtellt den Doktor Frank dem Amtsregiſtrator vor: gegenſeitige Begrüßungen. Louiſe beſetzt indeß einen Tiſch mit kalter Küche und einigen Beuteillen Wein. Haber ſchiebt ſich mit ſeinem Lehnſtuhl an den Tiſch. Es wird zugelangt, getrunken, der Wein gelobt u. ſ. w.)

Schnurr (zu Louisen.) Nun, mein schönes Wischen, erzählen Sie uns doch, was hat man Ihnen denn heute in der Komödie aufgetischt?

Louise. Aufgetischt? Sie lassen Ihre Augen Ihre Worte wählen. Um bei dem Gleichniß zu bleiben: ein treffliches Gericht, mit einem niedlichen Desert. Die Mitschuldigen, und Scherz und Ernst.

Schnurr. Sind mir nicht bekannt.

Madam Haber. O mein lieber Herr Vetter, die sollten Sie sehen. Das sind wundernärrische Dinge. Es ist einem, als ob es nur so sein müßte, und doch wieder, als ob man in einer andern Welt wäre; die Leute sprechen so hübsche Sachen so natürlich hin, daß man denkt sie sprechen es einem aus der Seele heraus und doch klingt es so ganz anders, so angenehm, und reimt sich sogar.

Schnurr. Aha! wohl gar in gereimten Versen?

Louise. Zu dienen, Herr Vetter.

Schnurr. Das Gott erbarm! etwas neues aus der alten Rumpelkammer! he, he, he!

Frank. Sie lieben die versifizirten Stücke nicht?

Schnurr. Lieben? nein, in der That, ich liebe derlei Schnurren nicht.

Louise, (lachend.) Die Schnurren, ach, die liebe ich auch nicht!

Schnurr, (trinkend.) Natur! Natur! Komödien in Versen schreiben, heißt der Natur ein Bein stellen; heißt die Natur mit Ruthen aus dem Tempel peitschen!

Frank. Doch wohl nur die Natur, die überhaupt nicht in diesen Tempel gehört? und das wäre reiner Gewinn.

Haber, (noch immer emsig mit Essen und Trinken beschäftigt.) Gewinn? Wer hat gewonnen?

Madam Haber. Die Herren sprechen über die Natur.

Haber, (einen Hühnerflügel anbeißend.) Natur? O ich liebe die Natur.

Schnurr, (mit ihm anstoßend.) Ja, vivat die Natur!

Frank. Ich stoße gerne mit an. Sie lebe auch auf der Bühne. Aber die bessere; und dieser wird die liebliche, jedem gesunden Ohr so süße Musik des Rythmus keinen Abbruch thun.

Schnurr. Ach was Ohr, Ohr! Hier kommt es nicht auf die Ohren an —

Louise. Wenigstens auf die lange nicht.

Schnurr. Das Herz, werther Herr, das Herz muß der Komödienschreiber in der Klemme haben, wie der Richter den armen Sünder. Bald von der

bald von jener Seite gepreßt, gezwickt, chikanirt, teraairt, mit unter auch etwas maltraitirt; Seufzer, Angstschweiß, Thränen — —

Haber. O still, o still! Ist mirs doch, als wenn ich vor dem Antimonn Truken stünde.

Schnurr. Hab' ich nicht recht? Herr Vetter, Frau Muhme, habe ich nicht recht?

Madam Haber. Ja, aber es hat doch heute so herrlich geklungen — —

Schnurr. Nun ja, da haben wir's. Klingklang. Singsang! und nun vollends die Reime —

Louise. Nichts von den Reimen! die nehme ich in Schutz. Sie sind weiblicher Natur, und nicht blos darum, weil sie gern das letzte Wort haben.

Frank, (gegen Haben gewendet.) Seller sprach zum Beispiel heut in den Mitschuldigen, indem er die Schatulle erbrechen wollte:

„Komm her du Heiligthum, du Gott in der Schatulle!
„Ein König ohne dich ist eine große Nulle!
„Habt Dank, ihr Dietriche, ihr seyd der Trost der Welt;
„Durch euch erlang' ich ihn den großen Dietrich: Geld!"

und ich frage Sie, ob das ohne die Reime — —

Haber. Ach! wie war das? der große Dietrich: Geld — ohne ihn wäre der König eine große Nulle.

O der Mann hat mir aus der Seele gesprochen. Louise schreib mir doch das Verschen auf.

Louise.

Oder wie es in einem andern Stücke heißt:
Nicht allen gleich vertheilt der Himmel seine Gaben:
Das Weib muß immer recht, der Mann stets unrecht haben.
so frag' ich jeden — —

Madam Haber. Ja, ja, Wichen, das klingt gut.

Louise, (Frank von der Seite ansehend.) Aber nicht bloß um des Reimes willen.

Frank, (lächelnd.) Doch, doch!

Haber, (für sich murmelnd.) Schatulle, König, Nulle, — Heiligthum der Welt — —

Schnurr, (ein Glas Wein austrinkend.) Klingklang, Singsang!

Franke. O nein, die Reime sind nicht bloße Klange. (Lächelnd.) Um nur eines anzuführen, läßt sich wohl manchen von den närrischen Dingern eine Art von Witz, ja sogar eine Art von Vernunft absprechen? ist es z. B. nicht vernunftig, daß sich Geld auf Welt, Klug auf Betrug, — ist es nicht witzig, daß sich (Er sieht Louisen lächelnd an.) freien, auf bereuen reimt. Und wer weiß nicht aus Erfahrung (Louisen ansehend.) daß Herz und Schmerz zusammen gehören?

Haber. Ehe und Wehe, reimt ſich das nicht auch?

Louiſe. Sehr oft wenigſtens, Papa.

Haber. Na, ſeht ihr, da hab' ich auch einen Reim gemacht. O ich ſag' euch, es iſt ſo ſchwer nicht Gedichte zu machen, wenn ich erſt anfange — —

Madam Haber. Ach du! geh! geh! der Wein ſpricht aus dir.

Haber. Nun ja, da ſeh mir einer, ſie will es nicht einmal leiden, daß ich ein Dichter bin.

Schnurr. Der werthe Herr Vetter hat Geld; wer Geld hat iſt alles, was er will, folglich auch ein Dichter. Ohne Geld aber (Mit einem Blick auf Frank) iſt die Poeterei nur eine Krankheit. O ich habe vor Zeiten auch meinen Vers geliefert, trotz einem, aber — —

Haber. So? hat der Vetter? Na da wollen wir gleich ein Gedicht machen. Ich fange an zum Beiſpiel — nun Louiſe hilf mir doch ein bischen!

Louiſe, (nach einem kurzen Beſinnen, pathetiſch): Wohlan! wir werden Dichter ſeyn. Es wolle uns gnädiglich der Muſengott erhören!

Haber. Nun weiter, weiter! Schnurr!

Schnurr. Ich — ich — ich ſtimme mit in dieſe Bitte ein.

Frank, (ſchnell.) Ich ſeh Louiſen an — und kann den Gott entbehren.

Haber. Schön! Bravo! Hörst du, Fiekchen, was wir für Gedichte machen? (Leise.) Der Doktor ist nicht übel.

Schnurr, (leise zu Habern.) Aber was der Mensch für Blicke auf die Wischen abschießt!

Haber, (halb laut.) I, das ist beim Dichten nicht anders. (Laut.) Na Kinder, fahrt nur fort, wo wir geblieben waren.

Frank,
(das Wort ergreifend, indem er Louisen anblickt.)
Fortfahren! soll ich es? Es treibt mich fortzufahren,
Es reißt mich fort, was mir im Busen brennt,
Was noch mein Auge nur, nicht meine Lippe nennt —
Und doch! wer ein Geheimniß will bewahren
In tiefer Brust mit still bescheidnem Sinn,
Der traue nicht des Verses leichten Wellen: —
Es rauscht der Bach; bald wird er überschwellen
Und das Geheimniß treibt ein leichtes Blatt dahin.

Schnurr, (leise.) Aber, aber werther Herr Vetter, hören Sie denn nicht — —

Haber. In Versen, Herr Vetter, in Versen vorgetragen, was Sie mir wollen sagen! (Zu seiner Frau) Hast du vernommen, Fiekchen?

Louise,
(mit einem Blick auf Frank.)
Ganz recht, Papa; der Vers darf manches wagen,
Was ohne ihn sich weder spricht noch schreibt.

Frank.

Ach, und auch er, wie dürft' er alles ſagen,
Was oft das Herz zu raſchern Schlägen treibt.
Der Gott, der in der Pflanze Innern ſchaltet,
Geräuſchlos thut er ſich in zarter Blüthe kund,
So ſoll von dem was mir im Herzen waltet,
Der Blick nur Zeuge ſeyn und ſchweigen ſoll der Mund.

Haber. Bravo, bravo, Herr Frank!

Schnurr, (leiſe zu Habern.) Aber ſo hören Sie doch; er macht ja veritable Liebeserklärungen. Ich ſehe das nicht länger mit an! Entweder —

Haber, (verdrießlich.) Ach das iſt ja nur um des Reimes willen.

Schnurr, (leiſe zu Madam Haber.) Aber werthe Frau Muhme, hören Sie denn — —

Madam Haber, (laut.) Ja, ja, es klingt recht artig.

Schnurr, (für ſich.) O ich komme um den Verſtand! (Laut.) Mamſell Wiſchen, es wird nun wohl genug geſpielt ſeyn!

Louiſe.

Genug geſpielt? Herr Schnurr, ich ſage nein!
Der Kluge weiß im Spiel ſelbſt tiefen Ernſt zu fühlen,
Und ſpielen Sie nicht mit — —

Frank, (ſchnell.)

Wir ſpielen nicht allein.
Gott Amor iſt ein Kind, und liebt es, mitzuſpielen.

Haber, (lachend.) Bravissimo! das war abgeführt.

Schnurr, (springt erbittert auf.) Das wird zu toll! Herr Haber, man wird mich zwingen fortzugehen.

Haber. Adieu, Herr Schnurr, auf baldiges Wiedersehen.

Schnurr. O ich sehe wohl, man will mich rasend machen.

Louise. Herr Vetter, rasen Sie, so giebt es was zu lachen.

Schnurr. Verfluchte Reimerei! verwünscht seyn alle Poeten!

Frank. Vom Schaffen leben sie, und die Justiz vom — Tödten!

Schnurr. Oh! oh! ich gehe, ich eile! fort! hinweg! hat die Pest der Poeterei einmal einen Menschen befallen, so ist keine Hülfe mehr. Adieu, werthe faselnde Versammlung! Ich eile hinweg, um nicht auch zum Narren zu werden, wie sie. (Er läuft davon.)

Haber. Der Herr Vetter war grob, und es reimte sich nicht einmal.

Madam Haber. Laß den ungereimten Menschen laufen. Wenn er auch nicht wiederkommt, (Halb laut.) es war doch kein Mann für die Wickchen — aber der Doktor da — was meinst du?

Haber, (leise.) I nun, der Doktor fängt an mir zu gefallen.

Frank. Wir sind allein, Louise, darf ich sprechen?

Louise, (die Augen niederschlagend.) Je nun, ich werde Sie — nicht unterbrechen.

Frank, (zu Habern.)

Vergönnen Sie dem Spiel noch einen Augenblick.
Louise sprach: Der Mann darf manches wagen;
So wag' er denn auch jetzt heraus zu sagen:
In Ihren Händen ruht mein ganzes Glück.
Ich sah Louisen, ach! und war gefangen,
Und, immer sie zu sehn, ergriff mich das Verlangen,
Und öde schien und leer mir ohne sie die Welt —

Haber. Ja lieber Herr, haben Sie denn Geld?

Frank, (etwas bestürzt, doch schnell sich wieder fassend und lächelnd.) Bis heute hat mein Feld der Himmel wohl bestellt: noch immer ist man krank — und so wird auch auf morgen für meinen kleinen Tisch wohl Mod' und Laster sorgen.

Haber. He! he! — was spricht Louise, zu dem Freier da?

Louise. Weil es der Reim so will, spricht sie zu allem ja!

Madam Haber. Mein Schatz, er ist ein braver Mann — gieb sie ihm hin — laß dich bewegen.

Haber, (indem er lachend ihre Hände zuſammenfügt.) Bewegen? darauf reimt am beſten ſich mein Segen.

Madam Haber, (ihn umarmend.) Du biſt ein vortrefflicher Dichter!

Louiſe, (ihm die Hand küſſend.) Ach Papa! es hat noch keiner beſſere Verſe gemacht!

Haber, (hebt das Glas.) Es leben die Reime!

Alle, (anſtoßend.) Es leben die Reime!

Der Orakelſpruch.

Operette in Einem Acte.

1812.

Personen.

Florinde, eine Fee.
Lucie, ihre Tochter.
Marko, ihr Gärtner.
Sylvie.
Ein Genius.
Chor junger Mädchen.
Chor der Bucklichen.

Erster Auftritt.

(Ein Garten mit dichten Baumgruppen. Seitwärts eine Ruhebank. Im Hintergrunde eine hohe Mauer.)

Florinde (allein.)

Sey mir gegrüßt, du goldner Frühlingsmorgen,
Dein Athem weht mir süßen Frieden zu;
Sey mir gegrüßt, du Schmuck der Blüthenbäume,
Die mich umgeben, wie ein Freundes-Kreis.
Hier fand ich Glück und Ruhe endlich wieder,
Die mir die Welt hohnlachend einst geraubt;
Hier haben sich die Wunden erst geschlossen,
Die meiner Brust das rohe Leben schlug.
Heil dir, o Einsamkeit! Wo Menschen wohnen,
Da ist auch Lüge und Verrath daheim.
Du aber bist des Herzens wahre Freundin,
An deinen Busen hab' ich mich gerettet,
Und wie ein schwerer Traum dem Tage weicht,
So liegt, was ich erlitten, hinter mir. —

Ach! könnt' ich vor dem gift'gen Hauch der Welt
In dieses Hains unentweihter Stille
Auch der geliebten Tochter Glück bewahren!
Ach, möchte sie das unheilbringende
Geschlecht der Männer niemals kennen lernen!
Das harte, rohe, trüg'rische Geschlecht!

Hier laß mich, mächtiges Geschick,
Die stillen Tage friedlich enden,
Und niemals wieder meinen Blick
Hinaus sich in das Leben wenden.
Dort stürzt der Bach mit wilden Güssen
Lautächzend aus den Felsenrissen,
Hier geht er sanft durch bunte Auen,
Die Blumen und der Himmel schauen,
Aus seinem Spiegel klar zurück.
Hier laß mich, mächtiges Geschick,
Die stillen Tage friedlich enden.

Zweiter Auftritt.

Florinde. Lucie.

Lucie, (hastig eintretend.) Liebe Mutter!

Florinde. Was hast du, mein Kind? —

Lucie. Ich habe die Himmelssphären zerbrochen, und die Weltkugel zum Fenster hinausgeworfen.

Florinde. Und warum? wenn man fragen darf?

Lucie. Ich will von alle der Gelehrsamkeit nichts wissen! sie macht mir lange Weile.

Florinde. Wirklich?

Lucie. Ja, liebe Mutter! und wenn du auf meinen Rath hören wolltest, so würf'st du alle deine Bücher und Instrumente auch ins Feuer, denn das ist alles höchst langweilig!

Florinde. Und womit wollten wir denn unsere Zeit hinbringen in dieser Einsamkeit?

Lucie. O, mit der Einsamkeit will ich auch nichts mehr zu thun haben, sie ist nicht minder langweilig. — Nein, wir wollen fort von hier, wir

wollen uns ein wenig umſehen, wie es jenſeits dieſer häßlichen Mauern, jenſeits des Waldes, jenſeits jener Berge ausſieht, wo die Männer und die andern wilden Thiere wohnen, von denen du mir erzählt haſt.

Florinde. Mein armes Kind, was wollteſt du mit deinem frommen Herzen, deiner Kinderunſchuld dort draußen unter den Löwen und Tigern — die man Menſchen nennt? — Dein Herz ſpricht eine Sprache, die jenſeits dieſer Wälder Niemand verſteht.

Lucie. O dann mag es eine neue lernen, es iſt noch nicht zu alt dazu.

Florinde. Davor bewahre es der Himmel!

Erhalte dir den ſüßen Frieden,
Und deiner Unſchuld Glück.
Wen wem ſie einmal iſt geſchieden,
Dem kehrt ſie nie zurück.

Lucie.

Nur einmal möcht' ich ſehn und wiſſen,
Was Menſchen ſind und thun.

Florinde.

Wenn einmal ſie dein Herz zerriſſen,
Dann kann es nimmer ruhn.

Beide.

Lucie.

Wenn sie das Herz zerrissen,
Dann kann es nimmer ruhn? —

Florinde.

Du möchtest sehn und wissen,
Was Menschen sind und thun?

Lucie.

Ja sehn will ich und wissen,
Was Menschen sind und thun.

Florinde.

Wenn sie dein Herz zerrissen,
Dann kann es nimmer ruhn.

Lucie. Nun wohl, liebe Mutter! lassen wir die Menschen! — Aber wie ist es denn mit den Männern? —

Florinde. Die Männer? Was fragst du nach ihnen, du kennst sie ja!

Lucie, (Kopfwiegend.) Hm! hm! wie man's nehmen will! davon läßt sich viel sprechen. Ich kenne unsern alten Gärtner: gut! — du sagst, das ist ein Mann! — auch gut! — du sagst ferner, alle Männer wären so wie er: das ist aber nicht gut, ganz und gar nicht gut! das ist sehr schlecht, und wenn unser Gärtner, wie du noch weiter sagst,

nur durch deine Macht ein wenig gezähmt, und gebessert worden ist, wenn er deiner Kunst allein die Fähigkeit zu sprechen verdankt, so finde ich das am allerschlechtesten und wirklich recht unerträglich.

Florinde. Und warum denn? —

Lucie. Das will ich dir sagen. Sieh, dieser jetzige Frühling muß ein ganz anderer Frühling seyn, als alle bisherigen. Die Bäume und Wiesen kommen mir grüner vor, der Himmel noch viel blauer, die Luft weht linder und balsamischer. Die Vögel singen lieblicher; es ist mir, als sollte ich verstehen, was sie singen, als wäre selbst des Baches Murmeln, der Bäume Rauschen eine Sprache, und als schwebte mir ein Wort, ein gewaltiges Wort auf der Zunge, das auf einmal alles verständlich machen müsse. Wenn ich nun des Abends hier im Garten durch das Lispeln und Rauschen und Singen dahingehe, oder auf dem hohen Altan des Hauses sitze, und der Abendwind so schmeichelnd um meine Wangen spielt, als hätte er mir ein Geheimniß anzuvertrauen, und, während die Sonne zu den Bergen herabsinkt, alles glühend vor mir liegt, wie vor einer unbekannten Leidenschaft erröthend, die mir die Nachtigall dort unten gerne ausplaudern möchte, wenn ich sie nur verstände. —

Recitativ.

Ach, Mutter! welch Gefühl sich mir im Busen regt!
Ein süßer Schmerz, ein unbekannt Verlangen,
Bald kecker Muth, und bald ein seltsam Bangen,
Es schlägt mein Herz, und ach! weiß nicht warum
es schlägt!

Arie.

Mit den Wolken möcht' ich eilen,
Nach den blauen Bergen ziehn,
Möchte bei den Blumen weilen,
Und sie fragen: wenn sie blühn?

Mit dem Bache möcht' ich kosen,
Plaudern mit der Nachtigall,
Und mich necken mit dem losen
Ewig munterm Wiederhall.

Möchte die Natur umfangen,
Wie sie glüht im Abendduft,
Ach, und strecke voll Verlangen
Meine Arme in die Luft.

Voll Verlangen, Gluth und Sehnen,
Bin mir selber kaum bewußt,
Und ich lächle unter Thränen,
Und ich weine voller Luft.

Und siehst du, liebe Mutter! nun hab' ich nachgedacht, wonach ich denn eigentlich so verlangen könnte? — ich habe Blumen abgepflückt, und sie an die Brust gesteckt, aber sie verwelkten und verstanden mich nicht; ich habe meine Lämmer gestreichelt und meinen Jolly geküßt, aber wenn sie mich auch wieder liebkosten, so merkte ich doch, daß dies noch immer nicht das Rechte war; und meinen Papagay kann ich gar nicht mehr leiden, weil er mir auf meine süßesten Worte gar nichts anders zu sagen weiß, als: nimm dich in Acht! nimm dich in Acht! oder als: Dieb! Dieb! — Ja, liebe Mutter, ob ich dich gleich recht sehr lieb habe, so ist mir's doch, als müßte noch etwas in der Welt seyn, was ich noch auf eine ganz andere Art lieben könnte. — Und als ich nun darüber nachsann, was das wohl seyn möchte, da fuhr mir's wie ein Lichtstrahl durch die Seele: das ist vielleicht ein Mann! — Denke dir, liebe Mutter, — ein Mann!

Florinde. Du hast wunderliche Phantasien, mein Kind! Es ist dir doch recht wohl bekannt, daß die Männer nichts anders sind, als seltsam gestaltete Ungeheuer, von roher wilder Gemüthsart, die sich unter einander selbst zerfleischen, und weder der Liebe fähig sind, noch sie verdienen.

Lucie. So hast du mir freilich immer gesagt; aber ich vermuthe, es ist nur dein Scherz gewesen,

du haſt über meine Leichtgläubigkeit nur lächeln wollen.

Florinde. Nein, es liegt nur ein allzu bitterer Ernſt in dem, was ich dir geſagt. Doch ſieh, dort kommt unſer Marko eben von ſeiner Reiſe zurück, den magſt du nun ſelbſt über ſein Geſchlecht ausfragen.

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Marko.

(Marko iſt ſehr häßlich und mißgeſtaltet, und ſtottert ein wenig.)

Florinde. Willkommen, Marko! Biſt du glücklich zurückgekehrt?

Marko. Glücklich? ja! denn Eure Befehle ſind vollzogen!

Florinde. Bringſt du Gefährten für unſere Einſamkeit?

Marko. Ei freilich! Ich habe ein feines Häufklein menſchlicher Kreaturen zuſammen getrieben; ſchöner waren ſie nicht zu haben. Sie erwarten dort in der Allee Eure Muſterung.

Lucie. Wo bist du denn eigentlich gewesen, liebes Marko'chen?

Marko. Wo ich gewesen bin? — Wieder einmal in der schnöden Welt!

Lucie. O dann sage mir doch geschwind: wie sieht es denn eigentlich dort draußen in der schnöden Welt aus.

Marko. Nicht anders als sonst. Ueberall mehr Glanz als Gold, mehr gute Worte als gute Werke, Narrheit für Verstand, Eigennutz für Tugend, Gewalt für Recht; Kinder, die ihre Eltern belügen, Weiber, die ihre Männer betrügen!

Florinde, (drohend.) Marko!

Marko. Wollt' ich sagen: Männer, die ihre Weiber betrügen; Wölfe in Schafpelzen, Esel in der Löwenhaut; in Summa: immer noch die alte Leier!

Lucie. Was sagtest du von den Männern? Du hast also auch Männer gesehen? —

Marko. Männer wohl, was man so Männer heißt. Aber die rechten sind freilich heut zu Tage höllisch rar.

Lucie. Die rechten Männer? giebt es denn zweierlei? Welches sind denn die rechten?

Marko. Das sind solche, die das Herz auf der rechten Stelle haben.

Lucie. Das Herz? Mutter meint ja, sie hätten gar keins.

Marko. Kann auch seyn! Ich glaube, ich habe selber keins. Es ist aus der Mode gekommen, Herz zu haben.

Lucie. Die rechten Männer also! ja die werden es wohl seyn, liebe Mutter! von denen hast du mir noch gar nichts erzählt. — Wie sehen denn die rechten Männer aus?

Marko. Nicht besser als die andern; von aussen oft noch schlechter, wie Ihr dies z. B. an mir sehen könnt. Ich war sonst auch einmal ein rechter Mann.

Lucie. Sind sie denn aber auch stumm? —

Marko. Freilich, wie die Meilenzeiger, wenn ihnen die Weiber nicht etwa die Zunge gelöst haben. Fragt nur die Frau Mutter! — Wie die Papagaien, und wenn sie sprechen, stottern sie ein wenig. Die Fürsten aber, die können sprechen, sie haben Sprachröhre, die man Kanonen nennt, mit denen unterhalten sie sich auf eine höchst vernehmliche Weise. — Ist es Euch jetzt gefällig, gnädige Frau, meine Musterkarte in hohen Augenschein zu nehmen? —

Florinde (zu Lucien). Es ist mir nicht entgangen, mein Kind, daß dir unsere Einsamkeit nicht mehr gefällt, ich habe daher Sorge getragen, sie

ein wenig mehr zu beleben. Es soll dir künftig nicht an Gesellschaft fehlen. Marko hat weibliche Gespielen für dich, und männliche Bediente für den Dienst des Hauses mitgebracht.

Marko. Es ist eine feine kleine Bande. Die Mädchen tragen die Fröhlichkeit im Gesichte, und die Männer die Verdrießlichkeit auf dem Rücken. Soll ich sie aufmarschiren lassen? —

Florinde. Ja! laß sie kommen.

Lucie. Mutter, du wirst doch machen, daß sie sprechen können?

Florinde. Dir zu Gefallen, allerdings.

Márko, (winkt hinter die Koulissen, dann heimlich zu Florinden.) Seyd unbesorgt, ich habe sie unterwegs schon zugestutzt, sie wissen alle, was sie zu thun und zu sprechen haben.

Vierter Auftritt.

(Unter einem Marsch treten einige Paare junge Mädchen mit Blumen-Kränzen auf.)

Chor der Mädchen.

Sey uns gegrüßet
Freundlicher Hain!
Friede umfließet
Und schließet dich ein.

Fern von der Sorgen
Stürmischem Meer,
Zieh'n wir geborgen
Und fröhlich hierher.

(Sie legen die Kränze zu Luciens Füßen.)

Eine Stimme.

In deinem Heiligthum
Laß uns dir freundlich nahn;
O nimm mit diesen Blumen
Auch unsre Herzen an!

Chor.

O nimm mit diesen Blumen
Auch unsre Herzen an.

(Lucie umarmt das Mädchen. — Ein andrer Marsch beginnt, unter welchem ein Chor von bucklichen und mißgestalteten Männern im Geschwindschritt auf der Bühne erscheint.)

Chor der Bucklichen.

Frisch aus dem Haus,
Rasch durch die Welt,
Wo's uns gefällt,
Ruhen wir aus.
Schnattern und gackeln,
Laufen und wackeln,
Mögen gern naschen,
Lieben die Flaschen;
Sind wir auch klein,
Sind wir doch fein.
Frisch aus dem Haus,
Rasch durch die Welt,
Wo's uns gefällt
Ruhen wir aus!

Marko. Diese Kerlchen sind mir alle mit Freuden gefolgt, denn sie waren vor der Konskription nicht sicher.

Eine Stimme der Bucklichen.

Wir kommen dir zu dienen,
Gehorsam Wink und Mienen,
Wir wissen uns zu schicken.

Chor der Bucklichen.

Wir ſchneidern und flicken,
Wir nähen und ſtricken.
Wir muſiciren,
Philoſophiren,
Reimen und dichten,
Erzählen Geſchichten
Flink und gewandt,
Immer zur Hand.

Marko. Das muß wahr ſeyn, flinke Geſellen ſind es, und in der Aufklärung haben ſie große Fortſchritte gethan. Sie machen alles mit.

Florinde. Nun, mein Kind, wie gefällt dir unſere künftige Geſellſchaft? Biſt du zufrieden? — Was fehlt dir? Du biſt ja traurig geworden!

Marko (für ſich.) Ja, ja! traurig! ich weiß wohl, was ſie dabei denken mag.

Lucie,

(die in ſich verſunken geſtanden, ohne auf ihre Mutter zu hören,)

Was willſt du, armes Herz,
Was willſt du mir denn ſagen?
Was ſoll dein banges Schlagen
Bei heitrer Lieder Scherz? —

Florinde.

Laß an der Mutter Herz
Das deine traulich schlagen,
Ergieße deine Klagen,
Vertrau mir deinen Schmerz.

Marko.

Das arme kleine Herz!
Ach dürft' ich es nur wagen,
Ich wollt' es ihm wohl sagen,
Sein Leid und seinen Schmerz.

(Lucie umarmt ihre Mutter, und geht mit ihr ab.)

Marko. Na, folgt mir nur nach, kleine liebenswürdige Gesellschaft; ich gehe als Euer Fourier voraus und mache Euch Quartier.

(Geht ab.)

Chor der Mädchen und Bucklichen.

Sey uns gegrüßt
Schattiger Hain!
Frieden umfließt
Und schließet dich ein.
Fern von der Sorgen
Stürmischem Meer
Zieh'n wir geborgen
Zu dir her.

(Alle ab.)

Fünfter Auftritt.

(Sylvio, einen Jagdſpieß in der Hand, erſcheint auf der Mauer, und ſteigt dann, ſich überall umſehend vorſichtig herab.)

Recitativ.

Hier muß ich die Geliebte finden,
In dieſem Garten blüht die ſchönſte Blume mir.
Mag alles nun was draußen liegt, verſchwinden,
Denn meine Welt iſt hier!

Arie.

Es ſchleicht der Jäger ſtill und lauſcht,
Waldeinwärts geht ſein Lauf,
Und wie es in den Zweigen rauſcht,
Schlägt hoch das Herz ihm auf.
Friſch auf, im Morgengold!
Das Glück iſt Jägern hold!
So ſchleich ich hier herein.
Friſch auf, waldwärts!
Hoch ſchlägt mein Herz:
Sie muß mir nahe ſeyn!

Sieh da! dort kommt eine poſſierliche Geſtalt, die mir, während ich dies Schloß hier umſtreife,

noch nicht zu Gesicht gekommen ist. Wir wollen uns ein wenig auf die Lauer begeben. (Er versteckt sich.)

Sechster Auftritt.

Sylvio, Marko, mit einer Flasche.

Marko. Das muß wahr seyn! Hier bei uns ist eine wunderliche Wirthschaft. Wenn die gestrenge Frau nicht einen so gesunden Weinkeller führte, und ich nicht die Schlüssel dazu, ich wäre längst davon gelaufen oder gestorben. Als Luciens Amme noch da war, da gabs doch mitunter ein vernünftiges Wort, seit aber diese auch davon gelaufen ist, kann ich nur mit mir selbst sprechen, und das ist nicht immer das klügste Gespräch. Sechzehn Jahre lang immer dasselbe, ist doch zu langweilig. — Daher kommts denn auch, daß wenn man einmal wieder Menschen und besonders Frauenzimmer zu sehen bekommt, sie einem übermäßig gefallen, wie mir z. B. die kleine Blondine, die ich mitgebracht habe. Das ist ein Püppchen! Wenn ich nur auch hübscher wäre, oder seyn dürfte. Pah! alter Narr! schlag dirs aus dem Sinn, setze dich und trinke eins für die bösen Nebel, und singe dazu! Das ist doch noch hier zu loben,

daß man ſingen darf. Was andere vernünftige Leute nur ſprechen, das ſingen wir hier, und es wäre nicht das erſtemal, daß mich meine geſtrenge Frau per Geſang ausgehunzt hätte. (Er trinkt und ſingt.)

Vor Alters einſt zum Sterben
Die Welt danieder lag,
Ringsum war Noth, Verderben,
Und Nacht den ganzen Tag.
Vom Waſſer kam das Uebel,
So ſteht es in der Bibel,
Daß man's wohl glauben mag.

Sylvio, (die letzten Worte wiederholend.)

Glauben mag.

Marko, (ſich verwundert umſehend.) Wie? — Ich glaube, der Garten fängt an junge Echos auszuhecken.

Der Herr drauf voll Erbarmen
Guckt in die Welt hinein.
Es jammert ihn der Armen,
Dämmt ſchnell das Waſſer ein.
Und ganz die Noth zu heben,
Erſchafft er gleich die Reben,
Und Noah machte Wein!

Sylvio, (eben ſo wie vorhin.)

Machte Wein!

Marko. Das war ja ein naſeweiſes Echochen! Muß doch einmal zuſehen! — (Er erblickt Sylvio.) Aha! ein zweibeiniges! — Wohinaus?

Sylvio, (hervortretend und ihm den Spieß vorhaltend.) Wohinein? —

Marko. Ich bitte, bleibt mir mit ſolchen ſpitzigen Redensarten vom Leibe. Wir können ja in Vernunft mit einander ſprechen.

Sylvio, (einen Beutel hervorziehend und damit klimpernd.) Zum Beiſpiel? —

Marko. Ei! das läßt ſich hören! das klingt weit vernünftiger! (Er nimmt den Beutel.) Was ſteht denn eigentlich zu Eurem Befehle? —

Sylvio. Biſt du in den Dienſten dieſes Hauſes? —

Marko. Ich bin eine ganze Welt von Dienſtboten, denn dieſes ſchlechte Kleid umſchließt Koch, Kellner, Gärtner, Haushofmeiſter, Kammerdiener, Kammerjungfer, Kammerherr, Geſellſchafter, und erſter Miniſter dieſes Hauſes, allumfaſſend in ſich; kurz ich bin hier alles in allem, ausgenommen der Mann beider Frauen, die von den Männern gar nichts wiſſen wollen und reſpectiren ſollen.

Sylvio. Das heißt, die Tochter ſoll nicht, weil die Mutter nicht will. Aber warum? —

Gärtner. Warum? — Man muß zwar bei den Weibern niemals nach dem warum fragen, weil ſie die wahre Urſache ihrer Handlungen unter hundertmalen 50 mal ſelbſt nicht wiſſen, und 49 mal nicht ſagen mögen; indeß iſt mir doch ſo viel bekannt, daß erſtens die Mutter in der Welt ſehr bittere Erfahrungen gemacht hat, die ſie gern ihrer Tochter erſparen möchte, und zweitens, daß ein Orakel, welches ſie bei der Geburt der letztern befragen ließ, den wunderlichen Ausſpruch gethan hat; ihre Tochter werde nur dann glücklich ſeyn, wenn ſie in einen Stummen ſich verliebe, und für einen Redenden ſterben wolle! — Frau Florinde verzweifelt nun an einer ſolchen Möglichkeit, und will lieber, daß ihre Tochter ganz und gar keine Männer kennen ſoll, als meine Wenigkeit, der ſie die Ehre anthut, ſie ihrer Tochter nicht gefährlich zu halten, worin ſie ſich aber wohl irren könnte, und ſo leben wir denn ſeit ſechzehn Jahren in der ſchönſten Einſamkeit, und das Mädchen hält alle Männer für ſtumme Beſtien.

Sylvio. Für ſtumm! — Hör' Alter, darf ich auf dich zählen? —

Marko. Wenn Ihr mich für eine Eins zählt, ſo könnt Ihr mir getroſt noch einige Nullen anhängen, ohne die Größe meiner Dienſtbereitwilligkeit zu erreichen.

Sylvio. Wohlan ſo höre! — Mehrere Tage

ſind es, daß ich, mich auf der Jagd verirrend, in dieſen ungeheuren Wald gerieth, der Eure Wohnung rings umſchließt. Jedes Beſtreben mich hinaus zu finden, führte mich nur noch tiefer hinein. Ich mußte mein ermattetes Roß zurücklaſſen, und ſetzte dann meinen Weg zu Fuße weiter fort. Endlich erreiche ich die Mauer, und ſinke ermüdet unter einen Baum nieder. Da trifft eine weibliche Stimme mein Ohr, die jenſeits der Mauer ein liebliches Lied ſingt. Alle Müdigkeit iſt vergeſſen bei dieſen wunderherrlichen Tönen; ich erſteige den Baum, der dort über die Mauer ſchaut; ich ſehe Lucien, und ich wünſche ſie ewig zu ſehen.

Marko. Das verſteht ſich! das iſt die bekannte Ewigkeit von ſechs Wochen.

Sylvio. Ich bin nun hier, und gehe nicht wieder ohne ſie aus dieſer Mauer. Ich will ſie beſitzen oder ſterben.

Marko. Verſteht ſich! das iſt alles in der Ordnung! Immer zu, immer geſtorben! Aber wir wollen doch erſt überlegen, was in der Sache zu thun iſt. Damit aber hier alles hübſch in der Ordnung bleibt, ſo dächte ich, Ihr ginget unterdeſſen ein wenig wieder da hinaus, wo Ihr hereingekommen ſeyd.

Sylvio. Nicht von der Stelle! ich muß sie sehen!

Marko. Versteht sich! Nun so haltet Euch wenigstens in jenem Wäldchen verborgen, wo die Thränenweiden stehen, damit Euch Frau Florinde nicht gleich wittert, sonst seyd Ihr verloren. Sie macht Euch stumm und dumm, ich kann ein Liedchen davon singen. Ich will Euch auch etwas zu essen und zu trinken besorgen, denn ein Verliebter trägt unter seinem Herzen auch einen Magen als Zulage.

Sylvio. Ich gehe und rechne ganz auf deinen Beistand! rechne du auf meine ganze volle Erkenntlichkeit. (Ab.)

Marko. Wir wollen sehen, wer am richtigsten rechnet. Ich verhelfe Euch zu einem Multiplications-Exempel, wie es nicht jedem geboten wird.

Siebenter Auftritt.

Marko erst allein, dann Rosa, eine der jungen Mädchen.

Marko. Unter allen zweibeinigen Thieren ist ein Verliebter doch das allernärrischte! Gott sey Dank, daß unsereins darüber hinweg ist!

Rosa. Marko!

Marko, (erschreckend.) Was da! Was da! — Ei Röschen! mein allerliebstes kleines Blondinchen! Was begehrst du von mir, Engelchen! Ich stehe vom Kopf bis auf die Füße ganz zu deinem Befehl.

Rosa. Vor der Hand nehme ich nur die Füße in Anspruch. Hört erst, und dann folgt mir!

Marko. Folgen? Ja bis an den Tod wenigstens, wenn auch nicht hinein! (Für sich.) Das Mädchen hat unglaubliche Augen! Ich darf nicht länger hineinsehen! (Laut.) Mit deiner Erlaubniß, schönes Kind! (Er dreht ihr den Rücken zu.) So, nun sprich, so viel du willst.

Rosa. Was soll das heißen, mit Eurer Erlaubniß.

Marko. Ich werde blind, wenn ich in deine Augen sehe, und doch kann ich es dir gegenüber nicht lassen.

Rosa. Braucht Eure Bequemlichkeit. Ich soll Euch im Namen unserer Gebieterin befehlen, mich mit der ganzen innern Einrichtung des Hauses bekannt zu machen, und dann —

Marko, (der, während sie spricht, den Kopf allmählich nach ihr gewendet hat.) Halt! das ist noch nichts, mit deiner Erlaubniß. (Er kehrt sie um, so daß sie ihm auch den Rücken zuwendet, stellt sich dann hinter sie

ebenfalls mit dem Rücken nach ihr.) So, nun plappere weiter, wenn es dir gefällt.

Rosa. Sodann soll ich Euch verkündigen, daß mir die Führung der Wirthschaft anvertraut ist. Ihr werdet mir also die nöthigen Schlüssel überliefern. Denn die vergrößerte Hausgenossenschaft, die wir Eurer Wahl verdanken, macht es nöthig, alles hier künftig zu verschließen.

Marko. Meinethalben. Du sollst sie alle haben und den Schlüssel meines Herzens dazu. (Er dreht sich um sie herum, so daß er ihr wieder gegenüber steht.) Dafür bitte ich mir aber die Schlüssel zum Weinkeller aus.

Rosa. Vortheilhafter Tausch für Euch, doch nicht für mich! — Aber da seyd Ihr ja schon wieder!

Marko. Ich bin die Magnetnadel, die sich immer nach einer Himmelsgegend dreht.

Rosa. Eine feine Nadel, eine Pfrime!

Marko, (mit Musikbegleitung.) Ach!

Rosa. Ihr seufzt?

Marko. Das Eis meines Herzens kracht und bricht vor dem Strahl dieser Frühlings-Sonne. — Ach!

Rosa. Laßt es ein andermal brechen, und kommt jetzt zu unserer Gebieterin.

Marko. Ach! —

Rosa. Was habt Ihr, was wollt Ihr denn?

Marko.

Duett. Was ich will, das sollst du wissen,
Diese Lippen will ich küssen.

Rosa.

Laßt Euch nur die Lust vergehn!

Marko.

Soll ich ärmster aller Zecher,
Vor dem vollen Lebensbecher,
Durstend und verschmachtend stehn? —

Rosa.

Ja, mein Freund, so solls geschehn!

Marko.

Nein! —

Rosa.

Ja! —

Marko.

Nein! —

Rosa.

Ja! —

Marko.

Nein!

Rosa.

Ja!

Marko.

Nein!

Rosa.

Ja, du sollst, ergrauter Zecher,
Vor dem Becher durstend stehn!

Marko.

Soll ich ärmster aller Zecher,
Vor dem Becher durstend stehn?

Marko.

Eine Rose abzubrechen,
Kommt dem Gärtner doch wohl zu.

Rosa.

Nein, mein Freund, die Dornen stechen,
Laß die Rose drum in Ruh.

Marko,
(indem er sie küssen will.)

Rose, ich breche dich!

Rosa.

Gärtner, ich steche dich!

Beide.

Eine Rose abzubrechen
Kommt dem Gärtner { doch wohl zu. / gar nicht zu.

Rosa.

Nein!

Marko.

Ja!

Rosa.

Nein!

Marko,
(will sie umfassen.)

Nur frisch gebrochen!

Rosa.

Nur derb gestochen!

Marko.

Nein!

Rosa.

Ja!

Marko.

Nein!

Rosa.

Ja!

Marko.

Nein!

Rosa.

Ja!

Marko,
(will sie mit Gewalt umfassen, sie giebt ihm eine Ohrfeige.)

Nein!

Rosa.

Sieh, die Rose hat gestochen,
Und der Gärtner schreit: Au weh!

(Sie läuft fort.)

Marko,

(sich die Backe haltend.)

Au weh! au weh!

(Läuft ihr nach.)

Achter Auftritt.

(Lucie tritt in Gedanken versunken langsam auf, und schreitet nach dem Vorgrunde, wo sie stehen bleibt und folgendes spricht.)

Lucie.

Ich gehe rastlos unstät hin und her,
Und doch ergeb' ich mir nicht Ruhe. —
Wo ist die Zeit, da ich ein harmlos Kind,
Im Schatten dieser Bäume spielend saß? —
(Die Musik beginnt in leisen Tönen die Worte zu begleiten und die Pausen auszufüllen.)
Da Schlaf und Spiel mein Leben schaukelten
Und kein Verlangen mir den Busen hob,
Daß nicht die Mutter liebend stillen mochte.

Beſchränkt, doch heiter, wie ein traulich Stübchen,
Lag um mich her die kleine ſchöne Welt.
Aus klaren Kinderaugen ſchauten
Die Blumen grüßend hin auf mich,
Zu goldnen Feenſchlöſſern bauten
Hoch über mir die Wolken ſich,
Und von dem Sternen-Himmel nieder,
Klang es wie leiſe Wiegenlieder!
Liegt denn die Zeit ſo ferne ſchon von mir? —

(Sie ſetzt ſich auf die Ruhebank und ſtützt den Kopf in die Hand. Nach einer Pauſe, welche die Muſik mit einzelnen Anklängen der folgenden Melodie ausfüllt, beginnt ſie zu ſingen.)

Drüben im Walde
Gehet der Wind.
Drüben im Walde
Sitzet das Kind.

Flink auf der Reiſe
Wolken dort ziehn,
Und es fragt leiſe:
Saht ihr nicht ihn?

Mondſchein hernieder
Schlüpft in den Wald,
Und es fragt wieder:
Kommt er nicht bald? —

Aber ach! wer soll denn kommen? — — —

(Sie erblickt Sylvio, der während des letzten Verses hervorgetreten ist, und fährt mit einem Schrei auf.)

O Himmel! was ist das? — Mutter! Hülfe! Wo flieh ich hin?

(Sylvio kniet mit bittender Geberde nieder.)

Er kniet nieder, er streckt seine Arme bittend nach mir aus. Ich soll mich nicht fürchten. — Ob das wohl auch ein Mann ist? — Fürchterlich sieht er gar nicht aus, und häßlich auch nicht! — Ob ich wohl mit ihm spreche? — Steh auf! — Ich kann ihn doch nicht da auf den Knien liegen lassen. Steh auf! — — Er steht nicht auf! Warum denn nicht? Was will er denn? — So schön er ist, überfällt mich doch bei seinem Anblick eine seltsame Bangigkeit. — Was willst du hier? —

(Sylvio drückt beide Hände mit dem Ausdruck des Verlangens an seine Brust.)

Mein Gott, er wird doch nicht wollen, daß ich ihn aufheben soll? —

(Sie nähert sich ihm zögernd, plötzlich aber kehrt sie um und läuft auf die andere Seite des Theaters.)

Nein, Gott bewahre mich! ich rühr' ihn nicht an! — Wie ist mir denn? — Wie klopft mir das Herz so ungestühm! — Meine Mutter hat mir oft von den Klapperschlangen erzählt, die blos durch

ihre Blicke die kleinen Vögel so zu bezaubern wissen, daß sie wider ihren Willen sich ihnen nähern, und ihnen zur Beute werden müssen. — Ach! seine Augen ziehen mich auch wider meinen Willen zu ihm hin. — Ich weiß nicht, soll ich die Mutter rufen? — Nein, dazu wird ja noch später hin Zeit seyn. — Aber was willst du hier? — Wie kommst du hierher? — Er antwortet nicht. — Gewiß er ist stumm, und wohl auch taub! — Steh auf! — ich will es, und komm näher!

(Sylvio steht auf und kommt rasch auf sie zu.)

Halt! Halt! nicht so weit! — dort bleib stehen! Er ist gehorsam, das gefällt mir. — Ach! wenn das ein Mann ist, so ists gewiß einer von den rechten, der ein Herz hat. — Wie schade, daß er stumm ist. Ich gäbe viel darum, diesen Mund sprechen zu hören. — Kannst du gar nicht sprechen? — (Sylvio schüttelt traurig den Kopf.) O wie dauert mich der Arme! — Aber hat Marko nicht gesagt, die Weiber könnten die Männer sprechen lehren? — Dieser hier ist gewiß noch wenig unter den Weibern gewesen. — Das ist mir recht lieb! — Ich will versuchen seine Lehrmeisterin zu seyn. Hab' ich doch meinen Papagai sprechen gelehrt. — Wir wollen den Versuch gleich machen. Sprich mir einmal nach: L. —

Sylvio. L. —

Lucie. Recht gut! — U!

Sylvio. U.

Lucie. E. i.

Sylvio. E. i.

Lucie. E. i. e.

Sylvio. E. i. e.

Lucie. Lucie.

Sylvio, (mit zärtlichem Ausdruck.) Lucie!

Lucie. Herrlich! Herrlich! das geht vortrefflich! — Sprich einmal: Liebe!

Sylvio. Liebe!

Lucie. Liebe Lucie!

Sylvio. Liebe Lucie!

Lucie. Noch einmal!

Sylvio. Liebe Lucie!

Lucie. Hätt' ich doch nimmer geglaubt, daß ein solcher Wohlklang in meinem Namen läge. — O den Mann muß die Mutter hier behalten; er soll mein Gespiele, mein Gefährte, mein Schüler seyn; von mir soll er sprechen lernen, von mir allein; ich brauche die Kunst der Mutter nicht dazu, und wenn er auch nichts weiter lernte als: „Liebe Lucie!"

ich würde nicht ermüden, es von ſeinen Lippen zu hören.

Willſt du bei mir bleiben? —

(Sylvio kniet leidenſchaftlich vor ihr nieder und küßt ihre Hand.)

O weh! mein Herz! was war das? Biſt du krank? — Deine Lippen brennen ja wie Feuer. Küſſe meine Hand nicht wieder, ſonſt werd' ich wohl gar krank. — Wirſt du gern bei mir bleiben? — Willſt du mich lieb haben? —

(Sie knüpft ein langes Band von ihrem Kleide und ſchlingt es ihm um den Arm.)

Sieh, nun biſt du mein Gefangner! Nun laſſ ich dich nicht wieder los! — Still, war das nicht der Mutter Stimme? —

(Sie läuft von einer Seite zur andern und horcht; Sylvio folgt ihr an dem Bande.)

Nein, ich ſehe ſie nirgends!

(Sie nimmt ihm das Band wieder ab, dabei bleibt ihre Hand verweilend einen Augenblick auf ſeinem Herzen liegen. Sie ruft freudig aus:)

Ach er hat auch ein Herz! Ich fühle es ſchlagen! es ſchlägt wie das Meinige.

(Sylvio wendet ſich haſtig von ihr ab und thut einige Schritte ſeitwärts.)

Sylvio. (für sich.) O Gott! Sie tödtet mich mit ihrer Unschuld!

Lucie. Was ist dir? Bist du böse auf mich? — Was hab' ich dir gethan? — Ach! du machst mich traurig! wenn du böse bist, muß ich weinen! —

(Sylvio wendet sich um, und breitet im höchsten Ausdruck der Leidenschaft seine Arme nach ihr aus. Lucie öffnet von ihrer Empfindung überrascht, auch die ihrigen, läßt sie aber sogleich wieder sinken, und wendet sich niedergeschlagen von ihm ab. Nach einer kleinen Pause eilt er auf sie zu und umfaßt sie. Sie sinkt in seine Arme. In demselben Augenblick tritt Florinde auf.)

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Florinde. Marko.

Florinde.

O Himmel! was erblick' ich!
Mein Kind in eines Mannes Armen!
Ihr Götter habt Erbarmen,
Vernichtet mich!

Lucie.

O meine Mutter!

Florinde.

Verwegner, der mit frechen Händen
In meines Hauſes Frieden bricht,
Mein Glück mit einem Streich zu enden,
Nichts ſoll die Rache von dir wenden,
Die jetzt dein Urtheil ſpricht!

Lucie.

O meine Mutter, zürn' ihm nicht!

Florinde,
(zwiſchen ſie tretend.)

Hinweg von ihm! Wie biſt du hergekommen,
Der meines Kindes Glück genommen;
Wer biſt du? Sprich!

Lucie.

Ach! dieſe Lippen ſprechen nicht.

Florinde.

Wie? er iſt ſtumm? — Das iſt Betrug, Verrath!
Doch dieſe Liſt ſoll ihm nicht frommen.
Herbei! Herbei!

Marko.

Ich dacht' es gleich, ſo würd' es kommen!
Wenn nur nicht mir das Ungewitter naht!

(Das Chor der Mädchen und der Bucklichen tritt auf.)

Florinde.

Führt ihn hinweg! Hinweg aus meinen Blicken!

Chor der Bucklichen.

Fort! Fort! Fort!

Lucie.

So will denn grausam deine Hand
Was mich beglückt schon wieder mir entrücken,
Im Augenblick, wo ich es fand?

Chor der Bucklichen.

Fort! Fort! Fort!

Lucie.

Ich hab es nun gefunden,
Was mir das Herz erfüllt.
Das Sehnen und das Bangen,
Das schmerzliche Verlangen,
Ist alles nun verschwunden,
Und jeder Wunsch gestillt.

Florinde.

Führt ihn hinweg! Hinweg aus meinen Blicken!
Er ist ein Mann, und voll Verrath sein Herz!

Chor der Bucklichen.

Fort! Fort! Fort!

Chor der Mädchen.

Doch Liebende beglücken,
Führt Menſchen himmelwärts.

Lucie.

Sieh ſeiner Blicke Schmerz,
Sieh ſeine ſtummen Klagen!
Kann ein Verräther-Herz
In dieſem Buſen ſchlagen? —

Chor der Mädchen.

Ach, Liebende beglücken,
Hebt Menſchen himmelwärts.

(Sylvio kniet vor Florinden mit bittender Geberde nieder.)

Florinde.

Verwegner, wie? du kannſts noch wagen?
Verſpotteſt du der Mutter Schmerz? —

Chor der Bucklichen.

Fort! Fort! Fort!

Marko.

O weh! o weh! wir ſind geſchlagen.
Wär' ich nur fort, mir bebt das Herz!

Chor der Bucklichen.

Verwegner fort!
Auf, ihn zu faſſen!
Fort mit ihm, fort!
(Sie wollen ihn ergreifen und fortführen.)

Lucie.

Barbaren, haltet ein!
Ich werd' ihn nimmer laſſen!
Auf ewig iſt er mein!
Für ihn bin ich geboren,
Ihn hat mein Herz erkohren,
Mein ſoll er ſeyn!

Chor der Bucklichen.

Fort mit ihm! fort!

Chor der Mädchen.

Laßt den Geliebten ihr,
Den ſie erkohren.

Florinde.

So iſt durch ihn auch mir
Der Tochter Herz verloren!
Fort, trennt ihn von ihr!

Chor der Bucklichen.

Fort von ihr!

Auf, ihn zu faſſen!
Fort mit ihm, fort!

Chor der Mädchen.

Laßt den Geliebten ihr,
Den ſie erkohren!

Chor der Bucklichen,
(ihn ergreifend.)

Fort! Fort! Fort!

Sylvio,
(reißt ſich los und zieht das Schwert.)

Zurück! wer wagt es noch vermeſſen,
Mich zu berühren, mich von ihr zu trennen?

Marko.

O weh! er hat ſich vergeſſen.

Florinde.

Verräther! lern' ich dich nun kennen? —

Sylvio.

Wer wagt es, mich von ihr zu trennen? —

Chor der Bucklichen.

Verrath! Verrath! Ha! wie vermeſſen
Nun dieſer Stürmer ſpricht.

Chor der Mädchen.

Die Liebenden zu trennen,
Vermagſt du, Mutter, nicht!

Sylvio.

Mein iſt ſie, mein!
O Leben meines Lebens!
Mir drohen alle Schrecken
Und ſelbſt der Tod vergebens,
Nichts kann von dir mich trennen,
Du biſt auf ewig mein.

Lucie und Sylvio.

O Leben meines Lebens,
Nichts kann von dir mich trennen,
Ich bin auf ewig Dein!

Florinde.

Wohlan! ſo wähle zwiſchen ihm und mir!
Wähl' zwiſchen deiner Mutter und dem Fremdling.

Lucie.

Ach, meine Mutter!

Sylvio,

(indem er Lucien mit ſich fortziehen will.)

O! komm mit mir!

Florinde.

Ergreift ihn, führt ihn fort!

Sylvio, (wie oben.)

Zurück! Hinweg von dieſem Ort!

Florinde.

Ich ſoll mein Kind mir rauben ſehn?

Chor der Mädchen.

Erhöre doch der Liebe Flehn!

Chor der Bucklichen.

Ergreift ihn, führt ihn fort!

Sylvio.

Zurück, ich kanns nicht tragen,
Dir zu entſagen!
Komm, folge mir! ich führe dich daron!

(Er iſt im Begriff Lucien mit ſich fort zu führen.)

Florinde.

Verwegner, ha! nimm deinen Lohn!

(Sie berührt ihn mit ihrem Stabe. Er ſinkt nieder.)

Alle, außer Florinden und Sylvio.

Weh!

(Pauſe, welche die Muſik paſſend ausfüllt. Lucie ſteht erſtarrt und regungslos.)

Chor aller, (außer Florinde Lucie und Sylvio.)

Es iſt geſchehen!

Wie wenn aus heitern Höhen
Des Blitzes Schrecken bricht.

Florinde, (zu Lucie.)

Hörst du der Mutter Stimme nicht?

(Für sich.)

In meinem Busen fühl' ich ihren Schmerz,
Mich rühret ihre Liebe,
Doch prüfen muß ich noch ihr Herz.

Chor der Mädchen.

O schaue gnädig auf uns nieder,
Gieb ihn der Liebe wieder.

Florinde.

Wohlan so eilt und zaudert nicht.
Ein Zweig von jenem Baum giebt ihm das Leben wieder,
Doch giebt er Tod auch jedem, der ihn bricht.

Chor der Mädchen und Bucklichen.

Tod jedem, der ihn bricht?
Wir wollen leben, wir nah'n ihm nicht!

Marko.

Der Baum mag seine Zweige haben,
Wir woll'n den jungen Herrn begraben.

Lucie,

(ſie iſt bei der Mutter letzten Worten aus ihrer Erſtarrung erwacht und mit geſpannter Aufmerkſamkeit näher getreten.)

O Himmelswonne, die dein Mund mir ſpricht!
Er lebe! er lebe! ich zaud're nicht! —

(Sie will auf den Baum zulaufen.)

Florinde.

Halt ein! halt ein!
Ein ſichrer Tod iſt dein!
Hör' deiner Mutter mahnendes Wort!
Auf, tragt den Todten fort!

Chor.

Halt ein! halt ein!
Hör' auf der Mutter Wort,
Wir tragen den Todten fort.

Lucie.

Nein! nein! nein!
Der Todte iſt mein!
Ich will ihn retten,
Durch mein Verderben,
Will ihn erwachen ſehn,
Und für ihn ſterben.

Florinde und Chor.

Halt ein! halt ein!

Lucie.

Nein! nein! nein!

(Sie eilt auf den Baum zu, und berührt ihn. Blitz und Donner! — der Baum öffnet ſich, und heraus tritt ein Genius mit einem Zweige in der Hand, nähert ſich Sylvio und berührt ihn. Sylvio erwacht langſam.)

Genius.

Erwache!
Die wahre Liebe wandelt Tod in Leben!
Des Daſeyns Räthſel löſen ſich durch ſie:
Erfüllung hat ſie dem Orakelſpruch gegeben!

(Zu Sylvio und Lucien, welche zu einander hineilen.)

Seyd glücklich!

(Zu Florinden.)

Führe ſie getroſt ins Leben
Der wahren Liebe raubt die Welt die Unſchuld nie!

(Lucie und Sylvio eilen zu Florindens Füßen, die ſie liebevoll aufhebt und ihre Hände vereinigt.)

Chor der Mädchen und Bucklichen.

Heil! Heil! Heil! der Liebe!
Erfüllt iſt der Orakelſpruch durch ſie.

Florinde.

Seyd mir geſegnet, meine Kinder!
Es blühet nun in Eurem Glück
Mein längſt verlornes Glück mir wieder,
Und meine Jugend kehrt zurück.

Chor.

Heil! Heil! Heil! der Liebe!
Sie führt den Lenz in jede Bruſt zurück.

Marko,
(vor dem Genius auf die Knie fallend.)

Großmächtigſter!
Allbeglückender!
Soll ich allein nur klagen?
Soll denn bei dieſem Feſt
Mein Herz nur einſam ſchlagen,
Und ewig den Proteſt
Ich auf dem Rücken tragen?

Genius.

Wohlan! Du ſollſt nicht länger einſam klagen!
Ein Herz, das liebt, iſt ewig jung und ſchön.

(Er berührt ihn mit dem Zweige, Marko verwandelt ſich in einen Jüngling.)

Chor der Bucklichen,
(ebenfalls vor dem Genius kniend.)

Woll' auf uns auch gnädig blicken,
Nimm die Berg' uns von dem Rücken.

Genius.

Wohlan, es ſoll heut Niemand traurig ſtehn!

(Er berührt auch ſie mit dem Zweige, worauf auch ſie ſich alle in ſchöne Jünglinge verwandeln.)

Marko und Chor der Verwandelten.

Heil! Heil! Heil!
Die Puppe iſt zerſprungen,
Der Schmetterling hervorgedrungen.
Laß uns Euch freundlich nahn,
Nehmt uns zu Dienern an!

Chor der Mädchen.

So mögen wir Euch leiden,
Und nehmen nun mit Freuden
Euch hier zu Dienern an.

(Sie vereinigen ſich. Marko und Roſa ſtellen ſich in den Vorgrund; die andern bilden Paarweiſe einen Halbzirkel nach dem Hintergrunde.)

Chor.

Heil! Heil! Heil! der Liebe!
Die, was ihr naht, beglückt.

Lucie.

Von Schrecken rings umgeben
Umfing uns Todesnacht!
Doch aus dem Tod hat Leben
Die Liebe angefacht.

Sylvio.

Du haſt Geliebte für mein Leben
Zum Opfer dich gebracht.

Drum ſey es ganz dir hingegeben,
Die neu es angefacht.

Florinde.

Der Schwermuth hingegeben,
Umfing mich rings die Nacht.
Doch Ihr verſöhnt mich mit dem Leben,
Und heitrer Himmel lacht.

Marko.

An Blüthen leer war mir das Leben,
Nun hat der Liebe Macht
Noch Blüthen dürrem Stamm gegeben,
Den Alten jung gemacht.

Roſa.

Noch in der Knospe lag mein Leben,
Nun hat der Liebe Macht
Gar warmen Frühlingstag gegeben,
Und blühend iſt's erwacht.

Chor Aller.

Heil! Heil! Heil! der Liebe!
Durch ſie ſprießt aus dem Tod das Leben
Und Tag wird aus der Nacht.

Haushahn und Paradiesvogel,

oder

die Gebirgsreise.

Ein Mährchen.

1813.

Erſtes Kapitel.

„Ich glaube gar, Caroline, du ſchläfſt ein!“ rief der Profeſſor.

„Ach nein,“ gähnte ſeine Frau, „ich mache nur die Augen zu: hört ſich ſo beſſer. Immer weiter! Es klingt recht ſchön.“

Der Profeſſor las weiter:

„Da hatte der Verſtand noch nicht geſchieden;
Was ewig eins aus einem Urquell ſtammt;
Da war noch zwiſchen Kopf und Herzen Frieden,
Kein Trieb der Bruſt vor dem Geſetz verdammt;
Verſtanden wurde noch die Schrift hienieden,
Die goldnen Zuges durch den Aether ſtammt;
Es nannten Menſch und Engel ſich Genoſſen,
Und Welt und Himmel war in eins verfloſſen.“

Auf dem Hofe draußen fingen die Hühner an zu gackern. Die Profeſſorin ſtand auf und lief ſchnell hinaus, und als ſie zurückkehrte, reichte ſie ihm das

weiße Ei in der weißen Hand entgegen. „Noch ganz warm!“ rief sie.

„Wenn dein Paradiesvogel noch solche Eier legte!“

Der Professor jedoch antwortete nicht darauf, sondern sah sie unwillig von der Seite an und fuhr fort:

„Doch als der Welt die Sünde ward geboren,
Brennt' aus dem Leben wilder Streit hervor;
Selbst wider sich und die Natur verschworen,
Häuft Götzen sich's auf Erdenkoth empor,
Und im Geräusch des Marktes schnell verloren,
Verhallt die ew'ge Harmonie dem Ohr;
Zerbrochen ist die goldne Himmelsleiter:
Kein Engel naht dem Menschen als Begleiter!

Nur in der Dichtung dunkelklaren Träumen
Blüht eine Ahnung jener alten Zeit,
Nur in der Töne Kinderlallen keimen
Verlorne Laute der Unendlichkeit,
Und nieder steigt, gesandt aus Himmelsräumen
Vom Vater, der zum Mittler sie geweiht.
Die Liebe steigt herab den Erdensöhnen,
Das Leben mit dem Himmel zu versöhnen.

Hier wurde der Professor von neuem durch einen gräulichen Lärm unterbrochen, der sich kreischend, flatternd, krähend und klappernd in dem Nebenzimmer erhob. Sehr erzürnt sprang er auf; Karoline

folgte ihm. Welcher Anblick, als er die Thür öffnete! Der Haushahn, der wahrscheinlich der Professorin nachgelaufen war, jagte seinen Paradiesvogel — er war ein Geschenk von einem aus Indien zurückkehrenden Jugendfreunde, und der Professor hielt ihn als eine große Seltenheit sehr hoch — Der Hahn jagte den Paradiesvogel mit hartnäckiger Wuth in dem Zimmer umher. Der Gehetzte, dem die Professorin heimlich vor kurzem erst die Flügel verschnitten, flatterte ängstlich von Tisch zu Tisch und kehrte dabei mit den zwei langen Schwanzfedern alles, was sich darauf befand, an die Erde.

Der Professor stand erst eine Weile in sprachloser Erstarrung, dann aber ergriff er eine Elle, die ihm just zur Hand lag, und setzte dem Haushahn im höchsten Zorne nach. Seine Frau, nun ebenfalls für ihren Liebling besorgt, folgte ihm auf dem Fuße. „Mein Vogel!“ schrie er, „Mein Hahn!“ schrie sie. Bei dieser Jagd gerieth der Paradiesvogel unter die Tassen, die auf der Komode standen, und die Professorin schrie noch lauter, bald: „Meine Tassen!“ bald: „Mein Hahn!“ Der letztere aber benutzte den Waffenstillstand, welchen die fallenden Tassen seinem Feinde abdrangen, um die Höhe eines großen Kleiderspindes zu gewinnen, von wo er, trotzig mit den Flügeln schlagend, sein Siegeslied auf den Professor herabkräht. Dieser griff nach

seinem Vogel und brachte ihn schleunig in den Bauer zurück, welchem er entschlüpft war. Er warf dabei grimmige Blicke nach dem Hahn hinauf und fluchte ein wenig, aber ganz leise; denn je öfter er zugleich nach dem Unglück hinschaute, welches an der Erde, und nach seiner Frau, die daneben auf den Knieen lag, in stiller Hast die Scherben auflesend, desto beträchtlicher kühlte sein Zorn sich ab und schwand zusammen.

„Noch heute soll mir das verwünschte Thier aus dem Hause!“ rief die Professorin endlich und stand auf.

Der Professor stellte sich, mit einiger Bangigkeit, aber doch entschlossen vor die Thür des Vogelbauers.

„Was hab' ich davon? Nichts als Schaden!“ fuhr sie fort. „Das ganze unnütze Vieh ist nicht so viel werth, als die Tassen, die es mir wieder zerbrochen hat!“

„Zehntausend Thaler bezahlen mir ihn nicht!“ entgegnete der Professor gelassen. — Sie lachte laut auf: „Zehntausend Thaler! Für Einen hätte ich ihn längst verkauft, wenn sich nur ein Käufer dazu finden wollte. Schämen solltest du dich, solche unnütze Brodesser zu unterhalten, während wir kaum selbst das tägliche Brod haben! Kein Mensch will mehr deine Kollegia besuchen und —“

„Laß gut seyn, mein Kind," unterbrach er sie schnell, „die Sammlung meiner Gedichte liegt fertig im Manuscript. Nur das, woron ich dir eben ein Bruchstück vorgelesen, soll noch hinzu. Sie werden und müssen Aufsehen erregen, und wir sind geborgen. Wenn ich nur erst einen Verleger dazu habe!"

„Den wirst du nimmer finden! Ja, wenn der Buchhändler das Gold ausmünzen könnte, womit du in deinen Gedichten so freigebig bist, dann wär' er freilich ein gemachter Mann; aber wer wird solche Makulatur kaufen wollen? Welcher Mensch liest heutzutage Gedichte?"

Der Professor hob den Kopf und blickte sie von der Seite an. „Makulatur!" rief er, „Makulatur!" und die helle Gluth überlief sein Gesicht. „Doch wie möchte ich mit dir mich streiten! Seitdem unser Kind verloren ging, haben wir uns nie verstanden, und in entgegengesetzter Polarität weicht unser ganzes Leben auseinander."

Er wollte mit diesen Worten stolz aus dem Zimmer schreiten, als die Thür sich öffnete und der Kammerrath Aber, ihr Nachbar, hereintrat. — „Ei, ei," sprach er bedenklich, nachdem er Karolinen die Hand geküßt, „rothe Gesichter, Zornfalten zwischen den Augenbraunen, beklemmter Athem! Was giebts? Gott Hemen hat wieder einmal eins von seinen beliebten Pechkränzelein in die Wirthschaft gewor-

fen? Das ganze Haus in Flammen? Wir wollen löschen; bringen gute Nachricht."

„Die müßte vom Himmel fallen!" sagte die Professorin. „Auf Erden wächst das Kraut nicht mehr für uns."

„Der erste Theil kommt auch gerade vom Himmel," erwiederte der Kammerrath, „denn der liebe Gott hat unsern alten Professor der Geschichte diesen Morgen zu sich gerufen: der zweite Theil aber kommt wenigstens von oben, denn der Minister ist heute hier angelangt. Sie müssen nun, Werthgeschätzter, gleich morgen in aller Frühe ihm Ihre Aufwartung machen und ihn, als Kuratoren der Universität, um die erledigte Professur submissest angehen."

Der Professor erblaßte. „Also meinen Sie wirklich, werther Freund — daß ich — zum Minister —"

„Allerdings meine ich!" rief jener. „Schnallenschuhe, seidne Strümpfe, Haarbeutel, Chapeaubas! Ich habe durch die dritte Hand schon wacker vorarbeiten lassen: die Stelle kann Ihnen nicht entgehen."

Der Professor lief, während jener redete, ängstlich mit großen Schritten im Zimmer hin und wieder. „Welchen Dank sind wir Ihnen schuldig!" sprach Caroline. Der Kammerrath ergriff mit einem langen, Dank begehrenden Blick ihre Hand, und wollte

sie zärtlich an seinen Mund ziehen; da schob sich plötzlich der Professor zwischen beide, drängte den Kammerrath von Karolinen hinweg, indem er ihn hastig, fast grimmig umarmte, und mit einem Tone, als spräch' er: hole dich der Teufel! wiederholte er: „Welchen Dank sind wir Ihnen schuldig!"

Zweites Kapitel.

Ein Fremder wurde gemeldet, der den Herrn Professor zu sprechen begehre.

Beinahe hätte Karoline laut aufgelacht, als die seltsame, kurze Figur auf ihren merklich auseinandergeschweiften, dünnen Beinen den ungeheuern Kopf ins Zimmer trug und, dem Professor einen Brief von einem Freunde in Upsal überreichend, sich mit rauher Stimme als Doctor Schachtheimer vorstellte. Sie mußte sich schnell abwenden und nach dem Fenster gehen; der kleine Doctor aber folgte ihr, begrüßte sie freundlich und bat, ein Paar Handschuhe von Asbest, als eine aus Schweden mitgebrachte Seltenheit, von ihm huldreichst anzunehmen. Dabei bemerkte sie, daß ihm mehrere kostbare Ringe an den kurzen dicken Fingern funkelten, auch mochten die hohen Knöpfe auf seinem erdfarbenen Kleide von massivem Golde seyn.

Nachdem der Professor den Brief gelesen, näherte er sich dem Fremden mit sichtbarem Respect, denselben ersuchend, sowohl über ihn selbst, als über alles, was in seinem Vermögen stehe, ganz nach Belieben zu schalten und zu walten.

Man setzte sich; das Gespräch wurde allgemein; der Fremde wußte es durch manche treffende Bemerkung und witzige Anekdote zu beleben. Als er sah, daß Caroline Anstalten zum Thee machte, bat er um Erlaubniß, mit einem Fläschchen ächten Jamaika-Rum von ganz besondrer Tugend aufwarten zu dürfen, den er selbst kürzlich aus Westindien mitgebracht; und indem er seine Worte anbrachte, war er bemüht dasselbe hervorzulangen, welches aber nur nach Beseitigung verschiedener Pflanzenbündel, Mineralien und einiger todten Feldmäuse und Frösche geschehen konnte, die sämmtlich in seinen geräumigen Taschen Quartier gefunden hatten. „Meine heutige Jagdbeute!“ lächelte er. „Man hat jederzeit sein Steckenpferd. Allerweile sitze ich auf der vergleichenden Anatomie.“ — Der Hahn auf dem Kleiderschrank fing hier laut an zu krähen; der Paradiesvogel bewegte sich unruhig in seinem Bauer und schrillte auf eine sonderbare Art. — Endlich kam das Fläschchen zum Vorschein, aus dem reinsten Bergkrystall sauber geschliffen. Die Professorin setzte das Theegeschirr auf den Tisch, nicht ohne

einen zornigen Blick nach dem Paradiesvogel hinzusenden, welchen der Professor mit einem gleichen nach dem Hahn hinauf erwiederte. Der Geist des Jamaikaners, aus den dampfenden Tassen emporsteigend, verbreitete den lieblichsten Wohlgeruch. Der Doctor hatte nicht zuviel zu seinem Lobe gesagt. Mild erwärmend und erquickend ging er, ein wahrer Lebensgeist, durch alle Adern, und setzte alle Nerven in die behaglichste Spannung. Der Kammerrath schwor, solchen Thee habe er nimmer getrunken, und rückte näher an seine schöne Nachbarin. Der Professor fing an, wenn das Gespräch die Gelegenheit herbeiführte, passende Stellen aus seinen Gedichten zu recitiren; Caroline trällerte mitunter leise ein: „Blühe liebes Veilchen" oder „Weinet nicht, es ist vergebens" darein, und der kleine Doctor wußte noch durch manchen Scherz, den er dazwischen warf, durch Erzählung seltsamer, ja wunderbarer Dinge und Begebenheiten, die er bald in Amerika und bald in Asien, bald in Egypten und bald in Lappland, selbst gesehen und erlebt haben wollte, die allgemeine Behaglichkeit immer höher zu steigern.

„Ei tausend!" rief der Kammerrath. „Sie haben ja die ganze Welt durchlaufen. Und cui bono? quem ad finem? wenn man fragen darf? Haben

Sie denn nun wirklich etwas gefunden, was all der Mühen und Strapatzen werth wäre?"

„Suchen und nicht finden!" sagte der Professor. „Das ist das Motto unsers Erdenlebens."

Der Doctor schwieg einen Augenblick.

„Wenn man" hub er dann an „wenn man das irdische Leben sich immer nur in Beziehung auf ein höheres, überirdisches denkt, wenn man der Fantasie erlaubt zum Stanke zu sagen: Stehe auf und wandle! worauf er allerdings nicht hören will, und auf den Leib schilt, daß ihm keine Flügel gewachsen sind, wovor er nicht kann, dann haben Sie freilich recht: Suchen und nimmer finden! Denn die goldne Himmelsleiter ist längst zerbrochen, keine Engel steigen mehr auf und nieder, im Geräusch des Irdischen verhallt die ewige Harmonie, und in immer regem Streit mit dem Leben, in nimmer rastender Sehnsucht verzehrt sich des Menschen Herz."

Die Professorin schaute ihren Mann lächelnd von der Seite an; dieser rückte, ein wenig betroffen, da er fast seine eigenen Worte wiederhörte, den Stuhl näher zum Tisch und horchte mit gespannter Aufmerksamkeit. Der Doctor fuhr fort: „Der Mensch aber, welcher verständig besonnen, die Grenzsteine anerkennend, die ihm überall gesetzt sind, sich und all' sein Wollen und Thun auf die Erde beschränkt, die ihn geboren und erzogen, ein Solcher dürfte

wohl der Hoffnung leben, daß seinem ernstlichen Suchen auch diesseits noch ein Finden blühen müsse, und ganz eigentlich das Sprüchlein: „wolle nur, so kannst du auch," als Motto vor sein Leben setzen. — Antäus gewinnt immer neue Kraft durch die Berührung der Mutter Erde, und nur indem seine Füße den Boden nicht fassen, hoch in den Lüften schwebend, kann sein Feind ihn tödten."

Ein seltsames Feuer loderte bei diesen Worten in seinen tiefliegenden Augen auf, so daß die Professorin seinen Blick nicht ertragen konnte. Indem sie aber sich von ihm wendete, kam ihr das Crystallfläschchen zu Gesicht; sie bemerkte, daß sein Inhalt, trotz allem fleißigen Zuspruch, sich immer noch nicht verringern zu wollen schien, und ein leises Grauen wandelte sie an vor dem unbekannten Gaste.

„Auch ich hoffe zu finden, was ich so lange suchte," hub dieser von neuem an „ja ich denke dem Ziel meines Strebens ganz nahe zu seyn. Nicht umsonst bin ich zu euch gekommen!"

„Ei sagen Sie doch!" rief der Kammerrath. „Vielleicht ein verborgener Schatz! Bei uns? Wo? Wie? O ich bitte Sie, Werther, sprechen Sie! Lassen Sie uns auch daran Theil nehmen! Die Zeiten sind gar zu schlecht, die Bedürfnisse wachsen einem stets höher an den Hals. Sprechen Sie, Theuerster!"

Der Doctor sprang auf: „Seht ihr dort, dort,“ rief er — die andern wandten schnell die Köpfe nach dem Fenster, wohin er zeigte, aber sie sahen nichts als die pechfinstre Nacht draussen. „Seht ihr“ fuhr jener begeistert fort, „seht ihr der Berge fernen Zug, der dort am Horizont die blauen Wellen schlägt? Dorthin! Dorthin geht mein Weg! Vor euerm flachen Lande ekelt mir! Die Berge ziehen mich an mit Liebesarmen. Dorthin! Hinein! Hinab!“ Er schwieg und warf sich in den Lehnstuhl zurück. Dem Kammerrath wurde ein wenig bange vor dem Begeisterten; der Professor fühlte sich im Innersten wunderbar angeregt. Keiner sprach, und nichts unterbrach die allgemeine Stille, als das Knistern der beiden Kerzen auf dem Tische.

„O ihr armen Menschlein“ begann der Doctor endlich wieder mit ruhigerer Stimme „ihr Armseligen, denen die Berge nichts weiter sind, als Futterraufen für eure Kühe, Kräuterkasten für eure Apotheken, oder, falls ihr zur eleganten Welt gehört, Belvederes und Landschaftshintergründe für euern Augenkitzel geschaffen, wenn's hoch kommt, seltsame, mitunter etwas beschwerliche Launen der Natur! Wehet auch einmal einen von den Besten unter euch der Athem des Bergeistes aus den dunkelblauen Massen mit geheimnißvollen Schauern an, so weiß er nicht, was er mit seinem Gefühl anfangen soll,

und möchte sich in der Verlegenheit lieber gleich darauf setzen, um mit ihm gen Himmel zu reiten. Aber nicht hinaufwärts zieht dich die unbekannte Sehnsucht, hinabwärts ruft sie dich in den Schooß der Berge, tief in den Schooß der Erde. Es ist der liebenden Mutter leise Stimme, die den Sohn in ihre Arme lockt."

Er holte seine Brieftasche hervor und blätterte suchend darin. „In mancherlei bald verklungenen und oft entstellten Sagen hat sich eine Ahnung der geheimnißvollen Natur der Berge erhalten. Auch von dem Gebirge hier in eurer Nähe scheint eine solche wenigstens bis in die Mitte des 17ten Jahrhunderts hineingeklungen zu haben; jetzt aber ist sie gänzlich verschollen. In einem alten Manuscript, welches in der Bibliothek eines aufgehobenen Klosters gefunden ward, entdeckte ich ein merkwürdiges, darauf Bezug habendes Bruchstück aus einer Reisebeschreibung. Ich will es euch vorlesen, wenn ihr es hören wollt."

Der Professor bezeigte sein Verlangen darnach, Caroline verwahrte sich nur gegen alle Gespenstergeschichten, der Kammerrath stimmte ihr bei, indem er einige Worte zum Lobe der Aufklärung fallen ließ, und bat sich noch eine Tasse Thee aus.

Mit feierlichem Ernst zog der Doctor ein beschriebenes Papier aus der Brieftasche, entfaltete es, und hub an zu lesen:

Drittes Kapitel.

„— — — So man nun immer weiter dem Fluß aufwärts entgegengeht, erhebt sich allgemach das Land umher in runden Hügeln und waldigen Bergen, die immer höher und höher heranwachsen, bis endlich einer mit seinem Gipfel alle andere überragt, wie ein König die Gaue umher beherrschend. Und will es unser einem, der Zeitlebens nichts gesehen, als das flache Land und die weite See, gar wunderlich bedünken in diesem Gedränge, ja es wandelt einem im Anfang oft ein Bangen und ein Grausen an, man weiß nicht von wannen. Jedoch mag ich wohl sagen, wenn ich von einer Anhöhe auf die Berge hingeschaut, so sich grau in der Weite, grün in der Nähe zeigten, wozwischen die Wälder, Gründe und Thäler, mit Sonnenschein und Schatten, blau, gelb und dunkelbunt dahinliefen, ist es mir jedesmal recht frei und herrlich im Gemüthe worden, es hat mir oft geschienen, als ob das ganze Land sich jauchzend und springend erheben wolle, und ich war voll Andacht.“

Von dieſem Gebirge nun hat mir ein gelahrter Mönch, mit dem ich oft und viel verkehret, einſt, mals, da die Rede darauf gekommen, eine Hiſtorie oder ein Mährlein erzählt, welches ich mir, ob ſeiner Seltſamkeit, wohl gemerkt und bald darauf zu Papier gebracht habe.

Vor tauſend und tauſend und aber tauſend Jahren — ſprach er — war dieſes Land von einem andern und beſſern Menſchengeſchlechte bewohnt, ſo von der Erde ſelbſt erzeugt und aus ihr aufgeſproſſen. Und weil die Erde damals noch in ihrer Jugend war, und überfloß von der Zeugungskraft, die der Herr in ſie gelegt, kam es, daß dieſes Geſchlecht ſich von wunderſamer Schönheit und Stärke erwies, und von der Mutter Erde hoch auf zum Himmel, als zu ſeinem Vater, emporragte, alſo daß es uns Zwerglein zu jetziger Zeit wohl ein Volk von übermächtigen und ungeheuren Rieſen bedünken möchte.

Alles was die Menſchen heut zu Tage nur nach und nach mit ſaurem Fleiß, ſchwerer Arbeit und mühſeliger Rechnung herausgebracht, abgetheilt und in einzelne Käſtlein aufgeſtapelt, ſo ſie Wiſſenſchaften nennen, der Lauf der Sonne, des Mondes und der Planeten, die Geſtalt, Bewegung und Beſchaffenheit der Erde, ſammt andern göttlichen und menſchlichen Dingen, alles das war jenem Urgeſchlecht wohl bekannt und gegenwärtig; allein ſie hatten es

nicht erlernt noch erworben, es war ihnen angeboren; ſie wußten es, weil ſie da waren, ſie wußten es, weil ſie lebten. Auch regierte kein Streit zwiſchen dem göttlichen Geſetz, das ihnen vom Himmel ſtammte, und dem irdiſchen Verlangen in der aus Erd' und Leimen geformten Bruſt, und ſie lebten darum auch unter einander in Frieden und kindlicher Eintracht. Der Krieg hatte ſein blutiges Panner noch nicht aufgeſteckt auf der jungfräulichen Erde; der König war nicht als der Treiber einer wilden Horde, ſondern als der Vater einer friedlichen Familie anzuſchauen; die große Fruchtbarkeit des Bodens gab ungezwungen jeglichem, was er zu ſeines Lebens Nahrung und Gedeihen bräuchte, und keinem Gaumen gelüſtete nach dem Fleiſch der Thiere. Und alſo lebte dies Geſchlecht, und trieb ſein Weſen wohl manches Hundert Jahre.

„Schön! trefflich!“ rief der Profeſſor. Der Doctor nickte mit dem Kopf und fuhr fort:

„Wie nun aber auf dieſer Welt, als welcher ſelbſten keine Ewigkeit zugemeſſen ward, Alles des Wechſels Unterthan und Leibeigner iſt, ſo konnte auch dieſer glückſelige Zuſtand nicht immerdar beſtehen. Und den allererſten Anſtoß zur Veränderung ſollen die Weiber gegeben haben, in welche durch den Willen des Herrn, ſo zu ſagen, der Sauerteig des Menſchengeſchlechts gelegt zu ſeyn ſcheint, der

das Gute gleichwie das Böſe in ſelbigem erſt zur Gährung, Entwickelung und vollkommenen Geſtaltung bringt.

„Ei, ei!“ rief der Kammerrath, „der alte Herr iſt nicht galant!“ — „Und doch,“ ſprach Caroline, „möcht' ich im Namen meines Geſchlechts mich für das Compliment bedanken, wenn der Sauerteig nur nicht ſo häßlich klänge.“

Der Doctor verzog ſein wunderliches Geſicht auf eine ſo wunderliche Art, daß man nicht wußte, ob er lachen oder weinen wollte, und las weiter:

„So ging denn nunmehro thörichte Unzufriedenheit mit dem Alten und Guten und unruhiges Begehr nach Neuem und Beſſerem, ſchnöde Verachtung urſprünglicher Einfalt und unfriedliches Streben nach eitlem Gute in allen Gemüthern allmählig auf. Der Eigennutz nahm ſeine Wohnſtatt unter ihnen, und ließ ſein Gefolge, Neid, Habſucht und Unverträglichkeit, nicht dahinten. Dem Böſen aber iſt es eigen, daß es gleich einem wuchernden Unkraut, wenn es einmal Wurzel geſchlagen, überall um ſich greift, den Samen des Guten erſtickt, wo er ſich findet, und niemals ſtehen oder ſtocken bleibt, ſondern immerfort wächſt und treibt und in die Höhe ſchießt, ſich ſelbſt befruchtend bis ins Unendliche. Und darum geſchah es auch, daß dieſes Volk von geringem Anfang in gar kurzer Zeit zu völliger

Verderbniß fortgeschritten, im Laster tief versunken war, und sich in allen schändlichen Lüsten wälzte.

Da erschien endlich der Herr in einem Traumgesicht dem Könige, der allein unter seinem Volke sich rein erhalten hatte von der Sünde, und sprach zu ihm: Dein Geschlecht ist reif zur Erndte; es soll verschwinden von der Erde, und einem andern Platz machen. Und wenn der letzte deines Volks gefallen ist unter der Sichel, dann sollst auch du dich nieder legen zum langen Schlafe. Es wird aber eine Zeit kommen, da dieses Land nach manchem Wechsel ein weiseres und glückliches Geschlecht bewohnt, das sein Glück durch mancherlei Noth und Trübsal erkauft und seine Weisheit aus Irrthum und Verderbniß erbeutet hat. Dann soll meine Stimme dich erwecken, und du sollst dich aufrichten aus deinem Grabe, noch einmal diese Fluren schauen und dann auf ewig eingehen in mein Reich.

Als nun der König diese Worte vernommen, erwachte er und sprach: Herr, dein Wille geschehe! Darauf verhüllte er sein Haupt vor Betrübniß. — Und es geschah also wie der Herr gesprochen. Denn er schickte ein Sterben unter das Volk, das Jung und Alt darnieder schlug. Auf dem Fleck aber, wo einen des Todes Hand getroffen, da begruben ihn die andern alsogleich, trugen Erd' und Steine von dem nächsten großen Gebirge herbei und wälzten

mächtige Felsen über einander, so daß bald das ganze Land umher voll Grabhügel ward, groß und klein, jenachdem sie Alt oder Jung, Vornehm oder Gering bedeckten. Und als nun endlich auch den Söhnen und Töchtern des alten Königs ihr Stündlein kommen war, wölbte das Volk ihre Gräber gleichermaßen, und der alte König ließ auch sich und seinem Weibe das Grab bereiten mitten unter seinen Kindern, und das Volk thürmte einen gewaltigen Berg auf über den Gewölben.

Als dieses geschehen, ward es allgemach immer stiller und einsamer im Lande und um den alten König her; denn der Tod rührte sich mächtig und eilte mit seiner Erndte, bis daß endlich niemand, niemand mehr um ihn war, als sein Weib. Und da auch diese bald darauf die Augen geschlossen, trug er sie schweigend auf seinen Armen in ihr Grab und verwahrte den Eingang. Hierauf aber stieg er langsam auf die Höhe des Berges. Dort schaute er um sich und sah das Land, so weit sein Auge reichte, voll von den Gräbern seines Volks und seiner Lieben. Die Sonne, die eben zu Rüste ging, schien freundlich auf die Hügel; seine Brust ward voll Leides, und seine Blicke löschten aus in Thränen.

Wie er nun aber so des Vergangenen gedachte, stand alles so klar und lebendig vor seinem Geiste, daß es ihm mit einemmale däuchte, er habe nur in

einem bösen Traum gelegen, und seine Kinder seyen nur weggegangen und müßten jetzo wiederkommen, und er rief: „meine Kinder, meine Kinder, wo seyd ihr, daß ich euch segne?“ und horchte lange, ob er nicht ihre Stimme vernähme oder das Geräusch ihrer Tritte. Aber kein Laut des Lebens kam zu ihm herauf aus der Gräberwüste, die Sonne ging unter, der Nachtwind strich kühl und feucht an ihm vorüber und raschelte in den dürren, sparsamen Halmen neben ihm. Da senkte er sein Haupt zur Erde, fiel auf die Kniee nieder und verharrte lange also in Schweigen und Gebet. Dann aber erhub er sich, ging hinunter, wo der Eingang zu seinem Grabe war, trug alle seine Schätze und die Schriftrollen, auf welchen er die Geschichte seines Volks und einen Inbegriff seiner höhern Wissenschaft verzeichnet, in das Gewölbe, schritt dann freudig selbst hinein, und als er den Eingang von innen mit großen Felsstücken wohl verwahrt und versetzt hatte, legte er sich in dem stillen Kämmerlein zur Ruhe und entschlief.

Der Herr sandte darauf eine große Wasserfluth, die jegliche Spur wegtilgte von dem gewesenen Geschlechte. Doch als die Wasser sich wiederum verlaufen, lockte die Sonne neue Keime aus dem Boden, neue Kräuter wuchsen auf den Bergen, neue Blumen in den Gründen, neue Bäume streckten

ihre grünen Kronen in die Lüfte, und überall war neues Leben. Da kam nun auch ein neues Geſchlecht von Menſchen, dem alten keinesweges vergleichlich weder an Größe, noch an Kraft, noch an Wiſſen; und die Zwerglein ſiedelten ſich luſtig an auf den Rieſengräbern, führten den Pflug darüber, wo ſie konnten, und klebten ihre Häuslein daran. Eine dunkle Sage aber erhielt ſich unter ihnen von den alten Bewohnern, ſo daß ſie noch heutigen Tages von den Rieſen ſprechen, die unter ihren Bergen begraben liegen.

Seit dem ſind nun tauſend und tauſend und aber tauſend Jahre vergangen, Noth und Trübſal, Irrthum und Verderbniß ſind oftmals dageweſen, ja ſie hauſiren alltäglich unter uns: das Glück und die Weisheit aber haben ſich noch nicht zeigen wollen, und der alte König ſchläft noch immer."

Der Doctor legte ſein Papier zuſammen und ſah ſchweigend vor ſich nieder. Auch bei den andern ward kein Wort laut; jeder nach ſeiner Art beſchäftigten ſich alle im Stillen mit dem eben Vernommenen.

„Ich merke wohl, ich verſtehe!" begann endlich der Kammerrath. „Der alte König ſoll das Gold bedeuten, den wahren König und Herrn der Welt, und das ganze Mährchen will ſagen, daß in unſerm Gebirge ein ungeheurer Schatz deſſelben verſteckt liege."

„Ein Schatz," rief der Docter, „ja wohl ein Schatz, wie ihn euer Verstand, ihr armen Menschlein, weder in seinem Wesen noch in seiner Größe zu fassen vermag! Die Wissenschaft aller irdischen Dinge, die Kenntniß selbst des Verborgensten, das ächte, eigentliche Salz der Erde, und vor Allem der Karfunkelring, in welchem das wahre Geheimniß der Welt, der Zaum und Zügel der wider einander streitenden Erd- und Himmelskräfte verwahrt ist — —"

„Karfunkel, Karfunkelring!" unterbrach ihn der Kammerrath kopfschüttelnd mit einem feinen Lächeln. „Wie kommen Sie auf den Karfunkel, Theuerster? Das ist ein anrüchtiges Wort, womit man sich heut zu Tage nur lächerlich macht. Erzählen Sie uns lieber etwas von den veritablen Schätzen des alten Königs. Es spricht sich schon angenehm von Silberbarren, Goldstangen und Juwelen."

„Ach!" seufzte Caroline, die lange still in sich versunken da gesessen hatte, „könnt' er mir nur mein verlornes Kind zurückgeben, ich begehrte nichts von allen seinen Schätzen, so arm ich auch bin."

Der Professor reichte ihr seine Hand über den Tisch hinüber. Sie sah ihn an und sprach: „Du bist doch allein Schuld an seinem Verluste." Der Professor zog schnell seine Hand zurück. „Hättest du nicht damals," fuhr sie mit weichem Tone fort,

und die Thränen ſtanden ihr dabei in den Augen, „hätteſt du nicht ohne Haarbeutel zum Graf Auer gehn wollen, der zu der Zeit dein Glück machen konnte, ſo hätte ich — es ſind nun gerade drei Jahr — im Waltherſchen Garten nicht mit dir gezankt; hätte ich nicht mit dir gezankt, ſo wäre unſer Theodor nicht unbemerkt aus der Laube gelaufen; und wäre er nicht aus der Laube gelaufen, ſo hätten wir ihn nicht verloren!“

„Verloren iſt verloren! Sie müſſen nicht mehr daran denken,“ ſagte der Kammerrath.

Unwillig rief der Profeſſor: „Dann wäre er ja in der That für uns geſtorben, während er jetzt wenigſtens in unſrer Trauer, Sehnſucht und leiſen Hoffnung uns noch lebt!“

„Verloren,“ begann der Doctor, „verloren iſt nichts, was man nicht ſelbſt aufgiebt. Er lebt! ich ſag' es euch: der Knabe lebt!“

Der Profeſſor ſtarrte ihn an; Caroline wollte reden, allein vor dem Blick, den der Doctor auf ſie warf, erſtarb das Wort auf ihren Lippen. — „Wäre es möglich,“ fing der Profeſſor endlich an, „ſollten Sie vielleicht wirklich — —?“ Jener unterbrach ihn: „Nun, es iſt wahrſcheinlich, daß er noch lebt. Ihr müßt den alten König darum fragen.“

Mit dieſen Worten ſtand er auf und griff nach ſeinem Hut.

„Erlauben Sie aber,“ rief der Kammerrath, „Sie haben die Hauptsache vergessen, wertheſter Freund. Auf welche Art gelangt man zu dem alten König?“

Der Doctor sah ihn seltsam lächelnd von der Seite an: „Suchet, so werdet ihr finden. Wolle nur, so kannst du auch. Gute Nacht. Ich habe noch Geschäfte. Auf Wiedersehen!“ Er neigte sich gegen die Professorin und ging schnell zur Thür hinaus; der Kammerrath aber lief hinter ihm her und bestand darauf, ihn bis an den goldnen Löwen zu geleiten.

„Nun, was denkst du von unserm seltsamen Gaste?“ hub Caroline an, als beide fort waren.

„Was ich denke, darf ich dir nicht sagen,“ entgegnete der Professor. „Du verstehst mich nicht.“

„Ach,“ rief jene, „diesmal verstehe ich dich sicherlich, und bin ganz deiner Meinung.“

„Meiner Meinung? Und welcher?“ fragte der Professor.

„Nun, hab' ich nicht etwa eben so gut wie du die unheimlichen Irrlichtsflammen bemerkt, die er manchmal aus den grünen Augen schoß? und das Fläschchen, das gar nicht leer werden wollte, so fleißig ihr auch zuspracht?“

Sie ging mit diesen Worten nach dem Tische, und sah sich danach um, allein das Krystallfläschchen war verschwunden, und doch hatte, wie sie gewiß

wußte, der kleine Doctor es nicht wieder eingesteckt.

„Da haben wir's ja!“ rief sie. „Mir kam gleich ein Grauen an, als er die todten Mäuse und Frösche auspackte. Wer schon solche brodlose Künste treibt — —! Und Verse mag er wohl auch machen!“

Aergerlich sprach der Professor: „Es ist ein Mann von außerordentlichen Kenntnissen und ganz besondern Gaben, wie mir der Freund aus Upsal schreibt, und wenn er obendrein Dichter wäre — das heißt ein guter, denn ein schlechter ist keiner — so hätte ihm der liebe Gott nur noch eine Himmelsgabe mehr, den Blumenkranz zu dem Fruchtkranze verliehen!“

„Wohl!“ unterbrach ihn Caroline schnell, denn sie sah schon eine weitere Aufführung des beliebten Themas auf seinen Lippen sitzen — „mag er sein wer er will! Wenn er nur sonst die Wahrheit gesprochen hatte, daß unser Theodor noch lebt. — Ach! dem Teufel selbst könnt' ich um den Hals fallen, der mir Nachricht brächte von meinem Kinde.“

Schnell versöhnt faßte der Professor die Hand seiner Frau; der Wächter draußen meldete die zehnte Stunde an, und nach langer Zeit wieder zum erstenmale gingen sie beide zu gleicher Zeit nach dem Schlafzimmer.

Viertes Kapitel.

Die buntesten Träume standen die ganze Nacht an Carolinens Lager und webten ihr wunderliches Geflecht aus goldnen und schwarzen Fäden unablässig um die Stirn der Schlummernden, so daß sie oft auffuhr und sich mit Gewalt emporzureißen strebte; doch immer drückte der Schlaf mit Macht ihre Augenlieder nieder, und sie sank von neuem in das Gewirre der tollsten Bilder zurück. Gegen Morgen aber sah sie sich in einer ganz unbekannten Gegend, von mächtigen Felsen rings umstarrt, über welchen noch höhere Gipfel zum Himmel aufragten; und immer näher drängten sich die Felsen, und immer enger ward der Raum um sie her, und da sie endlich in der Angst einen der Berggipfel erklommt hatte, sah sie wieder neue, noch höhere vor sich; zu ihren Füßen aber wühlte sich ein ungeheuerer Abgrund in die Tiefe. Schaudernd und schwindelnd bedeckte sie ihre Augen; doch eine unsichtbare Gewalt zog ihre Hände hinweg, und sie mußte wider Willen hinabschauen in den Abgrund. Und je länger sie hinabsah, desto heller ward es drunten, fremdartige Gestalten bewegten sich hin und wieder, und endlich ersah sie mitten unter den Gestalten ihren Theodor, gefesselt an Hand und Fuß; er hob die

gefesselten Hände flehend zu ihr empor und bat weinend, ihn zu erlösen aus der Nacht der Tiefe.

Mit einem lauten Schrei erwachte sie in der heftigsten Bewegung. Sie rufte ihren Mann.

Diesem hatte die verborgne Weisheit des alten Königs ebenfalls wenig Ruhe gelassen; zu gleicher Zeit aber war auch die Erinnerung an den Besuch bei dem Minister, der ihm heute bevorstehen sollte, in der Stille der Nacht bei ihm laut geworden, erfüllte sein Herz mit großer Bangigkeit und ließ ihn jetzt, da seine Frau ihn aus dem Schlummer weckte, nichts anders vermuthen, als daß sie ihn antreiben wollte, aufzustehen und sich vorzubereiten zu dem sauern Gange. Er verhielt sich daher anfangs ganz still; doch als er sie endlich laut weinen hörte, richtete er sich schnell empor und fragte sie bestürzt nach der Ursach.

„Ach mein Kind, mein unglückliches Kind!“ rief Caroline, die Hände ringend. „Ich habe ihn gesehen in Ketten und Banden; ich habe seine Stimme gehört, die mich anflehte, ihn aus dem gräßlichen Abgrund zu erlösen. Ach! in welcher entsetzlichen Lage schmachtet er jetzt vielleicht irgend wo! In welcher Noth, in welcher Gefahr ruft er vielleicht in diesem Augenblick nach seiner Mutter, die ihm nicht helfen, ihn nicht retten kann!“

Sie erzählte ihm schluchzend den Traum, aus

dem sie eben erwacht; und wie sehr nun auch dieser ihn selbst bewegte, wie aufrichtig auch der Schmerz seiner Frau ihn betrübte, so regte sich doch, von ihm selbst kaum bemerkt, in dem geheimsten Winkel seines Herzens eine kleine Zufriedenheit: denn über dem Traume ward heute der Besuch bei dem Minister wahrscheinlich ganz vergessen.

Der Kammerrath stellte sich in aller Frühe ein, und fand Carolinen noch in Thränen. Als er die Ursach derselben vernommen hatte, rief er: „Aber wie mögen Sie um solcher Kinderei willen die schönen Augen verderben? Andrang des Blutes nach dem Herzen! leeres Spiel der entzügelten Fantasie! Hirngespinste! — Träume, Schäume!

„Mit nichten!“ fiel der Professor ein „Wenigstens nicht immer. Träume sind oft wahrhaftige Boden aus dem Reich der Geister, in die Nacht des Lebens hineinfallende leuchtende Blumen einer höhern Vegetation, ja oft, wenn ich es sagen darf, eine wirkliche abgehorchte Sprache des Schicksals.“

„Ei, ei!“ lächelte jener, „wer hätte in einem so gelehrten Kopfe solche Seifenblasen gesucht! Sind denn der gestrige Thee — ich habe selbst die ganze Nacht nicht schlafen können — unser Gespräch und die schlau hingeworfnen letzten Worte des kleinen Wunderdoctors, sind das nicht hinreichende Data, um die Entstehung jenes Traums zu erklären? Der

Charlatan hat übrigens uns alle zum Besten gehabt. Der Kammerrath durchschaut ihn aber. Weil er sich im Anfang ein wenig verrathen hatte, so warf er uns nachher das alberne Mährchen von dem alten König hin, um uns von der Spur seiner wahren Absicht wegzuleiten. Es ist ein Abenteurer, ein Schatzgräber, der nach verborgenen Schätzen die ganze Welt durchläuft — denn zu welchem Ende sonst, frage ich? — und nicht vergebens, wenn die Ringe an seinen Fingern ächt sind. Daß jedoch unser benachbartes Gebirge, die edlen Steine ungerechnet, welche ehedem so häufig selbst die Italiener aus ihrem Vaterlande herbeigezogen, wirklich große, ja ungeheuere Schätze in seinem Schooß bewahrt, darüber sind mir bereits früher mancherlei anderweitige Anzeigen an die Hand gegeben worden. Mein Großvater wußte davon besondere Dinge zu erzählen; und es wäre wohl sogar für einen vernünftigen Menschen der Mühe werth, einmal einen Versuch zu machen."

Ein Klopfen an der Thür unterbrach ihn. Der Marqueur aus dem goldnen Löwen brachte ein Billet. Es war von dem Doctor. Er meldete darin seine schleunige Abreise, die ihn selbst unverhofft und unerwünscht überrasche, und äußerte die Erwartung eines baldigen Wiedersehens im Gebirge.

Noch immer hatte Caroline die leise Hoffnung

gehegt, daß der Fremde wirklich um das Leben, vielleicht wohl gar um den Aufenthalt ihres Kindes wisse, und wenn er gestern mit dem Geständniß gezögert, ihr heute dafür eine desto freudigere Ueberraschung bereiten werde. Jetzt zerrann diese Hoffnung, dem Nebel gleich, den der Schiffer für die ersehnte heimathliche Küste gehalten; in trostloser Sehnsucht streckte sie wieder ihre Arme hinaus in die weite leere Welt; der Schmerz überfiel sie von neuem mit verdoppelter Gewalt, und sie konnte ihrer Thränen kein Ende finden, bis der Kammerrath endlich mit dem schon lange bereit gehaltenen Vorschlag ans Licht trat, gemeinschaftlich eine Reise nach dem Badeort zu unternehmen, der am Fuße jenes Gebirges lag, wo man dann theils hoffen dürfe, des Wunderdoctors wieder habhaft zu werden, theils auch über den Ort, wo der Schatz liegen solle und über die Möglichkeit eines Versuchs, ihn zu heben, sich näher unterrichten könne.

Ein Sonnenstrahl durch Regenschauer lächelte Carolinens Auge ihm entgegen. Allein eine solche Ausgabe bei ihrer beschränkten Lage! — — Eine neue Wolke verdüsterte das liebliche Gesicht. Der Kammerrath aber, begeistert von jenem Blicke, und ihre Gedanken errathend, schlug eilig alle Bedenklichkeiten mit der Bitte nieder, die Kosten der Reise allein übernehmen zu dürfen. Der Professor konnte

sich in seiner Freude nicht enthalten, ihn aufs herzhafteste zu umarmen und machte nur die Bedingung, daß es ihm erlaubt seyn möge, seinen Paradiesvogel mitzunehmen, den er unmöglich fremden Händen anvertrauen könne.

So wurde denn auf der Stelle das weitere verabredet, und sodann im Verlauf desselben Tages alles zur Reise benöthigte mit so beflügeltem Eifer vorgekehrt, daß schon die nächste Morgensonne sie miteinander im Wagen und auf der Straße nach dem Gebirge fand, welchem jedes von ihnen mit verschiedenen Hoffnungen und Wünschen, doch alle mit gleichem Verlangen erwartungsvoll entgegen sahen.

Fünftes Kapitel.

Seit mehrern Jahren hatte der Professor die Mauern der Stadt nur auf kurzen Spaziergängen hinter sich gelassen; jetzt sah er — er saß auf dem Rücksitz — mit einem behaglichen Gefühl die Entfernung zwischen ihnen und ihm in jedem Augenblick wachsen, die schwarzen Thürme immer mehr in grauen Duft sich kleiden und endlich hinter einer kleinen Anhöhe, die der Wagen hinabrollte, ganz verschwinden. Der Morgenwind wehte ihm frischen, freien Muth entgegen, neue Lebenskraft stieg aus

der Erde empor, die noch von dem Segen eines nächtlichen Gewitters dampfte, und der Lerche gleich, die über ihm in den blauen Lüften hing, hätte er in lauten Jubelliedern aufschweben mögen zum Himmel.

Seine Gefährten aber hatten noch die ganze Stadt mit allen ihren dortigen Verhältnissen und Bekanntschaften bei sich im Wagen und ergingen sich, von dem heitern Morgen gleichfalls angeregt, mit lebhaften Worten und besonderm Wohlgefallen darin; der Kammerrath machte verschiedne Neuigkeiten frei, die vorgestern der Besuch des Fremden, gestern die Reiseanstalten in seinem Busen gefangen gehalten hatten, und es verdroß den Professor sehr, da weder seine zahlreichen Anrufungen, noch mehrere schöne Stellen aus seinen Gedichten, die ihm in der Begeisterung über die Lippen flossen, das Gespräch der beiden zu unterbrechen im Stande waren. Ja als es ihm endlich einmal gelingen wollte, in dem Gehölze, durch welches eben der Weg führte, die Aufmerksamkeit seiner Frau auf die anmuthige Wirkung des Morgenlichts in den Baumgruppen zu lenken, und der Kammerrath, einige verdorrte Fichten darunter gewahrend, sogleich mit einer Abhandlung, über die Möglichkeit, dem Raupenfraß zu steuern, dazwischen fiel, übermannte ihn der Aerger dergestalt, daß er seinen Sitz verließ und auf dem Bock neben dem Kutscher Platz nahm.

Ein neuer Verdruß jedoch harrte seiner schon an dem Ort, wo Mittag gemacht wurde. Denn hier erst, da er die Sorge des Ein- und Aufpackens lediglich seiner Frau und dem Kammerrath überlassen hatte, hier erst also bemerkte er, daß hinten auf dem Wagen über dem Käfig seines Paradiesvogels noch ein anderer befestigt war; und als er näher hinzu trat, krähte ihm der feindselige Haushahn, die Flügel auf dem Boden streifend, mit besonderer Erbitterung daraus entgegen. Doch schwieg er für diesmal, indem er auf ein Mittel sann, sich dieses seines Widersachers bei erster Gelegenheit zu entledigen, und ließ seinen Grimm blos an dem zähen Rinderbraten aus, der unterdessen in der Wirthsstube für die fremden Gäste aufgetragen worden war.

Den wirksamsten Trost für diese und ähnliche Unannehmlichkeiten fand er stets wieder in dem Wechsel der Gegenstände, den ihm die immer mannichfaltiger werdende Gegend, die Nähe des Gebirges verkündend, in rascher Folge vorüber führte, und endlich in dem Anblick dieses Gebirges selbst, das schon am nächsten Morgen von einer Höhe herab sich seinen Blicken offenbarte, wie ein lichtblaues, ausgezacktes Band den Horizont umsäumend. „Dahin! dahin!“ rief er seiner Frau zu, und zeigte ihr mit dem Finger das Ziel ihrer Reise: Caroline

schrie laut auf vor Freuden. „Ah," sagte der Kammerrath mit zufriednem Lächeln, „nous y voila donc! und nahm eine Prise. Beide glaubten schon da zu seyn; allein der Kutscher vertröstete sie auf morgen oder übermorgen. „Wenn wir nur erst den großen Wald im Rücken haben!" fügte er hinzu.

Immer höher hob sich nun das Land umher; ernst und feierlich trat das mächtigere Geschlecht der Berge unter die anmuthigen Hügel; von ihren waldigten Gipfeln blickten hin und wieder die weißen Trümmer alter Burgen; klare Bächlein gleiteten still durch grüne Matten oder hüpften schäumend und rauschend über Felsenblöcke dahin. Carolinen ergötzte das ungewohnte lebendige Spiel der Farbe und Gestalt, und selbst der Kammerrath fand, zu seiner eignen Verwunderung, eine Art von Behagen daran.

Es war schon ziemlich spät am Nachmittage, als sie den großen Wald erreichten. In dem letzten Wirthshause hatte man ihnen zwar gerathen, lieber den andern Tag zu Fortsetzung der Reise zu erwarten; der Wirth hatte bedenklich den Kopf geschüttelt, von der Leichtigkeit sich zu verirren, und von seltsamen Geschichten gesprochen, welche dort erst kürzlich wieder vorgefallen waren; allein da der Kutscher durchaus auf dem Weiterfahren bestand, des Weges wohl kundig zu seyn versicherte und noch

vor der Dämmerung das jenseits gelegene Städtchen zu erreichen versprach, so hatte man sich darein ergeben.

Der Tag war heiß; eine erquickende Kühlung wehte ihnen aus den hohen Laubgewölben entgegen; gastlich schien der Wald sie einzuladen in seine Schatten. Aller Furcht und Sorge ledig, fuhren sie hinein. Der Professor, den die Hitze des Tages ein wenig niedergedrückt hatte, sog jetzt den frischen belebenden Walddust mit vollen Zügen in sich, der seine ermattete Fantasie wieder mächtig unter der Asche hervorhauchte. Bedeutungsvoll erklang ihm der Ruf der Vögel und das weitschallende Klopfen des Baumspechts; die Bäume ringsumher belebten sich ihm allgemach; sie neigten sich grüßend vor ihm, ihr leises Flüstern ward ihm mit jedem Augenblick verständlicher, und er kam sich endlich auf seinem erhabenen Sitze wie der König und Herr des Waldes vor, der mit seinem Blick alles beherrschte, was sein Auge erfah. — Während dessen begannen die Pferde immer langsamer fortzuschreiten; endlich blieben sie ganz stehen. Der Professor sah sich um und bemerkte, daß sein Mitregent, der Kutscher, sich dem Schlummer überlassen hatte. Nicht unwillig darüber — denn er war ihm wachend doch bei seinen Fantasien, Betrachtungen und Selbstgesprächen, die er gern mit einer lebhaften Gestikulation begleitete,

zuweilen behinderlich gewesen — nahm er demselben leise die Zügel der Herrschaft aus den Händen, weniger jedoch um sie zu führen, als um sie zu halten; die Pferde setzten sich von selbst wieder in langsame Bewegung — er wagte nicht, sie anzutreiben — und gingen bedächtig wie und wohin sie es für gut befanden.

Caroline und der Kammerrath bemerkten, in ein interessantes Gespräch über die häusliche Gewinnung des Runkelrübensyrups vertieft, den Wechsel der Regentschaft nicht, und der Professor fuhr, und dichtete ruhig weiter.

Allein nach einer Weile ward der Weg, auf welchem sie fortschritten, stets enger und holprichter, stets näher und näher rückten die Bäume von beiden Seiten; der Professor mußte sich sehr oft bücken, um den herabhängenden Zweigen auszuweichen. Endlich streifte einer derselben dem Kutscher den Hut vom Kopfe, und er erwachte. Brummend und fluchend stieg er ab, ihn zu holen; doch kaum hatte er die Zügel wieder ergriffen und sich umgesehen, als er ausrief: „Aber zum Henker, Herr Professor, wo fahren sie hin? das ist der rechte Weg nicht! — Wer weiß in welchen Spitzbubenschlupfwinkel dieser hier führt!“ — Es war nichts anders zu thun, als gerade wieder umzukehren: die verlassene Hauptstraße konnte nicht weit seyn.

Eine Stunde waren sie bereits wieder gefahren, und immer noch keine Spur davon! Der Kutscher fing von neuem an zu fluchen; der Kammerrath suchte, aus dem Wagen gelehnt, sich zu orientiren, und Caroline schalt ihren Mann aus über seinen Vorwitz, hier den Weg finden zu wollen, er, der in seinem Leben noch nie den rechten Weg gefunden habe und überhaupt gar nichts vom Fahren verstehe. Der Kutscher dachte noch einmal wieder umzukehren, aber der Kammerrath bestand darauf, die einmal eingeschlagene Straße zu verfolgen, da sie doch irgend wohin und hoffentlich irgend wohinaus führen müsse, nämlich aus dem Walde.

Die Sonne sank indeß immer tiefer, und färbte endlich nur noch die Wipfel der Bäume mit ihrem immer röther werdenden Golde. Der Wald wollte sich nirgends lichten, sondern ward nur stets dichter und wilder und der Weg stets ungebahnter und schlechter. Endlich lag ein steiler Hügel vor ihnen, über welchen er hinweglief. Dort oben hofften sie eine Aussicht zu gewinnen. Mit großer Anstrengung, und indem der Kammerrath und der Professer selbst Hand anlegten, gelang es, den Wagen hinaufzubringen; doch ihre Hoffnung war abermals getäuscht; die Bäume verhinderten jede Aussicht, und der Kutscher, der einen erkletterte, brachte bloß die Versicherung zurück, daß, soviel die schon einfallende

Dämmerung zu sehen erlaube, ringsum Wald und überall nur Wald zu sehen stehe. Unten im Thale aber, fügte er hinzu, habe sich Licht gezeigt, sey jedoch gleich wieder verschwunden. Zwischen neuer Hoffnung und neuer Furcht schwebend, steuerte man nun den Berg hinab. Das Licht zeigte sich von neuem, und bald noch eins und noch eins. Man pries sich glücklich, denn ohne Zweifel hatte man ein Dorf erreicht. Allein als sie an den Fuß des Berges gelangten, machte schnell das erwartete Dorf einigen muthwilligen Irrlichtern Platz, die auf einer sumpfigten Waldwiese ihren Tanz hielten. Ihre Zahl mehrte sich zusehends, indem der Wagen zwischen ihnen hin fuhr, ja plötzlich lief von dem Saum des Waldes ein großer Feuermann herüber, und machte sich das Vergnügen, den Wagen in geringer Entfernung eine ansehnliche Strecke zu begleiten.

„Was ist das?“ rief Caroline ängstlich und halb laut.

„Brennbare Dünste!“ erwiederte der Kammerath mit ungewisser Stimme.

„Ein interessantes Schauspiel!“ sagte der Professor, während unter seiner Mütze die Haare sich empor zu richten anfingen und ein unangenehmer Schauer seinen Rücken hinab lief. „In solchen Gebirgsgegenden indeß eine sehr gewöhnliche Erschei-

nung!“ fügte er, sich selbst beruhigend, hinzu und bestrebte sich zu lächeln.

Es war nun völlig dunkel geworden; eine schwarze Wolke nur, die sich über die Wipfel vor ihnen allmählig heraufschob, sendete von Zeit zu Zeit einige helle Blitze in die Nacht hinein. Der begleitende Feuermann war verschwunden. Der Kammerrath schaute öfters aus dem Wagen und äußerte seine Besorgniß wegen der Koffer. „Ach und mein Paradiesvogel!“ rief der Professor. „Das verwünschte Thier!“ unterbrach ihn Caroline, „das ist eben an allem Unglück Schuld!“ Plötzlich aber wurden sie mit Erstaunen gewahr, daß sich die Gesellschaft, sie wußten nicht wie, um eine Person vermehrt hatte, die neben dem Kutscher saß. Der letztere sprach mit dem unbekannten Reisegefährten, und sie hörten, daß er ihn Herr Professor nannte. Caroline glaubte bei dem Schein der Blitze mit Entsetzen zu bemerken, daß er in der That an Gestalt und Kleidung ihrem Manne glich; als er endlich auch den Mund öffnete, erkannte sie deutlich sogar ihres Mannes Sprache.

Dem Professor, welchem dies alles gleichfalls nicht entging, klappten die Zähne wie im Fieberfrost an einander und ihn däuchte, der ganze Wald fange an sich mit ihm im Kreise herum zu drehen. Mit einem wahren Lachen der Verzweiflung rief er, nach dem Professor Nr. 2 sich umschauend: „Ein seltsamer

Gebirgsscherz! Zugleich, meine Herren, ein anschauliches Beispiel von der Gewalt des Dichtungsvermögens. Jeder Mensch setzt sich selbst; ich habe mich aber ausser mir selbst gesetzt! Es sind meine eigenen poetischen Fantasien, die Sie dort auf dem Bock sitzen sehen, durch die dem Dichter inwohnende Kraft der Objectivirung auf der Stelle, wo ich selbst vorhin sass, verkörpert. Subject im Objecte! Eine wirkliche Menschwerdung des Göttlichen! Ich habe schon lange erwartet, daß mir das einmal widerfahren würde."

Als er es aber gesprochen hatte, packte ihn mit einemmale ein so gewaltiges Grauen vor seinen eignen verrückten Worten, und vor dem Product seiner Schöpfungskraft hinter ihm, daß er schnell den Rücksitz verließ und sich zwischen seine Frau und den Kammerrath eindrängte.

Indem erhub sich ein unerhörter Sturm und fuhr durch den Wald, daß die Baumwipfel knarrend und krachend sich fast zur Erde neigten. Ferne Stimmen schrien dazwischen in den mannigfaltigsten Tonen. Die Pferde wurden scheu und wollten nicht von der Stelle. Und immer wüthender raſete der Sturm und immer näher kamen die Stimmen, und endlich waren sie ganz nahe und zogen heulend, krächzend, schnalzend, miauend und blökend über ihnen durch die Luft. Der Professor Nr. 2. auf dem Bo-

jubelte laut mit darein. Neben dem Wagen hin aber rauſchte, raſſelte und klapperte es vorbei wie eine Reiterſchaar, und im rothen Licht der Blitze ſahen ſie fremdartige und entſetzliche Geſtalten eilig vorüberziehen. Dem hölliſchen Getöſe widerſtanden die Pferde nicht länger; ſie rennten, weder des Zurufs noch des Zügels mehr achtend, in tollem Schrecken quer durch den Wald.

Caroline barg in Todesangſt das Geſicht in ihre Hände. Der Kammerrath bejammerte laut ſchreiend ſeinen Vorwitz, der ihn in ſolch verwünſchtes Gebirge getrieben, das ja doch eigentlich keinem vernünftigen Menſchen hold ſey! Wenn ſie hier nicht den Hals brächen, ſo müßten ſie doch wenigſtens alle verrückt werden! Den Profeſſor hatte das Entſetzen gänzlich ſtumm und ſtarr gemacht. — Plötzlich krachte der Wagen und neigte ſich auf die Seite. Die Pferde waren damit an ein Felsſtück gerannt: ein Rad war gebrochen. In dieſem Augenblick ſprang ſeitwärts aus dem Gebüſch eine ſeltſame Geſtalt hervor, eine Fackel in der Hand, und fiel entſchloſſen, mit lautem Zuruf den Pferden in die Zügel. Sie ſtanden und zitterten. Die Geſtalt näherte ſich dem Wagen. Es war eine Frau von hohem Wuchs und ziemlich wildem Anſehn, doch nicht ohne Spuren ehemaliger Schönheit auf dem braunen Geſicht; ſie trug ein buntfarbiges Tuch um die Stirn gebunden, unter

welchem hervor das schwarze Haar in zwei starken Flechten auf den Busen niederfiel; ein blau tuchner Mantel hing von den Schultern herab; der eine Zipfel war unter dem rechten Arm durchgezogen und unterhalb der Brust befestigt.

„Was wollt ihr hier," fragte sie, „so weit ab von der Straße? Wie kommt ihr hieher?" Der Kammerrath, zuerst wieder des Worts mächtig, entgegnete zitternd: „Auf eine sehr unschuldige Art, Theuerste, und wahrlich ganz wider unsern Willen! Ich wünschte, ich hätte diesen verwünschten Wald nie mit meinen Augen gesehen!" — „Nun, so steigt nur aus!" fuhr jene fort. „Wenn unsere Männer zurückkehren, werden sie euch gegen ein gut Trinkgeld wohl den Wagen in Stand setzen und euch aus dem Walde geleiten. Kommt indeß hinüber zu unserm Feuer. Die junge Frau da scheint vor allem einer Herzstärkung benöthigt zu seyn." — Sie reichte mit diesen Worten Carolinen freundlich die Hand und half ihr aussteigen. „Nur getrost, Frauchen!" sprach sie. „Fürchte dich nicht. Du kommst unter ehrliche Leute." Der Kammerrath bemerkte zögernd, daß es doch wohl gerathner seyn möchte, bei dem Wagen zu bleiben: ein Blick aber, den sie aus den schwarzen Augen auf ihn schoß, brachte seinen Mund zum Schweigen und seine Beine in Bewegung. Er kletterte schnell über den Professor hinweg aus dem

Wagen. Der Profeſſor folgte ihm, näherte ſich dem Kutſcher und fragte ihn leiſe: wer denn der Menſch geweſen ſey, der neben ihm geſeſſen? wie er auf den Bock gekommen, und wo er anjetzt geblieben? „Das weiß der Gott ſey bei uns," rief jener, „wenn Sie es nicht wiſſen! Ich dachte, Sie wären es ſelbſt." Indem aber kam der in Rede ſtehende um den Wagen herumgelaufen und begrüßte die Geſellſchaft, Verzeihung erbittend, daß er es gewagt, ohne ihre Erlaubniß, ſich auf den Wagen zu ſetzen. Er ſey gar zu müde geweſen, und da der Kutſcher auf ſein beſcheidenes Anfragen mit dem Kopfe genickt, welches freilich, wie er hinterdrein bemerkt, im Schlummer geſchehn ſey, ſo habe er ſich ſtillſchweigend ohne weiters neben ihn auf den Bock geſchwungen. — Die Frau mit der Fackel beleuchtete ſeine Geſtalt und rief: „Ei, Jonathan, Jonathan, wo kommſt du einmal wieder her?" — „Gott grüß euch ſiebenmal ſiebenmal, Frau Rebekka!" erwiederte jener freundlich. „Der Mond hat ſich auch ſeine Hörner noch nicht abgelaufen, und die alte Erde taumelt noch immer ein wenig ſchief einher: Ihr wißt ja, daß ich der wahre Ueberall und Nirgends bin."

Bei dem Fackelſchein konnte Caroline wahrnehmen, daß ſeine Aehnlichkeit mit ihrem Manne ſich, außer Sprache und Geſtalt, auch auf die Geſichtszüge erſtreckte. Nur war er ein wenig kleiner

und von einer auknehmenden Behendigkeit der Bewegungen.

Er wandte ſich an den Kammerrath mit einer Verbeugung und bot ſeine Dienſte an. Er ſey ein privatiſirender Kammerjäger, eigentlich aber ſeiner Profeſſion ein Univerſalgenie — fügte er lächelnd hinzu — und die werthe Geſellſchaft werde, auf ihrer weitern Reiſe, in ihm den klaren Profit in der Taſche haben.

Der Kammerrath nickte mit dem Kopfe, denn er wagte ihm, bei ſeiner Bekanntſchaft mit der Rebekka, keine verneinende Antwort zu geben. Der Profeſſor konnte den Menſchen noch immer nicht ohne heimliches Grauſen anſehen, und doch fühlte er ein lebhaftes Verlangen, ihn näher kennen zu lernen.

Die Fackelträgerin hob die Fackel hoch empor, faßte Carolinen unter den Arm und ſchritt vorwärts. Die andern folgten. „Hier gilt kein Widerſtreben“ flüſterte der Kammerrath dem Profeſſor zu, „das Spitzbubengeſindel hat uns in Händen.“ Carolinens Führerin leitete dieſe behutſam über die Steine und Baumwurzeln hinweg; an allzurauhen Stellen trug ſie auf ihrem Arm ſie leicht hinüber. — Der Sturm hatte ſich gelegt; kein Blatt rührte ſich an den Bäumen, freundlich blickten die Sterne durch die Laubwipfel; lautlos ruhte der Wald.

Bei dem Umbiegen um eine Bergecke ſtanden ſie an dem Eingang eines kleinen Thals, rings von buſchigen Hügeln und Felſen umgeben. In der Mitte deſſelben brannte ein groſſes Feuer. Als ſie ſich näherten, bemerkten ſie eine alte Frau, die vor einigen Töpfen dicht am Feuer hockte; neben ihr drehte ein Knabe den Bratſpieß, mit einer Art kleinen Wildprets wohl verſehn, welches der Kammerrath für Mäuſe oder Hamſter hielt. Ein halb erwachſenes Mädchen ſaß dabei und ſtrickte an einem Netz. Mehrere andere faſt nackte Kinder ſprangen umher.

„Da iſt Mutter!“ rief das Mädchen, legte ihre Arbeit bei Seite und kam Frau Rebekken entgegen; ein kleiner Knabe folgte ihr. Die Kinder hingen ſich an ihre Kleider; ſie gab dem Mädchen die Fackel und nahm den Knaben auf den Arm. „Nun, Heimchen,“ fragte ſie jene, „ſind die Kinder fein artig geweſen?“ „Mutter,“ ſagte das Mädchen haſtig, „Nachtigall iſt wieder da.“ Die Mutter lächelte. „Endlich!“ ſprach ſie. „Nun ſo geh und bitte, daß ſie uns etwas ſingt!“ Heimchen ſprang mit der Fackel in das Gebüſch, ſie aber befahl einem jungen Menſchen, der eben herzu trat, ſich nach dem Wagen zu begeben und dem Kutſcher behülflich zu ſeyn. Er ergriff einen brennenden Kienaſt und entfernte ſich.

Frau Rebekka holte geschäftig einige Teppiche herbei, die sie auf die Erde breitete und ihre Gäste darauf niedersitzen hieß. Dann brachte sie ein Fläschchen, goß daraus einige Tropfen in einen Becher voll Wasser, und Carolinen bittend, davon zu trinken, sprach sie: „Das ist ein gar köstlich Elixir! die Kräuter dazu wachsen nur auf des alten Königs Grabe, und nicht jeder weiß sie zu finden."

„Auch ihr wißt von dem alten Könige?" rief Caroline verwundert aus. — „Was sollt' ich nicht!" entgegnete jene. „Stamme ich doch von ihm."

Indem kuchte des Kammerraths neuer Diener mit dem Flaschenfutter und einigen Vorräthen heran, die er aus dem Wagen mitgenommen hatte. Der Professor fiel begierig darüber her und ließ den Becher in die Runde gehen. Dem Anblick der fröhlichen Kinder, die alle, trotz der dunkeln Hautfarbe, von ausgezeichnet schöner Bildung waren, wich seine Furcht allmählich; Hunger und Durst bestanden wieder auf ihrem alten Rechte.

Da klangen Harfentöne von den Felsen hinter ihnen herab, bald mächtig anschwellend in rauschenden Akkorden, bald in leisem Geflüster zerfließend in die Nacht. Der Professor setzte den Becher hin und lauschte. Alles was noch von Furcht und Bangigkeit an ihm haftete, löste sich immer mehr, je länger er zuhörte. In süßer Wehmuth und stillem

Verlangen erbebte ſein Innerſtes. Es war ihm als ob die Klänge ſein Herz aus der Bruſt locken und es mit ſich dahin führen wollten auf ihren ſchmeichelnden Wellen.

Endlich fiel der Geſang einer vollen weiblichen Stimme darein; die Harfentöne ſchmiegten ſich begleitend an ſie an:

In Waldes grünen Schatten,
In ſtiller Nacht,
Iſt von des Tags Ermatten
Die Seele mir erwacht.
Was Licht und Leben trennt, das findet,
Das wird in Träumen ſich bewußt;
Am letzten Abendſtrahl entzündet
Ein Morgenroth ſich in der Bruſt.
In Waldes grünen Schatten,
In ſtiller Nacht!

Die Sängerin ſchwieg; die Töne verklangen leiſe. Der Profeſſor hatte die Augen geſchloſſen, um ungeſtört in dem Nachhall zu ſchwelgen, der noch durch ſeine Bruſt zitterte.

Frau Rebekka, die Carolinen gegenüber knieend ihre Blicke unverwandt auf ſie geheftet hielt, ergriff jetzt ihre Hand. „Schönes Frauchen, blankes Frauchen,“ ſagte ſie, „du haſt mir's angethan: meine Augen können nicht von dir laſſen.“

Die alte Frau, die am Feuer saß, drehte sich um und rief: „Schmeichle ihr nur! du hast's wohl Ursach." — Sie erhob sich und kam auf Carolinen zu. „Sie hat dir groß Leid zugefügt," fuhr sie fort, „und deinen schönen Augen viel Thränen gekostet." Und als Caroline erstaunt nach der Bedeutung dieser Worte fragte, ergriff sie ihre Hand, betrachtete aufmerksam die innere Fläche derselben und rief mit wunderlichen Gebehrden: „Herrliche Linien! klar und eben, unverworren! Prächtiger Baum! goldne Krone! Laß gut seyn, Fräulein, dir steht ein großes Glück zu! Nicht Ehr und Ruhm, nicht Gut und Geld, aber etwas muß es seyn, das höher ist denn alles!" — „Ach," seufzte Caroline, „das wäre nur das Wiederfinden meines Kindes!"

„Dein Kind, dein Kind!" rief die Alte mit dumpfer Stimme: „Verloren! Verloren! Weh dir! weh mir! Tief unten liegt es. Der Abgrund hat verschlungen. Sieh, sieh, da stürzt es! von Klippe zu Klippe, hinunter, hinunter! Ich sah es fallen. Zerrissen, zerschmettert. Fahr hin, schöner Knabe, fahr hin! Brich, Mutterherz!"

Rebekka verhüllete ihr Gesicht mit dem Mantel und schluchzte. „Um Gotteswillen," rief Caroline, „was ist das? was wollt ihr? Ihr wißt von meinem Kinde! Wo ist es? wo habt ihr's? Ist es todt? todt?" Da fühlte sie sich lind umfaßt, und hinter

ihr sprach eine Stimme: „Es lebt!“ Und als sie sich wandte, sah sie eine herrliche Jungfrau, die neben ihr kniete und mild lächelnd ihr in die Augen sah. „Es lebt, dein Kind lebt!“ wiederholte sie, „du wirst es wiedersehen.“

„Ach, Nachtigall, du weißt nicht!“ begann Rebekka schmerzlich, „du weißt nicht ——“ Die Jungfrau unterbrach sie ernst: „Ich weiß alles, aber ich sage euch: es lebt, sie wird es wiederfinden.“ — Sie richtete sich mit diesen Worten empor und stand nun hoch und schlank, von einem lichtblauen Mantel in reichen Falten umschlossen, — sie war auf ähnliche Weise wie Rebekka gekleidet — in heller Beleuchtung des Feuers, auf dem nächtlichen Hintergrunde gleich einer himmlischen Erscheinung da.

„Ei, das ist ein feines Kind!“ flüsterte der Kammerrath dem Professor zu. Dieser aber antwortete nicht und hörte auch nicht, denn jede Kraft der Sinne schien sich lediglich in seinen Augen zusammengedrängt zu haben, um das Wunderbild zu erfassen und festzuhalten. An der Harfe, die neben ihr lag, erkannte er die Sängerin.

Am Eingang des Thals ward es laut. Die Kinder schrien: sie kommen! sie kommen! Noch einmal neigte sich die Jungfrau gegen Carolinen, und mit der Hand nach dem Himmel hinauf zeigend sprach sie: „Vertraue und hoffe! Wir sehen uns wieder.“

Dann entfernte sie sich eilig und verschwand hinter den Felsen.

Ein kleiner Trupp Männer und Weiber zog das Thal herauf, der zwei beladene Esel vor sich her trieb. Alles lief den zurückkehrenden entgegen. Auch Rebekka sprang auf, küßte Carolinen auf die Stirn und rief: „Leb wohl, blankes Frauchen! vertraue und hoffe! Du wirst bald mehr erfahren.“ — Mit diesen Worten gesellte sie sich schnell zu einem schönen großen Manne unter den Ankommenden, welcher ihr Anführer zu seyn schien.

Der Kammerrath bemerkte, daß einige von den Männern Waffen unter ihren Mänteln trugen; seine Furcht regte sich von neuem. Höchst erfreulich klang ihm daher die Nachricht, daß bereits einige Leute bei dem Wagen zurückgeblieben wären, und sie durch ihre Hülfe bald im Stande seyn würden, die Reise fortzusetzen. Wirklich kam auch gleich darauf ein junger Bursche herbeigelaufen, der sie dazu aufforderte.

Der Kammerrath, durch den Anblick der bewaffneten Männer zu ungewöhnlicher Freigebigkeit gestimmt, legte seine Börse auf den Schooß der alten Frau, um welche der größte Theil der Gesellschaft, in einer fremden Sprache sich mit ihr unterredend, herumstand; dann trieb er so ängstlich und ungestüm zur Abfahrt, daß Caroline weder sich einmal noch

der Alten nähern, noch Frau Rebekka aufsuchen konnte, die sich nicht mehr sehen ließ.

Zwei Männer gaben ihnen das Geleite; und als sie den Wagen erreicht hatten, führte einer, mit der Fackel voranleuchtend, sie bis an den Saum des Waldes, wo der Thurm des Städtchens in geringer Entfernung vor ihnen lag.

Im Wagen herrschte große Stille. Der Kammerrath erhielt auf die Bemerkungen, die er dann und wann mit halblauter Stimme wagte, keine Antwort von seinen Gefährten. Caroline war einzig mit den Worten der Alten, der seltsamen Uebereinstimmung derselben mit ihrem gestrigen Traum, und mit der frohen Verheißung des schönen Mädchens beschäftigt. Dem Professor war zu Muth wie einem Trunkenen; in verworrenem Treiben wogte und schwankte die ganze Außenwelt um ihn her, und es war ihm, als sänke allmählig alles unter seinen Füßen in einen dunkeln Klumpen zusammen, über welchem allein in ruhiger Klarheit das herrliche Bild der Jungfrau liegend stand.

Selbst der Kutscher und Jonathan, der wieder auf dem Bock Platz genommen hatte, unterbrachen das allgemeine Schweigen kaum durch einzelne Worte, und so erreichten sie endlich das Städtchen und ihr Nachtquartier.

„Schlechte Polizei!“ rief der Kammerrath, als er in den sichern Hafen des Wirthshauses eingelaufen war, „schlechte Polizei! Sollte man's glauben, daß in unserm so hoch cultivirten Staate noch Zigeunerbanden hausen!“

Sechstes Kapitel.

Carolinens erster Blick, als sie am andern Morgen aufgestanden war, suchte die Gesichter ihrer Gefährten, der zweite im Spiegel ihr eigenes: sie fand zu ihrer Beruhigung, obwohl ein wenig verwundert, daß es noch dieselben und alten waren. Dem Kammerrath schien es eben so zu gehen. Desto mehr aber kamen beiden nach dieser Entdeckung die Abenteuer der verflossenen Nacht wie ein wunderlicher Traum vor, dessen letzte Spuren sie vor den Strahlen der Morgensonne, die eben den Haufgiebeln ihre Ankunft verkündigte, vollends hinschwinden zu sehen erwarteten. Sie fingen eben an, sich gegenseitig darum zu befragen, als der flinke Jonathan dereintrat und sie, ein lebendig vor ihren Augen herumwandelnder sprechender Beweis von der Wirklichkeit des Erlebten, wider ihren Willen überzeugte.

Der Kammerrath, dem der neue Gesellschafter als eine sehr verdächtige Person erschien, hätte sich gern hier schon seiner wiederum entledigt; allein der

Mensch bezeigte, trotz einer auffallenden Ungeschicklichkeit und Unbeholfenheit in manchen Dingen, doch soviel guten Willen und behende Dienstbarkeit, daß selbst die Professorin sich für ihn verwendete, obwohl sie, bei der allzugroßen Aehnlichkeit mit ihrem Manne, sich einer gewissen Scheu vor ihm noch immer nicht erwehren konnte.

Der Tag ging ohne weitere Reiseabenteuer hin und neigte sich schon beträchtlich, als sie von der Höhe eines Bergrückens auf einmal ein weites Thal im mannigfaltigsten Schmuck der Farben zu ihren Füßen liegen sahen und der Kutscher ihnen den weißen Thurm des Badeorts, des ersten Ziels ihrer Reise, tief unten im Grunde zeigte. Jenseits des Thales aber hob sich weithingedehnt das hohe Gebürge, vom Abendlicht in dunkel glühendes Violet gekleidet, mächtig empor.

Der Professor hatte zu Fuß den Berg erstiegen; jetzt gesellten sich, aus Furcht vor der steilen Hinabfahrt, auch seine Frau und der Kammerrath zu ihm, der letztere von Jonathan geführt und, des Schwindels wegen, mit zugemachten Augen.

Und in der That, sie hatten wohl gethan sich lieber ihren Füßen als dem Wagen anzuvertrauen; denn dieser, im letzten Nachtquartier nur nothdürftig hergestellt, erlag jetzt den Stößen des holprichten Weges von neuem, eben als sie das Städtchen

erreichten, wodurch die Gesellschaft gewöthig wurde, ihren Einzug darin ebenfalls zu Fuß zu halten.

Da man nicht wußte, wie bald es möglich seyn würde den Wagen nachzubringen, so griff der Kammerrath nach dem Flaschenfutter und seiner Pfeife, der Professor vor allen Dingen nach seinem Paradiesvogel, Caroline nach ihrer Reisetoilette und der Haushahn, und nachdem sie ihrem Mann noch ein Paar Schachteln unter den Arm geschoben, setzte sie an der Spitze des Zuges sich in Bewegung.

Sie mußten bei der großen Promenade vorbei. Der heitre Abend hatte dort viel elegante Welt versammelt. Die seltsame Karawane zog aller Augen auf sich. Einige Herren, begierig so wohl den Inhalt der beiden großen Käfige, als auch die schöne Trägerin des einen näher kennen zu lernen, kamen aus der Haupt-Allee herüber, und da sie den buntgefiederten Vogel erblickten, erinnerte sich einer von ihnen, eine Abbildung desselben einst gesehen zu haben, und schrie plötzlich: ein Paradiesvogel! ein Paradiesvogel! Dieser Ruf flog schnell die Promenade hinab; hundert Kehlen wiederholten: ein Paradiesvogel! ein Paradiesvogel! Der Professor sah sich mit seinen Begleitern bald überall von Neugierigen umringt, bescheidene und unbescheidene Fragen stürmten von allen Seiten auf sie ein, und nur mit Mühe gelang es ihnen sich Platz zu machen durch

das Gedränge. Als sie aber das Ende der Promenade erreichten, hatte das Gerücht von dem wunderbaren Vogel auch schon unter der dort auf dem Platze spielenden Jugend um sich gegriffen; sie wurden also auch hier, nur noch lauter, von dem Geschrei: ein Paradiesvogel! ein Paradiesvogel! empfangen und verfolgt; der Haufe wuchs mit jedem Augenblicke, alle Fenster öffneten sich, die Leute eilten aus den Häusern herbei, das halbe Städtchen kam in Aufruhr, bis sie endlich, eines Gasthofes ansichtig werdend, schnell sich dort hinein retteten. Der Kammerrath bat den Wirth inständigst, die Hausthür zu verschließen. Doch lange noch erschallte es draußen auf der Straße: ein Paradiesvogel, ein Paradiesvogel!

„Ein sauberer Einzug!“ rief Caroline mit zornglühendem Gesicht, als sie sich auf ihrem Zimmer allein sahen. — Der Professor suchte den scheu gewordenen Vogel mit liebkosenden, jedoch ganz leisen Worten zu beruhigen.

„Den Hals dreh' ich diesem abscheulichen Thiere noch heute um!“ fuhr jene fort. „An allem Unglück ist es Schuld!“

Der Kammerrath stopfte eine Pfeife, setzte sich auf den Sofa und sprach: „Die Schuld an allem Unglück ist der Vorwitz. Wer sich in die Gefahr

treibt, der kommt darin um. Ein vernünftiger Mensch bleibt zu Hause und ich in Zukunft auch!"

„Aber ein Beweis ist doch," — sagte der Professor, als seine Frau am Schluß einer langen Philippika das Zimmer verließ — „ein Beweis, daß man hier den Werth eines Paradiesvogels zu schätzen versteht."

Am folgenden Morgen erschien eine Einladung zum Thee von einer fremden Fürstin, die ebenfalls hier das Bad gebrauchte. Die Professorin machte in der Ueberraschung dem goldbeblechten Bedienten einen tiefen Knix.

Doch, setzte dieser hinzu, möchten der Herr Professor ja den Paradiesvogel nicht vergessen mitzubringen.

„Siehst du mein Kind," rief der Professor triumphirend, „was es mit einem Paradiesvogel auf sich hat!"

Bestens geschmückt, der Professor mit Haarbeutel und seidene Strümpfen, begaben sich alle drei gegen Abend nach der Wohnung der Fürstin. Jonathan folgte mit dem Vogel. Als die Flügelthür sich öffnete, schien die zahlreich versammelte Gesellschaft sie schon zu erwarten. Alles drängte sich mit neugierigen Blicken um sie her. Die Fürstin begrüßte sie mit vieler Herablassung, fragte nach dem Zweck ihrer Reise und nach der Art, wie sie zu dem seltnen

Vogel gekommen. Darauf wurde ein Tisch in die Mitte des Zimmers geschoben und der Käfig darauf gesetzt, um allen zugleich bequem zu werden. Die Damen überboten einander in Ausrufungen des Entzückens über das prachtvolle Gefieder; ein sehr beliebter Dichter, der sich in der Gesellschaft befand, bezeigte laut seine ungemeine Zufriedenheit, hier endlich durch den Augenschein die alberne Fabel widerlegt zu sehen, daß der Paradiesvogel keine Füße habe und immer in den Lüften schwebe; einige andere Herrn aber, des Anschauens müde, traten den Professor bescheiden an und ersuchten ihn, doch nun auch etwas von den Kunststücken zum Besten zu geben, die ohne Zweifel in des Vogels Vermögen ständen; und als jener mit einigem Unwillen versicherte, der Werth desselben bestehe in etwas ganz anderm, als in Kunststücken, die er nicht verstehe, zog die Fürstin ihn auf die Seite und sprach: sie wissen wohl, wie der Besitz eines solchen Vogels von unschätzbarem Werthe sey, und wie besonders die Eier desselben von wunderbarem Wohlgeschmack und äußerst nährender Kraft wären; wenn er daher einige von diesen Eiern ihr überlassen wolle, so werde sie mit Vergnügen sich zu einer sehr reellen Erkenntlichkeit verpflichtet fühlen. Dem Professor brach der Angstschweiß aus, und kaum hatte er die Entschuldigung hervorgestottert, daß der Vogel in

seinem jetzigen Zustande der Gefangenschaft keine Eier lege, da näherte sich ihm eine Deputation der jungen Frauenzimmer in der Gesellschaft, an ihrer Spitze der Fürstin Tochter, eröffnete ihm den Entschluß der anwesenden Damen, beim nächsten Balle mit Paradiesvogelfedern in den Ohren zu erscheinen, und ihre zuversichtliche Hoffnung auf seine Artigkeit, daß es jeder von ihnen vergönnt werde, sich auf der Stelle eine oder zwei der kostbaren Federn auszurupfen. — Der Professor wußte nicht was er anfangen sollte und war keines Wortes mächtig. Die jungen Frauenzimmer, seine ängstlich verlegenen Bücklinge für höfliche Einwilligung haltend, eilten nach dem Käfig; die andern Damen blieben nicht zurück; jede wollte die erste seyn, ihn zu öffnen und die Rupfung zu beginnen. Der Professor stürzte herbei, und da all' sein Abwehren, all' sein Bitten und Betheuern vergeblich war, machte er in der Verzweifelung endlich mit Gewalt sich Platz, ergriff den Käfig und rennte damit wie ein Besessener zur Thür hinaus, nicht ohne noch das schadenfrohe Lächeln seiner Frau und des Kammerraths im Vorüberstreifen wahrgenommen zu haben.

Von diesem Augenblick an war der Paradiesvogel um seinen ganzen Ruf gekommen. Kein Mensch wollte mehr von einem so unnützen Thiere wissen, das weder Kunststücke machen, noch Eier legen, mit

dessen Federn sogar man sich nicht einmal schmücken konnte. Auf der andern Seite hatte auch dieser Abend dem Professor alle vornehmen Gesellschaften plötzlich verleidet, und obgleich Karolinens muntres und gefälliges Betragen und ihr hübsches Gesicht, noch mehr aber der Reichthum des Kammerraths, von welchem indeß Nachricht eingelaufen war, ihnen die Ehre neuer und wiederholter Einladungen zuzog, so blieb doch während der ersten acht Tage jede Mühe verloren, ihn noch einmal wieder zum Mitgehen zu bewegen.

Zum Unglück fiel bald nach ihrer Ankunft übles Wetter ein; besonders hauchte gegen Abend gewöhnlich ein heftiger naßkalter Wind von dem Gebirge herab, der jeden Spaziergang untersagte. Unter diesen Umständen, ohne Bücher, und da er sein Gemüth viel zu zerstreut fühlte, um an der Vollendung seines neuesten, zu diesem Ende mitgenommenen Gedichts zu arbeiten, blieb dem Professor, in seiner Einsamkeit von langer Weile heimgesucht, nichts als die Zuflucht zu Jonathans Unterhaltung übrig.

Die unheimliche Empfindung, welche die Gegenwart des letzteren im Anfang bei ihm erregt hatte, war allmählich verschwunden und hatte sogar einer Art von Zuneigung gegen ihn Platz gemacht. Jetzt entdeckte er zu seinem großen Erstaunen auch

einen in allem, was nicht das praktische Leben berührte, vielseitig gewandten und in den meisten Fächern des menschlichen Wissens wohl bewanderten Geist in ihm, der, wie es schien, oft wider seinen Willen, ja fast ohne sein Wissen in hellen Blitzen aufleuchtete. Allein was dabei des Professors Verwunderung noch höher trieb, war eine gewisse rohe Sinnlichkeit, die, zuweilen in der That an wirkliche Bestialität grenzend, jene geistige Bildung durchbrach und gewissermaßen in Stücken riß. Vorzüglich ward der Ausdruck seiner Begehrlichkeit bei dem Anblick irgend einer Leckerei oder eines Glases guten Weins mitunter in Worten und Bewegungen zur seltsamsten Karrikatur. Diese letztere Neigung jedoch sah ihm der Professor am willigsten nach, da sie mit einer eignen schwachen Seite wunderbar zusammen fiel.

Daher kam es denn auch, daß eines Abends, als jener ihm mit feuriger Zunge eine höchst anlockende Beschreibung von einem trefflichen Weine machte, den der Wirth im Keller habe, er der Versuchung nicht widerstehn konnte, ihn auf der Stelle zu kosten. Jonathan ward gesandt, eine Flasche davon herbeizuschaffen und hierauf freundschaftlich eingeladen, sie mit leeren zu helfen, da der Professor solcher edlen Gabe sich stumm und allein zu freuen durchaus nicht vermochte.

„Du herrlicher Sohn der Erde und der Sonne!“ rief Jonathan, als er das erste Glas getrunken, und bob das zweite gegen das Fenster, durch welches ein brennender Abendhimmel schaute — „Ponderables Feuer! Verkörperter Himmelsgeist!“

Du steigst herab, gesandt aus Himmelsräumen
Vom Vater, der zum Mittler dich geweiht,
Du steigst herab den armen Erdensöhnen
Das Leben mit dem Himmel zu versöhnen!

Der Professor sah ihn erstaunt an. „Woher zum Teufel, Lieber,“ rief er endlich, „woher haben Sie das?“

„Woher?“ entgegnete Jonathan. „Ja, wertheſter Herr Professor, wenn ich das wüßte! Es streifen gar mancherlei Dinge durch meinen Kopf, von denen ich nicht weiß, woher ich sie habe. Geht es denn aber uns Menschen überhaupt gerade mit dem Besten, was in uns ist, nicht eben so?“

Der Professor schüttelte den Kopf und trank. Jonathan schenkte ihm schnell ein frisches Glas ein und fragte: „Wie schmeckt ihnen der Wein?“ Der Professor meinte nie einen bessern getrunken zu haben; Jonathan meinte dasselbe. Gegen diese Uebereinstimmung der Meinungen aber konnte die erste Flasche sich nicht lange halten. Jonathans Vorsicht

hatte schon für eine zweite gesorgt, die er aus dem Nebenzimmer herbeilangte.

Die Unterhaltung stieg indeß mit jedem Glase zu höherer Lebendigkeit. Der Professor fing nach seiner Gewohnheit an, Gedichte zu recitiren, welches Jonathan auf gleiche Weise aus dem Stegreif beantwortete, und ob jenem gleich hierbei sehr auffallende Reminiscenzen aus seinen eignen Gedichten merklich wurden, so verwunderte er sich doch jetzt fast gar nicht mehr darüber; bald nachher, als er seinen Gesellschafter ein Trinklied anstimmen hörte, welches er selbst ganz kürzlich erst gemacht, dünkte ihm dies sogar vollkommen, als müßte es so seyn. Denn immer außerordentlicher entwickelte sich ein so behendes Zusammentreffen ihrer beiderseitigen Empfindungen und Gedanken, daß einer stets dem andern die Worte aus dem Munde nahm und, wie zwischen zwei im magnetischen Rapport stehenden, jedem des Gefährten innerstes Wesen gleich einem aufgeschlagenen Buche vor Augen zu liegen schien, in welchem er sprechend las. Der Professor glaubte sich selbst zu hören, wenn Jonathan redete, und so wieder umgekehrt; und indem die dritte Flasche, die der letztere nebst einer vierten mit ziemlich unsicherm Tritt herbeigeholt hatte, zugleich mit den Dingen um sie her auch das Bewußtseyn der Persönlichkeit ins Schwanken zu bringen begann, kam es dem

Professor in der That vor, als sah' er sich selbst am Tisch sich gegenüber sitzen; ja, als vollends Jonathan nach einer beträchtlichen Pause, die in der Unterhaltung entstand, ihn plötzlich fragte: „Liebster Jonathan, was fehlt Ihnen? warum so nachdenkend?" — da zweifelte er nicht mehr, daß er wirklich Jonathan und dieser der Professor sey, und antwortete sehr ernst: „Bester Herr Professor, mich beschäftigt eine wichtige Untersuchung. Ich denke eben darüber nach, ob ich wirklich ich bin, und ob es nicht möglich ist zugleich ich und zugleich du zu seyn!

Jonathan zog die Augenbraunen in die Höh', wie der Professor zu thun pflegte, wenn er sprach. „Mein guter Jonathan," hub er an, „das sind Fragen, an welchen sich die Weisen aller Zeiten die Köpfe eingestoßen haben. Ich rathe euch, sie nicht weiter zu verfolgen, denn sie führen directe zur Narrheit. „In der That," fuhr er nach einem Augenblick Nachsinnen lächelnd fort, „wenn ich bedenke, wie ich außer dem Professor, der ich wirklich, auch noch zugleich Jonathan, eigentlich aber eine gewisse dritte Person bin, die ich trotz der kleinen Nuance von Besoffenheit, in der meine Seele schwimmt, euch doch nicht nennen mag, so macht mir diese Dreieinigkeit den Kopf so schwindlich, daß mein ganzes Wesen mir — —"

„Wie ein Schatten, wie ein Traum vorkommt!“ fiel der Professor ein. „Richtig, Jonathan!“ rief jener, „das war's, was ich sagen wollte. Schatten! Traum! Ich confundire mich sogar dergestalt auch mit andern Dingen der Außenwelt, daß es meinem Bewußtseyn schwer wird, aus diesem Haufen Spreu mich selbst, gleich einem edlen Gerstenkorn, herauszupicken.“

Der Professor nickte beifällig und sprach: „So ist mir auch zu Muth, theurer Professor! Doch muß ich gestehen, von der dritten Person und der Dreieinigkeit, die Sie vorhin erwähnten, finde ich in mir keine Spur, sondern —“ „Das hat auch seine gute Ursach,“ unterbrach ihn Jonathan, „die ich aber, wie gesagt, nicht sagen mag!“ — „Sondern,“ fuhr der Professor fort, „es ist vielmehr eine Zweieinigkeit, ein Doppeltes, was ich in mir fühle, zu welcher Doppelansicht denn, wie mir eben in dieser Stunde der Begeisterung klar wird, meine ganze Natur überhaupt eine große Neigung zu haben scheint: denn doppelt sehe ich diese Flasche, doppelt seh' ich dieses Glas, und doppelt sitzen Sie, geehrter Freund, in diesem Augenblick mir gegenüber!“

„Wie könnt' ich's anders seh'n und fühlen, Geliebter!“ rief Jonathan. „Ich fühle mich *eins* und doch auch *zwei* in meiner Liebe zu dir, ja nur in-

dem ich doppelt mich fühle, bin ich eins, denn du biſt die Ergänzung meines Weſens, und alſo bin ich wahrhaft ich und du zugleich!"

„O Ideal der wahren Freundſchaft!" ſchrie der Profeſſor auf, „du edler Dualismus edler Seelen! du allein nicht verwerflicher, denn du ſtrebſt zur Einheit, ja du biſt ſie ſelbſt! Wie begeiſterſt, wie entzündeſt du mich, und hebſt mich zugleich mit dem Geliebten hinaus über das Leben in die Unendlichkeit!"

Er erhob ſich bei dieſen Worten, um über den Tiſch ſeinen Freund zu umarmen, allein er ſtieß dabei ſo heftig an den Tiſch, daß dieſer anfing zu ſchwanken: Jonathan, welcher ihn halten wollte, verlor darüber ſelbſt das Gleichgewicht und fiel, denſelben nach ſich ziehend, vom Stuhle. Der Profeſſor jedoch, unerſchüttert und nur ſeinen Zweck im Auge, ließ ſich auf der Stelle neben den Liegenden nieder, richtete ihn auf, und ſo, beide nebeneinander an der Erde ſitzend, umarmten ſie ſich zärtlich.

Jonathan fiſchte aus den Gläſer- und Flaſchentrümmern die einzige ganz gebliebene auf, fand noch eine Neige darin, trank, und reichte ſie dem Profeſſor hin. Wenn jetzt, rief dieſer mit einem kleinen boshaften Lächeln, indem er die Flaſche an den Mund ſetzte, „wenn jetzt die Frau Profeſſorin da-

zu käme, ſie würde doch eine ungemeine Freude haben!“

„Ich wünſche nicht, daß es geſchehe!“ entgegnete Jonathan. „Die Weiber haben keinen Sinn weder für Begeiſterung noch für die Freundſchaft, und wenn meine Frau uns alſo ſitzen ſähe — es iſt dir nicht entgangen, Geliebter, daß ich ein wenig unter ihren Pantoffel ſtehe — —“

„Wie überhaupt in unſrer ſchmählichen Zeit die Idee unter dem gemeinen Leben!“ ergänzte der Profeſſor.

Jonathan fing an zu ſingen: „Gaudeamus igitur, coelibes dum sumus!“ Jubelnd ſtimmte der Profeſſor mit ein. Da öffnete ſich plötzlich die Thür, und hereintrat die Profeſſorin wirklich, begleitet von dem Kammerrath und dem Doctor Schachtheimer, den ſie in der Geſellſchaft getroffen hatten. Bei dem Anblick des letzteren kroch Jonathan ſchnell und ängſtlich unter eins von den Betten, die im Zimmer ſtanden; der Profeſſor aber ſchaute mit großer Freundlichkeit den Eintretenden entgegen und bat, gleichfalls Platz zu nehmen.

„Ums Himmelswillen, was iſt das?“ rief Caroline.

Mit lallender Zunge ſprach der Profeſſor: „Sie ſuchen den Herrn Gemahl? Dort iſt er unter dem Bett. Belieben Sie zu hören, wie er bellt!“

In der That steckte Jonathan den Kopf unter dem Bette hervor, und knurrte und bellte wie ein Hund. „Du, du!“ rief der Doctor Schachtheimer drohend: sogleich zog jener den Kopf zurück und war still.

Caroline rang die Hände und schien ganz außer sich. Der Doctor aber sprach mit einem schadenfrohen Lachen: „Da hat sich ja das Ideal wirklich einmal zur Erde niedergelassen!“ Und lachend half ihm der Kammerrath den Professor emporheben und zu Bett bringen, wo ihm, unter beständigem Protestiren, daß es sich für ihn nicht schicke, bei der Frau Professorin zu schlafen, endlich die Augen zufielen und er ruhig der morgenden Gardinenpredigt entgegenschlummerte.

Jonathan war, als man nachsah, gleichfalls eingeschlafen. Der Kammerrath beschloß, ihn zur Strafe die Nacht auf seinem Bivouac zubringen zu lassen.

Siebentes Kapitel.

Der Professor schämte sich den andern Tag vor sich selber, und das triumphirende Lächeln des Kammerraths, so wie die Tröstungen des Doctors, in welchen er nur versteckte Bosheit sah, verletzten ihn um desto empfindlicher, je mehr er fühlte, wie sehr er beiden das Recht dazu in die Hände gegeben

hatte. In seinem Unmuth darüber ertrug er die Vorwürfe seiner Frau und ihre schonungslosen Anspielungen nicht mit gewohnter Gelassenheit: es kam oft zu harten Worten, welche die Spaltung zwischen beiden Gemüthern noch mehr vergrößerten. Der Doctor schien gestissentlich bemüht, den leise glimmenden Funken der Erbitterung durch mancherlei hingeworfene Aeußerungen zur hellen Flamme anzufachen. So entfernten sie sich immer weiter von einander, und entschiedener, als es bis jetzt geschehen, ging jedes seinen eignen Weg.

Da Jonathan gleich am andern Morgen nach jenem Auftritt verschwunden war, und sich nicht wieder sehen ließ, streifte jetzt der Professor ganze Tage lang, Pflanzen und Steine suchend, einsam in der Gegend umher. In dieser Einsamkeit aber trat auf dem düstern Grunde seiner Unzufriedenheit das Bild der Sängerin im Walde um desto mächtiger und mit erneueter Glut der Farben hervor, und seine ganze Seele war ihm zugewandt in heißer Sehnsucht. — Caroline flog indeß, berauscht von dem Zauber der Gesellschaft und von der Huldigung, die ihr der männliche Theil derselben darbrachte, von Vergnügen zu Vergnügen. Der Kammerrath und der Doctor waren dabei ihre unzertrennlichen Begleiter, und wenn jener oft ziemlich sauer dreinsah, war dieser hingegen unablässig be-

müht, ihr neue Triumphe zu bereiten und in allen Stücken gefällig zu seyn.

So hatte er sich unter anderm viele Mühe gegeben, ihren Hahn zu einigen artigen Kunststücken abzurichten. Die Gelehrigkeit des Schülers entsprach der wunderbaren Geschicklichkeit des Meisters. Als daher einst, auf seinen Antrieb, die Professorin in einer Abendgesellschaft damit hervortrat, der Hahn manierlich krähend die Stunden anzugeben, gravitätisch aus einem Haufen beschriebener Zettel auf jede Frage eine passende Antwort herauszuscharren verstand, mit liebäugelndem Kopfdrehen den Damen das Futter aus der Hand zu picken wußte, ja als endlich sogar aus einigen ihm untergelegten Eiern in kurzer Zeit lebendige Küchlein zum Vorschein kamen, da ward ihr der ungemessenste Beifall dafür zu Theil, das kunstreiche Thier selbst aber, zu ihrer Freude und zu großem Ergötzen des Doctors, auf Unkosten des ungeschickten Paradiesvogels bis in den Himmel erhoben.

Auf diese Art schien der Professor sowohl, als seine Frau den eigentlichen Zweck ihres Hierseyns gänzlich aus dem Gesicht verloren zu haben. Sogar die Ankunft des Doctors vermochte Carolinen nicht dem Strudel der Vergnügungen zu entreißen: sie war vielmehr sehr zufrieden, als jener ihr zwar eine gemeinschaftliche Entdeckungsreise versprach, sie

aber zugleich bis in den folgenden Monat, als der zu einem Besuch des Gebirges schicklichsten Zeit, vertröstend hinaus schob.

Nicht so der Kammerrath. Ihm schwebten die Schätze des alten Königs noch unverrückt vor Augen, und er hatte während dieser ganzen Zeit nach verschiedenen Seiten hin gehorcht und gefragt. Doch soviel man ihm auch von dem Daseyn eines muthwilligen Bergkobolds zu erzählen wußte, der unter mancherlei Gestalten sich das Vergnügen mache, Reisende zu necken, Vorwitzige zu bestrafen und Dürftige zu beschenken, so wenig wollte man jemals von dem alten Könige und seinem Grabe gehört haben. Ein Fremder, der sich für einen ehemaligen Hauptmann in neapolitanischen Diensten ausgab, hatte allein einige Kenntniß um die Sache. Ob ihm gleich der Eingang zu dem Grabe des alten Königs nicht minder unbekannt war, als allen andern, so eröffnete er doch dem Kammerrath bei genauerer Bekanntschaft, wie er nicht zweifle, mittelst seiner trefflichen Wünschelruthe den rechten Fleck zu treffen. Der Kammerrath erwiederte auf der Stelle Vertrauen mit Vertrauen. Beide verbanden sich zu einem Versuche, der jedoch ohne Zuziehung des Professors und seiner Frau gemacht werden sollte, und sobald das Wetter sich günstig wieß, trat der Kammerrath, unter dem Vorwande einer kleinen Reise nach

einem benachbarten Städtchen, die Bergwanderung mit seinem Gefährten an.

„Er entläuft uns nicht!“ sprach der Doktor mit einem seltsamen Lächeln, als Caroline scherzend einige Bemerkungen über den so geheimgehaltenen Zweck dieser Reise machte. „Ich halt' ihn fest!“ fuhr er fort, „und früher sollt ihr mit ihm wieder zusammenkommen, als euch lieb seyn wird.“ — In seinen Augen flackerte bei diesen Worten die unheimliche Glut empor, vor der Carolinen graute, und welche sie seit dem ersten Tage ihrer Bekanntschaft nicht wieder an ihm wahrgenommen hatte. Allein eben mit der Vollendung ihrer Toilette zu dem heutigen großen Conzert beschäftigt, achtete sie nicht weiter darauf.

Der Doktor hatte, trotz seinem oft geäußerten Widerwillen gegen alle Musik, dennoch ihrem Wunsche nachgegeben und wollte sie begleiten. Jetzt entschloß sich auch der Professor dazu, fast mehr noch durch die Abwesenheit des Kammerraths, dessen Aufmerksamkeiten gegen seine Frau doch nicht aufhörten ihm die Galle zu erregen, als durch das Verlangen bewogen, wieder einmal gute Musik zu hören. Nach der Ankündigung des Conzerts durfte man sich etwas mehr als Gewöhnliches davon versprechen.

Eine Symphonie von Beethoven rauschte ihnen bei dem Eintritt in den hellen Saal entgegen. Sie

zog den Professor bald allgewaltig mit sich fort durch das romantische Labyrinth ihrer Harmonien. Die verborgensten Gefühle seines Innern richteten im Sturm der Töne mitklingend sich in seinem Busen auf und entrückten ihn seinen äußern Umgebungen. Desto unwilliger aber fühlte er sich durch eine darauffolgende sogenannte Bravourarie mit ihren Rouladen, Trillern und Staccatos wieder in die Wirklichkeit zurückgerissen, und während der Saal von Beifallsklatschen wiederhallte, flüsterte er aufgebracht dem Doctor zu: „Welche elende Seiltänzerkunststückchen! Welche Entweihung!“

Ein Violinkonzert diente nicht ihn zu besänftigen, so wenig als eine Scene aus einer beliebten neuern Oper mit ihren Gassenhauermelodien und ihrer armseligen Harmoniespielerei. „Cherubschwert in Knabenhänden!“ zürnte er von neuem: „Heilige Sanskritta in Poissardenmunde!“ — Der Doctor nahm die Baumwolle aus den Ohren und lächelte über des Professors Zorn.

Da schwebten die Kronenleuchter in die Höhe und verschwanden in der Decke des Saals. Halbdurchsichtige Glaslampen traten an ihre Stelle, ringsumher eine rosenfarbene Dämmerung verbreitend; die übrigen Lichter verlöschten; alles ward still. „Sie kommt! da ist sie!“ lief ein Geflüster durch die Menge. Eine hohe verschleierte Gestalt erschien,

die Harfe im Arm. Kein Athemzug regte ſich. Dem Profeſſor klopfte das Herz in froher Ahnung. Die Harfe erklang, erſt leiſe, dann immer lauter und mächtiger; in rauſchenden Akkorden anſchwellend bis zum gewaltigſten Fortiſſimo ſchlugen die Töne wie Meereskrandung an jede Bruſt, daß ſie erbebte. Caroline ſah ſich nach dem Profeſſor um; ihre Wangen glühten. Indem miſchte ſich der Geſang in das Harfenſpiel: da drückte ſie die gefalteten Hände an die hochklopfende Bruſt, Thränen drangen aus ihren Augen, und ſie rief leiſe: „Sie iſt es!“

Auch dem Profeſſor blieb kein Zweifel, daß es die Sängerin im Walde ſey. Er vernahm die Worte nicht, die ſie ſang; nur den entzückenden Tönen lauſchte er, die wie Himmelsthau niederſanken in ſein lechzendes Herz. Er bemerkte es kaum, daß der Doctor neben ihm auf einmal ſeinen Sitz verließ und ſich durchdrängend nach der Thür eilte.

Die Sängerin hatte geendet und verſchwand. Doch kein Laut regte ſich im ganzen Saale; bis endlich die Lichter wieder entbrennten und die Empfindung, von der alle Herzen voll waren, jetzt erſt zum Bewußtſeyn kommend, ſich in dem ungemeſſenſten Beifall entladete. Die Frage: wer iſt ſie? flog nun von Mund zu Mund. Allein obwohl den meiſten ein Gerücht von ihrem ergreifenden Geſang und dem mächtigen Harfenton ſchon früher zu Ohren gekom-

men war, so hatten doch wenige nur sie wirklich gesehen und gehört, und keiner von allen wußte zu sagen, wer sie sey, noch woher sie stamme.

Caroline stand auf und verließ den Saal. Der Professor folgte ihr. In dem Gedränge aber ward er bald von ihr getrennt, und nur nach langem Suchen fand er sie in einem Nebenzimmer im Gespräch mit der Sängerin. Bei seinem Eintritt berührte diese Carolinens Stirn mit einem leisen Kuß. „Glaube, liebe, hoffe!“ sprach sie und entzog sich schnell durch eine Seitenthür seinen Blicken.

Caroline war in der heftigsten Bewegung. Sie verlangte auf der Stelle nach Hause zurückzukehren. An ihrem Busen bemerkte der Professor eine Passionsblume, eine Rosenknospe und eine kleine Ranke von Immergrün. Sie waren, wie sie sagte, ein Geschenk der Unbekannten und von dem unschätzbarsten Werthe. Worin dieser jedoch eigentlich bestand, das wollte sie eben so wenig gestehen, als überhaupt den Inhalt ihres ganzen Gesprächs mit jener. Sie machte sich, in Thränen zerfließend, nur immer selbst die härtesten Vorwürfe, daß sie, in eitler Lust befangen, ihres unglücklichen Kindes ganz vergessen, und bestand darauf, sogleich mit dem morgenden Tage die so lange aufgeschobene Reise ins hohe Gebirge zu unternehmen, um das Grab des alten Königs aufzusuchen, wo sie ja, nach der Verheißung der Unbe-

kannten sowohl als des Doctors, Aufschluß über das Schicksal ihres Theodors finden sollte. Der Professor mußte noch denselben Abend einen gebirgskundigen Führer dingen, und Caroline traf emsig alle Vorkehrungen zur Wanderung.

Der Doctor ließ sich nicht wiedersehen und war selbst am folgenden Morgen nicht in seiner Wohnung zu finden. Man mußte sich daher entschließen ohne ihn zu reisen. An seiner Stelle aber fand sich unerwartet Jonathan wieder ein, welcher sogleich bereit war zur Begleitung. Ihm sey, versicherte er, jeder Baum und jeder Stein bekannt im Gebirge, und er werde sie sicher an den rechten Ort führen. Doch warne er sie, weil es jetzt noch Zeit sey: wer das Reich des goldnen Tages verlasse, der verfalle den unterirdischen Mächten, die keines Menschen Freunde seyen.

Carolinens Entschluß aber stand zu fest, als daß diese Warnung, mit so ungewöhnlichem Ernste sie auch ausgesprochen wurde, ihn hätte erschüttern können.

Achtes Kapitel.

In den Thälern lagerte der Nebel; die Bergspitzen glühten im Frühlicht. Eine dichte Wolkenmasse rollte wie ein Vorhang von der Zinne des hohen Gebirges

nieder, und nur durch die Lücken, welche der frische Morgenwind von Zeit zu Zeit hineinriß, schaute dieses, tiefblau, bald hier, bald da hervor wie ein dunkles Geheimniß.

Caroline ging schweigend und in sich gekehrt mit hastigen Schritten voraus. Der Professor folgte ihr frohen Muthes und mit gleicher Eilfertigkeit; denn in seine Segel blies die Hoffnung, durch einige Worte seiner Frau erzeugt, dort im Gebirge die schöne Sängerin wiederzufinden.

„Immer bas! immer bas! *) rief ihnen der Führer zu, welcher zuletzt schritt. „Mit solcher Eil kommt man hierlandes nicht weit." — Der Weg hob sich immer steiler; sie fanden bald durch ihre gänzliche Erschöpfung des Mannes Rede bestätigt und mußten sich bequemen langsamer zu gehen. Jonathan, welcher unermüdlich hin und wieder springend bald der Professorin eine seltene Blume, bald ihrem Manne einen merkwürdigen Stein zutrug, lachte sie weidlich aus.

Es offenbarte sich an ihm heut überhaupt eine ganz besondere Art von Lustigkeit und wilder Laune, die stets aufgelassener ward, je weiter sie in das Gebirge vordrangen. Er war alle Augenblicke einmal von ihrer Seite verschwunden und begrüßte sie

*) Bas, in der dortigen Gebirgsgegenden gebräuchlich für langsam, allmählich.

dann unerwartet von der Spitze eines hohen Felſens herab mit gellendem Zuruf, der weit umher den Wiederhall weckte, oder ließ aus dem Wipfel eines Baums ein wunderliches Conzert von Vogelſtimmen erſchallen, die er auf das täuſchendſte nachzuahmen verſtand. „Gott grüß euch, Gevatter! Guten Morgen, Baſe!“ hörten ſie ihn oft hinter ſich rufen; und wenn ſie umſchauten, wem der Gruß gelte, ſahen ſie ihn vor einem mächtigen Felsblock oder einer ſchlank emporragenden Birke ſtehen, mit welchen er unter lebhaften Bewegungen leiſe zu ſprechen ſchien. Dabei kam es dem Profeſſor zuweilen wirklich vor, als neigten die Bäume ihre Zweige gegen ihn und regten flüſternd ihre Blätter; ja als ihr Weg ſie bei einem Waſſerfall vorüber führte, ſchwoll der Waldſtrom ſichtlich, auf Jonathans Anrufen, zu doppelter und dreifacher Stärke und brauſte mit ſo gewaltigem Ungeſtüm über die Klippen herab, daß ſie, in Waſſerſtaub eingehüllt, den Boden zittern fühlten, auf welchem ſie ſtanden.

„Sie machen da eine intereſſante Bekanntſchaft!“ ſagte Jonathan zum Profeſſor. „Das iſt Herr Kühleborn, Undinens Oheim.“)

Als ſie eine Strecke weiter gegangen waren, kamen ihnen einige Bäuerinnen mit eilenden Schritten

*) S. das reizende Märchen: Undine, von Fouqué.

entgegen. Sie trugen leere Körbe auf dem Rücken und sahen ängstlich und erschrocken aus. „Geht nicht weiter! geht nicht weiter!“ riefen sie. „Das ist heut kein guter Tag. Seht ihr nicht, wie das Gebirge braut?

Der Professor stutzte und blieb stehen. Doch Jonathan sprach: „Kinderpossen! Was dort oben gebraut wird, das trinken die dort unten; wir nicht.“ Und so schritten sie weiter. Der Führer folgte brummend.

Ueber eine Weile aber begegnete ihnen ein Trupp Holzhauer, die in großer Hast den Berg hinab liefen. „Ihr thätet auch wohl, wenn ihr wieder umkehrtet!“ riefen diese gleichfalls. „Das haust und brauſt und heult dort oben heut, als ob die Hölle los wäre.“

„Laßt's gut seyn!“ sagte Jonathan: „Wenn die Hölle los ist, so wollen wir sie wieder anbinden. Ich verstehe mich darauf, solche Ungewitter zu Paaren zu treiben.“ Allein der Führer meinte, wenn sie ihre Haut zu Markte tragen wollten, so stehe dies in ihrem Belieben: er habe keine Lust, sich von dem Berggeiste den Hals umdrehen zu lassen. Damit bat er um seine Bezahlung, legte die Reisenothwendigkeiten, mit denen er belastet war, an die Erde, stellte daneben die beiden Käfige mit dem Hahn und dem Paradiesvogel, von welchen ihre

Beſitzer ſich auch jetzt nicht hatten trennen wollen, und lief aufs eiligſte den Holzhauern nach.

Jonathan ſparte kein Zureden, um den beſtürzten Profeſſor wieder zu ermuthigen und in Bewegung zu bringen; Caroline ſchien ohne dies unter allen Umſtänden zu Fortſetzung der Reiſe entſchloſſen. Der erſtere belud ſeinen Rücken mit dem was der Führer abgeworfen hatte; Caroline nahm ihren Hahn, der Profeſſor endlich auch ſeinen Paradiesvogel, und ſo traten ſie ihren Marſch von neuem an.

Der Wolkenvorhang rollte indeß immer tiefer an dem Gebirge herab. Ein fernes Rauſchen und Brauſen ließ ſich vernehmen, das fortwährend näher kam; der Wind, der ihnen friſch entgegen blies, ward zum Sturm; ſie hörten das Krachen der Bäume, die er niederwarf, und mußten hinter einem Felſen Schutz ſuchen vor ſeiner Wuth.

Plötzlich ſahen ſie ſich rings von einem dichten Nebel umgeben. „Nun ſind wir mitten in den Wolken!“ rief Jonathan lachend. „Wer weiß, ob euer Pegaſus euch je ſo hoch getragen hat, Herr Profeſſor!“ — Er kletterte luſtig den Felſen hinauf; ſie ſahen durch den Nebel die ſchwankenden Umriſſe ſeiner Geſtalt in Rieſengröße auf der Spitze ſtehen, und es ſchien ihnen, als raffte er mit den langen Armen den vorüberziehenden Nebel in ungeheure

Bälle zusammen, die er jauchzend den Abhang hinunterschleuderte.

Während dessen war es um sie her ganz rubig und still geworden; Jonathan trieb herabsteigend zum Weitergehen. Die Wolken, in denen sie fortschritten, wurden aber bald so dicht, daß man kaum zwei Schritte weit vor sich sehen konnte; sie mußten einander öfters zurufen, um sich nicht zu verlieren. Caroline fühlte sich ermüdet und wünschte ein paar Stunden zu ruhen. Jonathan tröstete sie mit der Versicherung, daß eine von den einzeln im Gebirge zerstreuten Wohnungen in der Nähe seyn müsse. Wirklich hörten sie eine Weile nachher das Läuten der Kuhglocken, bald sogar das Bellen eines Hundes, und steuerten frischen Muthes darauf zu. Allein so wacker sie auch schritten, der willkommene Schall wollte nicht näher kommen, sondern schien vielmehr, bald rechts, bald links ertönend, immer in gleicher Entfernung vor ihnen her zu ziehen. „Werden wir bald da seyn?“ fragte die Professorin oft. „Bald, bald!“ tröstete Jonathan, wobei er allzeit heimlich vor sich hin lachte.

So waren sie bereits ein paar Stunden bergauf und bergab gestiegen; vor ihnen war es ganz still geworden; kein Laut des Lebens ließ sich spüren, keine menschliche Wohnung zeigte sich. Indeß bemerkten sie, daß der Nebel mit beschleunigter Ge-

schwindigkeit an ihnen vorüber abwärts trieb; es ward heller um sie her, und nach einer Viertelstunde waren sie gänzlich außer den Wolken. Ueber ihnen wölbte sich rein und heiter der blaue Himmel; zu ihren Füßen aber ruhte weithingedehnt das Gewölk, wie ein im krausen Wellenschlag erstarrtes Meer. Die Sonne, die schon tief im Westen stand, strömte ihr rothes Gold über die weiße Fläche, einzelne Bergspitzen ragten wie Inseln daraus hervor.

Jonathan erkletterte, einem Eichhörnchen gleich, den Wipfel einer Tanne, sah sich um, und kehrte mit der Nachricht zurück, daß er sich verirrt habe, und eigentlich nicht wisse wo sie sich befänden. Dabei wollte er sich ausschütten vor Lachen über die Vorwürfe, in welche der Professor ausbrach, und über dessen Aengstlichkeit, sprang wie ein Besessener im Kreise umher, ja als Caroline endlich auch zürnend fragte: was denn nun aus ihnen werden solle in dieser Einöde? da nahm er in seiner tollen Lustigkeit plötzlich den Kopf zwischen die Beine und kollerte so den steilen Abhang einer Felsschlucht hinab, an welcher sie eben standen. Caroline schrie laut auf vor Entsetzen. Der Professor faßte erbleichend die Hand seiner Frau und bat, sie möchte doch lieber auf der Stelle mit ihm umkehren, als sich länger der Führung dieses aberwitzigen Kobolds überlassen. Indem aber stand dieser auch schon lachend wieder

bei ihnen, kniete vor Carolinen nieder und beschwor sie, nicht zu zürnen: er könne nun einmal heut seinem Hang zum Necken nicht widerstehen; doch wolle er sich jetzt bestreben, vernünftig zu seyn wie ein Professor,. und sie ohne weitern Aufenthalt an das Ziel ihrer Reise führen. Damit setzte er sich hin, öffnete den Speisekorb und ersuchte, gleichfalls zuzulangen, um sich zu Fortsetzung der Reise zu stärken: der Weg in die Felsschlucht hinab, der ihnen jetzt bevorstehe, sey ein wenig ermüdend, wofern sie nicht Lust hätten, denselben auf die schnelle und bequeme Art zurückzulegen, die er ihnen eben gezeigt.

Als die Professorin an den Abhang trat, bebte sie zurück vor der jähen Tiefe. Jonathan sprach ihr Muth ein. „Verlaßt euch nur ganz auf mich!“ sprach er, ihr seine Hand reichend. „Es sind nun wohl schon über 320 Jahr her — es war grade an dem Tage, da Doctor Luther zu Eisleben geboren ward, — seitdem ist es mir nicht wieder begegnet zu straucheln, ob ich gleich seit der Zeit merklich schwächer auf den Beinen geworden bin.“

Er führte Carolinen schnell und sicher, und sie hatten bereits das Ende des Abhangs erreicht, als sie zurückblickend noch an seinem Anfang den Professor ängstlich herumrutschen sahen. Jonathan kehrte um und holte auch ihn herab.

Indeß brach die Dämmerung mächtig ein. Der Weg war rauh und ungewiß. Jonathan zog eine große papierne Laterne hervor. „Ich habe gute Freunde hier in der Nähe," ſprach er, „die uns mit Feuer aushelfen werden." Als ſie um eine Felſenecke bogen, zeigten ſich ihnen ſeitab in einem Winkel einige Irrlichter. Jener pfiff auf dem Finger, und ſogleich kam, gehorſam wie ein Hündlein, eins derſelben herübergehüpft, an welchem er ſein Licht anſteckte. Dem Profeſſor lief es kalt über den Rücken. „Meinen ſchönen Gruß, Züngelchen, an den Herrn Vater und die Frau Mutter!" rief Jonathan. „Stehe bei Gelegenheit wieder zu Dienſten." Der Irrwiſch hüpfte zurück, und ſie ſchritten weiter.

Die hohen Felſen, welche ſie nahe zu beiden Seiten des Weges begleitet hatten, fingen jetzt an auseinander zu laufen; der Pfad hob ſich allmählich wieder, und mit einemmale ſtand der Mond wie ein leuchtendes Panier über der Zinne der Felſen zur linken Hand.

„Nun wäre mein Licht überflüßig!" ſagte Jonathan. „Allein ich finde es ſpaßhaft, mit der papiernen Laterne dem Monde zu leuchten, und mich dünkt, es iſt dies ein treffendes Bild eurer modernen Aufklärung.

Als ſie ſo über die gewölbte Fläche des Berghangs hingingen, aus welcher hier und da, weißglänzend

im Mondenlicht, die alten Stamm- und Wurzelreste gefällter Bäume wie gebleichte Riesengebeine hervorragten, fiel dem Professor die Sage von den Grübern der Riesen ein, und mit halblauter Stimme erinnerte er auch seine Frau daran.

„Hm," sagte Jonathan ernst, „ist denn nicht die ganze Erde ein ungeheures Grab? Stehen wir denn nicht überall auf dem Staube von tausend untergegangenen Pflanzen- Thier- und Menschengeschlechtern, unter welchen der Riesenkörper der alten Zeit begraben liegt?"

In diesem Augenblick ließ sich unter ihren Füßen ein dumpfes Rauschen und Rollen vernehmen. Jonathan blieb stehen und horchte auf. „Wir sind zur Stelle!" rief er. „Der Schooß der Erde öffnet sich. Meine Hand kann euch nicht zurückhalten, denn euch treibt eine mächtigere. Fahret wohl!" — Ihnen gegenüber zeigte sich ein Licht; es schien ihnen schnell entgegen zu kommen. Jonathan löschte seine Laterne aus, und plötzlich stand vor ihnen ein kleiner Mann in Bergknappentracht, das roth flakkernde Grubenlicht an der Mütze, in der Hand einen schweren Fäustel tragend. Caroline erkannte sogleich den Doctor Schachtheimer. „Weh, weh!" schrie Jonathan mit entsetzlicher Stimme. „Wahre deine drei Blumen wohl, Frau, sonst seyd ihr verloren!" Der Doctor hob den Hammer drohend gegen ihn,

da loderte er in einer blauen Feuergarbe hoch empor, ſchoß mit Blitzesſchnelligkeit durch die Felsſchlucht hinab, und ſie hörten noch lange ſeinen gräßlichen Weheruf, den der Wiederhall hunderſtimmig nachrief; ſo wie er aber das weißglänzende Wolkenmeer tief unter ihnen erreicht hatte, tauchte er hinein. Ein praſſelnder Donnerſchlag erſchütterte den Boden; in der Wolkenmaſſe fing es an zu gähren und zu toben, hohe Wogen bäumten ſich empor und ſtießen krachend an einander, rothe Blitze ziſchten nach ihnen herauf, der Sturm heulte durch die Klüfte, von den Bergen herab ſtürzten ungeheure Felstrümmer. „Unmächtiger Zorn!“ rief der Doctor, faßte Carolinens Hand und führte ſie ſeitwärts nach dem weitklaffenden Eingang einer Höhle, die ſie nun erſt bemerkten. Ein hohes Portal von Baſaltſäulen baute ſich drüber in die Höhe. „Baſalt mitten im Granit!“ ſprach der Profeſſor, dem trotz ſeiner Furcht die mineraliſche Merkwürdigkeit nicht entging, kopfſchüttelnd und mit klappernden Zähnen für ſich hin.

Der Doctor führte ſie im Innern der Höhle weiter und begann: „Ihr befandet euch in ſchlechter Geſellſchaft; denn dieſer Jonathan war niemand anders als der närriſche Kobold, welcher hier im Gebirge als Währwolf, als Alp, und ſonſt unter tauſend andern Geſtalten ſein albernes Weſen treibt. Ich

ſah ihm zu, in jener Nacht im Walde, als er aus einem Feuermanne und einigen andern Ingredienzen ſeine letzte Geſtalt zuſammenknetete, um euch zu necken. Da der Wagen eben vorüberfuhr, kamen eure poetiſchen Ausdünſtungen, Herr Profeſſor, mit unter den Teig, und dies mag wohl Schuld ſeyn an der großen Aehnlichkeit mit euch."

Der Profeſſor ſowohl als ſeine Frau waren noch bis jetzt nicht recht zur Beſinnung gekommen und folgten dem Doctor nur maſchinenmäßig. Doch endlich blieb Caroline ſtehen und fragte: „Aber wohin führen Sie uns, Doctor? das muß ich wiſſen ehe ich weiter gehe?" — „Nun, ich meinte," erwiederte dieſer gelaſſen, „es wäre euch drum zu thun, etwas von eurem Kinde zu erfahren." Caroline rief: „Wenn das iſt, dann weiter in Gottes Namen!" Der Doctor ſchnitt eine ſeltſame Fratze bei dieſen Worten, wandte ſich und murmelte etwas vor ſich hin. Dem Profeſſor klangs als ſpräche er: „die alte Erde iſt ſich ſelber Gott! Wir brauchen keinen andern." Da kam er ſich auf einmal erſt recht verlaſſen vor in dieſer unterirdiſchen Einöde, und wie ein vom Zufall hingeworfener Ball, und es war ihm als würde ſein Innerſtes ſtarr wie die Felſen um ihn her. Der Doctor aber ſchien ihn zu errathen und auf andre Gedanken führen zu wollen, kehrte ſich um und ſprach: „Wie froh bin ich, daß

ihr kein Finanzminiſter oder ſonſt ein Kameraliſt ſeyd: die ſchöne Ruhe und Stille hienieden möchten ſonſt am längſten gedauert haben. Wir befinden uns hier in einer mächtigen Gneißſchicht, durch welche überall und in allen Richtungen die reichſten Gänge ſetzen. Seht hier, und hier, und da — —!“ Er ſtrich bei dieſen Worten mit ausgebreiteten Fingern langſam über die Felſenwände hin, und überall wo er ſie berührte, fingen ſie an in rothem, grünem und weißem Lichte zu erglänzen, und das bunte Feuer zündete in verſchiedenen Richtungen weiter und bildete leuchtende Adern, die mit wunderbarer Pracht das dunkle Geſtein durchzogen. „Ihr ſeht,“ rief der Doctor lächelnd, „ich verſtehe mich auch ein wenig aufs Magnetiſiren.“

Immer ſchneller abwärts ging es nun bei dem Schein dieſer bunten Erleuchtung, und immer geräumiger ward es um ſie her. Kaum vermochte der Blick die Höhe des Gewölbes über ihnen zu erreichen. Der Paradiesvogel hatte ſich ſeit dem Eintritt in die Höhle ſchon ſehr unruhig bezeigt; jetzt war's, als ob die ſeltſamen Lichter, die aus den Felſen ſtrömten, ihn ganz wild und toll machten. Der Profeſſor blieb ſtehen und öffnete den Käfig, den Vogel zu beſänftigen: da erſah ſich dieſer die Gelegenheit, ſchlüpfte aus der Thür und flog luſtig flatternd davon. Der Profeſſor ſchrie laut auf,

warf den Käfig an die Erde, und alles andre vergessend setzte er in großer Eil dem Flüchtling nach. Der Vogel ließ sich von Zeit zu Zeit auf eine vorragende Klippe nieder, ihn erwartend; doch sobald jener nahe genug kam, um ihn greifen zu können, entschwang er sich allzeit von neuem seinen Händen. So trieben sie es eine Weile. Endlich fiel dem Professor ein, sich nach seinen Gefährten umzusehen: mit Entsetzen bemerkte er, daß es hinter ihm ganz finster geworden war. Nur vorwärts dämmerten noch die bunten Felsenadern an den Wänden hin. Eine unaussprechliche Angst überkam ihn, da er sich auf einmal so allein und verlassen sah, er wollte rufen und doch wagte er es nicht, denn ihm war, als müßte er, statt seiner Stimme, irgend einen andern gräßlichen Laut vernehmen. Rings um ihn war Todtenstille; er hörte nichts als das bange Klopfen seines Herzens. So stand er, und durch seine Glieder schlich ein allmähliches dumpfes Erstarren. Der Paradiesvogel schwebte in weiten Kreisen über seinem Haupte, flog dann wieder eine Strecke vorwärts und kehrte von neuem zurück, als wollte er ihn auffordern, ihm weiter zu folgen. Und indem er so hin und wieder flog, löste sich eine Feder aus seinem Fittig und sank herab, und als sie den Boden berührte, da ertönte der Felsen in einem wunderbar lieblichen Dreiklang, welcher durch

die weiten Hallen zitterte. Mit dieſem Tone kehrte neues Leben in des Profeſſors Bruſt zurück, er ermannte ſich und faßte den Entſchluß, ſich der Führung ſeines Paradiesvogels zu überlaſſen.

Indeß war Caroline ihrem Führer gleichfalls weiter gefolgt. Als ſie den Profeſſor in einem Seitengange verſchwinden ſah, ward ſie zwar beſorgt, rief ihn bei Namen und wollte ihm nach eilen; allein der Doctor verſicherte, jener Gang ſtoße nach einem ganz kurzen Umwege wieder mit dem übrigen zuſammen, und dort würden ſie ohne Zweifel den Verlornen wiederfinden, der es nicht wagen werde, allein weiter vorwärts zu gehen.

„Und wenn wir ihn nicht wiederfänden?“ ſetzte er nach einer Weile lächelnd hinzu: „würde euer Kummer denn ſo groß, würde euer Verluſt nicht zu erſetzen ſeyn? Ihr paßt ja doch nicht für einander und vertragt euch nimmer.“

Caroline ſah ihn mit Erſtaunen an, denn ſeine ganze Geſtalt wuchs höher bei dieſen Worten, die Bergmannsmütze war verſchwunden: ein Reif von blitzenden Steinen wand ſich um ſeine Stirn; ſeine Augen funkelten. „Alle Schätze dieſes unterirdiſchen Reichs liegen zu deinen Füßen!“ fuhr er fort, ihr die Hand entgegenſtreckend: „Wirf dieſe Blumen

weg, die du am Busen trägst, und reiche mir die Hand, so sind sie dein." Sie standen, indem er dies sagte, an dem Rande eines Felsenabsturzes. Caroline sah hinunter und erblickte ihren Mann, der nah an einem dunkeln Abgrunde hin, mit eilenden Schritten einer vor ihm her schwebenden weißlichen Gestalt folgte. „Du siehst, er hat dich bald vergessen!" rief der Doctor. „Sprich nur ein Wort; und er verschwindet für immer in jenem Abgrund, und du bist frei und Königin dieser Reiche." Caroline schauderte zurück. „Dort in dem Abgrund," begann er von neuem, „dort liegt auch dein Theodor. Die Zigeunerin raubte ihn dir, und Kräuter suchend auf dem Gebirge fiel der Knabe in einen Felsenspalt und hier herab. Dort liegt er nun und schläft den ewigen Schlaf. In meiner Macht steht es, ihn zu erwecken. Stürzt jener hinab, so steigt dieser lebend herauf in deine Arme. Sprich!" — Caroline verhüllte lebend ihr Gesicht. „Mein Kind, mein Kind!" rief sie. „So werd' ich denn nur jenseits erst dich wiedersehen!" Ihr Begleiter lachte laut auf: „Jenseits! jenseits! Eitler Wahn!" Er ergriff einen Stein und schleuderte ihn hinab in den Abgrund; eine graue Staubwolke wirbelte daraus empor. „Sieh da," sprach er, „das sind die Ueberreste eines ganzen untergegangenen, bessern Menschengeschlechts, das dort unten moderte; Staub, Staub

alle die Wünſche, Staub alle Sehnſucht, Liebe und Hoffnung dieſer tauſend und aber tauſend nun zerfallenen Herzen, und ihr ſtolzes Jenſeits ſchlang die Erde in ihren finſtern Schooß! — Wirf deine drei Blumen dort hinab, den Staub zu dem Staube, und reich mir deine Hand!“ Caroline aber ſtieß ihn, als er ſie ergreifen wollte, mit Abſcheu zurück, faßte die Blumen und hielt ſie hoch empor: da ſchwand der Verſucher plötzlich aus ihren Augen, ſie ſah ſich allein und ſtieg muthig den Abhang hinunter, ihrem Mann zu folgen, den ſie noch immer in weiter Ferne der voranſchwebenden Geſtalt nacheilen ſah.

Dieſe Geſtalt aber, welche der Profeſſor mit ſolcher Haſt verfolgte, war keiner andern als der Sängerin, der herrlichen Jungfrau im Walde, die auf einmal an die Stelle ſeines verſchwundenen Paradiesvogels getreten war. Freundlich winkend ſchwebte das Trugbild vorauf und zog ihn mit aller Kraft des glühendſten Verlangens unwiderſtehlich nach. Und wie er nun ſo aufwärts und abwärts dahin rennte, hörte er es hinter ſich drein rauſchen, und vernahm ein Gekrächze wie von Raben. Er blickte empor: eine Schaar Vögel zog über ihm hin. Er bemerkte aber, als er genau zuſah, daß es eigentlich keine Vögel waren, ſondern Menſchenköpfe, an welchen ſtatt der Ohren große Raben-

flügel saßen. Sie schrien und krächzten alle durcheinander, und einige die ihm nahe kamen, riefen ihm zu: Komm mit, wenn du auch unsterblich seyn willst! — Und wieder rauschte und trappelte es hinter ihm her, und ein Trupp mißgestalteter Zwerge zog an ihm vorbei und rief ihm gleichfalls zu: Komm mit, komm mit, zur Unsterblichkeit! — Er sah, daß einige auf Esel-, andere auf Hundegerippen einhertrabten, andere wieder sprengten auf stattlichen Greifen vorüber; alle aber trieben ein so entsetzliches Geschrei und Geschnatter unter sich, daß er ganz betäubt wurde. Da sie sämmtlich der Jungfrau nachzogen, so hielt er sich die Ohren zu und folgte ihnen so schnell er vermochte.

So gelangten sie auf einen weiten, ebenen Platz, wo schon eine noch größere Gesellschaft ihrer zu warten schien. Im buntesten Gewirr drehte sich hier alles umher. Es war hell wie am Tage, und diese treffliche Erleuchtung ging von einer zahllosen Menge seltsamer, feuriger Thiergestalten aus, die theils an der Decke und an den Wänden in der schnellsten Bewegung durcheinander schlängelten, theils sich unter den tollen Knäuel der übrigen Gesellschaft mischend das sinneverwirrende Getöse und Geschrei durch ihre Stimmen noch vermehrten. „Wir sind die Richter!“ quäkten die einen: „Wir sind die Dichter!“ schnarrten die andern. „Wir sind Flam-

men!“ ſchrien jene: „Wir reimens zuſammen!“ jauchzten dieſe. Und ſo ging die raſende Litanei immer lauter und ſchneller fort ins unendliche; die Wuth zu reimen ſteckte alles an, der verwegenſte Unſinn ſchwirrte dem Profeſſor um den Kopf, daß er fürchtete verrückt zu werden. Er ſah in der Mitte des Raumes das Bild der Jungfrau emporragen und wollte ſich Platz machen durch das Gedränge; da trat einer von den Zwergen an ihn heran, in einer Hand trug er eine Schlange, in der andern einen ungeheuern Froſch, und ſprach: „Steht mir doch bei, lieber Herr, und gebt mir einen guten Rath, wie ich dieſe beiden widerſpenſtigen Beſtien zuſammen reimen ſoll!“ Und ein zweiter ſprang herbei und rief: „Poſſen! ich will euch das ganze Geheimniß zeigen.“ Er hatte in jeder Hand ein Häufchen Erde, und aus dieſen Häufchen ſproßten zwei Blumenſtengel empor, an ihrer Spitze zwei bunte Blumen hervortreibend, wovon die eine mit ſehr großen Staubfäden, die andere mit einem gleichen Piſtill verſehen war: die Blumen neigten ſich gegeneinander, und in dem Augenblick ihrer Begattung entſtand ein lieblicher Klang. „Da habt ihr den Reim!“ ſprach der Zwerg. „Was wollt ihr mehr?“ Der Profeſſor drängte ſich weiter durch. Einer von den Greifenrittern ſprengte ihn an und ſagte: „Wie? ihr wagt es, euch der Herrin zu

nahen, und seyd nicht frei? Glaubt ihr, wir wissen es hier unten nicht, daß ihr an einen Vers gebunden seyd, mit dem ihr euch im Leben nicht reimen werdet? Ich rathe euch, macht euch los von ihm, sonst ist's um all eure Poesie geschehen und um die Unsterblichkeit obendrein." Dem Professor fing es an zu schwindeln, und er eilte, sich von dem Ritter los zu machen.

Da stand endlich das herrliche Frauenbild vor ihm, nach welchem sein innerstes Wesen sich sehnte; er lief darauf zu und breitete in heißem Verlangen seine Arme nach ihm, es zu umfassen. Als er aber ganz nahe kam und seine Augen zu ihm erhob, sah er, daß es nicht die milden Züge der Jungfrau waren, sondern ganz andre, fremde, vor denen er sich entsetzte und zurückbebte. Da streckte die Gestalt ihre Hand aus und berührte seine Stirn, und das Haar auf seinem Haupte ward zur Flamme, die hoch emporloderte. Ein wildes Jauchzen erhob sich; vor seinen Blicken begann alles sich im Kreise zu drehen; die ganze Versammlung sprang und tanzte mit den ausgelassensten Gebärden singend und jauchzend um ihn her; er fühlte sich wider seinen Willen mit hingerissen in den tollen Wirbel, und sprang und sang und reimte Unsinn zusammen wie die übrigen. Der Greifenritter machte sich wieder an ihn: „Sieh," rief er, „da kommt dein hinkender Vers! Streich

ihn aus: hier iſt die Feder!“ Er reichte ihm mit dieſen Worten einen blitzenden Dolch hin; der Profeſſor faßte ihn, wandte ſich um und erblickte ſeine Frau. Sie ſchien ihn zu ſuchen. Auf ihrer Schulter ſaß der verhaßte Hahn. In ſeinem raſenden Wahnwitz ſprang er auf ſie zu. Caroline aber — denn ſie war es wirklich — als ſie ihren Mann mit brennendem Kopfe daherſtürzen ſah, lief ihm entgegen, griff muthig und entſchloſſen in die Flamme und drückte ſie aus. Erſt als ſie es gethan hatte, ward ſie gewahr, daß ſie die Handſchuh von Asbeſt, das Geſchenk des Doctors, zufällig an den Händen trug.

Der Profeſſor ſank, zur Beſinnung kommend, reuevoll vor ihr nieder; doch ſie hob ihn ſchnell empor. „Weiter, weiter!“ rief ſie, „es iſt keine Zeit zu verlieren!“ und zog ihn mit ſich fort durch die wogende Menge. Noch lange hörte ſie ihr Geſchrei und Gelächter hinter ſich drein erſchallen. Allmählich aber ward es ſtill und einſam um ſie her. Nur einzelne belebte Feuerklumpen ſtreiften hoch über ihnen an dem Gewölbe hin, und der Profeſſor dankte Gott in ſeinem Herzen, alſo aus der Gewalt der abſcheulichen Larven erlöſt zu ſeyn.

Als ſie eine kurze Strecke gewandert waren, gelangten ſie an einen großen See, und indem ſie an ſeinem Ufer, einen Ausweg ſuchend, hingingen, zeigte ſich ihnen bald noch ein zweiter von noch

größerm Umfang. Jener war weiß und klar, dieser blutroth von Farbe. Ein breiter Damm trennte beide. Und als sie so davor weilten, unschlüssig, ob sie über den Damm hinweg ihren Weg fortsetzen sollten, fuhr ein scharfer Windstoß über die Fläche des weißen Sees, der alsbald anfing zu sieden und zu schäumen und sich in spitzen Wellen erhob; und aus den Wellen drangen klagende Stimmen, die riefen: „Vergelte! Vergelte!“ Darauf fuhr der Wind auch über den rothen See und regte ihn auf, und die rothen Wellen riefen: „Räche, räche!“ — Sie standen, und heftiges Grausen wandelte sie an vor diesen herzzerschneidenden Stimmen.

„Habt ihr das Rufen noch nicht satt?“ sprach plötzlich jemand hinter ihnen, und sich umsehend erkannten sie den Doctor Schachtheimer, der in seiner gewöhnlichen Gestalt, in dem erdfarbenen Kleide mit den goldnen Knöpfen bei ihnen stand.

„In jenem See,“ fuhr er fort, „seht ihr die Thränen aller schuldlosen Dulder auf der Erde. Sie fordern nun ihren Lohn. In diesem hier schäumt alles ungerecht vergossene Blut, das Blut der Ermordeten, das Blut der Millionen, welche die Eroberer geschlachtet. Und seit vielen hundert und tausend Jahren rufen nun jene ihr: Vergelte! und dieses sein: Räche! räche! hinauf in den Himmel,

aber vergebens, denn dort eben ist kein Ohr, das ihren Ruf vernimmt."

Carolinens Herz erbebte bei diesen Worten; Entsetzen rieselte kalt durch ihre Adern; sie wollte fliehen und fühlte sich wie festgewurzelt an den entsetzlichen Fleck wo sie standen. Und hinter ihnen erhob sich ein verworrenes Getöse; Geschrei und Jauchzen ließ sich hören; es rauschte, zischte, rasselte und klapperte immer näher herbei, und auf einmal sahen sie sich von neuem mitten unter der abscheulichen Versammlung, welcher sie vor kurzem erst entronnen waren. In höchster Angst ergriff der Professor die Hand seiner Frau und zog sie mit Gewalt auf dem Wege über den Damm mit sich fort. Allein die Höllenbrut folgte ihnen auf dem Fuße; das feurige Gewürm, Schlangen, Salamander, Molche und Drachen stürzten sich in den Thränen- und Blutsee, daß die Wogen zischend und prasselnd emporspritzten, und kamen schwimmend mit ihnen zu gleicher Zeit auf die andre Seite. Ueberall, wohin sie sich wandten, traten die scheußlichen Larven in ihren Weg. „Wie reimt sich das? Nun rejus' uns das! Wir reimens nicht zusammen!" so schallte es ihnen im Chor von allen Seiten entgegen; ein gräßliches Hohngelächter folgte hinterdrein. Carolinen verging die Sinne; sie vergaß des schützenden Blumenstraußes an ihrer Brust;

ihre Hand hatte auch die Kraft nicht mehr sich zu erheben und ihn zu fassen. Sie fühlte sich schaudernd dem Wahnsinn nahe; der Professor sah in Todesangst den Augenblick kommen, wo das wüthende Heer ihn wieder mit sich fortreißen würde in den Strudel seines rasenden Treibens. Da richtete der Hahn auf Carolinens Schulter sich in die Höhe, schlug mit den Flügeln und krähte dreimal mit lauter Stimme. Ein Donnerschlag krachte durch die Gewölbe. Im Nu war das ganze Gewirr um sie her zerstoben und verschwunden. Sie standen beide allein nebeneinander in tiefster Nacht.

„Gieb mir deine Hand, Caroline," sagte der Professor nach einer langen Pause, „wenigstens wollen wir miteinander sterben." Caroline aber, die in dieser Stille schnell Besinnung und Entschlossenheit wiedergefunden hatte, faßte ihre drei Blumen und hielt sie in der Hand empor. Aus jedem Blumenkelch brach ein lichter Schimmer durch die Nacht. Sie sahen sich um. Der weiße und rothe See hinter ihnen war verschwunden; vor ihnen öffnete sich ein weites Felsenthor.

Sie schritten hindurch: ein geräumiger Gang empfing sie, weiter in die Tiefe führend. Kein Laut regte sich, als der Wiederhall ihrer Tritte. Schweigend setzten sie ihren Weg fort, und obgleich, wie rasch sie auch schritten, der lange Gang gar kein

Ende nehmen wollte, ſpürten ſie doch nicht die geringſte Ermüdung; ihre Kräfte ſchienen vielmehr mit jedem Schritte zuzunehmen. Ein leiſes Lüftchen, das von Zeit zu Zeit balſamiſche Düfte auf ſeinen Fittigen tragend, ihnen entgegenhauchte, erquickte ſie wunderbar und belebte ihre Bruſt geheimnißvoll mit dem ſüßen Schauer einer freudigen Erwartung.

Endlich erweiterte ſich der Gang; es begann heller zu werden vor ihnen, und indem der Weg eine kleine Beugung machte, ſtanden ſie mit einemmal an dem Eingang eines ungeheuern Doms. Eine breite Treppe führte wohl mehr als hundert Stufen hinab, und aus dem Grunde herauf ſtrebten, von den mächtigſten Felsblöcken übereinander getürmt, rings an den Wänden zahlloſe Rieſenpfeiler in die Höhe, auf denen die unabſehliche Wölbung ruhte. Ein ſanftes Dämmerlicht, aus dem Geſtein hervorſtrömend, erfüllte den Raum. In der Mitte des letzteren ſchien ſich, ſo weit ihr Auge reichte, ein langhingedehnter Hügel zu erheben; ſchimmernde Farben bedeckten ihn, und vor ihnen, nicht weit von dem Ende der Treppe, lief er in zwei dicht nebeneinander hoch emporragende Felſenſtücke aus. Mit klopfenden Herzen ſtiegen ſie hinab. Und als ſie den Boden erreicht hatten, wurden ſie inne, daß der Hügel nichts anders ſey, als eine liegende Menſchengeſtalt von ungeheuerer Größe, in koſtbare

bunte Teppiche und Gewänder eingehüllt, und was sie für zwei hohe Felsstücke gehalten, das waren die emporragenden Füße derselben. Da merkten sie nun wohl, daß sie wirklich in dem Grabe des alten Königs sich befanden: eine frohe Ahnung hob ihre Brust und wehrte dem Grauen, welches sie bei dem Anblick des Riesenkörpers ergreifen wollte.

Sie wurden gewahr, daß hier und da aus den Klüften des Gesteins lichte Nebel quollen, welche dann die mannichfaltigsten und seltsamsten Formen annahmen, ja zuweilen sich in menschliche Bildungen gestalteten, die mit bedeutender Gebehrde den Finger an den Mund legend an ihnen vorüberstreiften; doch ließen sie sich dadurch nicht irren, sondern schweigend zwar, aber rasch und muthig, drangen sie immer weiter vor.

Da kamen sie an eine Stelle, wo große Haufen Gold und Silber aufgeschichtet lagen, und mitten darunter saß auf einem hohen steinernen Sessel eine Figur, die einen mächtig großen Fliegenwedel hin und her bewegte, damit einen Schwarm geflügelter Menschenköpfe, wie sie deren früher schon gesehn, von den Goldhaufen hinwegscheuchend. Die wunderlichen Vögel schienen durch einige Oeffnungen oben in dem Dome herabzukommen, und manche Gesichter darunter dünkten ihnen recht bekannt. Und als sie näher traten, sahen sie mit Erstaunen,

daß die Figur auf dem hohen Seſſel niemand anders war, als der Kammerrath.

Er ſchien ſie gleichfalls zu erkennen: ſein Geſicht verzog ſich gar jämmerlich, Thränen rollten ihm über die Backen, die Lippen bewegten ſich ſchnell, als ob er ſpräche, aber ſie vernahmen keinen Laut. Dabei fuhr ſein Arm mit dem Fliegenwedel immerfort perpendikelartig hin und wieder. Sie machten ihm Zeichen, herabzuſteigen, allein er ſchüttelte traurig mit dem Kopfe, und ſeine Thränen floſſen von neuem. Da ſie nun kein Mittel ſahen, ihn zu befreien, ſo mußten ſie ihn wenigſtens vor der Hand ſeinem Schickſal überlaſſen und konnten nichts als ihn ſchmerzlich bedauern, obgleich ſie wohl ahnten, daß es eine gerechte Strafe ſeiner Habſucht ſey.

Sie hatten nun das ungeheuere Gewölbe in gerader Richtung durchſchnitten: das gegenſeitige Ende zeigte ſich nahe vor ihnen. Ihre Blicke richteten ſich wieder auf die liegende Rieſengeſtalt. Sie unterſchieden die auf der hohen Bruſt gefalteten Hände; wie ein Staubbach, der über Felſen ſtürzt, floß der Bart in weißen Wellen an den mächtigen Schultern nieder, und dahinter ſahen ſie endlich das gewaltige Haupt, die Augen geſchloſſen, die königliche Binde um die Stirn, auf reichen Polſtern ruhen. Mit ehrfurchtvollem Schauer ſtanden ſie von fern und betrachteten das ernſte Geſicht, wel-

ches selbst in dem starren Schlummer von überirdischer Hoheit strahlte.

So war denn nun in der That erreicht, was sie so lange kaum zu hoffen, so lag denn in frischer Wirklichkeit vor ihnen, woran sie kaum wie an die Verheißung eines herrlichen Traums zu glauben gewagt hatten! Sie zweifelten nun nicht länger, daß auch das Uebrige in Erfüllung gehn, und hier ihnen Nachricht werden würde von ihrem verlornen Kinde. Und indem Caroline sich nun wandte und forschend umhersah, woher diese Kunde ihnen kommen möchte, da erblickten sie nicht weit davon zwischen zwei Pfeilern ein Ruhebett, von zwei steinernen Sphinxen getragen, auf welchem ausgestreckt die Gestalt eines Knaben lag. Zitternd vor Freude und vor ängstlicher Erwartung, mit ungestüm klopfendem Herzen, faßte sie ihres Mannes Hand und zog ihn mit sich fort. Und als sie näher kamen, und als sie dem Knaben ins Gesicht schauten, siehe! da erkannten sie die geliebten Züge ihres Theodor!

Aber das Gesicht war bleich und starr, die Augen waren geschlossen. Lautweinend sank Caroline auf ihre Kniee und streckte die Arme nach ihm aus. In der bangen Ungewißheit, ob er schlummere, oder ob er wirklich todt sey, wagte keins von ihnen den Knaben anzufassen, denn sie fürchteten die theure

Gestalt vielleicht in Staub zerfallen zu sehen bei der Berührung.

Rath und Hülfe suchend, in höchster Angst, sendete Caroline ihre Blicke umher, und sie ward gewahr, daß jeder der steinernen Sphinxe einen goldnen Ring im Munde trug: wie ein Lichtstrahl fiel der Gedanke in ihre Seele, die Kraft dieser Ringe zu erproben. Sie sprang auf, ergriff einen derselben und berührte mit dem darin gefaßten rothen Steine leise die Stirn des Knaben. Da hob sich seine Brust, eine schwache Röthe, ein Morgenroth der höchsten Seligkeit für Carolinen, erblühte auf den blassen Wangen, er schlug die Augen empor, schaute um sich und lispelte: Mutter, liebe Mutter, bist du da?

Im Uebermaß der Wonne warf sich Caroline von neuem vor dem Bett nieder und bedeckte des Knaben Hände und sein Gesicht mit Thränen und heißen Küssen.

„Seltsame Dinge habe ich geträumt!“ fuhr dieser ganz leise fort. „Ich glaubte fern, fern von euch zu seyn, und siehe! da bist du, und da ist der Vater auch!“ — Der Professor nahm ihn in seine Arme, hob ihn empor und drückte ihn an seine hochklopfende Brust. Dann aber schnell, als fürchte er ihn abermals zu verlieren, winkte er seiner Frau, und sie traten mit einander den Rückweg an, ohne

ſich weiter nach den koſtbaren Geräthſchaften, nach den Pergamentrollen und nach den Schätzen umzuſehen, die rings zwiſchen den Pfeilern aufgeſtellt ſchimmerten: denn den koſtbarſten Schatz trugen ſie ja als ihre Beute mit ſich davon!

Als ſie an die Stelle kamen, wo der Kammerrath auf ſeinem ſteinernen Stuhle ſaß, fiel es Carolinen ein, auch hier die Wirkung des Ringes zu verſuchen, den ſie noch in der Hand trug. Sie ſtrich damit über den Stein hin: der Kammerrath warf freudig den großen Fliegenwedel weg, kletterte von dem Seſſel herab und vereinigte ſich mit ihnen. Er wollte ſogleich anfangen zu ſprechen und zu erzählen, allein Caroline drückte ihm die Finger auf den Mund und zog ihn hinter ſich drein.

So ſtiegen ſie die breite Treppe hinauf, legten den Gang zurück und ſchritten durch die weiten Hallen. Der Profeſſor trug ſeinen Knaben; Caroline ging, die eine Hand des Kindes in der ihrigen haltend, nebenher; der Kammerrath folgte. Finſter, öde und ſtille war es überall; mit großen Pauſen nur grollte tief unter ihnen ein dumpfer Donner. Der Schimmer der drei Blumen erleuchtete ihren Pfad.

Endlich nach langem Steigen bemerkten ſie vor ſich in der Höhe einen lichten Punkt, der immer größer ward: die Blumenkelche hörten auf zu leuchten, und ſie ſahen mit Bangigkeit einem neuen

Abenteuer entgegen. Allein bald wurden ſie mit Freuden gewahr, daß das Licht vor ihnen die Oeffnung der Höhle war, durch welche der Tag hereinbrach. Ein leiſer Wind hauchte durch das Gewölbe: fröhlich athmeten ſie wieder die Luft der Oberwelt. Nur wenige Schritte noch, und ſie ſtanden oben im Freien und begrüßten mit Entzücken den blauen Morgenhimmel, und ſchlugen ihre Blicke dankend zu ihm auf.

Und da ſie ſich abwärts nach der bekannten Felsſchlucht wandten, ſahen ſie auf einer Klippe, an welche die erſten Strahlen der Morgenſonne ſchlugen, die Jungfrau ſtehen, anſtatt der Harfe eine hohe Lilie in der Hand. Ueber ihrem Haupte kreiſte der Paradiesvogel, im Sonnenglanz die wunderbare Pracht ſeines Gefieders entfaltend. Freudig ſtreckte der Profeſſor die Arme ihr entgegen. Jedes irdiſche Begehr aber nach der herrlichen Geſtalt war aus ſeiner Bruſt gewichen; in reiner Begeiſterung loderte ſein Herz zu ihr empor, und wie eine milde Frühlingsſonne ſtand ſie fortan über ſeinem Leben, jede ſchöne Blüthe deſſelben von ihr ſtammend und ihr geweiht.

Sie neigte freundlich den Lilienſtengel gegen Carolinen und rief: „Bewahre deinen Ring, du haſt ihn dir erworben!“ — Auf der Felsſchlucht wallten leichte Morgennebel an der Klippe hinauf, umhüllten

ſie und ſtiegen, eine goldne Wolke bildend, in die blauen Lüfte empor. Als der Felſen wieder im Sonnenlicht ſtrahlte, war die Jungfrau verſchwunden. Der Paradiesvogel aber kehrte zu dem Profeſſor zurück und ſetzte ſich vertraulich auf ſeine Schulter.

„Wenn ſie nur wenigſtens vorher noch für eine rechtſchaffene Collation geſorgt hätte!“ ſeufzte der Kammerrath leiſe. Auch der Knabe fing an über Hunger und Durſt zu klagen. Es war daher allen eine willkommene Erſcheinung, als ſie auf der Stelle, wo Jonathan ſie geſtern verließ, den Speiſekorb mit den übrigen Sachen wiederfanden. Erquickt begann nun der Kammerrath zu erzählen von ſeinen Abenteuern: wie er, von dem verruchten Italiener, der ohne Zweifel der Böſe ſelbſt geweſen, durch manchen teufliſchen Spuk hindurch in die Tiefe geführt und endlich von ihm verlaſſen, den ungeheuern Dom erreicht habe; wie ihm bei dem Anblick der unermeßlichen Schätze das Herz aufgegangen, als er aber zum Lohn für ſo viel Angſt und Noth ſich nun die Taſchen füllen wollen, unſichtbare Hände ihn ergriffen und auf den ſteinernen Seſſel gebannt hätten, um die abſcheulichen Larven fortzuwedeln. Beſonders beklagte er ſich bitterlich über eine derſelben, die ſeinem, während eines Erbſchaftsproceſſes mit

ihm verstorbenen, Stiefbruder ganz ähnlich gesetzen und ihm auf eine entsetzliche Weise zugesetzt habe.

Indem er nun noch so sprach, erhob sich ein heftiger Wirbelwind, der sie in eine Wolke von Staub und welken Blättern einhüllte und endlich einen dürren Baumzweig zu des Professors Füßen zurückließ.. Caroline bemerkte einen daran gebundenen Zettel, hob ihn auf, und auf dem Zettel standen die Worte: „Jonathan seinem David!“ Lächelnd über das seltsame Geschenk gingen sie weiter; allein immer schwerer ward es in Carolinens Händen, und als sie den Badeort am Fuß der Gebirges erreicht hatten, da sahen sie mit Erstaunen, wie der Zweig von gediegenem Golde war, und der Kammerrath wehklagte, daß er nicht für sich auch wenigstens eine Ladung von den dürren Blättern mitgenommen.

Schon der folgende Tag fand sie auf der Heimkehr. Mit einer ganz andern Empfindung fuhr jetzt Caroline durch die reizenden Thäler, und die mannigfachgestalteten Berge kamen ihr vor wie die Buchstaben einer unbekannten Schrift, in welcher die Natur eins ihrer schönsten Geheimnisse niedergelegt. — Dankbar und mit Wehmuth blickten sie scheidend auf den blauen Gebirgszug von der Anhöhe zurück, wo er sich ihnen zuerst gezeigt; der Kammerrath jedoch konnte seine Freude nicht meistern,

als sie sich wieder in der flachen Ebene befanden, und die Thürme seiner Vaterstadt ersehend schwur er hoch und theuer, dies sey seine letzte Gebirgsreise gewesen in diesem Leben, und auch in jenem, hoffe er, werde ihn der liebe Gott mit Bergen verschonen.

In dem Haushalt des Professors aber schlugen Friede, Freud' und Einigkeit von nun an ihre Wohnstatt auf; jeden Gegensatz, jeden Widerspruch zwischen ihm und seiner Frau glich die gemeinschaftliche Liebe zu ihrem Kinde aus: in ihr hatten die lange getrennten Herzen sich wiedergefunden. Sogar der Hahn und der Paradiesvogel vergaßen ihrer alten Feindschaft, wurden treue Gefährten und pickten friedlich nebeneinander ihre Körner aus einer Schüssel.

Der Kammerrath meinte, das alles gehe nicht mit natürlichen Dingen zu, sondern rühre von dem Zauberringe her, und er wolle nur wünschen, daß seine Kraft von langer Dauer seyn möge. Und Caroline nickte freundlich mit dem Kopfe und sprach lächelnd: Amen!

C. W. Contessa's

Schriften.

Herausgegeben

von

E. von Houwald.

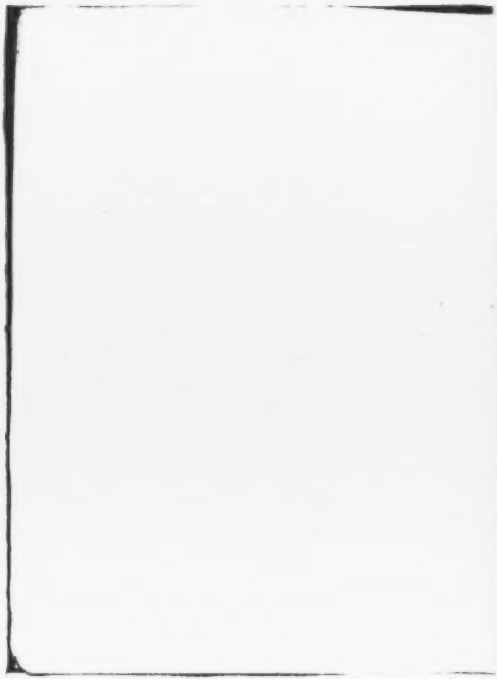
Fünfter Band.

Leipzig,
bei Georg Joachim Göschen 1826.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.
Univ. Bibl.
München

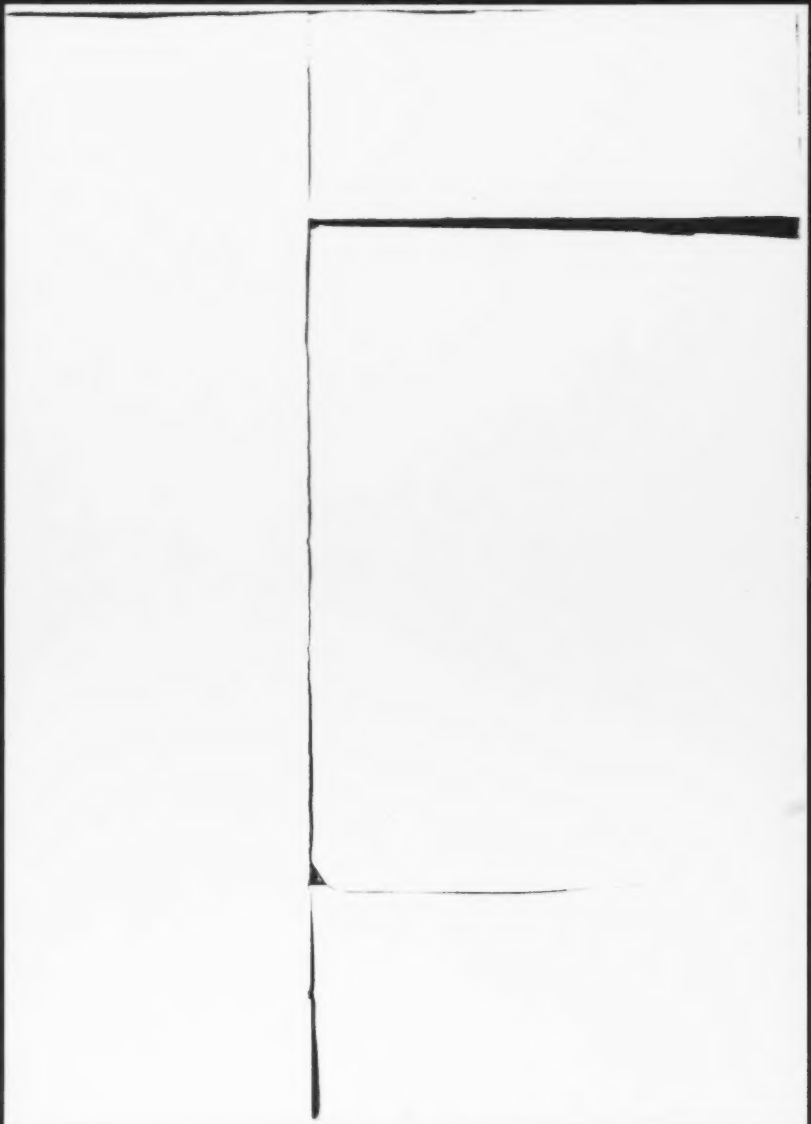
Inhalt.

Der Todesengel. 1814. . S. 1
Vergib uns unsre Schuld. 1814. — 77
Der schwarze See. Ein Nachtstück.
1815. . . . . — 135
Das Gastmahl. 1815. . . — 205
Das Schwert und die Schlangen.
Ein Mährchen in acht Kapiteln. 1816. — 247



Der Todesengel.

1814.



Meiſter Trymms, des Goldſchmidts Haus ſchaute nach dem freien Platz hin vor dem Dome. Der Wind hatte in der Nacht draußen ſein wildes Spiel, heulte durch die Thurmluken und warf den Regen an die Fenſter. Maria ſaß mit Frau Suſannen, ihrer Amme, beim Spinnrad und ſang:

Der Wind führt über die Haide,
Wohl über ein offenes Grab:
Zwei blutige Herzen voll Leids
Die ſchaufeln ſie dort hinab.

„Was habt ihr denn heute mit euerm traurigen Liede?“ unterbrach ſie Suſanna. „Singt was luſtiges, daß die Zeit vergeht.“

Maria holte tief Athem. „Mir iſt heut ſo bange,“ ſprach ſie, „als ſtünd' mir ein Unglück zu.“

„Es iſt heut der Sterbetag eurer Mutter,“ entgegnete Suſanna und blickte nach einem Bilde von Mariens Mutter empor, welches an der Wand hing. — „Da ſeyd ihr von jeher traurig geweſen. Doch denkt auch daran, daß ihr eine Braut ſeyd, ſo mögt ihr wohl fröhlich werden.“

„Eine Braut, die ihren Bräutigam nicht kennt!“ seufzte Maria.

Indem trat Meister Trymm langsam zur Thür herein, stellte die Lampe auf den Tisch und ließ sich schweigend in den Lehnstuhl nieder.

„Was fehlt euch, Vater?“ rief Maria: „Ihr seht so bleich aus.“

Meister Trymm antwortete nicht, sondern schaute starr vor sich hin. „Wieviel ist es an der Zeit?“ fragte er über eine Weile. — „Acht Uhr vorbei!“ erwiederte Susanne. — „Acht Uhr!“ wiederholte er nachdenklich. „Vier Stunden also noch sind diesem Tage gegeben!“

„Wollt ihr nicht zu Nacht essen?“ fragte Susanne. „Oder ich sollte wohl sagen, zu Mittag; denn ihr steckt ja seit zwei Tagen wieder ohne Unterlaß in dem geheimen Kämmerlein, und vergeßt Essen und Trinken bei euern über- oder unterirdischen Dingen.“

Meister Trymm schwieg eine lange Weile; endlich streckte er die Hand nach seiner Tochter aus und sprach: „Maria, mein Kind, Komm' zu deinem Vater!“

Maria stand schnell auf und ergriff die dargebotene Hand freudig, obwohl heimlich verwundert über des Vaters ungewohnte Milde und Freundlichkeit.

„Uns steht heute wichtiges bevor,“ hub er hierauf an. „Das Schicksal klopft an unsere Thür; die

Zeichen ſtellen ſich wunderbar, doch kann ich nicht erforſchen, ob uns zum Heil oder zum Verderben. Allein hold' ich ſie mit dem Traum in der vergangenen Nacht zuſammen, da ich meinen Tod ſichtbar über unſere Schwelle ſchreiten ſah, ſo kann ich nicht anders glauben, als daß die Sanduhr abgelaufen und heute noch mein Ende nahet. Vielleicht, daß in dieſem Augenblick, wo ich mit dir ſpreche, der Todesengel ſchon zu meinem Haupte ſteht!"

Das bange Gefühl, welches Marien ſchon lange das Herz zuſammenpreßte, brach jetzt in Thränen hervor, und die Amme rief: „Was iſt das denn heute für ein ſchwarzer Tag? Beinahe kommt mir ſelbſt ein Grauſen an vor eurem Todesengel."

Da ſchellte es draußen an der Hausthür. Maria ſchauderte ſichtbar zuſammen; Meiſter Trymm fuhr erſchrocken auf, und Suſanne nahm zögernd die Lampe und ging, nach dem ſpäten Beſucher zu ſehen. In dem Gemach blieb's todtenſtill, daß man den Holzwurm picken hörte. Die Hausthür ward endlich aufgeſchloſſen, eine fremde Stimme ließ ſich vernehmen, haſtige Schritte kamen die Treppe herauf, und Suſanne trat herein, einen Brief in der Hand.

„Da kommt euch Nachricht," rief ſie, „von euerm alten Freunde in Braunſchweig. Der Bote begehrt, euch ſelbſt zu ſprechen." Und hinter ihr herein ſchritt ein junger Mann von hohem Wuchs, wohlgekleidet,

verneigte ſich und ſprach zu Meiſter Trymm ſich wendend: „Herzlichen Gruß voraus von euerm werthen Freunde; was ſein und mein Begehr an euch iſt, das werdet ihr in dem Briefe finden.“

Der Alte brach den Brief, und überlas ihn ſchnell; ſein Geſicht erheiterte ſich, ſeine Augen funkelten, er ſprang auf, ging mit großen Schritten ein paarmal hin und her, und las dann wieder. „Das war es alſo,“ rief er aus, „das war's? Nun, Gott ſey geprieſen! Ja, das kann wichtig werden. Die Zeichen ſtanden uns zum Heil. Seyd mir willkommen!“

Er hieß Suſannen das Nachteſſen beſchicken, Marien für des Gaſtes Bequemlichkeit ſorgen. „Ihr begehrt bei mir zu arbeiten?“ fuhr er dann wieder zu dem Fremden gewendet fort, doch öfters noch in den Brief ſchauend. „Nun wohl, ſeht zu, ob's euch bei mir gefällt. Meiſter Eckard weiß vielGutes von euch zu ſagen. Ihr ſeyd gern geſehen.“

„Seitdem ich ſoviel von euern kunſtreichen Arbeiten vernommen,“ entgegnete der Fremde, „beſonders ſeit ich den goldnen Becher geſehen, den ihr für Herzog Chriſtian gefertigt, hatte ich nirgend Ruhe: ich mußte euch ſelber kennen lernen.“

„Deß werdet ihr nicht ſonderlich Gewinn haben,“ lächelte der Alte. „An einem rechten Kunſtwerk iſt allzeit mehr als an dem Künſtler ſelbſt. Zudem iſt

die Zeit ſchon ziemlich lange vorbei, wo ich mich ſolchem Treiben einzig ergeben hatte. Kinder vergnügen ſich an der Schaale, der reife Verſtand ſucht nach des Lebens goldnem Kern."

Indeß ſie alſo ſprachen und der Fremde mit Verwunderung des Alten letzte Worte vernahm, ging Maria, ihres Vaters Befehl vollführend, ab und zu, und muſterte mit verſtohlenen Blicken den ſpäten Gaſt. Es war ihr, als erhübe ſich ein ſeltſamer Streit in ihrem Innern, ſie fühlte ſich von ihm zugleich angezogen und zurückgeſtoßen, und ſo oft ſie das ſchöne, aber bleiche Geſicht, von dunkeln Locken umgeben, und die düſter glimmenden Augen betrachtete, konnte ſie ſich des Gedankens an den Todesengel nicht erwehren, von dem der Vater erſt geſprochen.

Seine Augen hafteten über Tiſche, wenn er ſich unbemerkt glaubte, einigemal auf ihr. Sie fühlte, wie das Blut ihr nach den Wangen ſtieg und, gleich als erſchräk es vor ſeinen Blicken, plötzlich wieder nach dem Herzen zurückſtoß.

Meiſter Trymm war zerſtreut und eilte, und hatte kaum das Gebet geſprochen, als er Suſannen befahl, den Gaſt, der müde ſeyn werde von der Reiſe, nach ſeinem Schlafgemach zu geleiten. Er aber griff nach dem Schlüſſelbund, hieß ſeine Tochter

zu Bette gehen und begab ſich nach dem Laboratorium.

Der Freund in Braunſchweig war auf höchſt wichtige Entdeckungen und in der That dem ächten grün und güldiſchen Löwen auf die Spur gekommen, wie er dies vermöge ihres Vertrags und ihrer Freundſchaft in dem Briefe mitgetheilt, und Meiſter Tromm brannte das Herz vor Verlangen, die Wahrhaftigkeit jener Verſuche durch den Schmelztiegel zu erproben, und vielleicht ſelbſt das Werk zur Auferſtehung zu bringen.

Als Frau Suſanne von der Begleitung des Gaſtes zurückkam, floß ihr Mund über von deſſen Lobe: ſie konnte kein Ende finden, ſeine Schönheit und Freundlichkeit zu preiſen; Maria aber ſeufzte und ſchwieg, wandte Müdigkeit vor, und ſchlich nach ihrem Kämmerlein. Doch der ſchöne Todesengel hielt noch lange den Schlaf von ihren Augenlidern fern.

Alſo war nun Meiſter Tromms Hausſtand, der ſich ſeit dem Tode von Mariens Mutter immer mehr und mehr ins Enge gezogen hatte, wieder um eine Perſon vergrößert. Meiſter Tromm, der, andern Dingen ergeben, wenig Luſt mehr zu Betreibung ſeiner Kunſt verſpürte und dennoch ihrer bedurfte,

war froh, einen willigen und geſchickten Arbeiter gefunden zu haben, deſſen Schultern er die läſtige Sorge für den Lebensunterhalt gänzlich auferlegen konnte; Frau Suſanne freute ſich, daß nun wieder ein neuer Trieb in das abgeſtorbene Leben kommen ſollte, Maria aber, der Einſamkeit und Beſchränktheit ſeit lange gewohnt, fühlte durch die Gegenwart des Fremden ſich in ihrem bisherigen Weſen ſeltſam geſtört und behindert. Das widerſtreitende Gefühl, welches ſie bei ſeinem erſten Anblick ergriffen hatte, wollte auch bei öfterm Beiſammenſeyn nicht von ihr laſſen, und obgleich ſein beſcheiden ehrerbietiges Betragen, ſein ſtiller Eifer, ihr zu dienen und gefällig zu ſeyn, die Neigung, die ſie wider Willen zu ihm hinzog, mit jedem Tage vermehrte, ſo hielt doch die geheime Scheu, die ſich allzeit abwehrend vor ihn ſtellte, mit jener gleichen Schritt, ja es ſchien, als ob beide wechſelſeitig auseinander Kraft und Wachsthum ſchöpften.

So kam es denn, daß Wolf, der neue Hausgenoſſe, ſchon geraume Zeit mit Marien unter einem Dache lebte, ohne daß, außer Gruß und Gegengruß, oder etwa einem halblauten Dank für einen ſtumm geleiſteten kleinen Dienſt, irgend ein Wort zwiſchen beiden gewechſelt worden wäre. Ihm auf ſeiner Seite war Maria vom erſten Augenblick an als ein wundervolles Heiligenbild erſchienen, dem in

ſtiller Andacht und frommer Ehrfurcht zu dienen, ſein Leben beſtimmt ſey, daß ihm nun erſt zum wahren Leben aufgegangen dünkte. Die Vergangenheit, die ihm theils bei einem ſtrengen Vater, theils nach deſſen Tode, in drückender Abhängigkeit von der Außenwelt ziemlich freudenleer verſtrichen, kam ihm jetzt vor, wie ein ſtarrer Winter, ſeine Gegenwart aber wie ein herrlicher Lenz voll ſchwellender Knospen und Blüthen, voll Sehnſucht und heimlicher Ahndung, über dem Mariens Augen wie ein klarer blauer Himmel ſtanden, erweckend und belebend. Es war ihm, als ob ein neues Licht die Welt verklärte, und er wunderte ſich oft ſelbſt über die Bedeutung, die alles um ihn her gewonnen hatte. Beſonders aber ſchien ihm in der Kunſt ein neuer Morgen aufgeſproßt. Die Art, wie er ſie bisher betrieben, genügte ihm nicht länger. Er fühlte, daß ſie höhere Zwecke haben müſte, als lediglich die Dienerin des armen Lebens zu ſeyn: er ahnte den gemeinſamen Urſprung, das gemeinſame Ziel aller Künſte, und es ergriff ihn ein heißer Trieb, etwas Würdiges hervor zu bringen, und was in ſeinem Innern glühend lebte, auch außer ſich darzuſtellen.

Um deſto verletzender mußten daher jetzt gerade die wunderlichen Reden Meiſter Trumms auf ihn wirken, der an allen Dingen zu tadeln fand, und was jenem das Höchſte dünkte, mit Geringſchätzung

anſah, oder ſpottend in den Schlamm irdiſcher Verhältniſſe herabzuziehen ſuchte.

„Das klingt gut,“ — ſagte er einſt, als Wolf einmal ſeine Gedanken laut werden ließ; — „es iſt aber eitel Klang, und nicht ein Kind mag ſich daran ſatt eſſen. Und wenn ihr euer ganzes Leben an eure ſogenannte Kunſt ſetzt, kein Menſch bezahlt's euch! Sie danken's euch nicht einmal. — Es iſt aber nur Spielwerk,“ — fuhr er fort, — „der bunte Staub gleichſam auf den Flügeln der Welt und weit entfernt von dem innerſten Weſen, das freilich nur wenigen Auserwählten gegeben ward zu ergründen.“

Mit ſolchen und ähnlichen Worten erregte er oft in Wolfs Innerm Widerſtreit und Unzufriedenheit, die ſich zuletzt aber allzeit gegen ihren Urheber kehrten, vor deſſen entweihendem Blick jener nun Gedanken und Empfindungen ſorgfältig in ſeiner Bruſt verſchloß und treu ſeinem Streben und ſeiner Liebe ergeben blieb.

So waren wohl drei Monden hingegangen, als Meiſter Trumm, eines Abends ſich zu Tiſche ſetzend, freundlich zu ſeiner Tochter ſprach: „Nun Maria, rüſte dich, deinen Bräutigam zu empfangen. Er wird in wenigen Tagen hier ſeyn.“ Maria erbleichte und ſchwieg, und indem ſie nach einer Weile die Augen ſchüchtern emporſchlug, ſah ſie, daß Wolf

mit gesenktem Haupt und starrem Blicke regungslos wie ein Steinbild auf seinem Stuhl saß.

„Du kennst ihn zwar nicht," fuhr der Alte fort, „allein ich kenne ihn und hoffe, du wirst zufrieden seyn mit meiner Wahl. Er ist von stattlichem Ansehn, ist wacker und, vor allen Dingen, er ist reich. Ich denke, einer solchen Dreieinigkeit kann der Himmel in der Ehe nicht fehlen."

Wolf stand hastig auf und verließ das Gemach. Meister Trymm fuhr in dem Lobe des Bräutigams fort und ordnete mancherlei zu seinem Empfang an. Maria hörte mit gepreßtem Herzen zu und als ihr Vater endlich, wie er pflegte, gleich nach dem Essen hinweggegangen war, umfaßte sie ihre Freundin Susanne, legte den Kopf an ihre Brust und brach in Thränen aus.

„Armes Kind," rief Susanne," ich weiß wohl, was dir das Herz bricht. Ach deine Mutter dort," — sie zeigte auf das Bild an der Wand, — „sie wußte auch davon zu sagen. Gott behüte dich vor ihrem Schicksal!" — Und damit sie noch einmal umarmend, ging sie hinweg. Maria aber, von einem ihr unbekannten Gefühl bedrängt und verwirrt, warf sich Trost und Hülfe suchend vor dem Bilde der geliebten Mutter auf die Knie und streckte die Arme flehend nach ihm aus.

Das Bild ſchaute mit trüben, wehmüthigen Blicken auf ſie nieder und wie das zitternde Licht der Lampe darüber hinlief, kam es ihr vor, als finge es an zu leben und ſich zu regen, und je länger ſie hinſah, deſto gewiſſer ward es ihr, ja es ſchien endlich die Lippen zu öffnen und mit ihr zu ſprechen, ſo daß ſie ein leichter Schauder überlief. Indem öffnete ſich hinter ihr die Thür, Maria ſprang erſchrocken empor, und vor ihr ſtand Wolf, die Blicke zur Erde geſenkt. Maria ſchlug gleichfalls die Augen nieder, als ſie ihn gewahrte, ihr Herz klopfte, als wollt' es aus der Bruſt ſpringen, und ſo ſtanden ſie beide eine Weile ſich gegenüber. Endlich trat Wolf näher und ſprach mit zitternder Stimme: „Ich komme, euch Lebewohl zu ſagen. Ich muß fort und bitte euch, ihr wollet dieſes Kreuzlein, das ich für euch gearbeitet, auch von mir annehmen und meiner zuweilen gedenken.“

Er überreichte ihr dabei ein kleines Crucifix von Silber und Ebenholz und von der kunſtreichſten Arbeit. Maria zögerte, es anzunehmen. „Ich bitte euch, nehmt es doch von mir,“ ſprach er flehend. „Für euch war es von Anfang an beſtimmt; der Gedanke an euch hat ſich unter der Arbeit tauſendfach damit vereinigt und verſchmolzen, ja ihr allein einigen Werth gegeben, und niemand anderm kommt es zu.“

Maria nahm es aus ſeiner Hand, unter ihren geſenkten Augenliedern drängten ſich Thränen hervor und mit leiſer Stimme ſprach ſie: „Ihr wollt von uns ſcheiden?“

Als er ihre Thränen ſah, ergriff er ihre Hand und bedeckte ſie mit heißen ungeſtümen Küſſen; bei ihrer Berührung aber ſchlug die lang verhaltene Leidenſchaft in unbändiger Flamme empor. Er gebot ſeinem Herzen nicht länger, umfaßte Marien und rief: „Mein biſt du, Maria, mein! Kein anderer ſoll dich beſitzen! Du biſt mein, und ſollt ich dich durch ein Verbrechen erkaufen!“ — Maria ſah ihn erſchrocken an, und vor der wilden Glut, die aus ſeinen Augen brach, zurückbebend, ſuchte ſie ängſtlich ſich von ihm loszumachen. Da warf er ſich vor ihr nieder und bedeckte ſein Geſicht, und indem Maria von Angſt, Liebe und Mitleid gleich heftig bewegt, ſich in der Verwirrung zu ihm herabneigte, ihn aufzuheben, ſchaute er empor, ihre Lippen begegneten ſich und im erſten Kuſſe zuckte ihr Leben in einander.

In demſelben Augenblick entſtand an der Wand, wo das Bild von Mariens Mutter hing, ein heller heftiger Schall wie von einem Schlage. — Maria riß ſich erſchrocken aus Wolfs Armen, auch Wolf ſprang auf und ſchaute mit verſtörten Blicken um ſich. Es war, als ob eine bange Ahnung ſich wie

eine Kluft zwiſchen beide würfe: keins wagte mehr dem andern zu nahen.

„Das iſt mein Schickſal," ſprach Wolf mit Bitterkeit, „das überall ſtörend und zerreißend in mein Leben greift."

Suſanne kam herein, des Vaters Rückkehr meldend, und da Wolf noch immer wie ein Gebannter auf ſeinem Platz blieb, nahm ſie ihn bei der Hand und zog ihn ſchnell durch eine Seitenthüre mit ſich fort.

Meiſter Trymm trat mit ernſter Miene in das Zimmer und nachdem er ſich geſetzt hatte ſprach er: „Das war ein ſeltſamer Schlummer, der mich heute beim Leſen überfiel, als ich kaum angefangen. Mir träumte von deiner Mutter." Er ſah bei dieſen Worten nach dem Bilde empor. „Was iſt das?" rief er aus, ſtand auf und trat mit der Lampe vor das Bild.

Maria blickte hin und ſah nicht ohne Entſetzen, daß es, auf Holz gemalt, mitten voneinander geſprungen war und die geliebten Züge der Mutter in ſeltſamer Entſtellung erſchienen. Meiſter Trymm ſchüttelte bedenklich den Kopf und ſprach: „Das trift wunderlich zuſammen. Gott wende Unglück von uns!"

Die Ankunft des Bräutigams verzögerte ſich indeß von Tag zu Tage; von Wolfs Abreiſe war die Rede nicht mehr, und das Verhältniß der Liebenden ging im Verborgenen den gewöhnlichen Gang und wurde immer vertrauter. Denn obwohl die Scheu, welche Wolfs erſter Anblick erzeugt hatte, Marien auch jetzt noch, oft in ſeinen Armen ſelbſt, überfiel und ſie emporſchreckte, ja obgleich das Bild der Mutter ihr jeden Tag mit einer ſtillen Warnung entgegen zu treten ſchien, ſo diente dies der einmal erwachten Leidenſchaft, weit entfernt ihr ein Hinderniß zu ſeyn, vielmehr nur zu Vergrößerung ihrer Gewalt, und die Liebe drang ſchmerzlich und nicht ohne Kampf, aber eben darum nur deſto tiefer in Mariens Herz.

Eines Sonntags, da Meiſter Tromm am Fenſter ſtand und Maria eben aus der Kirche kam, traf es ſich, daß ſie einen Handſchuh verlor und Wolf, der nicht weit hinter ihr ging, lief geſchwind hinzu, ihn aufzunehmen, und ſo kamen beide nebeneinander auf das Haus zu. Frau Suſanne aber wollte die Gelegenheit benutzen und ſagte: „Nun, Meiſter, ſchaut! Das gäb' ein feines Paar.“

Meiſter Tromm ſah ſie finſter an. „Nimmermehr!“ fuhr er heraus. „Meiſter Tochter ſteht Großes bevor; der Burſche aber iſt zur unglücklichen Stunde geboren.“

Indeſſen waren jene beiden ins Haus getreten, und eine alte halb wahnſinnige Frau aus der Nachbarſchaft, die bei dem Volke für eine Wahrſagerin galt, blieb eben vorbeigehend unter dem Fenſter ſtehen, richtete ſich an ihrer Krücke empor und rief: „Gebt doch wohl Acht, Nachbar, daß euch der Wolf nicht das Lämmlein frißt!“

Meiſter Trymm ſchwieg, allein er beobachtete von nun an die Liebenden im Stillen und überraſchte ſie eines Tages Hand in Hand im vertraulichen Geſpräch. Sein Zorn entbrannte heftig gegen Marien, und auch Wolf würde ihm nicht entgangen, ſondern auf der Stelle aus dem Hauſe verwieſen worden ſeyn, wenn er nicht ſeiner noch ſo nothwendig bedurft hätte.

Ein reicher Kaufmann der Stadt nämlich hatte, an einer ſchweren Krankheit danieder liegend, dem heiligen Stephan, ſeinem Schutzpatron, ein ſilbernes Altarblatt gelobt und nach ſeiner Geneſung zu Verfertigung deſſelben den Meiſter Trymm erſehen, dieſer aber die ganze Arbeit Wolfen überlaſſen. Wolf war mit Eifer und Liebe daran gegangen, und der Alte hatte ihn noch mehr dadurch aufzumuntern geſucht, daß er ihm mehrmals während der Arbeit verſprach, den Lohn redlich mit ihm zu theilen, die Ehre aber ihm ganz allein zu überlaſſen. Das Werk war jetzt ſchon weit vorgerückt und der Vollendung

nahe. Es ſtellte den Märtyrertod des Heiligen in hocherhobener Arbeit dar und zeigte bei einem großen Reichthum an Figuren eine ſehr geſchickte Anordnung und höchſt kunſtreiche und vortreffliche Ausführung.

Da nun Wolf unter dieſen Umſtänden nicht entfernt werden konnte, ſo mußte ſich Meiſter Trymm damit begnügen, daß er Marien allen Umgang mit ihm unterſagte und Frau Suſannen die ſtrengſte Aufſicht anbefahl. Wolf aber ſtand in der Gunſt der letztern viel zu hoch, als daß ſie den Liebenden in der That ein ernſtliches Hinderniß in den Weg gelegt hätte. So gewann ihr Umgang durch den leichten Zwang und die nöthige Verheimlichung nur neue Reize und der Frühling der Liebe trieb, mitten unter winterlichen Umgebungen und vom Sturm bedroht, in ihren Herzen ſeine üppigſten Blüthen empor, alle Sinne mit ſüßem Duft berauſchend.

Doch nur kurze Zeit war dieſem Frühling gegeben, und kein Sommer ſollte ihm folgen. Die Ankunft des Bräutigams fiel plötzlich wie ein tödtender Nachtfroſt in jenen Blüthenhimmel.

Meiſter Trymm trat eines Nachmittags mit einem Fremden herein in reicher Kleidung, von vornehmem Anſtand, dem Anſehn nach nicht über die dreißiger Jahre hinaus, den er freudig als den lang' Erwarteten ankündigte. Mariens Herz erbebte bei ſeinem Anblick. Sie zitterte. Der Fremde ſchritt auf ſie

zu, und indem er freundlich ihre Hand faßte, sprach er sanft: „Ihr scheint zu erschrecken vor mir. Erinnert ihr euch eines Freundes nicht mehr, der euch als ein Kind schon liebte und oft auf seinen Armen trug? Wahrlich, so viel auch die Knospe schon versprach, so überrascht mich doch die Anmuth der Rose, die daraus emporgeblüht."

Marie war keines Wortes mächtig und ihr Vater sprach: „Laßt ihr nur erst Zeit, sich selbst in dem neuen Verhältniß wiederzufinden. Sie ist des Umgangs mit Mannern nicht gewohnt."

Der Freund zog einen Ring hervor und steckte ihn an ihren Finger. Es war ein Rubin in Form eines Herzens. „So vergönnt mir wenigstens," lächelte er, „daß dieser Ring durch seine Farbe und Gestalt ein Wörtlein von mir zu euch spreche." Darauf entfernte er sich mit ihrem Vater und ließ sie in großer Verwirrung zurück. So hatte sie sich den Bräutigam nicht gedacht.

Herr Walter war ein fürstlicher Diener und im Besitz eines ansehnlichen Vermögens. Eine Bestellung seines Herrn hatte ihn mit Meister Trymm bekannt gemacht, der gemeinschaftliche Hang zu geheimen Wissenschaften beide enger miteinander verbunden. Bei einem Besuch vor mehrern Jahren sah er Marien, und obwohl sie damals erst acht Jahr alt war, machte doch das wunderschöne, fromme

und freundliche Kind einen so lebhaften Eindruck auf ihn, daß selbst eine lange mit seinem Herrn unternommene Reise denselben nicht tilgen konnte und er, nach seiner Rückkehr das Bedürfniß einer treuen Genossin in Freud und Leid verspürend, sich gradezu an Meister Tromm mit dem Begehren nach seiner Tochter Hand wendete, welchem Antrag auch dieser um so freudiger zu Willen gewesen war, da er seinem durch alchemistische Versuche bereits gar sehr zurückgekommnen Hauswesen mittelst eines reichen Schwiegersohns wieder aufzuhelfen hoffte.

Maria stand noch auf demselben Platze, wo der Bräutigam sie verlassen hatte, als Wolf mit verstörtem Gesicht und wilden Blicken hereinstürzte. „Maria," rief er, „ist es wahr?" — Maria schwieg. Er faßte ihre Hand und ward des Ringes inne. Da ließ er sie plötzlich los, wandte sich ab und sprach mit leiser Stimme: „O ich Unglücklicher, so ist es denn entschieden! — Fahr hin, Seligkeit!" fuhr er heftiger fort. „Der Himmel ist verschlossen; die Hölle thut sich auf." Er ergriff einen Sessel wie um sich daran zu halten, sank daran nieder und legte, das Gesicht mit beiden Händen bedeckend, seinen Kopf auf den Sitz. Marie wußte nicht, was sie beginnen sollte; sie bat ihn, aufzustehen und gab ihm die süßesten Namen; da er aber immer noch regungslos in seiner Stellung verharrte, kniete sie

endlich neben ihm nieder und den Arm um ſeinen Nacken ſchlingend, rief ſie ſchluchzend: „Ich bin ja dein, auf ewig dein!“ — Wolf ſchaute ſie lange an, dann drückte er wild ſeine Lippen auf ihren Mund: „Ja, du biſt mein,“ ſprach er. „Wer will dich mir entreißen?“ — Er ſprang auf und zog ſie mit ſich empor. — „In deinem Herzen iſt mein Leben feſtgewurzelt; wer dich von mir reißt, der tödtet mich! — Leben um Leben dann! Wohl; es gilt!“

Maria, die aus ſeiner wilden Gebehrde Arges fürchtete, hielt ihn ängſtlich feſt. Er aber ſprach mit einem ſeltſamen Lächeln: „Sey ruhig, Kind; ich will bei deinem Vater um dich werben.“ Er küßte ſie noch einmal auf Stirn und Augen und verließ das Gemach.

Maria zitterte nun vor der Rückkehr des Bräutigams; indeß er kam blos, um ihr Lebewohl zu ſagen. Ein wichtiges Geſchäft rief ihn noch deſſelben Tages von hinnen, doch hoffte er in zwei oder drei Wochen zurück zu ſeyn; der Tag der Vermählung wurde in ihrer Gegenwart feſtgeſtellt und ihr Schweigen dabei für ihre Einwilligung genommen.

In dieſer Zeit traf es ſich, daß das Altarblatt eben vollendet worden war, und Wolf überlieferte es ſeinem Meiſter am andern Morgen nach des Bräutigams Abreiſe. „Es iſt gut und wohlgera-

then," sprach Meister Trumm, nachdem er es lange aufmerksam betrachtet, und wollte sich hinwegbegeben, allein Wolf stellte sich ihm düster in den Weg und hielt um seiner Tochter Hand an. „Was ihr dort gesehen," fügte er hinzu, „bezeugt euch sattsam, daß ich ein Weib ernähren kann. Maria liebt mich und ich vermag nicht ohne sie zu leben. So stehe ich nun zwischen Himmel und Hölle: ich flehe zu euch, rettet mich von dem Abgrund, den ich zu meinen Füßen schaue. Sprecht ihr nein, so bin ich verloren — und ich nicht allein!"

Der Alte blickte ihn verächtlich an, sein Gesicht überlief rothe Glut, dann wurde er wieder bleich. „Man muß in der Welt über manch Ding hinweg," sagte er endlich spöttisch lächelnd," so werdet ihr auch über mein Nein hinwegkommen. Meine Tochter ist zu etwas besserem bestimmt, als die Frau eines armen Goldschmidts zu werden. Du aber, mein Bürschlein, bist als ein armer Schlucker geboren, und wirst nimmermehr auf einen grünen Zweig kommen, mit all deiner Kunst! Es war eine unglückliche Stunde, die dich zur Welt kommen sah!" Und damit ließ er Wolfen stehen, durch dessen Brust seine Worte wie glühende Schwerter zuckten.

Von diesem Augenblick an schlich Wolf herum wie ein Träumender, erschien nicht mehr bei Tische, ließ sich überhaupt wenig im Hause sehen, sondern

ſtreifte außerhalb der Stadt in Sturm und Schneegeſtöber umher und ſo oft Marie ängſtlich beſorgt ihn fragte, was geſchehn ſey, gab er immer nur zur Antwort: Sey ruhig, es ſoll alles noch gut werden."

Indeſſen hatte Meiſter Trymm das Altarblatt abgeliefert; es war in der Kirche aufgeſtellt worden; von allen Seiten kamen Leute herbei, es zu beſchauen und zu bewundern, und dem kunſtreichen Verfertiger wurde großes Lob und reicher Lohn zu Theil. Meiſter Trymm aber, ſeines Verſprechens uneingedenk, fand für gut, beides allein für ſich dahin zu nehmen, und Wolfen wie einen gemeinen Arbeiter mit einem geringen Stück Geld abzufinden. Obwohl nun dieſem in ſeiner jetzigen Stimmung weder Ehre noch Geld der Beachtung werth ſchien, ſo konnte ihm doch das unredliche Verfahren nicht entgehen, ſondern ſchärfte den Stachel, den des Alten zurückweiſende Antwort in ſeine Seele geworfen, und trieb den Groll gegen ihn, der in ſeinem Innern glimmend lag, in raſcher Glut empor. — Allein mit einemmale ſollte die ganze Lage der Dinge eine gewaltſame Aenderung erleiden.

Eines Morgens ſtellte ſich Meiſter Trymm nicht zum Morgenimbiß ein, wie er doch ſonſt pflegte; das Bett ſtand noch unberührt in ſeiner Kammer, und ob er gleich wohl öfters ſchon ganze Nächte in

seinem Laboratorium zugebracht hatte, so machte doch jetzt sein langes Ausbleiben Marien besorgt und sie wagte sich endlich, da es gegen Mittag ging, in Susannens Begleitung nach dem Hinterhause, in welchem sich die geheime Werkstätte befand, und pochte an die Thür. Doch keine Antwort, keine Spur des Lebens innerhalb, wie lange sie auch horchten, wie stark sie auch klopften. Vergeblich wurde nun das ganze Haus durchsucht, Mariens Besorgniß wuchs zur Angst auf, und da auch Wolf nirgend zu finden war, mußte Susanne endlich den Beistand eines Nachbarn erbitten, um die Thür des Laboratoriums mit Gewalt zu öffnen.

Nur einmal in ihrem Leben hatte Maria, fast noch ein Kind, das Innere desselben gesehen, da ihr Vater einst den Schlüssel stecken lassen; sie erinnerte sich, daß der Anblick zweier riesenhafter Todtengerippe, mit großen Schwertern in der knöchernen Faust, sie damals voll Entsetzen zurückgescheucht hatte, und in die bange Erwartung, mit welcher sie jetzt der Oeffnung entgegen sah, mischte sich ein geheimer Schauder.

Die von innen verschlossene Thür wich endlich der Art, und wurde geöffnet. Unter einem schwarzen Vorhang, welcher im Hintergrunde des Gemachs den Eingang zu einem zweiten deckte, quoll ein dicker Rauch hervor, in demselben Augenblick

ſchlug auch die Flamme in die Höh' und die Todtengerippe zu beiden Seiten grinſeten in Rauch und Feuer gehüllt den Eintretenden gräßlich entgegen. Der Nachbar trat erſchrocken zurück, Maria bebte und faßte Suſannens Arm. Da kam plötzlich Wolf herbei, ein Gefäß mit Waſſer in der Hand; mit dem Geſchrei: „Feuer! Feuer! um Gotteswillen!“ drängte er ſich bei ihnen vorüber, riß ſchnell den brennenden Vorhang herab, der Nachbar lief auch hinzu, und ſie gewältigten das Feuer mit leichter Mühe. Doch als ſie nun beide in das hintere Gemach drangen, ſtürzte Wolf ſogleich wieder heraus, eilte auf Marien zu, die zitternd an der äußern Thüre ſtand, ergriff ihre Hände in höchſter Angſt, und rief mit wild rollenden Augen: „Maria, um Gotteswillen hilf mir, rette mich, bete für mich! Ich kann ihn nicht anſehen!“ — Zu gleicher Zeit vernahm Marie den Angſtruf: „Um Jeſu willen! er iſt todt!“ ſie hörte das Geſchrei Suſannens, die indeß auch hinzugeeilt war, lief, ſich losreiſſend, nach der hintern Thüre, ſah ihren Vater mit gräßlich entſtelltem Geſicht leblos am Boden liegen und ſank ohnmächtig nieder. Suſanne und der Nachbar wußten nicht, wem ſie zuerſt beiſpringen ſollten und liefen in der Beſtürzung von einem zum andern, bis endlich dieſer hinwegeilte, um Hülfe herbei zu ſchaffen und jene Wolfen, der in ſtarrer Betäubung

daſtand, ihr beizuſtehen antrieb, worauf er, wie aus einem Traume erwachend, Marien haſtig auf ſeine Arme nahm, ſie nach ihrer Kammer trug und dort zu den Füßen ihres Bettes knieend liegen blieb, bis es Suſannen gelungen war, ſie wieder ins Leben zurück zu rufen.

Als ſie die Augen aufſchlug, ſprang er empor: „das iſt mein Himmel!“ rief er, „und keines andern bedarf ich weiter!“ Und als Suſanne von ihm verlangte, er ſolle nun ſeinem Meiſter zu Hülfe eilen, ſprach er: „Verlangt mein Leben! nur das nicht! Ich kann ihn nicht anſehen.“

Alle Bemühungen, auch Meiſter Trumm wieder zum Leben zu erwecken, waren unterdeß fruchtlos geweſen. Er war todt. Nach der Meinung des herbeigerufenen Arztes mußte er erſtickt ſeyn, und die Beſichtigung des Laboratoriums machte es wahrſcheinlich, daß der Tod ihn am Heerde bei Bereitung irgend einer verderblichen Materie getroffen, ſein Fall den Tiſch mit der brennenden Lampe umgeſtürzt und dadurch den darauf liegenden Teppich entzündet habe, an welchem das Feuer nun langſam fortglimmend ſich bis zu dem Thürvorhang verbreitet und endlich durch den bei Eröffnung der Thür entſtandenen Luftzug plötzlich in heller Flamme aufgeſchlagen ſey.

An ſeinem Begräbniß-Tage kehrte Herr Walter, Mariens beſtimmter Bräutigam, von ſeiner Reiſe zurück. Er geleitete wehmüthig ſeinen Freund zur Ruheſtätte, und da er bald inne wurde, wie nun die Sach' im Hauſe ſtand, trat er ernſt, doch freundlich vor Marien und ſprach: „Es war des Vaters Wille, mich mit eurer Hand zu beglücken, nicht der eure, wie ich jetzt erſt ſehe. Fern ſey es von mir, euch Zwang auflegen zu wollen. Das Glück der Ehe gedeihet nur im Sonnenſchein der Liebe. Möge es euch immer wohlgehen! möget ihr allezeit glücklich machend auch glücklich ſeyn!“ — Marie ſah eine Thräne in ſeinen Augen blinken, er reichte ihr noch einmal die Hand und ſchied von dannen.

Der Schreck hatte Marien eine Unpäßlichkeit zugezogen. Wolf wich nicht von ihrem Bett, und ſogar am Begräbnißtage hatte Suſanne ihn nicht vermocht, es zu verlaſſen, um ſeinem Meiſter das letzte Geleit zu geben. In dem Gefühl, daß Maria nun ſein, daß nun jedes Hinderniß ſeiner Liebe entfernt ſey, ſchien er allein wie in einem befreundeten Elemente leben zu wollen und jede Berührung mit der Außenwelt, ja ſelbſt jeden andern Gedanken als feindlich zu vermeiden und zurückzuſtoßen. Ueber-

haupt wurde mit jedem Tage auffallender eine seltsame Unruhe an ihm bemerklich, die wie ein böser Geist sich an seine Fersen heftete. Oft mitten im Gespräch verstummte er, saß in sich selbst versunken, die Blicke starr auf einen Fleck gerichtet, ohne Regung da; dann jagte ihn plötzlich wieder irgend ein unbedeutendes Geräusch empor, er schaute mit wild rollenden Augen erschrocken um sich, das Entsetzen lag auf seinem Gesicht und schüttelte seine Glieder wie im Fieberfrost, und in Marien regte sich wieder das unheimliche Gefühl bei seinem Anblick, welches nur eine Zeitlang geschlummert hatte. Doch in solchen Augenblicken flüchtete er allezeit an ihre Brust, wie zu einem rettenden Asyl; in ihren Armen schien er sich berauschen, in den Wogen der Liebe untergehend ein gänzlich Vergessen seiner selbst suchen zu wollen; und im Sturm der Leidenschaft, in halbem Wahnsinn riß er das schwache Mädchen mit sich fort.

Der Winter war indeß vergangen. Ein warmer Morgen lockte einst Marien mit dem Geliebten aus dem engen Garten am Hause ins freie Feld. Der Frühling begann zu erwachen und schaute aus tausend Knospenaugen schüchtern hervor; zu ihren Füßen und in den Lüften regte sich überall junges Leben, die blauen Berge traten Marien wie alte Bekannte entgegen, die Bäume, traute Gespielen ihrer Kindheit, nickten ihr freundliche Grüße zu, und

in der Luft, die um ihre Wangen kos'te, wehte der leise Athem der Erinnerung. Es war noch alles wie sonst und doch wieder wie so ganz anders als damals, da sie als fröhliches Kind, als unschuldige Jungfrau auf diesen Wiesen spielend und träumend sich erging! Ihr Herz bebte in süßer Wehmuth und schmerzlicher Lust. Sie zog den Gefährten zu ihrem Lieblingsplätzchen nieder, das schon im neuen Grün prangte, legte den Kopf an seine Brust und erleichterte das volle Herz in sanften Thränen. Wolf schlang den Arm um sie, blickte düster hinaus in die freundliche Gegend und küßte von Zeit zu Zeit heftig ihre Hand.

„Wirst du mich auch immer lieben?" fragte Maria endlich leise.

„Bis in den Tod!" entgegnete Wolf.

„Wirst du auch allzeit bei mir bleiben?" fuhr Marie fort.

Wolf schwieg und schlug die Augen nieder. „Wenn nur dein Vater wollte!" sprach er endlich dumpf und leise.

Marie hob den Kopf und sah ihn verwundert an. Indem erschallte dicht hinter ihnen eine krächzende Stimme: „Laßt euch nicht von ihm anfassen, Jungfrau! Er macht euch blutig."

Wolf sprang erschrocken empor. Die wahnsinnige Nachbarin stand vor ihm und schaute ihm grinsend

ins Geſicht. — „Waſche deine Hände,“ fuhr ſie fort, „ſie ſind noch roth.“

„Wahnſinnige Hexe,“ ſchrie Wolf außer ſich, „was willſt du von mir?“

Die Alte zog unter ihrem Bruſttuch einige Veilchen hervor, reichte ſie ihm hin und ſprach: „Ich will dir Blumen ſchenken, die auf einem Grabe gewachſen ſind; daß du mir das Lämmlein da nicht frißt. Halte ſie wohl unter Gewahrſam, denn ſie plaudern gar wunderliche Dinge. Was der Winter begraben, bringt der Frühling ans Licht. Sieh dich wohl vor.“

Marien überfiel ein Grauen vor der Alten und ihren Worten. Wolf faßte mit verſtörtem Geſicht ihren Arm. „Fort!“ rief er, „laß uns gehn! die Hexe macht mich ſelbſt noch wahnſinnig.“

Mit gellender Stimme hub die Alte an zu ſingen:

„Drei Klaftern in die Erde
Hat ſich der Fuchs verſteckt:
Der Jäger mit den Hunden
Der hat ihn doch gefunden,
Der Jäger mit den Hunden
Der hat ihn doch entdeckt.

Am Himmel ſtehn zwei Augen,
Die ſehen alles klar.

Es kommt ein lichter Morgen
Und was die Nacht verborgen,
Es kommt ein lichter Morgen,
Wird alles offenbar.

Wolf zog Marien haſtig mit ſich fort, aber noch lange hörte ſie das gräßliche Krähen hinter ſich drein erſchallen.

Seit dieſem Auftritte ſtieg Wolfs Unruhe mit jedem Augenblicke zu größerer Heftigkeit. Bald lag er zu Mariens Füßen und barg den Kopf in ihren Schooß, bald ſprang er wieder ängſtlich horchend auf, ſchaute aus dem Fenſter als erwartete er jemand, und lief dann nach der Hausthür, um zu ſehen, ob ſie verſchloſſen ſey, und ſo trieb er es den ganzen Tag. — Am folgenden Morgen war er nirgend zu finden. Auf dem Tiſch in ſeiner Kammer lag ein Zettel mit folgenden Worten: „Ich bin nicht mehr ſicher in deiner Nähe. Ich muß fort. Bleibe mir treu, Marie, ſonſt muß ich verzweifeln. Ich kehre bald zurück, dich als mein Weib heim zu führen. Gott beſchütze Dich!“ —

Marie erſtarrte in ihrem innerſten Leben, als ihr Suſanne den Zettel überbrachte. Sprachlos, ohne Thränen, ſaß ſie und ſchaute unverwandt das unglückliche Papier an. Erſt als ſich Suſanne in Klagen und Schmähungen gegen Wolfen ergoß, kehrte

ihr die Sprache zurück. „Er kommt wieder,“ rief sie mit ungewöhnlicher Heftigkeit, „ich weiß es, er muß wiederkommen!“ — „Nun wenigstens,“ fiel Susanne beruhigend ein, „wenigstens wird er uns doch bald Nachricht von sich geben.“ —

Allein träge schlich eine Woche nach der andern bei der Harrenden vorüber, und Wolf kehrte nicht wieder und gab keine Nachricht. Und da die sechste vorüber war, mehrte sich Mariens stiller Schmerz und ihre bange Sehnsucht, denn unter ihrem Herzen fing ein junges Leben an sich zu regen.

Scheu entzog sie sich von nun an jedem fremden Blick und hätte sich gern vor sich selbst verborgen. Nur am frühsten Morgen verließ sie täglich das Haus, und ging nach dem nahen Dome, dort zu beten. Und so oft sie an dem Altarblatt von Wolfens Hand vorüber ging, fühlte sie die Pfeile, die des Heiligen Brust durchbohrten, auch tief in ihrem Herzen.

Als sich ihr Zustand nicht länger verbergen ließ, entdeckte sie sich Susannen. Die geringe väterliche Verlassenschaft wurde verkauft, und beide zogen nach der fürstlichen Residenz, wo Susanne Verwandte hatte. Hier wurde Maria von einem Knaben entbunden und nannte ihn nach seinem Vater, Rudolph.

In ſtrenger Eingezogenheit lebten die beiden Frauen von dem Ertrag ihres kleinen Vermögens und von der Arbeit ihrer Hände lediglich der Erziehung des Kindes. In Mariens Bruſt war allmählig die Hoffnung auf Wolfs Wiederkehr faſt ganz erloſchen und alle Liebe ihres Herzens, jede Kraft ihres Gemüths von nun an dem Knaben zugewendet, der, in wunderbarer Miſchung des Vaters und der Mutter Züge in ſich vereinend, unter ihrer Pflege und Obhut anmuthig und herrlich emporwuchs. „Das Kind iſt zu ſchön und zu klug,“ ſagte Frau Suſanne manchmal, „als daß es lange leben könnte!“ — „Wenn es Gott zu ſich nimmt,“ entgegnete Marie allezeit, „ſo iſts zu ſeinem Heil, und ich hoffe zu ſeiner Gnade, daß er mich dann bald wieder mit ihm vereinen wird.“

Oft wenn ſie dem Knaben in die großen blauen, von ſchwarzen Wimpern umſchatteten Augen ſchaute, floſſen die ihren über von ſchmerzlicher Sehnſucht, nur einmal, einmal noch den Geliebten zu ſehn, daß ſie ihm ſeinen Sohn zeigen möchte. Aber er kam nicht. „Hättet ihr doch damals Herr Walthern Gehör gegeben!“ ſprach Suſanne dann wehl. „Er war doch auch ein ſchöner Mann, und in ſeinen blauen Augen war ſo viel Treue und Gutmüthigkeit, und ſie ſchickten ſich beſſer zu euern, als Wolfs ſchwarze düſtre. Gleich und gleich! ſo hab' ich mein

Lebtag gehört; auf so ungleicher Paarung aber konnte kein Heil erwachsen." — Maria seufzte und schwieg.

So waren mehr als drei Jahre seit Wolfs Verschwinden still und ohne besondere Ereigniß vorüber gegangen, Mariens einzige Gesellschaft, Susanne, ihr Kind und die Erinnerung an seinen Vater, ihre einzige Erholung, wenn es die Jahreszeit erlaubte, ein Spaziergang nach einer einsam gelegenen Meierei unfern der Stadt.

Hier saß sie einst auf einem Hügel hinter dem Garten, der kleine Rudolph lief hin und wieder und trug ihr Blumen zu, die sie ihm in Kränze zusammenflocht, als er auf einmal mit einem Lilienstengel auf sie zugelaufen kam. — „Wo hast du die schöne Blume her?" fragte Marie verwundert. „Da," sprach der Knabe, „der Mann da hat sie mir geschenkt." Marie blickte hin und ein jugendliches, aber stark von der Sonne verbranntes Gesicht, mit wild um den Kopf hängenden schwarzen Haaren, guckte aus den Gebüschen hervor. Maria erschrak und stand hastig auf. „Bleibt, Madonna, bleibt!" rufte der fremde Jüngling — „ihr habt nichts zu fürchten." Er trat herauf, kreuzte die Arme über

die Bruſt und blieb ſo in demüthiger Stellung ſtehen. Marie betrachtete ihn mit Verwunderung. Es war eine ſchlank aufgeſchoſſene Geſtalt und doch ſchien er kaum den Knabenjahren entwachſen.

„Erlaubt ihr, mich zu nahen?“ ſprach er endlich mit ſanfter Stimme. — Marie lächelte. Da ſchritt er auf ſie zu, ließ ſich vor ihr auf die Kniee nieder und ſprach: „In meinem Vaterlande iſt ein Bild der heiligen Jungfrau, auf welchem ſie von Blumen rings umgeben dargeſtellt iſt, einen Lilienſtengel in der Hand. Als Knabe habe ich oft zu ihm gebetet. Ich ſah euch unter den Blumen ſitzen, und daß auch die Lilie euch nicht fehlen möchte, hab' ich ſie aus jenem Garten ſchnell geholt.“

„Wer ſeyd ihr denn?“ fragte Maria erröthend und verlegen, „und was führt euch hierher?“

„Ich heiße Antonio,“ entgegnete er lächelnd, „und was mich hieher geführt, das war mein Glück: ich habe gefunden, was ich ſuchte. Denn ihr ſeyd es oder keine. Ihr ſeyd Maria.“

Indem kam Suſanne langſam den Hügel herauf. Antonio ſprang empor, und einen von Mariens Kränzen ergreifend rief er: „Das iſt der Oelzweig, den ich heim bringe! Alle Noth hat nun ein Ende. Gehabt euch wohl, Madonna, und wenn ihr glücklich ſeyd, ſo gedenkt meiner!“ Er zog ſich ſchnell in das Gebüſch zurück, Marie ſah ihm voll Erſtaunen

nach, und da sie nach ihrer Heimkehr, der seltsamen Erscheinung nachdenkend, am Fenster stand, glaubte sie ihn in der Dämmerung noch langsam vor ihrer Wohnung vorbeischreitend zu erkennen.

Eine Ahnung regte sich in ihrem Busen, die sie, oft getäuscht, sich selber kaum gestehen mochte, und die geheime Hoffnung, sie vielleicht dort erfüllt zu sehen, trieb sie am andern Tage unablässig zu einem neuen Spaziergang nach der Meierei an. Doch schon um Mittag schwärzte sich der Himmel, ein Gewitter stieg auf und löste sich in einen anhaltenden Regen.

Es war Abend geworden, Marie mit dem Knaben allein, der heut gegen seine Gewohnheit gar nicht zu Bett gehen wollte. Sie hatte sich einen Augenblick nach einer anstoßenden Kammer begeben und ihn in der Stube spielend zurückgelassen, als er ihr schnell nachgelaufen kam, sie bei der Hand ergriff und freudig ausrief: „Komm, Mutter, komm, der Vater ist da!“ Ein fremdiger Schreck durchzuckte Marien. „Was träumst du, Kind!“ rief sie, doch der Knabe zog sie ungestum nach der Thür. Sie erblickte einen Mann von hohem Wuchs und Anstand, in reicher Kleidung. „Das ist der Vater nicht, mein Kind!“ sprach sie und sich gegen jenen wendend: „Wen sucht ihr, und was ist zu euern Diensten?“ Doch dieser breitete die Arme gegen sie aus und rief

mit bebendem Tone: „Maria, du kennſt mich nicht mehr?“ Da erkannte ſie Wolfs Stimme; Gegenwart und Erinnerung, Freude und Leid griffen zu gleicher Zeit gewaltſam an ihr Herz, ihre Kniee brachen ein und ſie wäre niedergeſunken, wenn nicht Wolf hinzuſpringend ſie in ſeinen Armen aufgefangen hätte.

„Marie,“ rief er ſchmerzlich aus, „kann dein reines Auge meinen Anblick nicht ertragen?“

Maria ſchlug die Augen auf, ſah ihn an, legte dann den Kopf an ſeine Bruſt und weinte heftig. „Du biſt lange geblieben!“ ſprach ſie ſanft.

„Ach, warum erinnerſt du mich!“ rief er. „Das war eine gräßliche Zeit, die hinter mir liegt. Ich habe mit ihr gerungen wie mit einem Tiger. Jetzt aber iſt mein blauer Himmel wieder offen und ein neues Leben beginnt.“

„Nun ſiehſt du, Mutter,“ hub jetzt Rudolph an, „ich wußte wohl, daß es der Vater war. Es hat mir's jemand dieſe Nacht geſagt, daß er heute kommen würde.“

„Und dieſer ſchöne Knabe?“ rief Wolf, „Maria, dieſer Knabe?“ — — —

„Er iſt dein,“ ſprach Marie leiſe und erröthend.

Da ſchloß Wolf den Knaben in ſeine Arme, hob ihn hoch empor und küßte ihn auf Mund und Stirne, und zwei große Thränen perlten über ſeine braunen

Wangen. Er umfaßte die Mutter und das Kind zugleich; seine Augen, bald hierhin, bald dorthin gewendet, schienen sich in ihrem Anschaun zu berauschen und er konnte seiner Lust daran gar kein Ende finden.

Der Knabe lächelte freundlich und schlang, ledig aller Furcht und Scheu, seine Aermchen dem Vater und der Mutter um den Hals.

„O ihr Engel," sprach Wolf, „ihr sollt und werdet mich zurückführen in mein verlornes Paradies! Daß Gott mir diesen Knaben schenkt, das ist mir ein Zeichen, daß ich wiederum seiner Gnade theilhaftig werden soll."

Susanne trat jetzt herein und auch sie erkannte Wolfen nicht, denn mehr noch als seine stolzere Haltung, veränderte Kleidung und sein sonnverbranntes Gesicht, machte ihn ein starker Knebelbart an Kinn und Oberlippe unkenntlich.

Als die ersten ungestümen Wellen der Freude und Ueberraschung sich gelegt hatten, begehrte Frau Susanne zu wissen, warum er sie und auf so lange Zeit verlassen, und wo er indeß gewesen sey.

„Es giebt mancherlei," entgegnete Wolf mit schnell verdüstertem Gesicht, „was man wohl thun, aber nicht so bald auch aussprechen kann, und wenn jedes Warum eine genugende Antwort aus dem

Menſchen zerren wollte, möchte die hölliſche Meute leicht ſein bischen Verſtand in Fetzen reißen."

„Ich führte ſonſt Hammer und Grabſtichel," fuhr er nach einer Weile fort," jetzt führe ich das Schwert. Ich war ſonſt ein armer Schlucker und ſollte es bleiben," — er ſchlug ein wildes Gelächter auf, — „nun, er hat gelogen, denk' ich! — Doch weg damit! Ihr zwingt mich, Galletropfen in meinen Freudenwein zu gießen"

„Nun, nun," ſprach Frau Suſanne, „ich begehre ja nichts weiter zu wiſſen. Wenn ihr nur von nun an bei uns bleibt."

Er ſchloß von neuem ſeinen Knaben in die Arme, herzte und küßte ihn und rief: „Gott hat mir hier ein Zeichen ſeiner wiederkehrenden Gnade gegeben. Das wüſte Leben hat nun ein Ende. Ich will mir eine Heimath ſuchen, auf daß ich mein Weib heimführen möge."

Der lockende Schlag einer Nachtigall ließ ſich dicht unter dem Fenſter vernehmen. „Das iſt mein Antonio!" ſprach Wolf zu Marien. „Du haſt ihn geſtern geſehen. Es iſt ein wackrer Burſch, mir treu ergeben, und auch du kannſt ihm vertrauen. Er ruft mich. Ich muß fort."

Maria wollte ihn nicht aus ihren Armen laſſen und Frau Suſanne rief: „Noch immer keine Ruh und Raſt!" — „Noch iſt es mir nicht vergönnt,"

entgegnete Wolf, „zu kommen und zu gehen wie meinem Herzen gelüstet. Der Tiger ist noch nicht todt. Doch morgen Abend bin ich wieder hier und hoffe länger zu bleiben."

Er nahm Abschied von Marien und dem kleinen Rudolph, und da er schon an der Thür war, wandte er sich noch einmal, kehrte wieder zurück, küßte den Knaben auf die Stirn, drückte Mariens Hand an seine Brust und an seine Lippen und rief: „ich bin solches Glücks nicht werth!" und verließ darauf eilig das Gemach.

Als Susanne von seiner Begleitung zurück kam, sprach sie kopfschüttelnd: „Er hat sich viel verändert und will mir nicht recht gefallen; ja wenn ich so sein ganzes Wesen bedenke, wird mir fast unheimlich zu Muth." Aber Marie hörte nicht was sie sprach, denn sie kniete vor dem Bilde der Mutter Gottes, welches auf einem kleinen Hausaltar in der Ecke des Zimmers stand, und sendete heiße Gebete zu der hehren Vertrauten aller nun geendeten Noth und Schmerzen. In dem Gefühl des Danks und der Freude war in diesem Augenblick jedes andre untergegangen, und nur wie fernes Wetterleuchten zuckte, von ihr selbst kaum bemerkt, ein leises Weh vorbedeutend an dem heitern Himmel ihrer Seele hin.

Wolf kam nun faſt mit jedem Abend. Er war gröſtentheils ſanft und ſelbſt heiter, und wie an einem warmen Frühlingstage, nach anhaltendem Sturm und Regen, die Blume freudig ihre Blätter entfaltet, und die Strahlen der lange entbehrten Sonne begierig einſaugt, ſo gab ſich ſein Herz der Gegenwart ſeiner Lieben hin. Nur zuweilen ſchien ihn eine ängſtliche Mahnung an ſeine übrigen Verhältniſſe, oder eine ſchreckende Erinnerung aus der Vergangenheit zu überfallen, was ſich dann durch ein plötzliches düſtres Verſtummen, ſeltſame Unruhe, oder auch wohl durch eine wunderlich luſtige Laune und eine Art wilden Scherzes kund gab, die Marie nicht an ihm gewohnt war und ſie jederzeit bis ins Innerſte mit bangem Grauen erfüllte.

Dem kleinen Rudolph ſchloß er ſich mit der innigſten Neigung an, und ſeine Liebe zu ihm wuchs mit jedem Tage. Er ſpielte mit ihm, er erzählte ihm Mährchen und Geſchichten, und der Knabe fand um ſo mehr Gefallen daran, da ſeine geiſtige Entwickelung ſeinen Jahren weit voraus gegangen war.

„Soll ich dir auch etwas erzählen?“ ſprach er einſt zu ſeinem Vater. „Von dem frommen Knaben, den Gott zu ſich nahm? Oder von dem böſen Räuber? Dem zerbrach eine groſſe Perle, die er geraubt hatte, und ſein Mund that ſich auf zum Fluch, da ſah er in der Perle ein Bild, das ſtellte den Sohn

Gottes vor am Kreuze. Du kennst es doch?" — Er lief nach der Kammer und kehrte mit einem kleinen Crucifix in der Hand zurück: es war dasselbe, welches Maria einst von Wolfen empfangen. — „Sieh, das ist Gottes Sohn am Kreuze!" fuhr der Knabe fort. „Und der Räuber ging in sich und bereute seine Uebelthaten, und betete und that Buße zwanzig Jahr, und Gott hat ihm verziehen um seines Sohnes willen."

Wolf nahm das Crucifix, drückte es an sein Herz und küßte es; Thränen stürzten aus seinen Augen, und er saß lange Zeit stumm in sich selbst versunken. Endlich hob er das Kreuz in seinen gefalteten Händen hoch empor, blickte zum Himmel und sprach leise: " Um deines Sohnes Jesu Christi willen!"

„Kennst du es wohl noch?" hub Maria nach einer Weile an.

„Ach, das war eine glückliche Zeit," entgegnete er," da ich noch an dem Kreuzlein arbeitete und Andacht, Liebe und Begeisterung wie eine heilige Dreieinigkeit in meinem Herzen wohnten! Mit meinem Blute möcht' ich sie zurück erkaufen; dort aber steht der Engel mit dem Flammenschwert und weigert die Rückkehr dem Gefallnen."

Frau Susanne hielt das Gespräch bei der Vergangenheit fest, erinnerte Wolfen an manche kleine

Begebenheit aus der erſten Zeit ſeiner Liebe und wollte dabei, ſeine heutige ſanfte Stimmung benutzend, einen nochmaligen Verſuch machen, ihm einige Erklärung ſowohl über ſein bisheriges Leben und Treiben, als über die eigentliche Quelle der Geſchenke zu entlocken, die er faſt bei jedem Beſuch mit freigebigen Händen austheilte, die von Marien aber um ſo mehr mit einem geheimen Widerwillen angenommen wurden, da ſie in der That ſehr reich und koſtbar waren. Allein er wich allen Winken, Wendungen und verſteckten Fragen auch diesmal gefliſſentlich aus, und ſogar der Ort ſeines jetzigen Aufenthalts blieb fortwährend ein Geheimniß. Er kam allzeit in der Dämmerung, wohl bewaffnet, und entfernte ſich früher oder ſpäter, doch immer vor Mitternacht. Das Haus, worin Maria wohnte, lag in der Vorſtadt. Als Suſanne beim Weggehn fragte, ob er ſich denn nicht fürchte in der finſtern Nacht über Feld zu gehen, zumal da wieder ſtark von dem ſchwarzen Jäger geſprochen werde und er ſich ſogar, wie verlauten wolle, in hieſiger Gegend habe ſpüren laſſen, ſah er ſie kopfſchüttelnd an und ſprach: „Mit dem iſts vorbei! — „Auch hat wohl,“ ſetzte er nach einer Weile hinzu, „der Menſch weit minder ſich vor Räubern zu fürchten, als vor den böſen Trieben ſeines eigenen Herzens, die wie Gewappnete ihn auf der Straße des Heils überfallen

und ihm sein kostbarstes Kleinod, den Frieden seiner Seele, rauben." —

Schon einigemal war bei heiterm Wetter die Meierei vor der Stadt zum Ort ihrer Zusammenkunft bestimmt worden und so geschah es auch heute für den andern Tag, da der Knabe großes Verlangen danach bezeigte. Am folgenden Tage indeß wandelte Marien eine seltsame Abneigung an, mit dem Knaben hinauszugehen, die noch dadurch verstärkt wurde, daß dieser schon vom Morgen an, sich geklagt hatte und nur Susannens Zureden und des kleinen Rudolphs anhaltende Bitten besiegten endlich diesen Widerwillen, welchem nicht bloß, wie sie wohl fühlte, des Kindes Unpäßlichkeit zum Grunde lag, von dem sie sich aber sonst durchaus keine Rechenschaft zu geben vermochte.

Wolf und Maria saßen auf dem Hügel hinter der Meierei. Ein lauer Wind wehte von dem bewölkten Himmel; der Abend spielte mit Wolkenschatten und goldnen Lichtern in dem weiten grünenden Thale, und wiegte sich auf dem Spiegel des Flusses, der seine Wogen mit leisem Rauschen am Fuß der Anhöhe vorüber trieb. Stiller Friede breitete sich über die Landschaft und zog auch in Wolfs Busen ein. Er umschlang Marien, der Knabe spielte zu beider Füßen. Er theilte ihr seine Hoffnung mit, nun bald, wenn auch fern von hier, eine Heimath

zu erwerben, wohin er ſie führen könne; er ſprach von ihrer häuslichen Einrichtung und ſchmückte das Bild der Zukunft mit reichen Farben aus. Da erſchallte ein Geſang über ihnen, wie aus der Luft herab. „Meine Nachtigall!“ ſprach Wolf lächelnd. Maria ſchaute empor und erblickte den Antonio, der ſich ſingend in den höchſten Zweigen einer ſchlanken Tanne ſchaukelte. Er ſang:

Es wehen die Lüfte: wohin?
Es ziehen die Wolken: wohin?
Es ſchlägt die Sehnſucht die Flügel auf,
Gedanken und Wünſche beginnen den Lauf,
Es ſieht nach der Ferne wohl allen der Sinn
Und wiſſen doch alle nicht recht wohin.
Wohin? Wohin?

Bald darauf kam er herunter, begrüßte ſeinen Herrn und Marien, und machte ſich mit dem kleinen Rudolph zu ſchaffen, dem er Blumen zutrug, Kränze flocht, in den dichten Laubkronen der Bäume ſchlanke Ruthen aufſuchte und ſo, bald dahin bald dorthin laufend, ſich immer weiter mit ihm entfernte. Wolf und Maria, im vertraulichen Geſpräch befangen, bemerkten es nicht. Plötzlich ſah Maria zwei bewaffnete Männer von wildem Anſehn aus dem Gebüſch hervortreten. Sie machte Wolfen aufmerkſam; er wandte ſich rückwärts und halb erſchrocken, halb er-

zürnt, wie es schien, sprang er empor und ging schnell den beiden Männern entgegen. Obgleich Maria wegen der Entfernung nichts von ihrem Gespräch verstehen konnte, so merkte sie doch aus ihren heftigen Geberden, daß sie mit einander stritten. Sie ahnte Schlimmes und wollte aufstehn, den Antonio herbei zu rufen. Indem erschallte von dem Ufer des Flusses herauf ein ängstliches Geschrei. Im selben Augenblick vermißte sie mit Schrecken den kleinen Rudolph. Ihre Blicks flogen suchend nach allen Seiten. Auch Wolf hatte das Geschrei vernommen; sie sah, daß er sich umdrehte, die Hände voll Entsetzen zusammenschlug und dann wie ein Pfeil den Hügel hinab nach der Gegend zu rennte, wo es herzukommen schien. Sie folgte ihm eilig und machte sich Bahn durch das Gesträuch, welches ihr die Aussicht hinderte. Als sie ins Freie trat, sah sie, wie Antonio sich aus dem Wasser an's Ufer emporrang und mit Wolfs Hülfe, der gerade hinzukam, den kleinen Rudolph nach sich zog. Sie schrie laut auf und flog hinab. Der Knabe schlug eben unter Wolfs Händen die Augen wieder auf. Sie warf sich über ihn und hob ihn an ihre Brust; Wolf faltete die Hände und schaute dankend zum Himmel empor; gleich darauf aber, als würde das Gefühl des Verlustes, der ihm gedroht, erst lebendig in ihm, riß er den Dolch aus seinem Gürtel und sah sich mit

funkelnden Augen nach Antonio um. „Unglücklicher,“ rief er, „was haſt du gemacht!“ Erſchrocken fiel ihm Maria in den Arm; Antonio erzählte, wie er mit dem kleinen Rudolph am Ufer nach bunten Steinen geſucht, wie der Knabe plötzlich ausgeglitten und in den Strom gefallen, und wie er ihm auf der Stelle nachgeſprungen ſey und ihn bei den Haaren erhaſcht habe. „Als ich das Kind ſchreien hörte,“ ſetzte er hinzu, „und mich umſahe, war mirs faſt, als ſäh' ich eine ſchwarze Fauſt, die den Knaben in die Fluth hinunter zog; allein hier gab es nicht Zeit ſich zu fürchten, und ich hätte das Kind wohl dem Teufel ſelber abgerungen!“ Maria ſchauderte. Wolf reichte ihm die Hand und Antonio drückte ſie an ſeine Bruſt. Der kleine Rudolph weinte und zitterte vor Froſt in den triefenden Kleidern. Hier war nicht Rath noch Hülfe zu ſchaffen; die Leute in der Meierei waren alle noch auf dem Felde, und es blieb nichts übrig, als ſich ſchleunig auf den Weg nach der Stadt zu machen. Wolf zog Antonio'n bei Seite und redete heimlich mit ihm; dann nahm er den Knaben auf den Arm und trat mit Marien die Rückkehr an.

Je näher ſie der Stadt kamen und je mehr der Knabe klagte, deſto haſtiger beſchleunigte Wolf ſeine Schritte, ſo daß Maria ihm zuletzt nicht mehr zu folgen vermochte. Und da er an die erſten Häuſer

kam, dachte er nur an sein Kind und vergaß seine bisherige Vorsicht gänzlich und schritt die große Straße hinab nach Mariens Wohnung. Alle Leute aber, die ihm begegneten und den stattlichen Kriegsmann sahen mit dem weinenden Kinde auf dem Arm, blieben verwundert stehen und schauten der fremden Erscheinung nach.

Als er das Haus erreichte, sandte er Frau Susannen gleich nach einem Arzt aus, entkleidete selbst den Knaben und brachte ihn zu Bett. Hierauf empfahl er Marien, die indeß auch gekommen war, die größte Sorgfalt, nahm Abschied von ihr, weil ihn ein wichtiges Geschäft rufe, und konnte sich gar nicht von dem Knaben trennen, zu dem er mehrmals wieder zurückkehrte und ihn küßte und liebkoste. Er versprach den folgenden Tag wiederzukommen.

Den kleinen Rudolph überfiel nun nach starkem Frost glühende Hitze. Der herbeigerufene Arzt erklärte, daß eine bedeutende Krankheit bevorstehe, die zwar durch den heutigen Unfall nicht veranlaßt, in ihrer Heftigkeit aber ohne Zweifel dadurch vermehrt worden sey.

Maria erinnerte sich ihrer Abneigung vor dem Spaziergang, die sie nun auf eine so traurige Weise gerechtfertigt sah und machte sich selbst die bittersten Vorwürfe. — Sie brachte mit Susannen

die Nacht ſchlaflos am Bette des kleinen Kranken zu, der in einem unruhigen Schlummer lag und von den ängſtlichſten Träumen gequält zu werden ſchien. Er ſprach im Schlafe und fuhr oft laut ſchreiend in die Höhe, bat dann, auf Augenblicke wachend, ſeine Mutter, ihm die Hand zu geben, und fragte nach ſeinem Vater.

Den andern Tag kam Antonio und brachte die Nachricht, daß ſein Herr nothgedrungen einige Zeit abweſend ſeyn werde, doch hoffe er, nicht länger als acht Tage. Er ſchien unruhig und traurig, und als er ſcheidend Mariens Hand ergriff und ſie küßte, fühlte ſie eine Thräne darauf fallen.

Die Krankheit des kleinen Rudolph wuchs indeß mit jedem Tage. Ein wüthendes Fieber hatte ſeine ganze verzehrende Gluth über ihn ausgegoſſen; er lag meiſt ohne Beſinnung und der Arzt fing an bedenklich den Kopf zu ſchütteln. In einzelnen hellen Augenblicken verlangte er beſtändig nach ſeinem Vater. „Schicke doch nach dem Vater, liebe Mutter,“ — ſprach er oft mit matter Stimme, — „daß er kommt und ſieht, wie krank ſein Kind iſt.“ — Ein andermal ſagte er: „Iſt denn mein Vater bös auf mich, daß er nicht mehr zu mir kommen will. Was hab' ich denn gemacht?“

So verging ein Tag nach dem andern in Angſt und Sorge und ſchmerzlichem Verlangen. Schon

war der siebente verstrichen und Wolf säumte noch immer mit der Rückkehr. Auch Antonio kam nicht mehr. In den bangen Nächten, die Maria, abwechselnd mit Susannen, bei dem Kranken verwachte, lag sie oft stundenlang auf den Knien vor dem Bilde der Mutter Gottes und flehte in Thränen und heißem Gebet, daß nur dieser Kelch vor ihr vorübergehe. Das Leben des Kindes war durch tausend Adern mit ihrem Herzen verwachsen, und wenn jenes sich losriß, mußte dieses verbluten.

In der Nacht vom achten auf den neunten Tag erwachte der Knabe mit einemmale aus der Bewußtlosigkeit, in welcher er seit mehr als acht und vierzig Stunden ununterbrochen gelegen hatte; er versuchte sich empor zu richten; Maria unterstützte ihn. Er sah befremdet in dem Gemach umher und sprach: „Bin ich denn noch hier?“ — „Weine doch nicht, mein Mütterlein,“ fuhr er nach einer Weile fort, als er Mariens Thränen sah, — „mir ist recht wohl; ich bin gesund. Ich war in einem schönen Garten, es standen viel herrliche Blumen darin, kleine Engel spielten mit mir und pflückten die Blumen für mich; ich wollte sie dir mitbringen. Wo sind denn die Blumen?“ — Er sah sich danach um. Maria konnte ihm nur durch Schluchzen antworten. Er legte sich wieder auf sein Kissen zurück. — „Hier ists so finster!“ sprach er. „In dem Garten war schöner

Sonnenschein. Komm mit, liebe Mutter; ich gehe wieder hin. Komm mit!“ — Er schloß die Augen und lag stille. Nach einer Weile schlug er sie wieder auf und sagte: „Wenn der Vater nicht bald kommt, wird er mich nicht mehr finden. Laßt ihn doch holen. Er soll auch mitgehen.“ — Nun schloß er die Augen von neuem und schien einzuschlafen. Maria schöpfte frische Hoffnung, da sie ihn so ruhig schlummern sah. Allein gegen Morgen zeigten sich leise Zuckungen, die durch seine Glieder flogen und bald immer häufiger und stärker wurden. Maria weckte Susannen. Der Knabe lag mit halb offenen Augen, doch, wie es schien, gefühl- und bewußtlos. Die Zuckungen ließen allmählig nach; Maria saß, von Angst und Nachtwachen erschöpft, fast ohnmächtig im Lehnstuhl; Susanne trat von Zeit zu Zeit leise an das Bett und horchte auf den Athemzug des kleinen Kranken; alles war still. Da, eben als das Morgenroth den Fenstern gegenüber sich entzündete, wurden die halb gebrochenen Augen des Knaben noch einmal lebendig und schauten glänzend um sich. Er strebte sich aufzurichten, Susanne wollte ihn unterstützen, aber er sank kraftlos zurück. „Ist der Vater noch nicht da?“ sprach er mit kaum vernehmlicher Stimme. — „Ich gehe. Komm bald nach, Mutter!“ — Maria horchte und eilte an das Bett. Sein Blick hob sich mühsam nach ihr, um seinen

Mund flog ein leises Lächeln; er athmete tief auf, seine Augen brachen. Das Leben war noch einmal empor geflammt, ehe es sich dem Tode ergab; jetzt aber zog der bleiche Friedensbote siegend ein und breitete sich ernst und starr über das freundliche Kindergesicht.

Ein dumpfer Schrei des Schmerzes rang sich aus Mariens Brust; sie taumelte in den Lehnstuhl zurück und bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen. Susanne neigte sich über den Knaben und drückte ihm sanft die Augen zu, dann kniete sie weinend vor dem Bette nieder, faltete die Hände und betete. Maria aber hatte keine Worte und keine Thränen; ein schneidendes Weh zuckte durch Kopf und Brust, ihr Herz zog sich krampfhaft zusammen; doch weinen konnte sie nicht. — Indem fielen der Morgensonne erste Strahlen in das Gemach; Maria hob die Augen empor, und da sie die Sonne so freundlich und doch so kalt herein schauen sah in ihren unendlichen Jammer, konnte sie den Anblick nicht ertragen, sprang auf und verhüllte die Fenster, dann aber warf sie sich über den Leichnam ihres Kindes, küßte die bleichen Lippen, und der starre Schmerz löste sich endlich in Thränen und Klagen.

„Gott hat ihn zu sich genommen," sagte Susanne „in den himmlischen Garten, den er ihm schon vor-

aus gezeigt. Er wandelt in Licht und ewiger Freude, wir aber sind noch in Nacht und Trübsal befangen."

„So bitte Gott mit mir," entgegnete Maria, „daß ich meines Kindes letzten Wunsch erfüllen und ihm bald folgen darf!"

Als es gegen Abend ging, entkleideten beide unter tausend Thränen den Knaben, wuschen ihn und zogen ihm ein weißes Kleidchen an; darauf schnitt Maria alle Blumen von ihren Blumenstöcken, die sie sonst geliebt und gepflegt, und streute sie auf sein Lager, einen Kranz aber von Rosmarin, Myrthen und Rosen wand sie um sein Haupt. Der Tod hatte das leise Lächeln um seinen Mund, den letzten Abschiedsgruß an die Mutter, nicht auszulöschen vermocht, und so lag er nur wie im Schlummer von süßem Traum bewegt und mitten unter den Blumen nicht wie eine verwelkte, sondern nur wie die schönste und zarteste, die ihren Kelch geschlossen vor der rauhen Nacht des Lebens. Da ihn Maria nun so liegen sah, konnte sie es nicht glauben, daß er wirklich todt seyn sollte; es war ihr jeden Augenblick, als müßte er jetzt die Augen aufschlagen, und sie faßte seine kalte Hand und beugte sich über ihn und lauschte auf einen Athemzug. Aber das Leben und die Liebe, die sonst dem mütterlichen Herzen entgegengeklopft hatten in der kleinen Brust, waren auf immer hinauf geflohen zu dem ewigen Vater,

von dem sie stammten; kein Athem regte sich mehr darin, keine Wärme kehrte in die starren Glieder zurück, und der Schmerz überfiel Marien von neuem mit verdoppelter Gewalt.

Da klopfte es leise an die verschlossene Thür. Susanne ging zu öffnen, und herein trat Wolf. Maria schrie laut auf bei seinem Anblick und wandte sich händeringend ab. „Was ist hier vorgegangen?“ fragte er bestürzt. „Was weint ihr? wo ist mein Kind?“ — Niemand antwortete ihm. „So ist er wirklich krank?“ fuhr er endlich fort. „Ach! ich wußte es wohl; mir war so bange.“ Er sah in dem Zimmer umher und schritt dann auf das Bett zu. Indem erblickte er die Blumen auf dem Bett; eine gräßliche Ahnung zuckte durch seine Brust, er stand und wagte nicht weiter zu gehen; nur seine starren Blicke flogen hinüber. Susanne trat an ihn heran, faßte seine Hand und sprach: „Sey ein Mann, Vater! Dein Kind hat dich verlassen. Es ist bei Gott.“ Da stürzte er nach dem Bette hin und sah die bleiche Lilie unter den Rosen, taumelte seitwärts an die Wand und verhüllte das Gesicht mit seinem Mantel. So verharrte er lange Zeit. Endlich nahte sich ihm Maria und schlang den Arm um seinen Hals: er hob den Kopf, sah Marien an, dann zum Himmel empor, Thränen brachen aus seinen Augen, er neigte sich schluchzend auf ihre Schulter; dann

zog er sie mit sich an das Lager des Kindes und küßte die starren kleinen Hände und die bleichen Lippen unzähligemal. Maria kniete nieder und betete. Er warf sich neben sie und faltete gleichfalls seine Hände zum Gebet. Allein plötzlich versiegten seine Thränen, eine wilde Gluth loderte in seinen Augen auf, er schlug sich heftig mit der Faust an die Brust und rief mit dumpfer gepreßter Stimme: „Nein, ich kann nicht beten! ich will nicht beten! ich darf nicht beten! Gott hat mich verworfen: er nimmt mir das Kind! Er will nicht meine Reue-, noch mein Gebet! — Nun, du unerbittlicher Richter dort oben," fuhr er fort und sprang auf, „so laß das Rachschwert auf meinen Nacken fallen! ich halte still." Er trat wieder an das Bett und betrachtete die Leiche: — „Ich hielt das Kind für ein Geschenk von Gott, für ein Zeichen seiner wiederkehrenden Gnade und Versöhnung. Ach, ich fühl' es, die Liebe zu diesem Kinde hätte mich wieder zum Menschen gemacht, sie hätte mich gerettet diesseits und jenseits! — Ich Wahnsinniger, hätt' ichs verdient? Ach, ich habe das Kind getödtet durch meine Nähe! Gott hat es weggenommen aus meinen blutbefleckten Händen, daß nicht mein Hauch seine Seele vergifte. Den letzten Stern hat er ausgelöscht an seinem Gnadenhimmel und zeigt mir sein Antlitz in dunkler Nacht."

Maria nahte ihm ängstlich und ergriff seine Hand. Er entzog sie ihr rasch: Fasse diese Hand nicht an," rief er, „du Reine! Ich bin ein Ungeheuer, von Gott verworfen und verflucht. Meine Nähe bringt Verderben. Fasse meine Hand nicht; sie zieht dich mit in den Abgrund. Der Himmel ist verschlossen; die Hölle thut sich jauchzend auf. Sieh, diese Hand," — er faßte Mariens Arm und zog sie einige Schritte nach dem Fenster mit sich fort, seine Stimme arbeitete sich keuchend aus der Brust, — „diese Hand hat deinen Vater umgebracht!" — Gott der Barmherzigkeit! schrie Susanne. Wolf stürzte wie ein Rasender aus dem Gemach.

Marien hatten seine letzten Worte bis ins innerste Leben erstarrt; sie stand wie ein steinernes Bild des Entsetzens. Susanne näherte sich ihr endlich besorgt, und führte sie nach dem Lehnstuhl. Sie ließ alles mit sich geschehen, saß ruhig und stumm, nahm an nichts mehr Antheil und antwortete auf keine Frage Susannens. Eben so ließ sie diese am folgenden Tage alle Anstalten zu dem Begräbniß des Kindes treffen und bekümmerte sich nicht weiter darum. Nur als der Sarg zugemacht und fortgetragen werden sollte, stand sie auf, küßte ihr Kind noch einmal, hob dann Augen und Hände zum Himmel empor und schien zu beten, bis der Sarg geschlossen war; darauf kehrte sie zu ihrem Sitz zurück. Dort blieb

ſie fortwährend ruhig und ſtumm, die ſtarren Blicke auf einen Fleck gerichtet; jede Verbindung ihrer Seele mit der Außenwelt war abgebrochen, und nur mit Mühe konnte Suſanne ſie bewegen, einige Nahrung anzunehmen.

Wolf ließ mehrere Tage nichts von ſich hören; endlich erſchien Antonio und brachte die Bitte ſeines Herren, daß es ihm vergönnt ſein möchte, Marien noch einmal zu ſehen, wenn ſie anders ſeinen Anblick noch ertragen könne. Da ſchien Maria wie aus einem ſchweren Traum zu erwachen; ein leiſes Roth ging an den blaſſen Wangen auf. „Er ſoll kommen!“ ſprach ſie. „Ich will ihn nicht verlaſſen.“

Und da Antonio, mit ſchmerzerfüllten Blicken ſie betrachtend, noch vor ihr ſtehen blieb, reichte ſie ihm wehmüthig lächelnd die Hand. Sein Mund haftete mit einem langen Kuſſe auf der Hand, dann drückte er ſie an ſeine Bruſt und eilte raſch hinweg.

„So wollt ihr auch jetzt noch nicht von ihm laſſen?“ rief Suſanne aus. „Nach allem was er euch geſtanden?“ — „Ich der Unglückliche!“ ſprach Maria. „That er's nicht um meinetwillen? Drum bin ich feſt an ihn gebunden; der Himmel hat ſich von ihm abgewandt, die Welt ſtößt ihn aus, nirgends auf der weiten Erde iſt ein Plätzchen, da er ſein Haupt ruhen könnte, als an dieſer Bruſt; drum will ich ihn nicht verlaſſen, ich will bei ihm

bleiben, ich will ihn schützen vor Verzweiflung und seine Seele retten."

Bald darauf trat Wolf herein. Maria stand auf und ging ihm mit wankenden Schritten entgegen; doch als sie ihm in das bleiche und entstellte Gesicht schaute, blieb sie unwillkührlich stehen und bedeckte ihre Augen mit der Hand. — „Auch du wendest dich von mir, Maria!" begann Wolf. „Ach, laß mich nur einmal noch in diesen Himmel schauen, da jener mir verschlossen, nur einmal noch laß mich deine Stimme hören, dann will ich ja gehen."

„Nein, Wolf," sprach Maria leise, „wohin du gehest, ich gehe mit; ich bleibe bei dir bis ich sterbe." — Sie reichte ihm die Hand: er ergriff sie hastig und drückte sie an seine Brust; dann schaute er zum Himmel empor und rief: „Dank sey dir, Gott der Gnade, du bist kein unversöhnlicher Richter! — Maria, du rettest mich von Verzweiflung; du wirst mich auch wieder auf den Weg leiten zu Gott." — Seine starren Züge belebte ein Strahl von Hoffnung und Freudigkeit. Er entdeckte Marien, daß seines Bleibens nun hier nicht länger sey, und wenn ihr Entschluß fest stehe, ihn zu begleiten als sein rettender Engel, so solle sie morgen sich bereit halten; er werde kommen sie abzuholen.

Sie sprachen noch einige Worte über die Reise; er gedachte sich nach Italien zu wenden. Doch die

gewohnte Vertraulichkeit war entwichen! ihre Blicke mieden sich; eine unsichtbare Hand drängte sich zwischen ihre Herzen. Wolf fühlte schmerzlich den bangen Zwang und schied bald von dannen.

Maria fragte Susannen, ob sie mitgehn oder bleiben werde. „Ich hätte es freilich lieber gesehen, ihr wärt auch geblieben," erwiederte Susanne, „doch da ihr nun einmal euer Loos gezogen, so will ich's mit euch theilen, gleich viel ob es schwarz oder weiß ist. Ihr werdet einer treuen Freundin wohl bedürfen."

Am folgenden Tage war Susanne geschäftig, alles zu ordnen und zuzuschicken zu der Reise. Maria half ihr dabei, doch verfiel sie während dieses Geschäfts öfters wieder in denselben Zustand von Geistesabwesenheit, der Susannen schon früher geängstigt hatte. Mitten in dem, was sie eben thun wollte, hielt sie plötzlich inne, blieb ohne Regung stehen, die Augen starr auf einen Fleck gerichtet, und schien, gänzlich in sich selbst verloren, nichts mehr zu wissen von dem, was außer ihr war.

Da alles bereit stand, kleidete sie sich an zum aufgehen. Wo wollt ihr hin? fragte Susanne. Heftiger als sonst ihre Art war, rief sie: „Du fragst? Soll ich denn nicht Abschied nehmen von meinem Kinde?" — In dem Augenblicke erhob sich ein grosses Getümmel auf der Straße. Susanne öffnete das

Fenſter und ſchaute hinaus. Ein Trupp Bewaffneter, von einer Menge Volk umgeben, bewegte ſich in langem Zuge die Straße herauf; mit jedem Augenblick mehrte ſich der Haufe, aus allen Fenſtern und Thüren ſchauten Neugierige, und weit voraus flog von Mund zu Mund die Nachricht: „ſie bringen den ſchwarzen Jäger! ſie haben den ſchwarzen Jäger gefangen.“ Auch Suſanne wandte ſich zu Marien und ſprach: „den ſchwarzen Jäger haben ſie gefangen.“ Maria erſchrack, ſie wuſte früher nicht warum. Indeß war der Zug immer näher gekommen; Suſanne lehnte ſich weit zum Fenſter hinaus und immer weiter; auf einmal aber fuhr ſie taumelnd zurück, ſchlug die Hände über ihrem Haupte zuſammen und ſchrie voll Entſetzen: „Gott ſey uns gnädig! Er iſts! er iſts! Da bringen ſie ihn!“ — Maria flog nach dem Fenſter: ihr erſter Blick fiel auf Walten, der mit gebundenen Händen, von Soldaten umgeben, vorüber geführt ward. Er hob die Augen nach ihr — mit einem gräßlichen Schrei ſtürzte ſie zur Erde nieder.

Maria war aus der langen Ohnmacht erwachend in eine ſchwere Krankheit gefallen. Den ſo tief hintereinander wiederholten Schlägen des Schickſals hatte die Natur endlich unterliegen.

Als der erste Eindruck des Schreckens vorüber war, fing Susanne an zu fürchten, daß die öftern Besuche Wolfs nicht unbemerkt geblieben seyn und deßhalb sie sowohl als Maria in das gerichtliche Verfahren gegen jenen verflochten werden könnten. Schon vor einiger Zeit hatte sie Herr Walthern, Mariens ehemaligen Bräutigam, auf der Straße begegnet, doch ohne dessen gegen Marien zu erwähnen; jetzt erfuhr sie auf ihre Nachfrage, daß er nach einer langen Abwesenheit vor kurzem zurückgekehrt und bei Hofe und in der Stadt hoch angesehen sey. Sie entschlossen sich nach einigen Tagen ihn aufzusuchen, ihn zu Mariens Schutz und, wenn es möglich, zu Wolfs Rettung aufzufordern.

Herr Walther erschrack heftig, als er das Schicksal Mariens vernahm. Er befragte Susannen über alle nähere Umstände und versprach, bei entstehendem Verdacht sein ganzes Ansehen zu ihrem Besten zu verwenden, ja sich selbst im Nothfall mit Gut und Leben zum Bürgen ihrer Unschuld zu stellen; zu Wolfs Rettung hingegen sey wenig Hoffnung, doch wolle er ohne Verzug um eine Unterredung mit dem Gefangenen anhalten.

Dies geschah noch an demselben Tage. Als Herr Walther in das Gefängniß trat, saß Wolf auf seinem Strohlager, das Gesicht mit beiden Händen bedeckt. Bei dem Geräusch des Eintretenden hob er

den Kopf und ſah jenen lange ſtarr an, dann legte er die Hand an die Stirn, wie einer, der ſich auf etwas beſinnt: ein Strahl von Freude dämmerte in ſeinen Augen auf. „Seyd ihr nicht Herr Walther?“ begann er mit matter Stimme. „Ach ja, ihr ſeyd es, ich beſinne mich nun auf alles. Es gab eine Zeit, da ich euch nicht gern ſah; jetzt erfreut mich euer Anblick. Euch ſendet Gott. Nun darf ich nicht mehr in Sorgen ſeyn um Marien; ihr habt ſie einſt auch geliebt und werdet euch ihrer annehmen.“ — Herr Walther gab ihm das feierliche Verſprechen, daß er für ſie ſorgen werde, wie für eine geliebte Schweſter, und bezeigte dann ſein Verlangen, ihn zu retten wenn es möglich ſey. Wolf ſchüttelte den Kopf. „Mein Leben könnt ihr nicht retten,“ ſprach er, „und ſollt es auch nicht verſuchen, wenn euch das Heil meiner Seele lieb iſt. Gott hat es verworfen; es muß vertilgt werden von der Erde. Ich will die Strafe diſſeits dulden, daß der Tod mich rein waſche von meiner Schuld und Gott mir Barmherzigkeit angedeihen laſſe jenſeits.“

Da er Walthers Wunſch bemerkte, die Geſchichte ſeiner letztern vier Jahre zu vernehmen, erwies er ſich nach einem kurzen Bedenken bereit, ihm zu willfahren, indem er äuſſerte, daß er ja nun nichts mehr zu verſchweigen habe.

Er erzählte hierauf ſeinen erſten Eintritt bei

Meiſter Trymm, das Erwachen ſeiner Leidenſchaft für Marien und ſeiner Begeiſterung für die Kunſt, und wie Meiſter Trymms Geringachtung der letztern und ausſchließende Anbetung des Goldes zuerſt den Samen des Widerwillens gegen denſelben in ſeine Bruſt geworfen, der ſpäter, da der Alte ſeiner Abſicht auf Marien inne geworden, unter deſſen beſtändigen verächtlichen Aeußerungen über ſeine Armuth, ſchnell um ſich greifend empor gewachſen, ſich bald in Haß verwandelt und endlich das Verbrechen als Frucht getragen habe; wie Waltherr Ankunft ihn in Verzweiflung geſtürzt, die unerträgliche Vorſtellung von Marien in eines Fremden Armen ihn unabläſſig wie ein böſer Geiſt verfolgt, Mariens weiche Seele, zu jedem Widerſtand unfähig, ihn ihre endliche Einwilligung als gewiß befürchten laſſen, und wie ihm durch Vorſpiegelung der Hölle der Tod des Vaters als einzige Rettung erſchienen ſey.

„Der Alte hatte mir," fuhr er in ſeiner Erzählung fort, „wie er denn öfters gegen mich mit ſeiner geheimen Wiſſenſchaft zu prahlen pflegte, einſtmals ein ſilbernes Büchslein gezeigt, darin war ein graues Pulver, deſſen Dämpfe, wie er ſagte, auf der Stelle tödteten. Nun mußte es ſich begeben, daß ich in einer Nacht, da ich auf meinem Lager keine Ruhe finden konnte, mich hin und wieder treibend auf den

Hof des Hauses gerieth und in dem Hintergebäude, wo des Meisters Laboratorium befindlich, durch die halb vermauerten Fenster noch Licht schimmern sah. Eine Menge wild durcheinander wirrender Gedanken erhub sich alsobald in meinem Kopfe; es war mir als hört' ich leise Stimmen vor meinen Ohren, die mich zu etwas antrieben, ohne daß ich recht vernehmen konnte, zu was; mein Herz klopfte wie ein Hammer und fast einem Betrunkenen gleich taumelte ich die Treppe hinan, die zu der geheimen Werkstatt führte. Der Alte trat eben heraus, einen Korb und eine Laterne in der Hand. Ich drückte mich schnell in einen Winkel, und er ging an mir vorüber die Treppe hinab nach dem Kohlengewölbe. Die Thür war offen geblieben: ich schlupfte hinein. Einen deutlichen Willen hatte ich nicht."

„Da ich bei dem düstern Schein einer Lampe, die von der Decke herabhing, die wunderlichen Geräthschaften rings umher an den Wänden und die Todtengerippe mit den blanken Schwertern sah, da stutzte ich; mir däuchte, ich hörte die Gerippe vernehmlich fragen: was willst du hier? — ein kalter Schauder überlief mich. Doch gegenüber stand noch eine Thür offen und es trieb mich mit Gewalt dahin; ich ermannte mich; trotzig wollt' ich antworten: was gehts euch an? aber die Stimme blieb mir in der Kehle stecken. Ich hätte gern laut gelacht über mich

ſelber, aber ich konnte nicht. So ging ich mit ſchwankenden Schritten nach dem zweiten Gemach. Hier war der Heerd. Mancherlei Geräth lag umher, ein kleiner Tiegel, zu irgend einem Verſuche vorgerichtet, ſtand auf dem Heerde, doch war noch kein Feuer darunter. Indem ich nun ſo umherſchaute, fiel mir plötzlich, auf einen Simſ ſtehend, das ſilberne Büchslein in die Augen. Ich fuhr zuſammen bei dieſem Anblick, eine große Angſt überkam mich; ich hielt mir die Augen zu und wollte fort, und doch ſtatt fortzugehen griff ich im ſelben Augenblick nach dem Büchslein; es war geöffnet, ich wußte ſelbſt nicht wie, und ich ſchüttete des grünen Pulvers ein gut Theil in den Tiegel. Darauf aber wandte ich mich, und ſo ſchnell ich konnte, denn es ward mir dunkel vor den Augen, tappt' ich nach der äußern Thür, ſchlüpfte hinaus und verbarg mich nicht weit davon. Ich hörte den Alten zurückkommen und hörte, wie er die Thür von innen verſchloß; da ſprach ich halblaut zu mir ſelbſt: „er verſchließt ſein Grab!“ und erſchrack über meine eigne Stimme. Ich ſchlich nach meiner Kammer und warf mich auf mein Bett; doch wie hätte ich zu ſchlafen vermocht? Sobald es Tag war, ſprang ich auf und lief hinaus vor das Thor. Von meinem damaligen Zuſtand erinnere ich mich nichts weiter, als daß ich mich freute, weil die Sonne nicht ſchien. Da ich endlich

nach Hause kehrte, sah ich schon von weitem dicken Rauch aus dem Schornstein des Hintergebäudes emporwirbeln; ich lief hinzu, löschte das entstandene Feuer und fand den Alten mit gräßlich entstelltem Gesicht todt vor dem Heerde liegen."

Er erzählte weiter, wie dieses gräßliche Gesicht ihm allezeit vor Augen gestanden, ihm nirgend Ruh noch Rast gelassen, wie seine Angst immer unerträglicher geworden und ihn endlich sogar von Marien hinweggetrieben. Sich selber zu entfliehen war er hierauf in Kriegsdienste getreten, und das für ihn ganz neue Leben, der tägliche Wechsel der Gegenstände und Begebenheiten hatten wirklich die Erinnerung des Begangenen, die ihn verfolgte, wenn auch nicht vertilgt, doch wenigstens betäubt. Bald darauf aber kam es zum Frieden; der größte Theil der geworbenen Mannschaft wurde entlassen. Dies Loos traf auch Wolfen und seine Gefährten. Allein durch den langen Krieg verwildert, an rastloses Umherschweifen und sorglosen Erwerb gewöhnt, mochten viele Soldaten sich nicht wieder in die Schranken des bürgerlichen Lebens fügen, und führten daher ihr bisheriges Handwerk auf eigne Faust weiter. Wolf fürchtete in der Ruhe die Rückkehr des Zustandes, dem er mit Mühe entflohen; er wollte auch so arm, als er gegangen, nicht wieder

zu Marien zurückkehren: die verächtliche Art, mit der ihn der alte Trymm behandelt hatte, um ſeiner Armuth willen, ſo wie deſſen Vorherſagung, daß er nie auf einen grünen Zweig gelangen werde, lagen ihm noch oft zu Sinne, und er wollte die letztere durch die That zu Schanden machen. So ſchloß er ſich alſo an einen von jenen Haufen an, machte ſich in kurzem durch Muth, Entſchloſſenheit und Klugheit bemerklich und ward endlich von ſeinen Gefährten zum Anführer erwählt, in welcher Eigenſchaft er mit ihnen einen großen Theil von Deutſchland durchzog und bald unter dem Namen des ſchwarzen Jägers berüchtigt wurde.

Obgleich er ſelber niemals ſeine Hände mit Raub und Mord befleckte, regte ſich doch ſein Gewiſſen von Zeit zu Zeit, und nur indem er ſich noch tiefer in den Strudel des wilden Lebens ſtürzte, vermochte er ſeine leiſen Mahnungen zu beſchwichtigen. Ein alter Mönch, dem er aus den Händen ſeiner Leute Eigenthum und Leben gerettet, warf zuerſt wieder den Gedanken an Gott und an die Möglichkeit einer Verſöhnung mit dem Himmel, durch Reue und Gebet, in ſeine Bruſt. Zugleich erwachte die Sehnſucht nach Marien mit neuer Heftigkeit; er fühlte, daß nur ihre Hand ihn wieder auf den Weg zu Gott leiten könne, und ſo entfernte er ſich endlich

in Antonios Begleitung heimlich von seinen Gefährten. In seiner Abwesenheit riß wilde Zügellosigkeit die Zurückgelassenen zu Greuelthaten fort, wie er sie nie gestattet haben würde, die aber dennoch lediglich auf seine Rechnung kamen. Der Arm der Gerechtigkeit bewaffnete sich gegen ihn, und da er um Mariens und seines Kindes willen seine Vorsicht vergaß, ward es leicht, ihn zu fangen.

„Was sich noch sonst begeben, daß mich angeht," — so schloß er seine Erzälung, — „das wißt ihr, oder werdet es von Marien erfahren. Zwei Bitten habe ich nur noch an euch: die erste, daß ihr euch meines wackern Antonio annehmt, wenn er sich, wie ich gewiß glaube, noch wieder bei Marien sehen läßt, und ihn auf den rechten Weg zurück geleitet; die zweite, daß ihr mir noch einmal euern Anblick gönnt, und mir dann Mariens Verzeihung mitbringt. Ich hoffe zu Gottes Barmherzigkeit, daß ich sie jenseits wiedersehen werde und bald, das weiß ich gewiß."

Da er hierauf noch großes Verlangen bezeigte, Mariens jetzigen Zustand zu erfahren, so begab sich Walther sogleich auf den Weg zu ihr. — Er fand sie in der höchsten Gluth der Krankheit, ohne Bewußtseyn; Susanne hielt ihr Ende für nahe, auch der Arzt gab wenig Hoffnung, und Walther mußte

ſich mit ſchmerzlicher Wehmuth geſtehen, die größte Wohlthat, die Gott ihr ſenden könne, ſey allein der Tod.

Bei Gott aber war es anders beſchloſſen. Die Kraft des Lebens beſiegte die Krankheit: ſie genas; doch nur zu einem halben Daſeyn. In ihrer Seele war die Erinnerung alles deſſen, was in den letzten vier Jahren geſchehen, gänzlich ausgelöſcht; nur ihre frühe Jugend und die erſte Zeit ihrer Liebe ſtand ihr in lebhaften Farben gegenwärtig, und ſie ſprach von Wolfen als von ihrem Bräutigam, der bald kommen werde, ſie „abzuholen. Ruhig ſaß ſie den ganzen Tag in ihrem Stuhle, flocht Kränze von den Blumen, die ihr Suſanne täglich zutrug, mit welchen ſie ſich dann ſchmückte, und ſang zuweilen Lieder, die ſie oft ſonſt geſungen. Suſanne mußte ſie an- und auskleiden und ſie nähren wie ein Kind. Niemals bezeigte ſie ein Verlangen, das Zimmer zu verlaſſen. „Er könnte ja kommen,“ ſagte ſie, „und mich nicht finden.“

Walther hatte, durch ein Geſchäft entfernt, ſeit dem Anfang ihrer Geneſung ſie nicht geſehen. Jetzt kehrte er zurück, und ſein erſter Gang war zu Marien.

Er fand ſie in einem weißen, leinenen Hauskleide mit blaßgrünen Schleifen geziert — ſie litt

keine andre Farbe — das reiche, lichtbraune Haar floß aufgelöst über Schultern und Busen herab; auf dem Kopf trug sie einen Blumenkranz, ein andrer lag noch nicht ganz vollendet auf ihrem Schooß; ein Körbchen mit Blumen stand neben ihr. Sie schaute empor, als Walther eintrat, sah ihn an, und dann gleichgültig wieder auf ihre Arbeit nieder. Walther stand bestürzt und erschrocken. Nach einer Weile hob sie den Kranz in die Höhe und sprach: „Der ist für meinen Bräutigam, wenn wir zur Kirche gehen."

„So findet ihr sie wieder!" rief Susanne weinend aus. Walther senkte den Kopf auf seine Brust; ein herber Schmerz schnitt tief durch sein Innerstes; er hörte nicht was Susanne noch weiter zu ihm redete. — Maria hub mit leiser Stimme an zu singen:

Es saß ein Mägdlein seine
Verlassen an dem Raine,
Bis auf den Tod betrübt.
Es zog der Wind vorüber;
Sie fragt' ihn: kommt mein Lieber?
Doch Wind nicht Rede giebt.

Der Mond schleicht aus dem Walde,
Sie fragt ihn: kommt er balde?

Doch ſtumm iſt Mondenlicht.
Sie hört das Waſſer rauſchen;
Sie will auf Nachricht lauſchen;
Doch Nachricht bringt es nicht.

Der Morgen lugt von Bergen,
Sie fragt: ſiehſt du ihn nirgend?
Doch Morgen ſchweigt vor ihr.
Da kommt der Tod gegangen,
Spricht: dort iſt dein Verlangen,
Dort oben! Komm mit mir!

„Das iſt nur ſo ein Lied,“ ſprach ſie endend und ſah Walthern an. „Mein Bräutigam kommt bald. Meint ihr nicht, daß er kommen wird?“ — Walther wandte ſich ab, ihr ſeine Thränen zu verbergen.

Da öffnete ſich die Thür, und Antonio trat herein. „Da bin ich!“ rief er. „Ich konnte es nicht länger ertragen: ich mußte euch ſehen.“ — Er trat mit leuchtenden Blicken vor Marien; aber Maria ſah ihn ſtarr an und ſchwieg. Er ſchlug zurückwankend die Hände zuſammen voll Entſetzen. Maria ſenkte die Augen nieder und fing wieder leiſe an zu ſingen:

Der Wind fährt über die Haide
Wohl über ein offnes Grab.

„Aber um Gottes willen," ſprach Suſanne, „was wollt ihr hier, Antonio? Sie werden euch fangen und euch thun wie euerm Herrn."

„Immerhin!" erwiederte Antonio. „Was ſoll das Leben mir noch jetzt?"

Maria heftete ihre Blicke von neuem auf ihn, ſchüttelte den Kopf und legte die Hand an die Stirn: dann winkte ſie ihn zu ſich und ſagte: „Du biſt wohl auch ein Verlaſſener auf der Welt? Geh mit dem Manne dort; der ſieht gut und freundlich aus."

Walther eröffnete ihm den Wunſch ſeines Herrn, daß er ſur ihn ſorgen und ihn retten möge, und bat ihn, ihm zu vertrauen. Antonio kniete vor Marien nieder, küßte ihre Hand, dann ſprang er auf und wandte ſich zu Walthern: „Auch ſie würſcht es: ich bin euer. Macht mit mir was ihr wollt!" Und da jener Marien in tiefes Nachdenken, wie es ſchien, verſunken ſah und befürchtete, des Jünglings Anblick möchte die Erinnerung ihres entſetzlichen Schickſals aufregen, die Gottes Hand erbarmend mit wohlthätigem Vergeſſen gedeckt, ſo begab er ſich ſchnell mit ihm hinweg.

Er führte ihn zu Wolfen, der ſich freute, ſeinen treuen Antonio noch einmal wiederzuſehn. Antonio fand ſeines Schmerzes kein Maaß. Wolf tröſtete und ermahnte ihn, ſich ſelbſt als warnendes Beiſpiel aufſtellend. Er war ſehr bleich und entſtellt, und der Gefängnißwärter ſagte Walthern, wie ſeine Kräfte mit jedem Tage mehr dahinſchwänden und er den Urtheilsſpruch, ſo nahe er auch ſey, wohl kaum erleben werde.

Auch Maria wurde, ohne eigentlich krank zu ſeyn, doch allmählich immer ſchwächer. Ihr ſonſtiger Zuſtand blieb derſelbe. So oft Walther ſie beſuchte, nie zeigte ſich die leiſeſte Erinnerung, daß ſie ihn früher gekannt. Ihre Sehnſucht nach dem Bräutigam aber wuchs mit jedem Augenblick, und in der letzten Zeit ſchienen ängſtliche Zweifel in ihrer Seele zu erwachen, ob er auch wirklich kommen werde. Walther trug bange Beſorgniß, daß ihr vollſtändiges Bewußtſeyn zurückkehren möchte. Allein der Tag der Vereinigung war nahe.

An einem Morgen erwachte ſie ſehr früh, ſtand auf und begehrte von Suſannen ihr beſtes Kleid. Ihr Auge leuchtete mit ungewohntem Glanze; auf ihrem Geſicht ruhte ſtille Verklärung. „Heut kommt mein Bräutigam," ſprach ſie; „nun weiß ich es

gewiß. Ein Engel war dieſe Nacht bei mir und hat es mir geſagt.“ Suſanne kehrte ſich ab und ſchluchzte; denn heut gerade war der Tag, an dem Wolf zum Tode gehen ſollte.

„Ach der kleine Engel war wunderſchön!“ fuhr Maria fort. „Ich habe die goldnen Locken und die blauen Augen mit den dunkeln Wimpern wohl ſonſt ſchon geſehn. Er nannte mich Mutter, und mein Herz ſchwamm in Freude und Wonne.“

Sie ließ ſich ſchnell ankleiden, trieb Suſannen, ihr friſche Blumen zu holen und flocht dann emſig an einem neuen Kranze. — Die Sonne ging auf. Maria blickte hin und ſagte: „So ſah ich ſie ſchon einmal durch die Fenſter lugen, aber damals — ach! es iſt wohl ſchon lange her! — damals war mein Herz voll Trauer; heute ſcheint die Sonne in meinen Freudentag.“

Indem ward es laut auf der Straße. Das Geräuſch nahm zu; verworrne Stimmen ließen ſich vernehmen. Maria horchte auf. „Der Bräutigam kommt!“ rief ſie. „Ich bin bereit.“ — Suſanne ſchaute aus dem Fenſter. Der Todeszug, Wolf in ſeiner Mitte, kam eben langſam die Straße herab. — Jetzt war er dem Hauſe ganz nahe gekommen. Da ſetzte Maria den Blumenkranz auf ihr Haupt

ſtand auf, nahm das kleine ſilberne Crucifix vom Tiſche, und mit dem lauten Ruf: ich komme! eilte ſie zur Thür hinaus, die Treppen hinab auf die Straße, ehe Suſanne ſie aufhalten, ehe ſie ihr folgen konnte. Sie drang durch die Menge; alles wich erſtaunt zurück und machte willig Platz. So gelangte ſie in die Mitte, erſah Wolfen und lief mit freudeglühendem Geſicht auf ihn zu und rief: „Da bin ich, Wolf! nun laß uns gehen.“ Sie ſchlang die Arme um ſeinen Hals. „Sieh, dort ſteht unſer Kind!“ flüſterte ſie. „Es wartet auf uns.“ Ihre Hände gleiteten herab. Wolf fühlte ſie in ſeinen Armen erſtarren. Ihr Haupt ſank zurück; er ſah ſie erbleichen und ſah ihr Auge brechen. Ohne Schmerz, ohne bittre Erinnerung, im Entzücken des Wiederſehns war ihre Seele von dannen geſchieden, und nur im letzten Augenblick erſchien das Bild ihres Kindes, um als ein leitender Engel ſie hinüber zu führen in die Wohnung des Friedens. — Wolf legte ſie ſanft auf den Boden nieder und warf ſich neben ihr zur Erde, den letzten Kuß von ihren Lippen zu nehmen. Ringsumher war Grabesſtille. Niemand regte ſich. Nur wenige Augen blieben ohne Thränen. Als endlich Wolf nicht wieder aufſtand, ging einer von den Begleitenden hinzu und wollte ihn aufheben: da ſahen alle, daß auch er kalt und ſtarr war. Gott hatte, verſöhnt, im Tode ſie vereinigt.

Walther brachte es durch sein Ansehn dahin, daß beide nebeneinander in einer abgelegenen Ecke des Kirchhofs begraben wurden und pflanzte eine Trauerweide auf das Grab.

Vergib uns unſre Schuld.

1814.

Zur Zeit des dreißigjährigen Krieges lebte zu Magdeburg Herr Vollrad, ein angesehener Kaufmann, der theils seinem Fleiße, theils der Heirath mit einer reichen Wittwe den Genuß eines beträchtlichen Vermögens verdankte. Da seine Ehe kinderlos blieb, hatte er die verwaiseten Kinder eines armen Verwandten in sein Haus aufgenommen und erzog sie als die seinigen. Bald darauf starb seine Frau. — Georg und Klara vergalten ihm seine Sorge für ihr Wohl durch die herzliche Liebe, die sie gegen ihn und durch die innigste Zuneigung, die sie zu seiner Freude von frühster Kindheit an gegen einander hegten.

Da Georg siebzehn Jahre alt war, sandte er ihn nach Augsburg, sich dort in dem Hause eines Handelsfreundes, der große Geschäfte mit dem Auslande trieb, zum tüchtigen Kaufmann auszubilden.

Nach einer sechsjährigen Abwesenheit kehrte jetzt Georg in die Heimath zurück.

Der Abend wiegte sich auf den Fluthen der Elbe. An ihren Ufern hin zog Georg einsam, in sich selbst versunken. Die Thürme von Magdeburg hoben sich

aus dem herbstlichen Nebelduft. Georg blickte auf und seufzte.

Nach einer so langen Abwesenheit sollte er das Haus wieder sehen, das ihn auferzogen; auf ihn wartete daheim der herzliche Willkommen seines Pflegers und zweiten Vaters und seiner geliebten Schwester; ringsum, wo er hin sah, traten ihm Wälder und Hügel, Dörfer und einzelne Bäume, wie alte Bekannte entgegen und schienen, die Bilder seiner fröhlichen Knabenzeit vor ihm vorüber führend, sich seiner Wiederkehr zu freuen. Doch Georg vermochte alles dessen nicht froh zu werden; ein banges Gefühl, das er sich selber klar zu machen scheute, drückte seine Brust zusammen. Er sah seitab der Straße auf einem kleinen beraften Hügel, mitten im Felde, eine alte Eiche; er kannte sie wohl, denn sie war oft das Ziel seiner Ausflüge gewesen und manche Stunde hatte er in ihrem Schatten in Ahnungen der Zukunft verträumt; das Landvolk erzählte sonderbare Geschichten von dem Baume und keiner ging ohne heimliche Scheu an ihm vorüber. Georg lenkte sein Roß nach dem Hügel, stieg ab und setzte sich an dem bemoosten Stamme nieder. Die Erinnerung der vergangenen Zeit ward mit jedem Augenblicke lebendiger in seiner Seele; doch, alle andern zurückdrängend, hob sich die Gestalt seiner Schwester Klara empor. Er gedachte ihres friedlichen Spiele

und wie ſie ſich geliebt und ihre Herzen aneinander gehangen, von früher Kindheit an, wie er nur in der innigſten Vereinigung mit ihr ſich ſeines Lebens bewußt geworden, und er gedachte ſeines Schmerzes bei dem Abſchied und hielt das liebliche Bild, in Thränen ſchwimmend, an ſeinem Herzen, wie damals. Als aufblühende Jungfrau hatte er ſie verlaſſen; jetzt ſollte er ſie wiederſehen als die Gattin ſeines Pflegevaters.

Vor wenig Wochen erſt hatte er die Nachricht ſeiner Vermählung und den Befehl zur Heimkehr von dieſem erhalten, da der entſetzliche Krieg, welcher nun ſchon ſo lange verwüſtend durch Deutſchlands Gaue zog, jede Verbindung zwiſchen den entferntern Provinzen erſchwerte und oft gänzlich aufhob. Er bewahrte noch den Brief ſeines Vetters und zog ihn jetzt hervor; ſeine Blicke hafteten auf einem kleinen Zettel, der darin lag, auf welchem ihm Klara ſelbſt, mit zitternder Hand, wie es ihm ſchien, ihre Verbindung gemeldet hatte und er erſchrak über ſich, da er ſeine Thränen auf das Papier fallen ſah. Seine Augen mit der Hand bedeckend, ſaß er lange Zeit, und da er wieder aufſchaute, war es ihm, als ſähe er auf einer ungeheuern Brandſtätte der vergangenen Zeit und die grauen Thürme vor ihm, von der Glut der Abendſonne geröthet, ragten wie rieſenhafte Trümmer aus

der Verwüstung. Er versank in tiefes Nachsinnen, seine Augen schlossen sich; in einem sonderbaren Zustande zwischen Traum und Wachen flogen wunderliche Bilder, mit einer fast furchtbaren Lebendigkeit der Farben bekleidet, vor ihm vorüber. Er sah Klaren in unnennbarem Liebreiz vor sich stehen und er breitete seine Arme aus nach ihr, voll unendlicher Sehnsucht und Liebe, aber eine schwarze Riesenfaust streckte sich plötzlich zwischen ihn und sie, und drängte ihn abwehrend zurück; er sah sich selbst mit einem Dolch bewaffnet, ein feuriger Buchstabe brannte an seiner Stirn, aber ein Engel wischte ihn hinweg mit seiner Hand und entrang ihm den Dolch; gleich darauf sank ein mächtiges, ehernes Schild vom Himmel und ein Mann, auf einem weißen Rößlein reitend, rührte an das Schild mit seinem Schwerte, daß es laut erdröhnte und sogleich stiegen Rauchsäulen aus den Dorfern rings umher, in der Stadt schlug die Flamme an mehrern Orten zugleich empor, die Thürme standen in rother Gluth, überall war Getümmel und Angstgeschrei, Schrecken und Verwirrung, und er sah sich noch einmal, wie er unter derselben Eiche, wo er jetzt saß, blutend und sterbend am Boden lag. Da öffnete er seine Augen mit Gewalt und blickte scheu um sich her und wunderte sich, daß alles so ruhig und still war. Kein Lüftchen regte sich; aber durch die falben Blätter des

Baumes ging ein leiſes Rauſchen und ihm däuchte, als hört' er eine heiſere Stimme „wehe! wehe!“ rufen. Ein plötzliches Entſetzen überkam ihm; er warf ſich auf ſein Pferd und trieb es in geſtrecktem Laufe nach der Stadt.

Mit herzlicher Freude empfing Herr Vollrad ſeinen Pfleglíng, den er allezeit wie ſeinen wahren Sohn geliebt und gehalten hatte. „Ey!“ rief er und betrachtete ihn mit leuchtenden Augen: „ey! was iſt doch aus meinem Pflänzlein ein anmuthiger und ſtattlicher Baum worden! So er auch Früchte trägt, die ſeinem Ausſehn gleichen, bin ich wohl ein glücklicher Gärtner zu nennen.“ Georg kam ſich bei dem Vergleich, er wußte ſelbſt nicht warum, wie der unheimliche Drudenbaum vor, den er eben verlaſſen; es überlief ihn ein leiſer Schauder und er beugte ſich auf Vollrads Hand nieder, ſeine Verwirrung zu verbergen.

„Aber da ſtehe ich,“ fuhr dieſer fort: „und freue mich allein und denke nicht der Trauernden da drüben in ihrem Kümmerlein, die wohl noch größeres Recht hat ſich zu freuen, denn ich! deine Schweſter hatte ſeit kurzem einen ſtillen Kummer, den ſie mir verhehlte; doch merkt' ich wohl, ihre heimlichen Thränen galten niemand anders als dir. Da du nicht kamſt und auch nicht ſchriebſt, mochte ſie dich wohl ſchon verloren achten und mochte mir's doch nicht

eingestehen. Dein Anblick wird nun, hoffe ich, allen Gram von ihrem Herzen lösen."

Er faßte mit diesen Worten Georgs Hand und zog ihn mit sich fort nach Klarens Gemach. Vor der Thür aber blieb er stehen und sprach lächelnd: „du hast dich das verwundert, Georg, da du meinen Entschluß vernommen? Doch wer konnte wohl eines solchen Schatzes Hüter seyn, ohne dessen zu begehren? Der Frühlingshimmel dieser Augen trieb auch wohl aus dürrerem Stamme noch das grüne Reiflein der Liebe!" — Georg schwieg und Herr Vollrad öffnete die Thüre.

Georg erblickte zwei weibliche Gestalten; die eine auf der Grenze zwischen Kind und Jungfrau, so wie er Klaren einst verlassen, die andere hoch und schlank emporgeschossen, in der Fülle vollendeter Schönheit und bei der Verwirrung, in welcher er sich befand, stand er zweifelhaft, an welche er sich wenden sollte. Doch als Herr Vollrad aufrief: „Nun da bring' ich dir den Verlornen!" und die letztere aufsprang und ihm entgegen eilte und das Licht der Kerze in Vollrads Hand ihr Gesicht bestrahlte, da erkannte er die theuren Züge seiner Klara und streckte die Arme nach ihr aus, sie an das ungestüm schlagende Herz zu drücken. Auch sie breitete die Arme gegen ihn; doch plötzlich blieb sie stehen, schlug die Augen nieder, eine dunkele Glut

überflog ihre Wangen, ihre Arme sanken herab, und da Vollrad sie im selben Augenblick erbleichen sah, sprang er besorgt hinzu und umfaßte sie. Sie lehnte den Kopf an seine Brust; ein Thränenstrom brach aus ihren geschlossenen Augen; Georg aber kniete vor ihr nieder, ergriff ihre Hand und küßte sie. „Was treibt ihr, Kinder?“ rief Herr Vollrad verwundert aus. Klara schien sich zu besinnen, neigte sich gegen Georg, ihn aufzuheben: „Georg, mein Bruder!“ sprach sie mit leiser Stimme, und ihre Lippen berührten seinen Mund. Ein Gefühl, das er noch nie gekannt, überwältigte ihn; brünstig schlang er seinen Arm um sie; seine Brust rang nach Athem; er fühlte, daß Klara zitterte in seinen Armen.

„Nun betrachtet euch doch nur ein wenig und freut euch!“ rief Herr Vollrad. „Es hat sich keins vor dem andern zu schämen. Und gehört ihr wohl beide in des lieben Gottes schönsten Blumenflor, so ihm auf deutschem Boden gewachsen. Dies Knöspelein da,“ er zeigte auf Klarens Gesellschafterin — „unsre stille Theresia, ist aus wälscher Erde hieher verpflanzt und trägt die Sehnsucht nach dem warmen Himmel seines Vaterlandes noch immerdar auf seinen blassen Wangen.“

Georg ließ Klaren aus seinen Armen und schaute hin. Therese schlug die großen dunkeln Augen nach

ihm auf und dann zu Boden, und neigte sich demüthig vor ihm.

„Weil wir von Blumen sprechen," — fuhr Herr Vollrad redselig fort, — „morgen sollst du meinen Garten sehen und dich verwundern, wie alles so ganz anders worden."

Ach, wohl war alles so ganz anders geworden! Das fühlte Georg im Tiefsten seines Herzens. Die alte süße Vertraulichkeit zwischen ihm und Klaren war entflohen. Er sehnte sich nach dem Augenblick, wo er ohne Zeugen mit ihr reden könnte und doch bangte, doch graute ihm davor.

Für heut' aber durfte er kein Alleinseyn mit ihr erwarten. Die Zeit der Abendmahlzeit erschien, mit ihr nach alter Sitte die ganze Hausgenossenschaft, und Georg begrüßte die alten Bekannten. Während des Essens war Klara still und schien oftmals in tiefes Nachsinnen zu versinken und nur, wenn Georg erzählte, nahm sie aufmerkend Theil. Herr Vollrad sprach in der Freude seines Herzens fleißig den Becher an und trank auch Georgen tapfer zu. Dabei war des Erzählens kein Ende, besonders als die Rede auf die jetzigen Angelegenheiten der Stadt fiel, so daß Mitternacht herankam, als Herr Vollrad erst daran dachte, daß Georg müde seyn könne von der Reise.

„Ich habe dir dein traulich Kämmerlein mit der

Ausſicht nach dem Garten wieder bereiten laſſen," ſprach er und rufte einen Diener herbei, Georgen zu geleiten. Darauf umarmte er ihn noch einmal und wünſchte ihm gute Nacht. Klara bot erröthend ihrem Bruder die Wange zum Kuß und ſo ſchieden ſie von einander. Georg aber ſtand lange wie ein Träumender, und ſtarrte die Thür an, durch welche ſie hinweggegangen, bis der wartende Diener ihn endlich an ſeine Gegenwart erinnerte.

Die Stadt Magdeburg theilte ſich damals zwiſchen Hoffnung und banger Erwartung. Da man nach der Entfernung des geächteten Adminiſtrators, Chriſtian Wilhelm von Brandenburg, auch die Wahl des Herzogs von Sachſen kaiſerlicher Seits mit Unwillen vermerkte, indem der Kaiſer ſeinen eigenen Sohn auf den erzbiſchöflichen Stuhl erheben wollte, die Stadt auch deshalb bereits im vorigen Jahr eine mehr als ſechsmonatliche Einſchließung von den Kaiſerlichen erduldet hatte, war jetzt, nicht gar lange vor Georgens Ankunft, der zurückgekehrte Chriſtian Wilhelm, die Gelegenheit benutzend, plötzlich und in der Stille zu Magdeburg erſchienen und hatte mit dem Rath ein Bündniß abgeſchloſſen, worauf ſich die Stadt unter ſchwediſchen Schutz begeben. Bald darauf ward vom König Guſtav Adolph der

Oberste Dietrich von Falkenstein gesandt und vom Magistrat zum Commandanten der Stadt bestellt.

Vielen bangte nun vor der Rache des Kaisers, die sie wie ein verderbenschwangeres Gewitter über der Stadt schweben sahen; der größere Theil aber vertraute der nahen Hülfe des schwedischen Heeres, welches schon ganz Pommern in Besitz und auch aus den Mekkenburgischen Landen die Kaiserlichen vertrieben hatte.

Unter diesen Umständen, da die Bewegung, in welcher sich alle Gemüther befanden, Georgen selbst wider seinen Willen zur Theilnahme an der allgemeinen Angelegenheit hinriß und er sich überdies der Geschäfte seines Vetters mit regem Eifer annahm, blieb ihm nur geringe Zeit übrig, sich des Umgangs mit seiner Schwester zu erfreuen. Auch schien Klara geflissentlich jede Gelegenheit, mit ihm allein zu seyn, zu vermeiden; sie war immer von Theresen begleitet, die mit ihrer Großmutter, wie er vernahm, ein Stübchen im Hause bewohnte, welches Herr Vollrad der letztern aus Mitleid eingeräumt und Georg selbst, obwohl von heimlicher Sehnsucht ohn' Unterlaß nach Klaren hingezogen, fühlte sich doch in ihrer Nähe allzeit von einer seltsam beklemmenden Empfindung und einer ihm selbst unerklärbaren Scheu ergriffen und von ihr hinwegedrängt. So kam es denn bald, daß sie einander fast nur bei der Mit-

tags- und Abendmahlzeit begegneten. Hier aber wurden ihm, in der trüben und unzufriedenen Stimmung, die ſich ſeiner immer mehr bemeiſterte, Vollrads heitere Geſpräche und gutmüthige Scherze mit jedem Tage unerträglicher; beſonders war ihm deſſen Stimme nie rauher und unangenehmer vorgekommen als jetzt, wenn derſelbe ſie mit liebkoſenden Worten an Klaren wendete oder ſich beigehen ließ, ihr Lob zu preiſen. Er nur allein, ſo ſchien es ihm, wußte ganz, was Klara war; ſeinen Augen nur war die ganze Fülle ihrer Anmuth unverborgen, in ſeinem Buſen nur lebte ein würdiges Bild von ihr, und ihm allein wäre es zugekommen, ihr Lob auszuſprechen, wenn ſeine Lippen es gewagt hätten; Vollrads Worte dünkten ihm nur Entheiligung und reizten ihn zum Unwillen. Herr Vollrad ward der Veränderung, die ſich mit ihm begab, wohl inne; er bekümmerte ſich darüber und fragte ihn öfters theilnehmend nach der Urſache; doch wie hätte Georg, der ſich oft ſelbſt ein Räthſel war, und den Schleier von dem, was in ſeinem Herzen vorging, nicht hinwegzuziehen traute, wie hätte er fremden Blicken die heimlichſten Gefühle ſeines innerſten Weſens zu enthüllen vermocht!

So waren mehrere Wochen ſeit ſeiner Rückkehr vergangen, als er einſt eines Abends ſpät, den langen Gang nach ſeinem abgelegenen Zimmer hinab-

schreitend, vor sich einen hellen Schein auf einer Mauerblende bemerkte, in welcher, wie er wußte, ein uraltes steinernes Bild stand, dessen Ursprung und Bedeutung niemand kannte. Er war als Knabe nie ohne Grauen vor ihm vorübergegangen. Da er sich befremdend näherte, sah er eine alte Frau, auf ungewöhnliche Art mit einem rothen Mantel bekleidet, die vor dem Bilde auf den Knieen lag. Ein Licht stand in der Blende. Die Alte raffte ihre Krücke vom Boden und versuchte sich zu erheben. „Reicht mir die Hand ein wenig, daß ich aufstehen kann," sprach sie auf italiänisch mit einer rauhen Stimme. Georg, der Sprache kundig, schloß daraus, daß es Theresens Großmutter sey und half ihr empor.

„Dies ist das Bild der heiligen Klara," fuhr sie fort: „die hier in diesem Hause, dessen Schutzheilige sie einst war, jetzt unerkannt und unverehrt, wie eine Fremde und Geächtete dastehet in Mitte des Unheiligen. In stiller Nacht geh' ich hieher zu beten, ich eine Fremde und Geächtete wie sie, und es ist heute nicht das erstemal, daß ich sie Thränen vergießen sah ob eurer Verblendung."

Georg betrachtete die Alte voll Verwunderung. Sie holte das Licht aus der Nische und leuchtete ihm in's Gesicht. „Ja, ja," hub sie von neuem an: „das sind der Mutter Züge, das ist ihr Blick!"

Ach die Unglückliche! sie hat die kurze Verirrung schwer genug gebüßt und büßt sie jenseit noch. Bete mein Sohn, bete für Deine Mutter!"

„Ihr kennt mich?" rief Georg. „Ihr kanntet meine Mutter?"

„Wohl kannt' ich sie!" entgegnete die Alte. „Auf diesen Armen hab' ich sie als Kind getragen, um ihretwillen verließ ich unser schönes Vaterland und folgte ihr unter diesen rauhen Himmel, ach! nur um sie in fremder, ungeweihter Erde zu begraben!"

„Ihr irrt euch, gute Frau," sprach Georg. „Meine Mutter war eine Deutsche, aus deutschem Blute stammen wir, ich sowohl als meine Schwester."

Sie sah ihm lange schweigend ins Gesicht. „Deine Schwester?" rief sie endlich: „Deine Schwester? bist Du denn gewiß, daß sie wirklich Deine Schwester ist?"

Georg starrte sie an. Wie ein Blitzstrahl zuckte die Frage durch sein Innerstes und regte es gewaltig auf. Mit bebenden Lippen stammelte er: „Wahnsinnige, was hast Du gesagt? was willst du mit mir machen?"

„Wahnsinnig nennst Du mich," sprach die Alte: „weil ich deines Herzens geheimsten Wunsch berühre! Nun so sag' ich dir denn hier vor dem Bilde der Heiligen, die meine Worte vernimmt: Klara ist nicht Deine Schwester!"

Georg wankte rückwärts und bedeckte ſein Geſicht mit beiden Händen.

„Wir ſind hier nicht ſicher,“ fuhr jene fort: „kommt morgen Nacht, wenn alles ſchläft, zu mir auf mein Kämmerlein, dann ſoll Euch alles klar werden.“

„Nein, heute noch! jetzt gleich!“ rief Georg und faßte ſie heftig bei der Hand. Sie legte den Finger auf den Mund und ſprach: „Still! ſtill! Für heute kein Wort mehr! Ich muß erſt mit mir ſelbſt zu Rathe gehen; ein Geheimniß, das ſo lange in der Bruſt geroſtet, iſt ein Theil von uns ſelber geworden und mag man ſich deſſen nicht ſo leicht entſchlagen, wie einer ſchlechten Kupfermünze. Gute Nacht! Auf Wiederſehen. Und damit wandte ſie ihm den Rücken und verſchwand mit ihrem Lichte in einem Seitengange. Georg ſah dem Scheine zu, der immer ſchwächer und ſchwächer werdend, an dem Gewölbe ſpielte, er hätte ihn aufhalten mögen, um nicht ganz allein zu ſeyn, und als nun alles ſtill und dunkel war um ihn her, da fing ihm an zu grauen vor ſeinen eignen Gedanken, die wie Geſpenſter in ſeiner Seele aufſtiegen und bald in wilder Verwirrung durch einander tobten; er eilte nach ſeinem Zimmer und warf ſich auf ſein Lager.

Doch der Schlaf, den er, ſich vor ſich ſelbſt zu retten, herbei ſehnte, wollte nicht erſcheinen und ſo

lag er, tausend widerstreitenden Gefühlen zur Beute wehrlos hingegeben. Bald schalt er die Alte eine Wahnwitzige, eine Lügnerin, bald wieder überließ er sich der Hoffnung, daß sie doch wahr geredet haben könnte. Jetzt war das Wort zu dem Räthsel seines Herzens gefunden, jetzt wußte er, was Klara ihm von früher Kindheit an gewesen, nun kannte er die Regung, die ihn jetzt bei ihrem Wiedersehen überrascht, und dies Bewußtsein ging wie eine heitre Morgenröthe ordnend und erquickend über der verworrenen Nacht seines bisherigen Lebens und seiner Empfindungen auf. Er wagte, sich Klaren von gleicher Liebe und Sehnsucht glühend, vorzustellen, seine Fantasie berauschte ihn mit den süßesten Bildern, dann aber brach wieder zerstörend der Gedanke in seinen Himmel ein, daß ja Klara für ihn verloren, daß ihr Besitz auf immer ihm versagt, entrissen sey — er erfüllte sein Herz mit Unmuth und Bitterkeit, und Vollrad erschien ihm in diesem Augenblick nicht wie sein Pfleger und Wohlthäter, sondern nur wie der Räuber seines Glücks, der unrechtmäßige Eigenthümer eines Schatzes, dessen ganzen Werth er nicht einmal kenne, der Zerstörer jeder Freude seines Lebens.

Es ging schon hoch gegen Morgen, als er erst in einen unruhigen Schlummer sank, aus welchem er spät und abgemattet, wie nach einer langen Krankheit, erwachte. Da Herr Vollrad ihm mit einem

freundlichen guten Morgen entgegen trat, und ihn dann verwundert nach der Ursache seines bleichen und verstörten Ansehens befragte, vermochte er ihm nichts zu antworten, vielweniger ihn anzusehen und wandte sich von ihm ab, weil er fürchtete, sein Gesicht möchte der Verräther seines Herzens werden. Er versuchte sich durch angestrengte Arbeit zu betäuben, doch ohne Unterlaß klangen die Worte des Alten vor seinen Ohren: Klara ist nicht deine Schwester! Vollrads Nähe wurde ihm mit jedem Augenblicke drückender und er ergriff den ersten Vorwand, sich zu entfernen, streifte überall, Zerstreuung suchend, in der Stadt umher, erschien weder Mittags noch am Abend bei Tische, und harrte ungeduldig der Zeit, wo ihm die Alte die Erklärung ihrer Worte verheißen hatte. Bei seiner Heimkehr am späten Abend erfuhr er, daß Herr Vollrad zur ungewöhnlichen Zeit aufs Rathhaus berufen worden und noch nicht wieder zurück sey.

Sein Weg führte ihn bei Klarens Zimmer vorüber. Durch eine Spalte der Thür bemerkte er Licht in demselben. Unwillkührlich blieb er stehen und da alles still war darin, trieb es ihn, das Auge an das Schlüsselloch zu legen. Er nahte sich zitternd, und sein Auge traf gerade auf Klaren, die ihre Haarzöpfe auseinander flechtend, in der Mitte des Gemaches stand. Seine Brust hob sich ungestüm, er

mußte sich aufrichten, um Odem zu schöpfen. Indem aber öffnete sich die Thür und Klara trat, das Licht in der Hand, auf die Schwelle. „Georg!“ rief sie: „du hier?“ Er fuhr zurück und starrte sie an. Ach! so herrlich war sie ihm noch nie erschienen! Das entfesselte, reiche Haar floß in tausend Locken und Ringeln über den nur halb bedeckten Busen nieder; ihre Wangen glühten in holder Schaam und Verwirrung. Er streckte seine Arme verlangend nach ihr aus, doch unfähig, seinen begehrenden Blick zu ertragen, schlug sie die Augen nieder, reichte ihm die Hand und mit einem leisen: gute Nacht! das über ihre Lippen zitterte, schritt sie zurück und wollte die Thür schließen. Georg aber drängte sich ihr nach; es war ihm, als ob die Welt rings um ihn her versänke und verschwände, er sah nur die Geliebte, nur des heißen Triebes der Leidenschaft war er sich bewußt; seiner selbst nicht mehr mächtig, umfaßte er Klarens schlanken Leib, er fühlte das Beben ihrer Glieder, er fühlte das heftige Klopfen ihres Herzens an seinem, und bedeckte ihren Mund, und ihre Augen, und ihre entblößten Schultern mit glühenden Küssen. „Georg!“ stammelte sie ängstlich, mit erstickter Stimme. „Georg! was beginnst Du?“ und strebte sich ihm zu entwinden. Er aber umstrickte sie nur fester und rief: „Nein! Nein! Du bist nicht meine Schwester, Klara!

Du bist nicht meine Schwester!“ Da rang sie sich mit Macht aus seinen Armen und trat zurück und sah ihn an mit festem Blicke: „Unseliger,“ sprach sie: „und wenn ich es nicht wäre? Nicht Dir gehör' ich an! Du wirst und darfst mich nie besitzen!“ Sie sank in einen Sessel und verhüllte das Gesicht; Georg hörte sie schluchzen. Er warf sich vor ihr nieder, breitete die Arme nach ihr und wagte es nicht mehr, sie zu berühren. Da trat Therese herein; erstarrend blieb sie in der Thür stehen. Georg sprang auf; Klara winkte ihn mit der Hand hinweg, und er wankte hinaus, und einem Trunkenen gleich nach seinem Zimmer.

Er gedachte in diesem Augenblicke der verheißenen Zusammenkunft nicht mehr, die er kurz vorher so ungeduldig herbeigewünscht hatte, allein die Alte stand schon auf dem Gange, seiner wartend und zog ihn mit sich fort. Da sie in ihrem Kämmerlein angelangt waren, verschloß und verriegelte sie die Thür, hieß ihn sich setzen und aufmerksam anhören, was sie ihm berichten werde. Nur mit Anstrengung vermochte er sich zu sammeln und ihren Worten zu folgen.

Sie erzählte ihm nun: wie seine Mutter, Franziska Gualtieri mit Namen, zu Bologna in Italien geboren und unter ihrer Obhut und Pflege in Zucht und Frömmigkeit aufgewachsen sey; wie dieselbe

mehrere vortheilhafte Heirathsanträge von der Hand gewiesen habe, da ihr Sinn von Jugend auf nach dem Kloster gestanden, bis endlich ein Deutscher sie einst in der Kirche gesehen, hierauf in dem Hause ihres Oheims, bei welchem sie nach ihrer Eltern Tode gewohnt, den unbemittelten Alten durch seinen Reichthum verblendend, Zutritt gesucht und gefunden, und sich in das Herz des frommen und unerfahrnen Mädchens einzuschleichen und, ohne Zweifel mit Beihülfe teuflischer Künste, darin also festzusetzen gewußt habe, daß sie bei seiner Rückkehr nach Deutschland den Entschluß gefaßt, ihren Oheim und ihr Vaterland heimlich zu verlassen und ihm zu folgen.

„Ich konnte mich nicht von ihr trennen," fuhr die Alte fort: „da ich sie allzeit als mein eigenes Kind geliebt; und so zogen wir mit einander in dieses fremde Land. Er führte uns aber nicht nach seiner Heimath, sondern brachte uns nach einer Stadt, die Erfurt heißt, unter dem Vorwande, daß er seine Eltern erst auf seine Heirath vorbereiten müsse. Hier besuchte er uns nun ab und zu, vertröstete die arme Franziska, die sich gesegneten Leibes befand, von einer Zeit auf die andre, ließ es uns aber indeß, wie ich bekennen muß, an nichts fehlen. Auch gaben sich die guten Leute, bei welchen

wir wohnten, alle Mühe, uns armen Fremdlingen behülflich und gefällig zu seyn."

„Auf einmal aber zeigte sich in dem Betragen von Franziskas Geliebten eine gar merkliche Veränderung; seine Besuche wurden selten, und wenn er kam, schien er zerstreut, verlegen, konnte nicht mehr dreist aus den Augen sehen und eilte jederzeit, wieder fortzukommen. Endlich, als er uns einst eine Anweisung auf eine sehr beträchtliche Summe Geldes zurückgelassen, blieb er ganz weg. Franziska schrieb an ihn — ach! einen Tiger hätten ihre Briefe zum Mitleid bewegen können! — sie erhielt keine Antwort. Ein sicherer Mann, der abgesendet wurde, Erkundigung einzuziehen, kehrte mit der Nachricht zurück, wie der Treulose sich bereits vor mehrern Wochen mit einer sehr reichen Frau vermählt. Schreck und Gram wirkten zerstörend auf das verrathene Herz meiner unglücklichen Franziska. Sie starb, nachdem sie eines Knäbleins genesen, in meinen Armen. Ihre letzten Worte sprachen den Namen des Verräthers und Segen über ihr Kind aus. Dieses Kind aber war't Ihr."

„Durch eine seltsame Fügung des Himmels mußte es sich nun begeben, daß die Frau unsers Wirthes beinahe zu derselben Zeit gleichfalls von einem Knaben entbunden wurde, der aber gleich nach der Geburt verschied. Der Mann, welcher seinem Gemal

mit großer Liebe zugethan war, befürchtete, daß dieſe Trauerpoſt einen gar übeln und gefährlichen Eindruck auf ſie machen möchte, da ſie, noch tief gebeugt über den Verluſt ihres erſten Kindes, ihre ganze Hoffnung auf das Leben dieſes zweiten geſtellt hatte und ſich überdem in einem ſehr ſchwachen und bedenklichen Zuſtande befand; die Angſt gab ihm alſo den Gedanken ein, ſich an mich zu wenden mit dem Verlangen, Euch an den Platz ſeines eben verſtorbenen Kindes unterzuſchieben. Da ich nun, Euern Vater von ganzer Seele haſſend, ihm nicht die Freude an Euch als ſeinem Sohn gönnte und mir auch davor bange war, er möchte Euch zu ſich nehmen und, der neuen Lehre zugethan, wie er war, Euch ebenfalls in dieſem Irrwahn auferziehen, ſo gab ich den Bitten unſers Wirthes nach, der ſich noch zu der alleinſeligmachenden Kirche bekannte; die Hebamme ward durch ein Stück Geld gewonnen, und Euerm Vater mit Franziska's Tode auch zugleich der Eurige berichtet. So wurdet Ihr als der Sohn jenes Mannes erzogen, und da ſeine Frau ein Jahr ſpäter noch ein Mädchen gebar, galtet Ihr und Klara ſowohl vor der Mutter derſelben, als vor der ganzen Welt für Geſchwiſter. Mir aber wuchs nun die Sehnſucht nach meinem ſchönen Vaterlande immer höher an das Herz, und obgleich die guten Leute mich ungern miſſen wollten, und es mir auch

hart ankam, mich von Euch zu trennen, konnte ich's doch endlich nicht länger ertragen, und zog von dannen nach meiner Heimath.

Ruhig und zufrieden lebte ich hier bei meiner verheiratheten Tochter und hätte dieses unglückliche Deutschland ganz vergessen, wenn nicht das Andenken meiner armen Franziska und das Verlangen, etwas von dem Schicksal ihres Kindes zu erfahren, mich zuweilen daran erinnert hätte. Da führte mich, es mögen nun drei Jahre her seyn, ein besondrer Zufall, oder vielmehr die Hand Gottes, mit einem Manne zusammen, den ich mehrmals zu Erfurt gesehen und gesprochen, und der des Handels wegen öftere Reisen nach Italien zu machen pflegte. Dieser berichtete mir nun zu meinem großen Schrecken, daß eure Eltern, das heißt, die dafür gehalten wurden, durch mancherlei Unglücksfälle in ihrem Gewerbe gänzlich zurück gekommen und endlich an einer bösartigen ansteckenden Krankheit, welche damals in dortigen Gegenden viele Menschen hinwegraffte, bereits vor mehrern Jahren Beide kurz hinter einander plötzlich verstorben seyen; die zwei hülflos hinterlassenen Kinder habe ein weitläuftiger Verwandter und reicher Kaufmann in Magdeburg, Herr Vollrad mit Namen, zu sich genommen." —

„So war also, was ich vermeiden wollte, dennoch geschehen. Ihr befandet Euch in den Händen eines

Mannes, der, wie ich vorausſetzen konnte, mit dem Gift ſeiner ketzeriſchen Lehre auch Euer junges Herz erfüllt hatte. Dieſer Gedanke — und auch wohl noch ein andrer, den ich Euch nicht nennen kann — ließen mir Tag und Nacht nicht Ruhe, und ſchlugen mich gänzlich nieder. Weit entfernt auch, daß die Zeit, die Kraft ihres erſten Eindrucks hätte mildern ſollen, ſtieg ihre Gewalt vielmehr mit jedem Tage. Ich erkannte den Finger Gottes, der mich noch einmal nach der Fremde wies, um vielleicht, wenn es noch möglich, einen Verirrten auf den Weg des Heils zurück zu führen und eine Seele zu retten. Ich nahm die Gelegenheit wahr, da mein Schwiegerſohn in Angelegenheiten eines Kardinals nach Wien geſandt wurde, und begab mich mit ihm auf die Reiſe, begleitet von meiner Enkelin Thereſia. Von Wien gelangten wir, unter tauſend Mühſeligkeiten und Gefahren, welche das auflodernde Kriegsfeuer in unſern Weg warf, unter dem Schutze Gottes und der heiligen Jungfrau, glücklich hier an, wo ich zwar nicht Euch, aber in Herrn Vollrad's Hauſe ein Plätzlein fand, auf welchem ich Eure Wiederkehr erwarten wollte."

Die Alte hielt hier in ihrer Erzählung inne und Georg ſprach: „Weiß Klara, daß ſie nicht meine Schweſter iſt?"

Die Alte ſchien nachzudenken. „Vielleicht," ent-

gegnete sie endlich mit einem seltsamen Lächeln: „vielleicht hat die Schutzpatronin dort auf dem Gange es ihr verrathen!“

„Und mein Vater?“ fragte Georg weiter: „lebt er noch? Und wo?“

Sie sah ihn lange schweigend an. In ihren tiefliegenden Augen loderte ein Feuer auf, vor welchem ihm graute. „Er lebt!“ fuhr sie endlich heraus: „er lebt in Freud' und Herrlichkeit! Aber diesseits noch, das weiß ich, wird ihn die Strafe seines Meineids treffen!“

„Wo aber lebt er?“ rief Georg: „wie nennt er sich?“

„Fragt mich nicht weiter!“ sprach sie mit rauhem Tone. „Ein Schwur bindet meine Zunge. Gute Nacht. Ich will zu Bette gehen. Wir sprechen uns weiter. Zweierlei aber will ich indeß Euch an das Herz legen. Erstlich, daß ihr des Zweckes gedenkt, um dessen Willen Gott einer schwachen Frau die weite, gefahrvolle Reise möglich gemacht und sie mit Kraft gerüstet; zweitens, daß ihr an nichts verzweifeln mögt! An nichts, sage ich Euch! Wunderbarer fügen sich oft die Dinge dem gläubigen Gemüth, als je der feige Verstand zu ahnen wagte.“

Indem sie hierauf die Thüre öffnete, ihn hinauszulassen, trat Therese herein und schien heftig zu

erſchrecken über ſeine Gegenwart. Sie hatte geweint, wie ihre Augen verriethen. Die Alte zog ſie mit einem zornigen Blick herein, ſchob Georgen mit der andern Hand hinaus und ſchloß die Thür.

Als Knabe hatte Georg einen alten Diener in Vollrad's Hauſe oft ein Mährlein erzählen gehört, von einem Königsſohn in Aſien, der ausgezogen war, das Paradies zu ſuchen, und wie er mit ſeinen Gefährten endlich, nach langer Irrfahrt durch die Wüſte, es wirklich, von einem Berge herab, vor ſich liegen geſehen in unbeſchreiblicher Schönheit. Doch als nun alle freudig darauf zueilten, gewahrten ſie, daß es rings von einem ungeheuern Abgrund umgeben war, der ihnen den Eintritt wehrte. Und ſo ſtanden ſie an dem Abgrund und ſchauten hinüber nach dem Wunderlande, das in ewigem Morgenglanz und Frühlings-Friſche ſich vor ihnen ausbreitete. Tauſend farbige Blumen prangten auf den grünen Auen, goldne Früchte winkten aus dunkelm Laube, Quellen rauſchten, himmliſche Töne und erquickende Wohlgerüche ſchwammen auf lauen Lüftchen zu ihnen herüber, keiner vermochte mehr ſein Auge hinwegzuwenden von dem Anblick, keiner dachte an die Rückkehr, keiner wich von ſeiner Stelle, und ſo ſtanden ſie an dem Abgrund in der ſengenden Wüſte und ſtreckten ihre Arme hinüber, in heißem Verlangen und verzehrender Sehnſucht viele Tage und

Nächte lang, bis ſie endlich ſchwindelnd in den Abgrund ſtürzten, oder in Wahnſinn dahin ſtarben.

Georg erinnerte ſich jetzt oft der Erzählung und fand in dem Schickſale des unglücklichen Königſohns mit furchtbarer Wahrheit ſein eigenes geſchildert. Als er deſſen einſt in einem Geſpräch mit der Alten erwähnte, bei welcher er ſich, wie von einer unbekannten Gewalt getrieben, faſt wider ſeinen Willen noch oft einfand, und die bald aller Heimlichkeiten ſeines Herzens ſich bemächtigt hatte, ſprach ſie: „Warum ſchlagt Ihr keine Brücke über den Abgrund?“ Finſter entgegnete er: „Nur das Verbrechen kann ſie bauen!“ Da ergriff ſie haſtig ſeine Hand und rief: „In dem Schoos der wahren Kirche findet Ihr Vergebung ſolcher Schuld!“ Georg ſchauderte und ſchwieg.

Herr Vollrad, den Georgs Trübſinn und verſtörtes Weſen ängſtigte, mühte ſich vergeblich, ihn davon zu heilen. Sein Beſtreben machte vielmehr das Uebel nur noch ärger. Er fiel endlich auf den Gedanken, ihn mit Aufträgen, wozu ſein ausgebreiteter Handel die Hand bot, bald da, bald dorthin zu ſenden, um ihn zu zerſtreuen. Georg faßte begierig die Gelegenheit zur Entfernung auf, allein kaum hatte er dem Hauſe den Rücken gewendet, als er auch ſchon das heftigſte Verlangen ſpürte, wieder dahin zurückzukehren, und er eilte jedesmal, nur

ſein Geſchäft zu beendigen, um dann zu Hauſe, gleich unfähig, Klarens Anblick zu miſſen, wie zu ertragen, daſſelbe Spiel von neuem anzufangen.

Da er die alten Verhältniſſe zu Vollrad und zu Klaren, die ihm ſonſt das Leben werth gemacht hatten, ſo gewaltſam zerriſſen fühlte und das neue, wonach ſein Herz begehrte, der eherne Fuß des Schickſals ſchon im Aufkeimen niedertrat, ward jetzt oft die Sehnſucht in ihm laut, wenigſtens ſeinen Vater zu kennen, daß er doch jemand hätte auf der weiten Erde, dem er angehörte und den er lieben dürfe. Die Alte beſtand hartnäckig darauf, ihn nicht zu nennen, und er war oft dem Entſchluſſe nahe, Vollraden das Geheimniß ſeiner Geburt mitzutheilen, in der Hoffnung, daß dieſer ihm vielleicht zur Entdeckung ſeines Vaters behülflich ſeyn möchte. Allein theils hielt ihn immer noch ein der Alten geleiſtetes Verſprechen zurück, theils ward es ihm ſchwer, bei dem geheimen Groll gegen Vollrad, der, jedes beſſere Gefühl umſtrickend, in ſeinem Herzen immer höher wuchernd um ſich griff, ſeinen Mund gegen jenen ſelbſt zu den allergleichgültigſten Worten zu öffnen.

In dieſer Lage, von ſeiner innern Unruhe ohne Raſt wie ein Geächteter umher getrieben, ſuchte er jede Gelegenheit auf, ſich wenigſtens zu betäuben und brachte ſeine Zeit meiſt an öffentlichen Orten,

in Trinkstuben und Spielgelagen hin, obgleich er fühlte, daß er bei solchem Treiben immer mehr in sich zu Grunde ging.

An einem Abend befand er sich auch in einem Hause, wo viele Bürger zusammen zu kommen pflegten, und die Gesellschaft war heut besonders zahlreich, da gute Nachrichten eingelaufen waren, indem die Truppen, welche der Administrator zusammen gebracht, neuerdings wieder, durch Zulauf aus den umliegenden Städten verstärkt, nicht unbedeutende Vortheile über einige gegen sie abgesendete kaiserliche Regimenter davon getragen hatten. Da bemerkte Georg, an einem Tisch ihm gegen über, einen Mann, dessen Gesicht ihm gar wohl bekannt dünkte, und je länger er ihn ansah, desto mehr, und er konnte endlich nicht daran zweifeln, daß es ein kaiserlicher Hauptmann sey, ein Italiäner von Geburt, den er einst zufällig bei einem Volksauflauf zu Nürnberg mit eigner Lebensgefahr aus den Händen des Pöbels gerettet hatte. Indem er nun voll Verwunderung über dessen Hiersevn aufstand, ihn näher zu betrachten, gewahrte auch der Fremde seiner, sprang auf, und war plötzlich unter der Menge verschwunden.

Georg ging nachdenkend über das seltsame Ereigniß nach Hause und da er sich erinnerte, daß Theresens Großmutter einst im Gespräch eines kaiserlichen Hauptmanns gleiches Namens mit jenem, gedacht

hatte, ging er zu ihr, sie weiter darum zu befragen.

„Ich weiß schon," unterbrach ihn die Alte, da er kaum seine Erzählung angefangen: „der Hauptmann Montenero. Ihr habt ihm vor drei Jahren das Leben gerettet."

„Ihr wißt es?" fragte Georg erstaunt. „Vielleicht kommt bald eine Zeit, da er's Euch danken kann," fuhr die Alte fort: „sicherlich habt Ihr ihn heut gesehn?"

„Auch das wißt Ihr?" rief Georg. „Ihr wißt, daß er hier ist?"

„Nun ja," erwiederte sie: „Ihr werdet mich doch nichts neues lehren wollen?" Da er aber weiter in sie drang, schien sie verlegen zu werden, wich seinen Fragen aus und meinte, sie hätte nur heut einen Mann über die Straße gehen sehen, der dem Hauptmann Montenero viel geglichen, ohne Zweifel aber seyen sie beide durch eine bloß zufällige Aehnlichkeit getäuscht worden.

Sie stand während dieses Gesprächs vor einem geöffneten Wandschrank, und indem jetzt Georg seine Augen dahin wandte, sah er einen sauber gearbeiteten Dolch darin liegen. Es überkam ihn eine seltsame Begier darnach, und er streckte die Hand aus, ihn zu ergreifen. „Das ist kein Werkzeug für Euch plumpe Deutsche!" rief die Alte, und wollte es ihm

wieder entreißen, er aber trat zurück, zog den Dolch aus der Scheide und betrachtete die ſcharfe Schneide und Spitze mit funkelnden Augen. „Was macht Ihr damit?“ ſprach er: „laßt ihn mir!“ „O!“ rief die Alte: „meine Hand iſt noch ſtark genug ihn zu führen! Doch wenn er Euch gefällt, mag's drum ſeyn! behaltet ihn und gebraucht ihn wohl.“ Georg ſteckte ihn in ſeinen Buſen und entfernte ſich ſchleunig, nicht anders, als trüg' er einen koſtbaren Schatz mit ſich davon. —

Die Freude der Magdeburger, über die erhaltenen Vortheile, erlitt bald darauf einen harten Stoß, da Graf Pappenheim, von ſeinem Zuge gegen den Herzog von Sachſen-Lauenburg zurückkehrend, ſich der Stadt näherte und die Truppen des Adminiſtrators aus der ganzen umliegenden Gegend vertrieb, auch der kaiſerliche Feldherr Tilly erſchien und ein gar drohendes Abmahnungsſchreiben an den Prinzen Chriſtian Wilhelm erließ; doch wuchs ihr Muth von neuem, als Tilly, den reißenden Fortſchritten des Königs Guſtav Adolphs von Schweden zu begegnen, ſich wieder von Magdeburg entfernte und die zurückgelaſſenen kaiſerlichen Generale, Pappenheim und Wolf v. Mannsfeld, beſonders nach dem mißlungenen Angriff der Schanze in der Kreuzhorſt, zur Ein-

ſchließung und Belagerung der Stadt weiter keinen bedeutenden Verſuch machten. Zu gleicher Zeit blieb der Zuſammentritt der proteſtantiſchen Stände zu Leipzig, und die Rüſtung des Churfürſten von Sachſen nicht unbekannt, und alles war froher Hoffnung und guter Dinge. Viele von der jungen Bürgerſchaft bezeigten laut ihren Willen, die Stadt mit Gut und Blut zu vertheidigen, und übten ſich in Handhabung der Waffen.

So traf ſich's, daß Georg einſt bei einem Büchſenſchießen zugegen war, welches auf dem Marſch*) gehalten wurde. Er ſetzte ſich, dem luſtigen Treiben eine Weile zuſchauend, und wie er ſo auf das Knallen und auf das Einſchlagen der Kugeln in die Scheibe horchte, ging ein Bekannter an ihm vorüber und ſprach: „Nun aber wie dann, wenn an dem Ziele ein Menſchenleben ſtände, und wir dagegen mit dem Rohre?“ dieſe Frage fiel ihm ſeltſam auf's Herz, er verſank darüber in Nachſinnen, und es kamen allerlei wunderliche Gedanken über ihn, in denen er ſich verlor, ſo daß er ſich nicht aufrufen hörte, da ihn die Reihe traf, und derſelbe Freund ihn daran erinnern mußte.

„Nun, wo ſeyd Ihr?“ ſprach dieſer, indem er ihm die Büchſe in die Hand gab. „Nehmt Euch zu-

*) Eine Elbinſel.

sammen! treffen thut Noth. Der Graumantel hat sich noch keinen an's Herz kommen lassen."

Die Scheibe stellte diesmal das Bild eines Mannes vor, welches beweglich war, so daß es vor dem in Anschlag liegenden Schützen vorübergezogen wurde. Auf der Brust trug es ein rothes Herz, wornach jeder zielte.

Als nun Georg noch wie im halben Traume dastand, die Büchse aufgelegt, mit brennender Lunte, und das Bild draußen erschien, daß er darnach schießen sollte, da fuhr er auf einmal erschrocken zurück. „Was ist das?" schrie er: „was macht Ihr?" Das Bild hatte einen grauen Mantel, wie ihn Herr Vollrad zu tragen pflegte, und Georgen kam es in diesem Augenblick nicht anders vor, als sey es Vollrad selber, der dort vorüber schritte und ihn traurig ansähe. „Nach dem kann ich nicht schießen!" rief Georg noch einmal. Da erhub sich ein lautes Gelächter unter den Umstehenden und sie riefen ihm zu: „Was habt Ihr vor? Seht Ihr Gespenster? So schießt doch zu, sonst ist's zu spat!" Da kam er zu sich und schämte sich, legte schnell die Büchse an, und brannte los. — Der Zieler zeigte den Schuß. „Wohl getroffen!" schrien alle. „Mitten durch's Herz!" Er schaute hin; das Bild schien mit jammervoller Miene nach dem blutigen Herzen zu zeigen; es ward ihm dunkel vor den Augen, er tau-

melte zurück und lehnte sich an die Wand. Viele traten an ihn heran und wünschten ihm Glück zu dem besten Schusse, seine Geschicklichkeit preisend, er hörte aber kaum, was sie sagten, es überfiel ihn eine große Angst und trieb ihn schnell hinweg aus dem Getümmel.

Als er nach langem Umherirren nach Hause kam, begegnete ihm Klara auf dem Vorsaal vor ihrem Zimmer. Er hatte sie seit jenem Abend, da ihm die Alte das Geheimniß seiner Geburt entdeckte, nicht wieder allein gesehen. Sie erschrack über sein verstörtes, bleiches Gesicht und die Fieberglut, die in seinen Augen loderte, und wendete sich nach ihrem Zimmer. Er aber eilte auf sie zu, umfaßte sie heftig und rief: „Klara, ich weiß es nun gewiß, du bist nicht meine Schwester!“ Sie wand sich aus seinen Armen. „Geh! geh! Unglücklicher! verlaß mich! verlaß dies Haus!“ sprach sie mit leiser Stimme: „ich wußt' es längst!“

„Verlassen? dich!“ rief er: „und weiter hast du keinen Trost für mich, kein Mitleid mit der Qual, die mich verzehrt? Sprich nur ein Wort,“ fuhr er leise fort: „ein Wort nur. Laß mich nicht so gehen. Die Hölle ist in meiner Brust. Ich kann alles, um dich zu besitzen. Mitten durch das Herz, durch's blutige Herz habe ich getroffen! Nun ja!

was iſt's denn weiter? Selbſt um den Himmel biſt du nicht zu theuer erkauft!"

„Wahnſinniger!" ſchrie ſie mit Entſetzen: „laß ab von mir! Hinweg!" — Er wollte ihre Hand faſſen, ſie aber ſtieß ihn heftig zurück, eilte nach ihrem Zimmer, und er hörte, wie ſie den Riegel vorſchob.

Er ſchlug ſich mit der Fauſt an Stirn und Bruſt, und indem er ſich wendete zu gehen, ſah er Thereſen, die ängſtlich auf ihn zukam. „Wo wollt ihr hin?" ſprach ſie. „Geht nicht zu meiner Großmutter, ich bitte Euch, geht nicht zu ihr! Es ängſtigt mich, wenn ich Euch bei ihr ſehe." — Georg ſtarrte ſie an. „Ihr ſeht fürchterlich aus!" fuhr ſie fort. „O Gott, was ſoll daraus werden! Betet, betet fleißig, wenn der Verſucher Euch nahe ſteht. Ach glaubt mir, das Gebet hat wunderbare Macht." — Georg küßte ſie auf die Stirn und rief: „Bete Du für mich, unſchuldiges Kind! Gott erhört nicht, was ich zu ihm bete." Er verließ ſie ſchnell und eilte von neuem aus dem Hauſe.

Am andern Morgen erfuhr er durch den Diener, welcher ihm aufwartete, daß Klara unpäßlich ſey; auch erzählte ihm dieſer, daß ſie Herrn Vollrads Bett, um ſeine Ruhe nicht zu ſtören, in das anſtoßende Zimmer, durch welches man nach dem Schlafgemach gelangte, zu ſetzen befohlen habe, und Thereſe indeß bei ihr ſchlafe.

Ein paar Tage darauf war er mit vielen jungen Leuten zuſammen. Es wurde wacker gezecht, und da ſie Georgen ſo finſter und in ſich gekehrt ſitzen ſahen, machten ſie ſich an ihn, tranken ihm fleißig zu und ſuchten ihn mit in ihre Luſt hinüber zu ziehen. So kam es, daß er wider ſeinen Willen und ohne daran zu denken, über ſeine Gewohnheit trank und endlich ſpät in der Nacht mit ziemlich ſchwerem Kopf und wankenden Sinnen nach Hauſe ging.

Er hieß den wartenden Diener zu Bett gehen, nahm ihm das Licht ab und begab ſich auf den Weg nach ſeinem Zimmer. Als er auf den langen Gang kam, fand er wiederum Thereſens Großmutter vor dem ſteinernen Bilde knieen.

„Ich habe getrunken und du haſt gebetet,“ rief er ihr lachend zu. „Das ſollten wohl gar verſchiedne Dinge ſeyn, am Ende aber läuft doch alles auf eins hinaus in der Welt. Fluchen und Beten, Lachen und Weinen, Tugend und Laſter: es führt alles zu einem Ziel. Der Schulmeiſter hat es uns freilich anders gelehrt!“ — „Ich hab' heute meine ganze Lection vergeſſen,“ fuhr er fort: „Kannſt du mir nicht darauf helfen, Alte, was Tugend heißt?“

Sie ſah ihn finſter an und ſtand auf. „Frevle nicht!“ ſprach ſie mit funkelnden Blicken. „Der

Tag des Gerichts naht. Verderben hängt über Euer aller Haupt."

„Verderben über das ganze menſchliche Geſchlecht!" rief er. „Meinetwegen! Es taugt nicht viel, und iſt eine neue verbeſſerte Auflage wohl an der Zeit. Möchte doch das alte Gerüſt der Welt jetzt gleich zuſammenſtürzen! wie viel tauſend gräßliche Dinge ſähe die Sonne weniger, die faſt noch dieſe Nacht ausheckt! Geh zu Bette, Alte! Mir graut vor dieſer Nacht."

„Wenn Ihr klug wärt," — hub ſie an und ſah ſich nach allen Seiten ſchüchtern um, — „es kommt bald eine Zeit — wenn Ihr klug wäret und mir vertrautet — aus Aſche und Thränen könnten leicht Eure Roſen ſprießen!"

„Schweig ſtill, Alte!" unterbrach ſie Georg: „mir hat auch neulich von weißen Roſen geträumt, die roth geworden waren über Nacht; wie ich aber recht hinſah, waren ſie ganz voll Blut. Siehſt du, ich glaube, der rothe Thau klebt noch an meinen Händen! Geh zu Bette! Ich will nichts davon wiſſen." — Er ließ ſie ſtehen und ging langſam den Gang hinab nach ſeinem Zimmer.

Unausgekleidet warf er ſich auf ſein Lager und der Schlaf übermannte ihn. Aber nicht lange hatte er ſo in unruhigem Schlummer gelegen, als er plötzlich aufſchreckend in die Höhe fuhr. Ihm war, als

hätte jemand mit lauter Stimme ſeinen Namen ihm ins Ohr gerufen. Erſchrocken ſchaute er um ſich. Es war alles ſtill. Das Licht ſtand auf dem Tiſche und flackerte erlöſchend von Zeit zu Zeit noch einmal auf. Wie einen Glutſtrom fühlte er das Blut durch ſeine Adern ſchießen. In wildem Durcheinanderwirren trieben ſich die mannigfaltigſten Gedanken und Bilder durch ſeinen Kopf. Sein ganzes Leben ging in raſcher Folge an ihm vorüber und überall war Klarens Geſtalt darin verflochten. Er ſah ſie in den verſchiedenſten Formen und Verhältniſſen, als Kind, als Jungfrau und als Frau, er ſah ſie vor ſich ſtehen, wie ſie ihm vor kurzen erſt erſchienen, das entfeſſelte Haar über die entblößten Schultern hinabfließend an der ſchlanken Geſtalt, erglühend in holder Scham und Verwirrung. Er drückte ſeine brennenden Lippen auf ihren Mund und Buſen, er fühlte das Beben ihrer Glieder in ſeinen Armen. Das heftigſte Verlangen entzündete ſich an dieſen Bildern. Alle ſeine Pulſe klopften; ſein Herz ſchien nicht Raum genug zu haben in der beengten Bruſt. Sein Blut hätt' er darum hingeben mögen, um in dieſem Augenblick nur ihre Hand, ja nur den Saum ihres Kleides zu berühren. Sie war krank, vielleicht um ſeinetwillen, vielleicht wachte ſie in dieſer Stunde, wie er, und dachte an ihn und ach! vielleicht regte ſich gleiche Sehnſucht in ihrer Bruſt. Er ſprang

auf und ging mit hastigen Schritten hin und wieder. Es fiel ihm ein, daß jetzt nur Therese bei ihr war — wenn Vollrad sein Schlafgemach nicht verschlossen hatte — Vollrad schlief fest — es war möglich, sich durchzuschleichen in Klarens Zimmer. Der Gedanke wurde mit jeder Minute lebendiger in seiner Seele. — Nur sehen, vielleicht zum letztenmale sehen wollte er Klaren und aussprechen vor ihr, was in seinem Innern lodernd seine Brust zu zersprengen drohte; das Geständniß der Liebe wollte er von ihren Lippen nehmen, und damit, wie mit einem nie versiegenden Schatze, dann sich selbst aus ihrer Nähe verbannend, hinausfliehen in die arme Welt. Immer reizender lockte die Begier, immer ungestümer drängte das Verlangen nach seinem Herzen und riß ihn, einem unbändigen, zügellosen Rosse gleich, jedes Bedenken niederstürmend, mit sich dahin. Er wollte, er mußte Klaren sehen, und wenn sein Weg auch über ein Verbrechen hin ging!

Schnell verließ er das Zimmer. Auf dem langen Gange kam es ihm von weitem vor, als sähe er einen matten Schein in der Blende, wo das Heiligenbild stand, doch als er näher kam, war alles finster. Indem er vorbeischritt, war ihm, als wollte ihn jemand beim Mantel fassen und zurückhalten, sein Haar sträubte sich empor und er eilte schnell vorüber.

Sachte schlich er die Treppe hinab und vor die Thür des Zimmers, wo Vollrad schlief. Er stand lange horchend, kein Laut regte sich, er legte die zitternde Hand an den Drücker des Thürschlosses; die Thür war offen; er trat hinein und erschrack über sich selbst, da er sich beim Schein der Nachtlampe so auf einmal mitten in dem Gemach stehen sah. Hart an der Thür gegenüber, die zu Klarens Zimmer führte, stand Vollrads Bett. Er hörte den lauten Odem seines ruhigen Schlafs. Ein heftiges Zittern überfiel ihn; er stand und schwankte zwischen dem Ruf der Leidenschaft, die ihn vorwärts trieb, und der erwachenden Stimme des Gewissens, die ihn zurückhielt, aber die Leidenschaft siegte. Leise wollte er an Vollrads Bett vorüberschleichen, ohne ihn anzusehen, doch wider seinen Willen wendeten sich seine Blicke nach ihm, da er näher trat, wider seinen Willen blieb er gefesselt vor seinem Bette stehen und betrachtete ihn. Der lang genährte Groll richtete sich auf in seiner Brust wie ein Gewapneter, da er ihn so ruhig schlummern sah, der ihm seinen Himmel geraubt und diese ruhelose Qual in sein Herz geworfen hatte. Es war ihm, als läg' ein bittrer Vorwurf gegen ihn in Vollrads Miene, aber dieser Vorwurf erbitterte nur die rasende Leidenschaft. Wer gab seinem Alter ein Recht auf den Schatz der Jugend? Dein war Klara von früher

Kindheit an; dein wäre sie noch ohne diesen, und dein wäre sie wieder, — wenn diese Brust nicht mehr athmete! — Seine Sinne verwirrten sich. Der Boden schien ihm unter seinen Füßen zu schwanken. Vor seinen Ohren brauste es wie fernes Toben eines Waldstroms und indem er auf die Brust des Schlafenden hinstarrte, die sich ruhig hob und senkte, kam es ihm vor, als sprüng' auf der linken Seite ein blutiges Herz hervor; zugleich vernahm er die Worte: „Stoß zu, sonst ist's zu spät!" und hintendrein eine rauhe Stimme wie der Alten, die sprach: „Gebrauch ihn wohl! was zögerst Du!" Seine Rechte griff nach dem Dolch, den er jetzt allzeit im Busen trug. Indem regte sich Vollrad, als wollt' er erwachen. Georg riß den Dolch hervor und aus der Scheide, und hielt ihn hoch in der geschwungenen Faust. In diesem Augenblick fiel ihm jemand von hinten in den Arm und da er sich voll Entsetzen wandte, sah er Theresen vor sich stehen, nur halb bekleidet, bleich und odemlos. „Rasender!" rief sie mit leiser, gepreßter Stimme, die sich mühsam aus ihrem Busen rang. „Rasender! was beginnst du? Es ist dein Vater, du bist sein und Franziska's Sohn!" Sie entriß ihm den Dolch, ergriff seinen Arm und zog ihn mit sich fort aus dem Gemach, und immer weiter nach dem Zimmer ihrer Mutter. Georg folgte ihr in dumpfer Bewußtlosigkeit.

Als ſie das Zimmer erreicht hatte und noch Licht darin bemerkte, ſchlug ſie haſtig an die Thür. „Wer klopft ſo ſpät?“ ſchrie die Alte. „Mach auf, Mutter, ſchnell, um Gottes willen!“ ſprach Thereſe. Die Alte öffnete unwillig. Thereſe zog Georgen mit ſich in das Zimmer, fiel dann vor ihrer Großmutter auf die Knie und rief: „Gebenedeiet ſey die allerheiligſte Jungfrau und die heilige Klara, die mich auserſehen, dieſen da zu retten aus der Gewalt des Böſen. Ich habe dein Geheimniß verrathen, ſtrafe mich, ich duld' es gern!“

Sie erzählte mit flüchtigen Worten und noch faſt odemlos, wie ſie ruhig geſchlafen, als ſie dreimal hinter einander eine Stimme gehört, die ihr zugerufen: „Steh auf und geh hinaus!“ wie ſie auch jedesmal davon erwacht, allzeit aber vom Schlaf wieder übermannt worden, bis endlich die heilige Klara, ſo wie ſie draußen auf dem Gange abgebildet ſtehe, ihr erſchienen, ſie ängſtlich bei der Hand ergriffen und geſagt: „Steh auf und geh hinaus, es iſt die höchſte Zeit!“ und wie ſie da erſchrocken aus dem Schlafe emporgeſchreckt und aufgeſprungen und nach dem Nebenzimmer geeilt ſey, und dort Georgen erblickt habe, der mit gezücktem Dolch an Vollrads Lager geſtanden. „Die Angſt preßte mir dein Geheimniß aus der Bruſt,“ ſchloß ſie: „er weiß es nun, und jetzt entdeck' ihm alles!“

Die Alte schlug ein gräßliches Gelächter auf. „Nun ja!“ rief sie: „hättest du zugestoßen, du hättest deinen Vater ermordet!“

Georg sank auf einen Stuhl und verhüllte das Gesicht in seinem Mantel.

„Leichtsinnige Verrätherin!“ wendete sie sich zu Theresen mit zornigem Gesicht, — „kannst du die Folgen deiner That ermessen? Du reißest an den Tag, was ich so lange in dunkler Brust verbergen. Wie das Wort über deine Lippen tritt, ist es dem Schicksal verfallen, das es in sein fürchterliches Gewebe flicht.“ — Nach einem kurzen Nachdenken fuhr sie fort: „es ist geschehn! das ausgesprochne Wort bringt keine Macht zurück. Sie hat Euch die Wahrheit gesagt. Der Verführer meiner unglücklichen Franziska, der Mann, der Eurer Mutter das Herz gebrochen, Euer Vater ist Vollrad.“

Sie stand auf und holte aus dem Wandschrank einen Ring und mehrere Papiere herbei, und reichte alles Georgen hin; „diesen Ring,“ sprach sie: „schenkte Vollrad einst Eurer Mutter; in diesen Papieren findet Ihr Briefe und Aufsätze von ihrer Hand, auch liegt dabei ein Zeugniß von Klarens Vater, Euerm Vetter, über Eure wahre Abstammung und die Ursache unsers Betrugs. Er gab es mir damals auf den Fall seines Todes, um davon Gebrauch zu machen, wenn es die Noth erforderte.“

Georg nahm die Papiere und den Ring, und heftete seine starren Blicke darauf. Die Alte fuhr fort: „Ich schwieg bis jetzt. Ich hatte wichtige Gründe, auch gönnt' ich Eurem Vater keinen Sohn. Thut Ihr nun, was Euch gut däucht. Doch seyd stets eingedenk, daß es die Hand einer Heiligen war, von Eurer Religion verachtet, die Euch vielleicht vom Vatermord errettet hat, und glaubt mir, nur in dem Schooß der wahren Kirche findet Ihr für Herzenswunden wie die Euern, Linderung und Genesung."

Georg wollte aufstehen, aber er sank kraftlos wieder in den Sessel zurück. Therese erschrak heftig, da sie ihn ansah. Erloschen starrten seine Augen aus ihren Höhlen, seine Zähne schlugen im Fieberfrost zusammen. Sie sprang hinaus, seinen Diener zu wecken. Mit Mühe brachten sie ihn nach seinem Zimmer. Der anbrechende Morgen fand ihn bewußtlos und der herbeigerufene Arzt schüttelte den Kopf.

Auf die Nachricht von Georgs Krankheit, war Vollrad sogleich erschrocken herbeigeeilt und forschte vergebens nach der Veranlassung des plötzlichen Unfalls, die keiner von den Hausgenossen ihm sagen konnte und durfte. Indeß mochte es ihm doch nicht

verschwiegen werden, daß Georg noch spät in der Nacht bei Theresens Großmutter gewesen sey und sein Erstaunen, so wie sein Mißvergnügen darüber, entging Theresen nicht.

Bald kam auch Klara, und da sie Georgen so besinnungslos mit entstelltem Gesicht und halbgebrochnen Augen da liegen sah, brach ihre mühsam erzwungne Fassung mit einem Male zusammen. Sie warf sich laut weinend vor seinem Bette nieder und bedeckte seine Hand mit Küssen und Thränen.

Indem vernahm Herr Vollrad ein Getümmel und lautes Sprechen auf dem Hofe und sah vom Fenster herab, daß seine Leute unruhig hin und wieder liefen. Bald darauf trat ein Diener voll Bestürzung in das Gemach und meldete, wie die ganze Stadt in Aufruhr sey, da eben die Nachricht herein gekommen, daß Tilly mit einem großen Heere am Rehberger Holze stehe und zur Belagerung der Stadt ernstliche Anstalten zu treffen scheine. Herr Vollrad eilte hinweg, nähere Erkundigung einzuziehen. — Es verhielt sich so, wie ihm berichtet worden.

Da es Tilly'n nicht geglückt war, in Pommern etwas gegen den König von Schweden auszurichten, hatte er sich plötzlich wieder rückwärts gewendet, ernstlich entschlossen, Magdeburg nunmehr ohne Säumen mit aller Macht anzugreifen und sich wo möglich noch vor Annäherung der Schweden in den

Univ. Bibl. München

Beſitz dieſes wichtigen Punktes an der Elbe zu ſetzen.

Wenige Tage nach ſeiner Ankunft, am 30. März (1631), ließ er durch Pappenheim das blutige Schauſpiel eröffnen. Die Schanze im Rehberger Holze, Trutz Pappenheim genannt, mit einigen hundert Mann beſetzt, wurde mit ſtürmender Hand erobert, die Beſatzung niedergehauen und die Leichname in die Elbe geworfen. Ein gleiches Schickſal hatten an dieſem und den nächſten Tagen der größte Theil aller übrigen Außenwerke. Zwar rief die Noth der kaiſerlichen Beſatzung zu Frankfurt an der Oder, welches Guſtav Adolph mit großer Uebermacht und Gewalt angegriffen, Tilly'n noch einmal von ſeinem angefangenen Werke ab, allein ſchon in Brandenburg erfuhr er das traurige Loos der Seinen, die von den Schweden überwältigt und größtentheils der Rache geopfert worden waren (3. April), und mit deſto größerer Erbitterung und vermehrtem Ingrimm kehrte er zur Belagerung Magdeburgs zurück.

Nach der Beſetzung der Zollſchanze, des wichtigſten Außenwerks, welches Falkenberg, der es nicht länger halten zu können meinte, am 21. April freiwillig geräumt, ſetzte Tilly den größten Theil ſeiner Truppen über die Elbe, die Stadt auch von der andern Seite ernſtlich anzugreifen. Die Magdeburger ſteckten hierauf die beiden Vorſtädte, Sudenburg

und Neuſtadt, ſelbſt in Brand, die Belagerer beſetzten die Brandſtätten und kamen mit ihren Arbeiten bald bis nahe an die Stadt, der ſie nun durch mehrere Batterieen hart zuſetzten, und ſie zur Nachtzeit durch eingeworfene Grenaten und Bomben ängſtigten.

Trotz der geringen Zahl der eigentlichen Beſatzung *) und trotz der großen Uneinigkeit unter der bewaffneten Bürgerſchaft, ſetzten dennoch die Belagerten dieſen Angriffen einen muthigen Widerſtand entgegen. Sie machten an einem Tage (25. April) drei glückliche Ausfälle **), und fügten auch außerdem dem Feinde durch lebhaftes Kanonen- und Mukketenfeuer großen Schaden zu. Der Pulvermangel aber ſetzte bald dieſer wackern Vertheidigung ein Ziel, und ließ den Belagerern freie Hand, die nun mit ihren Arbeiten von allen Seiten bis an den Stadtgraben vordrangen.

In der erſten Zeit dieſer Angſt und Gefahr war

*) Ungefähr 2000 Mann zu Fuß und 250 zu Pferde

**) Bei dem Ausfall nach der Neuſtadt mußte ſich Papenheim hinter einer Mauer verbergen und wäre gefangen worden, wenn die Magdeburger nur drei Schritte weiter vordrangen. Dieſe unterlaſſenen drei Schritte entſchieden alſo das Schickſal der Stadt; denn ohne Papenheim wäre ſie ſchwerlich mit Sturm eingenommen worden.

das Vollradſche Haus in zwei ungleiche und ganz verſchiedne Hälften getheilt. Denn während der größere Theil der Hausgenoſſenſchaft an den allgemeinen öffentlichen Angelegenheiten freiwillig oder gezwungen den lebhafteſten Antheil nahm, und in beſtändiger, unruhiger Bewegung umhergetrieben wurde, ſchien Georgs Krankenzimmer gar nicht zum Hauſe, noch zur Stadt zu gehören, ja gänzlich in einer andern Gegend der Erde zu liegen, ſo wenig kümmerte Thereſen ſowohl als Klaren, die nicht aus dem Zimmer wichen, alles was außerhalb deſſelben vorging. Nur ihrem Schmerze und der Pflege des geliebten Kranken lebte Klara, und Thereſe ſtand ihr als theilnehmende Gehülfin und mitleidende Tröſterin traulich zur Seite. Selbſt Vollrad, der fleißig ab- und zuging, vergaß hier der allgemeinen Noth und fühlte nur den Verluſt, der ſeinem und Klarens Herzen drohte.

Oft wenn Thereſe ihn mit ſo kummervoller Miene an Georgs Lager ſtehen ſah, auf des Kranken Odemzug lauſchend, da ſchwebte das Geheimniß auf ihren Lippen und es trieb ſie, ihn bei der Hand zu faſſen und zu ſprechen: ja traure nur, du armer Vater, es iſt wirklich dein Sohn! Allein ein furchtbarer Schwur, den ihre Großmutter, auf die Nachricht von Georgs Bewußtloſigkeit, ihr abgezwungen hatte, verſchloß ihren Mund. Der Ring und die Papiere

waren wieder in den Händen der Alten, den Dolch verwahrte Therese.

Mehrmals bei Nachtzeit kam die Alte in Georgs Zimmer, trat an sein Bett und nachdem sie ihn lange betrachtet, machte sie ihm das Zeichen des Kreuzes über Haupt und Brust, legte ein Scapulier, welches sie um den Hals trug, auf seine Stirn und begab sich dann schweigend, wie sie gekommen war, wieder hinweg. — In der eilften Nacht der Krankheit kam sie gleichfalls. Sie kniete an dem Bette nieder und betete, dann stand sie auf, zog ein silbernes Büchschen hervor und rieb mit dem darin enthaltenen Balsam des Kranken Schläfe und Brust. „Morgen ist der entscheidende Tag," sprach sie beim Weggehen zu Klaren. „Bete mit mir zur heiligen Jungfrau, so wird sie ihn dir retten, und er rettet dich."

Bald darauf fiel Georg in einen tiefen und ruhigen Schlaf, der Arzt fand ihn am andern Morgen noch schlafend und meinte, nun werde es sich zeigen, ob es zum Leben gehe oder zum Tode. Ueber eine Weile erwachte der Kranke, schaute befremdet umher und versank dann in tiefes Nachsinnen wie es schien. Auf einmal streckte er seine Hand nach Klaren aus und rief: „Klara!" Mit hervorbrechenden Freudenthränen ergriff sie die dargebotene Hand und drückte sie an ihre Brust. Darauf wendete sich Georg gegen

Thereſen und bot ihr gleichfalls lächelnd die Hand. Der Arzt empfahl Ruhe und Stille, und Klara ging hinaus, weil ſie ihr Herz nicht meiſtern konnte.

Von dieſem Augenblick an wendete ſich die Krankheit mit raſchen Schritten zur Geneſung. Georg behielt das Bewußtſeyn und ob er gleich ſtill und ohne zu ſprechen da lag, ſo war doch deutlich zu ſpüren, wie nach und nach die Erinnerung alles Vergangenen zu ihm zurückkehrte. Er blickte Thereſen oft freundlich an und nannte ſie leiſe ſeine Retterin, und als den andern Tag Vollrad in's Zimmer trat, gerieth er in ſichtliche Bewegung, verhüllte ſein Geſicht, dann verſuchte er ſich empor zu richten, ergriff Vollrads Hand und führte ſie an ſeine Lippen, Vollrad aber neigte ſich freudig und tief gerührt über ihn und küßte ihn auf die Stirn.

Da wenige Tage darauf die Belagerer die Stadt ernſtlich und in der Nähe zu beſchießen anfingen, und beſonders das in der Neuſtadt und Sudenburg aufgepflanzte Wurfgeſchütz in den obern Stockwerken der Häuſer keine Sicherheit mehr geſtattete, ſo mußte Georg nach einem Zimmer im Erdgeſchoß gebracht, und es konnte ihm nun nicht länger verſchwiegen werden, in welcher Lage ſich die Stadt befand. In ſeinen erloſchenen Augen dämmerte eine dunkle Glut auf, da Vollrad ihm erzählte, was indeß vorgegangen. „Warum muß ich hier liegen?“

ſeufzte er, und als Vollrad das Zimmer verlaſſen hatte, ſprach er mit matter Stimme: „Gottes Hand liegt ſchwer auf mir. Warum iſt mir's verſagt, ein elendes und verworfenes Leben mit Ehren und zum Nutzen meiner Vaterſtadt zu enden!“

Von dem Augenblick an, da Georg, außer Gefahr, der Beſſerung raſch entgegen ging, hatte Klara ſich zurück gezogen und erſchien nur in Begleitung ihres Gemahls an ſeinem Lager; Thereſe aber blieb ſeine treue Wärterin, bis er im Stande war, das Bett zu verlaſſen.

Die mächtige Sehnſucht und Begier in Georgs Herzen, ſich in den Kampf zu miſchen, ſchien allgewaltig ſelbſt dem Körper zu gebieten, der wunderbar ſchnell von ſeiner Krankheit erſtand. Schon nach wenig Tagen verſuchte Georg einen Gang außer dem Hauſe, und als die Magdeburger ſich zu dem Ausfall rüſteten, war er feſt entſchloſſen, mitzuziehn. Weder die Vorſtellungen ſeines alten Dieners, noch Thereſens Bitten vermochten ihn zurück zu halten. Thereſe lief in höchſter Unruhe im Zimmer hin und her, auf einmal blieb ſie vor ihm ſtehen, ſchlang die Arme um ſeinen Hals und rief in Thränen ausbrechend: „Wenn du ſtirbſt, will ich auch nicht leben! ich gehe mit dir, ich laſſe dich nicht!“ — „Wenn du mich liebſt,“ ſprach Georg: „was kannſt du mir denn beſſers wünſchen als den Tod?“ und

damit, sanft sich von ihr losmachend, langte er seine Büchse von der Wand und eilte aus der Thür. Indem er aber hinaus trat, kam Herr Vollrad ihm entgegen und fragte ihn, wohin er so gerüstet eilen wolle, und da Georg seines Vorhabens kein Hehl hatte, trat er erschrocken und erbleichend zurück, und sprach mit bewegter Stimme: „Georg, mein Sohn, du wirst doch nicht also deinen Vater betrüben? Wenn keine Kugel dich trifft, wird doch die Anstrengung dich tödten!“ Da warf sich Georg zu seinen Füßen und umschlang seine Knie: „Vater! Vater!“ rief er heftig aus, plötzlich aber riß er sich wieder empor und stürzte in sein Zimmer zurück. „Nein, nein,“ rief er: „ich bin's nicht werth, ihn Vater zu nennen! hat diese verfluchte Hand nicht den Dolch gezuckt auf sein Herz?“ — Therese näherte sich ihm ängstlich. „Siehst du nicht,“ fuhr er, gegen sie gewendet, fort: „siehst du nicht den gräßlichen Buchstaben an meiner Stirn? das heißt Vatermörder! du kannst ihn nicht wegwischen. Mein Blut nur wäscht ihn ab!“ Er eilte von neuem nach der Thür. Therese ergriff ihn beim Arm: „Und deines Vaters Bitte hörst du nicht?“ Er blieb stehen und ließ sich von ihr zurück führen. „Und wer,“ hub sie wieder an: „wer wird deinen Vater, wer wird Klaren schützen, wenn es vielleicht zum äußersten kommt und die Feinde uns überwältigen?“ Er

schaute eine Weile starr vor sich hin, dann reichte er seine Waffe Thereſen hin, ſank erſchöpft in einen Stuhl und ſprach mit matter Stimme: „Ach, wäre es mir doch wenigſtens vergönnt für ſie zu ſterben!“ — Thereſe wendete ſich von ihm ab, trat an das Fenſter und weinte ſtill.

Die Lage der Stadt ward indeß mit jeder Stunde bedenklicher und von Wällen und Thürmen ſchauten ſehnſuchtvolle Blicke nach allen Seiten aus, ob die verſprochene ſchwediſche Hülfe ſich nirgend zeigen wolle. Gegen Ende des April hatte der König ſeine Ankunft verheißen; aber der Monat war vorüber, und Guſtav Adolph zögerte noch immer. Dagegen erwieſen ſich die Kaiſerlichen deſto thätiger. Am Heideck führten ſie einen breiten Damm von Reiſern und Erde über den Graben, ohne daß Falkenberg mit aller Gegenwehr es hindern konnte, und auf der Seite der Neuſtadt mußte die Beſatzung täglich mehrere Mal Pappenheims Truppen, welche bis in den Stadtgraben vordrangen, durch Ausfälle mit dem Degen in der Fauſt zurücktreiben, ja Pappenheim ließ aus dem Bollwerk an der Neuſtadt alle Sturmpfähle ausgraben und endlich einige hundert Sturmleitern anlegen. Alles war in der bangſten Erwartung eines Sturms. In den meiſten Häuſern ſing

man an, den besten Theil seiner Habe zu verstecken und zu vergraben.

Auch Vollrad war darauf bedacht, was er an baarem Gelde, Silbergeschirr oder andern Kostbarkeiten besaß, mit Zuziehung Georgs und eines alten vertrauten Handlungsdieners in Sicherheit zu bringen, und sie hatten bereits einen Theil davon in einer Nacht im Garten vergraben, als einige bei einem Ausfall gemachte Gefangene die willkommene Kunde in die Stadt brachten, daß die Kaiserlichen, aus Furcht vor den Schweden, bereits Brandenburg, Rathenow und andere Orte verlassen hätten und die schwedische Reiterei schon bis über Nauen und Zerbst hinaus streife.

Diese Nachricht verbreitete allgemeine Freude und belebte die welkende Hoffnung von neuem. Auf allen Straßen standen heitere Gesichter zusammen; Bekannte und Unbekannte drückten sich freundlich die Hand; man glaubte sich schon gerettet, und obgleich Tilly am 7. Mai, wahrscheinlich durch dieselbe Nachricht zu Anwendung des Aeußersten getrieben, die Stadt wieder aus 8 Batterien auf's heftigste zu beschießen anfing und die ganze Nacht und den folgenden Tag damit fortfuhr, so vermochte dieß doch den frisch gestählten Muth der Belagerten so wenig zu beugen, daß, als von dem kaiserlichen Feldherrn eine neue, dringende Aufforderung zur Uebergabe

eingelaufen war und der Magistrat, am neunten früh, die gesammte Bürgerschaft in den Häusern der Viertelsherren versammeln und ihnen die Frage vorlegen ließ: ob man mit dem Tilly wegen der Uebergabe unterhandeln solle oder nicht? nur einige Viertel sich für die Unterhandlung erklärten, andere alles dem Gutachten des Magistrats überließen, die meisten aber durchaus von keiner Uebergabe hören wollten.

Der Magistrat indeß, welchem die höchst gefahrvolle Lage der Stadt besser bekannt war, kam von neuem auf dem Rathhause zusammen und auf den nachdrücklichen Bericht des Rathherrn Otto von Gericke, als Bauherren, daß der Feind an dem Bollwerke bei der Neustadt bereits alle Sturmpfähle ausgegraben und die Besatzung daher stündlich dem Ueberfall ausgesetzt sey, nahm der Syndicus, D. Johann Denhardt, das Wort und stellte vor: „was die Stadt denn endlich anfangen wolle, da es ihr an Pulver fehle und sie den Feind bis an die Wälle habe vordringen lassen? Der Rath möge es bedenken und nicht so viel tausend Menschen in's äußerste Verderben stürzen." Hierauf faßten die Anwesenden endlich den Entschluß, die Unterhandlung mit dem kaiserlichen Feldherrn zu eröffnen und meldeten dieß dem schwedischen Commandanten. Doch sollte der Trompeter mit der Antwort auf das Tilly'sche Schreiben

erst den andern Tag zurückgesendet werden, da man vor der Rückkehr desselben in's Lager keinen Sturm befürchten zu dürfen glaubte und auf diese Weise noch die kostbare Frist eines Tages zu gewinnen hoffte.

Während dieser Zeit war die Besatzung sowohl als der größte Theil der Bürgerschaft beinahe unablässig unter den Waffen und auf den Wällen gewesen, und Georg, dem die Anführung eines kleinen Haufens vertraut worden war, ließ sich nicht abhalten, dem Geringsten gleich, sich jeder Beschwerlichkeit und Gefahr zu unterziehen.

Am neunten Nachmittags, schwieg auf einmal das feindliche Geschütz rings um die Stadt; der Thurmwächter auf dem Dom berichtete, daß von den Batterien an der Sudenburg die Stücke abgeführt würden. Freudig glaubten die Belagerten darin die Bestätigung ihrer Hoffnungen zu erkennen. Weil man indeß späterhin einige ungewöhnliche Bewegungen des Feindes entdeckte, so wurden dennoch für die nächste Nacht die Maßregeln der Vorsicht verdoppelt und auf den Fall eines Sturms alles zum kräftigsten Widerstande bereit gehalten. Georg aber, unter der fortgesetzten Anstrengung endlich erliegend, eilte gegen Abend nach Hause, die gänzlich erschöpfte Kraft durch einige Stunden Schlaf zu stärken und nachdem er Vollraden seine Hoffnung mitgetheilt,

daß diese die letzte lange Nacht seyn werde, warf er sich angekleidet auf sein Lager.

Es mochte gegen Mitternacht seyn, als er sich beim Arm ergriffen und unsanft gerüttelt fühlte. Er hatte Mühe sich dem Schlafe zu entwinden, und als er die Augen aufschlug, sah er Theresens Großmutter, eine Lampe in der Hand, vor seinem Bette stehen. „Schlaf nur, schlaf!“ sprach sie in sich hinein mit dumpfer Stimme: „Euer Erwachen wird schrecklich seyn!“ — Georg richtete sich erschrocken empor und starrte sie an. Sie fuhr fort: „Merk wohl auf, was ich dir sage. Es könnte doch endlich kommen, daß Gott die Schaale seines Zorns ausgösse über diese Stadt und Euer thörichter Widerstand sie der Rache ihrer Feinde in die Hände lieferte; drum sage ich dir, raffe was du kannst an Gold und Kleinodien zusammen, und das thue ohne Verweilen und wenn der entscheidende Augenblick gekommen und die Kaiserlichen eindringen in die Stadt, dann nimm Klaren an die Hand und halte dich zu mir: Euch will ich retten.“ — Als sie dieß gesagt hatte, ging sie eilig hinweg; an der Thür aber wendete sie sich noch einmal und sprach: „Gedenke meiner Worte und säume nicht! die Augenblicke sind theuer diese Nacht. Ich habe noch viel zu thun.“ Damit schlüpfte sie hinaus. Georg wollte aufspringen und ihr nacheilen, daß sie ihm Rede stände,

doch eine betäubende Mattigkeit lag mit bleiernem Gewicht auf seinen Gliedern, mit Gewalt drückte der Schlaf auf seine Augenlieder und über dem Bestreben selbst, sich seiner zu erwehren, schlief er ein, wachte jedoch bald nachher wieder auf und schlief von neuem ein, und so lag er lange Zeit und arbeitete sich ab in beständigem Ringen mit dem Schlafe. Endlich gelang es ihm, sich zu ermannen. Er sprang auf; sein erster Gedanke war, die Alte aufzusuchen. Er eilte nach dem Hofe, wo sie jetzt wohnte; auf der Schwelle ihres Gemachs trat ihm Therese ängstlich und verstört entgegen. Sie hatte einige Papiere und einen Ring in der Hand, den er alsbald für den Ring seiner Mutter erkannte. Sie reichte ihm beides hin und sprach: „Nehmt hin! das ist Euer Eigenthum und nur in Eure Hände gehört es!“ Georg aber, dem lediglich die wunderlichen Reden der Alten zu Sinne lagen, fragte sie hastig nach ihrer Großmutter. Therese schüttelte den Kopf. Indem fiel ihm ein, daß sie wohl in ihrer alten Wohnung seyn könnte und er lief daher schnell die Treppe hinauf, sie dort zu suchen.

Als er sich dem steinernen Heiligenbilde auf dem Gange näherte, sah er schon von weitem die Lampe der Alten davor stehen; sie selbst aber war nicht dabei. Es fiel ihm ein, wie er sie hier zuerst getroffen, und wie sie damals behauptet, daß sie die

Heilige oft weinen gesehn, und indem er nach dem Bilde hinschaute, kam es ihm in diesem Augenblicke wirklich so vor, als blinkten Thränen in dessen Augen und als öffnete sich sein Mund zum schmerzlichen Weheruf. Er beschleunigte seine Schritte. — Das Zimmer der Alten war leer. Er rief ihren Namen mehrere Mal; nur der Wiederhall antwortete ihm aus den langen Gängen. Von einer bangen Ahnung getrieben, eilte er wieder die Treppe hinab, sich mit Vollrad zu berathen. Der Diener, welcher im Vorhause wachte, meldete ihm, daß Herr Vollrad, der ebenfalls mehrere Nächte ohne Schlaf verbracht, bei der Ruhe, die in der Stadt herrschte, eben zu Bett gegangen sey. Allein für Georgen war hier kein Bleibens; er verließ das Haus und begab sich nach dem Wall.

Dort war indeß alles ruhig. Die tiefste Stille herrschte im kaiserlichen Lager; keine Bewegung war zu spüren, kein Laut tönte herüber; man glaubte alle Gefahr verschwunden und erwartete sehnsuchtvoll den Morgen, daß sein Licht die süße Hoffnung endlich errungener Befreiung bestätigen möge.

Endlich röthete sich der Himmel in Osten; heiter und herrlich geht der gräßliche zehnte Mai über der unglücklichen Stadt auf. Tausende begrüßen ihn als ihren Befreier und ahnen nicht das Verderben, welches er in seinem Schooße trägt. Die Stille im

feindlichen Lager dauert fort; der schwedische Kommandant, durch sie betrogen, begiebt sich unbesorgt auf das Rathhaus; ein Theil der Bürger folgt ihm dahin und die größere Hälfte der Offiziere, Soldaten und Bürger, von Nachtwachen erschöpft, eilt nach Hause, sich in den Armen des Schlafs von der langen Anstrengung zu erholen. Auch Georg, von dem Schlummer der vergangenen Nacht mehr ermattet als gestärkt, folgt dem Zureden seiner Bekannten, kehrt heim und legt sich noch einmal zur Ruhe. Vollrad war nach dem Rathhause gegangen, wo der Trompeter an Tilly abgefertigt werden sollte.

Draußen aber im kaiserlichen Lager war vorsichtig und in größter Stille während der Nacht alles zum Sturm vorbereitet worden, und als die Sonne aufging, harrten die mord- und raubgierigen Schaaren, in den Laufgräben und hinter den Mauertrümmern der Vorstädte gelagert, ungeduldig auf die sechs Kanonenschüsse, welche das Zeichen zum Angriff geben sollten. Tillys Bedenklichkeiten verzögerten es noch.

Um sieben Uhr endlich donnern die Kanonen und Pappenheim wirft sich mit seiner ganzen Macht, unter dem Feldgeschrei: Jesus Maria! jeder Soldat eine weiße Binde um den Arm, auf die hohe Pforte und das neue Werk, überwältigt die geringe, überraschte und schlaftrunkne Besatzung nach kurzem

Widerstand und ersteigt die Werke. Andere Truppen dringen zur selben Zeit um das Rondel am Fischerufer durch die seichte Elbe ohne Mühe in die Stadt.

Plötzlich hört man auf dem Rathhause, wo Falkenberg noch einmal in einer feurigen Rede den Entschluß des Magistrats umzustimmen versucht hatte, den Wächter vom Johannisthurm herab Sturm blasen, sieht die Kriegsfahne aufgestreckt, die Sturmglocken angeschlagen, ein schreckliches Musketenfeuer erhebt sich und wird immer heftiger. Otto von Gerike, der nach dem Fischerufer geeilt war, bringt die Nachricht zurück, daß die Kroaten bereits in der Stadt und mit Plünderung der Fischerhäuser beschäftig sind. In größter Bestürzung begiebt sich der Magistrat auf den Markt. Man sendet Trommelschläger ab, die noch um einen Accord bitten sollten. Falkenberg wirft sich aufs Pferd und eilt mit einiger, schnell zusammengeraffter Mannschaft nach der Gegend des neuen Werks.

Unterdessen läuft die Schreckenspost durch alle Straßen und das furchtbare, immer stärker anwachsende Getöse giebt den aus ruhigem Schlummer Emportaumelnden sogleich die schreckliche Bestätigung.

Im Vollradschen Hause drangen einige der erschrockenen Hausgenossen in Georgs Zimmer und weckten ihn. Er sprang auf und warf seine Kleider über. Klara stürzte bleich und händeringend herein

und hinter ihr auch Vollrad. „Es iſt alles verloren!“ rief er athemlos. „Die Kroaten ſind bereits in der Stadt!“

Georg verſprach ſichere Nachricht einzuholen und begab ſich in Begleitung eines Dieners hinweg. Draußen aber fielen ihm die Worte der Alten ein; er kehrte deßhalb zurück, empfahl Vollraden, ſich wohl mit Geld zu verſehen und lief dann, jene aufzuſuchen, doch vergebens; weder ſie, noch auch Thereſe war zu finden.

Als er auf die Straße trat, empfing ihn ſchon das Jammergeſchrei der Weiber und Wehrloſen, die in höchſter Angſt hin und wieder liefen; aus allen Häuſern ſtürzten, noch halb ſchlaftrunken, bewaffnete Bürger und eilten nach den Wällen. Georg ſammelte einige derſelben um ſich und ſetzte ſeinen Weg nach der Gegend des Marktes fort. Das Muſketenfeuer ſchien ſich zu nähern, zwiſchen durch hörten ſie wildes Jauchzen. Sie beſchleunigten ihre Schritte. Auf einmal kam ihnen das Geſchrei entgegen: „Falkenberg iſt erſchoſſen! alles verloren! Die Feinde ſchon in der Lakenmacherſtraße!“ Einzelne Flüchtlinge, größtentheils verwundet, beſtätigten es. Schon hatte Falkenberg am neuen Werk die Kaiſerlichen in Unordnung zurückgetrieben, als eine Kugel ihn, tödtlich verwundet, niederſtreckte. Ohne Anführer, endlich auch ohne Munition, wichen

die Soldaten in die Stadt zurück und mit den Fliehenden zugleich drangen auch die Feinde durch das Thor.

Einige von Georgs Begleitern stutzten, andere schritten muthig vorwärts, und Georgs Zureden bewog endlich auch die Uebrigen, ihm zu folgen. Seitwärts von der Gegend des Krökenthors her, erhob sich indem ein neues heftiges Schießen; vor ihnen stiegen dicke Rauchwolken empor, denn Pappenheim hatte unweit der hohen Pforte einige Häuser in Brand stecken lassen. So gelangten sie in die Lakenmacherstraße.

Hier hatte indeß ein wackerer Hauptmann, Namens Schmidt, die Weichenden ermuthigt, die Fliehenden gesammelt und führte sie von neuem gegen die andringenden Feinde. Georg und die Seinigen blieben nicht dahinten; mit jedem Augenblicke mehrte sich der Haufe durch die herbeieilenden Bürger; wüthend warfen sie sich auf den Feind und es gelang ihnen nach einem hartnäckigen Kampfe, ihn bis an den Wall zurückzutreiben. Doch hier wendete das Glück der heldenmüthigen Schaar den Rücken: der tapfre Hauptmann fällt schwer verwundet; in demselben Augenblick greift Pappenheim, der seiner Reiterei mit Piken und Haken einen Quersteig über den Wall gebahnt hatte, mit derselben unter Pauken- und Trompetenschall die Magdeburger an, und als

nun zugleich auch Tilly ſelbſt durch das überwältigte Krökenthor mit friſchen Schaaren eindringt und die Kanonen von den Wällen gegen die Straßen richten läßt, da weichen endlich die Ermatteten der Uebermacht und die letzte Hoffnung Magdeburgs erliſcht.

Während die Kaiſerlichen mit furchtbarem Freudengeſchrei die Fliehenden verfolgen und einzelne Haufen der letztern noch immer wieder, an mehrern Orten der Stadt, ſich zu verzweiflungvollem, doch vergeblichen Widerſtande ſammeln, eilte Georg, ſeines Vaters und Klarens eingedenk, nach Hauſe zurück.

Hier lief alles in der größten Verwirrung durch einander. Es hatten ſich viele Leute, größtentheils Frauen und Kinder, aus der Nachbarſchaft eingefunden, die Rath und Hülfe von Herrn Vollrad begehrten; von den Hausgenoſſen waren einige mit Sicherung ihrer Habe, andere mit Anſtalten zur Vertheidigung beſchäftigt. Vollrad kam ihm entgegen und fragte ihn ängſtlich, was noch zu hoffen ſey. „Es iſt nichts mehr zu hoffen!“ rief Georg: Die Stadt iſt in Feindeshänden. Ein jeder mag nun zu dem Seinigen ſehen!“ Da erhob ſich unter den Frauen ein allgemeines Wehklagen und Jammern, und alles, was nicht zum Hauſe gehörte, machte ſich in großer Angſt und Beſtürzung ſchleunig hinweg; Georg aber befahl, Thür' und Fenſter zu

verrammeln, Allen Muth einsprechend und tröstend: daß nur der erste Anlauf zu fürchten sey; wenn es ihnen nur gelänge, diesen abzuwehren; die Ordnung würde bald wieder hergestellt seyn. — Indem sie nun bei diesem Geschäft waren, vernahmen sie auf einmal ein so schreckliches Krachen von Kanonen und kleinem Gewehr, daß sie meinten, das Haus stürze zusammen; es dauerte aber nur einen Augenblick; darauf erfolgte ein furchtbares Geschrei und dann ward es ganz still. Alle horchten voll banger Erwartung: da wurde heftig an die verschlossene Hausthür gepocht. Einer sah den Andern erschrocken an, und keiner wollte hingehn zu öffnen oder zu fragen; endlich lief Georg die Treppe hinan nach dem obern Stockwerk und schaute dort aus dem Fenster. Ein feiner Knabe stand vor der Thür, und als er auf Georgs Zuruf in die Höhe sah, und um Gotteswillen schleunigen Einlaß verlangte, erkannte Georg mit Erstaunen, daß es Therese sey. Er eilte hinab, zu öffnen. Therese, in männlicher Kleidung, das Schwert an der Seite, eine weiße Binde um den Arm, stürzte odemlos herein. Sie lief auf Klaren zu, umschlang ihre Kniee und rief: „Mit Euch will ich leben, oder sterben, wenn ich Euch nicht retten kann!“ Vollrad und Georg fragten voll Verwunderung, wo sie gewesen? wie sie zu solcher Kleidung komme? wo ihre Großmutter sey? „Fragt jetzt

nicht," ſprach ſie: „ſondern thut was noch zu thun iſt, denn wenig Augenblicke nur ſind noch unſer. Aller Widerſtand iſt gebrochen. Wie eine ſchüchterne Heerde treiben die Kaiſerlichen Eure Bürger zu Tauſenden vor ſich her und hauen ſie nieder ohne Gegenwehr." Da Georg aber fortfuhr nach ihrer Großmutter zu fragen, zog ſie ihn bei Seite und ſprach: „Ach, ſie iſt in Sicherheit. Sie wollte Euch retten; doch zu ſpät. Ich war mit ihr in einem Hauſe, unweit der hohen Pforte, als der Sturm begann und ſie wollten mich noch weiter ſchleppen; doch ich machte mich los und mitten durch Feind und Freund hat die heilige Jungfrau mich hieher geleitet."

Georg wollte noch weiter fragen, allein der Lärm, der plötzlich draußen entſtand, unterbrach ihn. „Sie kommen!" rief Thereſe. Ein gräßliches Jauchzen und Jubelgeſchrei: „All gewonnen! all gewonnen!" erfüllte die Luft, Trommeln wirbelten, Reiterei ſprengte durch die Straße; ſie hörten Thüren aufſchlagen und zwiſchen durch das Wehgeſchrei der Flüchtenden und Gemißhandelten. Händeringend warf ſich Klara, heulend ſtürzten die Mägde auf die Kniee und beteten laut. Schon donnerten Kolbenſchläge gegen die Thür. Vollrad, weniger für ſich und ſeine Habe, als für Klaren beſorgt, entſchloß ſich, das Haus preiszugeben und lieber in den Garten

zu flüchten, bis der erste Anlauf vorüber sey und so zog er hinaus mit allen den Seinigen, bis auf den ältesten Handlungsdiener, welcher durchaus nicht zu bewegen war, das Haus zu verlassen. Auch Georg wollte bei ihm zurückbleiben, allein Vollrads und Klarens Bitten rissen ihn mit sich fort.

Ein kleines Haus stand am äußersten Ende des Gartens im Gebüsch versteckt und dort hinein gingen sie. Sie hörten bald, wie in dem Wohnhause die Thüren eingeschlagen, Fenster und Hausgeräth zertrümmert wurden; sie hörten das Toben und Fluchen der Plünderer im Hofe, ja einmal drang ein wilder Haufe bis in den Garten und durchsuchte alle Winkel. Georg zog sein Schwert und stellte sich an die Thür. Doch wie durch ein Wunder entging ihr Zufluchtort den raubgierigen Spähern und ein plötzlicher Tumult auf den Straßen trieb sie schleunig aus dem Garten.

So harrten sie an zwei Stunden in unaufhörlicher Angst; die Hoffnung auf baldige Rückkehr der Ordnung und Ruhe ward immer geringer. Das gräßliche Lärmen und Toben dauerte ringsumher noch fort, es schien sogar mit jedem Augenblicke noch zu wachsen. Einzelne fallende Schüsse und das Jammergeschrei, welches von Zeit zu Zeit aus den benachbarten Häusern herüber drang, ließ sie das Gräßlichste ahnen. Endlich bemerkten sie, daß der Garten ganz voll Rauch ward. Georg wagte sich

hinaus und kam bald in großer Beſtürzung zurück. „Hier iſt unſers Bleibens nicht länger;“ ſprach er zu Vollrad, den er bei Seite zog. „Es brennt auf allen Seiten; die ganze Stadt ſcheint in Flammen zu ſtehen.“ Thereſe hatte ſeine Worte vernommen und rief: „Wohlan, ſo laßt uns nicht ſäumen, weil wir noch ein Thor erreichen können! Ich will Euch führen und hoffe Euch zu retten.“

Vollrad konnte ſich lange nicht entſchließen; doch als unter dem Rathſchlagen und Hin- und Wiederreden der Rauch immer ſtärker ward, ſahen ſie wohl alle, daß ihnen nichts anders übrig ſey und mußten ſich alſo mit Angſt und Zittern drein ergeben.

Eine Hinterpforte des Gartens führte nach einem Nebengäßchen; dorthin nahmen ſie ihren Weg. Thereſe band auch Georgen ein weißes Tuch um den Arm; die Uebrigen alle mußten ihre Waffen ablegen oder verbergen. — Als ſie eine Stelle erreichten, wo man nach dem Wohnhauſe hinſehen konnte, ſchlug eben die Flamme aus dem Giebel empor; da lehnte ſich Vollrad an einen Baum und verhüllte das Geſicht in ſeinen Mantel. Klara ſchluchzte laut. Thereſe aber trieb zum Weitergehen, ergriff Vollrad's Hand und riß ihn mit ſich fort.

Als ſie auf die Straße traten, zog ſie das Schwert und ſchritt muthig voran. Georg mit Kla-

ren ging hinter ihr, neben Klaren Vollrad; die Andern folgten. Sie waren bald von Soldaten umringt, die schreiend und fluchend auf sie eindrangen; doch mit der Losung: Jesus Maria! die Rechte mit dem Schwert und der weisen Binde hoch empor gehoben, machte Therese sich überall Bahn. Wo es am härtesten herging wußte sie, wie durch göttliche Eingebung, bald mit diesem, bald mit jenem Wort, bald auf italiänisch, bald auf deutsch bald durch die kecke Versicherung: „sie sey der Leibdursch des Obersten vom Holsteinschen Regiment, und dieß seyen seine Gefangene," bald durch ein Geschenk, welches Vollrad reichen mußte, den tollen Haufen zu beschwichtigen, wobei ihre gebrochene Aussprache des Deutschen ihr sehr zu statten kam.

So gelangten sie mitten durch den wüthenden Tumult, durch unerhörte Greuel, die an ihrer Seite verübt wurden, durch Blut und Brand, über Leichen und Trümmer, unangetastet bis auf den breiten Weg. Hier aber wurde das Toben und Gedränge so arg, daß sie bald nicht mehr weiter konnten. Theresens Worte waren hier verloren und wurden nicht geachtet. Ein Soldat holte eine der Mägde aus ihrer Mitte heraus und schleppte sie mit sich fort, ohne daß sie ihr beistehen konnten. Zwei von den Dienern, die sich nicht ausplündern lassen wollten, sondern sich zur Wehre setzten, wurden vor

ihren Augen nieder gestochen und sie geriethen dabei alle in die höchste Gefahr.

In dieser Noth ersah Therese einen von den Hauptleuten zu Pferde, drängte sich an ihn und ob er gleich anfangs abwehrend mit der Hand winkte, so wandte er doch alsogleich sein Pferd, als sie ein Blättchen Pergament aus dem Busen holte und ihm zeigte. Er hieß Klaren an seinen Steigbügel fassen, Vollrad hielt sich an das Pferd des Reiters, den er bei sich hatte, und so führte er sie gegen das Sudenburger Thor, welches nicht weit entfernt war. Hier brannten auch schon mehrere Häuser, daß sie Mühe hatten durchzukommen. Doch kaum waren sie draußen vor dem Thor, als ein andrer Offizier herbeisprengte und heimlich mit jenem sprach. Darauf sagte dieser, er müsse zurück und könne sie nicht weiter geleiten, befahl seinem Reiter, sie nach Zermersleben zu führen, wo das Tillysche Lager stand und ritt eilig davon. Der Soldat aber bezeigte wenig Lust, den Befehl seines Herrn zu vollstrecken, während seinen Kameraden die Schätze Magdeburgs *) in die Hände gegeben waren und so große Verheißungen ihm auch Georg machte, wenn er bei

*) Sieben Königreiche, ging im Tillyschen Lager das Gerücht, könnten mit den Schätzen Magdeburgs bezahlt werden.

ihnen bleiben wollte, war doch die Hoffnung reicher Beute noch größer; er ließ ſie bald mitten auf der Straße ſtehen und jagte gleichfalls nach der Stadt zurück.

So alſo von neuem ſich ſelbſt und ihrem guten Glück überlaſſen, wollten ſie ihren Weg allein fortſetzen. Glücklich gelangten ſie auch bis an die letzten Häuſer der zerſtörten Sudenburg, doch hier kam ihnen plötzlich ein Schwarm Soldaten, großentheils Ungarn und Kroaten, entgegen, die auch aus dem Lager zu dem allgemeinen Mord- und Raubfeſt eilten. Mit wildem Geſchrei umringten ſie Vollrad und die Seinigen. Thereſe wurde nicht verſtanden oder verſpottet. Vergebens gaben Georg und Vollrad alles her, was ſie von Werthe bei ſich trugen; immer wüthender ſchrie der Haufe: gieb Geld! gieb Geld! und einige fingen an, den Dienern und Mägden die Kleider vom Leibe zu reißen und ſchlugen beim geringſten Widerſtande wie Raſende auf ſie los. Georg rief ſeinen Gefährten mit lauter Stimme zu, ſie ſollten ſich in das Haus flüchten, vor welchem ſie eben ſtanden und welches noch ziemlich unverſehrt war, faßte Klarens Hand und wollte ſie eben auch hinein führen, als zwei Kroaten dieſer nachliefen, der eine nach einem goldnen Kettlein greifend, welches ſie um den Hals trug, es ihr mit Gewalt abriß, der andre aber ſie um den Leib faßte, willens ſie

mit ſich fortzuführen; da blieb Georg nicht länger ſeines Zornes Meiſter und mit einem gewaltigen Streiche ſchlug er den frechen Räuber nieder, daß er in ſeinem Blute ſich am Boden wälzte. Brüllend vor Wuth ſtürzte nun die ganze Rotte auf ihn los. Er aber ſtellte ſich vor eine kleine Brücke, die zu dem Eingang des Hauſes führte, an ſeine Seite ſein alter Diener, der ſchnell Thereſen das Schwert aus der Hand genommen hatte, und ſo mähten ſie unter den dichten Haufen ſo grimmig hinein, daß die Angreifer ſtutzten und zurückwichen. Doch indem Georgs Diener ſeinen Vortheil zu hitzig verfolgte, erhielt er von hinten mit einem Spitzhammer einen Schlag auf den Kopf, der ihn ſogleich zu Boden ſtreckte. Georg ſah ihn fallen, ſogleich aber auch ſah er Thereſen, die das Schwert des Gefallenen aufraffte und wüthend damit um ſich hieb. Ein Kroat unterlief ſie und wollte es ihr entringen: ſchnell beſonnen riß ſie ihren Dolch aus dem Gürtel und ſtieß ihn jenem in's Herz. Da indeß der Haufe der Angreifenden ſich immer noch durch die vorübereilenden Soldaten mehrte, fügte es ſich, daß einer herbeigelaufen kam, der zwei Muketen trug. Dieſer machte ſich Platz, legte an und ſchoß, und tödtlich getroffen ſank Thereſe zu Georgs Füßen nieder. Der zweite Schuß traf Georgen und zerſchmetterte ihm den linken Arm. „Rette deinen Vater!“ ſtam-

melte Thereſe. Georg zog ſich auf die Brücke zurück, und des zerſchmetterten Arms nicht achtend, vertheidigte er den Eingang des Hauſes noch immer mit verzweifeltem Muthe; doch fühlte er, wie ſein Arm ermattete und ſeine Kräfte ſanken.

Da ſprengte ein Offizier herbei mit einigen Reitern und da er Georgen alſo ſtehen ſah auf der Brücke, wie einen Engel mit dem Flammenſchwert, rechts und links niederſchmetternd, was ihm zu nahen wagte, da ſchrie er den Raſenden zu: halt ein, und machte ſich Bahn durch den tollen Schwarm. Georg blickte auf und erkannte den Hauptmann Montenero; in dieſem Augenblick aber ſtieß ihm ein Wüthender die Partiſane durch den Leib. Er taumelte zurück und ſich an einem Pfahle aufrecht haltend rief er dem Hauptmann zu, mit matter Stimme: „Montenero, ich habe dein Leben gerettet, rette nun dieſe dort!“ indem er nach dem Hauſe zeigte und ſo ſank er zur Erde.

Der Hauptmann ließ ſchnell das Haus durch ſeine Reiter beſetzen und da der Haufe gegen dieſe nichts zu unternehmen wagte, zogen ſie ſchimpfend und fluchend von dannen. Er ſprang vom Pferde und näherte ſich Georgen. Müſſen wir ſo uns wiederſehen! rief er ſchmerzlich aus. Georg zeigte nach dem Hauſe und ſprach: „Dort iſt mein Vater und Klara! bringe ſie in Sicherheit.“ Indem ſtürzten

auch ſchon Vollrad und Klara aus dem Hauſe, und da ſie Georgen ſo in ſeinem Blute ſchwimmen ſahen, warfen ſich Beide lautſchreiend neben ihm nieder. Freudig lächelnd aber ergriff er Klarens Hand und ſprach: „Beruhigt Euch! ich ſterbe einen ſchönen Tod.“

Er verlor viel Blut; hier war keine Hülfe zu erwarten; der Hauptmann befahl daher, daß zwei von den Reitern ihn behutſam vor ſich auf die Pferde nehmen ſollten; ein gleiches geſchah mit Theresen, die mitten durch die Bruſt geſchoſſen, ohne ein Zeichen des Lebens da lag. Langſam ſetzte ſich der Trauerzug nach dem nächſten Dorfe in Bewegung und wie ſie über das Feld ſo dahinzogen, erblickte Georg den wohlbekannten Drudenbaum auf dem Hügel, wo er vor wenig Monden, in die Heimath rückkehrend, geſeſſen. Er begehrte durchaus dorthin gebracht zu werden und ſtand nicht ab davon. Der Hauptmann ergab ſich endlich ſeinem Verlangen, doch ſandte er einige Reiter aus nach Hülfe, und Vollrad fügte das Verſprechen einer großen Belohnung hinzu, wenn ſie ſchleunig einen Wundarzt herbeiſchafften.

Auf dem Hügel verlangte Georg ſo geſetzt zu werden, daß er mit dem Rücken gegen die Eiche gelehnt, die Ausſicht nach der Stadt hätte.

Da lagen nun die Thürme in Rauch und Flammen gehüllt vor ihm, ein verworrenes, ſchreckliches Getöſe und Geſchrei drang bis zu ihm herüber, und er lag blutend und ſterbend unter dem Baume und alles war alſo erfüllt, wie er es damals auf derſelben Stelle zwiſchen Traum und Wachen vor ſich geſehen.

„Gebt Euch keine Mühe weiter!“ ſprach er zu Vollrad und dem Hauptmann, die verſuchen wollten ſein Blut zu ſtillen, und reichte lächelnd der neben ihm knieenden Klara die Hand. — „Es iſt vorbei! Hier will ich ſterben. Mein heißer Wunſch iſt mir gewährt: ich ſterbe für dich und meinen Vater, und dieſes ſtrömende Blut wäſcht mich rein von meiner Schuld. Jetzt, Vater, mag ich dich um deinen Segen bitten. Ich bin dein Sohn, ich bin Franziska's Sohn!“ — Vollrad ſprang empor und ſtarrte ihn an. „Ja, er iſt's!“ ſchluchzte Klara. „Nicht mein Bruder, dein Sohn, Franziska's Sohn!“ Da hob Vollrad Augen und Hände gen Himmel, Thränen brachen aus ſeinen Augen und er warf ſich auf ſeine Kniee, faltete die Hände und betete lange mit geſenktem Haupte; darauf erhob er ſich, faßte Georgs Hand und rief: „mein Sohn! mein Sohn! warum haſt du mir das gethan! warum erſt jetzt, erſt jetzt!“

Indem rief die Magd, welche mit Thereſen be-

schäftigt war: „Sie lebt, sie schlägt die Augen auf!“ und da alle sich nach ihr hin wandten, richtete sich Therese mühsam mit halbem Leibe empor, sah sich um und sprach mit leiser Stimme: „Wo bin ich?“ und Georgen erblickend, loderte das erloschene Auge noch einmal in heller Flamme auf und sie fuhr lächelnd fort: „Bei dir! bei dir! Wohlan, wir wollen mit einander gehn.“ — Sie begehrte, daß man ein Papier aus ihrer Tasche nehmen und es Vollraden überreichen solle. Es enthielt Franziska's Ring und die Papiere, welche die Alte einst Georgen zugestellt hatte. Zugleich fiel ein Blatt Pergament mit heraus, und der Hauptmann erkannte mit Erstaunen unter einem doppelten Kreuz und der Losung: „Jesus Maria!“ Tillys Siegel und Unterschrift.

Hierauf faßte Therese Georgs und Klarens Hände, die sie ihr entgegen reichten, in der ihrigen zusammen, sank erschöpft zurück und schloß die Augen und wie ihre Hand immer kälter und kälter ward, wurde auch Georgs Angesicht immer bleicher, seine Züge immer starrer. „Bete für mich, Klara!“ sprach er endlich leise — und sich zu Vollrad wendend: „Vater, gieb mir deinen Segen!“ und indem dieser ihm weinend die Hände auf das Haupt legte, brachen seine Augen und der Segen des Vaters geleitete seine

Seele hinüber von der blutigen Erde in das Land des Friedens.

Der herbeieilende Feldarzt kam eben recht, um Vollrad und Klaren ſeine Hülfe angedeihen zu laſſen. Der Hauptmann führte ſie nach dem nächſten Dorfe und von dort weiter nach Halberſtadt.

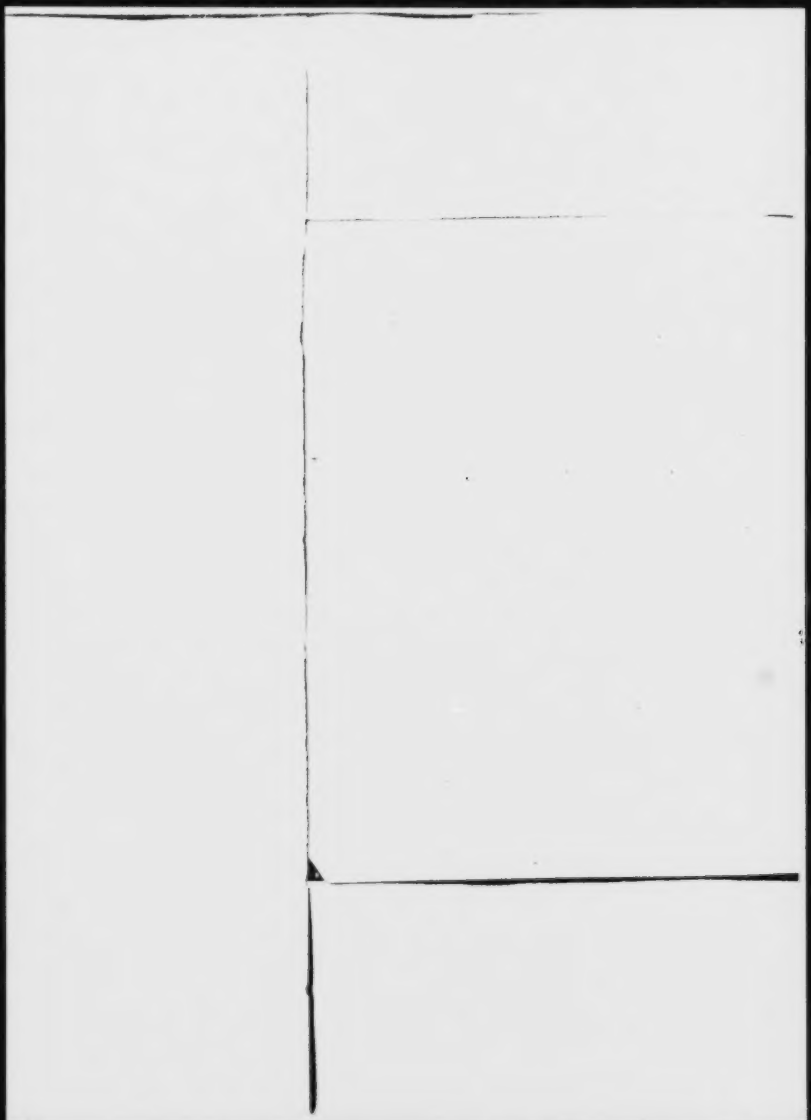
Georg und Thereſe liegen neben einander zu Fermersleben begraben.

Nur wenige Wochen überlebte Klara den ſchrecklichen Tag und Gott erhörte Vollrads Gebet, und bereitete ſeinem nun ganz verwaiſeten Herzen, bald die Ruheſtatt an ihrer Seite.

Der ſchwarze See.

Ein Nachtſtück.

1815.



Der Förster Willbrand saß mit den Seinen beim Abendbrot. Der Sturm schritt mächtig rauschend durch den Eichenforst draußen; innen im Gemach aber ging es gar bang' und still her.

Willbrand hatte den Kopf auf den Arm gestützt und schaute düster vor sich hin; Frau Gertrud hob von Zeit zu Zeit den thränenschweren Blick auf das bleiche und verstörte Gesicht ihres Mannes und seufzte. Endlich wagte sie es, reichte ihm die Hand über den Tisch hin und sprach mit zitternder Stimme: „Wo warst du wieder so lange, Traugott?" — Willbrand schrak empor, wie aus einem bösen Traume und wandte sich ab von ihr. „Was soll das Fragen?" entgegnete er finster nach einer Weile: „Ich war in der Stadt!" — „Und hast deinen Handel abgeschlossen?" fuhr Gertrud fort. Er schlug ein grimmiges Gelächter auf: „Handel! Ja wohl Handel! ein böser Handel. Bete du nur fein fleißig, daß er nicht zum Abschluß kommt!" Er sprang auf. Die Andern erhoben sich gleichfalls.

Eliſabeth, die Tochter, wollte nach angewohnter Sitte das Gebet ſprechen, doch Willbrand rief: „Laß mir das Beten! Kann's alleweil nicht brauchen. Wer mit Menſchen handelt, der wird betrogen; ich möcht' es einmal mit dem Teufel verſuchen!“ — Frau Gertrud ſchlich weinend nach der Kammer; Eliſabeth aber faltete die Hände über die Bruſt und ſah ihren Vater an, ernſt und feſt, daß er es nicht ertragen konnte, ſondern ſich umkehrte und eine Büchſe von der Wand langend, ſich etwas damit zu ſchaffen machte, ſeine Verlegenheit zu verbergen.

Eliſabeth winkte den beiden Jägerburſchen, daß ſie ſich entfernten, dann ging ſie nach der Kammer und bat Frau Gertruden, jetzt mit dem Vater zu ſprechen, denn jetzo ſey der rechte Augenblick, der wohl ſobald nicht wiederkehre.

Gertrud näherte ſich Willbranden, und legte ſanft die Hand auf ſeine Schulter. Willbrand ſchien es nicht zu bemerken; er knackte mit dem Büchſenſchloß. „Haſt du denn gar keinen freundlichen Blick mehr für mich?“ bub Gertrud endlich ſanft und leiſe an. „Hab' ich nicht neunzehn Jahre Freud' und Leid mit dir getragen: warum wendeſt du nun dein Herz von mir ab? Du biſt auf keinem guten Wege, Traugott! Kehre um, weil es noch Zeit iſt! Vertraue mir! Habe ich doch ſonſt wohl Rath gewußt; vielleicht kann ich dir auch jetzo helfen.“

„Hast du Geld?“ fuhr Willbrand heraus, ohne sich umzusehen — „Geld! Geld! viel Geld! das kann mir nur helfen!“

„Ich kenne dich gar nicht mehr,“ entgegnete Gertrud. „Nach vielem Gelde hat ja sonst nimmer dein Sinn gestanden. Aber seitdem der fremde Jäger hier war am Johannisabend, und von den verborgenen Schätzen sprach hier im Gebirge, seitdem bist du ganz verwandelt, und von Tage zu Tage wird es ärger mit dir. Nirgend Rast, nirgend Ruhe, als ob dich das böse Gewissen triebe! Es ist kein gutes Zeichen, Traugott, wenn's einem zu Hause nicht mehr gefällt.“

Willbrand hing die Büchse an den Nagel, und ging mit großen Schritten im Zimmer auf und ab. „Immer ärger wird's!“ hub er endlich an — „ja, du hast wohl recht. Einen steilen Berg hinunter geht der Weg nach der Hölle; wer ein Mal seinen Fuß darauf gesetzt, der muß auch wider seinen Willen immer weiter! — vom Trunk zum Spiel, vom Spiel zum Betrug, vom Betrug zum Stehlen, vom Stehlen — nun, was bleibt dann noch? — zum Raub, zum Mord! es sind nur wenige Schritte — immer rascher geht's sturzab, — kein Baum, kein Strauch, woran ich mich halten könnte — hin! treib zu, Teufel! treib zu, daß es zum Ende kömmt!“

Er warf ſich in den Großvaterſtuhl, an welchem er eben ſtand, und legte den Kopf auf die Armlehne deſſelben. Gertrud ſtand vor ihm, die Hände ringend; denn vor ihrer Seele lag eine furchtbare Ahnung, wie ein finſterer Abgrund, in den ſie ſchaudernd hinabſchaute.

Da ließ ſich draußen im Walde drei Mal hinter einander ein gellender Jägerruf hören. Die Hunde auf dem Hofe ſchlugen an; der Hühnerhund, der unter dem Tiſche lag, erhob ſich knurrend. Es wurde heftig an das Thor geklopft. „Wer kann das noch ſeyn ſo ſpät?“ ſprach Gertrud ängſtlich und eilte nach dem Fenſter. Das Thor ward aufgemacht; ſie unterſchied in der Dämmerung eine lange Mannsgeſtalt, die über den Hof auf das Haus zuſchritt. „So helfe uns Gott!“ ſchrie ſie auf — „das iſt der fremde Jäger! Schau, wie die Hunde ſich vor ihm verkriechen. Der bringt uns wieder neues Unheil in das Haus!“

Willbrand hob den Kopf empor und ſprach: „du thuſt ihm Unrecht, Gertrud! das iſt ein wackrer Geſell, wenn auch nicht von gar zu freundlichem Ausſehen. Hätt' ich auf ihn gehört: es wäre nicht ſo weit mit mir gekommen.“ Er ſtand auf, dem Gaſt die Hausthür zu öffnen, hieß ihn freundlich willkommen, führte ihn in's Gemach, und befahl ſeiner Frau, für des werthen Beſuches Erquickung

und Bequemlichkeit zu ſorgen. Gertrud gehorchte mit ſchwerem Herzen.

Der Fremde warf, lange Zeit ſchweigend, forſchende Blicke umher aus den dunklen Augen; ſchweigend ging Gertrud, den Gaſt bedienend, ab und zu; auch Willbrand ſchwieg, und ſchien mit ſich ſelbſt um einen wichtigen Entſchluß zu ringen. Endlich begann jener: „Wo habt Ihr Euer Töchterlein, Frau Gertrud? Als ich das erſte Mal bei Euch war, ward mir's nicht ſo gut, ſie zu ſehen, und faſt bedünkt mich, als ſolle ihr Anblick mir auch heute nicht vergönnt ſeyn. Dennoch aber, ich will's Euch nicht länger verhehlen, iſt ſie es eigentlich, die mich zu Euch geführt hat."

Indem Gertrud ihn über dieſe Worte verwundert und faſt erſchrocken anſah, trat Eliſabeth aus der Kammer. Der Fremde erhob ſich, ihr entgegen zu gehen; doch wie betroffen über des Mädchens Anblick, unterbrach er ſeine Schritte und ſtarrte ſie ſchweigend an. Eliſabeth ſenkte erröthend den Blick zur Erde, in mädchenhafter Verwirrung; bald aber ſchlug ſie die großen, blauen Augen wieder empor, und ſah dem vor ihr Stehenden ernſt und fragend in das finſtere Antlitz. Ein leiſes Lächeln flog über dieſes, wie Morgenroth über Gewitternacht; er trat näher und ſprach: „Vergebt mir, wenn ich über Euerm Anſchauen meinen Gruß vergeſſen habe. Ich

hoffe, es wieder gut zu machen, indem ich Euch nun mit meinem zugleich noch einen werthern von einem alten Freunde bringe. Er geht Euch gleichfalls an" — er wandte ſich gegen Willbrand und ſeine Frau — „denn er iſt vom Hauptmann Leuthold, des Oberförſters Leuthold Sohne."

Eliſabeth trat mit freudig leuchtenden Blicken näher. Willbrand rief wie aus dem Traum erwachend: „Von Leuthold! von meinem wackern Jäger! So ſeyd mir doppelt willkommen! Faſt hielten wir ihn ſchon für todt."

„Sagtet Ihr nicht vom Hauptmann Leuthold?" fragte Gertrud, und faltete ihre Hände.

„Ja, ſo ſagte ich," entgegnete der Freunde — „denn er iſt's."

„O, ſo erzählt uns doch, wie er zu ſolchen Ehren gekommen," fuhr Gertrud fort. „Mir iſt's, als ſprächt Ihr von meinem Sohne. Und wahrlich, faſt darf ich ihn mit Recht ſo nennen; denn nach ſeiner Mutter Tode war er ja mehr und lieber bei uns als bei ſeinem Vater heimiſch, bis ihn der ewige Unfriede mit dieſem endlich von dannen trieb: es ſind jetzt gerade vier Jahre."

Jener erzählte nun mit kurzen Worten verſchiedenes aus Leuthold's Leben, wie er damals Dienſte genommen bei den Schweden, die in Pohlen ſtanden; wie das Glück ihm gar beſonders wohlgewollt,

daß ſein Oberſt ihn liebgewonnen, und König Karl ihn endlich ſelbſt in der Schlacht bei Cliſſow *) bemerkt und ausgezeichnet, wie er ihm, dem Erzähler, einen hochwichtigen Dienſt erzeigt, und dieſer der Grund ihrer Bekanntſchaft geworden, wie er dann in allen ihren Geſprächen ſtets mit großer Liebe ſeiner Heimath gedacht und ſich geſehnt, noch einmal dahin zurückzukehren, und wie er endlich bei der Reiſe in dieſe Gegend ihm das Wort abgenommen, die alten Freunde heimzuſuchen und ſeiner theuren Jugendgeſpielin Eliſabeth ein Zeichen ſeines, noch immer freudig und ſehnſüchtig fortlebenden Andenkens, zu bringen.

Hierbei überreichte er der Hocherröthenden einen ſchönen Ring und bat, ihn ſelbſt an ihren Finger ſtecken zu dürfen. Eliſabeth ſah ihre Mutter an; Frau Gertrud nickte freundlich bejahend. Der Fremde ergriff des Mädchens Hand mit großer Haſt. Da ſie ihm darüber in's Geſicht ſchaute, ward ihr faſt unheimlich zu Muthe, denn ein gar ſeltſam triumphirendes Lächeln zuckte um ſeinen Mund, und aus den tiefliegenden Augen ſchoß es wie zwei dunkle Flammen. Der Ring brannte ihr am Finger, als wär' er glühend; ſie hätte ihn gern wieder abgezogen, allein ſie wagte es nicht.

*) 1702.

Willbrand sowohl als seine Frau bemerkten nichts von ihrer Unruhe, denn das Herz war ihnen aufgegangen bei der Erinnerung an ihren Liebling, und des Hin- und Herfragens und Erzählens ward kein Ende. Der Förster hieß die letzte, lange aufgesparte Flasche Wein aus dem Keller bringen; doch der Gast gab es nicht zu, sondern holte selbst aus seinem Waidsack eine große Korbflasche voll feurigen Ungarweins herbei, schenkte die Gläser voll und munterte zum Trinken auf. Willbrand that fleißig Bescheid. Der edle Rebensaft schien leicht hinwegspülend jede Sorge von seinem Herzen, jedes schwere Bewußtseyn von seiner Seele zu heben; er ward mit jedem Glase munterer und fing an, allerlei Schwänke und lustige Jägerstücklein auf die Bahn zu bringen.

Der Fremde lenkte das Gespräch bald auf das Gebirge, an dessen Fuße Willbrands Wohnung stand, auf dessen wunderbare Beschaffenheit, und die Sagen, welche davon noch beim Volke umgingen. Hier wußte nun Willbrand gleichfalls vielerlei zu erzählen; der Andere hörte mit großer Aufmerksamkeit zu. Doch plötzlich stockte Jener in seiner Rede, schaute starr vor sich hin und ein finsterer Schatten zog über seine, von Wein und Gespräch freudig belebten Züge.

„Was ist Euch?“ rief der Gast: „Habt Ihr Furcht vor Euren eigenen Worten? Sprecht weiter.

Ich habe große Luſt an ſolchen Dingen. Je grauſer, deſto beſſer!"

Er ſchenkte ihm bei dieſen Worten das Glas wieder voll; Willbrand ergriff es haſtig und leerte es auf einen Zug. „Nun ja," rief er — „Ihr habt wohl recht, ich bin ein Narr und fürchte mich vor meinen eigenen Worten. Es ſind freilich nur Worte, es iſt ein Geſpräch beim Glaſe Wein, es iſt hier im Zimmer, hier innen, daß wir ſprechen. Draußen aber bei nächtlicher Weile, wenn Käuzlein, Wald und Bergſtrom ihre heiſern Stimmen mit drein geben, oder etwa gar am See dort drüben im Gebirge, wenn die dunklen Wellen ſo ſchaurig an das Ufer klatſchen und die Felſen ringsum jedes leiſe Wort vielfach zurückſprechen, als wollten ſie es der Waſſerfei berichten, die drunten hauſ't in dem tiefen, ſchwarzen Waſſerſchlunde; da möcht' ich Euch freilich ſolch Geſpräch nicht rathen, lieber Herr — glaubt mir, ich kann's Euch ſagen — es iſt etwas Entſetzliches um ſolche Reden, und leicht webt Ihr aus Euren eignen Worten Euch ein Netz um's Haupt, das Euch hinunterreißt zur Hölle!"

„Eben recht, daß Ihr des Bergſee's gedenkt!" rief der Andre: Da laß ich Euch nicht los; denn dahin ſteht mein Sinn vor allem."

Willbrand aber ſchien nicht auf ihn zu hören,

hatte die Arme auf den Tisch gestützt und bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen.

Da nahm Frau Gertrud das Wort und erzählte dem Gast, wie nicht gar weit von hier, doch tief im Gebirge, ein See gelegen sey, beinah' ringsum von mächtig hohen, schroffen Felsen umgeben, dem Anschein nach von ganz schwarzer Farbe, obwohl das Wasser hell und klar, und habe dessen Tiefe auch kein Mensch zu ergründen vermocht. Von diesem See nun gehe die Rede, daß darin eine Hexe oder Wasserfei ihr Wesen treibe, und, die Schätze hütend, die in dem Grunde liegen, wohl Manchen schon an sich gelockt, der dann verschwunden sey auf immer. Sie wolle die Wahrheit oder Unwahrheit davon anheim gestellt seyn lassen; doch sey so viel gewiß, daß oft bei stillem Wetter der See anfange zu brausen und zu wogen, man wisse nicht, woher noch warum, oft bei heiterem Himmel aus seinem Spiegel plötzlich dichte Wolken emporstiegen, aus welchen dann ein gräßliches Ungewitter mit Donner, Blitzen, Sturm und Hagel über die umliegenden Thäler losbreche, und möge solches Naturspiel vielleicht überhaupt den Grund zu jenem Mährlein gelegt haben.

„Ja, ja, erklärt nur immer alles fein natürlich!“ sprach Willbrand mit dumpfer Stimme. „Das hast du von dem Pfaffen drüben gehört. Erklärt nur

immer zu, und nennt Lügen und Mährlein, was ihr nicht begreifen könnt! Hättet ihr, wie ich, um Mitternacht am See geſtanden; hättet ihr's gemacht wie ich, drei Steinlein und drei Worte in das Waſſer hinabzuſchicken, und hättet geſehen, wie es anfing zu kochen und zu brauſen, und die wunderſamen Nebelbilder daraus empor ringelten, und wie die Waſſerfei — hu! mich friert, gebt mir noch ein Glas von Eurem Weine! Ich ſag' Euch, Herr, es iſt kein Mährlein, ich habe das Waſſerbild ſehen ſitzen mitten auf dem See, ich habe ihre Stimme gehört durch Sturm und Donner — noch geſtern erſt, geſtern Nacht, Herr! — Wenn Euer Wein nicht mächtig wäre in mir, ich müßt' erſtarren vor Grauſen noch jetzt, da ich's Euch erzähle."

Er ſtürzte ſein Glas aus und rückte vertraulich dem Fremden näher, der friſch einſchenkte. Gertrud ſah ängſtlich auf ihren Mann, und dann ihre Tochter an. Eliſabeth horchte mit geſpannter Aufmerkſamkeit.

„Schaut nun," begann Willbrand von neuem — „es ſoll vor Alters ein Herzog oder Fürſt dieſer Gegend geweſen ſeyn, dem ſich die Waſſerfei zu Liebe ergeben, und der mit ihr ſolchergeſtalt vertrauten Umgang gepflogen viele Jahre. Als er endlich ſchon greis und alt zu werden anfing, trug es ſich zu, daß ſeine eignen Söhne, denen nach der

Herrschaft gelüstete, ihn mit Krieg überzogen, sein Heer schlugen in großer Feldschlacht, und, da er mit genauer Noth auf flucht'gem Roß entronnen, einen Preis setzten auf des Vaters Leben und ihn belagerten in seiner Burg. — Da nun der alte Fürst wohl merkte, daß auch die Wenigen, die noch bei ihm ausharrten, bald abfallen würden von ihm und ihn verrathen, belud er seine Diener und Sklaven in einer Nacht mit allen seinen Schätzen, vorgebend, daß er einen Vertrag geschlossen mit seinem jüngsten Sohne, und zog mit ihnen durch einen unterirdischen Gang, der sich in's Gebirge öffnete, in aller Stille aus der Burg, gerade nach dem schwarzen See. Und als die Diener alle auf sein Geheiß hinabgestiegen waren in das Felsenthal, fing das Wasser an sich zu erheben mit Macht, und trat wüthend über seine Ufer und verschlang die Diener allesammt, mit all' den Schätzen, die sie trugen. Der alte Fürst aber, da er solchergestalt seine Güter geborgen sah, sagte er dem Leben Valet, und stürzte sich von der Klippe, auf der er stand, gleichfalls hinab in den See, der Liebsten in die Arme, die ihm eine Ruhestatt bereitete in der dunkeln Tiefe. Da sitzt sie nun seit mehr als tausend Jahren, und hütet das Grab des Geliebten und seine Schätze. Wenn aber einer kommt, der sich los und ledig gemacht hat von allem, was sein Herz und seine Hand hin-

det auf Erden und ſich ihrem Dienſte ganz ergiebt, und zum Zeichen deſſen einen goldenen Fingerreif, den ihm der Prieſter vor'm Altare an die Hand geſteckt, um Mitternacht hinabwirft in den See, ſo wird ſie demſelben hinwiederum zu Willen ſeyn, in Allem, was er begehrt und ihm freie Macht geben, zu ſchalten über alle ihre Schätze."

Der Fremde, welcher der Erzählung Willbrands mit der größten Spannung und merklicher Unruhe zugehört hatte, ſprang jetzt auf, ſeine Augen flammten: „Um Mitternacht?" rief er: „Wie weit iſt es von hier nach dem See?"

„Zwei Stunden etwa," entgegnete Willbrand — „wenn Ihr gut zu Fuße ſeyd."

„Nun wohl," fuhr Jener fort — „ſo bitt' ich Euch, beſchreibt mir ein wenig den Weg, den ich von hier zu nehmen habe."

Willbrand ſtarrte beſtürzt und erſchrocken an ihm hinauf. Gertrud ſchlug die Hände zuſammen und rief: „Wie? Ihr wollt doch nicht? — Ihr wollt doch jetzo nicht, — zu dieſer Stunde?"

„Wohl will ich es," ſprach der Fremde — „und jetzt zu dieſer Stunde. Jetzt bin ich gerade wohl gelaunt zu ſolchem Abenteuer. Beſchreibt mir ſchnell den Weg! Ich muß die Waſſerjungfer kennen lernen."

Willbrand ſprang gleichfalls empor und rief, indem er den Fremden beim Arm erfaßte: „Ich rath'

Euch Gutes, Herr! Laßt ab davon! Ihr werdet und ſollt es nimmermehr vollbringen. Die Schätze dort drüben warten nicht auf Euch."

Der Fremde ſah ihn an, und lachte voll Ingrimm. „Gebt Euch nur keine Mühe!" ſprach er: „mein Wille iſt in guter Schmiede gemacht. Ich will und muß hinüber und noch heut. Mögt Ihr mir den Weg nicht zeigen, nun ſo find' ich ihn wohl allein. Gehabt Euch wohl!"

Er griff bei dieſen Worten nach ſeiner Jagdtaſche und ſeinem Gewehr, und wandte ſich zum Abſchied. Willbrand aber ſprang nach der Thür, ſich ihm in den Weg ſtellend; ſein Geſicht glühte von Wein und Zorn, ſeine Augen rollten fürchterlich, ſeine Lippen bebten. „Halt!" ſchrie er ihm zu: „nicht von der Stelle! Ich laſſe Euch nicht." — Der Andere blieb ruhig vor ihm ſtehen, und ſchaute ihn eine Weile an. „Du Thor!" begann er endlich: „was begehrſt du denn? Du kannſt den Schatz ja doch nicht heben. Dir ſind ja Herz und Hand gebunden; du haſt Weib und Kind!"

Willbrand ſchlug die Augen zur Erde und ſprach dumpf: „das iſt nicht deine Sorge. Kein Knoten iſt zu feſt, er kann gelöſ't oder — zerſchnitten werden. Wer mag das wiſſen! Weiß doch kein Morgen, was der Abend im Schilde führt. Die Waſſerfei iſt meine Braut, und ich duld' es nicht, daß du ihrer begehrſt!"

Da ergriff ihn der Fremde plötzlich mit gewaltigem Arm, ſchleuderte ihn weit hinweg von der Thüre, und ſchritt gelaſſen hinaus. Willbrand ſtand einen Augenblick ohne Regung, dann ſtürzte er wüthend nach der Wand, wo das Jagdzeug hing, riß eine Büchſe herab und wollte Jenem folgen. Doch lautſchreiend warfen Gertrud und Eliſabeth ſich ihm in den Weg, und hielten ihn mit Gewalt zurück. „Laßt mich los!“ ſchrie er — „ich muß ihm nach! Es geht um ſein oder mein Leben.“ Man vernahm draußen die Stimme des Fremden, der dem Jägerburſchen befahl, das Thor zu öffnen. „Laßt mich los!“ ſchrie Willbrand noch ein Mal, oder es geht zuerſt an euer Leben! Ihr ſeyd es ja ohnedieß, die zwiſchen mir und meinem Glücke ſtehen. Ihr müßt doch fort!“ — Da ließ Gertrud ihre Arme ſinken, wandte ſich ab und verhüllte ihr Geſicht; Eliſabeth aber warf ſich vor ihrem Vater nieder, und umſtrickte weinend ſeine Kniee nur noch feſter.

„Willbrand! Willbrand!“ rief Gertrud im höchſten Schmerz: „So weit iſt es mit dir gekommen! Hab' ich das um dich verdient?“

Sein Blick ſenkte ſich nieder auf das in Thränen ſchwimmende Geſicht ſeiner Tochter, die flehend zu ihm emporſchaute. Er machte ſich ſanft von ihr los, hob ſie empor und ſetzte ſie auf einen Stuhl, der in der Nähe ſtand. Keines ſprach ein Wort.

Es war eine bange Stille. Endlich begann Willbrand leiſe, wie zu ſich ſelbſt ſprechend: „Wo denn? wo denn? So zeig' mir doch, wohin? Wo iſt denn ein Ausweg?“ Und nach einer Weile ſich zu ſeiner Frau wendend: „Schafft Geld!“ fuhr er fort — „ſchafft Geld! Sonſt ſind wir alleſammt verloren!“

Die Förſterin ging ſchnell nach einem Wandſchrank, holte daraus ein ſaubres Käſtchen hervor, ſtellte es auf den Tiſch und ſchloß es auf. „Das war für die höchſte Noth aufgeſpart;“ ſprach ſie weinend — „ich dacht' es nie zu brauchen; nimm und verkauf'! Ich will nicht weiter fragen.“

Willbrand warf einen trüben Blick auf den ſilbernen Becher und die gehenkelten, goldenen und ſilbernen Schauſtücke, die in dem Käſtchen lagen. Eliſabeth zog ihren Ring vom Finger und legte ihn ſchweigend oben drauf. „Ach wenn das nur helfen könnte!“ ſeufzte Willbrand. „Doch“ — rief er plötzlich aus und ſprang empor — „wenn ich noch ein Mal — nur ein Mal noch — wer weiß — das Glück hat Launen. Ja, noch ein Mal will ich es verſuchen. Zum letzten Mal! Betet nur fleißig! Ich komme bald wieder.“

Er raffte mit dieſen Worten alles zuſammen und ſteckte es zu ſich; den Ring aber, welchen Eliſabeth dazu gelegt hatte, ſchob er zurück. „Wo willſt du

hin, Willbrand?“ rief Gertrud. „Nach der Stadt!“ entgegnete er. „Es iſt der letzte Gang, den ich mit dem Glück mache. Betet, betet für mich und für Euch! Ich komme bald wieder.“

Er ging mit ſchnellen Schritten zur Thür hinaus. Die Zurückbleibenden ſahen ihm ſchweigend nach; dann ſank Gertrud auf ihre Kniee und hob in inbrünſtigem Gebet Augen und Hände zum Himmel auf; Eliſabeth kniete gleichfalls nieder und betete. Und als ſie geendet, legte die Tochter ſchweigend das Haupt an ihrer Mutter Bruſt, und beide weinten mit einander.

2.

Der Himmel erglühte in Weſten; die Berge warfen lange Schatten vor ſich hin. Eliſabeth ſaß einſam auf einem waldigen Hügel ſeitwärts von der Förſterei, und ſchaute hinaus in das weite Thal am Fuß des Gebirges, welches der Abend mit ſeinen reinſten Lichtern ſchmückte.

Willbrand war ſeit mehrern Tagen abweſend und hatte nichts von ſich hören laſſen. Ihr Herz war voll Sorge und trüber Ahnung.

Die Bergſchatten ſtreckten ſich immer länger; immer röther erglühten die Gipfel. Aus den nächſten Dörfern ſchwebte der friedliche Schall der Abendglocke zu ihr herauf; und wie der laue Wind aus Weſten, der leiſe ſiſternd an ihr vorüber ſtrich, zog eine ſtille Wehmuth durch ihre Bruſt; in das bange Gefühl der Gegenwart miſchte ſich die Erinnerung heiterer Vergangenheit; im friſchen Morgenglanze lag ihre Kindheit vor ihr; ihr früh geſtorbener, geliebter Bruder, und Leutholb, ihr Geſpiele, winkten ihr liebreich zu, und da ſie an dieſen dachte, ſtellte ſich, ſie ſelbſt überraſchend, das Bild des fremden Jägers dazu, der ihr den Ring gebracht. Aber ſie ſtanden alle in weiter, weiter Ferne, ſie konnte die freundlich dargebotenen Hände nicht faſſen, und indem ihr Blick ſich ſchmerzlich auf ihr jetziges Leben zurückwendete, kam ſie ſich unbeſchreiblich einſam und verlaſſen vor.

Jenſeit der Schlucht, in welcher die Förſterwohnung lag, fiel ihr eben auf dem hohen Gebirge eine Stelle in's Auge, die ſich durch zwei, hoch von Steinen aufgethürmte Hügel, weithin auszeichnete. Hier ſollte, nach der Sage, eine Mutter mit ihrer Tochter geſtorben ſeyn, die beide, durch ein Ungewitter im Gebirge von einander getrennt, nach dreitägigem Umherirren ſich endlich auf dieſer Stelle wiederfanden, im Augenblick ihres Zuſammentreffens

aber vom Tode überraſcht wurden. Die Hinterbliebenen häuften die Gedächtnißhügel von den umherliegenden Steinen auf, und noch jetzt ging Niemand dort vorüber, ohne einen Stein dazu zu legen.

Ein Lied auf dieſe Begebenheit, welches Eliſabeth in früheren Tagen oft geſungen, regte ſeine wehmüthigen Klänge in ihrem Innern auf; ſie erſchien ſich ſelbſt, wie das verlaſſene Mädchen, und leiſe hob ſie an zu ſingen:

Mutter hat ihr Kind gelaſſen
In den Bergen, weit vom Haus.
Will der Tag doch ſchon erblaſſen,
Und der Sturmwind macht ſich aus!
Mutter, wer wird bei ihm ſeyn,
Bricht die wilde Nacht herein?

Horch, wie heult es in den Lüften!
Sieh, zum Strom wird jeder Bach!
Bergesſtimm' aus Wald und Klüften
Wird mit tauſend Schrecken wach.
Mutter, Mutter, ſauſt der Wind,
Hörſt du nicht dein armes Kind?

Ach, voll Angſt und bittrer Schmerzen
Sucht's die Mutter überall,

Sucht und irrt, den Tod im Herzen,
Irrt wohl über Berg und Thal,
Wohl drei Tage hin und her,
Ach, und findet's nimmermehr!

Doch als sich der dritte neiget,
Mutter, schau, an Berges Höh',
Schau, was hoch sich dorten zeiget,
Weiß, wie frisch gefallner Schnee!
Mutter, dort im Abendschein
Leuchtend steht dein Töchterlein!

Wiederfinden, Himmelsfreude!
Trennung, allzubittre Pein!
Vater, Vater, laß uns Beide
Nimmermehr getrennet seyn!
Und Gott hört sie: sonder Schmerz
Bricht die Freude Beider Herz.

Pilger, schau, im Abendstrahle,
Leuchtend wie der frische Schnee,
Ragen hoch die Todes-Male
An des dunkeln Berges Höh'.
Führt vorüber dich dein Lauf,
Leg' auch einen Stein darauf.

Sie konnte das Lied nicht ohne Thränen endigen; in schmerzlicher Sehnsucht breitete sie ihre Arme aus

in die Luft, und gern hätte ſie auch in dieſem Augenblick ihre geliebte Mutter umfaſſen und mit ihr ſterben mögen.

Da rauſchte es in den Gebüſchen, und als ſie ſich wandte, ſah ſie die hohe Geſtalt des fremden Jägers vor ſich ſtehen. Erſchrocken ſprang ſie auf. „Eliſabeth!“ ſprach der Fremde ſanft und trat ihr näher: Sie wollte fliehen. „Eliſabeth!“ ſprach er noch ein Mal und noch ſanfter. Sie ſah ihn an. Es waren nicht mehr die finſtern, ſtrengen Züge, die ſie geſtern mit heimlicher Scheu vor ihm erfüllt hatten; die dunkeln Augen blickten ſo mild; ſein ganzes Antlitz war nur eine ſtill beſcheidene Bitte. Sie ſtand und fühlte ihr Herz in heftiger Bewegung ſchlagen.

„Warum wollt Ihr mich fliehen?“ begann er. „Schon ſeit zwei Tagen treibt mich die Hoffnung, Euch zu ſehen, ohne Raſt um Eure Wohnung her. Ihr habt mich an Euch gebannt, Eliſabeth, und mögt nun zuſehen, wie Ihr meiner wieder ledig werdet.“

Eliſabeth ſchlug erröthend die Augen nieder und ſprach mit leiſer Stimme: „Wißt Ihr nichts von meinem Vater?“ Der Fremde ſchüttelte verneinend den Kopf. — „War't Ihr am ſchwarzen See?“ fuhr ſie fort. — Er ſah ſie lange ſchweigend an, dann faßte er ihre Hand und rief: „Könnt Ihr

mir vergeben, daß ich ein Thor war? Wer, der Euch gesehen hat, darf sich vermessen, daß er freien Herzens sey? — Ja, ich war am schwarzen See, noch in derselben Nacht, da ich bei Euch gewesen; ich hatte schon drei Steine hinabgeworfen und die Wasserfei gerufen; das Wasser fing an zu brausen und zu kochen, und schon hatte ich diesen Fingerreif in der Hand, um ihn hinabzuwerfen und mich ihr zum ewigen Dienst zu weihen; da in dem Augenblick zerriß die Binde des Wahnsinns um meine Stirn; es war, als ob eine unsichtbare Hand mich bei den Haaren zurückzöge von dem steilen Ufer, und als ich in die Höhe schaute, sah ich Euer Bild mitten in den grauen Nebeln, die aus dem See stiegen; ja, Ihr war't es leibhaftig und schwebtet über dem höllischen Spuk, wie mein schützender Engel. — Und da fühlte ich es klar und deutlich, wie mein Herz ja schon seit dem Augenblick, da ich Euch gesehen, nicht mehr frei gewesen, und fühlte es mit Entzücken und mit Schmerz, wie die Liebe, die so lange schon heimlich darin gewohnt, jetzo siegend und triumphirend ihren Einzug hielt, und alles Irdische und Unheilige hinaustrieb aus ihrer Wohnung. So ließ ich mich denn auch nicht irren durch alle Gaukelei um mich her, und hörte nicht, was die heisern Stimmen aus den Klüften und Felsenrissen flisterten und krächzten, sondern rief:

„Weiche von mir, du Macht der Hölle! Nicht dir hab' ich mich ergeben, sondern dem Himmel; du hast fürder keinen Theil an mir!" — Und so eilte ich rasch, ohne mich weiter umzusehen, den Berg hinab. Ein gräuliches Ungewitter tobte hinter mir her; links und rechts krachten die Fichtenstämme neben mir nieder; zornig aus ihren Ufern tretend, warfen sich die Gebirgswasser in meinen Weg; aber die Gedanken an Euch gaben mir übermenschliche Kräfte, denn Gottes Hand war sichtlich über mir; so kam ich durch."

Während er so sprach, stand Elisabeth in großer Bangigkeit und Verwirrung; sie wagte es weder ihn anzusehen, noch ihre Hand aus seiner zu ziehen, und als er jetzt schwieg, war sie keines Wortes mächtig.

„Ja, Gottes Hand war über mir;" fuhr er fort, — „er wollte sein Werk nicht unvollendet lassen. Ihn erbarmte meines irren Lebens und der Gefahr meiner Seele — denn ach! Elisabeth, ich stand an einem Abgrunde, der fürchterlicher ist, als jener schwarze See — und siehe! er sandte mir in der Liebe zu Euch sichtbar seinen rettenden Engel." —

„Stoßt diese Liebe nicht von Euch! Alle meine Hoffnung diesseits und jenseits hängt an Eurem Worte. — Schon bei meinem ersten Besuche bei Eurem Vater sah ich Euch, ohne daß Ihr mich

fahrt; die Reinheit Eurer Seele, die Hoheit Eures Geistes entging mir nicht — denn wie in einem aufgeschlagenen Buche lieset mein Blick in der Menschen Brust — und sie trafen mich wunderbar. Wie ein Blitz durchzuckte mich die Ahnung, daß mein bisheriger Weg nicht der rechte sey; daß ich nur mit Euch verbunden das Höchste erringen könne, was das Leben bietet. Noch ein Mal zwar, in jener Nacht bei Eurem Vater, siegte das Böse über mich, allein zum letzten Male. Hier auf dieser Stelle entsage ich von nun an dem finstern Treiben, das mein Gemüth bis jetzt erfüllte, und weihe mich dem Himmel und dir!"

Seine Stimme war laut und stark geworden bei den letzten Worten.

Elisabeth hob den Blick auf ihn, doch vor dem Strahl der Liebe, der siegend und gewaltig aus seinen Augen brach, senkte sie ihn schnell wieder, und indem sie bebend ihre Hand der seinigen entzog, fiel er auf den Ring, den sie am Finger trug. Da stand plötzlich das Bild Leutholde's, des trauten Jugendgespielen, vor ihr, streckte die Hände flehend nach ihr aus und schaute sie aus den blauen Augen so wehmüthig an. Schnell hielt sie die Hand mit dem Ringe dem Fremden entgegen und rief: Seyd Ihr Leutholde's Freund?"

Er verſtummte einen Augenblick; ſein Geſicht verdüſterte ſich. „Wohl, ich merke,“ ſprach er endlich mit Bitterkeit, — „was Ihr mit dieſer Frage wollt. Ja, ich bin ſein Freund! er hat ſein Leben für mich gewagt, und ich bin jeden Augenblick bereit, es wieder für ihn auf's Spiel zu ſetzen, doch Euch entſagen, das werde ich nie! Nur Euer Wort entſcheidet mein Loos, meines Lebens Glück, meiner Seele Heil. Er liebt Euch; wohl! ich auch. Kein früheres Verſprechen bindet Euch an ihn; ich weiß es; Ihr ſeyd frei. Selbſt dieſer Ring ſpricht nicht für ihn, er ſpricht für mich, Eliſabeth; denn **mein** Ring iſt es, den Ihr tragt.

„Nicht von Leuthold?“ ſtammelte Eliſabeth.

„Nein, nicht von ihm!“ rief er mit ſtarker Stimme, — „das war nur ein Vorwand, Eliſabeth, den du meiner Liebe vergeben magſt. Von mir haſt du den Ring! Mit ihm hab' ich dich zu meiner Braut geweiht, du Herrlichſte deines Geſchlechts, und mir gehörſt du an. Drei Tage und drei Nächte haſt du ihn getragen; die geheime Kraft der Zeichen, die du auf ihm eingegraben ſiehſt, hat ſtill ihr unſichtbares Netz um dich gewoben; du kannſt nicht mehr entfliehen. Du biſt mein! du mußt mein ſeyn! und Fluch und Verderben Jedem, der mir dich entreißen wollte!“

Elisabeth sah zitternd zu ihm empor; seine Wangen, vom letzten Abendstrahl noch höher geröthet, brannten in dunkler Glut, seine Augen standen wildlodernd darüber, wie zwei Unglück verkündende Sterne. Sie erbebte im Innersten ihres Wesens; und da er in diesem Augenblick auf sie zuschreitend, sie mit seinem Arm umschlingen wollte, entriß sie sich ihm mit Macht, und eilte in rascher Flucht den Berg hinab. — Sie hörte seine stehende Stimme hinter sich, sie vernahm seine Fußtritte, die ihr folgten; doch des Weges besser kundig und begünstigt von der einfallenden Dämmerung, gewann sie den Vorsprung, und erreichte das Haus, wo sie bleich und athemlos zu den Füßen ihrer Mutter sank.

3.

Es war am Abend des folgenden Tages spät, da saßen Mutter und Tochter noch bei einander im stillen Gemach und harrten, wiederum vergeblich wie es schien, auf Willbrands Rückkehr. Das Gespräch, welches die ängstliche Erwartung, die ihnen die Brust zusammenpreßte, schon längst nicht recht hatte aufkommen lassen, war jetzt gänzlich verstummt; man hörte die Kerze knistern, die auf dem Tisch stand; der Perpendickel der Wanduhr rechnete ihnen mit seiner heisern Stimme leise und

bedächtig die Augenblicke vor, die nicht mehr wiederkamen.

„Wieder nicht!“ ſeufzte endlich Frau Gertrud, als die Uhr elf ſchlug. „Und auch Georg kehrt nicht zurück und bringt eine Nachricht!“

Eliſabeth erſchrack vor der Stimme ihrer Mutter. Sie fuhr empor, ſchlug das Buch zu, welches vor ihr lag, und ſchaute mit verſtörten Blicken umher. Seit dem geſtrigen Geſpräch mit dem Fremden, war aller Friede von ihr gewichen; ſie fühlte ſich in ihrem Innern höchſt verworren und zerriſſen; nicht ohne Scheu und heimliches Grauen konnte ſie des Fremden gedenken, und dennoch wollte ſein Bild nicht aus ihrer Seele. Noch immer ſtand im rothen Abendſcheine die hohe Geſtalt vor ihr, als fühlte ſie noch die dunkle Glut ſeiner Augen in ihrem Herzen brennen; noch immer hörte ſie ſeine Stimme, die ihr ſo flehend nachrief, und zu gleicher Zeit ſah ſie Leutholds Bild in der Ferne, das bittend ſeine Arme nach ihr ausſtreckte. Mit Gewalt wollte ſie ſich abwenden von Jenem, aber es gelang ihr nicht. Vergebens flüchtete ſie zu ihrem Gebetbuche, in dem ſie ſo oft Troſt gefunden; dies Mal vermochte ſie die wildſchweifenden Gedanken nicht zu ſammeln, keine wahre Andacht erquickte ihr Gemüth, keine Ruhe kam in ihre Bruſt, und mit Entſetzen mußte ſie ſich des unſichtbaren Netzes erinnern, deſſen

der Fremde gedacht, von des Ringes geheimen Kräften um sie her gewoben, aus welchem kein Entrinnen sey.

„Er kommt wieder nicht, Elisabeth!“ wiederholte Gertrud, als die Uhr von neuem eine verflossene Viertelstunde anzeigte.

„Ach!“ rief Elisabeth hastig, — „wär' er doch nie gekommen!“

Gertrud sah sie verwundert an, und schüttelte den Kopf: „Von wem sprichst du, mein Kind? Noch immer sind deine Gedanken bei ihm? Ich meinte deinen Vater.“

Elisabeth schlug die Augen nieder. „Nun ja,“ hob sie nach einer Weile an, — „wer weiß — mir graut vor seiner Rückkehr nicht minder. Es drückt mich eine böse Ahnung. Möge Gott sich erbarmen, daß sie uns nicht aufgeht!“

Beide schwiegen wieder. Eine Eule hatte sich unterdessen vor dem Fenster auf die Gartenmauer gesetzt und krächzte eine gar traurige Weise. Gertrud sah ihre Tochter an; diese aber schien nichts zu hören. Sie hatte die Augen starr auf einen Fleck gerichtet, ihre Lippen bewegten sich, als ob sie mit sich selber spräche, auf ihren Wangen wechselte Glut und Blässe, so daß Gertrud endlich aufstand, und, sie besorgt bei der Hand fassend, sich neben sie setzte. Sie bemerkte es nicht.

Nach einer Weile fing ſie leiſe und haſtig an zu ſprechen: „Das Waſſer kommt — es kommt immer näher! Siehſt du die Waſſerwand? Sie wälzt ſich in die Schlucht herunter. Nimm das blanke Schwert weg! Wirf es hinaus ins Waſſer! Mir graut davor. Das gilt dir, Mutter! — Weh! da ſtürzt die Waſſerwand herein — alles im See, rettet Euch!“

Sie ſprang in die Höh' und wollte ihre Mutter mit ſich fortziehen. „Eliſabeth! mein Kind!“ rief dieſe ängſtlich, — „was haſt du vor? beſinne dich! du biſt bei mir, du biſt bei deiner Mutter!“ Da wandte ſie ſich, ſah ihre Mutter an und legte die Hand an die Stirn: „Wo bin ich denn?“ ſprach ſie verwundert: „Ich habe wohl geſchlafen, und mir hat geträumt? Das war ein ſeltſamer Traum, Mutter; das waren wunderliche Bilder. Fühle, wie mir das Herz klopft!“

Indem trat Heinrich, der Jägerburſche, herein. Er brachte die Schlüſſel des äußern Hofthores. „Es muß heut'“ hob er an, — „wieder einmal etwas gar beſonderes los ſeyn im Gebirge. Ich habe dem Weſen wohl ſchon ein Stunde zugehört. Das iſt ein Sauſen und Heulen und Krachen da oben, daß einem ganz unheimlich wird draußen in der pechfinſtern Nacht. Dabei iſt es ſo ſtill, ſo bang hier unten, kein Lüftchen regt ſich; und doch rauſcht es dann und wann heftig durch die Blätter, recht als

ob die alten Bäume ſelber ſich ſchüttelten vor heimlichem Grauen.“

Gertrud faltete ängſtlich die Hände und ſprach: „Das bedeutet ſicherlich wieder ein ſchweres Ungewitter. Wenn es ihn nur nicht unterwegs trifft!“

Sie hatte kaum ausgeſprochen, als ein ſtarkes Pochen an der äußern Thür ſich vernehmen ließ. „Das iſt er!“ rief ſie: „Ich kenne es am Klopfen.“

Heinrich eilte hinaus. Gertrud wankte nach dem Fenſter. Sie vernahm ihres Mannes Stimme, der mit dem Burſchen ſprach. Der letztere kehrte nach dem Hauſe zurück, warf Büchſe und Jagdtaſche über, und verließ dann eilig den Hof. Willbrand verſchloß und verriegelte die Thür hinter ihm.

Gertrud zitterte ſo heftig, daß ſie ſich ſetzen mußte. Eliſabeth ſtellte ſich neben ſie und faßte ihre Hand. Die Thür flog weit auf; Willbrand trat auf die Schwelle, Haar und Kleider in wilder Unordnung, alle ſeine Züge verzerrt und entſtellt; aus zwei Schrammen an Stirn und Backe floß das Blut, ohne daß er es zu merken ſchien, über ſein Geſicht herab, und vollendete das Gräßliche ſeiner Erſcheinung. Gertrud bedeckte laut jammernd ihr Geſicht mit beiden Händen.

„Nun, Weib!“ begann Willbrand mit dumpfer, heiſerer Stimme, doch ohne die Augen zu erheben, — „was erſchrickſt du? was heulſt du, Weib? Ich

kann das Jammern und Heulen nicht leiden. Schweig ſtill! 's könnt's einer hören; das gäb' Verdacht." Er trat in die Stube und warf die Thüre zu. Seine Schritte waren unſicher und ſchwankend. Er lehnte ſein Gewehr in die Ecke; den Hirſchfänger behielt er an der Seite.

„Ich kann's nicht leiden!" hob er von neuem an, auf und abſchreitend. „Ich will ihm ein Ende machen. Ich kann die trübſeligen Geſichter nicht leiden. Fort, fort damit! Luſtig muß es hergehen. Beim Teufel, luſtig will ich ſeyn! Ich will's. Wer hat etwas dawider? Wer? — Ich hab' es neunzehn Jahr ertragen; nun iſt's aus. Ich will um euretwillen nicht am Galgen ſterben." — Er warf ſich in den Lehnſtuhl und ſtützte die Stirn in die Hand.

Nach einer Weile fuhr er voll Ingrimm fort: „Ja, wär' der Amtmannsſohn dein Mann geworden, was gilt's, der hätte freundlichere Geſichter geſehen! Den liebte ſie; mich nahm ſie nur, weil's der Vater wollte; vielleicht wohl aus Barmherzigkeit. Sie hat ihn aber nicht vergeſſen. Ich weiß es wohl. Ich habe die Barmherzigkeit oft fühlen müſſen. Weh dir, daß du mich jetzt daran erinnerſt, Weib! Ich hab' es neunzehn Jahre ertragen, heute geht's zu Ende! Heut' iſt's dein Tod."

Er sprang empor und näherte sich dem Tische, neben welchem Gertrud saß. Sie schrie auf und sprang gleichfalls von ihrem Stuhle. Elisabeth trat schützend vor sie. Willbrand aber stand plötzlich und betrachtete seine rechte Hand, die voll Blut geworden war; dann trat er zu dem Tische und fuhr langsam mit den Fingern darüber hin, so daß vier blutige Streifen darauf zu sehen waren.

„Schau her!“ rief er, — „da steht's geschrieben. Vier Buchstaben — ganz recht. Vier blutige Buchstaben. Kannst du lesen? So stehn sie im Himmel geschrieben, oder in der Hölle — weiß nicht! Doch keines Menschen Hand löscht sie aus. Ich muß. Es steht geschrieben. — Und wer ist denn Schuld daran? Waren es denn nicht eben die trübseligen Gesichter, eh! und die versteckte Barmherzigkeit, die mich aus dem Hause trieben? Ohne sie hätt' ich nicht getrunken, ohne sie hätt' ich nicht gespielt, ohne sie wär' ich nicht zum Diebe geworden. Hei, lustig, lustig, nun geht's immer weiter! Merk' wohl auf, ich will dir was erzählen. Die funfzehnhundert Thaler, die ich dem Grafen bringen sollte für das Holz — merk' auf! — die sind verspielt, verloren — ich muß' am Galgen sterben, ohne Gnade; wer sollte mich retten? — Nun schau, da hab' ich mich der Wasserfei verlobt im schwarzen See, deinen Ring hab' ich ihr hinuntergeworfen, sie wird mich

retten von der Schmach, aber du — du mußt — nun, könnt Ihr noch nicht lesen? Da steht's geschrieben, um welchen Preis — Blut! Blut! Mord! Mord! Vier Buchstaben! lest! Es ist Euer Urtheil: Ihr müß't sterben."

Seine Stimme war laut und gräßlich geworden bei den letzten Worten, seine Augen rollten — er riß den Hirschfänger aus der Scheide, sprang nach der Thür und schloß zu. Gertrud fiel auf ihre Kniee und streckte flehend die Arme nach ihm aus. „Willbrand! Willbrand!" schrie sie bebend mit erstickter Stimme, — „was willst du thun?"

Indem erhob sich draußen ein furchtbares Toben. Der Sturm raſete durch den Wald, der Donner krachte, und zwischendurch brach ein entsetzliches Rauschen vom Gebirge her, das mit jedem Augenblicke näher kam. Willbrand stand horchend. „Sie ist's, sie kommt!" rief er: „Die Wasserfluth begräbt die That, und wäscht das Blut ab von meinen Händen." — Ein Windstoß schlug an das Fenster und warf einen Flügel auf. Der Sturm heulte durch die Oeffnung. Zu gleicher Zeit wurde ein dunkler Körper hereingetrieben und fiel mitten in der Stube nieder. Gertrud sank mit einem Schrei ohnmächtig zu Boden. — „Heisa!" schrie Willbrand, — „nun kommt die Musik, nun kommen die Gäste, nun geht's zum Tanz!" —

Es war eine große Eule, die der rasende Sturm hereingeworfen hatte. Sie erhob sich zischend und klappend, und umkreiſte, einen Ausweg ſuchend, mit ſchwerem Fluge Willbrands Haupt.

„Heult nur und ziſcht nur!“ fuhr dieſer fort, — „ſo geht's luſtig! Heiſa! Die ganze Welt fängt an ſich zu drehen. So iſt's recht. Nun wird der Muth auch kommen in die feigen Glieder. Friſch, mein Jäger! Haſt du nicht Blut genug vergoſſen in deinem Leben? Blut iſt Blut! Nichts weiter. Friſch, nur zu! Es wird mir dunkel vor den Augen — Nur zu! Spielt wacker auf! Nun gilt's!“ — Er ſchritt taumelnd mit dem geſchwungenen Eiſen auf Gertruden zu. — Eliſabeth, die bisher nur mit ihrer Mutter beſchäftigt geweſen war, ſprang jetzt in die Höh', erfaßte ſchnell ein kleines Kruciſix, welches auf dem Kaminſims ſtand, und trat ihrem Vater entſchloſſen in den Weg. „Halt ein!“ rief ſie mit ſtarker Stimme, ihm das Kruciſix entgegen ſtreckend, — „halt ein, im Namen des Gekreuzigten, im Namen deines Heilandes, halt ein!“ — Willbrand ſtarrte ſie an.

„Haſt du den Muth,“ fuhr ſie fort, — „im Angeſichte deines Erlöſers — willſt du ſein Blut, das er für dich vergoſſen, ihm mit dem unſchuldigen Blute der deinen vergelten? Weiche von ihm, verfluchte Macht der Hölle! dein Sieger iſt über dich

kommen! in ſeinem Namen verfluch' ich dich! in ſeinem Namen gebiet' ich dir: laß ab von dieſem, den du beſtrickt! gieb ihn frei aus deinen Banden! Und wenn ein blutig Opfer ſeyn muß, um ihn zu retten: hier iſt's, ich bin's, nimm mich!" — Sie fiel auf ihre Kniee. — — „Hier bin ich, Vater! rette dich! nimm mich — und laß die Mutter leben! Stoß zu! Von deinen Händen ſchmerzt der Tod mich nicht."

Dieſe letzten Worte vernahm Gertrud, indem ſie, wieder zu ſich kommend, die Augen eben aufſchlug; ſie ſah ihre Tochter zu Willbrands Füßen liegen, ſie ſah dieſen, wie er, in ſeiner letzten Bewegung erſtarrt, noch immer mit dem geſchwungenen Eiſen vor ihr ſtand, als wolle er eben den Todesſtreich vollführen; in entſetzlicher Angſt raffte ſie ſich ſchnell empor und ſchrie, neben Eliſabeth auf die Kniee ſtürzend und ihre Bruſt entblößend: „Hieher, hieher, du Mörder, in dieſe Bruſt! Mein Kind ſollſt du nicht haben. Mich willſt du ja nur. Hieher! Ich will ja gern ſterben für mein Kind." — Als nun aber Willbrand Mutter und Tochter alſo vor ſich liegen ſah, Jedes bereit für das Andere freudig in den Tod zu gehen, da löſete der Anblick ſolcher Liebe plötzlich den feindſeligen Wahnſinn, der ihn umſtrickt hielt; die Erinnerung überkam ihn, wie er ja einſt der Dritte in dieſem Liebesbunde geweſen;

das starre Herz brach in unsaglicher Wehmuth; aus seiner Hand glitt das Schwert; er stürzte hinzu, hob mit starken Armen Beide zugleich vom Boden empor und wollte voll heißer Sehnsucht sie an seine Brust ziehen. Doch indem seine Augen den ihrigen begegneten, überfiel ihn wieder das entsetzliche Bewußtseyn seiner Schuld; die sonst so geliebten und vertrauten Züge kamen ihm fremd, ja furchtbar vor, er konnte ihren Anblick nicht ertragen. „Nein, nein!“ rief er schmerzlich, — „ich gehöre nicht mehr zu Euch!“ und sank zu ihren Füßen nieder und umschlang laut schluchzend ihre Kniee.

In diesem Augenblicke raſete das Ungewitter, das eine kurze Zeit geschwiegen, von neuem mit verdoppelter, alles vor sich niederwerfender Wuth heran; in wilden Strömen prasselte der Regen herab, ohne Unterbrechung reihten sich die Blitze an einander; es war, als ob der Himmel, sich in Feuer und Wasser lösend, auf die zitternde Erde niederstürzen wollte; gräßlich heulte der Sturm, das ganze Haus schien zu wanken, die Balken krachten, die Thüren sprangen auf und das furchtbare Rauschen, das sich schon früher hören ließ, schien jetzt ganz nahe, draußen vor den Fenstern. — „Das ist die Wasserwand!“ rief Elisabeth. „Sie kommt, sie stürzt herein!“ — Sie sprang nach dem Fenster. Da eben krach vor der heranwogenden Fluth die

äußere Hofmauer zuſammen; im Licht der Blitze ſah ſie die weißſchäumenden Häupter der Wogen, die ſich auf das Haus zuwälzten. „Fort, fort!“ ſchrie ſie, — „hinauf!“ faßte des Vaters und der Mutter Hand und zog ſie mit ſich zur Thür hinaus. Das Waſſer folgte ihnen auf dem Fuße; ſprudelnd und wirbelnd kam es auch von der andern Seite ihnen ſchon entgegen; kaum vermochten ſie die Treppe zu erreichen, die nach dem obern Stockwerck führte.

Allein auch hier war nicht lange Sicherheit für ſie; die Fluth ſtieg mit entſetzlicher Schnelligkeit. Schon hörten ſie das Waſſer wieder dicht unter den Fenſtern rauſchen. Eliſabeth trieb zur letzten Zuflucht unter dem Dache. „Was hilft es!“ rief Willbrand, — „es folgt uns auch dorthin. Sie läßt ſich ihre Beute nicht entgehen.“ — Eliſabeth aber zog ihn mit Gewalt die Treppe hinauf; die Mutter folgte.

Der Sturm ſchien ſich zu legen, das Gewitter rollte in die Ebene hinab; doch das Waſſer ſtieg noch immer. Sie hörten, wie es unter ihnen ein Fenſter nach dem andern eindrückte.

Willbrand lief verzweifelnd hin und her, und ſchlug mit der Fauſt an Bruſt und Stirn. „So

müssen sie dennoch sterben um meinetwillen!“ rief er. — Gertrud rang die Hände angstvoll zum Himmel empor. Elisabeth schaute bald hier bald da durch die Dachluken und tröstete dazwischen, das Haus sey fest und stark gebaut und könne wohl noch lange widerstehen; der Tag müsse bald anbrechen, und dann sey ihnen Hülfe gewiß.

Wirklich dämmerte bald darauf im Osten ein heller Streif am Rande des Himmels auf. Elisabeth zeigte ihn freudig ihrer Mutter, und schaute nun aufmerksam über die wogende und wirbelnde Fläche nach den immer lichter hervortretenden nahen Bergen hin, ob sich die Rettung noch nicht zeigen wolle.

Zu derselben Stunde aber standen dort hinter jenen Bergen, nach welchen Elisabeth hoffend und vertrauend ihre Blicke sendete, zwei Männer auf Tod und Leben einander gegenüber. Die Waldschlucht ertönte von den Streichen ihrer Schwerter; je klarer der steigende Tag jedem die Gesichtszüge seines Gegners zeichnete, desto wüthender entbrannte der Kampf. Und dennoch, als in diesem Augenblick Heinrich, der Jäger, von dem Geräusch herbeigeführt, durch das Dickicht drang und ihnen zurief: „Haltet ein, wer Ihr auch seyd! Jetzt gilt's nicht

Todtſchlagen, ſondern vom Tode retten. Das Thal dort drüben iſt zum See geworden; der Förſter mit den Seinen muß elendiglich verderben, wenn ihm nicht ſchleunig Hülfe wird!“ — da riefen Beide, wie aus einem Munde: „Eliſabeth!“ warfen beide zugleich, den Kampf aufgebend, das Schwert in die Scheide, ſprangen nach den ſeitwärts angebundenen Roſſen und jagten, ohne ein Wort weiter zu verlieren, den Berg hinauf, über welchen die Straße nach der Förſterwohnung lief.

Jetzt hatten ſie den Rücken des Berges erreicht; ſie hörten das furchtbare Rauſchen der Waſſerfluth, die der Wald noch ihrem Blick verbarg; es trieb ſie zu verdoppelter Haſt. — Und jetzt ſprengten ſie aus dem Walde, und vor ihnen lag die ſchäumende, wild bewegte Fläche und von dem drohenden Tode rings umgeben, ragte die Förſterei nur mit dem Giebel noch daraus hervor. Schnaubend ſtanden die Roſſe; zur Rechten und zur Linken flogen die Blicke der Reiter, nach einem Zugang ſpähend; da zeigte ſich an einem Dachfenſter der Förſterei eine weibliche Geſtalt und ſtreckte die weißen Arme ihnen entgegen, und: „Eliſabeth!“ riefen Beide wieder zugleich, und trieben die zitternden Roſſe gerade aus hinein in die reiſſenden Wogen.

Schon längſt hatte Eliſabeth in dem einen der muthigen Schwimmer, mit hochklopfendem Herzen, des fremden Jägers hohe Geſtalt erkannt; jetzt waren ſie nahe genug gekommen, um auch die Züge des Andern zu unterſcheiden; eben hob er die blauen Augen zu ihr empor, da warf ſie lautweinend ſich an ihrer Mutter Bruſt und rief: „Mutter, es iſt Leuthold!“

Der Fremde hatte mit ſeinem größern und kräftigern Pferde dem Gefährten einen Vorſprung abgewonnen und rief nun, dem Hauſe ganz nahe, Eliſabeth zu, ſich unverweilt aus dem großen Giebelfenſter herabzulaſſen; doch ſie faßte ſchnell ihre zagende Mutter, zog ſie zum Fenſter hin, — „erſt meine Mutter!“ rief ſie, und ließ ſie mit Willbrands Hülfe in die Arme des Reiters hinabgleiten, der ſogleich ſein Pferd wendend, den Rückweg antrat; darauf trieb ſie ihren Vater, ſich mit Leuthold zu retten, der nun eben auch heran drang, und als er ſich weigerte, ſchwur ſie mit ernſter Entſchloſſenheit, lieber auf der Stelle hinabzuſpringen und vor ſeinen Augen umzukommen, als ihn hier zurückzulaſſen. „Erſt meinen Vater, Leuthold!“ rief ſie dieſem zu. „Das Haus ſteht feſt. Mir iſt nicht bange. Ihr werdet mich ſchon holen.“ — „Eliſabeth!“ ſchrie Leuthold, und ſtreckte die Arme nach

ihr auf. Willbrand ſprang hinab, erfaßte den Schweif des Pferdes und der Strom riß ſie Beide mit ſich fort. So wie er das Waſſer berührte, ſchien die Wuth deſſelben ſich zu vermehren; mannshohe Wellen drängten ſich zwiſchen ihn und das Pferd und verſuchten, ihn loszureißen; doch weder er noch Georg verloren den Muth und die Beſonnenheit, und ſo ſtrebten Beide friſch nach dem Ufer hin.

Drüben jenſeit des Waſſers hatten ſich indeß, von Georg und Heinrich herbeigerufen, viele Menſchen verſammelt, und der Zulauf ward noch immer größer. Mit ängſtlicher Erwartung folgten Aller Augen dem verwegenen Beginnen der beiden Reiter; man ſah den Förſter und ſeine Frau ſich ihren Rettern anvertrauen; man ſah dieſe den Rückweg antreten und muthig kämpfen mit der erzürnten Fluth; man ſah Eliſabeth mit emporgehobenen Blicken und Händen am Fenſter ſtehen; Angſtgeſchrei und freudiger Zuruf ward wechſelnd in der Menge laut; von manchen Lippen ſtieg heißes Gebet zum Himmel auf. Georg und Heinrich mit Schrecken gewahrend, daß Eliſabeth zurückblieb, fingen ſogleich an, mit Hülfe Anderer von einigen umherliegenden Baumſtämmen ein Floß zuſammen zu ſetzen, mit welchem ſie des Mädchens Rettung unternehmen wollten.

Indeß waren die beiden Reiter näher gekommen; das Pferd Leuthold's schien ermattend nur noch mit Mühe gegen den Strom zu kämpfen, der es immer weiter abwärts trieb, da warf sich Heinrich schnell entschlossen in das Wasser, schwamm hinüber, und das Pferd beim Zügel erfassend, versuchte er, es mit sich fort zu ziehen. Dies, so wie sein und des Reiters Zuruf gaben dem Thier neuen Muth, und bald hatte es festen Grund unter den Füßen.

Alle waren gerettet. Doch Leuthold und der Fremde hatten kaum ihre Rosse einen Augenblick verschnaufen lassen, als sie von neuem sie in die Fluth hineintrieben, die immer wüthender um das Försterhaus herumwogte und wirbelte. „Nehmt Euch in Acht!" rief ein alter Mann ihnen zu, — „der schwarze See kocht über, die Wasserfei will ihr Opfer haben," — Heinrich bat flehend, doch nur zu warten, bis das Floß vollendet sey, allein sie hörten nichts und schwammen schon mitten in den Wogen.

Leutholds Pferd blieb allmälich zurück, gegen den muthigen Rappen des Andern; immer wilder riß der Strom; das erschöpfte Thier konnte ihm nicht widerstehen; man sah es, trotz aller Anstrengung, immer weiter abwärts treiben, ein Wirbel

ergriff es endlich, drehete es herum und es verſchwand in den Wellen; ſein Reiter mit ihm. Ein Schrei des Entſetzens rang ſich aus jeder Bruſt. Im nächſten Augenblick aber ſchon erſchien Leuthold allein wieder über dem Waſſer, und ruderte mit Kraft aus dem Wirbel heraus. Doch war der Zug des Stromes viel zu gewaltig, als daß es jetzt hätte gelingen können, ihm entgegen das Förſterhaus zu erreichen. Auch er ward ſeitab von demſelben fortgeriſſen, bis es ihm endlich in einer beträchtlichen Entfernung davon, gelang, ſich an den Zweigen eines hervorragenden Baumes zu halten, und in dem Wipfel deſſelben wieder feſten Fuß zu gewinnen.

Während dieſer Zeit ſah man Eliſabeth mit verzweifelnder Gebehrde von einem Fenſter zum andern laufen. Und als jetzt der Fremde, welcher indeß unaufhaltſam und wie durch übernatürliche Macht geradeaus die Wellen durchſchnitten, dem Hauſe ſchon ganz nahe war und ihr freudig zurief, erſchien ſie an dem großen Giebelfenſter, winkte ihm abwehrend mit der Hand entgegen, und ſprang dann plötzlich hinunter in die Wogen.

Sie verſchwand ſogleich; in einiger Entfernung aber tauchte ſie wieder empor, blieb eine Zeitlang

auf der Oberfläche, und man konnte bemerken, daß der Strom ſie ziemlich in der Richtung nach Leuthold's Baume zu hintrieb. Dann verſchwand ſie abermals. Leuthold aber ſprang ſogleich von neuem hinab, und verſuchte quer durch den Strom zu ſchwimmen, und da wollte es das Glück, daß Eliſabeth ganz nahe bei ihm zum zweiten Mal auftauchte. Schnell ergriff er ſie, als ſie eben wieder unterſinken wollte, ſchlang ſeinen linken Arm um ihren Leib, und ruderte mit mehr als menſchlicher Kraft und Gewandtheit einer kleinen Inſel zu, die durch einen über das Waſſer ragenden Hügel gebildet, nahe vor ihm lag.

Willbrand und Gertrud hatten indeß jenſeit, ihre Hände flehend zum Himmel geſtreckt, auf den Knieen gelegen. Doch als ſie jetzt ihre Tochter in die Wellen ſpringen ſahen, ſprangen ſie beide lautaufſchreiend empor, und Willbrand lief mit dem Ausruf: „mein Kind! mein Kind!“ gerade in das Waſſer, als Heinrich ihn noch erfaßte und flehentlich bat, mit ihm das Floß zu beſteigen, das ſo eben vollendet ſey. „Schaut doch nur hin,“ fuhr er freudig fort, — „da hat ſie ja der wackere Leuthold ſchon — und ſeht! da erreicht er mit ihr die kleine Inſel — da trägt er ſie hinauf! Nun iſt's an uns, ſie dort zu holen!“

Das Floß ward ſchnell in's Waſſer gebracht. Willbrand ſprang ſogleich darauf; Heinrich folgte ihm, mit zwei langen Stangen verſehen, die ſtatt der Ruder dienen ſollten. Doch kaum hatten ſie einige Schritte vom Ufer geſtoßen, als das Waſſer mit zuvor noch nie geſchehener Wuth zu toben anfing, aufwogend und ſchäumend, als würd' es von unterirdiſcher Glut zum Kochen getrieben. Reißend ſchnell flog das gebrechliche Fahrzeug dahin.

Das verſammelte Volk folgte ihm mit lautem Geſchrei am Ufer entlang, bis nach der Gegend, welche der kleinen Inſel gegenüber lag. Frau Gertrud ward von Georg und einigen Bauern nachgetragen. Auch der Fremde, welcher indeß glücklich das Land wieder erreicht hatte, ſprengte dorthin.

Er kam eben an, als Willbrand und Heinrich gleichfalls in die Nähe der Inſel gelangten. Nur mit der ungeheuerſten Anſtrengung war es ihnen gelungen, ſich bis jetzt auf dem Floß zu erhalten. Ein raſender Sturm, der aus den Schlünden des Gebirgs ſich von neuem aufgemacht hatte, peitſchte die Fluth zu immer wilderer Bewegung. Da ſahen Alle, die am Ufer ſtanden, in dieſem Augenblick, wie eine hohe, hohe Welle, die drohend aufgerichtet, wie ein gewappneter Mann, hinter dem Fahrzeug

her lief, plötzlich es erreichend, über daſſelbe hinwegſchlug, und den Förſter mit ſich herunter riß. Eine zweite Welle warf das Floß an die Inſel und Heinrich ſprang an das Land.

„Ich wußt' es wohl," ſagte drüben der alte Mann zu dem beſtürzten Volke, — „ich wußt' es wohl, daß es ſo enden würde. Die Waſſerfei läßt ſich ihr Opfer nicht entgehn. Nun aber iſt's vorbei."

Wirklich legte ſich von dieſem Augenblick an der Zorn der empörten Fluth, und da der Zufluß von oben her gehemmt zu ſeyn ſchien, fiel das Waſſer, wegen des ſchnellen Abfluſſes aus der Schlucht in's Thal hinaus ſo ſchnell, daß bald nachher ſchon mehrere Männer ſich an verſchiedenen Orten hinein wagten, um den unglücklichen Willbrand aufzuſuchen und wo möglich noch zu retten, andere aber ſich nach der Inſel hinüber begaben, um den dort Ausgeſetzten Hülfe zu bringen.

Noch immer lag Eliſabeth ohne Bewußtſeyn. Doch als man ſie jetzt hinüber getragen hatte, und dort ihr eine Tragbahre bereitete, ſie weiter fortzuſchaffen, ſchien die Stimme ihrer Mutter, die ſich lautjammernd an ihrer Seite niederwarf, ſie in's Leben zurückzurufen. Sie ſchlug die Augen auf,

und, Leutholden und die Mutter neben ſich erblikkend, lächelte ſie ſanft und reichte Beiden die Hand.

Da trat der Fremde heran, welcher bisher ſtarr, mit geſenktem Haupte, den dunkelglimmenden Blick auf das Waſſer geheftet, im ernſten Sinnen an ſein Roß gelehnt geſtanden hatte, reichte Leutholden die Hand, und ſprach mit dumpfer Stimme: „Lebt wohl für die Ewigkeit! Mit Euch und Eurer Liebe iſt ein Höherer. Ich werde ſie fürder nicht ſtören. Mein iſt nun die Waſſerbraut!“ und dann zu Frau Gertrud, ihr einen Beutel voll Gold auf den Schooß legend: „Rettet damit des Todten Ehre! Ich wollte es ihm eher bringen: es hat nicht ſeyn ſollen!“ — Darauf wandte er ſich, ſchwang ſich auf ſeinen Rappen und jagte die Anhöhe hinan in den Wald.

Der Leichnam des Förſters ward weder heute, da ſich das Waſſer völlig verlaufen hatte, noch auch bei fortgeſetztem Nachforſchen am folgenden Tage gefunden. Auch den Fremden hat Niemand wieder geſehen, und da Leuthold allezeit ein hartnäckiges Stillſchweigen beobachtete, wenn die Rede auf ihn fiel, ſo hat auch Niemand je erfahren, wer er geweſen.

An dem Todtenmale Willbrands aber, welchen die Landleute nach alter Sitte hoch auf dem Hügel der Förſterei gegenüber, errichtet hatten, da wollte noch viele Jahre nachher Mancher in ſtürmiſchen Nächten eine hohe dunkle Geſtalt ſitzen geſehen haben, und die dunkle Erſcheinung war in der ganzen Gegend unter dem Namen, „der fremde Jäger,“ wohlbekannt.

Das Gastmahl.

1815.

In einem anmuthigen Thale, nicht weit von dem Fuß eines hohen Gebirges, findet ſich ein anſehnliches Freiguth, gewöhnlich der Waldhof zugenannt, weil es einſam und abgeſondert an dem Saume eines mächtigen Waldes liegt, der von dem Gebirge herabkommt, und zu beiden Seiten des Thales eine gute Strecke hinläuft, als wollt' er es mit den grünen Armen liebreich umfangen.

Dieſer Waldhof gehörte vor nicht gar langer Zeit einem wackern Manne, Namens Arnold. Der lebte hier mit ſeinem Weibe und einem Häuflein guter, frommer Kinder ſchon manches Jahr. Alles gedieh und blühte unter ſeinen Händen, und willig hätte man faſt dieſen Erdenwinkel für ein wohlbewahrtes Stück des verloren gegangenen Paradieſes gehalten. Auch trug Arnold keinen höhern Wunſch in ſeinem Gemüthe, als daß alles nur immerfort alſo Beſtand haben möchte.

Doch das war im Himmel anders beſchloſſen. Der Krieg kam ins Land. Da gings dem armen

Arnold gar übel. Seine Felder wurden verwüstet, seine Heerden mit fortgeschleppt, sein Haus ward geplündert. — Zwar gedieh es bald darauf wieder zum Frieden, und Arnold dachte: was seyn soll, das schickt sich wohl! — Lieh sich eine bedeutende Summe auf sein Guth, und ersetzte das Verlorne, so gut es gehn wollte; allein der Sonnenblick war nur von kurzer Dauer. Der Krieg schlug von neuem los, von neuem kam Arnold um all das Seinige, und war nun, bis auf ein Weniges, das er geborgen, ein ganz armer Mann. — Sein harter Gläubiger, dem er keine Zinsen mehr zahlen konnte, machte Anstalt, ihn von Haus und Hof zu vertreiben; er sah mit schwerem Herzen den Tag schon ganz nahe vor der Thür, an welchem er seinem Paradiese Valet sagen und auf immer den Rücken wenden sollte.

Arnold aber war ein rechter Mann, der sich von keinem Unglück, das er nicht selbst verschuldet, gänzlich zu Boden drücken ließ. Und so dachte er auch hier bald wieder: was seyn soll, das schickt sich wohl! und schaute voll Vertrauen auf Gott, auf sich, und auf die Seinigen in das neue Leben hinaus, welches er jetzt beginnen mußte.

Mit freundlichem Gesicht trat er am vorletzten Tage vor der Abreise in die Stube, wo seine Frau, ihr jüngstes Kind auf dem Schooße, still vor sich

hinweinend in einem Winkel saß, und sprach zu ihr: „Elsbeth, ich bin nun fertig mit dem Leid; nun denk' ich mich noch einmal zum Abschied meines Eigenthums und Besitzes zu erfreuen, und will nicht in der Stille und bei Nacht und Nebel mich von dannen schleichen, als hätt' ich was Uebels verschuldet. Drum rüste dich nur immer flink auf Morgen, liebes Weib: da giebts noch einen tüchtigen Abschiedsschmaus. Gieb alles her, was du noch hast. Wir wollen reines Haus machen."

„Wie magst du jetzt wohl scherzen," sprach Elsbeth ernst, „und hast deine armen Kinder doch vor Augen!" — Sie warf dabei einen Blick durch das Fenster nach dem Hofe, wo die Kinder unbekümmert und lustig wie sonst, die gewohnten Spiele trieben.

„Scherzen?" entgegnete Arnold. „Mit nichten, liebe Frau! Es ist mein wahrer, klarer Ernst mit dem was ich gesagt. Ich gebe morgen einen Abschiedschmaus.

Er ging mit diesen Worten an das Fenster und schaute nach den Kindern.

„Es hat jedes Ding seine Zeit," hob er an. „Man muß weder das Leid, noch die Freude gänzlich Herr über sich werden lassen. Und was die da draußen betrifft, so darf uns, mein' ich, nicht bange seyn um sie. Sie haben von uns beten und arbeiten gelernt, und werden es fürder lernen: beides zusam-

men aber macht ein feines Kapital zum Anfang in jeglicher Handthierung."

Er öffnete das Fenster und rufte die beiden ältesten von den Kindern herbei.

„Gleich, Vater!" antwortete Wilibald, und legte schnell das Messer bei Seite, womit er für die jüngern Brüder eben eine Armbrust schnitzte.

„Gleich, lieber Vater!" ließ sich Annens Stimme ebenfalls hören.

„Wo steckt das Mädchen denn?" sagte Arnold verwundert, und sah sich um. —

„Ei, schau doch, Elsbeth," fuhr er fort, und zeigte nach dem Wipfel einer großen Linde, die mitten im Hofe stand, „da hat sich unsre stille Anna wieder ein recht feines Plätzchen auserwählt!" — Elsbeth sah hin. Anna stieg eben auf einer kleinen Treppe, wie es schien, die zwischen den Zweigen angebracht war, leicht und sicher herab.

„Das ist wohl recht des Vaters Tochter zu nennen!" sprach Frau Elsbeth. „Das Mädchen hat doch von jeher immer etwas besonderes haben müssen."

„Laß sie nur!" lächelte Arnold. „Das ist mitunter auch nicht übel im Leben, und bewahrt vor manchem. Ist sie doch gut und fromm dabei wie ihre Mutter."

Die Kinder traten herein. — „Wie bist du da hinaufgekommen, Anna?“ fragte der Vater.

„Wilibald hat mir eine Treppe hinauf, und oben einen schönen Sitz gebaut!“ — entgegnete sie.

„Sie hat sichs so oft gewünscht,“ fuhr Wilibald fort, „daß sie da oben sitzen möchte wie ein Vogel — da wollte ich ihr doch noch die Freude machen, ehe wir fortreisen.“

Frau Elsbeth wandte sich schnell ab und verhüllte ihr Gesicht. Auch Vater Arnold sah eine Weile ganz ernst drein. Endlich fuhr er mit der Hand langsam über die Stirn, setzte sich in seinen Lehnstuhl, zog drauf die beiden Kinder zu sich und küßte sie. Dann gab er ihnen seinen Auftrag, und hieß sie bereit seyn, nach Reinersbau zu gehn, und dort seine alten Freunde, den Amtmann und den Oberförster einzuladen mit Weib und Kind auf Morgen Abend zum Abschiedschmaus. Seinen Knecht Gottwalt, fügte er hinzu, — den einzigen, der ihm noch übrig war — wolle er indeß mit gleichem Geheiß hinab ins Städtchen senden zu den beiden Vettern.

Elsbeth unterbrach ihn und rief: „Die beiden Kinder willst du durch den Wald schicken, heute, und so ganz allein?“

„Warum nicht?“ erwiederte Arnold. „Sie machen ja den Weg nicht zum erstenmale. In einer Stunde sind sie drüben. Die Sonne steht noch hoch am

Himmel; so können sie gar bequem wieder hier seyn, ehe sie untergeht."

„Es ist morgen Quatember!" rief Elsbeth. „Um diese Zeit ist es niemals ganz geheuer in dem Walde."

Arnold lächelte. „Die Leute, die dort in dem Walde hausen, halten gute Nachbarschaft mit uns. Sie werden den Kindern nichts zu Leide thun."

Wilibald und Anna waren aber indeß schon fröhlich hinaus gesprungen, jener um Stock und Jagdtasche, diese um ihr Körbchen zu holen, und traten jetzt, zur Reise gerüstet, freundlich vor die Mutter hin. Frau Elsbeth versorgte kopfschüttelnd Tasche und Körbchen mit dem Vesperbrod, fügte zwei Tücher hinzu, zum Umbinden in der kühlen Abendluft, und gab dann mit dem Vater den Kindern das Geleit bis vor das Hofthor, wo beide ihnen nachschauten, wie sie den Fußsteig über die grüne, sonnige Wiese rasch und lustig hinschritten, bis sie endlich in den Waldschatten traten, und bald darauf hinter den Bäumen verschwanden.

* * *

Es war kühl und ergötzlich in dem Walde. Wilibald und Anna gingen mit Lust in die grünen Schatten hinein, und hatten ihre Freude an dem hellen, halb durchsichtigen Laubgewölbe der alten Buchen über ihnen, und an den runden goldnen Lichtflecken,

die auf dem Mooſsteppich zu ihren Füßen hin und wieder ſpielten. Dazwiſchen horchten ſie, wie die Vögel ſangen und wie der Baumſpecht klopfte, daß es weithin wie die Schläge einer Axt durch den Wald ſchallte. Auch blieben ſie wohl von Zeit zu Zeit ſtehen, um das leiſe Rauſchen in den Baumwipfeln zu vernehmen, das ihnen vorkam, wie die Waldſtimme, die ihnen gern etwas Geheimnißvolles vertrauen möchte, wenn ſie nur die Sprache recht verſtänden.

So ſchlenderten ſie miteinander luſtig und recht wohlbehaglich hin, und wurden es kaum gewahr, daß ſie ſchon ſehr lange gegangen waren, und der Wald ſich noch gar nicht lichten wollte. Vielmehr traten die Bäume immer dichter und näher an den Weg.

Wilibald bemerkte endlich zuerſt, daß die Sonne ſchon ſehr tief ſtand; und als ſie nun genauer um ſich ſchauten, wurden ſie freilich inne, daß ſie auf einem ganz falſchen Wege waren. Nach Wilibalds Meinung mußten ſie zu weit links gegen das hohe Gebirge hin gegangen ſeyn.

Sie beſchloſſen wieder umzukehren, denn die rechte Straße war unmöglich weit entfernt. Allein ſie gingen und gingen, und je weiter ſie gingen, deſto rauher wurde der Weg, deſto wilder und unbekannter die Gegend. Keins von ihnen wußte ſich zu erinnern, daß es jemals hier geweſen wäre.

Da fing ihnen doch an zu bangen. Sie sahen einander ängstlich und verlegen an. — Wilibald kletterte endlich auf eine hohe Tanne, und dachte sich dort oben umzusehen und zurecht zu finden. Jedoch er sah von allen Seiten nichts als Wald, und überall Wald, und Wald ohne Ende. Nicht weit von ihnen aber gewahrte er eine himmelhohe Felsenwand; die meinte er nun zu ersteigen, und auf dem Gipfel eine Aussicht zu gewinnen. So kletterte er schnell wieder hinunter und schritt mit seiner Schwester darauf zu.

Es dauerte auch gar nicht lange, so standen sie davor. Doch zwischen ihnen und der Felswand, wie sie nun erst sahen, rauschte und tobte ein wilder Bergstrom über große Steinblöcke hin. Vergebens liefen die beiden Kinder an dem Ufer hin und her, um irgendwo eine Stelle zu finden, wo sie hinüber kommen möchten; zu wild und reißend war der Strom, zu weit entfernt von einander lagen überall die Felsblöcke in seinem Bette.

Ueber dem Hin- und Wiederlaufen aber hatten sie am Ende auch den Weg verloren, auf dem sie hergekommen waren. Alles Suchen war umsonst; er schien auf einmal ganz verschwunden, und sie standen nun beide recht trostlos an dem Ufer des wilden Baches, und blickten schweigend hinab in die schäumenden Wogen.

Wilibald, der sonst so muthig war, bob endlich mit leiser und kleinlauter Stimme an und fragte: „was soll nun aus uns werden?“ Dabei sah er seine Schwester traurig an, und die Thränen stürzten ihm aus den Augen. Doch Anna streichelte ihm die Wangen und sprach: „Sey nur ganz ruhig, lieber Wilibald, und ängstige dich nicht. Wir sind überall in Gottes Hand, wie die Mutter sagt, so wird er uns auch hier nicht verlassen in der Einöde, die freilich recht wild und schauerlich ist. Wir wollen indeß hier an dem Ufer lang dem Wasser nachgehen; das muß uns doch irgend wohin und wieder zu Menschen führen.“

„Mir ist nur bange um Vater und Mutter,“ sagte Wilibald, indem er sich die Thränen von den Wangen wischte, „daß sie sich ängstigen um uns, wenn es Nacht wird.“

Auf einmal, indem sie noch so sprachen, erschallte es recht vernehmlich von jenseits des Stromes her: pst! pst! — Sie blieben stehn und schauten ein wenig betroffen hinüber, allein kein menschliches Wesen war zu ersehen, und sie wandten sich zum Weitergehn. In dem Augenblick erschallte es noch lauter und vernehmlicher wiederum: pst! pst! — Sie blieben abermals stehen, und schauten hinüber, und suchten mit den Blicken hin und her; da wurden sie endlich ein kleines Männchen gewahr, welches

aus einem Felsspalt inmitten der großen Wand wie aus einem Fenster hervorguckte, und ihnen zunickte und winkte, hinüberzukommen. Da es aber bald einsehn mochte, daß dieß den beiden Kindern nicht möglich war, so machte es sich gleich selber auf den Weg, stieg ans Ufer herab, setzte mit einigen flinken Sprüngen grad über den Strom, und stand freundlich nickend vor ihnen.

Wilibald konnte sich kaum des Lachens enthalten, als er die wunderliche Gestalt genauer ansah.

Das ganze Männlein war etwa drei Fuß hoch; die Hälfte dieser Höhe nahm beinah der ungeheure Kopf für sich hinweg, und schien eben so wie die beiden mächtigen Fäuste gar nicht zu den übrigen spärlichen Gliedmaßen zu gehören. Besonders war kaum zu begreifen, wie es die zwei dünnen Sichelbeinchen anfingen, um die Last zu tragen. Zwei große tellerförmige Augen stierten weit aus dem Kopf heraus. Ein unförmlicher scharlachrother Fleischklumpen stellte die Nase vor, und war, als wie zur Zierde, mit großen Warzen besetzt, die so durchsichtig schimmerten und Wilibalden grade so vorkamen, wie die Granaten in Mutter Elsbeths Halsband. Die Kleidung des kleinen Mannes bestand aus einem grauen Bergmannskittel. In der Hand führte er einen starken Spitzhammer.

„Nun, meine Kinder," hub er mit gellender

Stimme an, nachdem sie sich gegenseitig eine Weile betrachtet hatten, „woher? wo hinaus? was wollt ihr hier?“

Wilibald berichtete ihm, wohin sie gingen, was der Vater ihnen aufgetragen, und wie sie auf eine unbegreifliche Weise vom rechten Wege ab, und in diese Wildniß gekommen wären.

Der Kleine lächelte, wiegte den großen Kopf von einer Schulter zur andern, und sprach: „Nach Reimershau kommt ihr doch heut nicht mehr. Auch ist mirs nicht gelegen, und ich verbiet' es euch. Auf daß es aber euerm Vater nicht an Gästen fehle, so werd' ich morgen Abend selbst mich bei ihm einstellen.“

Mit diesen Worten ging er ins Gebüsch hinein und winkte den Kindern, ihm zu folgen. Nach wenigen Schritten standen sie auf einem schmalen Fußpfade. Diesem hieß er sie nur immer nachgehen, er werde sie grad und sicher nach Hause führen.

„Doch,“ fügte er hinzu, „so lieb euch euer und euers Vaters Leben ist, sagt ihm kein Wort von dem was euch begegnet, sondern sprecht nur, die Gäste wären eingeladen.“

Die großen Augen funkelten, indem er dieses sprach, so seltsam, und seine Stimme gellte so gebieterisch, daß Wilibald und Anna kein Wort zu erwiedern wagten, sondern schnell auf dem ange-

wiesenen Fußsteige fortschritten. Als sie nach einer Weile sich umsahen, war das Männlein verschwunden.

Sie überlegten noch miteinander, wer der Kleine wohl gewesen sey, und ob sie seinen Worten gehorchen sollten, da hörten sie zu ihrer Rechten ein dumpfes Rauschen, und als sie gleich darauf aus den Bäumen traten, sahen sie einen See zu ihren Füßen vor sich liegen, der auf drei Seiten von hohen, hohen Bergen umgeben war. Die Bäume oben an den Gipfeln der Berge standen golden in den letzten Strahlen der Abendsonne; unten aber an dem Ufer des Sees begann es schon zu dämmern. Leichte Nebel stiegen aus den Schluchten, doch schaute klar und freundlich noch der blaue Himmel aus der dunkeln Flut herauf.

Anna faßte Wilibalds Arm und flüsterte ihm zu: „Das ist gewiß der Bergsee, von dem uns der Vater oft erzählt!“ — Indem gewahrte Wilibald eine Frau, die mitten auf der grünen Wiese unten am Ufer saß. „Laß uns hinunter gehn!“ sprach er. „Vielleicht kann uns die Frau berichten, ob es noch weit bis Reinersthau, und wo der Weg zu finden ist, daß wir des Vaters Gebot doch noch vollbringen.“

Sie liefen hinab und wunderten sich beim Näherkommen gar sehr, als sie nicht eine Bäuerin, wie

sie vermuthet, sondern eine gar stattliche und schöne Frau im Grase sitzend fanden, die ihre langen blonden Haare mit einem Kamm von Gold und Perlmutter strählte.

„Woher? wo hinaus? was wollt ihr hier, ihr hübschen Kinder?“ begann die Frau, als sie beide verlegen vor ihr standen. Wilibald erzählte, wie es ihnen ergangen, und brachte bescheiden sein Begehr vor.

Die Frau schüttelte den Kopf. „Nach Reimershau,“ sprach sie, „kommt ihr doch heut nicht mehr. Auch ist mirs nicht gelegen, und ich verbiet' es euch. Auf daß es aber euerm Vater nicht an Gästen fehle, so werd' ich morgen Abend selbst mich bei ihm einstellen.“ — Darauf zeigte sie ihnen die Bergschlucht, wodurch ihr Weg sie führte, und hieß sie unverweilt sich nach Haus begeben.

„Doch,“ setzte sie hinzu, „so lieb euch euer und euers Vaters Leben ist, sagt ihm kein Wort von dem was euch begegnet, sondern sprecht nur, die Gäste wären eingeladen.“ Damit winkte sie ihnen zu gehen, und Wilibald und Anna neigten sich höflich vor ihr und gingen.

„Das ist doch wohl sehr seltsam!“ sprach Wilibald, als sie an die Bergschlucht kamen, und sah sich noch einmal nach der Frau um, die aber nicht zu sehen war. — „Wer sind die gestrengen Herr-

ſchaften denn, die uns hier befehlen wollen? Und warum ſollen wir denn durchaus nicht nach Reimerkhau?"

„Daran haben ſie nun wohl für heute nicht ganz Unrecht," fiel Anna ein; „denn ſieh doch nur, wie finſter es ſchon wird! Wir können ja lieber Morgen früh hingehen. Allein warum wir dem Vater nichts ſagen ſollen —"

„Da iſt ein Licht!" rief Wilibald. „Nun werden wir ja zu vernünftigen Menſchen kommen, mit denen ſich ein Wort reden läßt."

Es ſchimmerte in der That ein Licht durch die Bäume, und bald noch eins und wieder eins, und immer mehrere, je weiter ſie gingen. „Das iſt ein großes Dorf!" ſagte Anna.

Sie ſchritten munter darauf zu. Die Schlucht erweiterte ſich. Bald ſtanden ſie im Freien. Allein da war weit und breit kein Haus, viel weniger ein Dorf zu ſehen. Wohl aber erblickten ſie ſeitwärts auf einer Wieſe eine große Menge kleiner, blauer Flämmchen, die luſtig hin und her und durcheinander ſprangen.

„Das ſind Irrlichter!" flüſterte Wilibald. „Laß uns nur wohl auf den Weg merken, daß ſie uns nicht irre führen."

Indem ſonderte eins der Flämmchen ſich von den andern ab, und kam huſch! huſch! über die Wieſe

der auf sie zu. Je näher es aber kam, desto mehr dehnte es sich aus, und ward immer größer, doch zugleich auch immer unscheinbarer, bis es auf einmal dicht vor ihnen auf dem Wege stand; und da sahen sie nun deutlich, daß es gar kein Flämmchen oder Irrlicht war, sondern ein wirklicher Mann von geringer Statur und bleichem Aussehn, dabei von einer so außerordentlichen Hagerkeit, Dünne und Schmächtigkeit der Glieder, daß es fast schien, als ob er sich vor dem Winde, der ziemlich scharf über die Wiese strich, nicht recht auf den Beinen erhalten könne. Wenigstens war er in beständiger Bewegung, und hüpfte und wankte vor den Kindern herüber und hinüber, ohne jedoch die Füße vom Boden zu erheben.

Mit einer sehr feinen und leisen Stimme begann er gleichfalls wieder das alte Sprüchlein: „woher? wo hinaus? was wollt ihr hier?“

Wilibald mußte zwar ein wenig lächeln über das gar zu dünne und gefüge Herrlein, doch gab er ihm geziemenden Bescheid auf seine Fragen.

„Possen! Possen!“ wisperte es darauf, schnell hin und her springend. „Possen! mit euerm Reimerbau! Dahin kommt ihr nun einmal heut nicht mehr, auch morgen nicht. Es ist mir nicht gelegen, und ich verbiet' es euch. Auf daß es aber euerm

Vater nicht an Gästen fehle, so werd' ich morgen Abend selbst mich bei ihm einstellen."

„Dacht' ichs doch gleich," murmelte Wilibald, „daß es so kommen würde!"

„Doch," fuhr jener fort, und hob den langen weißen Zeigefinger drohend empor, „so lieb euch euer und euers Vaters Leben ist, sagt ihm kein Wort von dem was euch begegnet, sondern sprecht nur, die Gäste wären eingeladen." — Damit sprang er flink über den Graben zur Seite des Weges, und lief schnell neben den Kindern her, die auf dem Fußsteige fortgingen, indem er sagte, er wolle ihnen das Geleit geben bis an die Weide dort.

Als sie an die Weiden kamen, rief er: „He! he! Herr Nachbar! Wie stehts? Wollt Ihr noch mit von der Partie seyn morgen Abend? Ich denke es soll lustig hergehn."

„Wohl! wohl! gehe mit," antwortete eine dumpfe Baßstimme. Sie schien den Kindern aus einem alten Weidenstamm herzukommen, auf den sie zuzingen; wie sie aber näher traten, fing der Stamm an sich zu bewegen, und sie sahen nun, daß es ein starker, untersetzter Mann war, der vor ihnen stand, mit einem langen Mantel um die Schultern und einer Krone auf dem Haupte.

„Woher? wo hinaus? was wollt ihr hier?" rief er die Kinder gleichfalls an.

Wilibald brachte zum viertermale seine Geschichte vor, obwohl mit einigem Stottern, denn die Baßstimme hatte ihn doch etwas erschreckt. Als er geendigt, brummte jener wieder: „Nichts Feinerkgau! Heut nicht, morgen nicht! Wills nicht haben. Selber zu Gaste kommen. Aber nichts plaudern! Sonst Hals umdreben. Punktum! Marsch!“

Das ließen sich Wilibald und Anna nicht zweimal sagen. Sie setzten sich vielmehr auf der Stelle, und mit großer Hast in Bewegung, und sahen sich nur unterweilen um, ob der gestrenge Herr Marschkommissarius ihnen nicht etwa auf den Fersen sey.

„Nun wird mirs doch beinah zu toll!“ hub Wilibald endlich an, und begann langsamer zu gehen. „Das ist ja ganz absonderliches Volk hier im Gebirge. Wer mochte der grobe Gesell wohl seyn?“

„Schweig nur ganz still!“ sagte Anna. Ich wollte, wir wären bald zu Hause. Die Finsterniß nimmt ja mit Macht überhand. Was soll das werden, wenn wir noch durch jenen Wald müssen?“

Ihr Weg führte sie aber richtig grade auf den Wald zu. Doch ehe sie ihn erreichten, kam noch eine andre Straße von der Seite her, durchschnitt die ihrige, und schien links an dem Saum des Waldes hinzugehen. Da war nun guter Rath nicht wohlfeil, welchen von den beiden sie folgen sollten.

Und als sie noch so überlegend auf dem Kreuz-

weg standen, da ward es plötzlich laut im Walde! Hundegebell und Jagdruf und Hörnerklang ließ sich von weitem vernehmen, und kam näher und näher, und war jetzt ganz nahe bei ihnen, und rechts und links brach es mit Macht durch das Gebüsch, und zog an ihnen mit entsetzlichem Getöse vorüber. Sie konnten dabei nichts weiter sehn und unterscheiden, als ein Gewimmel grauer Schatten, das sich in einiger Entfernung über und neben ihnen dahin wirbelte.

Endlich kam ein Reiter auf einem schwarzen Rosse mit lautem Hallo aus dem Walde gesprengt, hielt dicht vor ihnen still, und schnarrte sie an: „woher? wo hinaus? was wollt ihr hier?“ — Willibald hub an und wollte ihm berichten, allein die Erzählung blieb ihm in der Kehle stecken; denn der Reiter hatte in seiner ausländischen Tracht mit der hohen Mütze auf dem Kopfe etwas gar besonderes und unheimliches, und die Augen des schwarzen Rosses funkelten durch die Nacht wie glühende Kohlen. Da nahm Anna das Wort, und that ihm freundlich und gelassen kund, was er zu wissen begehrte.

„Ho, ho! Hallo!“ schrie er, nachdem sie geendet. „Wenn ich euch rathen soll, so denkt nur nicht mehr an Reinerkhau, auch morgen nicht. Ich wills nicht haben. Auf daß es aber eurem Vater nicht an

Gästen fehle, so werd' ich morgen Abend selbst mich bei ihm einstellen, Hussa! Hallo!"

Er spornte sein Roß an. In geringer Entfernung aber hielt er noch einmal still und rief: „Doch merkts euch wohl, so lieb euch euer und euers Vaters Leben ist, so plaudert nicht!" Und damit jagte er über den Anger hin, seiner tollen Jagd nach, die sich noch von weitem vernehmen ließ.

Sie sahen ihm lange nach; endlich sprach Wilibald: „Hättest du ihn nicht fragen können, welches der rechte Weg nach dem Waldhof ist?"

„Der Herr sah mir nicht aus wie antworten!" erwiederte Anna. „Laß uns nur in Gottes Namen immer gradaus gehen. Das wird wohl das Beste seyn." — Und so gingen sie denn, ohne sich weiter zu besinnen, in Gottes Namen in den Wald hinein.

In dem Walde aber war es mit der Finsterniß in der That recht arg, und wurde immer ärger, je tiefer sie hinein geriethen. — Bald hatten sie ganz den Weg verloren, liefen mit der Nase überall an die Bäume, und wußten gar nicht mehr, wohin sie sich wenden sollten. In diesem Augenblick der größten Noth zeigte sich auf einmal an den alten Baumstämmen hin und her flatternd ein schwacher Lichtschimmer, der bald verschwand, bald wiederum zum Vorschein kam. Wilibald sprang hoch auf vor Freu-

den, umarmte seine Schwester, und fing dann aus Leibeskräften an zu schreien und zu rufen.

Da ließ sich deutlich eine Stimme hören, die ihm antwortete, und gleich darauf kam ein großes Licht um eine Bergecke herum gehuscht, und schnell auf sie zu.

Im Anfang hielten es Wilibald und Anna für einen Mann mit einer großen Laterne; dann däuchte es ihnen wie ein brennendes Strohbund, und endlich, als es ihnen mehr zur Seite war, sahen sie, wie es ganz die Gestalt eines dicken Mannes hatte, nur daß er über und über leuchtete wie ein Johanniswurm, das breite Gesicht ausgenommen, welches aber an sich von einer so hochrothen Farbe war, daß es gleichfalls beinah aussah, als ob es brennte.

„Guten Abend, guten Abend, meine Kinderchen!“ rief ihnen der Mann über einen Bach herüber zu, den sie nun erst in ihrer Nähe bemerkten. „Woher? wo hinaus? was wollt ihr hier?“

Wilibald erzählte wieder, und bat dann, er möchte ihnen doch ein wenig leuchten, damit sie durch diese Finsterniß den Weg nach Hause fänden.

„Recht gern, recht gern, meine Kinderchen!“ sagte der dicke Johanniswurm. „Wir werden bald da seyn. Aber den einfältigen Gang nach Reimersbau gebt nur ganz auf. Der ist mir nicht gelegen. Es möchte euch wohl auch morgen nicht besser gehen

denn heut. Auf daß es aber euerm Vater nicht an Gästen fehle, so werde ich morgen Abend selbst mich bei ihm einstellen."

Während dieses Gespräches war er immer, ohne sich aufzuhalten, flink weiter geschritten; und obwohl die beiden Kinder im Anfang ein leises Grauen anwandelte vor der wunderlichen Erscheinung, so beruhigte sie doch bald wieder sein freundlich zutrauliches Wesen, und sie folgten ihm dreist und munter nach, besonders da sie hörten, daß es nicht mehr weit nach Hause sey.

Sie hatten auch wirklich kaum einige hundert Schritte noch zurückgelegt, da traten sie aus dem Walde heraus auf einen freien Plan, den sie alsbald in höchster Freude für die große Wiese hinter ihrem Hause erkannten.

„Nun, meine Kinderchen," rief ihr Begleiter, „nun braucht ihr mich nicht mehr. Gute Nacht! Doch laßt es euch gesagt seyn, so lieb euch euer und euers Vaters Leben ist, kein Wort von dem was euch begegnet! sondern sprecht nur, die Gäste wären eingeladen.

Er drehte sich um, und war bald mit einigen tüchtigen Sprüngen im Walde verschwunden.

Wilibald und Anna eilten nun auf das Haus zu; doch wurden sie unterwegs noch einig, den Eltern wenigstens vor der Hand ihre Abenteuer zu verschwei-

gen. Denn, meinte Anna, so ungern sie es auch thue, so sey doch mit dem wunderlichen Volk im Walde wohl nicht gut zu spaßen.

Ihre Ankunft brachte in den Waldhof gar große Freude mit. Man war bei der einsinkenden Nacht schon sehr in Sorge gewesen um sie, und eben hatte der Vater die Laterne angezündet und seine Büchse über die Schulter gehangen, und wollte ausgehn sie zu suchen.

Von allen Seiten wurden sie nun mit Fragen bestürmt, warum und wo sie so lange sich aufgehalten hätten, und was der Oberförster und der Amtmann denn gesagt? Doch Anna nahm ihren Vater bei der Hand und bat ihn leise, er möchte sie nur heut nichts weiter fragen, denn sie könnten ihm doch nicht antworten; er werde alles schon zu seiner Zeit erfahren.

Arnold schaute seiner Tochter verwundert in die Augen; da sie ihn aber so bittend ansah, küßte er sie schweigend auf die Stirn, wandte sich dann zur Mutter und sprach: „Die Kinder sind sehr müde, liebe Mutter. Laß sie zu Bette gehen. Sie werden uns ja das alles morgen wohl erzählen."

* * *

Am andern Morgen, da es nun doch einmal nicht anders seyn sollte, war Mutter Elsbeth schon sehr frühzeitig bei der Hand, und rührte sich geschäftig,

auf daß sie mit dem Abschiedschmaus noch Ehre einlegen möchte bei den werthen Gästen.

Es ward Kuchen gebacken von zweierlei Art und Gestalt; das wenige Geflügel, das sich erhalten hatte auf dem Hofe, mußte ohne Barmherzigkeit sein Leben lassen, und da dies nicht hinreichend schien, ward Vater Arnold mit der Flinte hinausgeschickt, um schnell noch einen Braten in die Küche zu schaffen, überdies das ganze Haus vom Boden bis zum Keller überall durchstöbert, um alles noch etwa Brauchbare in Beschlag zu nehmen für das Fest.

Ueber diesen Geschäften aber vergaß Frau Elsbeth die Fragen ganz, die sie für Wilibald und Anna noch seit gestern in Bereitschaft hatte. Von Reimershau war heut nicht weiter die Rede; sie setzte die Ankunft des Amtmanns und des Oberförsters als gewiß voraus, und hatte keine andere Sorge, als daß Gottwalt, der Knecht, bis jetzt noch immer vergeblich auf sich warten ließ, ob er gleich außer der Nachricht von den Vettern noch verschiedenes an Gewürz, Citronen und dergleichen aus der Stadt mitbringen sollte.

Wilibald und Anna sahen den festlichen Anstalten, wie die andern Kinder, mit Vergnügen zu, und legten treulich mit Hand an, wo sie konnten. Dennoch begann ihnen jedesmal das Herz ein wenig zu

klopfen, sobald sie an den Abend sammt den Ausgang dachten, den dies alles nehmen würde, und sie warfen einander oft verstohlen bedeutende Blicke zu.

Unter diesem Treiben rückte endlich der theils herbeigewünschte, theils gefürchtete Abend wirklich heran. Der Wald warf schon sehr lange Schatten über die Wiese, die fernen Berggipfel standen in violettem Schimmer; in der Küche loderte und knackte das Feuer auf dem Herde schon seit zwei Stunden, und Vater Arnold war schon zweimal auf dem Hügel hinter dem Hause gewesen und hatte mit Verlangen aufgeschaut nach den Gästen. Aber die Gäste kamen noch nicht.

Und schon lagen Wiese und Wald in tiefen Schatten, schon bedeckte ein grauer Nebelduft das ferne Thal, und die Berggipfel leuchteten noch mit dunkelrothem Schein herüber; auch Mutter Elsbeth hatte schon dreimal den Kopf zur Thür herein gesteckt und versichert, daß der Braten ganz verbrennen würde, wenn die Gäste nicht bald kämen. Aber die Gäste kamen noch immer nicht.

Endlich war es ganz Nacht geworden. Die Magd deckte den Tisch. Die jüngern Kinder fragten ungeduldig einmal über das andere nach dem Essen. Arnold befahl die Lichter anzuzünden, indem er verdrießlich in der Stube auf- und niederging, und Frau Elsbeth wollte eben, aus der Küche kommend,

Wilibalden und seine Schwester ernstlich vernehmen, auf welche Weise sie ihren Auftrag gestern ausgerichtet, und was der Amtmann und der Oberförster denn eigentlich darauf erwiedert hätten; — da gings auf einmal an der Thür ganz leise: poch, poch, poch! — Wilibald und Anna sahen sich ängstlich an, und das Herz hämmerte ihnen gewaltig an die Brust. Und als der Vater: Herein! rief, und hineilte, die Thür zu öffnen, da trat ein kleines Männchen herein mit einem mächtig großen Kopfe, welches die beiden Kinder sogleich erkannten, trotz der zierlichen Perücke von Steinflachs,*) die es aufgestülpt hatte. Außer dieser trug es heut auch ein braunes Röcklein mit großen goldnen Knöpfen, und seine Weste war ein wahres Prachtstück, gleichfalls von Asbest künstlich verfertigt, und statt der Knöpfe mit einer doppelten Reihe kostbarer Steine besetzt.

Der Kleine begrüßte Arnolden und seine Frau mit einem freundlichen: Glückauf! gab sich als den Oberberg- und Hütteninspektor Bergmann zu erkennen, und bat, die Dreistigkeit zu entschuldigen, mit der er so gradezu hereintrete; er habe sich verirrt in dem Gebirge, sey von der Nacht überfallen worden, und herzlich froh gewesen, als er hier endlich Licht und eine menschliche Wohnung ent-

*) Amianth, biegsamer Asbest.

deckt, allwo er jetzt nun um gütige Aufnahme bitten wolle.

Arnold hieß ihn freundlich willkommen, und ersuchte ihn, sich indeß auf der Ruhebank niederzulassen, welche die eine Seite des Zimmers einnahm.

Er hatte sich aber kaum niedergesetzt, da ging es wiederum an der Thür ganz leise: poch, poch, poch! und als Arnold: Herein! rief, und hineilte, sie zu öffnen, da trat eine stattliche Frau herein, vom Kopf bis zu den Füßen in einen faltenreichen Schleier gehüllt, die Wilibald und Anna gleichfalls auf den ersten Blick erkannten.

Sie neigte sich höflich gegen Arnold und Elsbeth, kündigte sich als eine Frau von Wasserleben an, welcher auf der Reise nach dem Bade nicht weit von hier der Wagen zerbrochen sey, und bat um Erlaubniß, so lange hier verweilen zu dürfen, bis derselbe nothdürftig wieder hergestellt werden.

Arnold hieß sie freundlich willkommen, bot seine Dienste bei dem zerbrochenen Wagen an, und da sie diese durchaus ablehnte, ersuchte er sie, unterdessen auf der Ruhebank neben dem Herrn Oberberg- und Hütteninspektor Platz zu nehmen.

Sie hatte sich aber, nach höflicher Begrüßung des letztern, kaum neben ihm niedergelassen, da gings von neuem an der Thür ganz leise: poch, poch, poch! und als Arnold: Herein! rief, und mit einiger Ver-

wunderung hinging, sie zu öffnen, da huschte flink und geschmeidig ein gar dünner und schmächtiger Herr ihm entgegen, sprang mit vielen seltsamen Bücklingen vor ihm und seiner Frau hin und her, und bat mit einer sehr feinen Stimme um Verzeihung, daß er so geradezu gehe, er sey der Professor Irrlicht, habe sich beim Botanisiren im Gebirge ein wenig verspätigt, und nehme sich die Freiheit, um eine kleine Erfrischung zu ersuchen, da er noch einen weiten Weg vor sich habe.

Wilibald und Anna erkannten auch diesen Freund von gestern auf den ersten Blick, ob er sich gleich, dem Fest zu Ehren, wie es schien, auf eine ganz besondere Weise herausgeputzt hatte. — Er trug einen lederfarbenen Rock mit silbernen Knöpfen, eine himmelblaue Weste, und schwefelgelbe Beinkleider, in der einen Hand einen langen Stock, in der andern, so wie vor der Brust im Knopfloche, einen großen Strauß von allerhand Sumpfpflanzen, und von seinem Kopfe stieg ein hohes, wunderlich in einander gewirrtes Toupée, einer Flammenspitze ähnlich, in die Luft empor.

Arnold mußte selber lächeln über die seltsame Gestalt, doch hieß er den Herrn Professor freundlich willkommen, ersuchte ihn, indeß neben der Frau von Wasserleben und dem Herrn Oberberg- und Hütteninspektor Platz zu nehmen, und gab seiner Frau

einen Wink, für die unvermutheten Gäste Sorge zu tragen.

Der Herr Professor hatte sich aber noch nicht niedergesetzt, und Frau Elsbeth das Zimmer noch nicht verlassen, da ging es schon wieder an der Thür, doch diesmal sehr laut und vernehmlich: poch, poch, poch! — Und als Arnold: Herein! rief, und mit einem leisen Kopfschütteln hinging, zu öffnen, da kam von einer tiefen Baßstimme ein lautes: guten Abend! durch die Thür, und hinterdrein ein starker untersetzter Mann von etwas verwildertem Ansehn, in einem grauen Rock mit mächtigen goldbrokatenen Aufschlägen nach uralter Mode, auf dem Kopf eine große ziemlich zerzaukte Allongenperücke und einen kleinen dreispitzigen Tressenhut. An der Baßstimme und an der langen Habichtsnase erkannten Wilibald und Anna mit einigem Schreck den gestrengen Herrn Marschkommissarius von gestern Abend, obgleich Krone und Mantel fehlten.

Er begrüßte Arnolden mit einem herablassenden Kopfnicken, kündigte sich als den pensionirten General Erlkönig an, und gab in kurzen Worten den Wunsch zu erkennen, auf seiner Reise hier zu übernachten.

Arnold hieß ihn, trotz seiner steigenden Verwunderung über den zahlreichen Besuch, doch recht freundlich willkommen, und bat, sich indeß neben

dem Herrn Professor, der Frau von Wasserleben und dem Herrn Oberberg- und Hütteninspektor niederzulassen.

Der General schritt langsam auf die Ruhebank zu. Wilibald und Anna wichen seinem Marsch von weitem aus, und zogen sich auf die Mutter zurück.

Kaum aber hatte der neue Gast Platz genommen, da gings abermals und zum fünftenmale an der Thüre: poch, poch, poch! — Und als Arnold halb lachend, halb ungeduldig: Herein! rief, da that sich die Thür weit auf, und herein schritt ein langer Mann in grünem Jagdkleide, den Hirschfänger über die Hüften geschnallt; die schwarzen Haare hingen ihm wild um das bleiche Gesicht. — Wilibald und Anna ahneten, daß dieß der tolle Jäger von gestern Abend seyn möchte, und Wilibald zog sich hinter den Ofen; Frau Elsbeth aber stand ganz starr vor Erstaunen, die Hände unter der Brust gefaltet, mit halb offnem Munde.

Der Jäger ging auf Arnolden zu, begrüßte ihn kurzweg, und sprach: er sey der Oberjägermeister von Hackelnberg, *) denke morgen eine große Jagd zu machen im Gebirge, und bitte daher um

*) Unter diesem Namen ist der sogenannte wilde Jäger in einem großen Theil von Deutschland bekannt.

Nachtquartier auf dem Waldhof, als wohin er sein Gefolge morgen früh beschieden.

Arnold hieß ihn freundlich willkommen, versicherte, sein ganzes Haus stehe zu seinen Diensten, und ersuchte ihn, unterdeß sich dort neben dem Herrn General, dem Herrn Professor, der Frau von Wasserleben, und dem Herrn Oberberg- und Hütteninspektor niederzulassen.

Er hatte aber kaum ausgesprochen, da gings zum sechstenmale an der Thüre: poch, poch, poch! — Und ehe Arnold: Herein! rufen konnte, schob sich schniebend und schnaubend ein dicker Herr in die Stube, mit einem breiten feuerrothem Gesicht, in einen langen Ueberrock auf englisch gekleidet, neigte sich sehr höflich gegen Arnold und seine Frau, und meldete sich als den Kammerrath und Laternenkommissarius Feuermann an, der schon längst viel Gutes von Herrn Arnold vernommen und gewünscht habe, seine werthe Bekanntschaft zu machen.

Arnold dankte verbindlichst für die ihm erzeigte Ehre, und bat, er möchte indessen neben dem Herrn Oberjägermeister, dem Herrn General, dem Herrn Professor, der Frau von Wasserleben, und dem Herrn Oberberg- und Hütteninspektor Platz nehmen.

Das geschah; und indem jetzt Arnold die sechs wunderlichen Bilder so in einer langen Reihe nebeneinander sitzen sah, steif und ohne Bewegung — den

Professor aufgenommen, der ein wenig mit den Beinen bammelte — die Augen alle starr auf ihn gerichtet, die mittelsten vier Gesichter bleich, fast leichenhaft, das Gesicht auf dem rechten Flügel und die Vase auf dem linken dagegen leuchtend in übernatürlichem Karfunkelschimmer, — da kam ihm die ganze Gesellschaft doch sehr sonderbar, und fast ein wenig unheimlich vor. Als ein Mann, der zu leben wußte, ließ er sich jedoch nichts davon merken, sondern erhob seine Stimme und sprach:

„Ich habe eine Bitte an euch, verehrte Frau und werthe Herrn! Da ich morgen dieses Haus und diese Gegend verlasse, so dachte ich heut meinen Abschiedsschmaus zu geben; wider Verhoffen aber, und zu unserer nicht geringen Verwunderung sind die eingeladenen Gäste ausgeblieben. Daher ergehet mein freundliches Gesuch dahin, daß es euch sämmtlichen gefallen möge, an deren Stelle zu treten, mit uns fürlieb zu nehmen, und mir meinen Abschied feiern zu helfen."

Da verneigten alle sechs Bilder zu gleicher Zeit sich gegen ihn, der Oberberg- und Hütteninspektor aber nahm das Wort, und erklärte im Namen Aller, wie sie es sämmtliche sich für eine Ehre schätzten, die Gäste eines so wackern Mannes zu seyn, zugleich aber auch sämmtliche verhofften, er werde es sich in dieser Gegend noch länger gefallen lassen.

Arnold antwortete darauf bloß mit einem Achselzucken, und Frau Elsbeth lief schnell nach der Küche, das Essen anzurichten, zwar immer noch voll Staunen und Verwunderung, doch aber im Herzen froh darüber, daß sie ihre Back- und Kochkunst nun doch nicht umsonst aufgewendet haben sollte.

Und als das Essen kam, setzte sich Arnold mit den Seinigen und seinen Gästen an den Tisch. Die jüngern Kinder, die jetzt erst die Gäste zu sehn kriegten, schienen sehr große Freude zu haben an den seltsamen Gesichtern und Gestalten, und Frau Elsbeth hatte nur genug zu winken und zu steuern, daß die Freude nicht allzulaut ward.

Bei der übrigen Gesellschaft ging es indessen im Anfang ziemlich still und einsylbig her, wie dies zu geschehen pflegt unter Leuten, die einander nicht recht kennen. Die Gäste sprachen wenig, und aßen auch wenig; ja zu Frau Elsbeths großem Verdrusse berührten sie die Speisen kaum, und thaten nur als ob sie äßen. Allein als der Wein kam, ließen sie sich nicht lange nöthigen, sondern kippten fleißig aus, und da Arnold immer fleißig wieder einschenkte, zeigte sich gar bald Leben und Feuer von allen Seiten. Die Gäste fingen an gesprächig zu werden, theils mit ihren Wirthen, doch mehr noch untereinander, wobei sie sich aber öfters zu vergessen schienen, indem sie die Unterhaltung in einer Sprache führten,

die Arnolden so gänzlich fremd und unbekannt war, daß er sich nicht erinnern konnte, je in seinem Leben nur etwas ähnliches vernommen zu haben. Auch war es kaum eine Sprache zu nennen; denn es bestand mehr aus einem ganz besonderen Zischen, Blasen, Pfeifen und Schnalzen, als aus wirklichen Worten.

Arnold und seine Frau hörten dem Schariwari mit dem größten Erstaunen zu, und die Kinder konnten sich des lauten Lachens darüber gar nicht länger erwehren.

Die rechte Lust ging aber erst an, als am Ende der Mahlzeit Mutter Elsbeth einen mächtigen Napf voll warmen Punsch auf die Tafel setzte, und die dampfenden Gläser fleißig angestoßen und aus dem Vollen geleert wurden. Die Fremden tranken auf die Gesundheit des braven Wirths und der angenehmen Wirthin, auf noch langen Besitz des Waldhofs, und, was Arnold freilich nicht recht verstand, auf fortgesetzte gute Nachbarschaft. Dabei fingen ihre Augen, je länger, je mehr, auf eine seltsame Weise, beinah wie die Augen der Katzen im Finstern, zu leuchten und zu strahlen an; ihr Gespräch unter einander ward immer lebhafter; dazwischen brachen sie oft in lautes Gelächter aus, und machten die allerpossirlichsten Gebehrden und Bewegungen dazu. Frau

Elsbeth sah ihren Mann bedenklich an, und Vater Arnold selbst schüttelte mit Befremden den Kopf.

Nun traf es sich indem, daß die Frau von Wassersleben zu trinken verlangte, und die Magd mit dem verlangten Wasser ein wenig zögerte; da faßte jene einen Zipfel ihres Schleiers auf, und preßte daraus das klarste Wasser in ein Glas.

Elsbeth hatte es mit Schrecken bemerkt, und wußte nicht, was sie davon denken sollte, und als sie in der Verwirrung darüber eine Lichtscheere ergriff, das Licht zu putzen, und es ausputzte, streckte der Kammerrath Feuermann, ihr Nachbar, schnell mit einer verbindlichen Miene die Hand aus dem langen Aermel hervor, und zündete das Licht auf der Stelle mit seinem Finger wieder an.

Das ging nun der guten Frau Elsbeth über den Scherz. Ein plötzliches Grauen ergriff sie vor den unbekannten Gästen. Sie schob erschrocken ihren Stuhl zurück und stand auf; Arnold und die Kinder folgten ihr. Die Gäste aber schienen ihr Entsetzen gar nicht zu bemerken, oder nicht darauf zu achten, sondern wurden nur immer lauter, schnitten dazu immer häßlichere Fratzen und Gesichter, und thaten ganz, als ob sie allein im Zimmer wären.

Die Stubenuhr schlug jetzt eben zwölf. Da sprang Professor Irrlicht endlich auf, schoß mit großer Behendigkeit einen Purzelbaum, und krähte: „Musik,

Muſik, ihr lieben Leute! Muſik herbei! Nun wollen wir eins tanzen.“ Der Oberjägermeiſter erhob ſich, lief nach dem Fenſter, riß es auf, und ſchrie: „Hup! hup!“ nach Jägerart hinaus. Sogleich ließ ſich draußen ganz nahe Hundegebell und Hörnerklang vernehmen; die Fenſter flogen auf, verſchiedene Eulen und Uhus ſetzten ſich in die Oeffnungen, und begleiteten mit ihrem angenehmen Geſange die Muſikanten, die draußen aufſpielten. Nun erhob ſich auch die übrige Geſellſchaft, und fing nach dieſer hölliſchen Muſik munter zu tanzen an.

Und mit jedem Augenblick wilder ward der Tanz, und immer ausgelaſſener wurden die Tänzer.

Der Oberberg- und Hütteninſpektor warf jauchzend ſeine Perücke an die Decke, wo ſie, zur großen Freude der Andern, an einem Nagel hängen blieb; Profeſſor Irrlicht ſprang ſehr flink und gelenk auf allen Bänken, Tiſchen und Schränken herum, und ſeine Geſtalt dehnte ſich wunderbarer Weiſe bald zu einer ungebührlichen Länge aus, bald ſchrumpfte ſie wieder unter das gewöhnliche Maaß zuſammen; der Kammerrath Feuermann aber knöpfte unterweilen ſeinen Ueberrock auf, und es war recht entſetzlich anzuſehen, wie er dann jedesmal einen glühenden Feuerregen auf die Tänzer ſchüttelte. Doch ſchien dieſer letzte Scherz denſelben beſonders zu gefallen,

und begeisterte sie zu immer wüthenderm Jubel. Sie fingen an, einander in der Stube herum zu jagen und zu haschen, und dieser oder jener nahm unversehens eins von seinen Beinen in die Hand, und schlug damit wacker zu, oder warf auch wohl einem andern seinen eignen Kopf in den Rücken, und setzte ihn dann gelassen wieder auf, als ob es ein Hut wäre. Dabei wurden alle Stühle und Bänke umgeworfen, Gläser, Flaschen und Teller von dem Tisch heruntergerissen. Mutter Elsbeth schlug die Hände über dem Kopf zusammen.

Arnold hieß sie die Kinder in das Nebenzimmer bringen, doch in dem Augenblicke sprang der General Erlkönig auf sie zu, und rief: „Kinder dalassen! Kinder mitnehmen! Kinder mein seyn!“ Darüber begannen die Kinder zu weinen und zu schreien, und verkrochen sich hinter die Mutter; und Arnold trat entrüstet den Popanz an, und beschwerte sich über das ungeziemende Betragen, womit sie seine Gastfreiheit vergölten. Doch jener antwortete ihm darauf bloß: „Psch — schw — schw — glapp!“ *) und mischte sich wieder unter die Gesellschaft.

Da indeß eben der Oberberg- und Hütteninspektor vorübersprang, den Arnold noch für den Vernünftigsten hielt, so machte er sich an diesen, und

*) Ad libitum des Vorlesers vorzutragen.

bat ihn, dem Unwesen doch ein wenig zu steuern, und zu bedenken, daß sie sich hier nur als Gäste befänden. Allein der schnitt ihm eine abscheuliche Fratze entgegen, antwortete ihm bloß: „Pfü — — wisch!“ *) und sprang gleichfalls wieder unter die Uebrigen.

Der tolle Wirbel drehte sich immer rascher und unbändiger. Die Lichter löschten aus. Der Kammerrath, der seinen Ueberrock ganz abgeworfen hatte, erleuchtete nun mit seiner feurigen Gestalt allein die ganze Scene, und sprühte einen solchen Funkenregen um sich her, daß Arnold in der größten Angst schwebte, er werde ihm das Haus über dem Kopf anzünden. Am Ende mischten sich auch die Sänger darunter, die an den Fenstern saßen; selbst die Musikanten von draußen schienen an dem Feste Theil nehmen zu wollen, denn Hundegebell und Hörnerklang erschallte bald mitten in der Stube auf eine ohrenzerreißende Weise! der Oberjägermeister feuerte seine wüthende Jagd mit Hussa! und Hallo! noch immer mehr an, und dazwischen ließ sich General Erlkönigs Baßstimme vernehmen: „Kinder her! Kinder mitnehmen! Kinder mein seyn!“

In diesem höllischen Sabbath gingen Arnolds Worte, der noch immer steuern und vermahnen

*) Item wie oben.

wollte, gänzlich unter und verloren. Ja mit einemmale faßte ihn der rasende Knäuel selber; er mußte wider seinen Willen sich mit drehen, ward tüchtig hin und her gestoßen, und dankte Gott, als er endlich athemlos sich wie die andern in das Nebenzimmer retten konnte.

Dort war alles indeß in größter Angst und Noth. Die Kinder heulten und schrieen; Frau Elsbeth stand zitternd und händeringend; die Magd kniete vor dem Bette, und hatte den Kopf hinein gesteckt, um nichts mehr zu sehen und zu hören.

„Hätten wirs doch gestern dem Vater gesagt!“ sprach Wilibald weinend zu seiner Schwester,“ so hätte der Vater das abscheuliche Volk heut gar nicht ins Haus gelassen.“

Aber Anna, die eine Weile still vor sich hin geschaut hatte, sprang jetzt schnell hinaus, und bald darauf, als eben der Lärm dort, und die Angst hier aufs allerhöchste gestiegen war, daß Vater Arnolden selber fast der Kopf anfing zu drehen, und er gar nicht mehr wußte, was er beginnen sollte, da trat sie plötzlich in die Thür des Vorderzimmers, wo die wilde Jagd tobte, indem sie etwas unter der Schürze verborgen trug, und rief mit lauter Stimme:

„Wohl aufgeschaut!
Der Morgen graut;
Der Tanz hat nun ein Ende!“

Und mit diesen Worten wickelte sie die Schürze auseinander, und der große Haushahn, den sie darunter verborgen getragen hatte, flatterte hervor, flog alsbald auf einen Kleiderschrank, schüttelte sich, und fing aus Leibeskräften an zu krähen.

Da ward es auf einmal ganz still in dem Zimmer, und alle standen und horchten auf.

Und der Hahn krähte zum zweitenmal. Da flogen die Eulen und Uhus schnell zum Fenster hinaus; die unsichtbare wilde Jagd folgte ihnen mit entsetzlichem Getöse; die übrige Gesellschaft lief in Verwirrung erschrocken durch einander.

Und zum drittenmale krähte der Hahn. Da war auf einmal alles wie weggeblasen und weggestoben. Anna stand ganz allein im Zimmer, und friedlich und freundlich schaute der Mond vom klaren Himmel durch die Fenster.

Arnold hatte ihrem Beginnen aus der Nebenstube zugesehn, sprang jetzt herbei, und herzte und küßte seine muthige und kluge Tochter. Auch die Andern wagten sich nun wieder aus ihrem Versteck hervor. Arnold befahl, Licht anzuzünden. Und als das Licht gebracht wurde, da sahen sie alle mit Erstaunen drei große Beutel auf dem Tische stehen, und drei große Zettel hingen daran, und auf dem ersten Zettel stand: „Zum Dank für freundliche Bewirthung!“

Auf dem zweiten: „Noch langer Besitz des Waldhofs!“

Auf dem dritten endlich: „Fernere gute Nachbarschaft!“

Und als Arnold die Beutel öffnete, fand er sie voll eitel alter harter Thaler. Auf dem Fußboden aber waren noch überdies eine Menge Goldstücke verstreut, die allem Anschein nach der Feuermann ausgesäet hatte, und auf Tischen und Schränken, überall wo der Professor Irrlicht hingesprungen, lagen ansehnliche Häuflein blanker Silberpfennige.

Die Freude über diesen Fund war groß, und so geschah es, daß Anna erst ganz zuletzt ein kostbares Halsband von sehr schönen Perlen an ihrem Halse gewahr wurde. Sie wußte selber nicht, wie sie dazu gekommen war, doch hielt es Mutter Elsbeth wohl nicht mit Unrecht für ein Geschenk der Frau von Wasserleben.

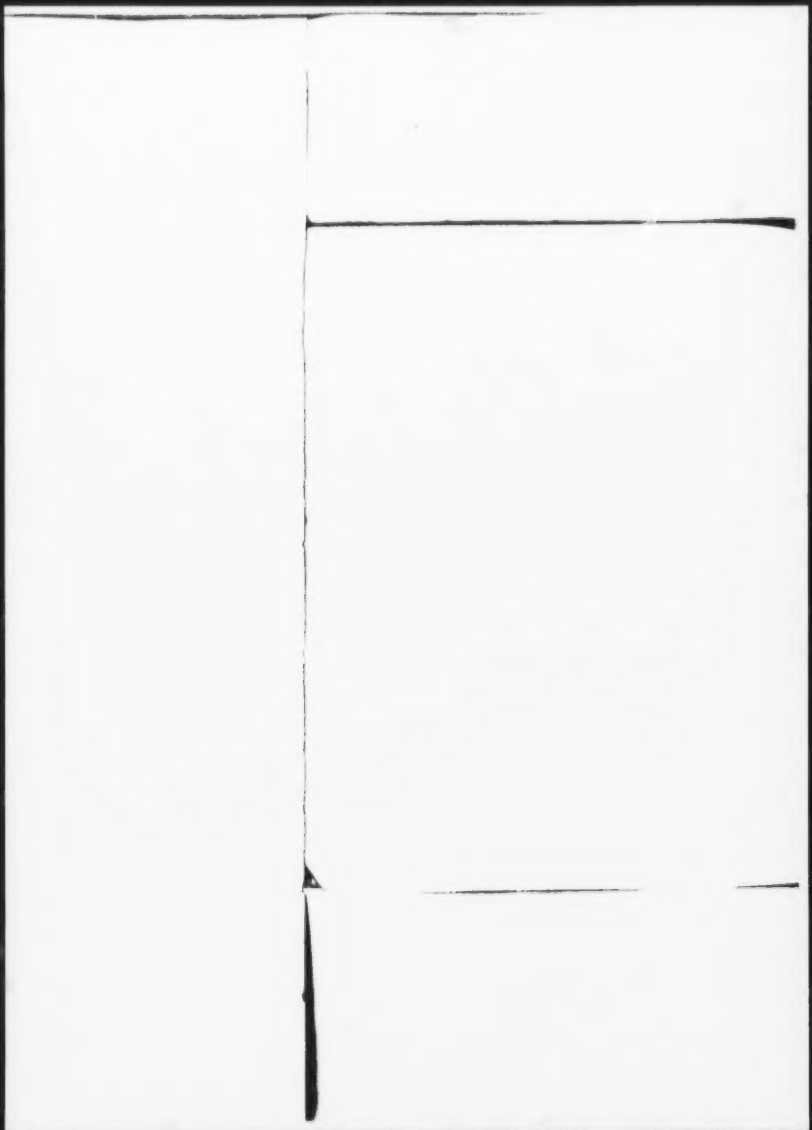
So war nun Arnold durch die Freigebigkeit seiner wunderlichen Gäste auf einmal wieder ein reicher Mann geworden.

Und er säumte nicht, seine Schulden zu bezahlen, brachte sein Hauswesen wieder in Ordnung auf das Beste, hatte auch bald die Freude, zu sehen, daß alles gedieh und blühete unter seinen Händen, wie zuvor, und lebte also mit den Seinigen in Glück und Frieden noch manches Jahr.

Das Perlenhalsband aber wird noch jetzt in der Familie aufbewahrt, zum Andenken an das wunderbare Gastmahl. Auch blieb des Oberberg- und Hütteninspektors sternflachsene Perücke an der Decke hängen, und ihr könnt sie heutiges Tages noch hängen sehen, wenn ihr einmal nach dem Waldhof kommt.

Das Schwert
und
die Schlangen.
Ein Mährchen in acht Kapiteln.

1816.



Erſtes Kapitel.

Von der Oedenburg und ihren Bewohnern. Meiſter Eyzelino mit dem Dachsränzelein.

In einem tiefen, tiefen Thal, mitten im wilden Gebirge, da lebte einmal vor langer Zeit ein Mann mit ſeinem Sohn und zwei Knechten. Sie hatten ſich ein geräumiges Haus in dieſe Einſamkeit hinein gebaut, und hatten es die Oedenburg genannt, denn öde war die Gegend ringsumher auf viele Stunden, und ihr Haus das einzige im ganzen Gebirge. Der Mann hieß Wolfgang, ſein Sohn aber Raimund.

So hatten ſie in dieſem Thale miteinander gelebt ſeit 16 Jahren. Kein fremder Menſch war in dieſer Zeit dahin gekommen. Niemand im ganzen Lande wußte von der Oedenburg. Raimunds Mutter, die mit dahin gezogen, war vor 10 Jahren bereits geſtorben und Raimund jetzo 18 Jahr. Doch hätte ihn jeder willig für älter genommen, denn er war hoch und ſchlank aufgeſchoſſen wie eine Tanne, und

gewaltig an Bruſt und Armen. Kein Felſen ſtand ihm zu hoch und ſteil, kein Strom war ihm zu mächtig, kein Wild zu ſchnell.

Da ſaß Wolfgang eines Abends mit ihm und mit den Knechten am Heerde. Die Männer ſprachen untereinander von der Zeit, da ſie noch unter den übrigen Menſchen lebten. Raimund hörte zu und hatte viel zu fragen. Draußen aber machte ſich der Sturm auf, warf die Wolken, die ſchon den ganzen Tag zuſammengeballt am höchſten Gebirgsrücken gehangen hatten, herunter in die Thäler, und fuhr ſchnaubend und brauſend durch den Tannenwald.

„Iſt mirs doch,“ ſagte Wolfgang auf einmal und horchte, — „iſt mirs doch, als klopfte es draußen an der Thür. Was könnte das wohl ſeyn?“

„Es iſt der Wind, Herr!“ meinte Erich, der ältere von den Knechten.

„Ja, Wind!“ rief Bolko der andre Knecht. „Wenn du das Wind nennen willſt, was Hände und Füße hat. Zwei Hände und Füße ſag' ich, auch wohl nach Gelegenheit einmal drei oder vier. Ich höre das Klopfen ſchon lange und weiß wohl, wer ſich den Spaß macht. Aber man muß thun, als hörte man's nicht.

Indem klopfte es wieder ganz laut und vernehmlich. Wolfgang und Erich ſahen einander verwundert an.

„Nun, so sieh' doch einmal hinaus, Volko!“ rief Wolfgang endlich. „Es könnte sich doch wohl einmal jemand verirrt haben.“

Volko schüttelte den Kopf. „Nehmts nicht für ungut, Herr; ich stecke meine Nase nicht zur Thür hinaus; denn wer steht mir denn dafür, daß ich sie nicht vielleicht noch einmal so lang wieder hereinbringe. Der liebe Gott hat mich ohnedies schon an diesem Theil meines Leibes über die Gebühr gesegnet, und den Herrn, der draußen pocht, den kenn' ich schon; der hat sein Gefallen an derlei Späßen.“

Indessen Volko so sprach, war Raimund bereits aufgestanden. Er zündete eine Kienfackel auf dem Heerde an und ging hinaus. Erich langte die blanke Streitart, die über ihm an der Wand hing, vom Nagel und folgte ihm.

Es dauerte nicht lange, so traten sie beide wieder herein mit einem kleinen Männlein. Das ging auf Herrn Wolfgang zu, grüßte ihn freundlich, und bat um Herberge für diese Nacht. Er heiße Meister Ezzelino, sey für gewöhnlich wohnhaft in der Stadt Padua in Welschland, pflege aber des Sommers herumzuwandern, da und dorten in den Gebirgen, um den geheimen Kräften der Natur auf die Spur zu gehn, die sich in Kräutern, Steinen und Metallen auf das wunderbarste an den Tag legen. So sey er denn auch hieher gekommen, und da sich diese

Gegend besonders reich erweise an den seltensten Dingen, habe ihn dies unvermerkt immer weiter in dieses Gebirge hinein verlockt, bis er nicht mehr gewußt wo aus noch ein, und gar herzlich froh gewesen sey, als er endlich in der Abenddämmerung von oben herab dieses Haus im Thale entdeckt habe.

Wolfgang hieß ihn willkommen und befahl Volko'n, den Gast mit Speise und Trank zu erquicken. Volko schob einen Tisch zum Feuer, und sorgte für alles Benöthigte; doch nahm er sich wohl in Acht, daß er dem Fremden nicht zu nahe kam.

Meister Ezzelino machte sich's bequem, legte seinen Mantel und ein kleines Dachsränzlein ab, das er auf dem Rücken trug, und setzte sich an den Tisch. Raimund sah ihm von der Seite zu, und hatte seine Freude an der wunderlichen Behendigkeit, mit der der Kleine aß und trank, wobei das rothe Spitzbärtlein an dessen Kinn sich possierlich auf und nieder bewegte.

„Nun," sagte der Gast endlich, „nun hab' ich eurer Gastfreundschaft redlich Bescheid gethan, nun bitt' ich um die Vergunst, daß ich euch gleichfalls bewirthen darf."

Er holte mit diesen Worten eine Flasche und 5 silberne Becher aus seinem Ränzlein und schenkte ein.

„Euer Meth ist gut,“ fuhr er fort, „aber ich denke, mein Wein auch. Er ist aus meinem Vaterlande.“

Als Wolfgang und Erich von Wein sprechen hörten, und die edle Gottesgabe so hell und klar wie lauteres Gold in den Bechern perlte, da war ihnen freilich beinah zu Muth, als wenn sie die Sonne seit 16 Jahren zum erstenmal wieder aufgehen sähen. Bollo aber trat dem Fremden schnell einige Schritte näher, ja der Muth wuchs ihm endlich so weit, daß er sich gleichfalls an dem Tisch ihm gegenüber niederließ.

Alle sprachen hierauf wacker zu. Auch Raimund schien Gefallen zu finden an dem neuen Getränk. So kamen sie der Flasche bald auf den Grund. Meister Ezzelino holte noch eine aus dem Ränzel, und noch eine. Raimund wunderte sich freilich ein wenig, wie die drei Flaschen darin Platz gehabt hatten. Die Andern aber nahmen daraus kein Argeß und wurden bald gar munter und gesprächig.

Der fremde Gast wußte viel und mancherlei zu erzählen von den besondern Dingen, die er auf seinen Reisen gehört, gesehen oder erlebt hatte.

„Ja,“ sagte er endlich, „ich habe wohl mancherlei Wunderbares in der Welt erlebt, das Allersonderlichste aber doch, und was mit nichts anderm zu vergleichen steht, das ist die Geschichte von dem

Könige mit den Schlangen. Vielleicht iſt ſie euch ſchon bekannt. Die ganze Welt ſpricht ja davon.

Wolfgang bezeugte ſeine Unwiſſenheit und bat, er möchte ihnen doch die wunderbare Geſchichte nicht vorenthalten.

„Nun, ſo wißt ihr doch wenigſtens,“ ſagte der Fremde, „daß das ganze Land dort auf der andern Seite des Gebirges von einem heidniſchen ſehr mächtigen König beherrſcht wird, und daß dieſer König Giſelherr heißt?“ —

„Ja, ja,“ rief Wolfgang, „das wiſſen wir nur gar zu gut!“

„So? Nun,“ ſprach jener weiter, „dieſer König Giſelherr iſt es, von dem ich ſpreche. Er war, wie ihr vielleicht auch wißt, der jüngſte von drei Brüdern, und alſo nicht dazu beſtimmt die Krone auf ſeinem Haupte zu tragen. Die beiden ältern aber ſtarben nacheinander ſchnell hinweg.“ —

„Ja, ja, ſie ſtarben ſchnell hinweg!“ unterbrach ihn Wolfgang, und lachte grimmig dazu.

Zweites Kapitel.

Die Geſchichte von dem König mit den Schlangen. Raimunds Schwur.

„Die beiden Brüder ſtarben," fuhr der Fremde fort, „und Giſelherr ward König. Das iſt er nun geweſen mit Ruhm und Ehren manches Jahr, und was er in Krieg und Frieden noch ſo keck oft unternahm, das führt' er auch zu ſeinem Ziel und Ende aus, und ſeine Macht, ſein Reichthum und ſein Glück war in den Ländern weit und breit umher beinah zum Sprichwort geworden."

„Seit einem Jahr aber etwa hat ſich alles plötzlich gewendet, König Giſelherr iſt jetzt der elendeſte aller Menſchen zu nennen, und um alle Schätze, die er aufgehäuft, möchte der ſchlechteſte ſeiner Unterthanen nicht an ſeiner Stelle ſeyn."

„Das ſoll ſich alſo zugetragen haben. Als er eines Tages nämlich, wie man erzählt, auf die Jagd geritten und von ſeinem Gefolge abgekommen war, gelangt er tief im Walde zu einer Felſenhöhle. Aus dieſer Höhle kommt ihm ein ſeltſames Geräuſch zu Ohr, faſt wie ein heftiges Blaſen oder Ziſchen, und da er meint, dieß rühre vielleicht von einer verborgenen Quelle her, ſteigt er vom Pferde und

geht hinein ſich zu erquicken. Das Ziſchen und Blaſen wird immer ſtärker, je weiter er vorwärts ſchreitet; doch von einer Quelle iſt nirgends eine Spur, wohl aber ſieht er plötzlich zu ſeinen Füßen zwei menſchliche Gerippe liegen, und da er jetzo faſt erſchrocken um ſich ſchaut, und ſeine Augen ſich indeß an die Dämmerung in der Höle gewöhnt haben, ſieht er auf dem Boden und an den Wänden neben ihm, und an dem Gewölbe über ihm ſich alles regen und bewegen, und gewahret endlich, daß es tauſend und abertauſend Schlangen ſind, die ſich durcheinander ringeln, und ihn mit glänzenden Augen anſtarren und mit gräßlichem Geziſch die Zungen ausſtrecken nach ihm. Da ſträubt ſich ſein Haar, das Entſetzen faßt ihm ins Mark ſeines Gebeins, und er taumelt zurück und wendet ſich zur Flucht. In dem Augenblick aber ſchießen aus den beiden Menſchengerippen zwei der größten Schlangen hervor, mit goldnen Kronen auf dem Kopfe, und folgen dem König nach, und obgleich dieſer ſein Pferd erreicht, und es über Berg und Thal, durch Sumpf und Moor in geſtrecktem Laufe dahin treibt und meint den Schlangen zu entfliehen, ſo ſind ſie dennoch immer an des Roſſes Hufen und erreichen die königliche Burg zu gleicher Zeit mit ihm. Hier laufen nun auf des Königs Ruf die Diener alsbald zuſammen und wollen ihrem Herrn

zu Hülfe kommen, allein die Schlangen ſtellen ſich mit halb aufgerichtetem Leibe an das innere Thor der Burg, durch das ſich jener geflüchtet, und verwehren den Eintritt jedem, der ſich naht. Aus ihren Augen ſchleicht allmählich ſich das Grauſen in Aller Bruſt, wie ſie der furchtbaren Schildwacht gegenüber ſtehen, und endlich, als von einem plötzlichen Schreck ergriffen und geſchlagen, ſtäubt der ganze Haufe auseinander. Die Schlangen aber bleiben unverwandt ſo ſtehen bis um Mitternacht. Da ringeln ſie ſich die Treppe hinauf und gerade nach des Königs Schlafgemach. Die Dienerſchaft und alles Volk, das die unerhörte Mähr verſammelt, ſie hören draußen vor der Burg das Hülferufen ihres Herrn, ſie hören ſein Angſtgeſchrei, das aller Ohr und Herz zerreißt, doch keiner wagt ſich in die Burg hinein; bis endlich, als der Morgen graut, die Schlangen an dem äußern Thor erſcheinen und ſich langſam an dem Abhang hinunter wälzen nach dem Walde zu.

„Und mit jeder Mitternacht ſeitdem ſind auch die entſetzlichen Gäſte wieder da und dringen in das Schlafgemach des Königs, kein Thor und Wall, kein Schloß und Riegel hält ſie auf, und nagen und zehren bis der Morgen graut an ſeinem Herzen. Der kommende Tag heilt darauf die Wunden zu,

ergänzt das Verlorne, und die Gäste kommen um Mitternacht wieder zum vollen frischen Mahle.

Zwar haben sich seitdem der wackern Ritter und treuen Diener einige gefunden, die das unsägliche Elend ihres Herrn gejammert, und welche tief in ihrer tapfern Brust die Schmach gefühlt, ihn also hülfles und ohne Beistand solcher gräßlichen Qual zu überlassen, und diese haben sich um Mitternacht zu ihm begeben, muthig entschlossen ihn zu beschützen gegen seine Peiniger, und die Ungeheuer zu bekämpfen; allein zerfleischt und ohne Leben sind sie am andern Morgen auf den Stufen der Burg gefunden worden, und der unglückliche König Giselherr harret noch bis diese Stunde seines Befreiers und Erlösers."

Der Fremde schwieg, da sprang Raimund empor von seinem Sitze, seine Augen funkelten. „So wahr mir Gott helfe, rief er, ich werde ihn befreien und erlösen!"

„Unsinniger!" schrie Wolfgang zornig, „was beginnst du? Hier, wo Gott so sichtbarlich sein Rächeramt schon auf Erden verwaltet, willst du ihm frevelnd in den Arm fallen und sein Gericht aufhalten? Kennst du diesen König, den du von der gerechten Strafe zu befreien schwörst? Nun, so wisse, als sein Vater starb, da ließ er seine ältern Brüder beide heimlich ermorden, weil ihn nach der Krone gelüstete, er ließ sie ermorden mit Weib und

Kind, und wahrlich nicht an ihm hat es gelegen, daß die schändliche That nicht gänzlich so vollbracht ward, als er es wollte."

Raimund schwieg einige Augenblicke, dann reichte er jenem die Hand und sprach ruhig: „Vater, ich habe es so geschworen, und so will ich es auch thun."

Meister Ezzelino sprang schnell auf, zog Wolfgang auf die Seite, und redete heimlich mit ihm. Wolfgang hörte nachdenklich zu; dann wandte er sich, hob seine Augen gen Himmel und faltete die Hände, trat zu seinem Sohne und sprach mit feierlicher Stimme: „Wohlan, so ziehe hin, mein Sohn, und thue was dein Herz dich heißt. Ich sehe deinen raschen Schwur als Gottes Stimme an. Morgen mit dem frühsten brichst du auf. Meister Ezzelino wird dich begleiten."

Drittes Kapitel.

Das Alpenröslein. Raimund reist ab.

Die Morgendämmerung blickte oben kaum über den Bergen auf, und unten im tiefen Thal um die Oedenburg herbergte noch die Nacht, als Raimund schon von seinem Lager sprang. Er öffnete leise die Thür und nahm den Weg nach einem Hügel, der nicht weit hinter dem Hause lag. Auf diesem Hügel war seine Mutter begraben.

Er hatte seine Mutter sehr lieb gehabt, da sie noch lebte, und hielt das Andenken an sie gar hoch und werth. Jetzt aber wollte er nicht von dannen scheiden, ohne ihrem Grabe noch ein Lebewohl zurückzulassen.

Als er eine Weile still in Gedanken daneben gestanden hatte, schlugen die ersten rothen Strahlen der Morgensonne an den höchsten Gipfel des Gebirges, auf dem noch der Schnee lag, daß er wie ein König in seinem Purpurmantel über die dunkeln Rücken und Häupter der andern Berge weg ins Thal herab schaute; da nahm Raimund bei dem Schimmer ein Alpenröslein auf dem Grabe wahr, das gestern nicht da gestanden hatte und ihm auch sonst noch niemals hier vorgekommen war. Er sah es als einen Abschiedsgruß an, den die geliebte Mutter ihm herauf gesendet, pflückte es ab mit nassen Augen, und da indem eben der Klang des Hifthorns von der Oedenburg herüberschallte, der ihn rief, begab er sich auf den Rückweg.

Wolfgang und der Fremde harrten schon seiner. Alles war zur Abreise bereit. Auch Bolko, der seinen jungen Herrn als Knappe begleiten sollte, hatte sich mit einem alten verrosteten Panzerhemde und einem mächtig langen Schwerte dazu gerüstet.

Wolfgang war sehr still und ernst. Er reichte seinem Sohn einen Ring mit hellfunkelnden Steinen

beſetzt, und gebot ihm, denſelben wohl zu verwahren; darauf ſchloß er ihn in ſeine Arme und ſegnete ihn, und gleichfalls ſtill und ernſt zogen die drei Wanderer von dannen.

Meiſter Ezzelino ſchien in dem Gebirge beſſer Beſcheid zu wiſſen, als er geſtern Abend vorgegeben hatte, denn er führte ſeine Gefährten einen andern und kürzern Weg hinauf, als beiden bekannt war. Die Sonne fing kaum an ſich zu neigen, da ſtanden ſie bereits auf dem höchſten Rücken, und ſchauten auf der andern Seite hinab.

Zu ihren Füßen dehnte ſich weithin ein finſterer ungeheurer Wald; jenſeits des Waldes aber ſahen ſie ein wohlangebautes Land, und viele Dörfer, Städte und Burgen blinkten weiß im Sonnenſchein.

„Schaut dort," ſagte Meiſter Ezzelino, auf jenem fernen Berge, der ſo einzeln ſteht in der Ebene, da prangt die Burg des Königs Giſelherr. Das iſt dein Ziel, junger Degen. Dort harret dein ein ſchwerer Kampf. Du wirſt ihn mit Ehren beſtehen, ich baue feſt auf dich. Aber merke wohl auf das, was ich dir jetzt zu ſagen habe."

„Nicht durch deine Kraft allein kannſt du die beiden Ungeheuer bezwingen und erlegen. Sie ſind Kinder der Hölle, und Hölle bezwingt nicht bloße Tapferkeit. Nur ein gewiſſes Schwert, von beſonderer Macht und Tugend, nur das mag deinem

tapfern Arm den Sieg verleihen. Dies Schwert ist jetzt in der Gewalt feindseliger Mächte, denen daran liegt, daß es nicht auf Erden herrsche, und diese haben es verborgen tief im Grunde unterirdischer Klüfte. Dort mußt du dir es holen. In jenen blauen Bergen, die sich schroff und zackig in seltsamen Gestalten uns zur Rechten erheben, da wirst du nähere Kunde finden. Dorthin also geht jetzt dein Weg. Ich aber kann dich nicht fürder begleiten. Doch wenn du in Noth bist, werde ich bei dir seyn. Ziehe hin und sey standhaft. Dem festen Willen ist die Welt unterthan. Dir aber, Freund Volko, hinterlaß' ich mein Dachskränzlein. Das wird für euern Imbiß sorgen. Sey deinem Herren treu, und steh' ihm wacker zur Seite in der Gefahr."

Er reichte beiden die Hand zum Abschiede. „Doch noch eins!" fuhr er fort, „du bist nicht ritterlich gerüstet und geschmückt. Dort unten, wo der Rauch aus dem Walde steigt, da wohnt ein kunstreicher Waffenschmid. Dem bringe nur einen Gruß vom Meister Ezzelino, fordre was du brauchst, und lasse dich nicht abschrecken. Er ist ein wunderlicher Gesell, und öfters nicht bei Laune. Doch ist er grob, so sey nur wieder hübsch grob: so wirst du am besten mit ihm fertig. Es mag dein erstes Probestücklein seyn. Gott sey mit dir!"

Raimund und Bolko hatten noch viele Fragen auf den Lippen, allein Meister Eszelino verschwand in dem Augenblick hinter einem Felsenstücke.

Viertes Kapitel.

Das erste Abenteuer. Wie Raimund zu dem Schmid kommt.

Der Wald war dicht und wild verwachsen; von einem Pfade nirgends eine Spur. Raimund stieg von Zeit zu Zeit auf einen Baum, um die Richtung nach dem aufsteigenden Rauche nicht zu verlieren. So kamen die beiden Wanderer nur mit großer Beschwerde und langsam weiter. Raimund ging schweigend voran, der Knappe zog murrend und leise fluchend hinter drein.

„Nehmt mirs nicht übel, junger Herr,“ hob Bolko endlich an, „ich kann nicht länger schweigen; mir frißt ein mörderlicher Groll an der Leber. Ich muß ersticken, wenn ich ihm nicht Luft mache. Es geht hier nicht mit rechten Dingen zu. Der kleine Rothbart — ich möchte ihn gern anders beiteln, wenn wir nicht noch auf seinem Revier wären — der kleine Gottserbeiuns, den ich gar wohl kenne, oder ich will nicht Bolko heißen, er übt hier wieder einen von seinen Streichen aus, gebt Acht, und hat

uns nur zum besten. Schon als ein Knabe hab' ich solche feine Stücklein von ihm erzählen hören. Ich sag' euch, an der ganzen Mähr von dem König mit den Schlangen ist kein wahres Wort."

„Schweig still!" sprach Raimund, „und gieb etwas zu essen her. Mich hungert."

„Mich auch," rief Bolko, „so wahr ich einen Magen habe! Aber ich bitte euch, bestellt euren Hunger auf ein andermal. Sagt lieber, es wäre alleweil' niemand zu Hause; er würde schlechte Unterhaltung finden. — Ja, seht mich nur nicht so groß an. Unser Vorrath ist heute Morgen rein aufgezehrt worden."

„Nun aber, Meister Exzelines Dachsränzlein?" rief Raimund.

„Ja," erwiederte Bolko, „Meister Exzelino ist ein Ehrenmann. Er hat uns ein treffliches Mittel für die Augen mit auf den Weg gegeben. Ihr seht, was in dem Ränzlein ist, und wie es sich selber vor Verdruß darüber in tiefe Kummerfalten legt! Nichts ist darin, gar nichts! Es ist so leer, als wollt's meinem Magen mit gutem Beispiel vorangehn."

Raimund hieß ihn nur hinein zu fassen. Er zog kopfschüttelnd den Riemen auf und streckte die Hand hinein. Sogleich aber zog er sie mit großem Geschrei wieder heraus, und warf ein mächtiges Bund Nesseln und Disteln weit von sich hinweg. — „Nun,

ſeht ihr, ſeht ihr," ſchrie er, „wie bokhaft der verdammte Kobold ſein Spiel mit uns treibt! Ich hab's euch ja geſagt!"

Raimund nahm lachend den Sack auf, ſteckte die Hand hinein, und brachte alsbald eine Flaſche Wein und ein weißes Brod heraus.

„Nun ſiehſt du, ſiehſt du," rief er, Meiſter Ezzelino iſt doch ein Ehrenmann. Ein andermal halte nur deine Zunge im Zaum."

Da kam Bolko freudig herbeigeſprungen, aß und trank und ließ den Meiſter hoch leben, und beide machten ſich hierauf wieder mit friſchem Muthe auf den Weg und gingen, und gingen immerzu.

Die Sonne war bereits hinter den Bergen; die Krähen flogen nach ihren Neſtern, Eulen huſchten leiſe durch den Wald, und Bolko fing ſchon wieder an halblaut mit ſich ſelber zu reden und zu ſchimpfen: da klangen auf einmal helle Hammerſchläge von ferne aus der Tiefe herauf. Die beiden Pilger nahmen freudig ihre Richtung dorthin. Es dauerte nicht lange, da ſahen ſie einen rothen Schimmer an den Wipfeln der Bäume, bald darauf flatterten einzelne Funken raſch hintereinander vor ihnen in die Höhe; es ward immer heller um ſie, und nach einigen Schritten ſtanden ſie an dem Rande eines Bergkeſſels, und ihnen gegenüber an der andern Seite wölbten ſich die ſchwarzen Felſen zu einem hohen

weiten Thor; durch das Thor schauten sie hinab in eine geräumige Höhle, darin war helle Glut, und dunkle Gestalten bewegten sich auf dem feurigen Hintergrunde hin und her.

„Hm," sagte Volko, „das sieht wohl eher dem Eingang zur Hölle gleich, als einer Schmiedewerkstatt. Und dort hinunter wollt ihr?"

„Nun freilich!" erwiederte Raimund, „bin ich doch darum hergekommen." Und damit schritt er den Abhang schnell hinab. Volko folgte ihm kopfschüttelnd.

Als sie unten waren, erhub sich in der Höhle nach dem Takt der Hammerschläge ein Gesang von einigen rauhen Männerstimmen. Raimund blieb stehen und hörte sich das wunderliche Lied mit an.

Risch daran, Rasch darauf!
Rühr' dich, Gesell!
Hammer spring ab und auf:
Eisen glüht hell,
Freudig sprüht's Funken auf,
Daß bald ein Schwert wird drau's,
Risch daran, Rasch darauf!
Rüstig, Gesell!

Dunkel aus Grundes Nacht
Kommt's uns zum Schlag;

Hammers und Feuers Macht
Treibt's blank zu Tag,
Blank, daß ſich klar und rein
Spiegelt der Himmel drein.
Riſch daran, raſch darauf!
Rühr dich, Geſell!

Und ſo zur Nacht hinab,
Oder hinan,
Himmelwärts übers Grab
Wieder macht's Bahn.
Wähl' dir das Beſte hier:
Heute mir, morgen dir!
Riſch daran, raſch hinauf!
Schwerttod iſt ſchön.

Das Lied gefiel Raimund. Er war neugierig die Sänger zu ſehen, und ging raſch durch das Felſenthor in die Höhle hinein. Hier ſtanden drei Knechte am Amboß und ſchlugen mit mächtigen Hämmern wacker drauf los, daß die Funken weit umher ſprühten. Seitwärts aber ſaß ein Mann von ſchwarzem finſtern Anſehn, der ſilberne Zierrathen mit kleinen Hämmerchen und Meißeln kunſtreich ausarbeitete. Den hielt Raimund für den Meiſter, trat alſo zu ihm und begrüßte ihn freundlich.

Der Meister sah ihn scheel von der Seite an, erwiederte seinen Gruß nicht, sondern arbeitete fort.

Raimund erhob seine Stimme, in der Meinung, daß jener vor dem Getöse ihn nicht recht gehört habe und rief zum andernmale. „Guten Abend, lieber Meister!"

Da fuhr der Meister zornig auf und winkte seinen Knechten. Die ließen alsbald ihre Arbeit liegen, einer von ihnen machte sich an Volko, ergriff ihn bei den Schultern und schob ihn bebend zur Höhle hinaus, die beiden andern aber faßten Raimunden unsanft an den Armen an, willens ihm ein Gleiches zu thun. Doch jetzt ergrimmte Raimund über den schnöden Empfang, machte sich schnell die Arme frei, packte die beiden Knechte mit gewaltiger Faust, und warf sie zur Erde, daß der Boden dröhnte; dann ging er auf den Meister zu, der aufgesprungen war und einen großen Hammer ergriffen hatte, unterlief ihn flink, faßte ihn beim Kragen und schleuderte ihn an die Felswand, daß ihm alle Gebeine erkrachten. Dabei schrie er mit donnernder Stimme. „Guten Abend, lieber Meister!" Und da jener, von der Wand abprallend, ihm wieder entgegentaumelte, faßte er ihn abermals, schleuderte ihn wieder zurück, und indem er sein: guten Abend, lieber Meister! wiederholte,

machte er ſich bereit, ihn alſo auch zum drittenmale zu empfangen.

Da ſchrie der Meiſter ſchnell: „Schön Dank! Schön Dank! Laßt's gut ſeyn. Ich habe es ſchon gehört.“ Und Kopf und Schultern reibend, ſetzte er hinzu: „Das muß wahr ſeyn, ihr habt eine beſondere Art zu grüßen!“

„Ländlich, ſittlich!“ erwiederte Raimund. „So hat mir mein Vater oft geſagt. Nach euerm Empfang meinte ich, es wäre hier der Gebrauch ſo.“

Der Meiſter Schmid lachte laut auf. „Ihr gefallt mir nicht übel, junger Geſell,“ ſprach er, „und ſcheint mir kein Mann zu ſeyn. Was wollt ihr von mir?“

Raimund brachte ihm nun ſeinen freundlichen Gruß vom Meiſter Ezzelino, und trug ihm dann beſcheiden ſein Begehr vor.

„So, ſo!“ rief Meiſter Welf, „von dem kommt ihr! Warum habt ihr das nicht gleich geſagt? Das Feuer theilt einem, der immer damit zu ſchaffen hat, leicht etwas von ſeiner Natur mit, macht verdrießlich und zum ſchnellen Zorn geneigt. Auch treibt ſich hier im Walde mancherlei Volk umher, und ihr, nehmt mirs nicht für ungut, mit euerm Bärenfell um die Schultern, und der Krummbeinige da mit ſeinem verroſteten Panzerhemd, ihr ſaht mir beide ein wenig verdächtig aus. Nun, dafür ſoll aber

bald Rath werden. Die beste Rüstung, die ich habe, steht euch zu Dienst. Ich meine, ihr werdet sie mit Ehren tragen, und meiner Arbeit keine Schande machen."

Mit diesen Worten zündete er eine Fackel an, und führte Raimunden in eine anstoßende Felsenhöhle. Da hingen nun Rüstungen und Waffen von mancherlei Art und Gestalt umher. Dem jungen Kämpen schlug das Herz vor Freude bei dem Anblick. Meister Welf hieß ihn wählen. Er wählte sich nach langem Besehen und Ueberlegen endlich eine schöne blau angelaufene Stahlrüstung mit silbernen Nägeln und Verzierungen. Der Meister bestand darauf, er solle gleich versuchen, ob sie ihm gerecht sey, und Volko ward herbeigeholt, seinen Herrn zu wappnen.

Und als nun der junge Held von den Schultern bis auf die Füße herab ganz gerüstet hoch und herrlich vor ihnen stand, und das lichtbraune Haar in anmuthigen goldenen Wellen und Ringeln ihm vom Haupte herabfloß und die Augen ihm in der Freude seines Herzens leuchteten und strahlten wie das aufgehende Zwillingsgestirn, da konnten sie beide nicht satt werden, ihn zu betrachten, und Meister Welf sagte: „Wahrlich, der junge Gesell sieht schön und stattlich aus wie ein Königssohn, und weiß ich ihn mit niemand zu vergleichen, als mit Prinz Gunde-

bert, des jetzigen Königs Bruder, da er noch lebte und jung war.

Er ging und brachte einen trefflichen Helm herbei. Eine kunstreich gearbeitete silberne Schlange ringelte sich oben über die Wölbung hin.

Als Raimund die Schlange erblickte, rief er freudig: „Das ist ein gutes Zeichen, Meister, daß ihr mir grade diesen Helm bringt!“ Und er erzählte ihm nun, in welcher Absicht er sich aufgemacht, und wie er jetzt nach den blauen Bergen gegen Morgen ziehe, um sich dort zuvor das Schwert zu holen, mit welchem er zu siegen hoffe.

„Wahrlich,“ sagte der Schmid, „ihr habt nichts Geringes unternommen, doch scheint ihr mir grade der Mann unter Tausenden, dem es vielleicht gelingen möchte. Ruht euch nur diese Nacht bei mir aus; morgen will ich euch den Weg beschreiben, den ihr zu nehmen habt. Die Rüstung übrigens geht auf Meister Ezzelinos Rechnung.“

Fünftes Kapitel.

Das zweite Abenteuer. Thorhilde und die Waldkönigin.

Als Raimund am andern Morgen zur Abreise gerüstet aus der Höhle trat, fand er zwei gesattelte Rosse zu seinem Gebrauch.

„Das geht alles auf Meister Ezzelinos Rechnung,“ antwortete der Schmid auf seine Frage. „Die Zahlung ist mir gewiß.“

Hierauf wies er ihn mit kurzen Worten an, wie er ein Roß zu besteigen und zu führen habe, und obgleich Raimund noch niemals zu Pferde gesessen hatte, wußte er sich doch sehr bald darin zu finden, und tummelte den muthigen Braunen wacker auf dem Rasen hin und her. Dann nahm er freundlich Abschied von Meister Welf und trabte mit seinem Knappen frisch in den Wald hinein.

Sie ritten immer so fort, wie ihnen der Weg bezeichnet war. Meister Welf hatte ihnen verheißen, daß sie noch vor Sonnenuntergang aus dem Walde kommen sollten. Allein die Sonne ging unter, die Nacht brach ein, und noch immer zeigte sich des Waldes kein Ende.

„Aus dem Walde kommen!“ brummte Volke. „Ja, hat sich was! Wir kommen immer tiefer hinein. Wenn wir nur noch acht Tage so drin herumreiten, so mögen wir von Glück sagen. Vielleicht finden wir in unserm ganzen Leben keinen Ausgang. Ich hab' mirs gleich gedacht. Der Meister Welf läßt euch den kräftigen guten Abend von gestern nicht so hingehen. Wer weiß, in welchen höllischen Abgrund uns dieser Weg führt!

„Still!“ rief Raimund und hielt ſein Pferd an. „Vor mirk doch, als hört' ich das Hifthorn von der Ordenburg!“

Volko ſeufzte: „Ach, du gute Oedenburg! Ich wollte, ihr hättet recht gehört, und wir wären zu Hauſe!“

Indem hörten ſie in der That ganz deutlich den Klang eines Hifthorns in der Ferne. Bald geſellte ſich Hundegebell und wildes Geſchrei dazu, und der Lärm kam immer näher.

„Gebt eurem Pferde die Sporen!“ ſchrie Volko. „Macht daß wir fortkommen. Das iſt die heidniſche Waldkönigin Diana, die alleweile mit ihren Strighexen und anderm heidniſchen Weibsvolke das nächtliche Reiten anſtellt durch ihr Gebiet. Kommt ihnen ein Chriſtenmenſch in den Weg, ſo iſt er verloren! — Macht fort, reitet zu, daß wir ihr noch entwiſchen!“

Allein Raimund meinte, das ſey nicht Noth. Wie Vater Wolfgang ihm oft geſagt, hätten die böſen Geiſter keine Gewalt über den, der ſich ſelbſt keiner böſen That bewußt ſey, noch böſe Gedanken in ſich hege, und ſo wolle er ſich die Gelegenheit nicht entgehen laſſen, einmal ſolchem nächtlichen Unweſen in der Nähe zuzuſehen.

Sie waren unter dieſen Reden ganz langſam fortgeritten und kamen jetzt auf einen freien Platz.

Da hörten sie plötzlich raschen Hufschlag hinter sich, sahen etwas weißes durch die Bäume schimmern, und erkannten endlich bei dem schwachen Dämmerlichte, welches der Tag noch zurückgelassen hatte, eine weibliche Gestalt auf einem weißen Pferde. Das kam in gestrecktem Laufe grade auf sie zu.

„Das ist sie! das ist sie!“ schrie Volko. „Gott steh' uns bei!“

Raimund wandte sein Pferd und hielt.

Als die Reiterin ganz nahe gekommen war, hielt sie gleichfalls ihr Roß an, sprang herab, und indem sie sich vor Raimunden auf die Knie warf, flehte sie ihn mit rührender Stimme um Hülfe und Schutz vor ihren Verfolgern an.

„Das ist euch gewährt, Jungfrau!“ sprach Raimund. „Steigt nur wieder zu Pferd und haltet euch dicht bei mir. Mit Gottes Hülfe denk' ich euch zu beschützen gegen jedermann.“

Er hatte kaum aufgesprochen und die Jungfrau kaum Zeit, nach seinem Geheiß zu thun, da war der höllische Lärm, den sie von fern gehört, auch schon ganz nahe; von allen Seiten brach es durch die Gebüsche; der ganze Platz füllte sich mit wunderlichen Gestalten an. Es waren, so viel sich erkennen ließ, lauter Weiber, die auf Pferden, Hirschen, Einhörnern und sonst auf abenteuerlichen Thieren einherritten. Sie umringten Raimunden mit ent-

ſeßlichem Lärmen und Geheul und ſchrien: Sieh ſie rauf! Sieh ſie rauf! Mitten durch das Gewimmel aber ſprengte auf einem ſchwarzen Roſſe eine hohe ſtattliche Frau daher. Sie war grün gekleidet; auf ihrem Haupte trug ſie einen halben Mond von koſtbaren Steinen, wie es ſchien, und dieſer ſtrahlte mit ſo hellem Lichte, daß er den wirklichen Mond am Himmel darin noch übertraf, und weit umher alles erleuchtete.

„Wohin gehſt du?“ ſprach ſie zu Raimund. „Wohin willſt du, ſchöner Knabe, Heldenſohn? Kehre um! Du gehſt in deinen Tod. Kehre um, komm mit mir. Glück und Ruhm verheiß ich dir, wie keiner noch beſeſſen hier auf Erden. Schöner Knabe, Heldenſohn, König dereinſt, komm mit mir!

Raimunden war nicht anders zu Muth, als ob die Stimme tief in ſein Innerſtes dränge und ſein Herz auflöſte in Luſt und Sehnſucht; und als er ihr, die ſprach, ins Geſicht ſchaute, vermochte er ſeine Augen nicht mehr abzuwenden, er fühlte ſich wie trunken und taumelnd, eine wunderbare Glut brannte in ſeinen Adern, und halb bewußtlos wie er war, kam es ihm vor, als ob die Blicke, die die ſchöne Jägerin aus ihren dunkeln Augen auf ihn ſchoß, ihn mit einem feurigen Netz umwebten und umſtrickten, und ihn mit Gewalt hinüberzögen zu ihr.

Da drängte ſich die Jungfrau ihm zur Seite

hart an ihn und ergriff ängstlich seine Hand, ihn mit sich fortzuziehen. Halb unwillig wandte er sich nach ihr; doch als er in das bleiche und doch so schöne Gesicht sah, und in die blauen Augen, die so flehend nach ihm aufblickten, da fühlte er sich plötzlich im Innersten verwandelt; er wußte nicht wie es kam, daß ihm seine Mutter einfiel, wie sie oft mit den milden blauen Augen ihn so freundlich und doch so wehmüthig angesehn, und er faßte schnell nach der Alpenrose von ihrem Grabe, die er in seiner Schärpe verwahrt trug, und zog sie hervor, und in dem Augenblicke war es, als ob ein Sturmwind unter den Haufen führe, der ihn umgab. Mit entsetzlichem Geheul und Geschrei stäubte er auseinander, und Raimund, von plötzlichem Grausen erfaßt, nahm das Pferd der Jungfrau beim Zügel und sprengte mit ihr davon, ohne sich weiter umzusehn.

Ein gräuliches Ungewitter erhob sich und tobte hinter ihnen her mit Sturm und Hagel, Donnern und Blitzen, und durch das Toben hindurch vernahmen sie das Geschrei und Geheul der Weiber, die sie verfolgten, und da Volko nicht so rasch nachkommen konnte, fiel er ihnen in die Hände und sie setzten ihm mit Stoßen und Schlagen, Zwicken und Kneipen so mörderlich zu, daß er vor Angst lauter schrie und brüllte, als alle die Weiber miteinander.

Endlich ward der Wald lichter; bald erreichten

ste das Freie und hielten an. Volko stürzte athemlos herbei, Roß und Reiter mit Schweiß und Schaum bedeckt.

„Nun, junger Herr," schrie er, ihr werdet an euern Fürwitz gedenken, wie ich! Und sollter ihr die Geschichte jemals vergessen, so habt ihr an mir ein stetes Erinnerungsbuch bei euch; denn auf meiner Haut steht sie wie auf einem alten Pergament mit blauen Buchstaben so deutlich und nachdrücklich geschrieben, daß sie die Engel, die mit der Posaune zum jüngsten Tage blasen, noch darauf werden lesen können."

Er begann darauf im Weiterreiten nach seiner Art auf den Schmid sowohl als Meister Ezzelino zu schimpfen, und beide zu verwünschen, bis ihn ein heftiger Blitz und Donnerschlag schnell zum Schweigen brachte.

Bei dem Blitze aber wurden sie gewahr, daß ihnen ganz nahe zur Seite auf einem Hügel eine alte Burg sich erhob mit vielen Thürmen und seltsam ausgezackten Mauern und Zinnen.

„Wenn mich nicht alles trügt," rief die Jungfrau, so bin ich hier am Ziele meiner Reise. Denn so ward mir die Burg beschrieben, wo ich das finden soll, was ich suche."

„Ihr sollt wissen, edler Ritter, fuhr sie fort, daß ich Thorhilda heiße und eine Tochter des Königs bin, der dieses Land beherrscht."

„Des Königs Giselherr!“ rief Raimund, mit Verwunderung.

„Deſſelben!“ erwiederte Thorhilda. „Wenn ihr ſeinen Namen kennt, ſo kennt ihr auch ohne Zweifel ſein unerhört entſetzliches Schickſal. In der Hoffnung, es wenigſtens zu mindern, bin ich aufgezogen. Denn die Herrin dieſer Burg ſoll im Beſitze einer Laute ſeyn, deren wunderbare Töne alle Schmerzen lindern und manchem böſen Zauber widerſtehn. Durch einen Zufall kam ich heute gegen Abend von meinen Begleitern ab, und fiel der wilden Weiberſchaar in die Hände, von deren Verfolgung ihr mich ſo großmüthig befreitet.“

„Nun, beim Himmel! — rief Raimund aus — das kann ſich nicht ſeltſamer treffen! Auch ich bin aufgezogen, eurem Vater zu Hülfe und Rettung.“ — Und damit erzählte er ihr, wie alles gekommen, und unter dieſem Geſpräche ritten ſie in die Burg.

Sechſtes Kapitel.

Das dritte Abenteuer. Was ſich mit Volke in der Burg zugetragen.

Raimund ſowohl als Thorhilda waren von der Burgfrau freundlich und liebreich aufgenommen worden. Raimund hatte manchen guten Rath von ihr erhalten, wie er zu dem Wunderſchwert gelangen

möchte, und Thorhildens Schönheit und ſtille Anmuth hatte ſchnell ihr Herz gewonnen. Sie zeigte ſich bereit ihr Verlangen zu erfüllen, und Raimund beſchloß am andern Morgen weiter zu ziehen, ſo gern er auch noch dort geblieben wäre, denn er dachte allezeit an Vater Wolfgangs Sprüchlein: Selber, hintereinander und Behend, die bringen alles wohlzu End'.

Bolko hatte ſich's indeſſen wohl ſeyn laſſen mit den drei Zwergen, welche die Bedienung in der Burg verſahen, die ſich als muntere Geſellen zeigten und ihren Gaſt aufs beſte bewirtheten. Dabei war denn zuletzt auch das Dachsränzlein zu Rathe gezogen worden, und hatte die luſtige Compagnſchaft mit mancher Flaſche ſo wohl berathen, daß ſie endlich ſammt und ſonders mit einem guten Rauſche verſehen zu Bette taumelten.

Dieſen mochte Bolko nun wohl noch nicht völlig ausgeſchlafen haben, als die Morgenſonne, die grade auf ſeine Augen ſchien, ihn aus dem Schlafe weckte; denn indem er ſich an den Befehl ſeines Herrn erinnerte, frühzeitig bei der Hand zu ſeyn, und in den Hof gehen wollte, nach den Pferden zu ſehen, ſtieg er, anſtatt die Treppe hinabzuſteigen, vielmehr eine Treppe hinan, und wunderte ſich nicht wenig, als er hier, ſtatt nach ſeiner Meinung in den Stall zu kommen, in ein hochgewölbtes, reiches Gemach trat. Spiegelblanke Säulen von Marmor

ſtanden ringsum an den Wänden, und zwiſchen den Säulen rieſengroße Bilder von Erz und Stein. Bolko betrachtete alles mit Erſtaunen, und da er gegenüber noch eine halboffne Thür gewahrte, konnte er dem Verlangen nicht widerſtehn, ſich weiter umzuſehn, und trat in eine zweite Halle, die auf ähnliche Weiſe, aber ſtatt der Bildſäulen mit großen Gemälden an den Wänden ausgeſchmückt war. Hier befand er ſich nun recht in ſeinem Elemente, denn ſein Vater war ein Maler geweſen, und hätte den Sohn gleichfalls zu ſeiner Kunſt erzogen, wenn er nicht frühzeitig weggeſtorben wäre. Von daher blieb Bolko indeß allzeit eine große Neigung zur Malerei.

Er lief nun hier mit einem beſondern Vergnügen vor den herrlichen Bildern auf und nieder, und wußte gar nicht, wo er anfangen ſollte zu ſchauen. In dieſer Unruhe ſtieß er auf die Thür zu einem dritten Gemache, öffnete ſie gleichfalls, und ſah ſich nun mitten in einer großen Malerwerkſtätte, auf der Wand ihm gegenüber aber ein treffliches Gemälde von vielen Figuren in ganz veralteter Tracht, deſſen Farben jedoch ſo lebhaft und friſch waren, als hätte der Meiſter eben erſt die letzte Hand daran gelegt. Allein zu ſeiner Verwunderung bemerkte er in der Mitte deſſelben einen ganz leeren weißen Raum: das kam ihm ſehr ſeltſam und faſt ärgerlich vor, und je länger er das Bild betrachtete, deſto

ärgerlicher und unerträglicher ward ihm der weiße Fleck, und er fühlte eine große Begier, diesem häßlichen Uebelstand abzuhelfen, so daß er endlich schnell nach einem Pinsel griff, und sich einige Farbentöpfe zusammentrug, um den Fleck zu übermalen. Da er nun dabei einem großen Spiegel gegenüber kam, und sich selbst darin erblickte, fiel er auf den Gedanken, sein eignes Bild in dem leeren Raume anzubringen, welches er auch auf der Stelle ins Werk setzte.

Die Arbeit ging ihm über die Maßen gut von statten; der Pinsel flog in seiner Hand, und in kurzer Zeit sah er sein wohlgetroffenes Ebenbild in Lebensgröße vor sich stehn. Darüber spürte er nun großes Vergnügen. Er beäugelte das Bild von allen Seiten mit Wohlgefallen, und trat endlich auch vor den Spiegel, um es darin zu betrachten, wie die Maler pflegen. Hier kam es ihm noch weit schöner, ja in der That fast als wie lebendig vor, und er nickte ihm in der Freude seines Herzens einen freundlichen Gruß zu. Doch siehe! Da däuchte ihm auf einmal, als nicke das Bild wieder zurück. Ein wenig erschrocken, und in der Meinung, daß ihn der Spiegel getäuscht, kehrte er sich schnell um, ging einige Schritte gegen das Bild, blieb dann stehen und wiederholte seinen Gruß. Und siehe! Das Bild fing an die Augen zu drehen, verzerrte das Gesicht zu einem freundlichen Grinsen und nickte

ganz deutlich dreimal mit dem Kopfe. Darüber kam Volke doch ein Grauſen an, es lief ihm kalt über den Rücken, und er zog ſich langſam, die Augen immer gegen das Bild gewendet, nach der Thüre. Allein ſo wie er zurückwich, fing auch das Bild an Arme und Beine zu bewegen, als wollte es ihm folgen; zu gleicher Zeit wurden auch die andern Figuren an der Wand lebendig, regten die Glieder und nickten mit den Köpfen, und endlich ſchritten ſie alle miteinander, Männer, Weiber und Kinder, wirklich aus der Wand heraus und grade auf Volko zu. Dieſer aber rannte nun voll Entſetzen nach der Thür, und glaubte ſich durch die Flucht von der ungebetenen Begleitung los zu machen; allein als er in die anſtoßende Gemäldehalle ſtürzte, waren dort die Figuren aus den Wandbildern ſämmtlich auch ſchon in voller Bewegung und kamen ihm entgegen und nickten mit den Köpfen. Zugleich hörte er die aus dem erſten Zimmer hinter ſich her ſchlürfen und raſcheln, und erblickte dicht neben ſich ſein Ebenbild, welches alle ſeine Bewegungen und Geberden wie ein Spiegel aufs getreuſte nachahmte oder vielmehr zu gleicher Zeit mit ihm machte. Das brachte ihn nun vollends außer ſich. Halb bewußtlos ohne Athem ſprang er in das folgende Gemach. Aber, o Entſetzen! auch hier ſtiegen die Rieſenbilder von Erz und Stein eben von ihren Fußgeſtellen, mar-

ſchirten in beſter Ordnung, mit ſchweren Tritten, tapp! tapp! daß die Fenſter klirrten, nach dem Ausgang, ſtellten ſich dort in einer langen Reihe vor die Thür, ſo daß an kein Entwiſchen zu denken war, und begrüßten Volko gleichfalls mit langſamem und feierlichem Kopfnicken.

In der Todesangſt rannte er nun hin und wieder, ſein Conterfei immer mit ihm, und ſuchte nach einem Ausweg und konnte keinen finden, und von der andern Seite her raſchelte und ſchlürfte die gemalte Geſellſchaft ihm immer näher auf den Leib und warf ihm entſetzliche Blicke zu, während dort die großen blinden Augen der Bildſäulen ihn auf eine faſt noch gräßlichere Weiſe anſtarrten. Endlich da er ſich nicht mehr zu retten noch zu helfen wußte, warf er ſich platt auf den Boden nieder und fing aus allen Leibeskräften an um Hülfe zu ſchreien.

Unter dieſer Zeit hatte Raimund, zur Abreiſe gerüſtet, ſeinen Knappen überall vergebens geſucht und gerufen, bis er endlich das gewaltige Tapp! Tapp! über ſich vernahm, wovon die ganze Burg erdröhnte, und bald darauf auch Volkos Geſchrei hörte. Sogleich lief er die Treppe hinan, und die Burgfrau, die das Vorgegangene zu ahnen ſchien, folgte ihm nach.

Hier erblickten ſie nun mit Erſtaunen das wun-

derliche Schauſpiel. Die Burgfrau aber ſprach mit feierlicher Stimme:

»Traum von Farben, Erz und Stein,
Scheinen ſollſt du nur, nicht ſeyn!«

und berührte eines der ſteinernen Bilder mit einem kleinen Malerſtäbchen, das ſie in der Hand trug. Sogleich ſtob die ganze Verſammlung auseinander; die Bildſäulen ſtanden im Nu wieder auf ihren Fußgeſtellen, und die andern Geſtalten nahmen ihre Plätze wieder in den Wandgemälden ein wie zuvor.

Allein nicht alſo geſchah es mit Volkos Ebenbilde. Die Burgfrau berührte es umſonſt mit ihrem Stäbchen; es bezeigte nicht die geringſte Luſt, ſich wieder an ſeinen Platz zu verfügen, ſondern begleitete Volko auf allen Tritten und Schritten und ſtieg endlich mit ihm ſogar die Treppe hinab in den Hof, wo die Pferde bereits geſattelt ſtanden.

„Wohl! Wohl! ſagte die Burgfrau lächelnd, ich merke wer du biſt. Du wirſt dich nun ſchon drein ergeben müſſen, Volko. Ich kann dir nicht helfen.“

Volko aber, als er die Pferde ſah, dachte ſich doch vielleicht noch ſelber zu helfen. Als daher Raimund Abſchied genommen hatte von der Burgfrau und von Thorhilden, und eben aufſitzen wollte, da ſprang jener auf einmal wie der Blitz auf ſein Pferd und jagte davon in der Meinung, daß ſein Conter-

ſei ihm ſo ſchnell nicht würde folgen können. Doch indem er ſich nach ihm umſehen wollte, wo es geblieben, da ſaß es auch ſchon wieder hinter ihm und grinſte ihm freundlich über die Schulter entgegen.

„Nun denn, ſchrie er, indem er vom Pferde ſprang, — beim heiligen Antonius, der in ſeiner Wüſte nicht tolleres Zeug erlebt hat, als ich heute: ich ergebe mich! Iſt es mir in Zeit von 40 Jahren gelungen, mich an mich ſelber zu gewöhnen, ja ſogar mich recht leidlich lieb zu gewinnen, ſo kann es mir wohl auch mit dir ſo gehen, der du ja mein Bruder und zugleich mein Sohn biſt. Der Himmel gebe mir nur gehörige Zeit dazu!“

Lachend befahl die Burgfrau noch ein Pferd herbeizuführen für Bolkos Conterfei, lachend erfüllten die Zwerge den Befehl, und lachend trabte Raimund mit ſeinem Bolko Nummer 1 und Bolko Nummer 2 zum Thore hinaus.

Siebentes Kapitel.

Das vierte Abenteuer. Wie Raimund ſich das Schwert gewinnt.

Der Tag ging auf die Neige, als Raimund mit ſeinen zwei Knappen von einer Anhöhe herab die blauen Berge ganz nahe vor ſich liegen ſah.

In tauſend und aber tauſend einzelnen Klippen,

Säulen, Pfeilern und Thürmen starrten die grauen Felsen zum Himmel empor wie Trümmer einer ungeheuren Riesenstadt, Raimund ritt grade darauf zu und folgte einem Wege, der in das Innere dieses Felsenwaldes zu führen schien. Immer nackter und schroffer wurde das Gestein, immer seltsamer seine Gestalten, so daß es bald mit mancherlei Thieren, bald selbst mit Menschen zu vergleichen war. Endlich gelangten sie auf einen runden Platz, der ringsum mit einer steilen, glatten Felswand umgeben war und keinen andern Ausweg zu haben schien, als den, durch welchen sie kamen. Ihnen gegenüber rauschte ein starker Bach wie ein breiter Wasservorhang an der Steinwand hoch herab.

„Nun, wie weiter, Volkochen?" sprach Volko zu seinem Ebenbilde, an dessen Begleitung er sich bereits so weit gewöhnt hatte, daß er anfing allerlei Possen mit ihm zu treiben. „Sprich doch nur endlich einmal ein Wort! Ich kann solche stumme Gesellschaft nicht leiden; und du schlägst wahrhaftig ganz aus der Art, mein Söhnchen."

Aber jener, ob er gleich wie gewöhnlich die Lippen bewegte, so lange als Volko sprach, brachte er doch keinen Laut aus seinem Munde.

„Hier durch das Wasser geht unser Weg!" rief Raimund, und ohne weiter auf Volko zu hören, der ihm die Unmöglichkeit vorstellte, ritt er gerade mit-

ten in den Waſſervorhang hinein. Bolko hatte keine Luſt, allein zurück zu bleiben, und mußte ſich alſo entſchließen, ihm zu folgen.

Sie kamen alsbald in eine ſchmale Kluft, die hinter dem Waſſer durch den Felſen ging, und ſahen nach einer Weile wieder den blauen Himmel über ſich. Doch war ihnen dadurch nicht viel geholfen, denn ſie bemerkten bald, daß der Platz, auf dem ſie ſich befanden, gleichfalls rund um eingeſchloſſen war und nirgends weiter einen Ausgang zeigte. Vergebens unterſuchte Raimund den ganzen Umkreis genau, bis zu einer Höhe von mehr als hundert Ellen hinauf war das Geſtein überall ſo ſteil und glatt, wie eine Mauer.

„Nun, hier hat die Welt ein Ende, rief Bolko, und hoffentlich auch unſre Reiſe! Laßt uns nur gleich umkehren. Es iſt nicht anders; wenn nicht etwa Meiſter Ezzelino der Taſchenſpieler kommt, und uns auf der Stelle in Vogtein verwandelt, ſo müßt ihr euch ſchon drein geben.“ — „Aber ſeht nur, wie wunderlich! fuhr er fort, ich ſpreche vom Meiſter Ezzelino, und da ſitzt er ja leibhaftig vor uns.“ — Er zeigte bei dieſem Worte auf einen mächtigen Felſenberg, der ſich im Hintergrunde ihnen gegenüber bis in die Wolken erhob, und Raimund fand in der That, daß der Berg ganz ſo ausſah, wie ein in Stein gehauenes ungeheures Rieſenbild vom Meiſter

Ezzelino. Sogar das rothe Spitzbärtlein war nicht vergessen.

Indem sie aber noch mit Erstaunen das seltsame Naturspiel betrachteten, und ihnen die einzelnen Züge des Bildes immer deutlicher hervortraten, kam es ihnen auf einmal vor, als ob der Kopf desselben anfinge sich zu bewegen, und in demselben Augenblicke löste sich ein gewaltiger Felsblock ab, der die Nase vorstellte, und wohl so groß war wie ein Haus, und fiel krachend herunter. Der Kopf selbst folgte bald hinterdrein, Hände und Arme lösten sich gleichfalls, und endlich stürzte die ganze Gestalt mit einem entsetzlichen Donnergeprassel in sich zusammen. Raimund und seine Gefährten konnten sich kaum vor den Felsenstücken retten, die bis zu ihnen herabgerollt und gesprungen kamen und wurden von einer Wolke von Sand und Staub so dicht eingehüllt, daß keiner den andern sah. Als sich diese aber nach einer Weile wieder zertheilt hatte, bemerkte Raimund alsbald zu seiner großen Freude, daß nun über die Trümmer des zusammengestürzten Berges hinweg die schroffe Felsenwand ganz bequem zu ersteigen seyn würde; er sprang daher vom Pferde, hieß Bolkon ein gleiches thun, und schritt, Meister Ezzelino laut preisend, über die Felsblöcke, wie über eine Treppe, schnell hinan.

Hier verwandelte sich nun auf einmal der Schau-

platz. Sie meinten aus dem Leben plötzlich in das ſtarre Reich des Todes verſetzt zu ſeyn. Kein Baum, kein Strauch, kein Grashalm, war zu ſehen; nicht einmal ein dürftiges Moos hatte ſich an die zackigen, ſchwarzen Klippen gewagt, die gleich den Schlacken einer in Feuer aufgegangenen Welt um ſie her ſtanden. Rothe und gelbe Schwefelkryſtalle ſchaalten aus den Ritzen des verbrannten Geſteins wie grelle Flammen aus der Nacht.

Um Beſto mehr verwunderten ſie ſich, als ſie bald darauf an dem Eingang einer Höhle einen Baum ſtehen ſahen, der zwar keine Blätter, an ſeinen nackten Zweigen aber die ſchönſten goldfarbenen Früchte trug. Volko konnte dem Gelüſte nicht widerſtehen, von den herrlichen Früchten zu koſten, und obgleich Raimund ihn warnte, pflückte er einige ab und aß. Sein Conterfei that desgleichen, und verdrehte die Augen und ſchmatzte vor Vergnügen, und ſiehe da! auf einmal rief es mit lauter Stimme: „Ach! Ach! das ſchmeckt!“

Raimund und Volko erſtaunten nicht wenig, daß ihr ſtummer Geſährte ſo plötzlich zur Sprache gelangt war; dieſer aber fuhr fort zu ſchmatzen und zu ſchwatzen, und Volko freute ſich darüber weil er nun, meinte er, jemand hätte, mit dem er ſich unterhalten könne, wenn ſein Herr nicht auf ihn hören wollte. Allein ſeine Freude verkehrte ſich bald

in Verdruß: so oft er anfing zu sprechen, ließ ihn jener gar nicht mehr zu Worte kommen, ja er wurde bald gewahr, daß sie die Rollen gänzlich mit einander vertauscht hatten; denn anstatt daß sein Ebenbild bisher ihm alle seine Bewegungen nachgemacht hatte, so fühlte er sich jetzt im Gegentheil zu seinem großen Schrecken gezwungen, selbst alles zu thun, was jenes that. Davon erhielt er bald den deutlichsten Beweis. Als nämlich Raimund sich anschickte in die Höhle hinab zu steigen, grauste Volko vor der Finsterniß darin, und er wäre hier gern zurückgeblieben, hatte auch bereits die Erlaubniß dazu von seinem Herrn: allein da Volko Nummer 2 immer munter vorwärts schritt, fühlte Volko Nummer 1 trotz aller Gegenrede, trotz allem Fluchen und Schimpfen, seine Füße wider Willen fortgezogen, und mußte jenem folgen in den schwarzen Schlund hinab.

Hier gingen sie nun im Finstern wohl eine Stunde lang immer steil bergab. Endlich wurde es heller um sie her; ein bläuliches Licht erfüllte die ungeheuren Gewölbe, ohne daß sie sahen, wo es herkam; und bei diesem Schimmer wurden sie inne, daß die Wände neben ihnen und die Decke über ihrem Haupt, und der Fußboden, auf welchem sie gingen, ganz und gar aus Todtengebeinen bestanden.

Große Haufen davon lagen überdies noch hier und da am Wege.

„Hier liegt die alte Heidenwelt begraben!“ ſagte Volko der zweite. Und ſie gingen immer weiter bis an ein hohes eiſernes Thor, das Raimund nicht zu öffnen vermochte. Er zog daher ſein Schwert und ſchlug dagegen. Es gab einen lauten Klang, der weit hin durch die Klufte dröhnte, und im Augenblicke kam Leben in die Todtenbeinhaufen um ſie her; ſie fingen ſich an zu bewegen, raſſelten und klapperten durcheinander und ſetzten ſich endlich in unzählige Gerippe zuſammen, die von allen Seiten drohend auf Raimund und ſeine Gefährten eindrangen. Volko ſchrie laut auf vor Entſetzen und wollte ſich hinter ſeinen Herrn verbergen; allein Volko der ate zog den Degen und warf ſich keck der andringenden Schaar entgegen, und ſo mußte jener trotz ſeiner Todesangſt ihm nach und wacker einhauen auf den Feind. Dabei ging es nun ohne manchen tüchtigen Puff und Schlag und ohne manche klappernde Ohrfeige von den Knochenhänden nicht ab, und Volko ſchrie, ſo oft er getroffen ward, wie ein Geſpießter und bat die geſtrengen Herrn Todtengerippe, ſie möchten doch barmherzig ſeyn und es ihn nicht entgelten laſſen; er könne ja nicht dafür, und müſſe thun was jener verdammte Kobold thäte!

Indeß fing zu Raimunds Füßen der Boden an zu wanken, und theilte ſich empor, und aus der Tiefe ſtieg ein bleiches Rieſenhaupt, mit einer eiſernen Krone, daß ſchüttelte ſich die Erde aus den grauen ſtruppichten Haaren, that die Augenlieder auf, ſtarrte Raimunden mit halb gebrochenen Augen an und ſprach mit dumpfer, heiſerer Stimme: „Warum ſtörſt du mich im Schlafe?“ Und da Raimund, doch ein wenig entſetzt, nicht gleich zu antworten vermochte, hob ſich die Geſtalt immer höher aus ihrem Grabe, und er ſah, daß ſie mit einem Panzerhemd von Todtenbeinen und eiſernen Ketten bekleidet war; in ihrer Rechten trug ſie einen Wurfpfeil. Raimund ermannte ſich und rief: „Gieb das Schwert heraus, das hier verborgen liegt, denn ihm iſt beſtimmt zu herrſchen auf der Erde!“ und drang dabei muthig auf die Geſtalt ein. Doch als er ſie mit der Spitze ſeines Schwerts berührte, fühlte er plötzlich ſeinen Arm gelähmt, es ward ihm dunkel vor den Augen, ſeine Knie zitterten, er bebte zurück, und die Geſtalt ſchwang hohnlachend den Wurfpfeil, um ihn zu durchbohren; da war ihm plötzlich, als hörte er die Stimme ſeiner Mutter, die ihm Muth einſprach, und ſchnell riß er die Alpenroſe von ihrem Grabe, aus der Schärpe; Muth und Leben kam in ſeine Bruſt zurück, er unterlief den geſchwungenen Pfeil, berührte die Geſtalt mit

ſeiner Roſe, und im Augenblick war ſie verſunken und verſchwunden; raſſelnd ſtürzten zu gleicher Zeit die Gerippe hinter ihm zuſammen und vor ihm ſprang die eiſerne Pforte weit auf.

Er trat in eine weite Halle von grauen Baſaltpfeilern gebildet und ſah in der Mitte derſelben eine eherne Truhe ſtehen, worin, wie er wußte, das Schwert verwahrt lag, das er ſuchte. Schnell ging er darauf zu und faßte den Deckel. Doch in dem Augenblick erſchallte ein über alle Maßen entſetzliches Wehgeſchrei von allen Seiten, rothe Blitze fuhren praſſelnd aus dem Boden und ſprangen von der Decke herab, Donnerſchläge krachten um ihn her, die Erde bebte, gräßliche Geſtalten rauſchten an ihm vorüber und gellten ihm ihr furchtbares Weh! in die Ohren. Faſt wollten ihm die Sinne vergehen, dennoch aber hob er muthig den Deckel auf, und faßte nach dem Schwert, das wie ein Kreuz gebildet war, und auf ſeiner Klinge gleichfalls ein goldenes Kreuz eingeſchlagen trug; indem er es aber ergriff, geſchah ein gewaltiger Schlag, der Boden verſank rings um ihn, die Gewölbe ſtürzten ein, er ſtand in ſchwarzer Finſterniß und dumpfer und dumpfer ſcholl das Krachen der Felſentrümmer zu ihm herauf, die in den Abgrund hinabrollten. Endlich ward es ganz ſtill, daß er das Klopfen ſeines Herzens hören konnte. — So ſtand er eine Weile faſt betäubt;

dann fühlte er mit dem Schwerte nach allen Richtungen um sich her und ward gewahr, daß er auf einer schroffen Felsenspitze stand, rings um ihn herum der Abgrund, so daß er an der Möglichkeit verzweifelte von hier zu entkommen, und dem langsamen, qualvollen Tode entgegen sah in dieser gräßlichen Einöde. Da fing auf einmal die Alpenrose, die er noch in der Hand trug, mit einem rosenfarbenen Schimmer zu leuchten an, und bei dem Schimmer sah er, daß in geringer Tiefe unten ihm zwei Basaltpfeiler beim Zusammenstürzen sich aneinander gelehnt hatten und so eine schmale Brücke über den Abgrund bildeten. Freudig und muthig stieg er hinab, und betrat die Brücke, die kaum einen Fuß breit war. Unten in der Tiefe begann es von neuem zu rauschen und zu toben, graue Schatten schwirrten vor ihm hin und her, langten und schnappten nach ihm, und suchten seine Blicke zu verwirren, und zu gleicher Zeit war es ihm, als hörte er Wolfgangs und Thorbildens Stimme, die ihn drunten um Hülfe riefen. Er ließ sich aber nicht irre machen, hielt die Augen fest auf seinen schmalen Pfad geheftet, und gelangte so glücklich auf die andere Seite. Dort war er nicht lange gegangen, als er seine beiden Gefährten antraf, die ihn schon verloren gegeben hatten. Sie erreichten den Ausgang der Höhle, fanden ihre Rosse wieder

und trabten nun wohlgemuth ihren Weg gerade nach der Burg des Königs Giselherr.

Achtes Kapitel.

Beſchluß.

Als Raimund das ſtattliche Gebäude auf ſeinem Hügel vor ſich liegen ſah, da ſchlug ihm das Herz vor freudigem Muth und Erwartung.

Thorhilda empfing ihn, und indem ſie ihn zum Könige führte, erzählte ſie, daß es ihr zwar gelungen ſey durch die wundervollen Töne der Laute ihres Vaters Schmerzen zu lindern, ja ſogar oft ihn damit in einen kurzen Schlummer zu lullen, daß aber nach wie vor die beiden Schlangen ſich jede Nacht einſtellten zu dem entſetzlichen Mahl, und der alte König mit Sehnſucht ihm entgegenſehe, als auf den ſeine letzte Hoffnung geſtellt ſey.

Raimund fand den König beim Banket, von vielen Rittern und Frauen umgeben. Der Becher ging fleißig um und eine luſtige Muſik ließ ſich dazu hören; denn auf dieſe Weiſe ſuchte der König ſich zu betäuben und die ſchrecklichen Nächte zu vergeſſen, die ſeiner harrten. Mit Thränen hieß er ſeinen Kämpfer willkommen und eine freudige Röthe ſtieg auf ſeine bleichen abgezehrten Wangen, indem er

Raimunds jugendliche und doch ſo ſtolze kräftige Geſtalt betrachtete und das Schwert mit dem Kreuze in ſeiner Hand ſah. Er verlangte, daß er erſt einige Tage ausruhen und Kräfte ſammeln ſollte zum Kampfe, allein Raimund, den die Thränen des Königs auf dem Herzen brannten und der wieder an Wolfgangs Sprüchlein dachte:

Selbſt, Hintereinander und Bebend,
Die bringen alles wohl zu End'.

Raimund ſetzte gleich dieſelbe Nacht dazu feſt.

Und als es begann finſter zu werden, da wurden auch die Gäſte in der Halle immer ſtiller, und als Mitternacht heran kam, ſchlich einer nach dem andern ſich davon, die Muſik verſtummte, die Halle ward leer, ſelbſt die Diener des Königs verließen die Burg, und alle miteinander begaben ſich auf einen nahen Hügel, dort den Ausgang zu erwarten, und endlich war niemand mehr bei dem König als Thorhilda und Raimund. Dieſer aber ging jetzt hinaus und befahl Bolkon, ihm ſeine Rüſtung anzulegen, und als dies geſchehen, ging er in die große Waffenhalle, die an des Königs Gemächer ſtieß und die mit vielen Fackeln hell erleuchtet war: denn hier wollte er ſeinen Feind erwarten.

Er trat an ein Fenſter, welches die Ausſicht über den Hof hinweg in das freie Feld gab. Dunkle

Wolken zogen langsam am Himmel hin; dazwischen schaute der Mond dann und wann klar und freundlich herab. Und als er jetzt eben wieder hell in die Gegend schien, wurde Raimund zwei glänzende Streifen gewahr, die nebeneinander über das Feld her wie zwei schnellrinnende Wasserbäche auf die Burg zu kamen, und indem er noch zweifelte, was dies seyn möchte, zeigte es sich schon ganz nahe, und er merkte nun, daß es die Schlangen waren, die ungestum herbeischossen und deren Schuppenhaut so im Mondlicht glänzte. Es dauerte auch gar nicht lange, da sah er ihre grünlichen Häupter, die sich hoch über die Burgmauer erhoben, dann sich auf der andern Seite herabsenkten, und den langen Leib schleppend nach sich zogen. Und er hatte kaum Zeit von dem Fenster zurück zu treten, und sein Schwert mit dem Kreuze zur Hand zu nehmen, da hörte er sie schon die steinerne Treppe heraufrauschen, als ob es eine Schaar gewappneter Männer wäre, und auf sprang die Thür, und in hundertfachen Ringen sich durcheinander schlingend und sich drängend, quollen die ungeheuren Leiber durch die Oeffnung, bäumten sich dann in die Höhe und schienen einen Augenblick zu stutzen über die ungewöhnliche Erleuchtung und über den Ritter, der sie festen Fußes erwartete; plötzlich aber schossen sie gräßlich ziſchend auf Raimund ein, ihn zu umstricken. Doch

Raimund empfing sie mit einem gewaltigen Kreuzhieb, der beide traf, und obgleich sein Schwert von ihrem Schuppenpanzer abprellte, ohne sie zu verletzen, wichen sie dennoch alsogleich zurück, ringelten sich aber nun bald in weiten, bald in engen Kreisen mit Blitzesschnelligkeit immer um ihn herum, und zwangen ihn dadurch, daß er sich gleichfalls rastlos bald da, bald dorthin drehen und wenden mußte, um überall mit dem Schwert ihrer gewärtig zu seyn. So dauerte der Kampf lange Zeit unentschieden, bis Raimund seinen Arm matt werden fühlte und immer matter; seine Brust keuchte, die Last der schweren Rüstung drückte ihn zu Boden, seine Bewegungen wurden langsamer, und immer schneller und in immer engern Kreisen umringelten ihn die beiden Ungeheuer; endlich wurde es ihm ganz dunkel vor den Augen, kalter Schweiß trat an seine Stirn, in gänzlicher Erschöpfung sank er in die Knie, das Schwert glitt aus seiner Hand, wüthend schossen die Schlangen auf ihn los: er gab sich verloren. Da, in dem Augenblick, erklangen aus dem Nebengemach Thorbildens Lautentöne in mächtigen Akkorden; die Schlangen horchten und standen still, und Raimund, dem die Töne neue Lebensglut in die Brust strömten, faßte sein Schwert, riß sich empor, und mit starkem Wüten die letzten Kräfte zusammenraffend, hieb er mit einem Streich den

Ungeheuern die goldnen Kronen von den Häuptern, und hoch empor bäumten sie sich noch einmal und stürzten dann prasselnd nieder, daß die Mauern der Burg von dem Falle erbebten.

Freudig eilte Thorhilde herbei; auch Volko, den sein Ebenbild seit dem Eintritt in die Burg verlassen, und der sich jetzt in der Nähe versteckt gehalten hatte, kam hurtig gelaufen, und als er die Riesenleiber der Schlangen ohne Regung am Boden liegen sah, riß er das Fenster auf, und verkündigte die frohe Mähr mit lauter Stimme. Da strömten Herren und Diener, Männer und Frauen mit frohem Getümmel herzu, und die ganze Burg erschallte von lautem Jubel, und so begleiteten sie Raimunden zum König. Dieser heftete seine Lippen voll Inbrunst auf das Schwert mit dem Kreuze, umarmte dann seinen Ritter, legte Thorhildens Hand in die seinige, und ernannte ihn vor allem Volke zu seinem Erben und Nachfolger auf dem Throne.

Doch auf einmal mitten in dem Jubel sprengten Eilboten in die Burg, traten vor den König und meldeten, daß ein feindliches Heer in das Land gefallen, und bereits ganz in der Nähe sey, und wie es überall seine Absicht verkünde, den König vom Throne zu stoßen, den er widerrechtlich besitze.

Auf diese Botschaft griffen Schreck und Bestürzung um sich, unter denen, die zugegen waren; und

der König neigte sein Haupt auf die Brust und sprach: der Himmel ist noch nicht versöhnt! Raimund aber redete allen Muth ein und bat den König, schnell seine Mannen aufbieten zu lassen, er selbst wolle mit den anwesenden Rittern und allem was in der Burg die Waffen zu tragen vermöge, sogleich hinausziehen dem Feinde entgegen, und sehen, was vielleicht indeß mit Gott zu thun sey.

Es geschah, so wie er gesprochen, und an der Spitze seines kleinen Häufleins zog er aus der Burg.

Sie hatten nun eben erst die nächsten Anhöhen erreicht, da sahen sie schon einen Theil des feindlichen Heers im Thale halten, und hinter demselben, und rechts und links zogen zu große Staubwolken, und daraus hervor blitzten in der Morgensonne die Waffen heranrückender Schaaren.

Ein Herold ritt ihnen alsbald entgegen, und fragte an: ob sie kämen, sich ihrem rechtmäßigen Könige zu unterwerfen? denn dieser sey im feindlichen Lager. Und falls sie dort sich mit eignen Augen und Ohren davon überzeugen wollten, biete er ihnen im Namen seines Herrn sicheres Geleit an. Doch Raimund entgegnete unwillig: Auf eine Frage, die mit dem Schwert in der Hand an ihn gethan werde, wisse er auch nur mit dem Schwerte zu antworten. Wenn dem feindlichen Heerführer danach

gelüste, so möge er sich ihm stellen, Mann gegen Mann; dann wolle er ihm nach Kräften Bescheid thun. Den Weg aber ins feindliche Lager hoffte er bald auch ohne Geleit zu finden.

Und der Herold war kaum bei den Seinigen wieder angelangt, da sprengte ein Ritter in schimmernder Silberrüstung ganz allein rasch aus dem Haufen hervor ins flache Feld zwischen ihnen und dem feindlichen Heer. Sogleich führte Raimund seine kleine Schaar die Anhöhen hinab, ließ sie am Fuße derselben Halt machen, und sprengte allein dem Ritter rasch entgegen. Er sah bald, daß dieser keine Lanze führte und es also auf einen Kampf mit dem Schwerte abgesehen sey, warf daher die seinige gleichfalls von sich, und so ritten sie in gestrecktem Laufe grade auf einander los. Doch als sie sich bis auf wenige Schritte nahe gekommen waren, hielten sie beide an, und wogen einander mit den Blicken, und Raimund freute sich der hohen, königlichen Gestalt des Gegners. Hierauf zogen sie beide rasch den Helmsturz herunter, und griffen zu den Schwertern, den Kampf zu beginnen. Da rief plötzlich der Ritter: „Haltet ein!“ und warf sein Schwert in die Scheide zurück. „Ihr blutet!“ fuhr er fort. „Nicht Ehre brächt' es mir, mit einem schon Verwundeten zu kämpfen.“

Voll Verwunderung ſah Raimund in der That das Blut an ſeinem Panzer herabrieſeln, doch wurde er bald gewahr, daß es aus der Schärpe kam, worin er ſeine Alpenroſe verwahrt trug. Er zog ſie ſchnell hervor, und ſiehe! traurig neigte die Roſe das Haupt, und helle Blutstropfen ſtanden auf ihren Blättern.

In dem Augenblick vernahm er lautes Rufen von der Seite, und zwei Reiter jagten herbei und ſchrien ſchon von weitem: haltet ein! Und Raimund erkannte in dem einen Meiſter Ezzelino, in dem andern aber ſeinen Vater Wolfgang. Sie warfen ſich ſogleich zwiſchen die beiden Kämpfer, und Ezzelino rief: „Prinz Gundibert, was willſt du thun! Es iſt dein Sohn.“ Wolfgang aber faßte Raimunds Arm, nahm ihm das Schwert aus der Hand und ſprach: „Gegen wen ſtreiteſt du, Raimund! Dieſer dort iſt dein Vater, nicht ich.“ — Und dann ſich zu dem Fürſten wendend, der vom Pferde geſprungen war, und deſſen Hand an ſeine Bruſt drückend: „So lebt ihr wirklich,“ rief er, „mein theurer Fürſt und Herr! Und dieſe alten Augen ſehen euch wieder, die euren Tod ſo oft und ſo lange beweint! Kommt nur! — Er iſt; es iſt Raimund, euer Sohn, den ihr meinen Händen anvertraut, und den ich jetzt euch wiedergebe.“

Und ſeine Mutter? rief Prinz Gundibert.

„Sie hat euch ihr Bild zurückgelaſſen, da ſie ging!“ entgegnete Wolfgang langſam und mit niedergeſchlagenen Augen, und nahm Raimunden den Helm vom Haupte. Da ſah der Vater ſeines Sohnes herrlich blühende Geſtalt, er erkannte der geliebten Mutter theure Züge, und neben die freudige Gegenwart ſtellte ſich wehmüthige Erinnerung, und tief bewegt von Schmerz und Luſt ſchloß er den Sohn in ſeine Arme und hielt ihn lange ſchweigend feſt. Dann richtete er ſich empor, reichte den beiden Freunden dankend ſeine Hand, und erzählte ihnen mit kurzen Worten, wie er den Nachſtellungen ſeines Bruders nur durch die Flucht übers Meer entgangen ſey, wie er nach vielen ſeltſamen Abenteuern endlich zurückgekehrt und Schutz und Hülfe gefunden bei dem König von Burgund, der ihm ein Heer ausgerüſtet habe, ſich damit ſein angeſtammtes Königreich wieder zu erwerben.

„Ihr kommt zu ſpät!“ unterbrach ihn Ezzelino lächelnd, euer Sohn hat ſichs bereits erworben. Denn als ich ihm und ſeiner Mutter und Wolfgang dem treuen Diener eine ſichere Freiſtatt bereitet in meinen Bergen, da ſchwur ich es dem Andenken an unſre alte Freundſchaft zu, daß euer Sohn die Krone tragen ſolle, die für euch beſtimmt war, doch

sollte er sie sich erst vorher verdienen, und wahrlich! das hat er gethan mit Ruhm und Ehren."

Und nun, indeß sie mit einem frohlockenden Gefolge, das sich um sie versammelte, der Burg zuritten, erzählte Meister Ezzelino wie sich alles zugetragen, und Raimund erkannte wohl, daß seine Vermuthung ihn nicht betrogen, und daß Meister Ezzelino niemand anders sey, als der Berggeist, den er in Sagen und in Liedern von frühster Jugend an gekannt, und dessen Treiben und Wirken er mit schauerlicher Lust sich oft so nahe geahnt hatte.

So waren sie bis vor das Thor der königlichen Burg gekommen. Da trat König Giselherr aus dem Thor, von seiner Dienerschaft und unzähligem Volk umgeben, ging ihnen entgegen und indem er sich vor seinem Bruder auf ein Knie niederließ, nahm er die Krone von seinem Haupte und legte sie zu seines Bruders Füßen. Als Prinz Gundibert aber den König in dieser demüthigen Gestalt erblickte, und ihm in das bleiche abgezehrte Gesicht sah, wie schwand Groll und Rache aus seinem Herzen; er sprang vom Pferde, hob ihn auf und verzieh ihm, wollte auch die Krone nicht von ihm annehmen, sondern verlangte, daß Raimund und Thorhilda den Thron besteigen und miteinander herrschen sollten. Doch Raimund rief mit lauter Stimme: „Da sey

Gott für, daß ich jemals zu herrschen begehre, so lange mein Vater noch lebt!“ Und das ganze Volk jauchzte ihm Beifall zu, und rief Prinz Gundibert zum König aus.

König Giselherr aber bat seinen Bruder, daß er ihm vergönne ein Kloster zu erbauen im Walde an der Stelle, wo er einst die Schlangenhöhle gefunden, damit er dort, nachdem er ein Christ geworden, den Rest seines Lebens dazu verwenden möge, sich mit dem Himmel zu versöhnen. Darauf führte er sie alle in die Burg, denn heute noch einmal sollten sie seine Gäste sein. Und indem sie hineinzogen, ward Meister Ezzelino Freund Bolko gewahr, reichte ihm lachend die Hand und sprach: „Nun, Bruder Bolko Nummer 1, gieb deinem Bolko Nummer 2 nur immerhin freundlich die Hand und halte mir den Scherz zu gut. Zur Schadloshaltung verehre ich das Dachsränzlein dir und deinen Nachkommen. Halt' es in Ehren, und gebrauche es mit Verstand.

Und Bolko hielt das Dachsränzlein in Ehren und gebrauchte es mit Verstand, und es erhielt sich bei seiner Nachkommenschaft lange Zeit, bis es endlich, man weiß nicht wie, abhanden gekommen ist. Ein gleiches aber geschah auch mit dem Schwerte Raimunds, der nach seines Vaters Tode lange Jahre regierte als ein weiser, tapferer und gerechter König.

Das ſoll, wie man ſagt, in neuern Zeiten ganz verloren gegangen ſeyn.

Und ſo können wir zum Schluß nichts beſſeres wünſchen, als allen wackern Dichtern und Sängern, daß ſie das Dachsränzlein; allen wackern Königen und Fürſten aber, daß ſie das Schwert wiederfinden mögen ſich ſelbſt zu Nutz und Frommen und der Welt zum Heil!

Druckfehler

im vierten Bande.

S. 269. Z. 10. v. u. lies: Berg.
— 270. Z. 1. v. o. l. genöthigt.
— 309. Z. 6. v. o. l. werden.

C. W. Contessa's

Schriften.

Herausgegeben

von

E. von Houwald.

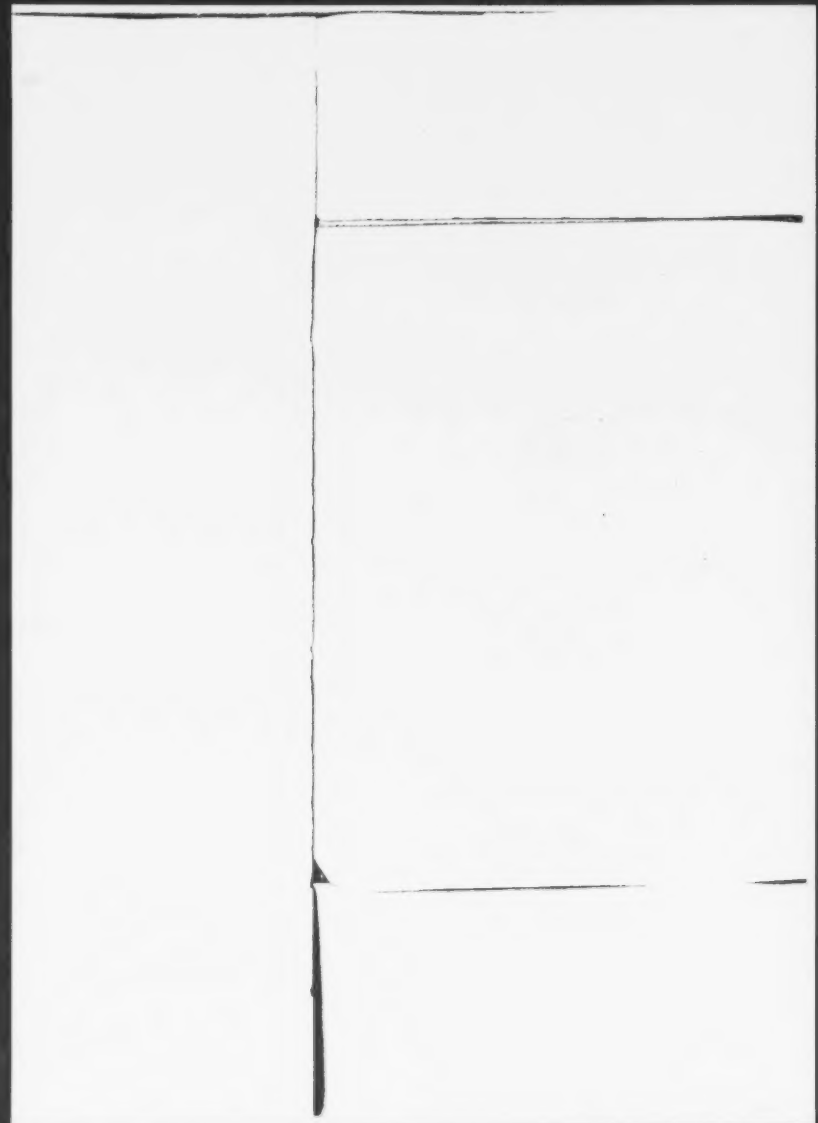
Sechster Band.

Leipzig,
bei Georg Joachim Göschen 1826.

Univ. Biol.
München

Inhalt.

Das entschlossene Mädchen. Oper in drei Aufzügen. Nach Aloys Grafen von Brühl. 1816. . . . S. 1
Der Schatz. Lustspiel in Einem Akt. 1816. — 95
Das Bild der Mutter. 1817. . — 173



Das entſchloſſene Mädchen.

Oper in drei Aufzügen.

Nach Aloys Grafen von Brühl.

1816.

In Muſik geſetzt vom Kön. Kapellmeiſter G. A. Schneider in Berlin.

Personen.

Lord Jefris, Commandant eines Forts in Amerika.
Molly, seine Tochter.
Wallis, Major der Garnison.
Harris, Adjutant.
Tongo, Oberhaupt der Wilden.
Dziambo, sein Vater.
Eibo, ein Wilder.
Ciane, dessen Tochter, ein junges Mädchen.
John, ein alter Kammerdiener des Commandanten.
Julie, Kammermädchen } im Hause des Commandanten.
Tom, Bedienter }
Soldaten. Bediente. Wilde.

Zeit: der englisch-amerikanische Krieg im Jahre 1782.

Erſter Aufzug.

Wilde Waldgegend.

Erſte Scene.

Dziambo, Tongo und ein Trupp Wilder ſitzen rauchend um ein Feuer her; die letztern erheben ſich raſch, während der Vorhang aufgeht.

Chor der Wilden.

Es ziehn die Wolkenſchaaren
Aus Weſten und aus Nord,
Zum Sturme ſich zu paaren:
Dumpf rollt des Donners Wort.
Und aus der Wolken Wogen
Bricht endlich Wetters Macht:
Entſetzen kömmt geflogen,
Und Tod zuckt aus der Nacht.

So kamen wir zusammen,
So saßen wir zu Rath:
Nun bricht wie Blitzes Flammen
Hervor die rasche That.
Auf, daß die Rach' uns kröne
Auf blut'ger Siegesbahn!
Wir sind des Tigers Söhne,
Und Tongo führt uns an.

Tongo (mit recitativer Begleitung.)

Wohlan, ihr tapfern Krieger, ihr Söhne des furchtbaren Tigers, ich will, ich werde euer Führer seyn! Schwört mir, mich nicht zu verlassen in Noth und Gefahr!

Chor der Wilden.

Wir schwören!

Tongo.

Schwört mir, nicht zurückzuweichen, wenn das Donnergeschoß der Feinde Feuer und Tod in unsere Schaaren schleudert?

Chor der Wilden.

Wir schwören!

Tongo. So sind wir unsers Sieges gewiß! Lange genug hat diese Hand voll Engländer uns Gesetze vorschreiben wollen: jetzt ist der Tag der Frei-

heit gekommen, und in ihrem Blute waſchen wir uns rein von der lange erdulbeten Schmach.

Dziambo. Recht, mein Sohn! Bedenke, daß dieſe grauſamen Feinde deinen Bruder fingen und lebendig verbrannten. Niemand, als du ſelbſt, war Schuld, daß wir die Tochter des Engliſchen Befehlshabers nicht unſerer Wuth, unſerer Rache opferten.

Tongo. Ich, mein Vater?

Dziambo. Irre ich mich, ſo vergieb meinen Argwohn. Aber wer ſonſt als du hätte ihr zur Flucht helfen können? Unſere Gefangene hat, fürcht' ich, mit ihrer Schönheit dein Herz beſtrickt, und deine Kraft gebunden. Du, von den Engländern in der Kindheit gefangen, von ihnen auferzogen: ſogſt du nicht mit der Luft, die dich umgab, auch dieſer Fremden Geſinnungen und ihre Schwächen ein? Doch bedenke, Tongo, dein Bruder Hanno, ein edler Krieger, wurde gemartert, um den Tyrannen unſern Aufenthalt und unſere Stärke zu entdecken: er ſang muthig ſein Todeslied und ſchwieg; er ſtarb wie ein Held, und du könnteſt — —

Tongo. Ich werde ihn rächen, oder ſterben wie er! Hört mich an. Tongo verſchwieg die Wahrheit nie. Ja, ich habe, ich ſelbſt habe die Tochter des Brittiſchen Befehlshabers, die unſere Gefangene war, bis an die Mauern ihrer Feſtung gebracht, um euch

die Unthat zu ersparen, eure Hände mit dem unschuldigen Blute eines wehrlosen und schwachen Geschöpfes zu beflecken. Soll ich euch zum Siege führen, so verlange ich von euch das Versprechen, des Unschuldigen und Wehrlosen zu schonen; sonst wählt euch einen anderen Führer; ich weiß auch zu gehorchen.

Mehrere Wilde. Nein, nein, du sollst uns anführen, kein anderer!

(Sie drängen sich um ihn, und geben ihm die Hand.)

Dziambo. Sohn, mit solcher Gesinnung siegten deine Vorfahren nicht; — dein Vater —

Tongo. Genug, mein Vater, ich weiß dich zu ehren und achte auf deinen Rath; doch was ich gesagt, ist unwiderruflich, und mir müssen sie jetzt gehorchen. — Wohlan, meine Freunde, rüstet eure Schaaren. Du, ehrwürdiger Sibo, wirst mit den Deinen bei der Dämmerung an der Spitze des Waldes dich einfinden; du, Matuba, dort, wo der Berg sich nach der Ebene verläuft, und du, Hacha, bleibst mit deinen Bogenschützen und denen, die mit Feuerröhren versehen sind, bei mir. Geht! Die Sonne steigt eben erst aus den Thälern; ruhet aus, bis sie sich wieder verbirgt, dann Sieg oder Tod!

Chor der Wilden (abziehend.) Sieg oder Tod!

Auf, daß die Rach' uns kröne
Auf blut'ger Siegesbahn!
Wir ſind des Tigers Söhne,
Und Tongo führt uns an.

Zweite Scene.

Dziambo und Tongo.

(Pauſe, welche von der Muſik paſſend ausgefüllt wird. Endlich wendet ſich Tongo zu ſeinem Vater.)

Tongo.

Vater, zürnſt du deinem Sohne?
Beſter Vater, hör' mich an!

Dziambo.

Nicht mein Sohn, du! Mir zum Hohne
Sprichſt du dieſen Namen an.
Du des fremden Gifts Erwerber,
Deinem Volke ein Verderber,
Biſt du uns zurückgekehrt.

Tongo.

Ach, dein Sohn — —

Dziambo.

Ich habe keinen!
Muß zwei Söhne nun beweinen!

Tongo.

Noch bin ich des Namens werth.

Dziambo.

Nicht mein Sohn du! Mir zum Hohne
Sprichst du diesen Namen an.

Tongo.

Vater, zürnst du deinem Sohne?
Bester Vater, hör' mich an!

Dziambo.

Du, des fremden Gifts Erwerber,
Deinem Volke ein Verderber
Trittst du wieder bei uns ein.
Und des Tigers freie Söhne,
Daß der Fremde sie verhöhne,
Werden feige Sklaven seyn.

Tongo. Halt ein, Vater! Unmenschlichkeit ist nicht Tapferkeit. Wehrlose würgen werd' ich nie; aber ich werde den blutigen Schatten meines Bruders versöhnen, der vor meinen Augen steht, und Dank sey denen, die mich erzogen, denn von ihnen hab'

ich ihre Kriegeskunſt erlernt, und mit ihr die Kunſt, ſie ſelbſt zu überwinden.

Dziambo. Ueberwinden! Du, der Gefangene einer Gefangenen! Oder ſprich, liebſt du ſie nicht, die Tochter des Brittiſchen Befehlshabers, die unſere Gefangene war?

Tongo. Ja, ich liebe ſie. Es iſt mein Stolz, daß ich es wagen darf, ſie zu lieben. Sieh, als ich bei den Engländern gefangen war, ward ich von einem alten Diener des Commandanten erzogen. John hieß er. Er ward mein zweiter Vater; und hätte ich nicht durch einen der Gefangenen erfahren, daß du noch lebteſt, nie hätte ich ihn verlaſſen. Dort lernte ich Molly kennen, ich ſah ſie täglich, ich ward faſt mit ihr auferzogen — ach Vater, wie konnt' ich ſie nicht lieben?

Sahſt du nie den Himmel ſich
Spiegeln in des See's Tiefe?
Wähnteſt, als ob liebend dich
Drunten eine Stimme riefe?
Und du fühlteſt dich gezogen
Nach der Tiefe blauen Wogen?
So, als mir ihr Auge ſprach,
Sah ich drinn den Himmel offen,
Und nun zieht mein Sehnen, Hoffen
Ewig dieſem Himmel nach.

Und, Vater, wer ist eigentlich Schuld an dem Tode meines Bruders? Ihr selbst. Zwanzig Engländer, die ihr an einem Tage aufgehoben, wurden zerfleischt, und die noch von Blut triefenden Glieder im Angesicht der Festung verstreut. Waren nicht vorher unsere Gefangenen gut behandelt worden? Aber wer Blut saet, der ärntet Blut! Man wollte schrecken, und meinen armen Bruder traf das Loos.

Dziambo. Schweig! Ich wende mich von dir und gehe, meinen ältesten Sohn zu beweinen. Der war ein Mann! (Geht ab.)

Dritte Scene.

Tonge (allein.)

Es treibt mich die Rache
Erduldeter Schmach,
Es zieht mich die Liebe
Versöhnend sich nach.
Es schwanken
Gedanken,
Gefühle in mir:

Doch iſt ohne Wanken
Das Herz bei ihr.

Doch wer kömmt dort? — Was iſt das! — Ein Engländer — gebunden — —?

(Eibo und mehrere Wilde bringen John in ihrer Mitte geführt.

Vierte Scene.

Tongo. John. Eibo. Eiane. Wilder.

Tongo.

Was ſeh' ich? Iſt's möglich? John! mein theurer Freund! Mein zweiter Vater! Du hier? —

John. Ja, gefangen; aber in deinen Händen, Tongo. Willſt du meinen Tod? Wohlan, hier iſt meine Bruſt! Aber von deiner Hand allein erwarte ich ihn.

Tongo. Wie? du könnteſt glauben, daß Tongo — — (Er löſt ſeine Bande auf.) Du biſt frei, du biſt in Sicherheit, bei dem Haupte eines tapfern und edeln Volkes, dem Dankbarkeit eine heilige Pflicht

ist. Ihr seht mich mit Verwunderung an, Freunde! Schaut in diesem Greise den nämlichen, der mich auferzogen; der mich nicht getödtet, ob er es gleich konnte; mich nicht wie einen Sclaven gehalten, ob er gleich mein Herr war; der mich geliebt wie seinen eignen Sohn!

John. Und doch konntest du mich verlassen?

Tongo. Vergieb! Mein Vater lebte noch. Das Verlangen nach ihm bewog mich zur Flucht, und so kann ich dir denn jetzt das Leben retten, und du siehst dich mitten unter deinen Feinden geliebt und verehrt! — Nun Freunde, wackre Krieger, wer von euch möchte noch diesen Mann seiner Rache aufopfern?

(Die Wilden nähern sich John, und reichen ihm die Hand.)

Dank, Dank euch! Ihr seyd des Sieges werth, dem wir entgegen gehen! — Vergönnt mir jetzt einige Augenblicke, mit meinem Freunde allein zu seyn. Bereitet ihm in meiner Hütte ein Lager, und erzählt meinem Vater, was ihr gesehen.

(Einige gehen ab. Eibo, Giane und die andern treten in den Hintergrund.)

John. Tongo, Tongo, sind das die Wilden, die man uns als grausam reißende Thiere schildert?

Tongo. Alter John, alle Menschen sind gut,

wenn ſie gut geleitet werden. — Aber, John, warum habt ihr meinen Bruder ſo grauſam hingerichtet? Hanno wurde als ein Krieger gefangen und wie ein Verbrecher behandelt; das treibt jetzt mein Volk zur Rache herbei.

John. Es war nicht Lord Jefris Wille. Durch die Mehrheit der Stimmen gezwungen, mußte er das Urtheil des Kriegsgerichts mit blutendem Herzen unterſchreiben.

Tongo. So beklage ich ihn, daß er mußte! Ein Befehlshaber müſſen!? — Ich muß Nichts, denn ich kann ſterben. — Sechs Monate nachher wurde ſeine Tochter gefangen, und ich gab ſie ihm wieder. — John — was macht Molly?

John. O, das arme Mädchen iſt immer traurig und ſchwermüthig geweſen, ſeitdem ſie von dir wieder zurückgeſendet wurde; jetzt aber iſt ſie ſehr unglücklich. Lord Jefris, ſonſt ein würdiger Herr, hat ſich durch die Ränke und Schmeicheleien eines Majors Wallis einſchläfern und bethören laſſen, und verlangt von ſeiner Tochter, daß ſie ihm ſofort ihre Hand geben ſoll.

Tongo. Ha, beim Himmel! das ſoll er nicht! das wird ihm nicht gelingen! Nicht berühren ſoll ſie der Nichtswürdige!

John. Was haſt du, Tongo?

Tongo. Molly in den Armen eines Menſchen, den ſie verabſcheut, der ſie unglücklich macht! Nein! ruf' ich, nein! ſo lange noch ein Hauch von Kraft die Sehnen dieſes Armes ſpannt! — Leb' wohl, John!

John. Wo willſt du hin?

Tongo. Lebe wohl! — Komm näher, Eibo! (Einen Wilden winkend.) Dir Freund, vertraue ich dieſen Mann an; nimm ihn in deine Hütte, laß ihn nicht von deiner Seite; alles bleibt ruhig bis zu meiner Rückkehr; in wenig Stunden bin ich wieder hier. Du, Hacka, laß mir dort an die große Eiche bei der Löwenhöhle, den vollſtändigen Anzug eines getödteten Engländers bringen. — Geh, und verliere keine Zeit. — Lebe wohl, John! — Noch eins, Eibo, — wenn ich nicht wieder käme, du biſt der Nächſte, mir in meiner Würde nachzufolgen; ſchwöre mir zu, lege deine Hand auf meine Bruſt: dieſen Mann unverletzt nach der Feſtung zu bringen!

Eibo, die Hand auf Tongo's Bruſt legend.) Ich verſpreche es dir!

Ciane. Auch ich verſprech' es. Ich werde für ihn ſorgen wie eine Tochter für ihren Vater.

Tongo. Wohl! Nun geh, nun bin ich ruhig.

John. Und du ſagſt mir nichts?

Tongo. Ich kann und darf nicht. Lebe wohl!

John. Faſt errathe ich dein Vorhaben. Ich bitte dich, ich beſchwöre dich, frevle nicht, ſetze dein Leben nicht einer unvermeidlichen Gefahr aus! Wirſt du erkannt, ſo kann nichts dich retten. Der Commandant ſelbſt —

Tongo. Ja, ja, das weiß ich, der muß — aber ich muß auch, denn ich will! Ich will, ich muß ſie ſehn! —

Wenn tauſend Tode ſie umſtünden,
Gerettet muß ſie ſeyn!
Des Lebens höchſten Preis zu finden
Setz' ich das Leben ein.

John.

Wie meine Worte dir verkünden,
Weh mir, ſo wird es ſeyn:
Du wirſt den Tod, du wirſt ihn finden,
Doch nimmer wird ſie dein!

Ciane (zu John.)

Laß alle Sorge nur verſchwinden,
Er ſetzt ſein Wort dir ein:
Was Tongo's Worte uns verkünden,
Vollbracht auch muß es ſeyn!

Eibo.

O könnt' ich mich mit dir verbinden,
An deiner Seite ſeyn!
Wenn tauſend Tode dich umſtünden,
Ich wollte dich befreyn.

(Zu Ende des Quartetts geht Tongo ſchnell ab.)

Fünfte Scene.

John. Ciane. Eibo. Wilde.

Ciane. Wackrer Tongo!

John. O Himmel, rette ihn! Du kannſt es allein. Komm, Freund, ich folge dir; doch kehrt Tongo nicht zurück, ſo entbinde ich dich deines Eides: Tödte mich! Denn das Leben würde mir dann nur zur Laſt ſeyn.

Ciane. Sey ruhig, alter Mann; Tongo wird zurückkehren, und bis dahin biſt du in unſerm Schutz.

Sechſte Scene.

Vorige. Dziambo. Wilde.

Dziambo. Wo iſt der Engländer, der Gefangene, den mein Sohn freigelaſſen hat?

John. Hier iſt er. Biſt du Tongo's Vater?

Dziambo. Und wo iſt Tongo?

Eibo. Vielleicht in dieſem Augenblick ſchon auf dem Wege nach der Engliſchen Feſtung. Er befahl, ihm die Kleider eines ermordeten Engländers nach der Löwenhöhle zu bringen.

Dziambo. O, ſo iſt er verloren! Sie werden ihn martern, ſie werden ihn morden, wie ſeinen unglücklichen Bruder!

Ciane. Fürchte nichts; Tongo iſt eben ſo klug als muthig. Er wird wiederkehren, und uns Kunde bringen von den Feinden.

Dziambo. Nein, nein! Er wird nicht wiederkehren. Die Feſtung der Engländer dort, das iſt die Löwenhöhle, aus der keine Wiederkehr iſt. O, ich ahne den Zuſammenhang. (Zu John.) Du haſt ihm Nachricht gebracht von ihr; du haſt ihn verlockt, Elender! Du haſt mich um meinen Sohn betrogen, den einzigen, der mir noch übrig war!

Mein Sohn, mein Sohn!
So biſt auch du verloren!
Entſetzliches Geſchick!

Eiane.

Er iſt dir nicht verloren.
Dein Sohn kehrt dir zurück!

Dziambo.

Zwei Söhne ſeh ich ſterben
Von fremder Mörder Hand.

Erſtes Chor der Wilden.

Sie hat uns zum Verderben
Der große Geiſt geſandt.

Dziambo.

Ich rufe Fluch, Verderben
Auf dieſer Britten Haupt!

Erſtes Chor der Wilden.

Wir rufen Fluch, Verderben
Auf dieſer Britten Haupt!

John.

Gern, Vater, will ich ſterben,
Iſt dir dein Sohn geraubt.

Dziambo.

Du ſollſt den Tod erwerben,
Kehrt Tongo nicht zurück.

Erſtes Chor der Wilden.

Er ſoll den Tod erwerben
In dieſem Augenblick.

John.

Gern, Vater, will ich ſterben,
Kehrt Tongo nicht zurück.

Eibo und Ciane.

Halt ein, er ſoll nicht ſterben!
Frei ſoll er von uns ziehn.

Zweites Chor der Wilden.

Nein, nein, er darf nicht ſterben!
Wir ſchützen ihn.

Dziambo.

Auch über ihn Verderben,
Der mir den Sohn geraubt!

Erſtes Chor der Wilden.

Wir rufen Fluch, Verderben
Auf aller Britten Haupt!

John.

Gern, Freunde, will ich ſterben,
Iſt Tongo euch geraubt.

Zweites Chor der Wilden.

Nein, nein, wir haben es geſchworen,
Frei ſoll er wieder ziehn.

Erstes Chor der Wilden.

Er ist, er ist verloren,
Verderben über ihn!

Zweites Chor der Wilden.

Wir haben es geschworen!

Erstes Chor der Wilden.

Er ist, er ist verloren!

Zweites Chor der Wilden.

Wir schutzen ihn!

John.

Gern, Freunde, will ich sterben,
Ist Tongo euch geraubt.

Erstes Chor der Wilden.

Wir rufen Fluch, Verderben
Auf aller Britten Haupt!

Eibo.

Nein, nein, er darf nicht sterben!
Mein Wort setzt' ich zum Pfand.
Auf Tongo's Brust beschworen
Hab' ich's mit meiner Hand.

Eibo und Eiane.

Er hat zum Schild erkohren,
Zum Schutz ihn uns ernannt!

Zweites Chor der Wilden.

Wir haben es geſchworen,
Es ſchützt ihn unſre Hand!

Dziambo.

Mein Sohn! auch du verloren,
Verloren biſt du mir?

Ciane.

Er iſt dir nicht verloren,
Er kehrt zurück zu dir!
Und drohen ihm Gefahren,
Was ſtehn wir zaudernd da?
Auf, ſammelt eure Schaaren,
Und Hülfe ſey ihm nah!

Chor ſämmtlicher Wilden.

Ja, ſammlen wir die Schaaren!
Was ſtehn wir zaudernd da?
Und drohen ihm Gefahren,
Sey unſre Hülfe nah!
Aus Bergesklüften
Macht Sturm ſich auf.
Geheul iſt in Luften,
Es hangen Wald und Triften;
Es ſtürzen des Waldes Wipfel,
Es wanken der Felſen Gipfel —
Wer hemmt ſeinen Lauf?
So machen wir uns auf!

Zweiter Aufzug.

Ein Zimmer im Commandantenhause im Fort; Mittel- und Seitenthür; vorn ein behangener Tisch.

Erste Scene.

Tom

(guckt zur Thür herein, sieht sich um, und tritt dann ein.)

Ist hier wohl endlich ein ruhiges Plätzchen zu finden, wo man sich ungestört mit einem guten Freunde unterhalten kann? (Er zieht eine Bouteille aus der Tasche.) Komm heraus, Geliebte, ich habe mit dir zu sprechen. Du sollst mich trösten, denn ich bin sehr bekummert. Das ganze Fort ist in Bewegung; einer rennt wider den andern; man vermuthet, daß die Wilden den alten John aufgefangen und ohne Zweifel aufgespeist haben; — über diese Vermuthung, ich kann's nicht läugnen, ist mir eine rechte Schwer-

muth in die Glieder geſchlagen. Nicht, daß an dem Jehn, an dem alten Gebetbuch, viel gelegen wäre — er hat mir nie eine unſchuldige Freude gegönnt — — aber wenn ich bedenke, daß einem über kurz oder lang ein gleiches Schickſal treffen kann; wenn ich bedenke, daß die Naſe eines ſolchen verfluchten Menſchenfreſſers der Leichenſtein ſeyn ſoll, der ſich über meinem lebendigen Grabe erhebt — — — Komm her, mein Freund, verſcheuche dieſe traurigen Gedanken, die mein Gemüth umſchwärzen, wie Fliegen einen Napf voll ſüßen Rahm! (Er ſchenkt ſich ein, und hält das Glas unter die Naſe.) Ach — dieſer köſtliche Duft: — das riecht ſchon wie lauter Muth. (Er trinkt.) Hat man einen ſolchen Bundesgenoſſen im Leibe, dann fürchtet man ſich vor dem Teufel ſelbſt nicht. — (Trinkt.) Wenn doch alle Quellen und Bäche Wein ausſchenkten, es wäre mehr Begeiſterung, es wäre mehr Tugend in der Welt! — Aber Waſſer! Waſſer trinken wie das liebe Vieh! Kann man ſich da noch über die Beſtialität der Menſchen wundern? —

Vor Alters einſt zum Sterben
Die Welt darnieder lag;
Ringsum war Noth, Verderben
Und Nacht den ganzen Tag.
Vom Waſſer kam das Uebel,

So steht es in der Bibel,
Daß man's wohl glauben mag.
Die Menschen tranken Wasser,
Drum brach die Sündfluth ein:
So trinkt, des Wassers Hasser,
Jetzt lieber lauter Wein!
Vom Wasser kommt das Uebel,
So steht es in der Bibel,
Drum, Brüder, trinket Wein!

Wie mir die Courage gleich durch alle Adern läuft! Ich bin ein ganz anderer Kerl jetzt — jetzt nehme ich es mit sechs solchen Menschenfressern auf. Kommt nur an, ihr alle, wie ihr da seyd, nur her! Pah! Pich! Puff! Paff! — Teufel, ich könnte es jetzt ordentlich wünschen, daß es zu einem Scharmützel käme. Wetter, wie wollte ich sie! Puh! Pah! da liegt einer, und, Pah! da noch einer! Pah! Pich! Puff — Paff! — — —

Zweite Scene.

Tom. Julie.

Julie, (die schon während des Gesanges hereingetreten und lauschend an der Thüre stehen geblieben ist.) Ach Tom! Tom! liebster Tom!

Tom. Nun, was iſt? was giebt's?

Julie. Ach ſie ſind da!

Tom. Wer iſt da?

Julie. Ach die Wilden, die Wilden!

Tom. Was? Julchen, mein liebſtes Julchen, mache mir keine Späße!

Julie. Ach jetzt iſt keine Zeit zum Spaßen! In hellen Haufen kommen ſie aus dem Walde, ſie ſind ſchon ganz nah — ach ich unglückliches Mädchen. Steh mir bei, liebſter Tom, rette mich!

Tom. Alle Teufel! ja doch! verſteht ſich! recht gern, mit Vergnügen! die kommen mir eben recht! die ſollen ihren Mann finden! Aber iſt es denn wirklich wahr, ſchönſtes Julchen?

Julie. Ach Gott, die Vorderſten machen ſchon alle Anſtalten zum Sturmlaufen — Da, da, hörſt du nicht ihr fürchterliches Geheul? Ha! Ha! Hu! (Sie ahmt das Geſchrei der Wilden nach.) Das iſt ihr Schlachtgeſang!

Tom. Ja — ja — ich glaube du haſt recht — theuerſtes Kind — ich glaube — ich habe es heute ſo in den Gliedern — meine alte Krankheit — wahrhaftig ſehr zur Unzeit — aber warum ſchießen ſie nicht mit Kanonen unter das Geſindel —? Nieder mit den Hunden! Kartätſchen! Kettenkugeln! es

muß keiner übrig bleiben. Schießt ins Teufels Namen! Süße Juliane, warum schießen sie nicht?

Julie. Ach es ist keiner von den Offiziers zu finden; auch Lord Jefris wird überall gesucht; alles ist in der größten Verwirrung, — keiner weiß, was er thun soll — geh doch hinaus — lieber Tom, stelle dich indeß an die Spitze, gieb ein Beispiel; ein entschlossener Mann wie du kann viel thun — —

Tom. Ja, meinst du —? Ja, ich gehe schon, ich will ein Beispiel geben — ho, ein Beispiel, englische Seele —! —

Julie. Ja, lauf nur geschwind, es ist die höchste Zeit! Wenn die Wilden hereinkommen, — sie haben geschworen, alle Männer zu ermorden.

Tom. Morden? liebstes Wesen! aber die Weiber?

Julie. Werden verschont!

Tom. Verschont? allertheuerstes Julchen! Wie wär's — leih mir deine Kleider, göttliches Herz! ich will mich lieber mit verschonen lassen, — bloß aus Liebe zu dir, um hernach dein Beschützer zu seyn. —

Julie. Ach komm, ja, du hast recht, du sollst unser Beschützer seyn; das ist ein herrlicher Gedanke. Ja, ich laufe sogleich und hole die Kleider.

(Sie läuft nach der Mittelthüre, prallt aber, sie öffnend, mit Geschrei zurück, wirft die Thüre wieder zu und rennt durch eine Seitenthüre, die sie gleichfalls wieder hinter sich zuwirft.)

Tom. O mein gnädiger Himmel! Was ist das? was giebt's? Julchen! Was ist da draußen? Ach ich wollte, ich — wäre tausend Meilen von hier! mir ist, als hörte ich großes Getümmel unten auf dem Platz — — (Er läuft nach der Mittelthür; indem macht Juliane, die indeß herum gelaufen ist, wieder vor derselben den Schlachtgesang der Wilden nach: Ja! ho! ju!) — Christliche Barmherzigkeit! Was ist das? Ich bin des Todes! (Er läuft nach der Seitenthür.) Julchen, liebstes Julchen, theuerstes Julchen, liebste Juliane! Julchen, goldnes Wesen, himmlisches Zuckerherz, laß mich ein! O Himmel, die Thür ist verschlossen! Wo soll ich hin? Was soll ich machen? (Er läuft in großer Angst hin und wieder.)

Juliane (vor der Thür.) Ha! Ho! Hu!

Tom. Ich bin verloren! (Er kriecht schnell unter den verhangenen Tisch. Pause. Juliane tritt leise herein und kommt in den Vordergrund, wo sie sich dem Tische gerade gegen über in einiger Entfernung von demselben auf einen Stuhl setzt. Die Musik begleitet die folgenden Worte nach Art des Melodrama.)

Juliane (nach einer Weile.) Tom! — Tom! — wo steckst du, süßes Tomchen? — Bist du todt? — Ach so zeig' dich mir, geliebter Schatten, noch einmal zeig' dich mir! (Tom hebt den Vorhang langsam auf und guckt hervor.) Er hört's! Er ist's! Noch ein-

mal entſteigt er der Unterwelt, um mich zu ſehen — Ach du Geliebter, wie iſt's da unten! Du ſiehſt ſehr bleich und miſerabel aus!

Tom. Wo — wo — ſind die Wilden?

Juliane. Sie — ſie — ſind alle wieder fort — Ich habe ſie zurückgeſchlagen — ich!

Tom (ganz hervor kommend und ſich aufrichtend.) Und ich — ich — Faſt will mir vorkommen, als wär' ich am Ende der Narr bei der ganzen Geſchichte.

Julie. Ach, Tom, es kommt mir auch ſo vor!

Tom. Alle Peſt! du haſt dich unterſtanden mich zu foppen?

Julie. Ja, lieber Tom, ich bin ſo frei geweſen.

Tom. Triumphire nicht zu ſehr! der größte Held hat ſeine ſchwachen Augenblicke. Der Löwe fürchtet ſich, wenn der Hahn kräht — aber deine Verwegenheit muß beſtraft werden.

Julie (ihn zurückſtoßend.) Fort! Fort! Hinweg von mir!

Tom.

Einen Kuß, und ich verzeihe dir.

Julie.

Wag' es nicht mich zu berühren!

Tom.

Aber so mich zu veriren!
So verwegen mich zu necken!

Julie.

Unterm Tisch sich zu verstecken!

Beide.

Nein das ist nicht zu verzeihn,
Darf nicht ohne Strafe seyn!

Tom.

Ja du sollst, du mußt mich küssen!

Julie.

Fort, ich will von dir nichts wissen!

Tom.

So verwegen mich zu necken!

Julie.

Unterm Tisch sich zu verstecken!

Beide.

Nein, das ist nicht zu verzeihn,
Darf nicht ohne Strafe seyn!

Julie.

Still! merk auf, was ich dir sagen will:

Auf den Lippen zarter Frauen
Nur zu fühlen, nicht zu schauen,
In der Liebe Sonnenschein
Blüht wohl eine Blüthe fein.
Doch der rechte Mann allein,
Der Gefahren nie den Rücken
Nein, die Brust entgegen kehrt,
Nur der Tapfre darf sie pflücken: —
Feige sind nicht küssenswerth!

(Sie macht ihm einen spöttischen Knix, und läuft davon; Tom läuft ihr nach.)

Dritte Scene.

Die Musik geht in einen ernsten schwermüthigen Charakter über. Molly tritt in Gedanken versunken herein, und schreitet langsam nach dem Vordergrunde. — Die Musik schweigt.

Molly (aufblickend.)

Schon wieder hier?
Ich gehe rastlos, unstät durch die Zimmer,
Und kann mir doch die Ruhe nicht ergehn. —
Mir ist so bang, mich drücken diese Mauern —
Selbst diese Luft engt mir den Busen ein!

(Die Muſik fängt an in ganz leiſen Tönen ihre Worte zu begleiten.)

Ach! könnt' ich doch hinaus ins Freie —
Hinſchweifen durch die weitgedehnten Matten,
Mich tauchen in des Waldes grüne Schatten,
Voll Ahndung nach den blauen Bergen ſchauen,
Aus Abendwolken mir die Zukunft bauen, —
Dann ſchlüg' das Herz wie ſonſt mir froh und frei! —
Sonſt! — Armes Herz, die Zeit iſt längſt vorbei!
Verweht die Spiele, die dich ſonſt beglückten,
Verblüht die Blumen, die dich ſonſt erquickten,
Und nur dein Schmerz mit jedem Morgen neu!

(Sie ſetzt ſich an den Tiſch, und ſtützt den Kopf in die Hand. Die Muſik bereitet in einzelnen Anklängen die folgende Romanze vor.)

Im Wald geht leiſes Rauſchen
Wie ferner Stimmen Weh,
Still durch die Blätter lauſchen
Die Sterne aus der Höh.
Lieb Röslein, was ſagen
Die Stimmen in dem Wald?
Sie zagen und klagen:
Der Sommer zieht nun bald.

Und über Thal und Haide
Der Nachtwind seufzend weht;
Der Mond in bleichem Leide
Dort auf dem Hügel steht.
Lieb Röslein, was sagen
Wohl Mond und Nachtwind dort?
Sie sagen und klagen:
Die Liebe zieht mit fort!

Das Röslein hört's voll Bangen,
Das Herz wird ihr so schwer:
Ist Lieb' und Sommer gangen,
So blüh' ich auch nicht mehr!
Was flüstern, was sagen
Die Stimmen allzumal;
Sie sagen und klagen:
Tod ist die Ros im Thal!

Vierte Scene.

Julie. Melly.

Julie. Aber theuerste Mik, immer solche schwermüthige Lieder? Immer die schönen Augen voll Thränen? Und ich soll das so mit ansehen? Werd' ich

denn dieſen rothen Mund nie wieder lächeln ſehn? — Ich weiß wohl, daß es hart iſt für ein Mädchen, einen Mann zu nehmen, den der Vater und nicht das eigne Herz erwählt hat; aber es ſteht nun nicht zu ändern. Ihr Herr Vater iſt feſt entſchloſſen; er hat ſein Wort gegeben, das wiſſen Sie, alſo muß man ſich faſſen. Und der Major Wallis iſt doch wenigſtens ein ganz hübſcher Mann.

Molly. Ich bin gefaßt, Julie: dieſer Major Wallis wird nie mein Mann.

Julie. Wo denken Sie hin, Miß? Lord Jefris iſt von der Art Leute, die einen Entſchluß mit ihrem Leben zu behaupten bereit ſind.

Molly. Ich auch, mein Kind. Ich bin ſeine Tochter. Auf den ſchlimmſten Fall liegt in dieſem Dolch meine Rettung.

Julie. Ach, theuerſtes Fräulein, was ſagen Sie da? Um des Himmelswillen, Sie werden doch ſolche Gedanken nicht faſſen.

Molly. Mein Herz und meine Hand gehört allein dem Beſchützer meiner Ehre und meines Lebens.

Julie. Verſteh' ich Sie recht? Sie ſprechen von Tongo? Ach, mein Fräulein, die Dankbarkeit iſt eine ſchöne Tugend, aber auch eine Tugend kann man zu weit treiben. Bedenken Sie doch, ein Sclav, ein Wilder —!

Molly. Ein Sclav! Ein Wilder! War ich nicht auch seine Sclavin? Und ist er nicht ein Fürst bei seinem Volke? Und ist er nicht bei uns, in unsern Sitten auferzogen? Ist er nicht ein Christ? — Ich weiß nichts von euren Europäischen Vorurtheilen. Ich bin eine Americanerin, ein Kind dieser freien Wälder, und ich liebe ihn, den edelsten Menschen, den der Boden meines Vaterlandes trägt. Ach, schon damals, als er noch der Gefährte meiner kindischen Spiele war — — —

Als noch am blauen Himmelsbogen
Des Lebens frühste Sonne stand,
Da schon ward süßer Liebe Band
Um unsre Herzen fest gezogen.

Julie.

Doch nun ist an des Himmelsbogen,
Wo sonst ob goldnem Unschuldland
Der Liebe heitre Sonne stand,
Ein nächtlich Wetter aufgezogen.

Molly.

Die Flamme leuchtet durch die Nacht,
Die ew'ge Liebe angefacht!

Julie.

Und, ach, es leuchtet durch die Nacht
Kein Stern von Hoffnung angefacht!

Julie. Nein, niemals wird Lord Jefris in eine ſolche Verbindung willigen!

Molly. Ich weiß, was ich ihm als Vater, was ich mir ſelbſt ſchuldig bin. Ich werde ſie nie ſchlieſſen ohne ſeine Einwilligung. Doch bleibt dann meine Hand auch auf immer jedem andern Manne verſagt. — O, Gott, da iſt er, der verhaßte Wallis! — Laß uns allein.

Julie. Mein Fräulein, Sie werden doch nicht — —?

Molly. Sey ruhig. Ich bin kein Kind. Verlaß uns. (Julie geht ab.)

Fünfte Scene.

Major Wallis. Molly.

Wallis. Lord Jefris ſendet mich voraus, und wird gleich folgen. — Er hofft, daß dieſer Tag der glückliche ſeyn werde, der ſeine und meine Wünſche endlich mit der ſo lange erſehnten Gewährung krönt.

Molly. Sie kennen bereits meinen feſten Entſchluß, Herr Major; ich wiederhole es, ich kann nie die ihrige werden. Sie haben die Kunſt verſtanden,

einer Tochter das Herz ihres Vaters zu entfremden; Sie haben ihn durch Ihre Heuchelei getäuscht. Sie haben sich in seine Gunst gestohlen, und glauben nun mein Loos in ihrer Hand zu haben. Sie irren sich. Wer den Tod nicht fürchtet, ist allezeit seines Schicksals Herr.

Wallis. Das klingt sehr tragisch, meine schöne Miß. Allein die Zeiten der Lucretia sind längst vorbei, und ich bin kein Tarquin.

Molly. Mein Vater wird das Unglück seines Kindes nicht wollen. Herr Major, wenn nur ein Funken von Edelmuth in Ihrer Seele ist, so geben Sie von selbst den Gedanken an eine Verbindung auf, die nur Zwang schließen und Widerwille begleiten würde.

Wallis. Sie scherzen, schöne Molly. Ich sollte ein Glück ausgeben, das ich schon in meinen Händen halte? Ich habe Lord Jefris Wort, und dieser kleine Eigensinn wird nicht unüberwindlich seyn.

Sechste Scene.

Lord Jefris. Die Vorigen.

Wallis. Gut, daß Sie mir zu Hülfe kommen, Milord. Ich bin in Gefahr, gänzlich zurückgeschlagen zu werden.

Lord Jefris. Wie das, mein Sohn?

Wallis. Ihr Sohn? Milord, kein größeres Glück für mich, als wenn ich diesen Namen tragen dürfte; doch ich werde, obwohl mit blutendem Herzen, darauf verzichten müssen. Das Fräulein beharrt bei ihrer Weigerung.

Lord Jefris. Wie? Gilt deines Vaters Wunsch dir so gering?

Zögerst du des Vaters Willen
Selbst auch dann noch zu erfüllen,
Wenn er bittend zu dir spricht?

Molly.

Zögern würd' ich nicht, mein Leben
Deinem Willen hinzugeben;
Aber das verlange nicht!

Wallis (für sich.)

Heißer nur beim Widerstreben
Fühl' ich das Verlangen beben,
Das durch alle Schranken bricht.

Lord Jefris.

Hörst du meine Bitte nicht,
So gehorche dem Befehle;
Segen oder Fluch erwähle,
Folgen oder Widerspruch!

Molly.

Vater, sieh zu deinen Füßen
Deine Knee mich umschließen,
Höre deines Kindes Flehn!

Wallis.

Soll ich in Begier verbrennen?
Sie besitzen, mein sie nennen
Will ich, oder untergehn!

Molly.

Sieh mich hier zu deinen Füßen,
Höre deines Kindes Flehn!

Lord Jefris (bei Seite.)

Seh' ich ihre Thränen fließen,
Kann ich doch nicht widerstehn!

Wallis.

Sie als mein noch heut umschließen,
Will ich, oder untergehn!

Lord Jefris (sie aufhebend.) Sieh auf, mein Kind! Diese Stellung ziemt Lord Jefris Tochter nicht; hier am Herzen ihres Vaters ist ihr Platz.

Molly. Mein theurer Vater!

Lord Jefris. Hier wirst du dich besinnen, mein Kind; du wirst deine Pflicht und meine Liebe nicht einem kindischen Eigensinn zum Opfer bringen.

Molly. Ach, theurer Vater! nicht Eigensinn —

Lord Jefris. Nun so nenne mir den Grund deiner Weigerung. Du liebst den Mann nicht, den ich dir bestimmt habe. Liebst du einen Andern?

Molly. Ach, mein Vater, ja ich liebe — warum sollte ich es noch länger verhehlen? Ich liebe den Geliebten meiner Kindheit, den Beschützer meiner Ehre, den Retter meines Lebens.

Lord Jefris. Wie? höre ich recht? versteh' ich dich, mein Kind? du liebst Tongo? und du wagst, mir das zu gestehen?

Wallis. Wie? Tongo, diesen Sclaven, diesen Ueberläufer, dem unsere Gesetze die entehrendsten Strafen zuerkennen?

Molly. Er ist kein Sclave. Er ist ein Fürst, ein König seines freien Volkes. Mit eben dem Recht könnte er mich seine Sclavin nennen, denn war ich nicht auch in seinen Händen? Ach Vater, Tongo hatte den Mord seines Bruders Hammo zu rächen, und er beschützte mich gegen sein Volk, das meinen Tod verlangte; ja noch mehr, er liebte mich, und er bezwang seine Leidenschaft, und gab mich dir wieder zurück. Wie könnte ich ihn nicht lieben? Und wie könnt' ich diesen da, den Mörder Hammo's, nicht hassen?

Wallis. Vortrefflich! der Dienst des Königs, unsere eigene Sicherheit verlangte ein solches Bei-

feirt, und dafür soll ich büßen? Hat nicht Ihr Vater selbst das Urtheil unterschrieben?

Lord Jefris. Schweigen Sie davon! Ich ward überstimmt; Wallis, Sie wissen es, wider meinen Willen, schaudernd unterschrieb ich meinen Namen. Der Tuensteifer hatte Sie allerdings zu weit geführt. Sie als Vorsitzender konnten den Ausschlag geben — —

Wallis. Ich erstaune, Milord, und sehe wohl, trotz dem Wort, das Sie mir gegeben, auf weissen Seite sich der Sieg lenken wird.

Lord Jefris. Ja, Sie haben mein Wort, und nichts wird mich bewegen, es zu brechen; allein ich finde es unedel, Herr Major, mich in diesem Augenblick daran zu erinnern.

Siebente Scene.

Adjutant Harris mit einigen Officieren. Die Vorigen.

Adjutant Harris. Milord, ich komme, Ihnen zu melden, daß unsere Vermuthung sich leider zu bestätigen scheint. Ohne Zweifel ist Ihr Kammerdiener Johnn in die Hände der Wilden gefallen. Man

hat mehrere an der Spitze des Waldes erblickt, und wir haben wohl einen Ueberfall zu befürchten. Auch Julie und Ihr Bedienter Tom, die beide vor kurzem das Fort verließen, sind noch nicht wieder zurück — — Wir kommen, Ihre Befehle deßhalb zu empfangen.

Molly. Wie? Julie?

Lord Jefris. O, mein alter redlicher John! — Wie nun, Herr Major, wenn nun mein alter treuer Diener mit gleichem Maaß behandelt wird wie Tongo's Bruder? —

Wallis. So hat die Garnison einen unnöthigen Mund weniger zu ernähren — ein Kammerdiener weniger.

Lord Jefris. Herr Major, Sie sind — doch jetzt ist der Augenblick nicht, Ihnen darauf zu antworten. Wir wollen gehen, und uns zur Vertheidigung bereit machen. Auf ihren Posten, meine Herren! Es ist unnöthig, Sie an das zu erinnern, was Sie Ihrem Vaterland und dem Dienst des Königs schuldig sind. Sie sind Officiere — aber sagen Sie unsern Leuten, daß dies vielleicht die letzte Gelegenheit ist, sich im Dienst des Vaterlandes auszuzeichnen. Ich erwarte täglich die Nachricht von dem geschlossenen Frieden. — Kommen Sie, meine Herren, und du, mein Kind — lebe wohl! —

Molly, (indem ſie ihm weinend um den Hals fällt.)
O mein geliebter, beſter Vater! —

Ich ſoll dich ſcheiden ſehn,
Zu blut'gem Kampfe gehn,
Eh noch dein Mund mir ſpricht:
Du zürneſt nicht?

Lord Jefris.

Wer könnte widerſtehn,
Wenn eines Kindes Flehn
Zum Vaterherzen ſpricht? —
Ich zürne nicht!

Wallis.

Müßt' ich zu Grunde gehn,
Als mein muß ich ſie ſehn,
Eh' noch des Tages Licht
In Dämm'rung bricht!

Chor der Officiere.

So laßt uns freudig gehn,
Dem Feinde widerſtehn!
Der Ehre Stimme ſpricht:
Wir zögern nicht!

(Lord Jefris mit den Officieren geht ab.)

Achte Scene.

Molly. Hernach Tongo.

Molly. O Gott, beſchütze ihn, beſchütze dieſes theure Leben! — Er ſchien gerührt — Darf ich denn, du Kind des Himmels, freundliche Hoffnung, darf ich denn dich wieder aufnehmen in dieſem geängſteten Herzen? — —

(Tongo tritt herein in der Uniform eines engliſchen Soldaten.)

Wen ſucht ihr? was wollt ihr?

Tongo. Sind wir allein?

Molly. O Himmel, welche Stimme! — Tongo! Tongo, du? du hier? — Du biſt verloren, wenn man dich entdeckt. Fliehe, fliehe, um Gotteswillen flieh, ehe es zu ſpät wird!

Tongo. Molly! theure Molly!
Nicht entfliehen, nein, dich retten,
Dich beſchützen, nicht entfliehn!

Molly.
Nichts kann dich vom Tode retten!
Himmel, ach, beſchütze ihn!

Tongo.
Könnt' ich dich beſchützend, ſterben!
Kann mein Leben ſich

Denn ein höh'res Gut erwerben,
Als den Tod für dich?

Molly.

Wähntest du allein zu sterben?
Kann dein Tod für mich
Denn was anders mir erwerben,
Als den Tod um dich?

Beide.

An deiner Brust, welch süßer Tod!
Aus banger Nacht zum Morgenroth,
Zum Himmel auf, von dem sie stammen,
Auflodernd Opfer ew'ger Flammen!
An deiner Brust, welch süßer Tod!

Molly. Ja, Tonge, dein, im Leben und im Tode! Kein andrer wird mich je besitzen.

Tonge. Du sollst zu einer Verbindung gezwungen werden, die du verabscheust, Mollo; deshalb bin ich gekommen. Ich will dich von dem Nichtswürdigen befreien, der seine Hand nach deinem Besitz auszustrecken wagt. Ich fordre den Major zum Zweikampf.

Molly. Wo denkst du hin, Tonge? Hier mitten unter Engländern, wo man dich für einen Ueberläufer, für unsern größten Feind hält; wo die grausamsten Gesetze dir Schmach und Tod drohen? — Nein, nein! wenn meine Bitte dir etwas gilt, so

kehre ſchnell zurück zu den Deinen, halte ſie von Feindſeligkeit ab, erwarte alles von der Zeit; noch kann alles glücklich enden. Mein Vater zwingt mich nicht zu der Verbindung mit dem verhaßten Wallis. Ich habe ihm unſere Liebe geſtanden; er war gerührt, Tongo, und ach, vielleicht ſogar dürfen wir noch hoffen.

Tongo. Molly, theure Molly! hoffen! Sage mir das Wort noch einmal, nur noch einmal! Ach! wenn es möglich wäre, bin ich denn dieſer Hoffnung auch werth?

Molly. Tongo, wenn man uns hier überraſchte! O eile, geh, ich bitte dich! O Gott, ſieh meine Angſt, vielleicht iſt es ſchon zu ſpät! Man erwartet einen Ueberfall von euch. Vielleicht ſind die Thore ſchon geſchloſſen! O eile, eile! —

Tongo. Molly, war dieſe Hoffnung, die ich mit mir zurück nehme, nicht ſchon allein es werth, daß ich mein Leben daran wagte? — Ich gehe, weil du es willſt, gehe zu den Meinen zurück. Bald, ſo hoffen wir, ſteigt die Sonne des Friedens über unſere Wälder auf, und dann mit ihr auch vielleicht die Sonne meines Glücks. Ich kehre dann wieder, und werbe als das Oberhaupt eines freien, tapfern Volkes um deine Hand.

Molly. Lebe wohl, Tongo. Im Leben und im Tode dein!

Tongo. Geliebte, theure Molly, lebe wohl!

Molly. Geschwind — mir däucht, ich höre jemand kommen — geschwind durch dieses Zimmer. (Sie öffnet die Seitenthüre.) Du findest die Treppe, die dich in den Garten bringt; der Garten führt dich an das Thor. (Tongo geht ab.)

Neunte Scene.

Major Wallis. Molly.

Wallis. Wie? Miß, so ganz allein, in einem Augenblick, wo sich alles zum Kampfe bereitet, an einem so unsichern Orte?

Molly. Unsicher? warum?

Wallis. Man sagt, die Wilden hätten von den Franzosen Geschutz und Leute zu dessen Bedienung erhalten; dies hochgelegene Gebaude wird ihnen zum Zielpunkt dienen.

Molly. Noch ist keine Gefahr.

Wallis. Und doch muß ich Sie bitten, mir zu folgen.

Molly. Folgen? wohin?

Wallis. An einen sichern Ort. So befahl Ihr Vater. Kommen Sie, mein Fräulein!

Molly. Mein Vater? Ihnen? unmöglich! ich bleibe hier.

Wallis. Sie müſſen mir folgen. Es iſt keine Zeit zu verlieren. Kommen Sie. — Die Sorge für Ihre Sicherheit liegt mir ſo ſehr am Herzen, daß ich nicht anſtehen werde, Gewalt zu brauchen, wenn Sie noch länger zögern.

Molly. Gewalt? Sie wagen es? dagegen bin ich gerüſtet. (Sie zieht einen Dolch hervor.) Ich bleibe hier, entfernen Sie ſich.

Wallis (nach kurzem Beſinnen.) Wohl, mein Fräulein, ich melde Ihrem Vater Ihre Weigerung, und bin auſſer Schuld. Ich gehe. Doch dieſer Gang, den ich jetzt gehe, er könnte leicht mein letzter ſeyn. Ich kann nicht ſcheiden, ohne Sie verſöhnt zu wiſſen. Ich habe Sie, und auch Lord Jefris beleidigt — ach! Sie wiſſen nicht, wie weh verſchmähte Liebe thut! — Jetzt aber hat mein beſſeres Selbſt die Leidenſchaft beſiegt, und macht mich ſtark genug, ſogar Ihrem Beſitz zu entſagen, wenn dies mir wenigſtens Ihre Achtung wieder erwirbt. Nur Ihren Haß kann ich nicht ertragen, und Sie ſenden mich in den Tod, Molly, wenn Sie mich unverſöhnt entlaſſen. — — Verzeihung! — Verſöhnung!

(Er nähert ſich ihr, als wollt' er ihre Hand küſſen, ſpringt aber ſchnell zu, und entreißt ihr den Dolch.)

Wallis. Hab' ich dich endlich,
Thörichtes Kind?
Folg' mir nun willig,
Folge geſchwind!
Molly. Hülfe! Verrath!
Feiger Verräther!
Schändliche That!
Wallis. Ha! unabwendlich
Biſt du nun mein!
Alles vergebens,
Um Hülfe zu ſchrein!
Niemand erhört dich,
Niemand errettet dich,
Alle zum Streite!
Ha, ſüße Beute!
Ganz mir zu Willen
Mußt du nun ſeyn!
Molly. Himmel, erbarme dich!
Schütze, errette mich!
Wallis. Niemand erhöret dich!
Niemand errettet dich!
Molly. Hülfe! herbei!
Wallis. Thöricht Geſchrei!
Niemand erhört dich.
Mein biſt du, mein!
Tongo (hinter der Scene.) Ich komme! Ich komme!

Zehnte Scene.

Die Vorigen. Gleich darauf Tongo.

Wallis.

Ha, welche Stimme!

Tongo, (hereinſtürzend.)

Ich höre Hülferuf! — —
Verräther, zieh, vertheid'ge dich!

Wallis.

Du wagſt es? — Wer — ? — Verrath!
(Er zieht gleichfalls den Degen; ſie fechten.)

Molly.

O Himmel, ſchütze, rette mich und ihn!
(Der Major wird verwundet und fällt.)

Tongo.

Ich bin Tongo, erkenne mich!
Erkenn' den Rächer ſeines Bruders!

Wallis.

Du Tongo?! — Weh! — Fluch über dich!

Molly.

Du biſt verloren! Rette dich!

Sieh meine Angſt, erhör' mein Flehen!
Willſt du dem Tod entgegen gehen?
Fort, ſchnell, entflieh' und rette dich!

Wallis.

Weh! — Fluch und Rache über dich!

Tongo.

Leb' wohl! Gerettet hab' ich dich,
Gerächt den Bruder nun geſehen!
Und müßt' ich auch zum Tode gehen;
Leb' wohl, ich ſterbe ja für dich!

Wallis.

Fluch — Rache — Mörder, über dich!

Molly und Tongo.

Leb' wohl! Mag uns das Schickſal dräu'n:
Leb' wohl! im Tod und Leben dein!

(Tongo will abgehen; indem tritt der Adjutant Harris herein.)

Eilfte Scene.

Adjutant Harris. Vorige.

Adjutant (ſchnell eintretend.) Lord Jefris Laßt Sie ſuchen, Herr Major — Mein Gott! was iſt

das? was iſt hier vorgegangen? — Herr Major — ein Soldat den blut'gen Degen in der Hand — — Wache! Wache!

(Soldaten treten ein.)

Ergreift ihn!

Tongo. Noch könnt' ich mein Leben theuer verkaufen; doch ihr wart nur unſchuldige Opfer eures Gehorſams: hier iſt mein Degen.

Molly. Herr Adjutant, der Soldat iſt ganz unſchuldig — er war mein Retter — laſſen Sie ihn frei! —

Adjutant. Ich glaube Ihnen, mein Fräulein, allein ich muß den Vorgang melden. Wer biſt du? ich kenne alle Soldaten der Garniſon — doch er lebt! er ſchlägt die Augen auf — Herr Major! — Geſchwind, ſchafft Hülfe!

Wallis (ſich emporrichtend.) Bringt mich hier fort, daß ich ſie beide nicht mehr ſehe! Das iſt Tongo — Tongo iſt mein Mörder.

(Die Soldaten helfen ihm ſich aufrichten, und führen ihn fort.)

Adjutant. Wie? Tongo? Du Tongo? unſer entlaufner Sclav?

Tongo. Ja, ich bin Tongo. Ich war euer Gefangener, nie euer Sclav. Doch ich weiß wohl, was eure barbariſchen Geſetze mir bereiten; allein ich weiß auch, zu ſterben, wie mein Bruder Hanno.

Molly. Tongo! — Herr Adjutant, ich beſchwöre Sie, laſſen Sie ihn frei! Er war der Retter meiner Ehre. Ich will die Schuld auf mich nehmen — laſſen Sie ihn gehen — hier iſt mein Dolch, (Sie hebt den Dolch auf, den der Major fallen läßt.) ich will ſagen, ich habe ihn verwundet — mein Vater wird nicht zweifeln — ich beſchwöre Sie — —

Adjutant. Hören Sie auf, Miß! Sie verlangen die Verletzung meiner Pflicht von mir, und deren iſt ein Mann von Ehre nicht fähig.

Molly.

Ha, Barbar, den keine Bitten rühren,
Willſt du ihn zur Schlachtbank führen?
Wohl, du führſt zum Tod auch mich!
(Zu Tongo.)
Mit dir ſterb' ich! — doch — nein! du ſollſt leben!
Den Gedanken hat ein Gott gegeben.
Ja, du lebſt! ich rette dich!
(Sie eilt fort durch die Seitenthüre.)

Tongo. Molly! — Molly! wohin? — O Himmel, was will ſie thun! — Herr Adjutant, eilen Sie ihr nach! ich fürchte das Schlimmſte.

Adjutant. Da iſt ihr Vater.

Zwölfte Scene.

Lord Jefris. Gefolge. Harris. Tongo.

Adjutant. Hier, Milord, hier iſt Tongo. Der Major Wallis ward eben ſchwer verwundet weggebracht. Er klagte dieſen als ſeinen Mörder an, und Tongo leugnet die That nicht.

Lord Jefris. Wie? Tongo, du hier, um einen Mord zu vollbringen?

Tongo. Milord, ehe ich antworte, ſenden Sie nach Ihrer Tochter. Ich fürchte alles für ſie.

Lord Jefris. Meine Tochter? Was iſt mit ihr? wo iſt ſie?

Adjutant. Sie eilte eben in der heftigſten Bewegung von hier fort.

Lord Jefris. Wohin aber? ich zittre. Gehen Sie, lieber Harris, ſuchen Sie ſie auf — ſie kann nicht aus der Feſtung ſeyn — verhüten Sie jeden übereilten Schritt, und bringen Sie ſie ihrem Vater wieder. (Der Adjutant geht ab.)

Tongo. Nun bin ich bereit, Ihnen alles zu entdecken.

Lord Jefris. Sprich.

Tongo. Es war eine Zeit, Milord, wo Sie mich Ihrer väterlichen Zuneigung werth hielten; die

Erinnerung daran giebt mir allein den Muth zu dem, was ich Ihnen zu sagen habe. — Ich liebe Ihre Tochter. Sie wissen es aus ihrem eignen Geständniß. Ach, diese Leidenschaft wuchs von früher Kindheit an mit meinem Leben fest zusammen! Und nie hätt' ich mich aus diesem Hause zu entfernen vermocht, wenn nicht die angeborne Liebe zur Freiheit, das Verlangen, meinen Vater wieder zu sehen, und — warum soll ich es nicht gestehen? — auch die Hoffnung mich getrieben hätte, einst als das Oberhaupt eines mächtigen und tapfern Volkes wieder vor Ihren Augen erscheinen, um die Hand Ihrer Tochter werben, und zugleich der Brittischen Regierung ein festes Bündniß mit unserm zahlreichen Stamme und allen ihm befreundeten Nachbarstämmen anbieten zu können. Bis dahin suchte ich die Rache meines Volkes, die Hamme's Tod entflammt hatte, zu dämpfen, und da mir dies nicht mehr gelang, sie wenigstens aufzuhalten und zu leiten. Das Gerücht des baldigen Friedens war auch bis zu uns gedrungen; meine Hoffnung schien ihrer Erfüllung nahe. Da erhielt ich heute von John die Nachricht, daß Molly zu einer Verbindung gezwungen werden solle, die sie mit Recht verabscheute. Ich eilte unter dieser Verkleidung hierher, sie von dem verhaßten Zudringlichen zu befreien. Ich fand Molly hier allein. Doch als ich über Ihre väterliche Gesinnung von ihr völlig be-

ruhigt, eben wieder zu den Meinen zurückeilen will, höre ich, kaum unten im Garten angelangt, Molly's Ruf um Hülfe. Ich fliege zurück, ich finde den Major mit Ihrer Tochter ringend, die er überfallen hat, ich sehe einen Dolch in seinen Händen; ich ziehe den Degen, zwinge den Nichtswürdigen sich zu vertheidigen; der Himmel leitet meinen Arm und verwaltet sein Rächeramt durch mich.

Lord Jefris So hättest du zum zweitenmal die Ehre, vielleicht das Leben meiner Tochter gerettet, Tongo?! — — Und dennoch darf ich dich nicht freilassen! (Zu einem Officier.) Er ist Ihr Gefangner.

Adjutant Harris (schnell eintretend, indem mehrere Soldaten, Bediente u. s. w. sich ihm nachdrängen.) Ich kam zu spät, Milord, sie ist fort!

Lord Jefris. Fort?
Tongo. Wohin?

Adjutant. Vermuthlich zu den Wilden. Sie kam an den äußersten Schlag, und bat den Officier, einige Leute, denen sie Geld gab, sie hinauszulassen, um ihr Leibpferd von der Weide hereinzubringen, unter dem Vorwande, daß sie es leicht verlieren könnte; der Officier willfahrte ihr, das Pferd, welches nahe am Graben weidete, wird herein gebracht, sie geht ihm bis vor den Schlag entgegen, schwingt sich schnell und behend auf seinen Rücken, und indem sie dem Officier zuruft, Ihnen zu melden, daß Ihrer

Tochter Leben nun an dem Leben Tongo's hänge, flieht ſie über die Ebene gerade nach dem Walde zu. In dem Walde aber ſcheint es mit jedem Augenblicke lebendiger zu werden; auch bemerkt man zahlreiche Haufen, die ſich an den Bergen herabziehen.

Lord Jefris. Ach, meine Tochter!

Chor.

Führ uns hinaus zum Streite,
Dem Feinde zu begegnen!
Wir züchtigen die Verwegnen,
Und führen bald als Beute
Die Tochter dir zurück.

Lord Jefris.

Unerforſchliches Geſchick,
Kann denn nichts dein Zürnen wenden,
Gieb die Tochter mir zurück!

Tongo.

Deinen Kummer bald zu enden,
Laß mich ſchnelle Boten ſenden,
Und die Tochter kehrt zurück.

Chor.

Führ' uns hinaus zum Streite,
Dem Feinde zu begegnen!
Wir züchtigen die Verwegnen,
Und führen bald als Beute
Die Tochter dir zurück.

Tongo.

Laß uns ſchnelle Boten ſenden —
Auf, es dringt der Augenblick!

Lord Jefris.

Nun, ſo eile hinzuſenden!
Ach, vielleicht kehrt ſie zurück.

Chor.

Eile, uns hinauszuſenden,
Und wir bringen ſie zurück!

Lord Jefris.

Nein, nicht blind verwegen,
Uebermächtgem Feind entgegen!
Ihn erwarten wollen wir.
Mag an unſern Wällen
Seine Wuth zerſchellen!
Und — mein Kind! Gott ſey mit dir.
(Er geht ab mit Tongo.)

Chor.

Es kommen der Wogen
Weißſchäumende Heere
Dumpfrauſchend vom Meere
Zum Strande gezogen:
Es hangen die Ufer
Es zittert das Land.
Doch feſt ſteht im Schwalle
Beim donnernden Halle
Der Felſen am Strand.

Dritter Aufzug.

Freie Waldgegend.

Erste Scene.

Tom. Julie.

Tom. Geh! fort! laß mich! ich will nichts von dir wissen. Du bist Schuld an meinem Unglück, du bist die Ursache meines frühen Todes. Geh!

Julie. Aber, mein gutes Tomchen — —

Tom. Ach, was kann mir das gute Tomchen helfen! Es wird drum nicht minder gefressen; es mag nun ein gutes oder ein schlechtes Tomchen seyn.

Julie. Aber, mein liebes Tomchen — ! —

Tom. Schweig still! Sprich mir nicht von Liebe in einer Welt, wo ein Mensch den andern auffrißt! Ich kann das Wort nicht mehr hören, denn dies Wort hat eigentlich meinen Sarg gezimmert. — Hättest du nicht gesagt: liebes Tomchen, geh mit mir

hinaus in das Wäldchen, ich habe gestern meinen Strickbeutel dort liegen lassen. — Hättest du das nicht mit einer recht honigsüßen Stimme gesagt, so wäre mir die unsinnige Courage nicht ins Blut getreten, und ich hätte nicht gesagt: Ja, liebes Julchen, ich will mit dir gehen! — und hätt' ich das nicht gesagt, so wären wir nicht in das Wäldchen gegangen, so hätten uns die Wilden nicht erwischt, so würde ich jetzt nicht um des lieben Tomchens willen von ihnen aufgefressen. Ach, wenn meine Mutter hätte wissen sollen, welches Ende noch einmal ihr guter Sohn nehmen würde! Das ist mir an meiner Wiege nicht gesungen worden!

Julie. Schweig doch nur, Tom, und mache mich nicht mit wehmüthig! Es ist ja doch so arg nicht. Wir sind ja bis jetzt recht freundlich und höflich behandelt worden, und die Herren Wilden scheinen in der That nicht so schlimm zu seyn, als man sie uns beschrieben hat.

Tom. So? meinst du? Siehst du denn nicht, daß das alles nur geschieht, damit wir uns nicht grämen, und etwa mager werden sollen? Ich kenne sie besser, diese Bluthunde. Wenn dich so ein Kerl freundlich ansieht, so heißt das weiter nichts, als: du bist ein fetter Bissen, du sollst mir gut schmecken. Ach nein, nein! ich sehe in jedem Bauche, der mir hier begegnet, mein lebendiges Grab, und in jedem

dieser verwünschten Gesichter mein Epitaphium. Ich werde mein liebes Vaterland nicht wiedersehn, und du wirst eben so gut verspeist als ich; denn bei diesen Kerls ist kein Erbarmen.

Julie. Geh doch! Ich bin eine rechte Närrin, daß ich dir so gutmüthig Gesellschaft leiste, und mir bange machen lasse von dir. Nein, nein, nein, guter Freund, wenn von Verspeisen die Rede ist, so trifft das Loos dich allein, mich nicht. Es wäre ja ganz gegen alle Naturphilosophie, ein hübsches Mädchen aufzuspeisen, und diese Herren Wilden sind auch viel zu galant dazu. Ist es des Himmels Wille, daß wir hier bleiben, und du lebst heut übers Jahr noch — ja wenn du noch lebst heut übers Jahr, so sollst du dein Wunder sehen, wie ich die guten Leute in der kurzen Zeit zugestutzt habe.

Rohe Kraft ist leicht zu brechen,
Und die Stärke weicht der List.
Jeder Mann hat seine Schwächen,
Wenn er auch ein Wilder ist.

Tom.

Stolze Wellen, werdet brechen,
Wie ihr auch zu schäumen wißt!
Und du wirst wohl anders sprechen,
Wenn du aufgefressen bist!

Julie. Schweig still, plumper Gesell! ich bin

deine Königin. Dies Land gehorcht meinen Befehlen. Ich werde es civiliſiren. Friſeurs, Schneider und Tanzmeiſter laß ich aus Europa kommen, und bald tanzen dieſe Bären in Schuhen und ſeidnen Strümpfen, wohl friſirt und gepudert, den Chapeau-bas unterm Arm, eine Menuet à la Reine zu den Füßen meines Thrones. — Ach, da kommt ſchon eine von meinen künftigen Hofdamen, gewiß um meine Befehle zu vernehmen.

Tom. Ei Wetter! das Mädchen ſieht ganz menſchlich aus.

Zweite Scene.

Ciane. Julie. Tom.

Ciane. Ich grüße euch, meine Freunde. Mein Vater ſendet mich zu euch, um zu ſehn, ob ihr etwas bedürft. Wir glauben, Tongo wird es gern haben, wenn wir für euch ſorgen.

Tom. Du liebſt alſo wohl dieſen Herrn Tongo, ſchönes Kind?

Ciane. Wie ſollte ich ihn nicht lieben? Er iſt der Klügſte und Tapferſte unſeres ganzen Volkes.

Tom. Alſo lieben die Mädchen bei euch nur die tapfern Leute?

Ciane. Wunderliche Frage! Ist es denn bei euch etwa anders?

Tom. O nein, mit nichten! Unsere Mädchen lieben die Tapferkeit auch, und ich selbst, ich darf mich in der That mancher Auszeichnung deshalb rühmen. —

Ciane. Wer bist du denn? Du bist nicht gekleidet wie die Krieger bei deinem Volke.

Tom. Wer ich bin? hm! ich heiße Tom Kuku, bin von guter Familie, habe in meinem Vaterlande sehr verschiedene Stellen bekleidet, und genieße jetzt die Ehre, ein vertrauter Diener des Englischen Commandanten zu seyn.

Ciane. Du dienst dem Commandanten? Du bist also sein Sclave? armer Tom! — Und du hübsches Mädchen, du bist Molly's Freundin?

Julie. Ja, ihre Freundin und erste Dienerin.

Ciane. Also du auch eine Sclavin? Ihr armen Leute, wie beklag' ich euch! — Doch so konnte euch ja nichts Glücklicheres begegnen, als daß ihr in unsere Hände fielt. Nur von euch hängt es jetzt ab, an dem höchsten Gute, das uns der große Geist geschenkt, auch Theil zu nehmen.

Tom. Ein Gut? Ich bin ein Freund von Gütern; was ist das für ein Gut?

Ciane. Die Freiheit, armer Sclav! Seyd fröhlich, ihr armen Menschen, ihr seyd frei, wenn ihr wollt,

frei wie wir, frei wie die Luft, die uns umgiebt. Ihr bleibt bei uns, ihr nehmt unsre Sitten, unsere Lebensweise an, du, Tom, läßt dich unter unsere Krieger aufnehmen — —

Tom. Ist das nothwendig?

Ciane. Allerdings.

Tom. Es sind doch weiter keine Umständlichkeiten dabei? Ich liebe die Umständlichkeiten nicht.

Ciane. Kleinigkeiten. Erst bringst du einige Stunden in der Schweißhütte zu, dann wirst du ein Stündchen über einem gelinden Feuer aufgehangen, und durchgeräuchert; sodann wird dir auf Gesicht, Brust und Arme mit spitzen Nadeln und scharfen Flintensteinen eine Zeichnung eingeschnitten, mit Schießpulver und rother Farbe eingerieben, und dann ausgebrannt. Das dauert zwei bis drei Tage, je nachdem die Zeichnung mehr oder weniger schön werden soll. Je schöner, desto mehr Ehre für dich. Sodann bringt man dich — —

Tom. O, ich bitte dich, laß mir die andern Sodann's zu Hause. Ich habe an dem Pröbchen genug, und ganz und gar keine Lust, mich um eurer Freiheit willen bei lebendigem Leibe schinden zu lassen. Nein, mein Herzchen, wenn du mich verbinden willst, so gieb mir lieber ein Mittel an, wie ich schnell mit guter Manier wieder zu den Unsrigen gelangen kann.

Zum Dank dafür will ich dich auch mitnehmen nach Europa, und dich civiliſiren.

Ciane. Nach Europa? Ich habe ſchon ſo viel von dem närriſchen Europa gehört, daß ich gar nicht neugierig bin, eure verkehrte Welt zu ſehen.

Julie. Hätteſt du nur einmal erſt von dieſem närriſchen Europa gekoſtet, mein gutes Kind, du ſehnteſt dich wahrlich nicht wieder zurück in deine Wildniß.

Ciane. Meinſt du?

Tom. Ja, das mein' ich auch! Hätteſt du nur ein einziges Mal alle dieſe ſchönen, herrlichen, prächtigen, lieblichen, anmuthigen, koſtbaren, erſtaunlichen und wunderbaren Dinge geſehn und gekoſtet — —

Unſre Städte und Paläſte,
Häuſerwälder, ſteinern Meer,
Wo als wie zum ew'gem Feſte
Zahllos Volk wogt hin und her!

Julie.

Unſre Aſſemble'n und Bälle,
Und der Oper Zauberei;
In der Nacht des Tages Helle,
Und die Luſt beſtändig neu!

Tom.

An der Tafel dich zu laben
Aller Elemente Gaben,
Aller Länder Leckerei'n:

Trüffeln, Austern und Lampreten,
Vogelnester und Pasteten
Und in Strömen edler Wein!

Julie.

Was des Menschen Witz erfunden,
Erd- und Meeres-Schooß entwunden,
Giebt sich dir zum Schmucke hin,
Und erlauschend deine Mienen
Stehn die Männer, dir zu dienen,
Und du bist die Königin.

Beide.

Fühltest einmal du die Freuden,
Einmal nur des Lebens Glück,
Ach in deine öden Haiden
Nimmer kehrtest du zurück!

Ciane. Hört, ich muß euch bekennen, daß ich wenig von all den Herrlichkeiten verstanden habe, die ihr mir da erzählt, und denke immer, mir würde bei euern Zaubereien und steinernen Wäldern recht von Herzen angst und bange werden. Nein, meine Freunde — —

Auf Wildes Spur das Feld durchstreifen,
Früh wenn es blanke Perlen thaut;
Frei über Berg und Thäler schweifen
So weit der Himmel dämmernd blaut;

Im Abendroth halb träumend lauschen
Was Waldes Stimme zu dir spricht,

Dann freudig stehn an Stromes Rauschen,
Der donnernd durch die Felsen bricht;
Strom, Wald und Berge als Gespielen,
Und leise Ahnung in der Brust,
Selbst fernen Himmel nah sich fühlen:
Das nenn' ich Leben, nenn' ich Lust!

Julie. Tom und Ciane.

Dich / Euch } um { solche / eure } Lust zu neiden,
Fällt mir wahrlich nimmer ein.
Einer liebt, was andre meiden,
Und so mögen { deine / eure } Freuden
Ungekostet von mir seyn!

Tom. Des Menschen Wille ist sein Himmelreich. Jeder ist seines Glückes Schmidt. Jeder nach seiner Art. Es gehen mehr Wege in den Wald als einer. Ich habe dir's gut genug geboten. Wer weiß, wenn du erst die Kinderschuhe ausgetreten hast — — du hast zwar keine an, mein Herzchen — wer weiß, wenn du älter bist, singst du dann nicht ein andres Liedchen! — Aber, oh weh, wer ist der alte Mann, der da mit unserm John auf uns zukommt. Der Herr hat ein barbarisches Ansehn.

Ciane. Das ist Tonga's Vater.

Tom. Er scheint sehr grimmig zu seyn. Hore,

mein Zuckerchen, lege doch ein gut Wort für mich ein bei dem gnädigen Herrn Wilden, wenn ihn etwa auf der Stelle so ein Appetitchen anwandeln sollte, such' ihn auf andre Gedanken zu bringen; hörst du, mein Lämmchen? — Ich bin gar nicht darauf eingerichtet — —

Dritte Scene.

Dziambo. John. Eibo. Wilde. Die Vorigen.

Dziambo. Geht Befehl zum Aufbruch. Ich ertrage diese quälende Unruhe nicht länger. Wir wollen vor die Festung ziehen, meinen Sohn zurück zu fordern, und wenn sie ihn verweigern, ihn uns zu holen.

Eibo. Dein Sohn befahl, ihn bis zum Untergang der Sonne ruhig zu erwarten.

Dziambo. O wir erwarten ihn vergebens. Er kehrt nie zurück. Ach, mein Sohn! — Fluch, Fluch diesen Engländern, die auch den letzten grünen Zweig dem alten Stamme rauben, daß er dasteht, wie ein Gespenst auf oder Haide!

John. Du bist ungerecht, Dziambo. Nicht alle Engländer sind Barbaren, und wahrlich! Lord Jefris ist unschuldig an dem Tode deines ältesten Sohnes.

Dziambo. Schweig davon! Das Blut kocht in meinen Adern bei der Erinnerung. Er ein Befehlshaber, und konnte nicht befehlen, den Scheiterhaufen auszulöschen! Alter, ich hielt dich bis jetzt für werth, unter uns geboren zu seyn — mache nicht, daß ich in dir den Britten erkenne, sonst zittre ——!

Tom (bei Seite.) Ich bin des blassen Todes!

John. Mein Leben ist in deiner Hand. Durchbore diese Brust, wenn die Lüge darin wohnt.

Tom. Wär' ich doch tausend Meilen von hier!

Dziambo. Sind das die neuen Gefangenen? — Bewahrt sie wohl! Sie haften mir für Tongo's Leben.

Tom (bei Seite.) Ach, wenn doch unsere Leute nur dies einzige mal menschlich seyn wollten! Möchten sie es doch nachher halten, wie sie Lust haben.

Julie. Sey still, Tom, und fürchte dich nicht. Ich werde dem Alten den Kopf schon zurecht setzen.

Eibo. Ein Frauenzimmer zu Pferde kommt dort gerade auf uns zu. — Sie steigt ab — sie nähert sich uns.

John. O Himmel! es ist Molly.

Vierte Scene.

Molly. Die Vorigen.

John. Ach, mein Fräulein! Um's Himmelswillen — —

Molly. Auf! ihr Krieger, auf ihr alle, die ihr euern Anführer, euern Fürsten liebt, kommt mit mir, folgt mir nach, eilt ihm zu Hülfe!

Dziambo. Meinem Sohne? Wo ist er?

Molly. Gefangen, in den Händen seiner Feinde! Aber ich bin freiwillig zu euch gekommen, und überliefere mich selbst als Geißel seiner Sicherheit.

John. Ach, theure Miß, was haben Sie gethan?

Dziambo. Und wer bist du, daß du dir schmeicheln darfst, mit meinem Sohn in gleichem Werth zu stehen?

Molly. Wie? kennst du mich nicht mehr? Kennst du Molly nicht mehr, die Tochter des Englischen Commandanten, die schon einst eure Gefangene war. Damals gab dein Sohn mich meinem Vater wieder, jetzt hoff ich ihm mit gleichem zu vergelten. Doch eilt, es ist kein Augenblick zu verlieren.

Dziambo. Ja, Mädchen, du bist werth, daß dich mein Sohn liebt! Reiche mir deine Hand, daß ich sie an das Herz drücke, dem du die letzte Hoffnung wieder giebst.

Woblan, brecht auf zur Hülfe, Brüder!
Brechet auf! Wir folgen ihr.
Ja, du giebst den Sohn mir wieder,
Mein Vertrauen geht mit dir.

Chor der Wilden.

Auf, zur Hülfe, auf, ihr Brüder!
Führ' uns an! wir folgen dir.

Molly.

Kehrt nicht frei dein Sohn dir wieder,
Diesen Dolch dann nimm von mir,
Tauch in meiner Brust ihn nieder,
Und mein Blut giebt Rache dir.

Tom.

Ach, mir zittern alle Glieder.
Wär' ich doch nur weit von hier!

Chor der Wilden.

Führ uns an! wir folgen dir.

Dziambo.

Ja, du giebst den Sohn mir wieder!
Mein Vertrauen geht mit dir.

John.

Ja, dein Sohn, er kehrt dir wieder!
Frohe Hoffnung ist mit mir.

Ciane.

Willig beugt mein Herz darnieder,
Wack'res Mädchen, sich vor dir.

Julie (zu Tom.)

Ach, und kehrt er doch nicht wieder,
Tomchen, was wird dann aus dir?

Tom.

Weh, mir zittern alle Glieder,
Wär' ich doch nur weit von hier!

Chor der Wilden.

Auf, zur Hülfe, auf ihr Brüder!
Führ uns an! wir folgen dir.

Alle.

Laßt uns eilen, laßt uns ziehen!
Theuer ist der Augenblick.

Molly. Ciane. Eibo. John.

Dunkeln Wolken auch den Himmel,
Tritt die Sonne gleich zurück,
Auf! die Wolken werden fliehen,
Und von neuem wieder blühen
Wird uns milder Sonne Blick.

Alle.

Auf, die Wolken werden fliehen,
Und von neuem wieder blühen
Wird uns milder Sonne Blick.

(Ab.)

Fünfte Scene.

(Das Theater zeigt ein Thor der Feſtung mit einer Aufziehbrücke und einen Theil des Waldes. Vorn ein freier Platz mit Bäumen, die Brücke iſt niedergelaſſen. Soldaten gehen aus und ein, und ſind zum Theil im Hintergrunde beſchäftigt, Bäume zu fällen. Schildwachen gehen auf dem Walle hin und her. — Zwei Soldaten kommen in den Vordergrund, wo ſie ihre Beile hinlegen, ſetzen ſich an die Erde und holen eine Flaſche hervor.)

Erſter Soldat. Unſer Stück Arbeit für heute iſt nun gethan. Nun wollen wir uns zum letztenmal hier im Schatten ein wenig ausruhen.

Zweiter Soldat. Aber recht ſchade iſt es doch um das ſchöne Wäldchen. So ganz nahe vor dem Thore war es ein gar plaiſirlicher Spaziergang.

Erſter Soldat. Plaiſirlich hier, plaiſirlich hier! Der Dienſt kennt keine Plaiſirlichkeit. Nun ſich

die Wilden wieder spüren lassen, heißt es — fort damit. Einen solchen Versteck leidet keine Festung neben sich. Haben uns denn die listigen Schurken nicht eben den Tom mit sammt der Kammerjungfer recht vor der Nase aus der Plaisirlichkeit weggeholt? Der Commandant hat die Bäume genug geschont und sich zu Kopfe wachsen lassen, denn es treibt und schießt ja hier so mächtig in die Höhe, als ob es Feuer unter dem Leibe hätte, und im Umsehen steht einem ein Wald vor den Beinen.

Zweiter Soldat. Das macht, weil die hiesige Welt, wie sie sagen, ein gut Theil jünger ist, als unsere da drüben, mit der es nicht mehr so recht fort will.

Erster Soldat. Ich will dir's besser berichten. Das kommt von dem vielen Golde her, das hier überall unter der Erde versteckt liegt. Das Gold ist hitziger Natur und treibt in die Höhe. Das kannst du ja auch bei uns zu Lande alle Tage sehn. Bliebe mancher ein Schuft sein Lebelang, wenn's das Gold nicht thäte, und ihn in die Höhe hübe.

Zweiter Soldat. Ach, schweig mir nur vom Golde! Was kann mir das todte Capital helfen da tief unter der Erde? Einfältig genug, daß es da unten liegt. Kouliren und circuliren muß es, das ist sein wahres Leben.

(Er trinkt, dann fängt er an zu singen, der Andre stimmt mit ein.)

Ein Mann saß auf sein'm Kasten,
Sah hager wie die Fasten,
Bleich wie Charfreitag aus.
Und in dem Kasten drinne,
Da wimmert eine Stimme
Gar kläglich: laß mich raus!

Das hört ein flinker Degen,
Der fällt alsbald verwegen
Dem Alten in den Bart,
Und hat, wie der auch wimmert,
Den Kasten gleich zertrümmert,
Das ist Soldaten-Art!

(Es haben sich indeß mehrere Soldaten um sie versammelt und wiederholen.)

Chor.

Das ist, das ist Soldaten-Art!

Erster und Zweiter Soldat.

Und blankes Gold behende
Springt froh ihm in die Hände
Und jauchzt: Gesell, hab' Dank!
Hätt' ich dich nicht gefunden,
So konnt' ich nie gesunden;
Im Kasten lag ich krank.

Chor.

Es lag, es lag, im Kasten lag es krank!

Erster und Zweiter Soldat.

Drum wenn euch wo im Kasten
Derlei Patienten rasten,
Macht uns zum Doctor nur.
Wir lassen flott sie wandern,
Von einer Hand zur andern:
Das ist Soldaten-Kur!

Chor.

Wir lassen flott sie wandern,
Von einer Hand zur andern
Das ist, das ist — — —

(Es haben sich während des Gesanges mehrere Soldaten und Officiere auf dem Walle versammelt. Gegen das Ende geräth der Hause in Bewegung. Einige entfernen sich schnell, andre erscheinen wieder; alles zeigt pantomimisch die Annäherung des Feindes an. Endlich stürzt unten auf dem Platze ein oder mehrere Soldaten herbei, und unterbricht den Refrain des Chors.)

Dritter Soldat. Fort! Fort! Sie kommen! Die Wilden! Sie sind nah!

Chor Aller. Sie kommen! Sie kommen! Fort! Fort! Der Feind ist da!

(In der Feſtung wird Lärm geſchlagen. Die Soldaten eilen über die Brücke zurück. Die Brücke wird aufgezogen.)

Chor der Soldaten auf dem Walle.

Herab von den Bergen,
Hervor aus dem Walde
Bricht Schaar auf Schaar!
In freudigen Schlägen
Hebt kühn ſich entgegen
Die Bruſt der Gefahr.

Sechſte Scene.

(Lord Jefris mit mehreren Officieren auf dem Walle. — Geſang und Kriegsmuſik der Wilden — erſt von weitem, dann immer näher.)

Adjutant Harris.

Ihr Vortrab hat das Wäldchen ſchon erreicht; die vorderſten tragen grüne Zweige in den Händen.

Lord Jefris. Ein Zeichen, daß ſie friedlich mit uns unterhandeln wollen. Wohlan, ſo laßt uns hören, was ihr Begehr iſt.

Adjutant Harris. Da kommen ſie zwiſchen den Bäumen hervor; Zwei Frauenzimmer ſind in ihrer Mitte.

Lord Jefris. Molly und Julie! Was werde ich hören!

Adjutant Harris. Auch John iſt dabei, — auch Tom, — ein alter Mann führt ſie an, das iſt Tongo's Vater, ich kenn' ihn.

Siebente Scene.

(Dziambo. Molly. Julie. John. Tom. Tibo. Tiane. Wilde — vor der Feſtung. Die Vorigen auf dem Walle.)

Chor der Wilden.

Es ſchwankt die Waage
Ob Fried' oder Streit,
Wir kommen gerüſtet,
Zu beiden bereit.

Der Krieg erfreut uns;
Der Fried' iſt uns werth,
Wenn Worte nicht gelten,
Entſcheidet das Schwert.

Lord Jefris. Wie? Molly, meine Tochter! Ist es möglich? Du, mitten unter unsern Feinden?

Molly. O, mein Vater, lebt Tongo noch?

Lord Jefris. Er lebt!

Dziambo. Britte, dem Mörder meines ältesten Sohnes glaub' ich nicht aufs bloße Wort. Zeige mir meinen Sohn!

Molly. Er lebt! Mein Vater sagt's. Wie darfst du zweifeln? — Gott sey Dank, er lebt! — Nun so eile, ihm zu vergelten, was er mir gethan; gieb ihn seinem Vater wieder!

Lord Jefris. Ich darf es nicht.

Molly. O Vater —! Höret mich, Engländer: Ich habe mich den Händen dieses Volkes überliefert als Geißel für die Sicherheit und Freiheit seines Fürsten. Meine Freiheit, ja mein Leben ist nicht mehr in meiner Gewalt, wohl aber in der Eurigen. Ein heiliger Schwur bindet mich, — und dieser Dolch trifft mein Herz, kehrt Tongo nicht zu seinem Vater zurück.

Lord Jefris. Du trotzest auf deines Vaters Liebe. Du willst mich zwingen — zwingen willst du deinen Vater, von seiner Pflicht zu weichen? — Laßt die Brücke nieder! — Ich befehl' es. Ich muß Aug' in Auge mit meiner Tochter sprechen.

(Die Brücke wird niedergelassen Lord Jefris kommt aus

der Feſtung, von Officieren und Soldaten begleitet, doch ohne Adjutant Harris.)

Nicht der Krieger, nicht der Befehlshaber, nein, der Vater kommt zu euch, der mit ſeinem Kinde zu ſprechen hat. Ich hoffe, das iſt ein Recht, das du auch ehren wirſt, alter Mann.

Molly (vor ihm knieend.) O mein Vater, ich beſchwöre dich, laß ihn frei!

Dziambo. Steh auf! du ſollſt nicht betteln um meines Sohnes Freiheit und Leben.

Lord Jefris. Dein Sohn iſt wegen der Verwundung des Majors bereits freigeſprochen. Die wackern Männer, die hier um mich ſtehen, haben meinen Bitten nachgegeben; ja ſie werden ſelbſt den Tod des Majors, wenn er erfolgen ſollte, nur für die gerechte Strafe des Verbrechens halten. Ich freue mich darüber, denn ich liebe deinen Sohn; doch frei laſſen darf ich ihn nicht. Dir, mein Kind, ſind unſers ſtrengen Geſetze bekannt. Tongo iſt ein Ueberläufer.

Dziambo. Ein Ueberläufer! Tongo war nichts als euer Gefangener; ihr hieltet ihn in eurer Gewalt; er machte ſich los, und kehrte zu den Seinigen zurück. Auch deine Tochter war in unſerer Gewalt, auch ſie war unſere Gefangene, und doch gab eben dieſer Tongo ſie dir wieder.

Lord Jefris. Des Vaters Herz ist voll Erkenntlichkeit. Allein den Ausspruch des Gesetzes kann bloß der König mildern. Ich habe auf meine Verantwortung erhalten, daß Tongo's Urtheil bis zur Entscheidung des Monarchen aufgeschoben bleibt; ich selbst werde seine Gnade anflehn — —

Dziambo. Ha, Gnade! Gnade! Laß mich dies Wort nicht noch einmal hören! Mein Sohn, selbst Beherrscher eines tapfern Volkes, ein Fürst gleich dem deinen, sollte die Gnade eines andern anflehen? Von dem Ausspruche deines Königs sollte er Tod oder Leben empfangen?

Fluch dem Worte! Zornes Beben
Füllt die Brust mir schwellend an.
Schenkt ihm Gnade nur das Leben,
Lieber soll er sterben dann.

Chor der Wilden.

Nein, nicht sterben! Für sein Leben
Stehn wir alle Mann für Mann,
Auf — die Freiheit ihm zu geben,
Zu den Waffen! Führ' uns an!

Dziambo.

Schenkt ihm Gnade nur das Leben,
Lieber soll er sterben dann!

Molly.

Kann ihm nichts die Freiheit geben,
Mit ihm sterben will ich dann!

Chor der Soldaten.

Nicht Gewalt kann ihn euch geben,
Nur d' Gnade flehet an!

Lord Jefris.

Ach, mein Kind, o sieh mein Beben!
Aug' im Auge sieh mich an.
Nicht dem Vater willst du leben,
Der für dich nur leben kann?

Chor der Wilden.

Auf, die Freiheit ihm zu geben!
Zu den Waffen, führ' uns an!

Chor der Soldaten.

Nicht Gewalt kann ihn euch geben,
Nur die Gnade flehet an.

Molly.

Ach, mein Vater!

Lord Jefris.

Kannst du sehen,
Wie das Herz des Vaters bricht?

Nein, du kannst nicht von mir gehen,
Und mich einsam lassen nicht!

Chor der Wilden.

Zu den Waffen, führ uns an!

John.

Höre unser aller Flehen,
Das zu deinem Herzen spricht:
Lasse frei zurück ihn gehen!

Lord Jefris.

Auch das Herz gehorcht der Pflicht.

Tom.

Möcht' er doch zum Henker gehen,
Wär' ich nur gefangen nicht!

Molly.

Höre deiner Tochter Flehen!

John, Tom und Julie.

Höre unser aller Flehen;
Laß ihn frei!

Lord Jefris.

Ich darf es nicht.

Chor der Wilden.

Warum länger zaudernd stehen?
Hier entscheiden Worte nicht!

Chor der Soldaten.

Nun wohlan, ſo laßt uns ſehen,
Was das Schwert als Richter ſpricht!

Lord Jefris.

Komm mit mir! Ach, kannſt du ſehen,
Wie das Herz des Vaters bricht?
Nein, du kannſt nicht von mir gehen,
Und mich einſam laſſen nicht!

Molly (auf ihn zugehend.)

Ach, mein Vater!

Dziambo.

Nein, nicht gehen,
Nein, wir laſſen ſo dich nicht!

Chor der Soldaten.

Laßt ſie gehen!

Chor der Wilden.

Nein, nicht gehen!

Lord Jefris (Mollys Hand faſſend.)

Komm, mein Kind, du gehſt mit mir!

Dziambo (ſie zurückhaltend.)

Nein, vergebens, ſie bleibt hier!

Chor der Soldaten.

Laßt sie gehen!

Chor der Wilden.

Nein, nicht gehen!
Sie bleibt hier.

Dziambo. Eibo. Ciane.

Tongo's Leben hängt an ihr.

Tom.

Wär' ich doch nur weit von hier!

Julie (zu Tom.)

Kommt's zum Streit, entschlüpfen wir.

Lord Jefris.

Komm, mein Kind, du gehst mit mir.

Dziambo.

Nein, beim Himmel, sie bleibt hier!

(Die Officiere ziehn den Degen, die Soldaten treten vor mit gefälltem Bajonett.)

Chor der Soldaten.

Fort, ihr Verwegnen!
Laßet von ihr.

Chor der Wilden (die Waffen schwingend.)

Euch zu begegnen,
Stehen wir hier!

Molly.

Wie soll das enden?
Was beginnen?
Wohin sich wenden?
Schwankend steh ich mitten innen,
Und gleich stark auf jeder Seite,
Zieht mich Liebe, zieht mich Pflicht.

Lord Jefris.

Komm mit mir!

Dziambo.

Nicht von hier!

Chor der Soldaten.

Fort, ihr Verwegnen,
Lasset von ihr!

Chor der Wilden.

Euch zu begegnen,
Stehen wir hier!

Molly.

Ach, gleich stark von jeder Seite
Zieht mich Liebe, zieht mich Pflicht!

Tom.

O wie gern sucht' ich das Weite,
Hielte nur die Furcht mich nicht.

Chor der Wilden.

Gieb das Zeichen, auf, zum Streite,
Hier entscheiden Worte nicht.

Chor der Soldaten.

Sind die Wort' umsonst im Streite,
Setzt das Schwert sich zu Gericht.

Achte Scene.

Tongo. Die Vorigen.

Tongo,

(kommt schnell über die Brücke, und wirft sich zwischen die sich bedrohenden Partheien.)

Welches Beginnen!
Weichet von hinnen!
Lasset sie frei!

Dziambo.

Ha, ich athme neues Leben!
Du bist frei!

Chor der Wilden.

Er ist frei!

Tongo.

Nur um ſchnell den Streit zu heben,
Dir dein Kind zurück zu geben,
Eilte ich herbei!

(Er führt Molly ihrem Vater zu.)

Doch nun leg' ich willig wieder
Meine kurze Freiheit nieder,
Kehre, folgend dem Geſchick,
Dein Gefangner dir zurück.

Dziambo.

Raſend Beginnen!
Was kaum das Glück
Half dir gewinnen,
Stößt du zurück?

Chor der Wilden.

Raſend Beginnen!
Soll er's erfüllen?
Auf, wider Willen
Ihn zu befrei'n!

(Sie dringen vor.)

Chor der Soldaten

(ſich ihnen entgegen werfend.)

Verwegne, zurück!
Weichet von hinnen!

Tongo.

Weichet zurück!

Chor der Wilden.

Nein, wider Willen
Frei mußt du seyn!
Dringt auf sie ein!

Chor der Soldaten.

Verwegne, zurück!
Weichet von hinnen!

Tongo.

Weichet zurück!

Molly.

Ach was beginnen,
Wohin mich wenden?

John. Julie. Tom.

Wie soll das enden!
Zagen und Bangen
Erfüllt uns die Brust.

Chor der Wilden.

Nehmt sie gefangen!
Dringt auf sie ein!

Tongo.

Weichet zurück!

Chor der Wilden.

Frei sollst du seyn!

Tongo.

Ha, mich zu zwingen
Sollt' euch gelingen?
(Er reißt einem der Wilden das Schwert aus den Händen.)
Nun bin ich frei!
Nun laßt sie ziehn in Frieden,
Und ehret mein Gebot,
Sonst ist mein Loos entschieden:
Dies Schwert giebt mir den Tod!
(Es gegen seine Brust wendend.)

Lord Jefris. Dziambo. Molly. Julie. Ciane. John.

O halt ein! halt ein!

Molly

(wieder auf die andre Seite hinüber eilend, und den Dolch ziehend.)

Nein! Du stirbst nicht allein!
Mein Loos auch ist entschieden,
Du giebst auch mir den Tod.

Lord Jefris. Dziambo und Alle.

O halt ein, halt ein!

(Lord Jefris und einige Officiere springen zu und entwaffnen Tongo'n; zu gleicher Zeit ergreift Dziambo Molly's Hand, mehrere Wilde umringen sie.)

Chor der Wilden.

Sollen wir's dulden?
Dringt auf sie ein,
Ihn zu befrei'n!

Dziambo und Wilde.

Leben um Leben!

Tongo.

Weichet zurück!

Lord Jefris.

Molly! Mein Leben!

Chor der Soldaten.

Auf, sie dem Vater
Wiederzugeben,
Sie zu befrei'n!

Chor der Wilden.

Tod oder Sieg!

(Man hört in der Ferne wildes Geschrei und mehrere Kanonen- und Flinten-Schüsse schnell hinter einander.)

Ha, unsre Brüder

Stürmen ſchon nieder —
Los iſt der Krieg!

(Sie dringen auf die Engländer ein, die ſich in ſchnell geſchloſſener Reihe ihnen entgegen werfen, und das Gewehr auf ſie anſchlagen. Die Soldaten in der Feſtung ſpringen auf den Wall, und ſchlagen gleichfalls das Gewehr an. In dieſem Augenblick erſcheint oben auf dem Walle, ſich Platz machend, der Adjutant Harris — mit dem Hute winkend.)

Neunte Scene.

Adjutant Harris. Die Vorigen.

Adjutant Harris.

Halt ein! Halt ein!
Friede! Friede, haltet ein!

(Die beiden Partheien bleiben zum Angriff fertig, einander gegen überſtehend. Der Adjutant Harris eilt über die Brücke auf den Platz heraus zwiſchen beide.)

Es iſt Friede! Gefeſſelt iſt der Krieg!

(Er übergiebt Lord Jefris ein verſiegeltes Papier.)

Chor der Wilden.

Friede!

Chor der Soldaten.

Friede!

Chor der Soldaten auf dem Walle.

Friede!

(Man hört es in der Ferne mit abnehmender Stärke wiederholen.)

„Friede! Friede!"

Chor Aller.

Friede! Friede! Gefesselt ist der Krieg!

(Pause. Lord Jefris öffnet die Depesche und liest.)

Lord Jefris. „Der Friede ist geschlossen. Bei „Ansicht dieses hören alle Feindseligkeiten auf. „Alle Gefangene, Ueberläufer und Sclaven sollen „von beiden Theilen zurück gegeben werden —"

(Er entblößt sein Haupt und hebt die Hände dankend zum Himmel empor. Molly eilt herbei, und wirft sich zu seinen Füßen; er hebt sie auf und drückt sie an seine Brust. Tongo eilt in seines Vaters Arme.)

Lord Jefris. Tongo. Dziambo. John. Sibo. Molly. Julie. Ciane.

Dank, Dank sey ihm gebracht,
Der den Streit geendet,
Und in der Verwirrung Nacht

Seines Friedens Strahl gesendet,
Dank sey ihm gebracht!

(Lord Jefris führt Molly Tonge'n zu, und legt ihre Hände in einander, dann reicht er Dziambo seine Hand.)

Chor der Wilden.

Friede!

Chor der Soldaten.

Friede!

(Sie reichen sich die Hände.)

Chor der Soldaten auf dem Walle.

Friede!

(Choartige Wiederholung aus der Ferne, wie vorher.)

„Friede! Friede! Friede! —"

Chor Aller.

Zieht segnend in Wettern der Frühling herbei,
Dann grünen und blühen die Fluren auf's neu;
So kommt uns der Friede mit Segen umlaubt,
Und Blüthen der Liebe bekränzen sein Haupt!

Chor der Wilden.

Der Friede!

Chor der Soldaten.

Der Friede!

Chor der Soldaten auf dem Walle.

Der Friede!

(Wiederholung aus der Ferne.)

„Der Friede! — Der Friede! — Der Friede!"

Der Schatz.

Luſtſpiel in Einem Akt.

1816.

Zuerſt aufgeführt in Berlin am 13 Jun. 1817.

Personen.

Florinde.

Adelbert.

Lampe.

Ein Vorsaal. Zwei Thüren im Grunde, die eine freie Wand in der Mitte lassen. Eine Seitenthüre.

Erſte Scene.

Adelbert, (allein.)

(Er ſitzt an einem Tiſche, auf welchem ein brennendes Licht und ein aufgeſchlagenes Buch, in dem er geleſen zu haben ſcheint.

Da ſitz' ich wiederum einmal! — Allein wie lange?
Bald wieder drückt die Luft, das Athmen macht mir bange,
Und weiter muß ich dann. Heut da, und morgen dort!
An allem Ueberdruß, und Ruh' an keinem Ort.
Wohin es geht? — Weiß nicht! — Kann das der Menſch auch wiſſen?
Wie ein Planet, der ſich verwegen losgeriſſen
Von ſeiner Sonne, wild durch ferne Himmel eilt,
Hier angezogen, dort, doch nie und nirgends weilt,
Hinaus ſich ſtürzend nach den fremden, kalten Fernen,
Um weit von nachbarlich vertrauten Freundesſternen,

Von seiner Sonne weit, erstarrend zu vergehn — —
Halt ein, mein guter Freund! das Gleichniß ist recht schön,
Allein es hinkt! — Ein Weib mit Sonnen zu vergleichen,
Ist Thorheit, Unsinn, ja, von Raserei ein Zeichen!
Und diese Liebe, die in Weiberherzen schlägt,
Ist wahrlich jene nicht, die Welten dort bewegt.
Sie ist nur leerer Schall, verweht, so wie gesprochen;
Ein schwacher Schimmer kaum von dort, verwirrt, gebrochen
Im trüben Spiegel ungemeßner Eitelkeit;
Ein Staub, auf Fittige des Schmetterlings gestreut,
Mit buntem Farbenspiel die Thoren zu entzücken;
Ein Irrlichtflämmchen nur, den Wandrer zu berücken,
Den Sehnsucht nach dem Glück des eignen Heerdes treibt,
Der froh ihm zueilt und — im Sumpfe stecken bleibt. —
So ist es nun einmal. Wer mag dagegen streiten?
Ich war ein Thor: nun ja! mir gings wie andern Leuten;
Ich war ein Thor, das heißt: ich liebte einst ein Weib,
Mein Leben war die Lieb', ihr nur ein Zeitvertreib.
Sie war die Sonne, ja, um die mein Seyn sich drehte,

War dieſes Lebens Licht, des beſſern Morgenröthe, —
Und kurz, was nur ein Mann je für ein Weib gefühlt,
Das fühlt' ich wahr und treu: — ſie hatte nur geſpielt!
(Er geht haſtig auf und ab.)

Zweite Scene.

Lampe. Adelbert.

(Lampe kommt gleichfalls haſtig herein, und rennt, das folgende ſprechend, neben jenem auf und ab, doch in entgegengeſetzter Richtung.)

Lampe.

Nein! nein! und wieder nein!

Adelbert.

Wo hat ein Herz geſchlagen,
Das ſo wie mein's geliebt?

Lampe.

Es iſt nicht zu ertragen!

Adelbert.

Und wo ſchlug eins, das man ſo grenzenlos betrog?

Lampe.

Abſcheulich! unerhört!

Adelbert.

Wenn ihre Stimme log,
Wo iſt denn Wahrheit noch?

Lampe.

Mich bei der Naſe führen!

Adelbert.

O trügeriſch Geſchlecht!

Lampe.

So boshaft mich veriren!

Adelbert.

Fort!

Lampe.

Mord!

Adelbert.

Ich haſſe dich!

Lampe,

(neben Adelbert in gleicher Richtung herrennend und ſchreiend:)

Peſt! Schwefel! Mord und Tod!

Adelbert,

(bleibt ſtehn und ſieht ihn verwundert an.)

Was iſt das? Sind Sie toll? — Was haben Sie für Noth?

Lampe,

(bleibt auf der andern Seite des Theaters ſtehn.)

Du Vater alles Ruhms, du Spender aller Ehre,
Du, ohne das ja nicht die Helden Helden wären,
Du Angelſtern der Welt, du Gott der Götter, ſprich!
O Glück, verdammtes Glück! warum verfolgſt du mich?

Adelbert.

Was iſt — —?

Lampe.

Man ſagt, du ſei'ſt ein Gönner aller Thoren,
Und ich bin, mein' ich wohl, nicht allzuklug geboren — —

Adelbert.

Was giebt es denn? Was hat man Ihnen denn gethan?

Lampe.

Doch ſchikanirſt du mich von Kindesbeinen an!

Ich mochte noch ſo ſehr mich drücken und mich ſchmiegen,
Doch konnt' ich nimmer mich auf grünem Zweige wiegen.
Weil Lampe war einmal, und blieb ein armes Vieh,
Und ſeine Firma hieß ſtets: Lump et Compagnie!
So triebſt du es mit mir; und wär's nur das geweſen!
Doch nein, du hatteſt mich zum Höchſten auserleſen.
Der Gipfel fehlte noch auf meinen Elendsbau,
Das große Kreuz: — Du gabſt mir eine böſe Frau!
Ach wahrlich, wär nicht der (Auf Adelbert zeigend.) mein Retter dort gekommen,
Und hätte plötzlich mich auf Reiſen mitgenommen,
Erkennend gleichen Trieb und gleichen Haß in mir —
Ein ſchmählich Ende war mir zugedacht von dir!

Adelbert.

Was iſt — —?

Lampe.

Doch ruhſt du nicht: noch jetzt im Augenblicke
Erfahr' ich deine recht gewählte Teufelstücke.

Adelbert.

Zum Teufel denn, was giebt's? Ich werde mit verrückt.
Was giebt's? Hat die Lott'rie Sie im April geſchickt?

Lampe.

Was giebt es? Einen Schatz!

Adelbert.

Wie? Haben Sie ——?

Lampe.

Ach, haben!

Ich habe nichts!

Adelbert.

So! ſo!

Lampe.

Er liegt hier wo begraben.

Adelbert.

Und wo?

Lampe.

Ja, wo! Da ſteckt's! Das iſt die Tücke ja.

Adelbert.

Doch woher wiſſen Sie ——?

Lampe.

Ich weiß es, weil ich's ſah!

Adelbert,

(erwartungsvoll auf ihn zu tretend.)

Sie ſah'n den Schatz?

Lampe.

Im Traum.

Adelbert, (ärgerlich.)

Sie sind ein Narr.

Lampe.

Zu dienen!
Doch war der Geist kein Narr.

Adelbert.

Der Geist?

Lampe.

Der mir erschienen.

Adelbert.

Ein Geist? Wann? Wo?

Lampe.

Im Traum.

Adelbert.

Gehn Sie zum Henker!

Lampe.

Schön!
Doch dahin ging er nicht. Ich mußte mit ihm gehn;
Er ging in dieses Haus, um mir den Schatz zu zeigen;

Ich sah' ihn, sah' den Ort, der ihn verwahrt, so eigen,
So deutlich — o man sieht so deutlich wachend kaum.

Adelbert.

Nun? dieser Ort?

Lampe.

Nun ja, das war der Ort im Traum:
Ich fand ihn wachend nicht.

Adelbert.

Er bringt mich um die Sinne!
Zum — Himmel! hatten Sie den Ort so deutlich inne,
So galt's nur suchen, und Sie fanden leicht ihn aus.

Lampe.

Den ganzen, langen Tag schon sucht' ich! Doch dieß Haus
Ist mir wildfremd, wir sind erst gestern spät gekommen. —
Nun merken Sie? Wie? Was? Wie hab' ich mich genommen?
Ha, Wissenschaft schafft Witz und wetzet den Verstand!
Die Wünschelruthe nahm ich also gleich zur Hand,
Und schritt nun, so armirt, bedächtig hin und wieder,
Durchschritt das ganze Haus, die Treppen auf und nieder,
Und auf dem Boden ——

Adelbert.

Nun?

Lampe.

Da fand ich nichts; darauf
Im Keller — nichts! Es war als ſucht' ich Tugend auf.

Adelbert.

Ein unbekannt Juwel für Sie, wenn Sie's auch fänden.
Sie ſind langweilig.

Lampe.

Schön! Es wird ſich plötzlich wenden;
Denn plötzlich komm' ich an die Thür' hier nebenbei. —
Die Wünſchelruthe zuckt, ganz leiſe, eins, zwei drei —
O Himmel! jetzt — ich geh' noch näher: ſtärk're Regung!
Ich trete an die Thür': die heftigſte Bewegung!
Es iſt kein Zweifel mehr, gefunden iſt der Platz, —
In dieſer Stube, ja, da ſind' ich auch den Schatz.
Ich ſeh' ihn ſchon, ich ſeh' des Goldes ſüßen Schimmer —
Ich öffn', ich tret' hinein und — ſind' ein Frauenzimmer!

Adelbert.

Wie?!

Lampe.

Ja.

Adelbert.

Nicht möglich.

Lampe.

Ja.

Adelbert.

Alt ohne Zweifel?

Lampe.

Nein.

Adelbert.

Jung? ſchön?

Lampe.

Ein Engel! Ja.

Adelbert.

Es kann nicht möglich ſeyn!
Sie hörten geſtern ſelbſt den Wirth ja hoch betheuern ——

Lampe.

Sein ganzes Haus ſey leer von ſolchen Ungeheuern;
Drum zogen wir gleich ein.

Adelbert.

Und dennoch? —

Lampe.

Mein Geschick!
War kein Weib da; so schuf es eins im Augenblick —
Um mich zu kränken.

Adelbert,
(nach der Seitenthür zeigend.)

Wie? Hier also in dem Zimmer?

Lampe.

Ja.

Adelbert.

Heut' noch zieh' ich aus.

Lampe.

Und ich, ich bleibe nimmer
In solcher Nachbarschaft. Fort! — Doch der Schatz?
— Ei! ei!
Der bleibt hier liegen? Was?

Adelbert.

Der Drache liegt dabei.

Lampe.

Ich heb' ihn dennoch! — Ach! er ist wohl schon gehoben!

Weh'! jetzt beſinn' ich mich. Der hat's nicht aufgeſchoben;
Der roch ihn gleich heraus. O Gott! der Kerl iſt fink.

Adelbert.

Wer denn?

Lampe.

Wohl eben jetzt — ja, — hören Sie?
Pink, pink!
Da meißelt er — da! pink — pink, pink! —

Adelbert.

Sind Sie von Sinnen?
Wer meißelt denn? Wer denn?

Lampe.

O mein! der Kerl da drinnen.

Adelbert.

Da drinn?

Lampe.

Er hebt den Schatz.

Adelbert.

Er! Wer?

Lampe.

Der Officier —

Der uns jetzt überall begegnet, der ist hier —
Der mit dem Barte — ach! der alles weiß — der Teufel,
Der Rabensohn! der hat den Schatz, es ist kein Zweifel.
Ich sah ihn heute früh — und jetzt erst fällt mir's ein! —
Er ging recht gradezu in's Zimmer da hinein.

Adelbert.

Zu ihr?

Lampe.

Und ihm! er hat so Schatz als Schätzin — beide!

Adelbert.

Verdammt!

Lampe.

Der Kaliban! der Zauberer! der Heide!
Was? einen solchen Schatz, und auch ein solches Weib?
Zum Henker, nein, das ist zu viel auf einen Leib.
Ich leid' es nicht!

Adelbert.

Ich will das letzte gern ihm lassen.

Lampe.

Ich lass' ihm nichts!

Adelbert.

Ei, Sie, der Sie die Weiber haſſen,
Sie wollten — —?

Lampe.

Ja, hier gilt nichts von Bedenklichkeit.
Erſt nehm' ich ſie; dann iſt's zum Haſſen immer Zeit.

Adelbert.

Nein, lieber keinen Schatz, als noch ein Weib daneben!

Lampe.

Verehrter, hätten Sie nur dieſe, dieſe eben
Mit einem Blick geſehn!

Adelbert.

Nun was? Schön ſoll ſie ſeyn?
Das ſind die Schlimmſten juſt. Sie ſprach mit Ihnen?

Lampe.

Nein.
Allein ſie lächelte. Ja, Werther, dieſes Lächeln —
Es war, als fühlte man die Himmelslüfte fächeln.
Solch Lächeln machte ſelbſt die Finſterniß zum Licht.

Adelbert.

Ich kenne Sie nicht mehr. Wie, ſchämen Sie Sich nicht?

Lampe.

Nachbar vielleicht. Jetzt muß ich andre Dinge denken.

Adelbert.

So leicht ist Ihre Kraft zu biegen und zu lenken?
Ist das Philosophie? Was Jahre aufgebaut,
Das hat ein einz'ger Blick, ein Lächeln weggethaut?
Ein Weiberlächeln? Pfui! so kläglich sich zu weisen!
In meiner Schmiede, Freund, da macht man bess'res Eisen.
Stieg' auch ein Engel selbst, geformt aus lauter Licht,
Als Weib zu mir herab, mich rührt' er dennoch nicht.
Ja wenn im Himmel selbst — —
(Im Nebenzimmer schlägt eine Harfe einen Akkord an.)
Was ist das? Welche Töne?

Lampe,

Nun, hören Sie's denn nicht? Sie ist es, die Sirene!

(Er läuft an die Seitenthür und guckt durch das Schlüsselloch. Adelbert geht unruhig hin und her, dazwischen stehen bleibend und horchend, und rückt dabei immer näher nach der Seitenthür.)

Adelbert.

Nun, sehen Sie denn was?

(Lampe winkt ihm mit der Hand Stille zu. Die Harfe spielt fort.)

Das mag ich wohl gestehn,
Sehn möcht' ich es doch wohl, das Wunder. Nichts
als sehn.

(Er tritt hinter Lampen und sucht über dessen Rücken hinweg gleichfalls durch das Schlüsselloch zu gucken.)

Erlauben Sie! Ich will nur einen Blick — ich bitte!

(Er zieht jenen, da er nicht hört, bei den Rockschößen von der Thür' weg, und nimmt schnell seinen Platz ein.)

Lampe.

Ich bitte sehr! — Das ist wohl großer Herren Sitte!
Allein die gilt hier nicht! — Erlaubniß! —

(Da er nirgends ankommen kann, kriecht er unter Adelberten und verdrängt ihn, indem er sich zwischen ihm und der Thüre in die Höhe schiebt.)

Adelbert.

Sind Sie toll?
Es ist ja nichts zu sehn!

Lampe.

Ach, was der Mensch sehn soll,
Das sieht er doch.

(Eine weibliche Stimme hebt an die Harfe zu begleiten.)

Adelbert.

Still! still! sie singt.

Lampe.

Ach welche Klänge!

Es iſt als ob ſie mir in allen Fiebern ſänge.
O Nachtigall!

(Der Geſang fährt fort. Adelbert iſt in großer innerer Bewegung.)

Adelbert,
(nachdem Geſang und Harfe leiſe verhallt.)

Was klopfſt du thöricht Herz ſo ſehr?
Ein Liedchen war es, und es ſang's ein Weib—
nichts mehr!
Ein Klang — ein Hauch, wie der, von dem die Segel ſchwellen! —
Und doch — mein Leben trieb auf ſeinen leiſen Wellen,
Und ach! ich folgte gern der freundlichen Gewalt!
Nicht Klang — nicht Hauch! Ich ſah's. Es hatte Form, Geſtalt,
So lieb mir, ſo vertraut, wie beſſ'rer Zeit Geſpiele;
Und was ich einſt gefühlt, und längſt ſchon nicht mehr fühle,
Der Jugend ſüßer Traum, iſt von ihm aufgewacht,
Und ſteht wie Morgengold auf einer langen Nacht.

Lampe.

O Nachtigall!

Adelbert.

Ich muß ſie ſehn, die ſo geſungen!

Ich muß ihn sehn, den Mund, dem dieser Ton entklungen!
Lügt dieser Mund denn auch?

Lampe.

O süße Nachtigall!

Adelbert.

Nun Rath geschafft! Ich muß sie sehn.

Lampe.

So Knall und Fall?

Adelbert.

Ich sprenge die Thür, wenn Sie kein andres Mittel weißen.

Lampe.

Ich sprenge mit! Nur zu! Da brauchen wir das Eisen
Aus ihrer Schmiede just.

Adelbert.

Ach, Possen! ja nur sehn —
Sehn will ich sie ja nur.

Lampe.

Nichts weiter? Das ist schön,
Das Sehen geb' ich frei: das Andr' ist meine Sache.

Auch mit dem Schatz! Auch der gehört zu meinem Fache.
Sie wollen ihn bloß sehn? Gott lohne Sie dafür!
Nun aber frisch ans Werk! Wir stehn und schwatzen hier,
Und ach, der Bösewicht hat ihn vielleicht schon lange.

(Da Adelbert nicht antwortet, tritt er ihm näher.)

Was? Augen hat er ja wie eine Klapperschlange!
Sah'n Sie die Augen wohl? Der hat nur hingeblickt,
So ist der Schatz von selbst entgegen ihm gerückt.
Will er auch nicht, er muß. Der Kerl hat kein Erbarmen:
Er blickt, der rückt — und paff! da hat er ihn in Armen!
Und mein doch ist er! Ich war's, der zuerst ihn sah.
Mir wies der Geist ihn! — Nun hat ihn der Satan da!
Gieb ihn heraus! — O Gott, es geht mir an das Leben!

Adelbert.

Heraus! Ganz recht. Auch soll er Rechenschaft mir geben —
Von ihr, mir Rede stehn; ich will es wissen, wer
Und was sie ist. Jetzt! Gleich!

Lampe.

Da kommt er eben her.

Dritte Scene.

Florinde. Die Vorigen.

(Florinde in Officier-Kleidung, durch einen Bart, ein Pflaster über dem Auge, oder etwas dergleichen unkenntlich gemacht. Verstellte Stimme.)

Florinde.

Sieh' da! ich freue mich — —

(Adelbert und Lampe gehen hastig auf sie zu.)

Adelbert.

Wer ist das Frauenzimmer?

Lampe.

Wo haben Sie den Schatz?

Adelbert.

Verstellen Sie Sich immer,
Sie kommen hier nicht los.

Lampe.

Wo ist der Schatz? Heraus!

Adelbert.

Wer ist sie? was ist sie? wie kommt sie in dieß Haus?

Lampe.

Nur ſchnell!

Adelbert.

Geſchwind!

Lampe.

Heraus!

Florinde.

Mit Gunſt, ſehr werthe Herren——

Lampe.

Nichts Gunſt! Gerechtigkeit! Da hilft kein weit'res Sperren.
Mir zeigte ihn der Geiſt, und folglich iſt er mein.

Florinde.

Sehr wohl! doch bitt' ich, nicht ſo mörderlich zu ſchrei'n,
Vielmehr mit ein'ger Ruh und deutlich zu erklären,
Von was die Red', und was Sie denn von mir begehren.

Adelbert, (ſchnell.)

Das Frauenzimmer.

Lampe.

Und den Schatz.

Florinde

Den Schatz? Aha!

Lampe, (für sich.)

O Gott! er hat ihn!

Florinde.

Und das Frauenzimmer?

Adelbert.

Ja.

Florinde.

Aha!

Adelbert, (für sich.)

Da haben wir's, er kennt sie auf das beste!

Lampe,

(Adelbert auf die Seite ziehend.)

Es ist kein Zweifel mehr, wir kommen nach dem Feste!
Er hat ihn schon, den Schatz, das sieht man ganz genau,
Und unsre Dame ist am Ende seine Frau.

Florinde.

Nun, eine Dame und ein Schatz — zwei gute Dinge!
Das heißt: wenn jene hübsch, und dieser nicht geringe.
Sehr wohl! So wüßt' ich denn der werthen Herrn Begehr,
Doch muß ich frei gestehn, gern wüßt' ich auch noch mehr;

Gern wüßt' ich — kann der Menſch der Neugier ſich entbrechen? —
Von welcher Dame denn, und welchem Schatz Sie ſprechen.

Lampe.

So ſpeißt man uns nicht ab!

Adelbert.

Sie ſcherzen, wie es ſcheint.

Lampe.

Wir nicht! —

Adelbert.

Mit einem Wort: die Dame iſt gemeint,
Die dort im Zimmer iſt, und die Sie ſicher kennen,
Und dieſe bitt' ich mir zu zeigen und zu nennen.

Lampe.

Und gleichermaßen iſt zugleich der Schatz gemeint,
Den mit der Dame dort der gleiche Ort vereint,
Der in dem Zimmer liegt, und den Sie ſicher kennen;
Den bitt' ich mir nicht bloß zu zeigen und zu nennen,
Ich bitte mir ihn aus, ganz, gänzlich, ganz und gar!

Florinde, (zu Adelbert.)

Wie wiſſen Sie, daß dort die Dame——?

Adelbert.

Das ist klar!
Weil ich sie hier gehört, weil er sie dort gesehen.

Florinde, (auf Lampe zeigend.)

Und weil er dort ein Narr, so muß ich frei gestehen,
Daß mich sein Sehen noch nicht überzeugen kann.

Lampe.

Was?!

Florinde.

Der sah mich wohl für ein Frauenzimmer an!

Lampe.

Wer wagt's — —

Adelbert.

Und doch sind Sie heut früh zu ihr gegangen!

Florinde.

Zu ihr? Unmöglichkeit! Wer will sich unterfangen — ? —

Lampe.

Ich sag's!

Florinde.

Sie sind ein Narr! das hab' ich schon gesagt.
Sie haben nichts gesehn, und werden nicht gefragt.
So wahr ein Mann ich bin, ich ging nicht in dieß Zimmer.

Lampe.

Peſt! Schwefel! Herr — Herr Mann! Das litt' und leid' ich nimmer!
Ein Narr bin ich? Und auch ein Lügner obendrauf?

Florinde.

Wer einen nimmt, der kriegt den andern in den Kauf.

Lampe.

Ich leid' es nicht!

Florinde.

Sehr wohl! ich bitte nur zu wählen.
Piſtolen — Degen — Wann? und wo? Wie Sie befehlen.

Lampe,

(ſucht im Schwatzen Gelegenheit fortzukommen.)

Das fordert Blut. Ganz recht. Blut fließet auch noch heut.
Ich bin ein guter Kerl, das aber geht zu weit.
Der Rieſe ſelbſt erliegt am Ende wohl den Zwergen.
Geduld, du edles Kraut, du wächſt auf hohen Bergen;
Nicht jeder kauft, wer will, dich auf dem Marktplatz ein,
Und höhlt der Tropfen nicht den allerhärtſten Stein?
Ich bin ein guter Kerl, und laſſe mit mir ſprechen;
Doch allzuſtraff kann ſelbſt den feſten Stahl zerbrechen.

Grob ſchallt es in den Wald, und grob auch ſchallt's heraus.
Zu vieles Klopfen treibt die Schneck' aus ihrem Haus!
Ich bin ein guter Kerl; doch iſt der Damm durchbrochen,
So tobt des Waſſers Grimm: die Brücke mit den Jochen,
Das Haus mit ſammt dem Dach, der Stall mit ſammt dem Rind,
Der Koben mit dem Schwein, die Wiege mit dem Kind,
Der Mann mit ſeiner Frau, der Herr mit ſeinem Pudel,
Stürzt, treibt und wogt dahin in dem erboſten Strudel.

(Florinde will ihn unterbrechen, er läßt ſie nicht zum Wort kommen.)

Sturmläuten, Angſtgeſchrei, und Jammer weit und breit!
Kein Giebel ſchützt: der Tod erſteigt die höchſten Gipfel,
Erklimmt die Berg' und wiegt ſich in der Bäume Wipfel.
Helft! rettet! — Sturm und Blitz! — Der jüngſte Tag iſt nah! —

(Florinde geht auf ihn zu, er gewinnt die Thür.)

Es ruft mich ein Geſchäft: bald bin ich wieder da.

(Schnell ab.)

Vierte Scene.

Florinde. Adelbert.

Florinde.

So ſind wir denn allein. Ich jagt' ihn bloß von hinnen,
Um Raum mir zum Geſpräch mit Ihnen zu gewinnen.

Adelbert.

Was wollen Sie?

Florinde.

Wie oft wünſcht' ich den Augenblick!
Nun iſt er da, nun fehlt mir Wort, Muth und Geſchick,
Und wie ein blödes Kind ſchlag' ich die Augen nieder.

Adelbert.

Sehr ſeltſam in der That! (Für ſich.) Was iſt denn das ſchon wieder?

Florinde.

Ja, ſeltſam ſteh' ich wohl vor Ihrem Angeſicht.
Die Liebe — ſeltſam, daß ſo ſchwer ſich's von ihr ſpricht —

Adelbert.

Macht, weil ſie ſelten iſt! Ich ſpreche von der wahren.

(Für ſich.)

Die Lieb'? Er will wohl gar ſein Herz mir offenbaren?
Er liebt die Sängerin — es kann kein Zweifel ſeyn —
Und weiht — das iſt zu toll — mich zum Vertrauten ein!

Florinde.

Sie haben nie geliebt?

Adelbert.

Hm! ich? beſondre Frage!
Ich gebe ſie zurück.

Florinde.

Ach, mit dem letzten Schlage
Löſcht wahre Liebe nur in reinem Herzen aus.
Wer liebte, liebt auch noch.

Adelbert, (für ſich)

Aha! nun kommt's heraus.

Florinde.

Und Sie?

Adelbert.

O ſtill, das ruht! Wir wollen es nicht ſtören.

Florinde.

Ich weck' es. Sprechen Sie. Ich will, ich muß es hören.

Adelbert.

Nun ja, einſt liebt' ich auch —

Florinde.

Und — ? Nun ? Jetzt nicht mehr ?

Adelbert.

Nein!

(Florinde wendet ſich heftig bewegt von ihm ab.)

Ich haſſe. — Wollen Sie, wie ich, betrogen ſeyn — —

Florinde.

Betrogen ? — Ach, ich bin's! Verrathen und verlaſſen!

Bin nicht geliebt — ich hör's! — und kann doch nimmer haſſen.

Adelbert.

Sie hörten es ? Von ihr ?

(Auf die Seitenthüre deutend. Florinde ſchweigt.)

Sie ſind ſehr tief bewegt. —

Der Gegenſtand, für den ein Herz ſo innig ſchlägt,

Muß doch ſehr liebenswerth, ſehr ſchön ſeyn, ſollt ich meinen ?

Florinde.

Ach nein, nicht allzusehr! Mir mußt' er so erscheinen,
Mir nur so liebenswerth, zu meiner bittern Qual!
Und wär's ein Ungeheu'r: ich liebt' ihn nun einmal.
Er floh vor mir, und ich folgt' ihm auf jedem Schritte;
Ich folg' ihm rastlos noch, verletzend Zucht und Sitte,
Und nur — damit sein Mund mir die Gewißheit giebt,
Daß er mich nicht mehr liebt — daß er mich nie geliebt!

Adelbert.

Sehr hart!

Florinde.

Das finden Sie?

Adelbert.

So ist es wohl zu nennen.
Und doch werd' ich Sie kaum unglücklich heißen können.
Sie lieben, mich quält Haß, ein Pfeil, den das Geschick
Tief in die eigne Brust des Schützen wirft zurück.

Florinde.

Das fühlen Sie — und doch —?

Adelbert.

Ich muß! Ach, ſo zu müſſen! —
Mein Schickſal ſollen Sie in wenig Worten wiſſen.
Auch mir, mein Freund, ging einſt in kurzer Stunden Lauf
Auf einer Blüthenwelt ein neuer Himmel auf.
Auch ich, mein Freund, war einſt ein Götterſohn auf Erden.
Das heißt: ich liebt' ein Weib, und ſchien geliebt zu werden.
Ich ſchien es. Das Geſchlecht lebt nur in Trug und Schein!
Die Blüthen fielen ab, mein Himmel ſtürzte ein.
Der Blick, der lächelnd ſich in heiße Thränen hüllte,
Die Sehnſucht, die ſich, ſüß befriedigt, niemals ſtillte,
Ja ſelbſt des Herzens Puls, der an dem meinen ſchlug,
Ihr Wort, ihr Kuß, ihr Schwur, war alles Schein und Trug!
Juſt da ich kam, mich ihr auf immer zu verbinden,
War ich ſo glücklich — ſie in fremdem Arm zu finden.

Florinde, (für ſich.)

Das war's!? — (Laut.) Sie ſahen falſch.

Adelbert.

Wie das? Wie wiſſen Sie — —?

Florinde.

Ich meinte — was man ſieht, ganz ſicher weiß man's nie,
Es lügt wohl oft der Schein.

Adelbert.

Der Schein hat nicht gelogen.
Der Schein ſprach wahr. Nicht er, nur ſie hat mich betrogen.

Florinde.

Doch wenn, ich meine nur — geſetzt, er ſprach nicht wahr?

Adelbert.

Was wollen Sie? Nein, nein! Es war nur allzuklar!

Florinde.

Doch aber, wenn nun, wenn Sie falſch geſehen hätten?

Adelbert.

Wie gern möcht' ich mein Herz auf einen Zweifel betten!
Doch keinen fand ich auf.

Florinde.

So ſuchten Sie danach?

So war doch noch der Wunsch in Ihrer Seele wach,
Daß Sie unschuldig, rein, die einst Geliebte fänden?

Adelbert.

Ich bitte, lassen Sie uns ein Gespräch beenden,
Das Wünsche, Schmerzen weckt, die Zeit kaum eingewiegt.
Ach! wenn es möglich wär! Dieß herbe Wenn, es liegt
Wie starren Winters Schnee auf Paradieseskauen. —
Nur einmal möcht' ich noch ihr in das Auge schauen;
Ach, dieses Auge —! Nein! du freundlich mildes Licht,
Du heller, klarer Stern, du lugst, du täuschest nicht!
Noch einmal scheine mir, dann will ich dir vertrauen,
Dann schmilzt des Winters Schnee, es grünen frisch die Auen,
Der blaue Himmel glänzt in neuer Frühlingsluft,
Und neues Leben regt sich in der starren Brust.

Florinde, (für sich.)

O Gott! er liebt mich noch! — Mein Herz, wirst du's ertragen?!

Adelbert.

Sie hatten recht, mein Freund: ich fühl' Ihr Wort hier schlagen.

Wer liebte, liebt auch noch! Es ist vergeb'ne Müh',
Was die Vernunft auch spricht: noch immer lieb' ich sie.

Florinde, (für sich.)

Ist's wirklich? Träum' ich? Kaum wag' ich dem Wort zu trauen,
Ein Schiffer, dem nach Sturm, nach einer Nacht voll Grauen,
Nach langer Irrfahrt Müh', nun endlich, da es tagt,
Aus grauem Nebelduft der Heimath Küste ragt:
Er sieht und sieht, und glaubt kaum, daß er wirklich sehe,
Und zittert, daß der Wind ihm nicht sein Glück verwehe.

Adelbert.

Was haben Sie? Was ist's? Ihr Auge strahlt von Licht —
Wie eines Glücklichen verklärt, glänzt Ihr Gesicht —!

Florinde,
(indem sie auf ihn mit offnen Armen zugeht.)

O Gott, ich bin es ja!
(Sie bleibt plötzlich stehen und läßt die Arme sinken.)

Adelbert.

Sie sind's? Und doch so eben ——
Woher so schnell das Glück?

Florinde.

Sie können mir es geben —

Adelbert.

Ich? (Für sich.) Nun Freiwerber wohl noch gar! — Ein feiner Platz!

(Laut.)

Und wie? Was meinen Sie?

Florinde.

Ich meinte nur — den Schatz!

Adelbert.

So wär' es wirklich wahr? Sie scherzen.

Florinde.

Nein, gefunden
Ist er, er liegt uns nah. Für zweie, die verbunden,
Für zwei, die lieben, ja, für die liegt er bereit.
Sie sehen nun, mein Freund, warum ich mich gefreut:
Sie lieben noch, ich auch. So ist er uns gegeben;
So liegt es nur an uns, vereint den Schatz zu heben.

Adelbert.

Ei, topp! da schlag' ich ein!

(Er reicht ihr die Hand, in die sie zögernd die ihrige legt.)

Doch wann? und wo? und wie?
Sie zittern? Was ist das? Ich bitte, sprechen Sie!

Florinde, (nach einer kurzen Pause.)
Einst ließ in grauer Zeit ein König seinen Kindern,
Des Lebens Müh und Noth und Ueberdruß zu mindern,
Voll Huld nach seiner Art, ein reiches Kleinod nach.
Wer reines Herzens ist von euch, und wer — so sprach
Der König, als er schied — wer, seiner selbst vergessend,
Den Werth des Kleinods mit des Vaters Liebe messend,
Sich selber giebt als Preis, der wird, doch nicht allein,
Selbander wird er nur des Kleinods Finder seyn. —
Es ward von wenigen des Suchens werth gehalten.
Nur einer fand's, und still ließ er die Brüder schalten.
Sie wurden alle reich, geehrt, berühmt und groß,
Erobrer, Helden, doch — glücklich ward jener bloß.
Und als nun bald darauf auch trübe Zeiten kamen,
Die seinen Schein dem Ruhm, sein Gold dem Reichthum nahmen,
Und so den Andern nur ihr armes Selbst verblieb,
Da hatte doch das Glück noch stets den Einen lieb.
Das Kleinod konnt' er nicht, nicht seinen Schatz verlieren;
Der blieb, ein milder Stern, ihn durch die Nacht zu führen;

Er fühlte sich durch ihn des Vaters Liebe nah,
Bis er das Morgenroth vom letzten Hügel sah.

Adelbert.

Das ist ein Räthsel!

Florinde.

Wohl! Versuchen Sie's zu deuten.
Denn nur die Lösung kann auch der Besitz begleiten.
Nah' liegen beide, wie, den Meisten unbewußt,
Das ferngesuchte Glück: — ganz nah' in eigner Brust!

(Sie will gehen; Adelbert hält sie auf.)

Adelbert.

Nun wohl, ich werde auf des Räthsels Deutung sinnen.
Doch um recht ungestört das Sinnen zu beginnen,
Möcht' ich vorher — — sonst läßt die Neugier mir nicht Ruh' —
Gern wissen, wer sie ist, auch wohl sie sehn dazu.
Das heißt, die Nachbarin.

Florinde.

Wie? hab' ich recht vernommen?

(Für sich.)

Das ist doch unerhört! Jetzt, jetzt darauf zu kommen!

(Laut.)

Ich meint' in Ihnen sey die alte Lieb' erwacht,
Und hatte mir Ihr Herz nicht weit genug gedacht,
Um solche Neugier jetzt noch neben ihr zu fassen.

Adelbert.

Ei nun, das Eine thun, und nicht das Andre lassen!
Die Nachbarin ist schön: das Schöne sieht man gern.
Frei allen Menschen scheint's, ein lichter Himmelsstern.
Und, werther Freund, umsonst hält es der Geiz verschlossen:
Nicht wer's besitzt, wer's fühlt, der hat es auch genossen.

Florinde,
(ihn mit dem Blick prüfend.)

Bewundern kann ich nur.

Adelbert.

Und war's nicht eben sie,
Die dem geliebten Bild so frische Farben lieh?
Der Ton, die Stimme war's, die mir Erinnerungen
Aus schöner, alter Zeit zum Leben aufgesungen.

Florinde, (für sich.)

Wie fein der Sünder doch sein eignes Herz besticht! —
Nein, so ganz ungestraft bleibt ihm die Neugier nicht!

Adelbert.

Drum wünscht' ich sie zu sehn, ich wünscht' es aufzubellen,
Was mich so tief bewegt — —

Florinde,
(indem sie schnell abgeht.)

Ich werd' es gleich bestellen.

Fünfte Scene.

Adelbert. (hernach) Lampe.

Adelbert.

Bestellen? Was? Bei wem? Ich glaub' er foppt mich gar?
Er kennt die Nachbarin und liebt sie, das ist klar.
So freundlich er vorher auch gegen mich gewesen,
Der Aerger war ihm gleich von dem Gesicht zu lesen,
So bald ich sie erwähnt.

Lampe,
(den Kopf zur Thüre hereinsteckend.)

Nun, ist er endlich fort?
(Kommt herein.)
Zu sein und meinem Glück; sonst gab es einen Mord.

Zwar hörte schon mein Blut ein wenig auf zu rasen,
Doch ist ein Blick genug, den Zorn frisch anzublasen.

Adelbert.

Und dieser Schatz! — Geduld, er soll uns Rede stehn.
Den Wirth, vor allem, will ich auszuberchen gehn.

(Er geht ab.)

Sechste Scene.

Lampe,

(allein, Anfangs ihm nachrufend.)

Wo gehn Sie hin? He! — Wenn Sie blieben, wär' es besser.
Nicht gerne bänd' ich an mit diesem Menschenfresser,
Käm' er mir in den Wurf — ich stünde dann für nichts! —
Und ach! bedenk' ich mir, du Vater alles Lichts,
Mit welcher weisen Kunst, dir selbst zur Augenweide,
Vollendet ward der Mensch, ein wundervoll Gebäude,
Wie schön von Außen her mit Anmuth ausstaffirt,
Inwendig reich mit Geist und Seele tapezirt,
Und denk', ein Spitzchen nur schlecht Eisen, zwei Querfinger,

Es macht dieß Meisterstück zum schnöden Kirchhofdünger;
O Gott, so fühl' ich mich zu Thränen fast gebracht. —
Ja wenn der Schatz nicht wär — — Der Traum in dieser Nacht,
War doch zu deutlich! Und der Wünschelruthe Springen
Kann doch umsonst nicht seyn! — Nein, nein, rühr deine Schwingen,
Sey unverzagt, mein Herz! — Der hat ihn auch noch nicht!
Gehofft! — Kein Zweifler schaut des Glückes Sonnenlicht. —

(Er lauscht.)

Es ist so still da drin. — — Fast wag' ich anzuklopfen! —

(Er guckt durchs Schlüsselloch.)

Was? zugestopft? Ei, ei! Das Schlüsselloch verstopfen —
Ein Zettel scheint's — etwa ein Briefchen? — Laß doch sehn.
Ein Briefchen — richtig! — Gar versiegelt — Und an wen?
Die Aufschrift fehlt. — An mich! Wer findet, der genieße.

(Er bricht ihn auf.)

Von Frauenhand — von ihr! — Verdammte Krakelfüße!

(Er lieſt.)

„Verfolgt vom Unglück“ — Was? Dein Schutz und Schild iſt da!

„Von roher“ — hm — „Gewalt bedrängt“ — Ich dacht' es ja:

Er hält ſie eingeſperrt und ſpielt den türk'ſchen Baſſen.

„Verlaſſen von mir ſelbſt“ — doch nicht von mir verlaſſen!

Ich helfe — wenn ich kann — „wag' ich es, fremden Muth

Um Rettung anzuflehn“ — Muth? Rettung? Das iſt gut!

Das Briefchen iſt an mich. Sie kennt ſchon meine Schwächen.

„Der Preis“ — Auch gut: der Preis! Das heißt vernünftig ſprechen.

Umſonſt der Tod! — „der Preis iſt ein — ein“ — Was ſoll's ſeyn? —

„Ein Schatz“ — O Himmel! Wie? — Es blitzt! Schlag' vollends ein,

Du Glücksgewitter! — Ja: — „ein Schatz in meiner Nähe“ —

Es dunkelt ſchon etwas — ob ich denn recht auch ſehe —?

„S — e — h — a — h —!“ — Da ſtehn die Schelme ja,

Wie zarte Kinderchen mit ſchwarzen Augen da! —
„Ein Schatz in meiner Näh', den aber nur“ — Kein Aber! —
„Ein Mann erheben kann.“ — Das iſt der rechte Haber!
Ein Mann nur? Kluger Schatz! Der rechte Mann bin ich!
Friſch, grün vom Stengel weg, heb' ich gleich ſie und dich,
Und laß mich mit der Frau und mit dem Schatze trauen.
Nun aber wie? — und wenn? — Wir wollen weiter ſchauen.
„Mein Retter halte ſich nach ſieben Uhr bereit“ —
Nach ſieben? Alle Blitz! Glock ſieben iſt nicht weit.
„Doch mit verbundnen“ — wie? — „Doch mit verbundnen Augen.“ —
Was? ſollt' ich wirklich noch zum Liebesgotte taugen? —
„Ich komme dann ihn abzuholen.“ — Immer zu! —
Wer eine Frau ſich nimmt, ſpielt allzeit Blindekuh,
Und geh'n wir alle nicht dem Schickſal blind entgegen?
O Lampe, guter Sohn, bald iſt mit ſieben Schlägen
Der Himmel über dir nun wieder himmelblau!
Gleich ſcheiden laß ich mich nun von der alten Frau,

Mach' ein brillantes Haus, und fahre ſtracks mit Vieren.
Ein Heer Schmarotzer liegt mir nun vor allen Thüren;
Ich eſſe was ich mag, ich trinke was ich kann,
Bin klug, gelehrt, brav, fein, ſchön, kurz ein reicher Mann!
O Lampe, werthes Haus, wie wirſt du dich nun nennen?

Siebente Scene.

Adelbert. Lampe.

Adelbert.

(ſchnell eintretend; er hat ein brennendes Licht in der Hand.)

Was iſt das, liebſter Freund? Der Wirth will niemand kennen,
Nicht unſern Officier und auch die Dame nicht.

Lampe,

(leiſe für ſich ſingend.)

La, la, la, la, la, la!

Adelbert.

Er ist sehr bös und spricht,
Wir thäten's nur, sein Haus um seinen Ruf zu bringen.

Lampe.

La, la, la, la, la, la!

Adelbert.

Mir ist es nicht zum Singen!
Ich bin verdrießlich. Sehr! Warum ließ ich ihn gehn?
Warum zwang ich ihn nicht, die Wahrheit zu gestehn?
Geduldig laß' ich mich von ihm mit Fragen quälen;
Ja, endlich fällt's ihm ein, mir Räthsel zu erzählen!

Lampe, (etwas lauter.)

La, la, la, la, la, la!

Adelbert.

O Herr! Sind Sie gescheidt?
Wie? was bedeutet denn die große Lustigkeit?
Sah'n, hörten Sie etwas? Wen feiern Ihre Lieder?

Lampe, (noch lauter.)

La, la, la, la, la, la!

Adelbert.

Was? oder sang sie wieder?
Nun? Oder haben Sie den Schatz wohl gar etwa?

Lampe, (ſchnell davon gehend.)
La, la, la, la, la, la! la, la, la, la, la, la!

Achte Scene.

Adelbert, (allein.)

O chriſtliche Geduld, hilf mir die Narr'n ertragen!
Der flößt mir Mährchen ein, und zapft mich an mit Fragen;
Der fällt in freher Wuth mich muſikaliſch an!
Zum Henker mit den Kerls! — Was er doch haben kann?
O, der verwünſchte Schatz verwirrt ihm noch die Sinne.
Und weiß ich ſelber denn ſo recht, was ich beginne?
Es ſieht fürwahr ſehr bunt in meinem Kopfe aus.
Ich werde mit verrückt in dieſem Narrenhaus!
Kaum nah' ich mich der Thür', ſo denk' ich ganz im Stillen:
Was macht ſie wohl? — und geh' und gucke wider Willen.

(Er geht nach der Seitenthür und ſieht durch das Schlüſſelloch.)

Ha, ſieh doch nur wie fein! Man hat den Paß verlegt.
Daß aufgehaltner Trieb ſich um ſo ſtärker regt,

Das weiß man, scheint's; und will, die Zeit nicht zu verlieren,
Zur Noth durchs Schlüsselloch ein wenig kokettiren. —
Ich räume den Verhau. Das soll doch wohl so seyn?

(Er zieht ein Papier heraus.)

Ei, ei! was ist denn das? Ein Briefchen zart und klein.
Und ohne Aufschrift? Wohl! so lautet's an den Finder.
Laß sehn! — (Indem er es erbricht.) Du thörichte Herz, was klopfst du denn geschwinder?

(Er liest.)

„Verfolgt von Unglück, von roher Gewalt bedrängt, verlassen von mir selbst, wage ich es, „fremden Muth um Rettung anzuflehn."

Unglücklich und bedrängt? Um Rettung muß sie flehn? —
Wohlan, ich rette sie — und wär sie auch nicht schön!

„Darf ich auf Ihren Beistand rechnen, so erwarten Sie mich Punkt sieben Uhr, jedoch mit verbundenen Augen. Verhältnisse, die Sie erfahren werden, zwingen mich, dieß zur unerläßlichen Bedingung zu machen. Ich komme Sie „abzuholen."

Verbundne Augen? Hm! Beſonderes Verlangen!
Die Dame will mich, ſcheint's, wie einen Maulwurf fangen.
Nein, wenn man retten ſoll, ſieht man doch gern dabei,
Ob's denn des Rettens wohl auch werth geweſen ſey.
Soll ich, ein blindes Pferd, vielleicht die Mühle treiben,
Und Andern ſoll das Mehl, mir nur die Kleie bleiben?
Geht nicht! Ich ſchlag' es ab. Solch kindiſch Faſtnachtsſpiel! —
Und doch — komm' ich nur blind, ſonſt gar nicht an das Ziel.

(Er ſieht in den Brief.)

Hm! unerläßlich iſt's — warum? ſoll ich erfahren.
Ja, das Warum? das ließ ich gern mir offenbaren.
Sehr gern. — Um ſieben Uhr? — Das iſt ja nicht mehr weit.

(Man hört eine Uhr ſieben ſchlagen.)

Da ſchlägt's! — Bei Gott, ſie kommt! —

(Er reißt das Schnupftuch aus der Taſche, und verbindet ſich die Augen.)

Wohlan, ich bin bereit.

Neunte Scene.

Florinde. Adelbert.

(Florinde in Mannskleidern; doch unverstellte Stimme.)

Florinde,
(aus der Seitenthüre.)

Da steht er wahrlich schon!

Adelbert.

Mir war's, als ging die Thüre.

Florinde.

Ich zweifelte noch d'ran; sehr irrig, wie ich spüre,
Gesehen oder nicht; er kommt, er ist ein Mann.

Adelbert.

Ich höre gehn — sie ist's. Daß ich nicht sehen kann!

Florinde,
(zu ihm, doch mit gedämpfter Stimme.)

Voll Bangen nah' ich mich, daß Sie mich nicht verkennen.
Wie werden Sie den Schritt, den ich gethan, wohl nennen?

Adelbert.

Nun klüger wenigstens als meinen, das ist klar.

(Für ſich.)

Wie trifft die Stimme mich auch jetzt ſo wunderbar!

(Laut, indem er ſich ihr zu nähern ſucht.)

Ich Thor, ich ſpiele hier ſo ganz umſonſt den Blinden.
Nur Liebe hat das Recht, die Augen zu verbinden;
Doch geht auch wenigſtens ein Blick noch erſt vorher.

Florinde, (für ſich.)

Verräther! — (Laut.) Ach der Blick kommt nach, und zeigt oft mehr,
Als man zu ſehn verlangt! — Ich werde Sie jetzt führen.
Wir haben keine Zeit mit Plaudern zu verlieren.
Und leiſe ſprechen Sie von jetzt, ich bitte d'rum.

Adelbert.

Von ſolcher Hand geführt, iſt man gern blind und ſtumm.

(Sie führt ihn durch die Seitenthüre.)

Zehnte Scene.

Lampe. (Hernach) Florinde und Adelbert.

Lampe.

Es brummt die Glocke noch, die sieben just geschlagen.
Ich komm' auf schneller Post: Verlangen zieht den Wagen,
Erwartung läuft voraus, Hoffnung schiebt hintennach.
Mich abzuholen kommt sie, wie der Zettel sprach —
Das heißt doch wohl hieher? — — Sie läßt mich lange warten.
Wie Adam steh' ich hier, und noch dazu vor'm Garten,
Und fühl' mich sehr allein. Ach, wenn doch Eva käm'!
Sonst kommt ein and'rer noch, und macht sich unbequem.
Da rührt sich was. — O Glück, nur jetzt sei mir gewogen!
Sie kommt — sie ist's! — Geschwind die Flagge aufgezogen!

(Er verbindet sich die Augen.)

Gerüſtet ſteht das Schiff und alle Wimpel weh'n.
Komm, Steuermann, fahr zu, daß wir bald Colchis ſehn!

(Adelbert mit verbundenen Augen wird von Florinden durch eine von den Thüren im Grunde hereingeführt.)

Florinde, (leiſe.)

Jetzt ſchweigen Sie ganz ſtill und ſetzen Sich hier nieder.

(Sie läßt ihn auf einen Stuhl niederſitzen.)

Lampe, (für ſich.)

Ich höre gehn. Der Tritt geht mir durch alle Glieder.

Florinde,
(zu Lampen, ſeine Hand faſſend.)

Ihr Tod iſt's, ſprechen Sie jetzt nur ein lautes Wort!
Still kommen Sie mit mir.

(Lampe erſchrickt. Sie führt ihn ſchnell durch die Seitenthüre ab.)

Eilfte Scene.

Adelbert, (allein.)

(Mit leiser Stimme.)

Was ist das für ein Ort,
Wo wir jetzt sind? — Warum mir Ihre Hand entziehen?
Soll denn das Glück mir, kaum gefunden, schon entfliehen?
Wo sind Sie? — Sprechen Sie! — Darf ich denn noch nicht sehn?
Was soll das alles? — Wie? — Das müssen Sie gestehn,
Ein guter Ehemann kann doch aus mir noch werden;
Denn mehr Geduld, als ich, hat keiner wohl auf Erden.

(Nach einer kleinen Pause.)

Am Ende bin ich wohl hier ganz umsonst galant,
Und spaßhaft obendrein: ich spreche mit der Wand! —
Ich reiß' das Tuch mir ab, wenn Sie nicht mit mir sprechen! —
Beim Himmel, sie ist fort! — Ich mag das Wort nicht brechen,
Das ich ihr gab, sonst wüßt' ich bald, woran wir sind.

Und wahrlich, trotz dem Wort, kommt ſie nicht ganz geſchwind,
So — Still! da kniſtert was, als wie von leiſen Schritten —
Kommt nur Freund Lampe nicht mir in die Quer geritten,
Und ſieht mich ſitzen hier, der Vogelſcheuche Bild.

Zwölfte Scene.

Florinde. Lampe. Adelbert.

(Florinde führt Lampen durch eine Thür im Grunde herein, und läßt ihn Adelberten gegen über auf der andern Seite des Theaters ſich niederſetzen.)

Florinde, (leiſe.)

Hier ſetzen Sie Sich ſtill. Bald iſt Ihr Wunſch erfüllt.
(Sie läuft ſchnell auf die andere Seite. Zu Adelbert leiſe.)
Hier bin ich wieder. (Etwas lauter zu beiden.) Doch nur jetzt ganz ſtill geblieben,
Wenn Sie die Sängerin ein ganz klein wenig lieben!
(Sie holt ſich einen Stuhl, ſetzt ſich zwiſchen beide und verbindet ſich auch die Augen.)
Zu Ihnen ſetz' ich mich. —

Adelbert, (allzeit leiſe.)

Sie ſitzen wohl recht weit?

Lampe, (eben ſo.)

Wie meinen ſie?

Adelbert.

Was denn?

Lampe, (für ſich.)

Ich höre gar nicht heut!

(Zu Florinden.)

Erlauben Sie!

Adelbert, (für ſich.)

Ich muß der Sache näher kommen.

(Sie tragen alle beide ihre Stühle leiſe und behutſam etwas näher nach Florinden zu und ſezen ſich dann wieder.)

Das Tuch hat mir Geſicht und auch Gehör genommen. Wo ſind Sie?

(Mit der Hand herumtappend.)

Lampe, (eben ſo.)

Sind Sie da?

(Sie tragen beide ihre Stühle wie oben näher, ſo daß ſie Florinden mit der Hand erreichen können.)

Geht bald das Heben los?

Adelbert.

Wie?

Lampe.

Wie?

Adelbert.

Jetzt sprechen Sie, die Neugier wird zu groß.

Lampe.

Zu groß? der Schatz?

Adelbert.

Wenn Sie nur Ihre Hand mir gäben;
So hört' ich besser.

Lampe.

Ach, die Hand und auch das Leben;

(Florinde streckt beide Hände aus. Adelbert und Lampe fassen und küssen sie.)

Florinde,

(laut mit verstellter Stimme, wie Scene 3.)

Was Teufel? was ist das? Wer ist denn so galant?
Man packt mich links und rechts, und küßt mir gar die Hand?

Adelbert,

(sich das Tuch abreißend, doch so, daß es am Halse hängen bleibt.)

Was?!

Lampe, (eben ſo.)

Wie?!

Florinde.

Wer iſt denn hier?

(Sie reißt ſich auch das Tuch ab. Pauſe, in der ſie einander anſehen.)

Adelbert, (aufſpringend.)

Verdammt!

Lampe.

Ich bin des blaſſen —!—

Adelbert.

Wie können Sie Sich, Herr, ſolch Späßchen beigehn laſſen?
Wie kommen Sie hieher?

Florinde.

Das frag' ich ebenfalls!
Sie ſpielen, werther Freund, hier nicht allein das Salz,
Drei Narren brauchte ſie, um ihr Ragout zu würzen,
Die ſchöne Nachbarin; und ſich die Zeit zu kürzen,
Hat ſie mich hergeführt, vermuthlich ganz wie Sie.

Lampe.

O unerhörte Schmach!

Adelbert.

Das soll ich glauben? Wie?
Sie wagen noch einmal, mir Mährchen aufzubinden?
Sie stehn im Bund mit ihr und spielten nur den Blinden
Den feinen Scherz noch zu erhöhen, das ist klar —
Und wagen es — —

Lampe.

Und hier im eignen Zimmer gar!
Sie lassen uns die Narr'n im eignen Zimmer spielen.

Adelbert.

Geduld! er soll den Spaß auf eigner Kolbe fühlen!

Florinde.

In diesem Zimmer? Nun, natürlich scheint das mir;
Denn der gesuchte Schatz, er liegt ja eben hier.

Lampe.

Was? Hier?

Florinde.

Ja, allerdings, hier zwischen diesen Mauern.

Adelbert.

O diese Albernheit! Wie lang soll das noch dauern?
(Zu Lampen.)
Daß dieser Bursche da uns selbst ins Angesicht
Noch zu verhöhnen wagt, wie? fühlen Sie das nicht?

Florinde.

Mein Herr, ich rathe, ſich der Mäß'gung zu bedienen!

Adelbert.

Was? rathen? mir? Gehn Sie zum Teufel, rath' ich Ihnen!
Sie ſind ein Haſenfuß, ein unverſchämter Wicht,
Und hätten's längſt gefühlt, wär' meine Mäß'gung nicht.

Florinde,
(ihn beim Arme faſſend.)

Wir ſprechen uns, mein Freund!

Adelbert.

Mir ſehr willkommne Kunde!
Das hoff' ich, und noch heut!

Florinde.

In einer Viertelſtunde.
(Geht ab.)

Dreizehnte Scene.

Lampe. Adelbert.

Adelbert.

Ich wünschte lieber gleich, jetzt, in dem Augenblick!

Lampe.

Ich, Lampe, wünsche mir nichts mehr, als einen Strick.

Adelbert.

Vor Aerger und vor Scham weiß ich mich kaum zu fassen!
Durch alle Glieder zuckt's. Gern schlüg' ich was entzwei.
Wär' noch die Schlinge fein, wär' nur die List noch neu!
Ein Weib, ein Weib macht mich zu ihrem Federballe!

Lampe.

Das alte Lied vom Speck und von der Mäusefalle. —

Adelbert.

O du verdammter Thor, du kennst doch das Geschlecht,

Dem Andrer Unluſt Luſt, und nur das Unrecht recht!
Du ſchwaches Haupt, du kennſt doch die Sirenenſtimme,
Und prügeln möcht' ich mich, mich ſelbſt in meinem Grimme! —
Sie ſingt, und ſieh! du machſt dich ſehend ſelber blind.

Lampe.

Nur zugethann! Ganz recht! Die Ruthe kriegt das Kind,
Greift es, einmal verbrannt, doch wieder in das Feuer!

Adelbert.

Ach was, was wollen Sie, Sie altes Abenteuer?
Sie ſetzen ſich wohl gar noch auf das große Pferd?
Sie nur, Sie ganz allein, Sie ſind der Ruthe werth!
Bei mir doch waren es nur die Erinnerungen,
Die ihre Stimme mir vom Schlummer aufgeſungen,
Die mich verlockten; ja, es war ein edler Trieb,
Der, als ſie flehend mir von ihrem Unglück ſchrieb,
Raſch ſie zu retten kam, mit dem ſie frevelnd ſpielte,
Und den ſie boshaft jetzt in kaltem Spotte kühlte. —
Vielleicht auch wohl nicht ſie, vielleicht ein Ungefähr,
Unſchuldig iſt ſie wohl, und nur der Spötter er, —

Ein Zufall ließ ihn wohl vielleicht dahinter kommen,
Und seine Eifersucht hat Rach' an mir genommen. —
Fast scheint es in der That — nun, heut noch zeigt es sich.
Genug, sehr leicht wohl zu entschuldigen bin ich;
Allein was Sie verlockt, was Sie dahin gerissen,
Was Sie hieher geführt, das, wahrlich möcht' ich wissen!

Lampe.

Was mich hieher geführt, das war ein edler Trieb
Der, als sie flehend mir von ihrem Unglück schrieb,
Heiß sie zu retten lief, mit dem sie frevelnd spielte,
Und den sie eben jetzt mit kaltem Wasser kühlte.

Adelbert.

Sie schrieb an Sie?

Lampe.

O ja. Ich hab' das Briefchen noch.

Adelbert,

(nimmt es ihm aus der Hand und liest.)

„Verfolgt von Unglück, von roher Gewalt be-
„drängt, verlassen von mir selbst, wag' ich es,
„fremden Muth — —
O Schmach!
(Er quetscht den Brief in den Händen zusammen.)
Und wie kam er an Sie?

Lampe.

Durchs Schlüsselloch.

Adelbert.

(er zerreißt den Brief, dann holt er seinen aus der Tasche, und zerreißt ihn ebenfalls.)

Und Sie auch führte sie?

Lampe.

Der Stimme nach zu schließen
Ein Frauenzimmer, ja.

Adelbert.

Sie sollen's beide büßen!

Lampe.

Doch war sie's auch wohl nicht, vielleicht ein Ungefähr.
Unschuldig ist sie wohl, und nur der Spötter er! —

Adelbert.

Gehn Sie zum Henker!

Lampe.

Nein! ich geh' auf meine Schlösser,
Von meinem Schatz erbaut! — Was? sprach der Eisenfresser
Nicht wirklich, daß der Schatz bei uns im Zimmer sey?

Das Wort entfuhr ihm. Wie? er ward ganz roth dabei —
Er ſey hier irgendwo vermauert in die Wände —
Ach, wenn es doch noch wär'! wenn ich ihn doch noch fände!

Adelbert.

So ſchlagen Sie nur friſch hier wo die Wand entzwei!
Ein Späßchen giebt das auch! Ich helfe mit dabei.
Mit Freuden möcht' ich gern das ganze Neſt zertrümmern;
Schlägt's auch wohl einen todt das ſoll mich wenig kümmern!
Durch alle Glieder zuckt mir wahrlich die Begier!

Lampe,

(der herumläuft und da und dort an die Wände pocht.)

Ach hätt' ich doch nur gleich die Wünſchelruthe hier.

Adelbert.

Ein Schatz! Gold! Geld! Ganz recht. Nach Gelde geht mein Trachten.
Das ſuch' ich mit. Das nur iſt Suchens werth zu achten.
Das Geld regiert die Welt. Drum reimt ſich's auch darauf!
Wer Geld erwirbt, kriegt all das And're in den Kauf.

Was ist die Liebe denn, um die die Thoren rasen?
Was Kunst und Poesie? Der Kinder Seifenblasen!
Sie schimmern zwar wie Gold, sie sind es aber nicht.
Ihr Glanz ist Wiederschein von fremdem Sonnenlicht,
Ihr Wesen eitel Wind — aus unsrer eignen Lunge.
Unnütze Luftballons! Und weh dir, armer Junge,
Denkst du mit solchem Schiff nun himmelan zu gehn! —
Gold glänzt aus eigner Kraft; Gold nur ist immer schön.
Gold will ich! Gold bleibt Gold, wenn alle Dinge wandeln.
Drum — find' ich keinen Schatz, so fang' ich an zu handeln.
Es ist jetzt schlechte Zeit: ich handle jetzt mit Korn.
Auf! Noth und Elend ist dem Wucher nur ein Sporn.
Schließ deine Speicher zu, und kenne kein Erbarmen!
Zu Golde werden dir die Thränen ja der Armen!

Lampe,
(an die Mittelwand zwischen beiden Thüren pochend.)

Pst! pst! Still! still! Ei, ei! Potz Schäfchen, was ist das?

(herbei laufend zu Adelbert.)

Na, giebt es keinen Schatz, so giebt's doch irgend was!

Adelbert.

Ja, Lämpchen, irgendwas, das soll und muß es geben!

Ich halt's nicht länger aus: der Grimm bringt mich um's Leben.
Und weißt du was, mein Herz? Ich sprenge die Thüre dort.

(Indem er auf die Seitenthüre deutet.)

Lampe.

Mein Kind, das wäre nichts. Der Vogel ist längst fort.
Nein, Hühnchen, komm hieher; hier ist etwas verborgen;
Hier klingt es hohl; hier spricht der Teufel: guten Morgen!

Adelbert.

Sie haben recht: ganz hohl!

Lampe.

Nichts als Tapetenwand.
O ein Geheimniß ist in dieses Loch gebannt.

Adelbert.

Ich hätte große Lust, es hülfreich zu erlösen.

(Von der Seitenthür her wird das auf dem Tisch stehende Licht ausgeblasen. Es wird dunkel auf dem Theater.)

Was ist das?

(Eine blaue Flamme zeigt sich an der Hinterwand und verschwindet wieder.

Lampe, (schrickt zurück.)

Sahn Sie wohl? — Man spricht nur von dem Bösen,
So ist er auch schon nah'!

Adelbert.

Bei Gott, das geht zu weit!
Noch nicht genug? Zu frech wird die Verwegenheit!
Man will mich, wie ein Kind, wohl gar mit Geistern schrecken?
So will ich doch gleich sehn, wo diese Geister stecken!

(Er geht auf die Wand zu. Lampe hält ihn auf.)

Lampe.

Sie wollen — —?

Adelbert, (ihn zurückstoßend.)

Fort!

Lampe.

Halb Part, liegt unser Schatz da drinn!

(Adelbert läuft nach der Hinterwand, stößt sie mit dem Fuße entzwei und fängt dann an mit den Händen die Tapeten abzureißen.)

Wie? Nichts thut ihm der Geist? — Da lauf' ich auch mit hin.

(Er thut es und hilft abreißen.)

Ich stürme mit! Auch ich bedecke mich mit Ruhme! — Ritz! Ratz! —

(Es zeigt sich eine Thüröffnung, hinter derselben ein dunkler Vorhang, zu welchem ein paar Stufen hinaufführen.)

Adelbert.

Aha! hier geht der Weg zum Heiligthume!

(Indem er, die Hand nach dem Vorhang ausstreckend, die Stufen hinauf will, erschallt ein lautes Gepraſſel wie ein Donnerschlag. Der Vorhang wird schnell weggezogen. Auf dunkelm Hintergrunde hell beleuchtet steht Florinde in weiblicher Kleidung. Ein Schleier bedeckt ihr Gesicht. — Adelbert weicht überrascht zurück. Lampe fällt erschrocken auf ein Knie nieder, Hand und Gesicht rückwärts nach der Erscheinung gewandt.)

Lampe.

Der Geist!

(Kurze Pause. — Florinde schlägt den Schleier zurück.)

Adelbert.

Florinde!

(Florinde steigt herab und geht auf Adelbert zu. Adelbert wendet sich von ihr, und eilt nach dem Vordergrunde. Auch Lampe springt auf und geht weiter vor.)

Florinde.

Ja, die Thörin! Sie ist hier! — Flieht Adelbert sie noch?

Lampe.

Das ist der Officier!

(Er geht und zündet das Licht auf dem Tische an.)

Adelbert.

Wozu dieß Gaukelſpiel?

Florinde.

Die Neugier zu beſtrafen.
Sie zürnen wohl, daß Sie in mir die Säng'rin trafen?

Adelbert.

Und was gab Ihnen Recht zu der Verwegenheit?

Florinde.

Ach, Sie erinnern mich wohl recht zu rechter Zeit.
Ein Recht! — Ich meinte — und das war der Irrthum eben —
Die Liebe hätte mir ein Recht auf Sie gegeben —
Ich hatte Unrecht! O das ſeh' ich jetzt wohl ein.
Ich war ein thöricht Kind. Sie müſſen mir verzeihn.
Schon ſeit zwei Monden folgt' ich Ihnen nach, Ihr Schatten;
Ich, die Beleidigte, die Sie verlaſſen hatten.
Es ſchien auf meinen Weg ein heitres Sonnenlicht:
Noch hofft' ich mich geliebt. Recht war das freilich nicht;
Und freilich muß — das, hoff' ich, werden recht Sie finden —

Wenn keine Sonne scheint, der Schatten auch verschwinden.

(Sie wendet sich schnell von ihm ab und geht. Adelbert läuft ihr nach und hält sie zurück.)

Adelbert.

Florinde! — bleiben Sie! — was machen Sie aus mir?
Wie zwischen Paradies und Hölle steh' ich hier.
Von jenem angelockt, von dieser fortgetrieben,
Genöthiget zum Haß, gezwungen doch zu lieben —!
Entschuld'gen muß ich sie, wenn mir dieß Auge spricht,
Rechtfert'gen aber kann der Mund, auch stumm, sie nicht.

Florinde.

Er soll es auch nicht thun, weil Sie es nicht verdienen,
Dem wahrer ja der Schein, als dieses Herz geschienen, —
Der mehr unwürdigem Verdacht geglaubt, als mir!
Die Briefe von der Hand der eignen Schwester — hier! —

(Sie giebt ihm eine Brieftasche.)

Da lesen Sie beschämt, wer jener Mann gewesen —

Ach Gott, sie konnten es in zehn Romanen lesen —
Therese selber, die verkleidet zu uns kam,
Sie war der Mann, der mich in seine Arme nahm;
Was Sie nun wiederum so übel uns genommen.

Lampe, (für sich.)

Die alte Leier! Ach, so, wußt' ich, würd' es kommen!
Erst sind sie mächtig bös, es brennt das ganze Haus,
Dann löscht die wilde Gluth matt in Versöhnung aus.

Adelbert.

Florinde! träum' ich denn? so sind Sie ganz unschuldig?

Florinde.

Unschuldig wie ein Lamm, und ach! — auch so geduldig.

Adelbert,
(auf sie zueilend, dann plötzlich einhaltend.)

Florinde! — doch warum — was ließen Sie mich fort?
Warum nicht sprachen Sie?

Florinde.

Sie hörten ja kein Wort!
Sie rannten ja davon, und wollten gar nicht hören.

Wir hofften immer noch, Sie würden wiederkehren.
Umsonst! — Wir fragten uns: warum dieß tolle Spiel?
Es war ein Blitz, der mir vom blauen Himmel fiel!
Wir forschten hin und her, wo Sie denn nun geblieben:
Sie waren spurlos fort, wie Spreu vom Sturm getrieben.

Lampe, (für sich.)

Ein schlechtes Kompliment!

Florinde.

Doch endlich, als ein Jahr
Mit Faultierschritten mir vorbei geschlichen war,
Hör' ich, Sie sind dort, da, wie ein Gespenst erschienen.
Gleich läuft die Närrin hin, und rastlos folgt sie Ihnen,
Verkleidet, weil sie sich nun in den Kopf gesetzt,
Daß sie das heilen soll, was erstlich sie verletzt:
Therese ließ als Mann den Bräut'gam mir verschwinden,
So hofft' ich denn als Mann ihn wieder aufzufinden,
Und wählte diesen Rock, weil — nun — ich wollt's einmal,
Und folglich fehlt' es nicht an Gründen ohne Zahl.
Selbst die Bequemlichkeit schon mußte mich bewegen:

Ich brauchte so nicht erst den Schnürleib abzulegen,
Da Mars jetzt mit dem Schwert ihn um die Hüfte schnallt.
So folgt' ich Ihnen nun, bald hoffend, zweifelnd bald,
Doch allzeit liebend nach, nach Süden und nach Norden.
Bis endlich heut zur Noth mir Ueberzeugung worden,
Daß ich so halb und halb doch wohl geliebt noch sey.

Adelbert.

Ach, wider Willen, blieb mein Herz dir allzeit treu!

Florinde.

Hm, doch die Sängerin? —

Lampe, (für sich.)

Recht so! da war's nicht richtig!

Adelbert.

Wie? ist Florind' auch auf Florinden eifersüchtig?
Wär mir der Anfall nicht — von Neugier — zu verzeihn?
Der Wirth vom Hause schwor, ich wohnte hier allein —

Florinde.

Eh' sie es mietheten, hatt' ich den Wirth gedungen.
Hat er dem Weiberfeind es nicht fast aufgedrungen?

Herr Lampe ward vom Schatz ein Floh in's Ohr geſetzt,
Und — wenigſtens im Traum hat er ſich d'ran ergötzt.

Lampe,
(ſich vor die Stirn ſchlagend.)

O Lampe, thöricht Haus! Ich hätt' es merken ſollen.

Adelbert.

Ja, ja, er rühmt' es mir, das Haus.

Florinde.

Sie mußten wollen:
Denn hier bereitet war die Phantasmagorie,
Stets um Sie war ich hier mit künſtlicher Magie,
Die der natürlichen, der Zauberei der Liebe,
Sich einen ſollte, daß der Schatz ſich leichter hübe.
Der Donnerſchlag war Kunſt; gezündet hat Natur.

Lampe.

Bewahr' uns gnädiglich vor ſolchen Wettern nur,
Die nach der Ehe, mehr erkälten, als entzünden!

Adelbert.

Wie konnt' ich früher nicht des Räthſels Deutung finden?
Jetzt hat mir der Beſitz die Löſung auch gebracht:
Von treuer Liebe wird treu unſer Glück bewacht,
„Schatz" nennt der Mann das Weib, das Kleinod ſeines Lebens.

(Zu Lampen.)

Ich fand es unverdient; Sie suchten es vergebens,
Und freilich, dieſen Schatz, nicht theilen kann ich ihn.
Doch was mir, armer Freund, noch sonſt das Glück verliehn,
Das theilen wir fortan, und bleiben ſtets verbunden.

(Zu Florinden.)

Und hab' ich unverdient ein treues Herz gefunden,
So zahl' ich jetzt den Preis, der hier allein genügt:
Mich geb' ich dir, für dich! Hand bleib' in Hand gefügt!
So können wir den Schatz, das Kleinod nie verlieren;
Es ſoll, ein milder Stern, uns durch das Leben führen —

Florinde,

(indem ſie ihm die Hand reicht.)

Bis uns das Morgenroth vom letzten Hügel winkt!

(Adelbert ſchlingt ſeinen Arm um ſie.)

Lampe.

Mein Amen geb' ich drauf! — Wer nur nach Schätzen ringt,
Dem wird der höchſte Schatz des Lebens nicht zu eigen.

(Auf ſich ſelbſt deutend.)

Die Wahrheit dieſes Spruchs kann euch Figura zeigen.

Nachschrift des Herausgebers.

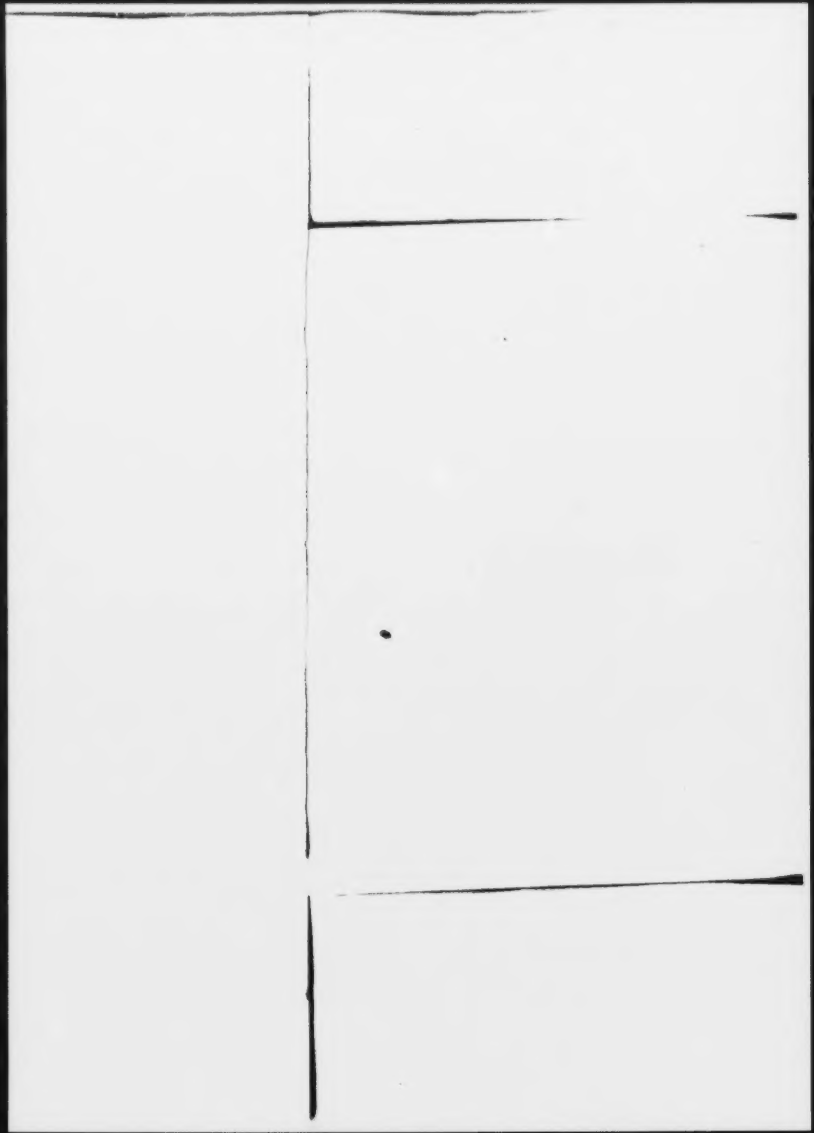
Für die Umkleidung Florindens giebt die dreizehnte Scene nur geringe Frist. Sie muß daher wohl vorbereitet, und das Frauenkleid so beschaffen seyn, daß es ohne Zeitverlust angezogen werden kann.

Derjenige Theil der Hinterwand, welcher in der genannten Scene geöffnet wird, kann füglich aus einem großen, durch Lattenwerk in mehrere Fächer abgetheilten Rahmen bestehen, der mit Papiertapeten überkleidet ist. Eines der mittleren Fächer wird eingerichtet, daß die Tapete, welche es deckt, in die Höhe gezogen und wieder nieder gelassen werden kann, um die unmittelbar dahinter angebrachte, transparente Flamme erscheinen und verschwinden zu lassen. Der Transparent wird dann schnell weggenommen, Adelbert und Lampe reißen die

Tapete Fach für Fach herunter, und brechen die Latten ab, die das Fachwerk bilden; so daß der ganze Rahmen leer wird, und freie Aussicht auf die Thüröffnung gewährt, hinter deren Vorhang Florinde steht.

Das Bild der Mutter.

1817.



Erstes Kapitel.

Es war an einem Sonntage gegen Abend, als Georg Haberland, der Maler, müde und durstig vor dem Wirthshause zum goldnen Bock anlangte.

Im Sonntagsschmuck, festliche Erwartung auf den Gesichtern, zogen Männer, Weiber und Kinder in bunten Schaaren durch das weitgeöffnete Thor nach dem Hofraum. Vor der Hausthür aber stand ein bepackter Reisewagen, und vor dem Wagen ein ältlicher Herr, der eben einer darin sitzenden Dame die Hand zum Aussteigen reichte.

„Unter zwei Stunden keine Pferde!“ hörte ihn Georg sagen. „Sie müssen es sich nun schon so lange hier gefallen lassen, liebe Natalie! Der Zufall sorgt indeß für unsere Unterhaltung. Eine wandernde Truppe hat den Thespiskarren in dieses Haus geschoben und eröffnet heut eben ihre Bühne.“

Während dieser Worte hatte er seiner Begleiterin den Arm geboten und führte sie langsam nach

dem Hause. Es war eine schlanke, herrliche Gestalt. Ein Schleier entzog Georgen ihr Gesicht. — „Aber, lieber Onkel," sprach sie auf italienisch, indem sie an ihm vorüber gingen, „lieber Onkel, Sie wissen doch — in einer solchen Stimmung — —" — „Mir zu Liebe!" unterbrach sie dieser, — „Mir zu Liebe, theure Natalie, und sich selbst zum Besten!"

Georg stand und sah ihnen nach. Die Stimme der Unbekannten hatte ihn auf eine seltsame Weise berührt. Noch nie, schien es ihm, hatte sein Ohr eine so wunderliebliche vernommen, und dennoch dünkte sie ihm bekannt, vertraut. Eine dunkle Erinnerung regte sich träumend in seinem Innern; all sein Nachsinnen aber war vergebens; er vermochte sie nicht zum klaren Erwachen zu bringen.

Als er endlich ins Haus trat, stellte sich ihm an dem Eingang zur Wirthsstube ein besonderer Auftritt entgegen.

Diesseits der Thür stand ein langer, hagerer Mann mit kahlem Kopfe, in einem grünen, mit goldpapiernen Streifen reich besetzten Kleide, welcher eine jenseits befindliche, kleine, breitschultrige Figur in Hanswursttracht beim Arm gefaßt hatte, und sich aus allen Kräften bemühte, dieselbe theils mit Gewalt, theils mit Bitten und Versprechungen über die Schwelle zu ziehen. Der Hanswurst aber stemmte den freien Arm gegen die Thürfeste, und antwor-

tete hartnäckig auf alle Bitten, Ermahnungen und Verheißungen nichts weiter, als: „I will nit!“ — und: „I spiel nit!“ —

Der Alte ließ ihn los und rannte mit verzweifelnder Geberde auf dem Flur hin und wieder. — „O Schicksal, du entsetzliches!“ rief er. „Wird denn dein eiserner Arm nie von mir ablassen? Ist es dir denn nicht genug, daß ich von Landesherren an der wahre Sündenbock alles schlechten Gesindels auf Erden gewesen bin? Mußt du auch jetzt noch sogar die Hanswurstjacke anziehen, um in der Person dieses Furcifer mich zu kujoniren? Theurer Junge!“ — wandte er sich wieder zu jenem, — „du wirst mich doch heut, doch nicht in diesem Augenblicke im Stiche lassen? Ein neues Trauerspiel wird gegeben, welches mich an neuen Dekorationen, Gold- und Silberpapier, Colophonium und andern Requisiten ein Beträchtliches kostet; die Lichter brennen schon; hochverehrtes Publikum sitzt zahlreich auf den Bänken; Standespersonen sogar kommen angefahren und respective angegangen und zahlen nach Belieben; und du willst nicht spielen? Du willst mich zu Schanden machen vor aller Welt? Mein letztes Haar möchte ich mir ausraufen, wenn ich das Unerhörtentsetzliche bedenke!“ — Er rannte wieder ein paar Schritte hin und her und kehrte dann zurück. — „Sey doch kein Esel, himmlische Seele!“ fuhr er mit sehr

weicher Stimme fort. „Du spielst ja doch überall die Hauptrolle. Ohne dich wär' ich ein geschlagener Mann. Das nächstemal sollst du den Max spielen, ja den Tell, wenn du ihn haben willst; ich verspreche es dir. — O mein Schöpfer! Hörst du, wie die Hoch- und Höchstverehrten da hinten schon trommeln vor Ungeduld? Was begehrst du noch weiter? Was verlangst du? Wähle! Fordere! Meine Turkenpfeife? Meine rothe Pluschweste, die du so oft concupiscirt? Nimm sie hin, Satanas! Ich schenke sie dir, wenn sie dich glücklich macht, Geliebter!"

Da jener indeß allzeit bei seiner Weigerung verharrte, so stieß ihn endlich der Alte zurück, drang selbst in die Stube und rief, sich auf einen Stuhl werfend, nach Wein. — Sie etat in fatis!" sprach er leise in gänzlicher Ergebung. „Ich ergebe mich! Es ist aus! Fahre hin! Mag nun tragiren und dirigiren wer will: mein Stündlein ist gekommen! An einem Hanswurst sollt' ich sterben: Ainsi soit-il!" Er schenkte ein und reichte dem andern das volle Glas hin: „Trink, requiem! Guter Junge, rascal, trink! Ich danke dir für deinen Todesstoß. Bald ists vorüber und der Erde geb' ich,

der ew'gen Sonne die Atome wieder,
die sich zu Schmerz und Lust in mir gefugt,
und von dem mächt'gen Talbot, der die Welt

mit seinem Kriegsruhm füllte, bleibt nichts übrig, als eine Hand voll leichten Staubs! — So geht der Mensch zu Ende."

Hanswurst ergriff das dargebotene Glas und leerte es auf einen Zug, indem sich sein Gesicht dabei auf eine höchst possierliche Art zum Weinen verzog. Der Alte reichte ihm schnell ein zweites, und legte dann den Kopf über die Rücklehne seines Stuhls zurück. — „Hinauf! hinauf!" rief er — „Wie wird mir? Leichte Wolken — apropos! du sollst fortan Direktor seyn, ich will es: dem Narrenkönig gehört die Welt!" — Die hellen Thränen liefen dem Harlequin über die Backen. Er schenkte sich schluchzend das dritte Glas selber ein, stürzte es aus, ergriff dann schluchzend des Direktors Arm und schrie ihm ins Ohr: „Ihr habt gemeint, i will nit spiele? I spiel! 's kann angeh! „Und mit zwei großen Sprüngen war er aus dem Zimmer.

Der Alte richtete sich empor. „Bestia quadrata!" sprach er, setzte die Flasche an den Mund und trank den Rest aus. — „Sehen Sie, Hochgeschätztester," — er wandte sich an Georg, welcher dieser Scene mit großem Behagen zugesehen hatte, — „dieser Mensch hat sich entêtirt, durchaus die ersten Liebhaber- und Heldenrollen spielen zu wollen, und setzt mir auf vorgelegene Weise bei jedem neuen Stücke Daum-

schrauben an. O Schöpfer! ich versichre Sie, verehrter Herr, ohne die feste Hoffnung, daß jedem Schauspieldirektor jenseits der Himmel werden müsse, da ihm der liebe Gott auf Erden schon die Hölle zugewiesen, — ich nehme jedoch ausdrücklich die Direktores von Hundekomedien aus, welche hienieden die wohrhaft paradisische Wonne genießen, ihre malecillanten Akteurs mit der Perüsche zu korrigiren, während ich die meinigen nicht einmal ein wenig ausschimpfen darf, als etwa auf lateinisch oder englisch, was sie nicht verstehen, — ohne jene Hosianna, glauben Sie mir, Werther, hätte ich schon längst nicht allein die Schauspielkunst an den Nagel gehangen, sondern auch mich selber mit. Aber das hält mich aufrecht! Non ingens derabimus aequor!"

Er sprang auf: „Sie werden uns doch auch beehren, Ihro Gnaden? Ich darf Ihro Gnaden etwas mehr als Gewöhnliches versprechen. Mein erster Liebhaber, welcher der Verfasser des Stücks ist, sucht auch als Schauspieler seines Gleichen, und ich hoffe, daß alles zu einer eminenten Rekreation und Satisfaktion höchster Standespersonen prosperiren wird." Er neigte sich bei diesen Worten abermals gegen den Maler und schritt mit vieler Würde zur Thür hinaus.

Georg folgte ihm, nachdem er von dem Wirth erfahren hatte, daß die fremde eben angelangte Herrschaft gleichfalls nach dem Theater sich begeben. Es

war in einer geräumigen Scheune hinten im Hofe aufgeschlagen.

Das Glück wollte Georgen so wohl, daß er auf einer Bank, dicht hinter dem Stuhl der Unbekannten noch ein Plätzchen fand. Indem er sich setzte, wandte sich die letztere nach ihm um; sie hatte den Schleier zurückgeschlagen. Georg schaute in ein jugendliches, aber blasses Gesicht voll Milde und Hoheit, wie in den klaren Himmel einer stillen Mainacht. Ein Blick aus den dunkeln Augen begegnete dem seinigen, und sein Herz bebte. Ach, er kannte dieses Auge wohl; er kannte diese fliegenden Strahlen, die so bescheiden sich in die langen, schwarzen Wimpern hüllten; er kannte diese schönen Züge, er mußte sie kennen! er war dessen so gewiß, und doch konnte er sich nicht erinnern, wo, noch wann er sie gesehen!

Die schöne unbekannte Bekannte saß zwischen ihrem Oheim und einer ältlichen Frau, die gleichfalls zu ihr zu gehören schien. —

„Ich bin doch ein recht leichtsinniges Kind," — sprach sie nach einer Weile, — „daß ich mich von Ihnen hieher führen lasse, um ein Trauerspiel zu sehen! Als hätte ich nicht schon überall der Trauer genug!" — „Lassen Sie sich nur durch den Namen nicht angst machen!" fiel jener ein. „Ich hoffe, dieses Trauerspiel soll uns blos ein recht ergötzliches Spiel

mit der Trauer und nicht wenig zu lachen geben." — Desto schlimmer!" entgegnete sie. „Ein solches Spiel hat für mich etwas Unangenehmes und wirklich Trauriges, ja Herzzerschneidendes."

Indem fingen die zwei oder drei Violinen des Orchesters an zu knarren; eine Flöte, die einen halben Ton zu tief stand und barbarisch am Asthma litt, wehklagte darein; unwillig grunzte der Baß; zwei Oboen wimmerten jämmerlich, und eine aufgebrachte Trompete sprang alles niederschmetternd durch die bollische Harmonie. Endlich rollte der Vorhang in die Höhe, und nachdem Hanswurst als Prologus sein Publikum in behagliche Stimmung gesetzt und selbst in dem Maler eine günstige Erwartung erregt hatte, begann das Stück, ruhig, klar, in kräftigen Zügen auseinander setzend, dann rascher fortschreitend, mit sich fortreißend in die Verwicklung. Das Interesse wuchs mit jeder Scene; immer gewaltiger regte sich der Sturm des Lebens; wie eine dunkle Gewitterwolke, aus welcher einzelne Blitze zuckten, zog die bange Ahnung einer ungeheuern That herauf, und die kunstreich eingewebten Scherze der lustigen Personen hoben nur um so kräftiger den furchtbaren Ernst. Ja sogar die armselige, zusammengeflickte Kleidung des größern Theils der Darstellenden, so wie der schneidende Contrast ihres Spiels mit den Worten, die auf ihrem Munde

gingen, ſchienen faſt der Wirkung des Ganzen beförderlich zu ſeyn, und dienten wenigſtens dazu, das vollſte Licht auf die Heldin des Stücks, den alten Direktor und einen jungen Schauſpieler zu werfen, die ihre Rollen in überraſchender Vollendung gaben.

Die Unbekannte war nicht minder von dem Inhalte des Stücks und der Darſtellung ſichtlich bewegt; doch ſchien ihre Theilnahme ſehr bald ſich in eine heftige Unruhe zu verwandeln, die immer höher ſtieg,, je weiter das Spiel ſeiner Entwicklung entgegen ging.

„Was iſt das? Wohin haben Sie mich geführt? Welche Stimme!“ hörte ſie Georg auf italieniſch zu ihrem Begleiter ſagen, deſſen anfängliche Heiterkeit gleichfalls verſchwunden ſchien. — „Die Stimme,“ ſprach er verlegen, — „ja, Sie haben Recht! Aber im Geſicht doch gar keine Aehnlichkeit!“ — Georg merkte, daß dieſe Worte auf den jungen Schauſpieler ſich bezogen. Auch auf ihn hatte ſeine Erſcheinung einen beſondern Eindruck gemacht, und es ward ihm endlich klar, daß er an Geſtalt, Stimme und Bewegung, die größte Aehnlichkeit mit einem Offizier an ſich trug, der ihm in Rom einen ſehr wichtigen Dienſt erzeigt, ja dem er beinah das Leben zu verdanken hatte.

Indeß bat der Oheim Natalien mehrmals dringend, ſich mit ihm zu entfernen. Allein, wider

Willen an ihren Platz gefesselt, saß Natalie, die Augen unverwandt auf die Bühne heftend; ihr Busen hob und senkte sich in stürmischer Bewegung. Sie sah die verbrecherische Liebe der beiden Brüder zu ihrer Stiefmutter in immer wilderer Glut gegeneinander streitend sich erheben, sie sah die entsetzlichen Flammen sich endlich drohend nach dem Leben des Vaters strecken, und zwischen ihnen die unglückliche Hildegunde im Kampfe mit der eignen strafbaren Neigung: Georg bemerkte, daß sie zitterte; ihre Hand faßte mehrmals ängstlich nach dem Arm ihres Begleiters.

Es ward Nacht auf der Bühne. Der alte Fürst lag im Hintergrunde auf einem Ruhebette schlummernd. Der Narr, der ihn mit Mährchen in den Schlaf gelullt hatte, saß zu seinen Füßen auf der Erde; vor ihm lag der umgeworfene goldne Becher, den er geleert; der Schlummer hatte auch ihn beschlichen, sein Kopf neigte sich auf die Brust. Es war Todesstille rings um. Eine Lampe, von der Decke herabhängend, verbreitete einen düsterrothen Schimmer in dem Gemach. Von Zeit zu Zeit aber richtete der Narr aufschreckend sich empor und fuhr zwischen Traum und Wachen in dem angefangenen Mährchen fort; doch schien er nicht über eine Stelle darin hinaus kommen zu können, zu welcher er immer wieder alles durcheinanderwirrend zurückkehrte.

„Und der Eichbaum," — sprach er mit leiser, lallender Stimme — und der Eichbaum, da er den Alten so ruhig schlummern sah in seinem Schatten, und die Männer von weitem schaute, die ihn suchten, da rauschte eine böse Ahnung durch des Eichbaums Zweige, und die Blätter zitterten und flüsterten leise:

Schlaf nit, schlaf nit, du alter Mann!
Ich schau zwei Männer, die schleichen heran.
Ich schau ihre Hände, die sind so roth,
Und was sie sprechen, das bringt dir Noth.

Und der Nachtwind kam von der Haide herüber und wimmerte:

Schlaf nit, schlaf nit, du alter Mann,
Ich schau zwei Männer, die schleichen heran.
Ich schau ihre Hände, von Blut so roth,
Und was sie sprechen, das ist dein Tod.

Aber der Alte hörte nichts und schlief ruhig fort."

Und indem der Narr dieses sein Sprüchlein zum zweitenmal gesprochen hatte, und ihm der Kopf wieder auf die Brust hinab nickte, da öffnete sich leise die Thür, und der jüngste Sohn des alten Fürsten trat, von seinem blutdurstigen Wahnsinn getrieben, bleich, mit wildem Blick herein, und trat an das Ruhebett; und als er des Vaters ehrwürdige Züge und sein greises Haupt erblickte, bebte er schaudernd

zurück, und es war andem, daß er sich wendete zur Flucht: in dem Augenblick aber stürzte Hildegunde, von einem entsetzlichen Traum aufgeschreckt, in das Gemach; bei ihrem Anblick rafft die rasende Leidenschaft sich von neuem empor: er umschlingt die Geliebte, sie ist sein, nichts wird sie ihm entreißen, er schaudert vor keinem Verbrechen mehr; den Himmel hat er aufgegeben, der Hölle will er dienen um solchen Preis; und von der eigenen Neigung bedrängt, entzündet von der wilden Glut des Jünglings, wankt Hildegunde; der gräßliche Augenblick ist nahe, wo sie erliegen wird; dazwischen stammelt der Narr wieder sein: Schlaf nit, schlaf nit, du alter Mann! der Dolch blinkt in des Sohnes Hand; mit schwarzem Fittich rauscht der Mord über die Bühne; halb fortgerissen, halb dem Jüngling folgend, schwankt Hildegunde mit ihm nach dem Ruhebette hin. —

Ein dumpfer Schrei rang sich aus Nataliens Brust; bewußtlos sank sie hintenüber. Georg fing sie auf; mit starkem Arme hob er sie empor und trug sie durch das Gedränge, über den Hof weg, nach ihrem Zimmer. In höchster Bestürzung folgte der Oheim.

Unter den Bemühungen ihrer Frauen schlug Natalie bald die Augen wieder auf. Der Oheim faßte des Malers Hand und sprach mit leiser Stimme:

„Wir sind Ihnen großen Dank schuldig! junger Mann; doch vergeben Sie es wohl der Verwirrung des Augenblicks, wenn ich Sie bitte, sich jetzt zu entfernen.“

Er fragte nach seinem Namen, und als er ihn vernommen, rief er, ihm die Hand reichend: „Georg Haberland? Der Maler? Nun dann sehn wir ja recht bald uns wieder!“

Georg schlich wie ein Träumender nach seinem Zimmer. Er hörte das Klappern der Pferde, die vor den Wagen gelegt wurden, und riß das Fenster auf. Natalie trat, auf ihre Frauen gestutzt, aus dem Hause und stieg ein. Das Posthorn schmetterte, und in der seltsamsten Bewegung schaute Georg, an das Fenster gelehnt, dem dahin rollenden Wagen nach, hinaus in den dämmernden Abend.

Zweites Kapitel.

Georg fand am andern Morgen, als er, im Begriff seinen Stab weiter zu setzen, in die Wirthsstube trat, den alten Schauspieldirektor schon beim Becher.

„Ich wünsche Ihnen Glück zu dem gestrigen Abenteuer!“ rief ihm dieser sogleich entgegen. „Eine schönere Last hat wohl nicht leicht eines Mannes Arm getragen, obwohl ich mich fast getraue zu behaupten.

daß die Gräfin Mathilde, ihre Schwester, sie an Schönheit noch übertrifft."

Sie kennen sie? rief Georg hastig.

„Allerdings!" entgegnete jener. „Es war die junge Gräfin Roseneck mit ihrem Onkel dem Baron Freileben, dem edlen Mäcen jeder edlen Kunst."

Höchst überrascht und nicht ohne Herzklopfen vernahm Georg den letzten Namen. Denn eben dieser Baron Freileben, der ihn nach seinem neuerbauten Schlosse beschieden, war ja die Ursach seiner jetzigen Reise. Eine leise Hoffnung, Natalien wieder zu sehn, ließ ihn nicht länger rasten. Er grüßte den Alten freundlich zum Abschied und wandte sich nach der Thür, als dieser von seinem Tisch aufspringend ihm in den Weg trat.

„Sis licet felix ubicunque mavis,
et memor nostri vivas!"

rief er aus. „Sie sind zu etwas Hohem berufen, verehrter Herr, wenn mich diese Linemente nicht trügen, und ich fühle mich versucht, mich im voraus Dero Gnade zu recommandiren. Der Himmel und der gute Genius der Kunst sey mit Ihnen. Wir sehen uns bald wieder, hoff' ich!"

Georg reichte ihm lächelnd die Hand, die jener mit einer tiefen Verbeugung an den Fingerspitzen ergriff, sie leise drückend, und machte sich dann mit

raſchen Schritten auf den Weg. Hoffnung und Verlangen begleiteten ihn, mit manchem bunten Feenſchloß den Nebelvorhang der Zukunft ausſchmückend, und die Prophezeihung des wunderlichen Alten ging, wie er nicht ohne Lächeln über ſich ſelbſt bemerkte, jenen beiden bei dieſer Arbeit gar hülfreich und geſchickt zur Hand.

Der dritte Abend, ſeitdem er das Wirthshaus zum goldnen Beck verlaſſen, fing ſchon an die Wipfel der Bäume um ihn her und die Wolken über ſeinem Haupt zu vergolden, als er aus dem Walde, durch den ihn ſein Weg einen großen Theil des Tages geführt, wieder ins Freie gelangte.

Ein heiteres Thal lag zu ſeinen Füßen. Jenſeits des breiten Wieſenteppichs, der den Vordergrund der anmuthigen Landſchaft bildete, ragte auf einem flachen Hügel ein hohes Gebäude mit vier Thürmen an den Ecken hell im Abendlicht empor. Die Straße ſchien hart daran vorüber zu leiten, und Georg ſchritt mit einem ſeltſamen Gefühl darauf zu. Denn je näher er kam, deſto lebhafter ſprach in ſeiner Seele eine dunkle Erinnerung, daß er das wunderliche Gebäu und ſeine Umgebungen ſchon ſonſt geſehen. Es war ihm faſt zu Muth wie einem irren Wanderer bei Nacht, dem plötzlich der Mond, zwiſchen finſtern Gewitterwolken heraustretend und wieder verſchwindend, bald hier, bald dort einen Gegenſtand aus der

dunkeln Landschaft klar hervorhebt, ohne ihm jedoch ein deutliches Bild der Gegend zu gewähren und ihm auf den rechten Weg zu helfen.

In der Nähe des Schlosses trabte ihm aus einem Seitenwege von einem Bedienten begleitet, ein Reiter entgegen, in welchem er alsbald den Baron Freileben erkannte. Auch dieser gewahrte ihn, hielt an, und indem er ihn freundlich begrüßte, lud er ihn zur Einkehr auf dem Schlosse seines Schwagers ein. „Ein besonderes Ereigniß," sprach er, „ruft mich plötzlich hieher zurück. Morgen hoff ich Sie nach Freilelen zu führen. Sie finden indeß hier noch eine Person, die Sie kennen, und die sich freuen wird, Ihnen selbst ihren Dank abtragen zu können."

Durch einen dunkeln Lindengang über eine niedergelassene Zugbrücke gelangten sie auf einen geräumigen Hof. — Kein Diener kam ihnen weder hier, noch auf dem schallenden Hausflur entgegen.„ „Was bedeutet das!" rief der Baron verwundert, und stieg hastig die Treppe hinan. Georg folgte ihm.

Sie schritten flüchtig hin durch mehrere Gemächer und gewölbte Säle, alle mit Gemälden, Schnitzwerk und kostbaren Tapeten zwar ganz altmodisch aber sehr reich verziert. Endlich erreichten sie ein Zimmer, dessen Fenster durch grünseidne Vorhänge dicht verhüllt waren. Durch die halboffne Thür eines angrän-

genden schimmerte ihnen Kerzenlicht entgegen. Der Baron trat schnell hinein.

Der Thür gegenüber stand ein Bett mit rothen Gardinen, bei welchem die gesammte Dienerschaft des Hauses sich versammelt zu haben schien, und traurig schweigend umherstand. Vor den Hereintretenden öffnete sich ehrerbietig der Halbkreis. Georg sah eine Frau, bleich und starr, dem Anschein nach todt auf dem Bette liegen. Der Baron schlug voll Entsetzen die Hände zusammen und blieb von dem Anblick versteinert lange ohne Regung stehen. Ein alter Diener näherte sich ihm endlich besorgt und sprach: „Wir haben alles versucht, wiewohl vergeblich, doch hoff ich immer noch, daß es nur eine tiefe Ohnmacht ist; der Arzt, nach dem ich gleich geschickt, muß nun bald kommen.“ Der Baron ergriff seine Hand und ging mit ihm nach dem Fenster, wo sie leise mit einander sprachen.

Indem Georg mit den Augen ihnen folgte, bemerkte er jetzt erst einen alten Mann, der in Schlafrock und Nachtmütze auf einem großen, mit grünem Tuch beschlagenen Sopha saß, und unbekümmert, wie es schien, um alles, was um ihn her vorging, lediglich damit beschäftigt war, weiße und gelbe Stecknadeln, die er in einem Kästchen neben sich stehen hatte, mit künstlerischer Wahl und Ueberlegung in den Sopha zu stecken, und so der grünen Fläche

einen Garten der seltsamsten arabeskenartigen Zeichen und Figuren entblühen zu lassen. Seine Blicke waren unverwandt auf die Arbeit gerichtet; und wenn er von Zeit zu Zeit mit etwas zurückgelegtem Oberleibe und seitwärts geneigtem Kopfe sein Werk überschauend betrachtete, dann flog ein höchst zufriedenes, seliges Lächeln verklärend über das ohnehin sehr freundlich gutmüthige Gesicht.

Georg stand schwankend zwischen Erstaunen und wehmuthiger Rührung. Die Frage beschäftigte ihn lebhaft, ob er hier wirklich Natalions Eltern vor sich sehe; unwillkührlich näherte er sich dem Bette, und aus den Zügen der darauf Ruhenden trat ihm, wenigstens in Hinsicht der Mutter, die Antwort sogleich deutlich entgegen, denn die Aehnlichkeit mit Natalien war auffallend groß; zugleich aber, wie er so in das bleiche Antlitz niederschaute, von dessen milder Hoheit im Leben selbst der Tod noch sprach, da stieg ihm ein schmerzlich süßes Gefühl an das Herz; er sah keine Unbekannte mehr vor sich liegen, es war ihm, der nie eine Mutter gekannt, jetzt auf einmal, als hätte er die geliebte, so oft vermißte Mutter endlich gefunden; heiße Thränen füllten seine Augen, er streckte die Arme voll Sehnsucht nach ihr aus; sein Herzblut hätte er hingegeben, sich nur einmal noch Sohn nennen zu hören von diesen freundlichen Lippen, die nun doch vielleicht auf ewig sich geschlossen

hatten! Ohne der Umstehenden zu achten, kniete er an dem Bette nieder, und faßte leise, sie mit seinen Thränen benetzend, die kalte Hand, die einst, so kam es ihm vor, seine Kindheit liebreich gepflegt und geleitet.

Als er sich empor richtete, sah er Natalien neben sich stehn, deren Blicke mit Verwunderung auf ihm ruhten. Sie schien ihn sogleich zu erkennen; ein flüchtiges Roth überlief ihre Wangen. Georg stand auf, und von der Empfindung des Augenblicks hingerissen ergriff er gleichfalls ihre Hand und führte sie an seine Lippen. Natalie zog sie nicht zurück. — In diesem Augenblick rasselte ein Wagen in den Hof. „Der Marchese!“ rief der Baron hastig, und eilte nach der Thür. Natalie erschrack sichtlich und ließ sich erbleichend auf einen Stuhl am Bette nieder.

Die Thür öffnete sich mit Geräusch; von dem Baron begleitet trat ein ältlicher Mann von hohem Wuchs und edlem Anstand rasch herein und ging ernst und feierlich grade auf das Bett zu. Georg wich unwillkührlich auf die Seite; auch Natalie stand auf und trat etwas zurück. Wenige Schritte von dem Bett blieb der Fremde stehen, streckte den Arm mit ausgespreizten Fingern nach der Liegenden aus, und heftete unverwandt seine starren Blicke auf sie. Ringsum war alles still; kaum wagte ein halbunterdruckter Athemzug sich leise aus einer Brust. Selbst

der Baron stand sehr ernst erwartungsvoll dem Treiben des Fremden zuschauend.

Mit den mannigfachen Regungen seines Innern beschäftigt, nahm Georg erst wenig wahr von dem, was um ihn her vorging, eine dumpfe Bewegung jedoch, die mit halblauten Ausrufungen und leisem Geflüster durch den Kreis der Umstehenden lief, zog bald seine Aufmerksamkeit wieder nach außen. Er sah alle Gesichter voll freudiger Erwartung nach dem Bette gerichtet, und als er hinblickte, bemerkte er, daß das Gesicht der darauf Liegenden nicht mehr wie eines Todten, sondern wie eines Schlummernden erschien. Die bleichen Wangen belebten sich, um den Mund zuckte ein mildes Lächeln; nach einer Weile bewegte sie die Lippen, als ob sie sprechen wollte. Der Marchese hob, Stille gebietend, die Hand auf. Endlich fing sie mit leiser Stimme an: „Seyd nur ganz ruhig, lieben Kinder, es wird alles gut. Jetzt liegt alles klar vor mir. Auch meinen armen Georg hab' ich gesehen, den armen zweimal Verlornen. Er lebt. Habt nur Geduld; ich bring' ihn seinem Vater wieder."

Georg machte eine schnelle Bewegung nach dem Bette zu, als er seinen Namen hörte. Der Marchese wandte sich unwillig gegen ihn, und sein ernster Blick blieb, wie es schien, mit einiger Ueberraschung und Verwunderung auf ihm haften. So wenig Georg

ſonſt Menſchenfurcht kannte, ſo ſchlug er doch vor dieſem Blick, der in die geheimſten Tiefen ſeines Weſens zu dringen ſchien, ein wenig ſcheu die Augen nieder und trat zurück. Darauf ergriff der Fremde ſich umwendend die Hand des Barons, und zog ihn auf die Seite, wo er leiſe und haſtig zu ihm ſprach.

Der Mann auf dem grünen Sopha aber erhob jetzt ſeine Stimme und ſagte zu dem alten Diener, der ſich freundlich aufmerkend zu ihm geſellte: „Sieh, Heinrich, iſt das nicht das Leben? — Hier ein Knöpfchen, da ein Knöpfchen, hinüber, herüber, Kreuz und Quer! Wer drin befangen, darin verloren iſt, der ſieht überall nur Unordnung, Willkühr, blinden Zufall, und ängſtigt ſich ab in dem wilden Irrgarten; weſſen Auge aber frei darüber ſchwebt, der ſieht überall Zuſammenhang, Geſtalt, Bedeutung und Einheit. Das Ganze kann freilich nur der liebe Gott überſchauen, allein ſtückweiſe wenigſtens, ſo weit ſeine Kunſt reicht, ſoll es auch der Künſtler, wenn er ein rechter iſt!“

Natalie warf einen ſchmerzlichen Blick auf Georg und ſenkte ihn dann zur Erde. Indem trat der Marcheſe freundlich, doch mit leiſer Stimme grüßend zu ihr; der Baron aber erklärte, wie derſelbe wünſche, mit der Kranken allein zu bleiben; alle Gefahr ſey vorüber und gänzlich ungeſtörte Ruhe das einzige, was Noth thue.

Georg schaute noch einmal in das ruhig lächelnde Antlitz der Schlummernden, dann neigte er sich gegen Natalien und den Marchese, und ging begleitet von dem Baron, der, dem alten Diener winkend, ihnen vorzuleuchten, seinen Gast selbst nach dem für ihn bestimmten Zimmer führte.

„Morgen," sprach er Abschied nehmend, „morgen muß ich sie noch bitten, hier zu verweilen; dann aber hoff' ich, Ihnen ganz angehören und mit Ihnen mich vor dem Andrang des Lebens in das heitre Gebiet der Kunst retten zu können. „Hier" — fuhr er fort und schloß die Thür eines anstoßenden Zimmers auf — „diese kleine Bibliothek gewährt Ihnen vielleicht indeß einige Unterhaltung. Auch finden Sie dort alles erforderliche Malergeräth, wenn etwa der Geist Sie treibt. Meine Nichten versuchen sich beide mit Liebe in Ihrer Kunst."

Gern hatte Georg von ihm noch erforscht, wer der Georg sey, von dem die Kranke gesprochen, allein er wagte nicht zu fragen, da der Baron gestissentlich alle Erklarungen über das Vorgefallene zu vermeiden schien. Von dem alten Diener, der ihm beim Abendessen aufwartete, erfuhr er indeß ungefragt, daß die Kranke ohne Zweifel einen Knaben gemeint habe, der einst bei Tagesanbruch auf der Thurschwelle des Schlosses gefunden, mit den Kindern des Hauses auferzogen worden, und endlich in einem Alter von

(Jahren auf eine unbegreifliche Weise plötzlich verschwunden sey, und den die Gräfin sehr geliebt habe. Bei dieser Gelegenheit hörte er auch mit Verwunderung, daß der Marchese Nataliens Schwester zum Gemal bestimmt, und die Hochzeit ganz nahe sey.

An dem offnen Fenster, welches in den Garten schaute, brachte Georg einen großen Theil der Nacht zu. Die Luft war still und warm; ein finstre Wolke von häufigen Blitzen durchfurcht, stand am fernen Horizont, und der leise Wind, der zuweilen durch die hohen Linden rauschte, wehte ihn mit dunkeln Ahnungen und Erinnerungen an.

Drittes Kapitel.

Es mochte schon gegen Morgen gehen, als eine Reihe wunderlicher Traumgeschichten, auf dunkelm Grunde mit den lebhaftesten Farben anschiessend, vor dem Schlummernden vorüberzog.

Er sah sich hoch oben auf einem mächtigen Gebürge sitzen, von einem hellen Lichte umgeben, welches aber nicht von der Sonne, denn es war Nacht, sondern von einem ungemein prachtig strahlenden und funkelnden Nordlicht herkam, das den ganzen Himmel mit seinem rothen Feuer entzündet zu haben

schien. Tief unter ihm hatte sich weit hin gedehnt ein weißes Wolkenmeer gelagert und benahm ihm jede Aussicht in die Thäler zu seinen Füßen. Nah und fern rings im Halbkreise ragten mehrere Gebirgsgipfel, wie der seinige, daraus hervor und auf allen sah er riesenhafte, menschliche Gestalten sitzen, — er selbst ward immer größer, je länger er saß — von denen ihm verschiedene wie alte Bekannte vorkamen; ja, in seinem nächsten Nachbar glaubte er deutlich den alten Mann vom grünen Sopha, Natalieus Vater, zu erkennen, und er vernahm auch gleich darauf seine Stimme, die ihm zurief: „Nun, mein Bester, wir können froh seyn, noch so gute Plätze bekommen zu haben; da unten im Parterre ist es zum Ersticken heiß! Es wird gleich anfahen: sehen Sie, dort wird schon die Ouverture heraufgeschoben." Eine dunkele Gewitterwolke mit leuchtenden Säumen hob sich am jenseitigen Horizont empor. Einzelne Blitze zuckten herüber. „Hören Sie die Trompeten!" rief der Alte. Je näher die Wolke kam, desto lebendiger und gewaltiger fing es darin an zu wogen; wunderbar herrliche Gestalten ballten sich zusammen und zerflossen, um wieder neuen Platz zu machen; der Glanz des Nordlichts aber gegenüber bildete auf der dunkeln Masse einen buntleuchtenden Regenbogen, der in siegender Klarheit über dem Drängen und Treiben unter ihm ruhte, und Georg sah nun, daß

es die Ouvertüre des Don Juan war, welche die Wolke aufführte. Indem aber stürzte sie sich krachend, ziſchend und praſſelnd in das Nebelmeer zu seinen Füßen, welches nun gleichfalls in heftiger Bewegung aufkochend, hin- und herwogend, bald hier bald dort, bald nah und fern einen Fleck des darunter liegenden Landes enthüllte und wieder verdeckte, und so mit Blitzesſchnelligkeit eine Folge der mannigfaltigſten Scenen vor Georgs Blicken vorüber führte.

Er ſah ein altes Schloß von gothiſcher Bauart, und in ſeinen hohen Hallen und weitläuftigen Gärten ſich ſelbſt als Kind mit zwei wunderſchönen Mädchen ſpielen, und als er der einen in die dunkeln Augen ſchaute, da ward ihm mit einemmale klar, warum Natalie ihm ſo bekannt vorgekommen, denn dieſe und keine andere war eben das ſchöne kleine Mädchen. — Gleich darauf ſah er ſich in einem finſtern Walde, eine verſchleierte Frau von edler Geſtalt eilte auf ihn zu, und ſich vor ihm auf die Knie werfend ſchloß ſie ihn heftig weinend an die Bruſt und nannte ihn ihren Sohn, und führte ihn endlich nach einem Wagen, ein alter Mann hob ihn hinein, und der Wagen rollte fort. — Das Haus des alten Lorenz Haberland zeigte ſich, ſeines treuen Lehrers und Pflegers, den er bisher fälſchlich, wie er in dieſem Augenblick erfuhr, für ſeinen Vater gehalten

hatte; das Haus verwandelte sich in das Innre einer Kirche, vor dem Altar kniete eine weibliche Gestalt, die ihm, so wie der Mann, der an ihrer Seite kniete, sehr bekannt vorkam, doch die Wolkenstreifen, die schnell wechselnd über das Ganze zogen, hinderten ihn, ihre Züge zu unterscheiden; ein Priester legte beider Hände in einander, und indem die Braut das verhängnißvolle Ja aussprach, sank sie ohnmächtig zur Erde. Georg glaubte in diesem Augenblick deutlich zu sehen, daß es Natalie war. „O Gott!“ rief er laut — „Verheirathet!“ und verhüllte sein Gesicht. Da erschallte über ihm in der Luft ein lautes, widerliches Gelächter, und als er sich voll Grimm und Abscheu wandte und in die Höhe schaute, sah er hoch über sich auf einem Gletscher — er stellte die Gallerie vor — einen häßlichen Affen sitzen, und der Affe war niemand anders, als der Hanswurst im goldnen Bock. „Das ist die Welt!“ rief er, lächerliche Fratzen schneidend, herunter. — Georgs Blicke fielen indem auf seinen Nachbar, und er bemerkte, daß der alte Mann dort drüben bitterlich weinte.

Immer schneller und inzusammenhängender durcheinander jagten sich indeß die Scenen auf dem großen Theater unten. Es erschien ein ungeheurer Spiegel ihm gegenüber, und als er hineinschaute, trat ihm statt seines eigenen Abbildes der junge Schauspieler, den er kürzlich gesehen, drohend mit gezücktem Dolche

daraus entgegen; darauf ſah er ſich in einem Wäldchen am Ufer eines Sees, Natalie lag in ſeinen Armen, aus ihren Augen ſtrahlte ihm das Morgenroth eines neuen Lebens, aus der holdſeligen Knoſpe ihres Mundes brach das ſüße Geſtändniß ihrer Liebe; plötzlich wieder baute ſich aus Wolken eine gewaltige Staffelei, er hatte Pinſel und Palette in der Hand, warf aber beides mit Entſetzen von ſich, als er wahrnahm, daß an der Stelle von Nataliens Portrait, welches er malen wollte, eine abſcheuliche Fratze unter ſeinem Pinſel ſich auf der Leinwand geſtaltete: darüber erhob der häßliche Affe auf der Gletſchergallerie von neuem ſein widerliches Gelächter, unter ihm aber erſcholl eine Stimme herauf, die er alsbald für die Stimme des alten Schauſpieldirektors erkannte, und die zornig rief: „Hier lacht man nicht!“ — Indeß hatte ſich der Schauplatz ſchon wieder verändert. Wie der alte Fürſt in dem Trauerſpiel, welches Georg vor wenig Tagen geſehen, lag der Marcheſe ſchlummernd auf einem Ruhebette; dieſelbe weibliche Geſtalt, die vorhin als Braut vor dem Altare ſtand, trat herein von dem jungen Schauſpieler begleitet, dieſelbe Scene aus dem Trauerſpiel wiederholte ſich, der Jüngling trat an das Bett und zielte mit dem blinkenden Dolche nach dem Herzen des Vaters. Darüber entſtand in dem unſichtbaren Parterre ein entſetzlicher Tumult; tauſend Stimmen

schrien durcheinander, doch lauter als alle schrie der Schauspieldirektor: „Gewalt! Mord! Feuer! Laßt den Vorhang nieder! Löscht die Lichter aus!“ — Heulend fuhr der Sturm aus den Klüften der Berge, die Erde bebte, das Nordlicht fiel prasselnd vom Himmel herab; Georg befand sich auf einmal unten im Thal, in großer Angst sich Bahn machend durch das Toben und Gedränge, denn hinter sich erblickte er den Schauspieler, jetzt in Uniform, und den Marchese, die ihn beide mit gezogenem Degen verfolgten, und welchen sich immer mehr und mehr von den Zuschauern anschlossen, bis endlich, lawinenartig fortgezogen, der ganze Haufe sich hinter ihm drein in Bewegung setzte; mitten darunter aber rennte der alte Schauspieldirektor und schrie: „er sey ein ruinirter Mann, das zerbrochene Nordlicht komme ihn allein über 30 Reichsthaler zu stehen und sey im neusten Geschmack gewesen, die zerrissenen Dekorationen könne er noch gar nicht berechnen, man solle ihm seinen Schaden doch nur einigermaßen ersetzen!“ — So ging die tolle Jagd bergauf, bergab; immer höher stieg Georgs Angst, immer näher kamen ihm seine Verfolger, denn an seinen Füßen schienen bleierne Gewichte zu hängen; da nahm ein anmuthiger Buchwald ihn auf, plötzlich ward es nun stille hinter ihm, und fernab zur Seite verhallte der tosende Lärm. Erquickung und stiller Friede trat ihm aus

den grünen Schatten entgegen und legte ſich beſänftigend an ſeine hochklopfende Bruſt. Ein Gefühl überkam ihn, als ob er ſich einer geliebten Heimath nahete, und dennoch nahm alles um ihn her eine fremdartigere Geſtalt an, je weiter er fortſchritt. Unbekannte Bäume tauchten ihre Wipfel in den Morgenhimmel, Blumen von ungewöhnlicher Größe und Farbenpracht blühten zu ſeinen Füßen. Endlich trat er auf einen freien Platz, und vor ihm ſtand die ſchöne Frau mit dem Schleier, die er ſchon geſehen, und die ihn Sohn genannt. Ein ſanfter Schimmer ſchien von der edlen Geſtalt auszugehen, ihr Antlitz ſtrahlte von ſeliger Verklarung. Mild lächelnd ſtreckte ſie die Arme ihm entgegen. Ergriffen, überwältigt von einer Empfindung, die jetzt zum erſtenmal ſeine Bruſt hob, ſank er zu ihren Füßen nieder, ſchaute dann zu ihr empor und konnte ſich nicht ſatt ſehen an der unendlichen Liebe und Güte dieſes holden Angeſichts und an den dunkelblauen halb in Seligkeit und halb in Wehmuth ſchwimmenden Augen. „Mutter, meine theure Mutter,“ rief er, „meine arme Mutter!“ Thränen benetzten ſeine Wangen. Sie neigte ſich zu ihm hinab und lispelte: „Georg, mein geliebter Sohn, bringe deinem Vater und deinem armen Bruder meinen Gruß!“ — er wollte ihre Hand faſſen, da wich ſie zurück, und entfernte ſich immer weiter von ihm und weiter, und ihre Züge

wurden immer undeutlicher, und immer dichter hüllte sie der lange Schleier ein, bis endlich die ganze geliebte Gestalt in ein lichtes Wölkchen zerfloß, das von der Morgensonne geröthet zum Himmel aufschwebte.

Von der heftigen Bewegung seines Innern erwachte er.

Viertes Kapitel.

Die Sonne warf ihre ersten Strahlen auf die Wand des Zimmers. Eine goldne Wolke zog, langsam durch den blauen Himmel schiffend, eben vor dem hohen Fenster vorüber.

„Mutter! meine Mutter!“ rief Georg laut, und streckte weinend, zitternd vor Freude, Schmerz und Sehnsucht, seine Arme der Fliehenden nach.

Es dauerte lange, ehe er sich besinnen und sich überzeugen konnte, daß er nur geträumt; allein auch dann, als er endlich es sich eingestehen mußte, blieb doch seine ganze Seele davon erfüllt und im Innersten ihres Wesens aufgeregt.

„Nein,“ rief er, „nein, das war kein Spiel des erhitzten Blutes, das war keine Gaukelei des Zufalls! Ich habe sie gesehen wirklich und wahrhaftig, sie ist

mir erſchienen, es war meine Mutter, ſie muß es ſeyn! Was iſt denn Wahrheit, wenn dieſe Geſtalt, wenn dieſes Auge, dieſer Mund gelogen? Was iſt denn Leben, wenn es dieſer Traum nicht war? Nein, ich habe dich geſehen, du geliebte Mutter, du arme Mutter, der ich es niemals ſagen konnte, wie ich ſie liebe, die nur im Traum mich ihren Sohn genannt! Und ach, nun haben wohl deine Lippen ſich für dieſe Welt auf immer geſchloſſen! Doch leben ſoll das Bild, das du mir zurückgelaſſen, auch außer mir; ich will es hinſtellen, wie es in mir leuchtet und ſtrahlt, in ſeiner Anmuth, Milde und Verklärung, daß alle Menſchen, die es ſehn, dich lieben ſollen!"

Er ſprang auf zog ſich dann haſtig an und eilte, der geſtrigen Weiſung des Barons ſich erinnernd, nach dem anſtoßenden Zimmer. Er fand hier in der That alles was er brauchte, und feſſelte die Züge des theuern Bildes, das vor ſeiner Seele ſchwebte, in einer flüchtigen Zeichnung auf dem Papier. Dann aber konnte er ſich nicht enthalten, es auch ſogleich auf eine große, grundirte Leinwand überzutragen, die, auf der Staffelei ſtehend, ihn dazu einzuladen ſchien; auch fing er auf der Stelle mit dem Untermalen an.

Bei dieſer Arbeit jedoch wurden nun auch die andern Geſtalten ſeines Traumes wieder reg, und drängten ſich herbei. Natalie als Kind, Natalie in

seinen Armen, sein Verhältniß zu dem Hause, worin er sich befand, sein Vater, der nicht sein Vater seyn sollte, der Marchese und Nataliens Schwester — alles das stellte sich vor seine Seele und versetzte sie, indem es sich mit der Erinnerung an seinen Eintritt in das Schloß und an seine Empfindung bei dem Anblick von Nataliens Mutter verband, in eine immer steigende unruhige Bewegung.

Er ging eben, Pinsel und Palette noch in der Hand, mit hastigen Schritten im Zimmer auf und nieder, als die Thür sich öffnete, und der Baron schnell eintretend ohne ein Wort zu sagen auf ihn zukam, vor ihm stehen blieb und ihm, wie es schien, von etwas Ungewöhnlichem ergriffen, doch sehr freundlich ins Gesicht schaute.

Georg wollte sich eben entschuldigen, daß er hier in der fremden Werkstätte als Herr und Meister schalte, als jener, ohne darauf zu hören, ihn unterbrach. „Ja," rief er, „es trifft alles zu! Die blauen Augen mit den schwarzen Augenbraunen, die Narbe an der Stirn, auch der Name derselbe! Und wie alt sind Sie?"

„Drei und zwanzig Jahr!" antwortete Georg verwundert und erwartungsvoll. Sein Herz klopfte.

„Sechs und siebzehn — Richtig!" rief der Baron. „Und dieser unterstrichene Tag — ?" — Er hielt ihm einen Zettel mit verblichener Schrift hin. Georg

fing an zu lesen: „dieser Knabe hat in der Taufe den Namen Georg erhalten, und ist geboren den 12ten März — —“ — Das ist mein Geburtstag,“ sprach er, „wie mein Vater mir gesagt!“

Der Baron streckte die Arme gegen ihn aus; seine Augen füllten sich mit Thränen. „So ist es wirklich wahr?“ sprach er endlich mit bewegter Stimme: „Unser guter Georg! Unser armer Georg! So haben wir dich wieder!“ Er umarmte ihn, und drückte ihn an seine Brust. Georg stand wie ein Träumender. Er konnte sich in ein Verhältniß, das er geahnt, ja gewünscht hatte, jetzt, da es ihm wirklich entgegentrat, nicht finden.

„Ach mein theurer Freund,“ fuhr der Baron fort — sehen Sie mich nicht mit dieser fremden Verwunderung an! Sie sind kein Fremdling mehr in diesem Hause. Von dem Augenblick an, wo Sie auf seiner Schwelle mit diesem Zettel gefunden wurden, galten Sie für ein Kind desselben. Von meiner Schwester wurden Sie erzogen; wir alle haben Sie so herzlich geliebt. Und als Sie auf eine so unbegreifliche Weise plötzlich verschwanden, war es da nicht jedem von uns, als hätte er seinen eigenen Sohn verloren? Nun, Gott sey Dank, daß wir Sie wieder haben! Der kleine Georg hat sich freilich verändert, und ist groß und stattlich geworden, doch unsere Liebe ist immer noch die alte geblieben!“

Georg faßte, gerührt von der Herzlichkeit, mit welcher der Baron sprach, die Hand desselben, und drückte sie an sein Herz, indem er ihn bat, ihm seine Ueberraschung und sein Erstaunen zu gut zu halten, besonders da er noch immer nicht begreife, auf welche Art diese für ihn so wichtige Entdeckung geschehen seyn könne.

„Ja so, das wissen Sie noch nicht?“ sagte der Baron. „Damit hätte ich freilich anfangen sollen. Die Geschichte ist ganz kurz diese. Einer von den Leuten des Marchese, der vor siebzehn Jahren in Diensten einer Frau von Wallenrodt stand, half damals Sie aus diesem Schlosse entführen und begleitete dann seine Herrschaft zu dem alten Lorenz Haberland, welchem Sie übergeben wurden, und dem er seit dieser Zeit eine Reihe von Jahren hindurch jährlich eine ansehnliche zu Ihrer Erziehung bestimmte Summe überbringen mußte. Er sah Sie gestern, hörte Ihren Namen, und hielt es für seine Pflicht, uns alles zu entdecken. Wer übrigens jene Frau von Wallenrodt eigentlich gewesen, das wissen wir eben so wenig, als was sie vermocht, Sie uns zu rauben. Indeß geht so viel aus der Erzählung des Dieners hervor, daß sie wirklich Ihre Mutter war und ebendieselbe, die Sie fünf Jahre früher auf der Schwelle unsres Hauses ausgesetzt hatte. Doch kommen Sie

[illegible] zu meiner Schweſter, kommen Sie geſchwind! Sie erwartet Sie mit Sehnſucht."

Er zog ihn mit ſich fort. Auf der Treppe begegneten ſie dem Bedienten des Marcheſe. Georg wußte ſich noch ſehr deutlich zu erinnern, den alten Mann mehrmals in dem Hauſe ſeines Pflegevaters geſehn zu haben. Hundert Fragen drängten ſich auf ſeine Lippen; allein der Baron ließ ihm jetzt keine Zeit dazu, ſondern führte ihn in das Zimmer der Gräfin.

Sie ſaß auf dem Sopha, der Thüre gegenüber. Natalie ſtand neben ihr. Georg fühlte ſich beim Eintritt von einer Beklommenheit, ja ſelbſt Verlegenheit ergriffen, die ihm ſonſt fremd war. Doch ſo wie er ſich der Gräfin näherte, und ihre Geſichtszüge ihm klar wurden, verſchwand auch alsbald alle Scheu; denn Güte und Liebe kamen ihm wie alte Bekannte aus ihren freundlichen Augen entgegen, er fühlte ſich nicht mehr fremd, ſiebzehn Jahre waren vergeſſen, und er war noch immer der geliebte Sohn dieſer freundlichen, geliebten Mutter. Schweigend und durch Thränen lächelnd reichte ſie ihm die Hand; er kniete innig bewegt vor ihr nieder und drückte ihre Hand bald an ſeine Lippen, bald an ſeine Bruſt. „O meine theure Mutter!" rief er. „Sо darf ich Sie doch noch nennen?" Sie neigte ſich gegen ihn und küßte ihn leiſe auf die Stirn. „Ja" ſprach ſie ſanft „ich bin [illegible] deine Mutter, wie ich es ſonſt geweſen; und du

bist meiner Liebe werth geblieben; ich weiß es wohl; Du bist mein wackrer Georg! Wir verlassen uns nicht wieder."

„Sie sind glücklich, Gräfin!" sprach eine fremde Stimme, und als Georg sich wandte, sah er den Marchese stehen, der indeß hereingetreten war. „Sie sind glücklich!" wiederholte er — „Sie haben einen Sohn!"

„Ihnen, lieber Marchese" sagte die Gräfin sanft „Ihnen hat die Natur gegeben, was mir das Herz. Sie dürfen mich um mein Glück nicht beneiden."

Bitter lächelnd erwiederte er: „Sie unterscheiden richtig! Die Natur hat mir einen Sohn gegeben, aber sein Herz straft die Natur Lügen. Sein Herz weiß nichts von seinem Vater! — Unglücklicher Vater! Zwei Söhne und doch kinderlos! Den einen hab' ich verloren, eh' er mich lieben konnte, den andern hab' ich verloren, weil er mich nie geliebt. Verloren! verloren! Ich habe keinen Sohn!"

Es lag etwas Herzzerschneidendes in der anscheinenden Ruhe und in der fast tonlosen Stimme, womit der Marchese diese Worte sprach. Georg fühlte sich von innigem Mitleid ergriffen, und er hätte vor ihn hintreten und ihm sagen mögen: Du armer Mann, laß mich dein Sohn seyn: ich will dich lieben!

„Marchese! rief die Gräfin erschüttert — Sie haben Ihren Sohn verstoßen, wie kann er Sie lieben?"

Er richtete sich kalt empor; doch eine schnelle Glut, die seine Wangen überflog, zeugte von der Bewegung seines Innern. „Darum eben!“ sprach er: „Es ist vorbei. Ich habe keinen Sohn mehr!“

Die Thüre ging auf. Ein Frauenzimmer trat herein, die Georg sogleich für die Gräfin Mathilde, Nataliens Schwester, erkannte. Der alte Schauspieler hatte nicht zu viel von ihr gesagt.

Der Marchese ging ihr schnell entgegen und ihre Hand ergreifend rief er: „dies ist die Hand, die mir Ersatz bringt für alles, was ich verloren; dies ist der Friedensengel, der allen Streit schlichten wird in dieser Brust und mich sanft geleiten bis an die Pforte seiner Heimath!“

Georg glaubte zu bemerken, daß Mathilde erbleichte und zitterte; Natalie wendete sich ab und verbarg ihr Gesicht an dem Arm ihrer Mutter; die Gräfin und der Baron schlugen beide schweigend und verlegen die Augen nieder, und es entstand eine seltsame bange Stille von einigen Augenblicken, die Georgen befremdete.

„Nun, Mathilde“ rief endlich die Gräfin mit dem sichtlichen Bestreben, eine andere Wendung des Gesprächs herbeizuführen — „nun, meine Kinder, da habt ihr den treuen Spielgefährten eurer Kindheit wieder! Ihr hättet den kleinen Georg wohl nicht erkannt?“

Mathilde hob die großen, schwarzen Augen gegen ihn auf, und sagte wehmüthig lächelnd: „Es war eine gute Zeit, da wir drei noch Kinder waren!“ Dann ging sie schnell auf Natalien zu und warf sich an ihre Brust. Natalie schloß sie mit heftiger Innigkeit in ihre Arme, und nun eilten beide zu ihrer Mutter, und knieten zu ihren Füßen nieder, und die Mutter mit Blicken voll unendlicher Liebe und tiefer Rührung legte ihre Hände auf das Haupt der blühenden Töchter und liebkoſete ihnen; Georg aber stand in dem Anschaun der reizenden Gruppe verloren.

„Ach, meine Mutter“ sprach Mathilde leise „warum können wir nicht allezeit Kinder bleiben!“

Fünftes Kapitel.

Georg war mit dem Baron hinausgegangen, den alten Diener des Marchese genauer zu befragen. Als er jetzt wieder zur Gräfin gerufen wurde, fand er den Marchese nicht mehr. Er war, wie es hieß, auf einige Tage verreist.

„Du hast uns viel zu erzählen, mein Sohn“ rief ihm lächelnd die Gräfin entgegen. „Setze dich nur zu uns. Wir haben einander lange nicht gesehen.“—

Und Georg ſetzte ſich und fing an zu erzählen von ſeinem Pflegevater, dem Maler Lorenz Haberland; wie dieſer ihn geliebt als ſeinen eigenen Sohn, ihn ſorgſam und in frommer Sitte erzogen, und da er in ihm Neigung und Anlage zu ſeiner eigenen Kunſt zu verſpüren geglaubt, ihn ernſt und treu zu derſelben angeleitet; und indem er ſo erzählte, legte ſich nach und nach das Klopfen ſeines Herzens, mit dem es im Anfang jedem Worte das Geleit gegeben hatte bis auf die Lippen; ſeine Blicke, begeiſtert durch die freundliche Theilnahme, die ſie auf dem Geſicht des Barons und der Gräfin fanden, wagten ſich nun auch mitunter ſeitwärts hinüber nach den ſchönen Spielgefährtinnen von ehemals, und je öfter dieß geſchah, deſto wärmer ward es ihm in der Bruſt, deſto lebendiger floß der Strom ſeiner Rede, und er wußte ſo viele Züge aus ſeinem Leben bei dem alten Maler ſo anſchaulich hervorzuheben, er wußte dieſen letztern ſelbſt mit ſeiner ſchönen Begeiſterung für die Kunſt mit der frommen Kindlichkeit ſeines Herzens, mit der Liebe zu ihm, ſeinem Pflegling, und mit der ſeltſamen Unbehülflichkeit im gewöhnlichen Leben, ſo wahr, ſo ergötzlich und ſo rührend zugleich zu zeichnen, er wußte ihn mit allen ſeinen Eigenthümlichkeiten und Sonderbarkeiten ſo treffend und mit einer ſolchen Fülle von Leben darzuſtellen, daß er ſeine Zuhörer dadurch in die heiterſte Stimmung verſetzte.

„O führ' ihn her zu uns" rief die Gräfin „führ' ihn zu uns, den wackern Alten! Wie gern möcht' ich ihm danken für seine treue Liebe zu dir, mein Sohn!"

Georg schwieg einige Augenblicke und heftete seine Blicke an den Boden; dann sagte er leise mit bewegter Stimme: „Ach, liebe Mutter, er lebt nicht mehr! Ich war vergangnes Jahr noch in Rom" fuhr er fort, „als ich einen Brief von ihm erhielt, worin er mich beschwor, schnell nach Deutschland zurück zu kehren: er fühle sein Ende herannahen, und wünsche sehnlich, mich vor seinem Tode noch einmal zu sehen, und mir etwas Wichtiges zu entdecken. Ich eilte sogleich zurück; doch ich kam zu spät: als ich ins Haus trat, hatten sie den guten Vater schon hinaus getragen."

Der Baron schüttelte nachdenkend den Kopf. „Und er hat Ihnen niemals einen Wink über Ihre Herkunft gegeben?"

„Nein, niemals" erwiederte Georg. Und ich ahne, daß ihn weniger irgend eine Verpflichtung dazu bewogen hat, als vielleicht die Furcht, an meiner Liebe zu verlieren, wenn ich erführe, daß er nicht mein Vater sey. Seine Frau war frühzeitig gestorben, und hatte ihm keine Kinder hinterlassen. Sein Herz fühlte das Bedürfniß, irgend etwas sein zu nennen und zu lieben auf der weiten Erde; es hing sich mit allen Kräften seines reichen Lebens an mich, den er seinen Sohn nannte, eine langjährige Gewohnheit und die

herzliche Liebe, womit ich ihm die seinige vergalt, zogen das Band immer fester, ich war wirklich sein Kind, sein Sohn geworden, er wollte vergessen, wie er zu meinem Besitz gelangt war, und entfernte geflissentlich alles, was seinem Herzen diese schöne Selbsttäuschung zu rauben drohte, ja er konnte selbst den Gedanken nicht ertragen, nach seinem Tode nicht als mein Vater in meinem Andenken fortzuleben; denn nur so kann ich es mir erklären, daß ich auch unter seinen hinterlassenen Papieren nicht die geringste Nachweisung über meine wahre Herkunft fand."

„Die er doch ohne Zweifel hätte geben können!" — fuhr der Baron fort. „Denn nach der Aussage des alten Dieners hat jene Frau von Wallenrodt, die wir für Georgs Mutter halten müssen, und die einige Jahre nach Georgs Entführung von hier in einer Herrnhutherkolonie gestorben ist, kurz vor ihrem Tode dem alten Lorenz Haberland ein versiegeltes Papier mit der Aufschrift: an meinen Sohn Georg, zustellen lassen."

Die Gräfin reichte Georgen ihre Hand und sagte freundlich: „Ich kann dem guten Alten deßhalb am wenigsten zürnen. Er hat mir dadurch mein Mutterrecht auf dich erhalten, und wer weiß, hätte ich es an seiner Stelle nicht eben so gemacht!"

„Ach, womit" fragte Georg gerührt „womit hab' ich so viel Güte, so viel Liebe verdient?"

„Du sollst dir meine Liebe auch noch erst verdienen“ entgegnete die Gräfin, „dadurch, daß du mich eben so herzlich wieder liebst.“

„O meine Mutter“ rief Georg mit Begeisterung, und drückte die dargebotene Hand an die von reiner, kindlicher Liebe und Dankbarkeit hochschlagende Brust — „meine theure Mutter, dann hab' ich sie schon verdient!“

Sechstes Kapitel.

In vertraulichem Gespräch und lebendiger Mittheilung, von theuren Erinnerungen und genußreicher Gegenwart gleich lebhaft in Anspruch genommen, war der Tag vergangen. Manche Vermuthung war aufgestellt und verfolgt, mancher Entwurf für die Zukunft gemacht worden, und Georg fing allmählig an heimisch zu werden in dem schönen Kreise. Allein ob er gleich des seltsamen Traumes der vergangenen Nacht erwähnt, und die Erscheinung seiner Mutter erzählt hatte, so entschlüpfte ihm doch kein Wort von der entworfenen Zeichnung und von dem angefangenen Gemälde, und dazu bewog ihn weniger künstlerische Eitelkeit, als ein nicht ganz klares, aber eben darum desto lebhafteres Gefühl in seiner Brust, welches sich dagegen sträubte, das Bild der Mutter, das

in dem Glanze einer himmlischen Erscheinung vor seiner Seele stand, als einen unvollkommenen und dürftigen Entwurf vor fremde Blicke zu bringen. Nur in möglichster Vollendung, mit allen Zaubern der Kunst gerüstet, in der Verklärung der Farbe sollte es vor die Augen der Welt treten und mehr noch als ihre Bewunderung sich ihre Liebe ersiegen.

Jetzt stand er spät am Abend dieses reichen Tages wieder vor dem Bilde, mit klopfendem Herzen, mit hochaufathmender Brust, von Furcht und von Hoffnung, von Sehnsucht und Entzücken, von Schmerz und Lust bewegt; und wie ein Schiffender, der in den gegeneinander streitenden Wogen eines wild aufgeregten Meeres unterzugehen fürchtet, zu seinem Schutzheiligen um Hülfe ruft, so hob er Augen und Hände flehend zu der Mutter.

Der zarte Keim der Liebe, den schon das erste Zusammentreffen mit Natalien in seinem Herzen geweckt hatte, war heut in dem Frühlingsathem ihrer Gegenwart, in dem milden Sonnenstrahl ihrer Blicke schnell empor geschossen, und entfaltete sehnsüchtig seine Blüthen. Allein der Gedanke an Nataliens Stand und an seine eigne zweideutige Herkunft fuhr wie ein eisiger Nordwind darüber hin, und griff schmerzlich zerstörend an ihr innerstes Leben.

„Du armer Findling" sprach er leise für sich hin — „du armer Findling!"

Er trat an das offne Fenster. Die Nacht war still und warm. Der Mond schaute hell aus dunklem Gewölk hervor. Georg fühlte sich eingeengt zwischen seinen vier Wänden; draußen im Freien, hoffte er, sollte seine Brust auch sich freier und leichter heben, und das ungestüm klopfende Herz sich beruhigen.

Er löschte sein Licht aus und schlich sich die Treppe hinab, um in den Garten zu gehen. Doch er fand die dorthin führende Thüre schon verschlossen, und war eben, unmuthig darüber, im Begriff, den Rückweg nach seinem Zimmer anzutreten, als er jemand sacht die dunkle Treppe herab sich entgegen kommen hörte. Er stand still. Der Entgegenkommende auch. Gleich darauf aber fühlte er sich beim Arm gefaßt, und eine leise Stimme sagte mit vertraulichem Tone zu ihm: „Sie wollen wohl auch zum König Hans?“ — Georg wußte nicht was er denken sollte. — „Wir sind auf gleichem Wege!“ fuhr die Stimme fort. „Belieben Sie nur nur zu folgen. Ich weiß Bescheid.“ — Der Sprechende trat jetzt von der Treppe herab in den etwas helleren Hausflur, und Georg glaubte zu seinem nicht geringen Schreck den alten Grafen zu erkennen. Ehe er sich indeß besinnen und zu einem Entschluß kommen konnte, hatte ihn dieser schon über den Flur hinweg in einen Seitengang gezogen. Der Mond schien durch die hohen Fenster;

Georg sah, daß er sich nicht getäuscht hatte: es war wirklich der alte Graf.

Er fühlte sich in der größten Verlegenheit. Sollte er um Hülfe rufen? Es war schon spät in der Nacht, das ganze Haus, wie es schien, in tiefem Schlafe; der Lärm, der unausbleiblich daraus entstand, mußte die Frauen aufs heftigste erschrecken, ja er konnte für die kaum genesene Gräfin von den übelsten Folgen seyn. Sollte er versuchen, den Grafen selbst wieder nach seinem Zimmer zu bringen? Es war voraus zu sehn, daß er Widerstand leisten würde, und dann dasselbe zu befürchten. Aengstlich blickte er auf allen Seiten umher und horchte nach einem lebendigen Laut. Es war alles still; nichts regte sich als der Wiederhall ihrer Schritte in den hohen sich durchkreuzenden Gängen, durch die ihn der Graf unaufhaltsam mit sich fortriß.

„Aber um Himmelswillen, Herr Graf" rief Georg mit halblauter Stimme „wohin wollen Sie? Es ist späte Nacht! Ich dächte — —"

„Wohin? wohin?" unterbrach ihn jener hastig, doch ebenfalls leise — „Wohin wir alle gehen müssen: zum König Hans, mein werther Freund! Dorthin müssen wir alle, alle, sag ich euch. Früh oder spät, wir gehen alle diesen Pfad. Seyd ihr etwa ein König, guter Freund? Ihr müßt zum König Hans: er ist mächtiger als Ihr. Seyd ihr ein Kai-

ser? Kann euch nichts helfen; ihr müßt zum König Hans! Alles Leben iſt dem König Hans verfallen. Kann Ihnen nicht helfen, Sire! Sie ſelbſt ſind nur ſein Lehnsträger. Hei, hei, hei! Fort, fort! drückt euch die Krone feſt! Stolpert nicht über euren Purpurmantel! Nun gehts ans Fliegen! Huſch! Spuren Ew. Majeſtät die Flügel an den Beinen? Huſch — — ſch —!"

Der Graf ſpreitete die Arme weit aus, doch ohne ſeinen Begleiter loszulaſſen, und machte halbſpringend gewaltige Schritte. Eine kleine Anwandlung von Entſetzen rieſelte Georgen kalt über den Rücken. Es war ihm ſpaßig, als fingen die Gedanken in ſeinem eignen Kopfe an ſich zu drehen und untereinander zu wirren.

Der Graf hielt plötzlich ſeine Schritte an. „Ihr ſeyd ein Künſtler" ſprach er „ich beſinne mich, ein Maler. Ein Maler! Und Ihr wollt den König Hans nicht kennen lernen? Der Künſtler ſoll das Leben ſtudiren: richtig! Aber, ihr beſchränkten Thoren, der kennt das Leben ja nur halb, der nicht den Tod auch kennt! Kommt. Es iſt jetzt die rechte Stunde. Um Mitternacht ſpeiſt König Hans zu Nacht mit den Geſpenſtern, und die Welt hat einen Augenblick Ruhe; aber nur einen Augenblick: dann faßt er wieder nach der Senſe, und das rothe Leben wird von neuem bleich. Seht ihr, wenn wir dieſen Augenblick ergrei-

fen können, dann iſt ein großer Schatz unſer, der da drin in den Gräbern begraben liegt. Aber nehmt euch in Acht! Ich habe von Leuten reden hören, die dabei wahnſinnig geworden ſind. Nehmt euch in Acht!"

Sie ſtanden jetzt vor einer kleinen eiſernen Thür. Der Graf ſchwieg und ſchien ſich auf etwas zu beſinnen. Georg hoffte, daß hier endlich das Ziel des nächtlichen Spaziergangs ſeyn, und es ihm nun gelingen werde, ſeinen Begleiter zur Rückkehr zu bewegen. Allein er hatte ſich geirrt. Der Graf zog mit geheimnißvollen Geberden einen Schlüſſel hervor, und winkte Georgen damit aufzuſchließen. Nun regte ſich doch die Neugier bei dieſem, zu wiſſen, was denn hinter dieſer kleinen eiſernen Thür verborgen ſey: er nahm den Schlüſſel und verſuchte zu öffnen. Das Schloß war ganz eingeroſtet, und nur Georgs angeſtrengter Kraft gelang es endlich, ſeinen Widerſtand zu überwinden. Knarrend that ſich die Thür auf; der Graf legte behutſam den Finger an den Mund, ſchritt zuerſt hindurch und zog Georgen hinter ſich her.

Sie befanden ſich im Innern einer Kirche, nicht weit von dem Altare. Zu beiden Seiten des Schiffs hinab an den Pfeilern ſchienen Grabmale, mit mannichfaltigem Bildwerk geziert, zu ſtehen. Ihnen grade gegenüber, halb in die Wand eingemauert, hob ſich die rieſige Geſtalt eines geharniſchten Mannes. Der

Mond warf eben von der Seite ein helles Licht darauf, und es sah aus, als schritte der alte Ritter mit drohender Geberde aus der Wand ihnen entgegen.

„Seht ihn nur gar nicht an!“ sagte der Graf leise. „Nicht wahr, er droht und schneidet uns Gesichter? Laßt es euch aber nicht anfechten. Bevor die Glocke zwölfe schlägt, kann er nicht heraus aus der Mauer, dann aber geht er zur Tafel.

Indem ließ sich an der entgegengesetzten Seite der Kapelle ein Geräusch vernehmen. Die große Flügelthür öffnete sich schnell, und schloß sich wieder. Der Graf winkte Georgen mit der Hand Stille zu, und zog ihn nach einem nicht weit von ihnen an der Wand stehenden Betstuhl. Georg folgte ihm, begierig auf die neue Wendung, welche die Sache zu nehmen schien.

Eine lange hagere Mannsgestalt näherte sich mit eiligen Schritten. Der Graf drängte sich dichter an Georg und flüsterte ihm zu: „das ist der König Hans! Halter euch ruhig um Gotteswillen! Er ist heut nur in Civilkleidern“ fuhr er fort „aber ich kenne ihn doch. Hört nur, wie das alte Knochengerippe klappert bei jedem Schritt!“

Je näher die Gestalt kam, desto bekannter schien sie Georgen. In der Mitte der Kapelle blieb sie stehen, und sah sich, wie etwas suchend, rasch nach allen Seiten um. Der Mond schien ihr hell ins Ge-

ſicht; Georg konnte beinah nicht mehr zweifeln, daß es der alte Schauſpieldirektor war.

Die Flügelthür im Hintergrunde knarrte abermals ſich öffnend; die Geſtalt in der Mitte lief ſchnell nach einem der Grabmale zur Seite, kletterte mit ängſtlicher Behendigkeit daran in die Höhe, und verſchwand hinter den darauf ſtehenden Steinbildern. Georgs Erſtaunen und begierige Erwartung wuchs mit jedem Augenblick.

Zwei neue Perſonen traten ein. Eine derſelben trug eine Blendlaterne. „Nun gehts bald zu Tiſch“ ſagte der Graf. „Die Gäſte kommen ſchon. Wenn ſie uns nur nicht merken, ſonſt müſſen wir miteſſen. Habt ihr Hunger?“ — Die beiden Männer ſchritten den mittlern Gang herauf nach dem Altare zu. Sie waren in lange Mäntel gehüllt. Vor dem Grabmal, auf welchem der alte Schauſpieldirektor ſaß, blieben ſie ſtehen. Der eine brachte zwei Kerzen unter dem Mantel hervor, zündete ſie an ſeiner Laterne an und ſteckte ſie auf die zwei Leuchter eines kleinen Altars, der vor dem Grabmale ſtand und mit demſelben durch einen in großen Falten und Bogen herabwallenden Umhang von ſchwerem Seidenſtoffe verbunden war. Nachdem dieß geſchehen, gingen ſie auf den Hauptaltar zu. Schweigend wurden hier gleichfalls zwei brennende Kerzen aufgeſteckt, ſodann wandten ſie ſich rückwärts nach dem in der Wand eingemauerten Stein-

bilde des alten Ritters. Der eine warf seinen Mantel ab, und legte Hacke und Spaten, die er darunter verborgen getragen hatte, neben sich auf den Boden. Georg sah ein völlig unbekanntes Gesicht. Als aber nun der Andere auch den Mantel von den Schultern fallen ließ, zwei entblößte Degen und ein großes Buch darauf legend, da schrak Georg zurück wie vor einer gespenstischen Erscheinung, denn er sah, daß es niemand anders war, als der Marchese.

Der alte Graf an seiner Seite, der bisher alle diesem mit gespannter Aufmerksamkeit zugeschaut hatte, stand jetzt hastig von seinem Sitze auf; seine Augen rollten wild; über das sonst so freundliche Gesicht zog jetzt erst der Wahnsinn seine furchtbare Larve. Georg schauderte; doch sich gleich wieder ermannend faßte er muthig und mit Kraft den Arm seines Begleiters. Allein als nun eben der Marchese und sein Gefährte die zwei eisernen Ringe einer Steinplatte faßten, die zu den Füßen des Ritterbildes lag, um sie empor zu heben, da stieß der Graf einen so gräßlich gellenden Schrei aus, daß Georg in der Verwirrung und im Schreck des Augenblicks nicht anders meinte, als die Mauern müßten davon bersten und das Gewölbe über ihren Häuptern zusammen brechen, riß sich los von ihm und stürzte aus dem Betstuhl hervor gerade auf den Marchese zu. „Halt! halt! ihr Verräther!“ schrie er, — „Das

ist mein, was da unten liegt; das hat der alte Udo für mich aufgehoben! Fort mit euch, fort!“ Und schnell eins von den auf der Erde liegenden Schwertern ergreifend hieb er in toller Wuth um sich herum. In höchster Bestürzung wichen die beiden von ihm zurück. Auch Georg, der ihm schnell gefolgt war, wagte nicht sich zu nähern.

In diesem Augenblick wurde es plötzlich ganz hell um sie her; zu gleicher Zeit vernahm Georg die Stimme des alten Schauspieldirektors, der aus aller Macht um Hülfe schrie, und als er sich wandte, sah er das Grabmal, welches jener zu seinem Versteck erwählt hatte, in vollen Flammen stehn. Es sey nun, daß eine der Kerzen, dem seidnen Umhange zu nahe gestellt, diesen angezündet, oder daß sie vielleicht nur lose aufgesteckt, umfallend das Altartuch in Brand gesetzt hatte: die eine Seite brannte schon über und über, hoch schlug die Lohe empor, ein dicker Qualm wirbelte sich bis an die Wölbung. Auf der andern noch unversehrten Seite aber hing der Schauspieldichter in verkehrter Stellung mit halbem Leib über den Sims herab, indem seine Beine sich unterwärts vergeblich abmühten, einen sichern Standpunkt zum Hinunterklettern zu gewinnen. Dabei schrie er aus Leibeskräften immerfort: Hülfe! Feuer! Rettung! Feuer! Auch wiederholte er dieselben Worte mitunter auf englisch oder italienisch. Georg wußte

nicht, wohin er sich zuerst wenden sollte. Da that sich grade zur rechten Zeit schnell die kleine eiserne Thür auf, und herein trat der Baron, begleitet von mehreren Bedienten, die Fackeln trugen. Nur einen Augenblick stutzte dieser, überrascht von dem seltsamen Schauspiel, dann eilte er mit seinen Leuten auf den alten Grafen zu, und indem er ihm von hinten in den Arm fiel, wußte er ihn geschickt zu entwaffnen. „Marchese!“ rief er sehr ernst zu diesem hinüber, der finster die Blicke an den Boden heftete — „Marchese, noch nicht genug sind ihr gewarnt durch diesen?“

Georg aber, der nun den Grafen in Sicherheit sah, lief sogleich mit den Leuten des Barons nach dem brennenden Altar, um seinem alten Freunde, dem Schauspieldiretter, beizuspringen. Diesem war es unterdessen gelungen, mit seinen Füßen eine von den zu Seiten des Grabmals stehenden colossalen Bildsäulen zu erreichen — sie stellte die Hoffnung vor — und er hatte in der Eil dergestalt auf ihrem Nacken sich festgesetzt, daß seine Beine ihr rechts und links über die Schultern hinab auf die Brust hingen, während er mit beiden Armen ihren Hals umklammert hielt. Die flackernde Beleuchtung von der Seite her schien die Figur zu beleben. Es sah aus, als ob sie höchst erschrocken über die ungewohnte Last mit schmerzlicher Geberde um Hülfe flehend zum Himmel aufstöhnte, und neben dem blei-

chen, steinernen Gesicht schaute nun die vor Furcht und Schreck beinah eben so bleiche, wunderliche Maske des Alten herüber, der in höchster Verzweiflung und in allen Zungen die Bedienten anrief, sich seiner zu erbarmen und ihn nicht hier oben auf der Hoffnung verbrennen zu lassen. Die Bedienten konnten sich des lauten Lachens nicht enthalten, und selbst Georg widerstand kaum einer heftigen Anwandlung davon. Doch sprang er ohne Säumen zu, und mit seinem Beistand gelang es dem alten Freunde endlich wieder, sichern Boden unter seinen Füßen zu gewinnen. Während dieser Zeit rissen die Bedienten den seidnen Umhang vollends herunter, und thaten so dem Feuer schnell Einhalt.

„Aber um Gotteswillen," rief der Baron, der indeß auch herbei gekommen war, „liebster Haselmeyer, Sie sind es? Wie kommen Sie hierher, und welcher böse Geist treibt Sie, um Mitternacht auf dem Grabmale unsers Urgroßvaters Komödie zu spielen?"

Der Schauspieldirektor stammelte und stotterte, und konnte keine Worte finden zu seiner Entschuldigung.

„Nun, nun, Sie sind erschrocken!" sagte der Baron. „Legen Sie sich zu Bett. Wir sprechen morgen weiter. Was Sie auch hierher geführt hat, Sie sind mir jederzeit willkommen!" — Und damit faßte er den alten Grafen unter den Arm, der jetzt

in einem Zustande stumpfer Abspannung ihm willig folgte, befahl die Flügelthür der Capelle von innen zu verriegeln, und trat mit dem ganzen Zuge, den Marchese und seinen Begleiter ausgenommen, die sich schon früher entfernt hatten, durch die kleine Pforte den Rückweg an. Im Gehen erzählte ihm Georg den Verlauf der Sache. Er hörte schweigend zu. Vor den Zimmern des Grafen sagte er seinen Gästen gute Nacht. Der alte Schauspieldirektor aber, nachdem er sich sein Zimmer anweisen lassen, hing sich an Georgs Arm, und folgte ihm in das seinige, wo er sich wie an allen Gliedern zerbrochen in einen Lehnstuhl warf, und in höchster Erschöpfung die Augen schloß.

Siebentes Kapitel.

Es mochte beinah eine Viertelstunde vergangen seyn, und noch immer lag der Alte in derselben Stellung unbeweglich mit geschlossenen Augen im Lehnstuhl; er erwiederte alle Fragen, die Georg besorgt an ihn that, nur mit einem ganz leisen, schmerzlichen Kopfschütteln. Da trat ein Bedienter herein, setzte eine Flasche mit zwei Gläsern auf den Tisch und sprach: der Baron lasse Herrn Haselmeyer recht sehr bitten,

ein Paar Gläser von diesem alten Weine zu trinken, indem er dadurch am sichersten allen übeln Folgen des gehabten Schrecks zuvorkommen würde. Jener rührte sich nicht. Doch als der Bediente das Zimmer wieder verlassen hatte, öffnete er matt das linke Auge ein wenig, warf einen Blick nach dem Tisch hinüber, und schloß es dann gleich wieder. Georg schenkte schnell ein, brachte ihm das volle Glas, und bat ihn gleichfalls, die heilsame Vorschrift des gütigen Wirthes zu befolgen. Langsam hob der Alte den Arm empor, doch ohne die Augen aufzumachen, tappte mit der Hand nach dem Glase, faßte es, kostete, und trank es aus.

„Ich bin verloren!" hob er mit leiser Stimme an — „Vernichtet! Eine Null! Ja, wenn mich einer mit dem Minusstrich bezeichnen will, ich habe nichts dawider. Streicht in Gottes Namen! Ich muß es dulden. Ich bin ja weniger als ein Mensch: ich bin ein Thier, ein Esel! Streicht!"

„Verehrter Herr" — hier stand er auf und stellte sich mit gefalteten Händen dicht vor Georg — „haben Sie die Barmherzigkeit und geben Sie mir Nasenstüber. Honny soit qui mal y pense! Ich habs verdient, und vielleicht läßt das Schicksal durch diese Bußung sich versöhnen. Denn ach! was werde ich meinem hohen Freunde und Gönner, dem Baron,

nun morgen sagen? Ich muß ihn belügen! Und wird er mir glauben? Was wird er von mir denken?"

Er lief an den Tisch, schenkte sein Glas voll und stürzte es hastig aus. — „Verwünscht," rief er, „sey alle Gutmüthigkeit und Gefälligkeit auf der Welt. Gutmüthigkeit ist der Packesel, der aller Welt Schätze zuträgt, und nichts davon hat als Disteln und Prügel. Gutmüthigkeit, glauben Sie mir, ist das wahre Laster, das seinen eignen Herrn schlägt. Sehen Sie — Ihnen will ich mich anvertrauen; Sie werden mir rathen, Sie werden mir helfen, denn ich sehe es Ihnen an, — dieses runde Kinn, dieser volle, weichgeformte Mund, diese mildgerundete kleine Ueberschwenglichkeit am Ende der Nase — ja, mein Theuerster, Sie sind auch einer von den gutmüthigen Narren! — Nun sehen Sie, da ist der erste Liebhaber bei meinem Schauspielverein — Sie kennen ihn — dieser junge Mensch sieht vergangnes Jahr im Bade die Gräfin Mathilde; eine unselige Leidenschaft ergreift ihn mit entsetzlicher Gewalt; sie läßt ihm nicht Ruhe, noch Rast, sie verzehrt ihn, ja sie wird ihn todten, wenn sie nicht befriedigt wird. Ich sehe das mit an, und von weibischem Mitleid bezwungen, getrieben von nichtswürdiger Gutmüthigkeit und Gefälligkeit, lasse ich mich bereden, ihm hierher zu folgen, und hier mit meinen grauen Haaren, oder respektive gar künen, den Kundschafter und postillon

d'amour zu ſpielen. Und wie ich nun ſo in ſtiller Nacht auf Iltisfüßen durch den Garten ſchleiche, da kommen zwei Männer in Mäntel gehüllt auf mich zu, und an der Sprache erkenne ich ſchon von weitem den Marcheſe, den ich weit entfernt glaubte. Und, Herr! dieſer Marcheſe iſt des jungen Menſchen Vater, und dieſer Marcheſe iſt der Gräfin Mathilde zum Gemal beſtimmt! In meinem tödtlichen Schreck trete ich eilig den Rückzug an; die beiden Männer folgen mir auf dem Fuße; ich finde die Thür der alten Schloßkapelle halboffen ſtehn, ohne Beſinnen werfe ich mich hinein und glaube mich ſicher. Vergebens! Auch hierher verfolgen mich die Männer, und mir bleibt nichts übrig, als mich auf jenem unglückſeligen Grabmal zu verbergen. Das übrige wiſſen Sie."

„Der Marcheſe iſt der Vater des jungen Schauſpielers?" rief Georg voll Erſtaunen. „Der Marcheſe?"

„St! ſprechen Sie nicht ſo laut," ſagte der Alte und legte den Finger auf den Mund. „Zu Ihnen nur hab' ichs geſagt. Sie werden mich nicht verrathen, mich und ihn nicht unglücklich machen. Er iſt ſein Vater. O mir grauſet vor dieſem Marcheſe! Nachdem er eine geliebte Gemalin und ſeinen jüngern Sohn auf eine ſeltſame Weiſe, und wie man erzählt, nicht ohne ſeine Schuld, verloren, hat er auch dieſen

Erstgebornen verstoßen und hängt nun sein verwaistes Herz an das unheimliche Verkehr mit geheimen Wissenschaften und Künsten; nachdem er seinen Himmel weggeworfen, hat er sich der Hölle hingegeben, und alles was ihm nahet muß mit hinab. Den alten Grafen hat er auch verlockt zu seinem dunklen Treiben, und sehen Sie, in einer Nacht da sind die beiden einst hinabgestiegen in die Schloßkapelle und haben den Stein gehoben von dem Grabe des alten Udo, dessen Bild dort eingemauert steht in der Wand, und von dem die Sage geht, daß er, in der schwarzen Kunst hoch erfahren, das Pergament, worauf er sein Geheimniß niederschrieb, mit hinabgenommen in seinen Sarg. Was nun weiter dort geschehen, das hat niemand je erfahren, aber wahnsinnig ist der alte Graf seit jener Nacht. Und jetzt, um Gotteswillen, lieber Herr, jetzt diese unglückliche Verbindung des Marchese mit der Gräfin Mathilde! Was kann daraus entstehen? Mir ist als schaute ich in einen dunkeln Abgrund. Wie man sagt, so haben in früherer Zeit, in einer Stunde schwärmerischer Begeisterung, der Graf und der Marchese sich mit einem furchtbaren Eide zugeschworen, sie wollten, ihr Bündniß zu besiegeln, auch ihre Familien mit einander verbinden, und da sich jetzt der Marchese für kinderlos achtet, will er, noch in seinem Alter von heißer Liebe zu Mathilden besiegt, selbst erfüllen was

er geſchworen. Die Gräfin Mathilde aber glaubt ſich gebunden durch den Eid ihres Vaters, und unterwirft ſich in frommer Ergebung dem Willen des Himmels. Und jetzt merken ſie wohl? — jetzt grade muß der Sohn, der verſtoßene Sohn die Braut des Vaters finden, und muß ſie lieben, und ach! wenn mich nicht alles trügt, ſo wird er wieder geliebt! Da ſehn Sie ſie, die ſchwarzen Fäden, die das Schickſal aufgelegt, damit die Zeit ein gräßliches Verbrechen daraus webe! Das Schiffchen fliegt, die Rader ſchwirren, ſchwarz reiben ſich die Fäden aneinander, immer ſchwarzer, und nun kommt der Augenblick, der den blutig rothen Einſchlag dazwiſchen wirft, und ſo das Stück vollendet. Schwarz, ſchwarz und roth, blutroth, ſo ſeh ichs vor mir liegen — ſo wird es kommen! Denn

es geht ein finſtrer Geiſt durch dieſes Haus,
und ſchleunig will das Schickſal mit ihm enden!«

Der Alte hatte über dem fremden Schickſal ganz ſich ſelbſt vergeſſen. Seine Stimme und Geberde war allmählig von der kleinlauten Mattigkeit der Erſchöpfung, immer lebendiger werdend, endlich in das höchſte tragiſche Pathos übergegangen, und Georg ſchrak jetzt beinah, von ſeltſamen Graun erfaßt, vor ihm zurück, wie er hoch aufgerichtet vor ihm ſtand, mit wilden Blicken in die ſchwarze Zukunft hinaus

ſtarrend, die ſich vor ihm aufgeſchloſſen zu haben ſchien, und ſeinen bleichen bebenden Lippen die prophetiſchen Worte entſtrömten, die Georg, durch mehr als ein zartes Band an dieſes Haus gefeſſelt, mit banger Ahnung, ja mit Entſetzen vernahm.

„Und ach! vielleicht," fuhr jener fort, „vielleicht in dieſem Augenblick ſchon geſchieht das Entſetzliche? Denn iſt er nicht hier, der junge Marcheſe? Wird er, durch mein Außenbleiben befremdet, mich nicht ſuchen, ſich ſelbſt in den Garten wagen? Wenige Schritte vielleicht trennen ihn jetzt eben nur noch von ſeinem Vater! Und wenn nun Sohn und Vater, beide mit dem bittern Groll, mit der brennenden Leidenſchaft in der Bruſt, ſich treffen! — Ach und ich kann nicht hinaus, ich bin in Banden, ich bin gefangen, ich kann nicht ſchützen, abwenden helfen! — Horch! Was war das? Hörten Sie nicht einen dumpfen Schrei?" — Er ſprang an das Fenſter. — „Nein, es iſt alles ſtill, und wie ein Leichentuch liegt die ſchwarze Nacht über dem Garten. Nur ein dumpfes Rauſchen geht durch die Lüfte. Mir iſt als hört' ich den fernen Flügelſchlag eines ungeheuern Schickſals, das ſich langſam naht. Ach, und ich, der alte Freund und treu ergebne Diener dieſes Hauſes, kann es nicht abwenden, was ich kommen ſehe. Wie? Abwenden? Ach! Abwenden ſagſt du, Elender! du, der du ſelbſt dem finſtern Fatum zur Hand gereſt,

der du ſelbſt bei Nacht wie ein Marder dich einſchleichſt in dieſes Haus, um ſeinen Frieden zu erwürgen, der du ſelbſt die verderbenſchwangere Leidenſchaft des Jünglings nährſt und pflegſt und ihr behülflich biſt, du ſelbſt Hebamme des Entſetzlichen O daß es nie Tag würde, oder daß dieſer Tag mein letzter wäre! Quand on a tout perdu, quand on, n'a plus d'espoir la vie est un opprobre, la mort est un devoir! Mit welchem Lichte wird mich dieſer Tag beleuchten? wie werd ich dem Baron erſcheinen, ihm, meinem Gönner, meinem Beſchützer, meinem Mäcen, der mich bis jetzt geachtet und werth gehalten? Mit dem Fuße wird er mich nun von ſich ſtoßen, wie ein giftiges Reptil! Ach! und der ſchöne Contrakt, den ich eben auf ſo treffliche Bedingungen mit ihm abſchließen wollte, um bei der Hochzeit des Marcheſe auf ſeinem Schloſſe zu ſpielen, er iſt dahin, in Nichts zerronnen, wie ein Sommernachtstraum, und die vollwichtigen Dukaten — mein Theuerſter, glauben Sie mir, in dem Golde liegt noch irgend ein wunderbares Geheimniß verborgen, und nah verwandt iſt es mit unſerm innerſten Weſen — und ach, dieſe herrlichen, vollwichtigen Dukaten, die ich ſchon wiederbelebend in meiner früh umgewälkten Taſche klingen horte, ach! ſie haben ſich verflüchtiget gleich Queckſilber in dem Schmelztiegel meiner gutmüthigen Nichtswürdigkeit! Das iſt das Loos des Schönen auf

der Erde! — Beschimpft, verachtet, ein Spion, ein Lump, ein Bettler sieh ich da; jede hohe Familie bedenkt sich künftig, mich in ihrem Hause zuzulassen; so hab' ich selbst mein Glück zu Tode gejagt und alle meine Hoffnung wie eine schlechte Mähre zu Schanden geritten. Ja, zu Schanden geritten! Weh mir! Ja, das that ich. O du teuflischer Hohn des Zufalls! Ja, ich thats! Denn sagen Sie, mein theurer Freund, Sie haben es gesehen, sagen Sie, saß ich nicht rittlings auf der Hoffnung, und diese verruchten Beine schlugen ihre Brust? Ha, wer über solche Dinge nicht den Verstand verliert, der hat keinen zu verlieren! — Ich will schlafen gehn. — Zu Bette! zu Bette!" — Er ergriff mit hoher, tragischer Würde die Weinflasche, steckte sie unter den linken Arm und nahm sein Licht: — „Gute Nacht, Mutter!" — sprach er mit Hamlets Worten, und so ging er mit gemessenem Cothurnschritt zur Thür hinaus nach seinem Zimmer, und ließ den Maler in höchster Verwunderung versteinert zurück.

Achtes Kapitel.

Als Georg am andern Morgen erwachte, brachte ihm der alte Bediente des Hauses einen Abschieds-

gruß von dem Schauspieldirektor, der mit Hinterlassung eines Briefes an den Baron bei Tagesanbruch bereits das Schloß verlassen hatte. Der Alte fügte noch hinzu, wie ihn Georgs Name, den er ihm abgefragt, aufs lebhafteste überrascht zu haben schien, und wie er mehrmals ausgerufen: Georg Haberland! Georg Haberland! Also dieser war es! Wie seltsam! Hätt' ich das doch eher gewußt!

„Nun, Sie werden bald Gelegenheit finden," fuhr der Alte geschwätzig fort, „ihn über die Ursach dieser Verwunderung selbst zu befragen, denn, wie ich gehört habe, kommt er mit seiner Truppe zur Vermählung unsrer jungen Gräfin auf das Schloß des Herrn Barons. Das wird ein großes Fest geben! Und wenn mich nicht alles trügt, so feiern wir dann an diesem Tage ein doppeltes. Denn Gräfin Natalie wird sich schon noch besinnen."

Georg starrte ihn an, und wiederholte kaum vernehmlich: „Gräfin Natalie!"

Ei freilich!" erwiederte jener. „Der junge Fürst, dessen Güter an das unsrige grenzen, wirbt um sie; und ob sie gleich erklärt hat, daß sie das väterliche Haus nicht verlassen würde, so lange ihre Eltern noch lebten, so zweifle ich doch gar nicht an ihrer endlichen Einwilligung, denn ihre Frau Mutter wünscht es selbst, und der Fürst ist ein gar schöner und angenehmer Herr." Und nun fing er an, die

Person und den Charakter des jungen Fürsten zu beschreiben, rechnete seine weitläuftigen Besitzungen her, und setzte die Vortheile einer solchen Verbindung auseinander; Georg aber hörte nichts mehr von alledem was er sagte, sondern saß ohne Bewegung, den Kopf auf die Hand gestützt und schaute starr auf einen Fleck vor sich hin.

Irgend ein Mährchen erzählt von Einem, der in einen großen Wald gerieth, und dort unter einem Baume einschlief. Der Wald aber war ein bezauberter, und während der junge Mensch schlummerte, kamen mancherlei seltsam gestaltete Vögel herbeigeflogen, die stahlen ihm allen Muth und alle Freude und alle Hoffnung aus der Brust heraus und trugen Je davon; ja endlich raubten sie ihm alle Sinne und am Bedachten; nur allein das Herz mußten sie ihm lassen, denn das hatte der Liebesgott mit seinem schärfsten Pfeile durchstochen, daß sie es nicht forttragen konnten; und so fühlte der Unglückliche beim Erwachen mit tausend Qualen sein ganzes Leben und Daseyn nur einzig und allein noch in dem durchbohrten, gemarterten Herzen.

Dieses Mährchens erinnerte sich jetzt Georg, als der Alte, müde, seine Worte an einen Stummen und Tauben zu verschwenden, endlich kopfschüttelnd das Zimmer verlassen hatte. Doch kam es ihm vor, als hörte er es von einer fremden Stimme sich

erzählen, und als dieſe es geendigt hatte, ſprach ſie: das iſt dein Schickſal! das biſt du ſelbſt! Und Georg nickte mit dem Kopfe und ſagte leiſe: „Ja! Allen Muth und alle Freude und alle Hoffnung!“ und ſtützte den Kopf wieder auf die Hand, und ſtarrte wieder auf den Tiſch vor ſich hin.

Doch plötzlich ſich ermannend ſprang er vom Stuhle empor, und indem er mit haſtigen Schritten auf und ab ging, ward der Entſchluß in ihm feſt, das Haus zu verlaſſen, und Natalien nicht wieder zu ſehen; er ſann nur noch auf einen ſchicklichen Vorwand, dieſen Entſchluß ungeſäumt zu vollführen.

Nichts konnte ihm daher erwünſchter kommen, als der Baron, der bald nachher mit dem Vorſchlage zu ihm ins Zimmer trat, ihn heute noch nach ſeinem Schloſſe Freileben zu begleiten.

„Ich habe einmal auf Sie und Ihre Kunſt gerechnet,“ ſprach er, „und wir haben keine Zeit zu verlieren.“

Georg ſeufzte, und nachdem jener ihn verlaſſen hatte, eilte er, ſein angefangenes Gemälde ſammt der Zeichnung einzupacken; denn der Baron hatte ihm verſprechen müſſen, es gleichfalls noch heut nach ſeinem Schloſſe zu befördern. Dann ging er hinab, um Abſchied zu nehmen von der Gräfin.

Sie war allein mit Natalien. Beide ſchienen geweint zu haben. Georg mußte ihr ſein Abenteuer

der vergangnen Nacht nochmals erzählen, und indem er in seiner Verwirrung dabei ängstlich nach Worten suchen und das kaum Geschehene wie eine längst vergangene Geschichte sich mühsam ins Gedächtniß zurückrufen mußte, fiel ihm der Unglückliche in dem Mährchen wieder ein, dem die Zaubervögel sogar alle Sinne und alle Gedanken davon getragen hatten.

Die Gräfin erzählte ihm dagegen, daß endlich diesen Morgen der Arzt aus der Stadt erschienen sey, den Zustand des Grafen nichts weniger als bedenklich gefunden habe, ja selbst aus dem Umstand, daß er seit der gewaltsamen Erschütterung dieser Nacht wieder anfange in einzelnen hellen Blicken sich der Vergangenheit bewußt zu werden, die beste Hoffnung zu seiner Wiederherstellung schöpfe.

Indem trat der Baron reisefertig ins Zimmer, begleitet von Mathilden und dem Marchese. Georg stand auf, die letztern zu begrüßen; da schritt der Marchese ernst auf ihn zu, faßte seine Hand, sah ihm lange starr in die Augen, und ließ sie dann mit einem leisen wehmüthigen Kopfschütteln wieder los. Georg aber, welchen dies in diesem Augenblick weiter gar nicht befremdete, wandte sich schnell Abschied nehmend zur Gräfin und zu Mathilden. Doch als er sich nun auch Natalien näherte, ihr Lebewohl zu sagen, überwältigte ihn der Gedanke, daß dies

ein Lebewohl auf ewig ſey: er drückte ihre Hand an ſeine hochſchlagende Bruſt, dann an ſeine heißen, zitternden Lippen, und Thränen ſtürzten aus ſeinen Augen. Natalie ſah ihn erſchrocken fragend an; doch plötzlich flog eine dunkle Glut über ihre Wangen, ſie ſchlug die Augen nieder, und mit einem ganz leiſen flüchtigen Druck, der faſt nur ein unwillkührliches Zucken ſchien, entzog ſie ihm die Hand, kehrte ſich ab, und trat ans Fenſter. Georg verbarg ſeine naſſen Augen durch eine tiefe Verbeugung, die er den Uebrigen machte, eilte hinaus, und ſich auf eins von den im Hofe bereit ſtehenden Pferden ſchwingend, jagte er davon, daß der Baron ihm kaum zu folgen vermochte.

Auf einer Anhöhe machte ihn ſein Begleiter auf die maleriſche Anſicht des Schloſſes aufmerkſam. Von einem flüchtigen Sonnenſtrahl, der eben durch den düſtern Wolkenhimmel brach, aufs hellſte beleuchtet, prangte es mit ſeinen vier Thürmen unten im dunkeln Thale. „Allen Muth, und alle Freude und alle Hoffnung!“ ſagte Georg leiſe für ſich hin, nachdem er es lange betrachtet, wandte ſein Pferd und ritt langſam den Hügel hinab, und als er einen Augenblick nachher noch einmal rückwärts ſchaute, war Schloß und Thal verſchwunden, und vor ihm, wohin der Weg führte, weithin dehnte ſich trüb und grau die unbekannte Ferne.

Neuntes Kapitel.

Auf Schloß Freileben fanden sie alles in großer Thätigkeit. Der Bau des neuen geräumigen und prächtigen Hauses, welches der Baron am Fuße des Schloßberges aufgeführt hatte, auf dem noch die stattlichen Ruinen der alten Burg prangten, war vor kurzem erst vollendet worden; die Ausschmückung der Zimmer beschäftigte noch eine Menge Menschen. Georg mußte nach dem Wunsche des Barons, der hin und her reisend nur immer auf kurze Zeit zugegen war, die Leitung dieser Arbeiten übernehmen, und legte überall um so thätiger mit Hand an, als er von dieser Beschäftigung wirksamen Beistand gegen eine Leidenschaft erwartete, die selbst aus der Entfernung nur neue Nahrung zu ziehen schien.

Dabei aber vergaß er sein angefangenes Gemälde nicht. In einem an sein Zimmer stoßenden Kabinette, zu welchem er den Schlüssel stets bei sich trug, hatte er es vor jedem fremden Blick verborgen aufgestellt, und arbeitete unausgesetzt in den frühesten Morgenstunden daran. Hier verlebte er seine schönsten Augenblicke, und das einsame Kabinet ward ihm zum stillen Heiligthum nicht allein seiner Kunst, sondern auch seiner Liebe. — Nach seinem Entwurf,

Natalien nicht wieder zu ſehen, flüchtete das verwaiſte, wunde Herz zu der geliebten Mutter; ſie allein war ſeine Vertraute, ſie allein kannte ſeine Liebe, mit ihr allein durfte er von der Geliebten ſprechen, und wenn nach dem Geräuſch des Tages, das ſie betäubte, der Abend wieder von neuem den Schmerz und die Sehnſucht weckte in ſeiner Bruſt, und er ſein Heiligthum aufſchloß und vor die zuerſt entworfene und nun vollendete Zeichnung oder vor das Gemälde trat, das ſich mit jedem Tage kräftiger aus der Leinwand heraus dem Leben entgegen hob, dann ging von den klaren milden Zügen, aus den freundlichen Augen wie von dem Sternenhimmel einer Sommernacht, Troſt und Beruhigung auf ihn herab, ja oft ſchienen ihm die ſanft geöffneten Lippen eine leiſe Hoffnung zuzulispeln, die er ſich ſelbſt kaum geſtehen mochte und doch mit Entzücken durch ſein innerſtes Weſen beben fühlte.

Trotz dieſer Hoffnung aber, die er ſelbſt kindiſch ſchalt und ſich ihr doch ſo gern überließ, und die, er wußte ſelbſt nicht wie und warum, immer lauter ward, je mehr das Bild ſeiner Vollendung zuſchritt, trotz dieſer leiſen Hoffnung hielt er dennoch männlich ſeinen Entſchluß feſt, Natalien nicht wieder zu ſehen, und widerſtand jedem Vorſchlage des Barons zu einem Beſuch bei der Gräfin, ſeiner Schweſter, unter mancherlei Vorwand. Nur ſein Gemälde wollte

er noch hier beendigen, dem Baron wollte er die Anordnungen zu dem Hochzeitfeste nur noch vollbringen helfen, dann aber am Vorabend desselben das Schloß verlassen. Das erste Ziel seiner Wanderung in die weite Welt hinaus sollte die Herrnhutherkolonie seyn, wo seine Mutter ihre letzten Tage zugebracht hatte. So waren einige Wochen vergangen, als der Baron, eines Morgens nach Hause kommend, unerwartet die Nachricht brachte, daß wegen der plötzlich nothwendig gewordnen Abreise des Marchese nach Italien die Vermählung binnen wenigen Tagen statt finden werde. Georg erblaßte.

„Sie erschrecken," sprach der Baron, „und in der That auch mir rückt das Fest ein wenig zu schnell ins Haus. Und doch, wenn ich Ihnen die Wahrheit gestehen soll, bin ich eigentlich froh darüber, daß es so schnell geschieht. Der Marchese ist ein trefflicher Mann, dem unsere Familie große Verbindlichkeiten hat; ich freue mich über die Verbindung mit ihm; ich bin überzeugt, daß er Mathilden sehr glücklich machen wird: dennoch, ich weiß nicht warum, bin ich dieser Hochzeitfeier bis jetzt nicht mit einer fröhlichen, sondern mit einer bangen Erwartung entgegen gegangen. Eine wunderliche Ahnung, über die ich eben so wenig Herr zu werden vermag, als ich sie mir erklären kann, drückte mit jedem Tage schwerer auf mich. Doch im Grunde geschieht uns das ja mit

jedem Dinge, das wir aus der dunkeln Zukunft auf uns zuschreiten sehen. Etwas Unheimliches, ja Gespenstisches hat es doch immer an sich, und ganz so, wie wir es erwarten, sieht es wenigstens niemals aus. Genug, ich bin froh, daß diese Zukunft sich so schnell in Gegenwart verkehrt, und so mit einemmale allen dunkeln Ahnungen und Träumereien die Nahrung abschneidet. Sparen Sie kein Geld, um wenigstens das Nothwendigste noch anständig zu vollenden, besonders empfehle ich Ihnen unser kleines Theater. Auch der Marchese liebt das Schauspiel, und ich habe bereits Eilboten nach unserm alten Freund Haselmeyer ausgesendet.

„Und Gräfin Nataliens Hochzeit — ?“ sagte Georg mit schwankender Stimme. Die Frage, die ihm schon so lange auf dem Herzen gelegen, hatte sich nun endlich über die Lippen gewagt, und er horchte zitternd, mit niedergeschlagnen Augen und zurückgehaltenem Athem auf die Antwort.

Der Baron sah ihn eine Weile verwundert an, dann sagte er mit einem halbunterdrückten Lächeln, das um seinen Mund zuckte: „Nein, mein Georg! Nataliens Hochzeit wird für diesmal noch nicht mitgefeiert. Sie hat sich noch gestern erst sehr bestimmt gegen jede Verbindung erklärt, die sie von ihren Eltern trennen möchte.“

Georg wendete sich ab, die Glut zu verbergen, die er auf seine Wangen steigen fühlte; und indem er, seiner Bewegung einen Vorwand leihend, nach einem auf dem Tisch liegenden Zirkel und Maaßstab griff, versicherte er den Baron, daß er mit ihm zufrieden seyn sollte, und sprang aus dem Zimmer.

An seinen Sohlen schienen plötzlich Flügel gewachsen zu seyn. Er wußte selbst kaum, wie er die Treppe hinab gekommen war, und da ihm auf dem Hausflur der dicke Zimmermeister begegnete, konnte er sich in der Freude seines Herzens nicht enthalten, ihn kräftig zu umarmen.

„Ei, ei, mein lieber Herr Haberland," sagte der alte Mann lachend, — „was steht denn heut für ein Tag im Kalender? Oder von welcher Himmelsleiter kommen Sie denn gradewegs herabgestiegen?

Georg schämte sich ein wenig vor dem Alten und recht sehr vor sich selbst, nachdem er ihn daher versichert, daß von keiner Himmels- sondern nur von einer Theaterleiter die Rede sey, und ihn gebeten hatte, gleich auf der Stelle wieder mit ihm hinaufzusteigen, sprach er vor ihm herschreitend zurnend zu sich: „Du alberner Thor, was jubilirst du denn? was für ein Heil ist dir denn widerfahren? Wenn nun auch Natalie den Fürsten nicht heirathet, ändert dies das mindeste in deinem Verhältniß zu ihr? und bleibst du drum denn minder der arme Findling?"

Allein er hatte gut reden: das unverständige Herz jubilirte dennoch fort, und der feste Entschluß, Natalien nicht wieder zu sehen, war gewaltig ins Schwanken gekommen.

Zehntes Kapitel.

Unter den mancherlei Arbeiten, die Georgen nun in diesen Tagen in Anspruch nahmen und selbst einen Theil der Nächte hindurch rastlos beschäftigten, hatte er sich selbst und alle seine übrigen Verhältnisse beinah ganz aus den Augen verloren. Fleißigen Bergleuten gleich aber, die fern vom Lichte des Tages und von den Blicken der Menschen, unbekümmert um das Treiben der Oberwelt, in dunkler Tiefe still und emsig ihr Tagewerk fördern, hatten indeß auch seine Neigungen, Wünsche, Hoffnungen und Leidenschaften tief in der Brust unbemerkt geschäftig ihre Arbeit fortgesetzt, und als er jetzt spät am Morgen des letzten Tages vor dem Hochzeitfeste erwachte, anfangs, erschrocken über den hohen Stand der Sonne, schnell aufspringen wollte, dann aber, sich besinnend, daß ja alles nach dem Wunsche des Barons bereits vollendet sey, mit einer gewissen Behaglichkeit in die Kissen zurucksank, und nun erst wieder sich einem ruhigen und klaren Bewußtseyn seiner selbst über-

ließ, da fand er fast mit einiger Verwunderung statt des alten Entschlusses, Natalien nicht wieder zu sehen, den ganz neuen, ihre Ankunft abzuwarten und erst nach der Hochzeit abzureisen, fertig ausgearbeitet und wohl begründet vor seiner Seele stehen.

„Ja," rief er nach einer Weile, „ja das will ich! Noch einmal will ich sie sehn, noch einmal diese herrliche Gestalt, diese geliebten Züge mit meinen Augen fassen, sie tief und unauslöschlich in mein Herz graben, und dann mit der köstlichen Beute, die niemand mir nehmen kann, hinaus eilen in das dürftige Leben und die Armuth einer ganzen Zukunft ernähren mit dieser reichen Erinnerung!"

Doch wie der Mensch nun einmal das rechte, eigentliche Warum seiner Handlungen vor der Welt, ja vor sich selbst zu verschweigen pflegt, so mochten auch hier wohl noch andre Ursachen des veränderten Entschlusses in seiner Seele verborgen lauschen, und die Trostaugen des mütterlichen Bildes in diesen letzt verflossenen Tagen ihm manches freundliche und hoffnungreiche Wort zugelächelt haben.

Dieses Bild selbst gehörte wenigstens gewiß unter die Hauptgründe seines Bleibens. Es war nun beinahe ganz vollendet, und durfte sich fremden Blicken zeigen. Wie konnte es dem Künstler verdacht werden, wenn er es selbst in die Welt einzuführen, wenn er selbst Zeuge des Eindrucks zu seyn wünschte, den es

auf ihm so theure Personen und besonders auf Natalien machen würde? Sein erstes Geschäft, nachdem er aufgestanden, bestand auch sogleich darin, das Gemälde nach einem hellen und geräumigen Zimmer zu schaffen, das auf der einen Seite an das seinige, auf der andern an den Schauspielsaal stieß, und es dort in dem gehörigen Lichte aufzustellen.

Er war noch nicht damit fertig, als er fernes Peitschenknallen und Wagengerassel auf dem Steindamm vor dem Schloßhofe vernahm. Das Herz fing ihm an zu klopfen; er ahnete die Ankunft der Gräfin mit ihren Töchtern und eilte nach dem Fenster. Peitschenknall und Wagengerassel kamen näher. Das Herz klopfte stärker. Jetzt polterte der Wagen dumpf dröhnend durch das gewölbte Hofthor. Georg erwartete nun den raschen Schimmelpostzug der Gräfin zu erblicken: doch siehe! da wanden sich vier schwarze, magre Bauerröslein langsam aus der dunkeln Wölbung hervor, ein hochbeladner Wagen schwankte hinterdrein, halb mit einem schwarzen, halb mit einem rothen Teppich überdeckt. Mancherlei besondere Geräthschaften, Waffen, Fahnen und Roßschweife hingen an den Seiten herab, oder ragten aufgerichtet darüber empor; vorn aber saß darauf der breitschultrige Hansnurst, angethan mit der endlich errungenen rothen Plüschweste, und schien bitterlich zu weinen. Georg begriff nun wohl, daß Freund Haselmeier

seinen Einzug hielt; doch indem ihm jetzt auch die Erinnerung an die seltsame Nacht schnell zurückkehrte, wo er jenen zuletzt gesehn, und er alles dessen gedachte, was der Alte ihm damals anvertraut und was er verkündigt, so überfiel ihn eine plötzliche Bangigkeit; fast schaudernd sah er den schwarz und roth behangenen, wunderlich bepackten Wagen langsam über den Hof dem Schloß sich nähern, er kam ihm wie ein wandelnder Katafalk vor, und die prophetischen Worte des Alten tönten in seiner Seele wieder: schwarz, schwarz, und roth, blutroth, so wird es kommen! — Er trat von dem Fenster zurück und ging unruhig auf und nieder. Er machte sich Vorwürfe darüber, daß er den Baron nicht gewarnt, und nahm sich fest vor, ihm wenigstens, wenn der Sohn des Marchese die Verwegenheit haben sollte, auch hier seine Rolle als fahrender Schauspieler fortspielen zu wollen, dann ohne Rückhalt alles zu entdecken.

In dieser Ueberlegung wurde er durch die Ankunft des Schauspieldirektors unterbrochen, der hastig ins Zimmer trat und die gefalteten Hände ihm entgegen streckend ihn anflehete, schnell mit ihm hinunter zu kommen. „Mein theuerster Freund," rief er, „kommen Sie, stehen Sie mir bei, helfen Sie mir den Unhold von dem Wagen schaffen! O Gott, es ist mein Tod! der Kerl will nicht herunter. Was soll

ich anfangen? Der Baron wünscht, daß ich schon heut Abend eine Vorstellung geben möchte, das hohe Brautpaar zu unterhalten, das bald eintreffen soll, und nun wirft grade heut der schwarze Dämon, der mich verfolgt, wirft eben heut meinen Pudel unter die Räder eines Wagens und tödtet ihn, und dieser Pudel war der Liebling meines Hanswurſts, an den er sein ganzes Herz gehangen, den er gepflegt, geliebt mit wahrhaft mütterlicher Zärtlichkeit. Ja, es ist wahr, der Unglückliche, er liebte dieses arme Thier wie einen Sohn! Und nun sitzt er auf dem Wagen, gleich der Niobe, den Leichnam in den Armen, und weint nun schon seit einer Stunde ohne Unterbrechung, daß die Steine schmelzen möchten, und weigert sich herabzusteigen, und noch viel weniger wird er spielen wollen. Ach und, zum Teufel! ich kann den Satan nicht weinen sehen, ohne mitzuweinen. O kommen Sie, stehen Sie mir bei, mein theuerster Freund, mein geliebtester Georg Haberland! O wüßten Sie, wie theuer mir dieser Name ist, und wie ich mich freue, daß ich Sie endlich gefunden, den ich so lange gesucht! Ich habe Ihnen Wichtiges mitzutheilen. Doch davon nachher. Jetzt kommen Sie, und helfen Sie mir, ich bitte!"

Mit diesen Worten faßte er Georgen unter den Arm und zog ihn mit sich fort aus dem Zimmer die Treppe hinab auf den Hof. Hier stand der große

Wagen vor der Thür; die Pferde waren abgespannt; doch oben darauf saß richtig noch der Hanswurst, die Pudelleiche auf dem Schooß, und weinte stille für sich fort. Der Baron, der eben damit beschäftigt war, die übrigen Schauspieler und ihre Sachen unter Dach und Fach bringen zu lassen, kam auch herbei. Der Schauspieldirektor trat an den Wagen, und bat den Daraufsitzenden leise, doch wie man aus seinen Geberden abnehmen konnte, sehr dringend, doch nun endlich abzusteigen, indem er ihn dabei, wie es schien, auf die Gegenwart des Barons aufmerksam machte. Hanswurst aber saß unbeweglich, ohne zu antworten, ja ohne nur die Augen aufzuschlagen, und greinte nur noch erbärmlicher.

„Aber in drei — Himmelsnamen!“ rief der Alte endlich, „mein guter Sohn, willst du denn ewig da oben sitzen bleiben?“ Hanswurst nickte mit dem Kopfe. „Nun sehen Sie, um Gotteswillen,“ schrie jener, indem er sich zu Georg wendete, „sehen Sie: der Belial nickt mit dem Kopfe! Er will ewig dort oben sitzen bleiben! — Du unvernünftiger Stock, hast du denn schon jemals nachgedacht, was ewig heißt, caudex? Und wenn du dein ganzes noch übriges Leben dort oben sitzest, so ist dies gegen die Ewigkeit grade so viel, als ob eine Laus einen Elephanten todt beißen wollte, du Tropf! Denn gegen die Ewigkeit gehalten ist es ganz das nämliche, ob du jetzt

in dieſem Augenblick abſteigſt, oder erſt in hundert Jahren. Drum ſteig herab, Kablau, mein lieber! Alles menſchliche iſt endlich. Schmerz und Freude haben ihre Gränzen. Steig herab, mein guter Junge!" — Hanswurſt ſaß wie eine Mauer. — „Ich will dir ja gern zugeben," fuhr der Alte fort, „daß Mylord es werth iſt, daß du um ihn weinſt. Es war ein herrliches Vieh! Es war eine Menſchenſeele in Thiergeſtalt! Und wie liebte er dich, wie haſt du ihn wieder geliebt! Du haſt ihn gepflegt, genährt, du haſt ihn erzogen, ja, ich weiß es wohl, du redliches Gemüth, du haſt Mutterſtelle bei ihm vertreten, denn ſeine Mutter ſtarb bald nach der Geburt — ja, du treue Seele, weine nur, ich weiß es wohl, du haſt ihn auch geliebt wie eine Mutter!" — Hier ward ſeine Stimme ſehr weich und ſchwankte bebend in tiefer Rührung. Hanswurſt ſchluchzte laut. — „Doch," hob jener nach einer kleinen Pauſe wieder an, „das Schickſal fragt nicht nach unſrer Liebe. Das Schickſal zertritt Pudelherzen wie Königsherzen, und was bleibt dem armen Menſchen anders, als ſich ihm in Demuth zu unterwerfen? Jetzt ruft uns die Pflicht, mein Sohn. Wir ſollen dieſen Abend ſpielen." — Hanswurſt ſchüttelte unwillig den Kopf. — „Wir ſollen ſpielen vor unſerm gnädigen Mäcen und ſeinen hohen Gäſten. Drum fahr wohl!" — er ergriff eine herabhangende Hinterpfote

des Pudels, — „Fahrt wohl, Mylord! Der Thränen schuldgen Zoll

Will ich euch redlich nach der Schlacht entrichten;
Jetzt aber ruft mich das Geschick. —
Kurz ist der Abschied für die lange Freundschaft.

Steig herunter, geliebte Seele, wir wollen unsern Freund begraben, komm, laß dich nicht länger bitten, goldner Sohn, steig ab!“ — Er reichte ihm die Hand hinauf, um ihm herabsteigen zu helfen. Der Baron konnte sich des lauten Lachens nicht länger erwehren. Hanswurst aber sah ihn grimmig von der Seite an, stieß die Hand des Schauspieldirektors hinweg, und rief von Schluchzen unterbrochen: „Gehts! laßt mi ungebudelt! I bleib sitze!“

Nun verwandelte sich die Rührung des Alten plötzlich in den heftigsten Zorn. Wie ein Besessener sprang er hin und her, warf seinen Hut an die Erde und trat ihn mit Füßen. „Marterholz! carnifex!“ schrie er dem Hanswurst zu — Verdammtes Folterbret, an das das Schicksal mich gebunden, willst du denn meine Seele aus allen Fugen renken?! Ungethüm! Verwunschte Mißgeburt, im Grimm der launischen Natur erschaffen mir zur Qual! Warum hab ich nicht schon längst dich erwürgt mit diesen Händen! Beelzebub!“

Der Baron winkte ſchnell einen Bedienten herbei, der eben mit einem Weinkorb in das Haus gehen wollte, und fragte ihn mit lauter Stimme, ob das Frühſtück für die eben angekommenen Gäſte ſchon bereitet ſey. Der Diener bejahte es, und meinte lächelnd, die Herren und Damen würden wohl ſchon bei der Arbeit ſeyn; er wolle eben den Wein hineintragen.

„Nun denn, mein Lieber,“ wandte ſich der Baron nach dem Wagen hinauf, „wollen Sie nicht auch daran Theil nehmen? Ich meine, Sie haben keine Zeit zu verlieren, und mein Wein wünſcht, auch bei Ihnen ſich Ehre einzulegen.“

Der Anblick der Weinflaſchen hatte, gleich den Augen der Klapperſchlange, den Hanswurſt bereits ganz unwillkührlich ein gutes Stück von ſeinem hohen Sitze nach unterwärts gezogen; die Worte des Barons führten ſeine Füße bis auf die Deichſel herab, wo er zweifelnd und unentſchloſſen ſtehen blieb. Der alte Schauſpieldirektor aber, da er ihn ſo weit ſahe, ſprang, ſeinen Vortheil wahrnehmend, plötzlich wie ein Wüthender auf ihn los, riß ihn vollends herunter, und ſchleppte ihn halb tragend, halb vor ſich hinſchiebend trotz allem Sträuben mit ungemeiner Behendigkeit raſch ins Haus. Der Baron hielt ſich die Seiten vor Lachen.

Eilftes Kapitel.

Georg war dem wunderlichen Paare in den Saal nachgefolgt, wo die ganze Gesellschaft versammelt saß; denn es lag ihm am Herzen zu wissen, ob der Sohn des Marchese mitgekommen sey. Er fand ihn nicht darunter.

Als er beruhigt und froh darüber wieder auf den Hof trat, vernahm er zum zweitenmale Peitschenknall und Wagengerassel. Und diesmal betrog ihn seine Erwartung nicht. Denn bald nachher leuchteten die Schimmel aus der dunkeln Wölbung des Hofthors hervor. Es war der Wagen der Gräfin.

Georg erschrak beinah selbst über den Aufruhr, der sich in diesem Augenblick in seinem Innern erhob. Er fühlte, wie das Blut ungestüm nach seinem Herzen schoß, gleich als wollte wetteifernd jeder Tropfen der erste seyn, der diesem die frohe Kunde überbrächte. Sein Athem stockte, seine Füße wankten. Er mußte sich an eine von den Säulen der Thürhalle lehnen, um sich zu halten. Der Baron, der neben ihm stand, sah ihn verwundert von der Seite an.

Jetzt hielt der Wagen vor der Thür. Beide eilten hinzu. Georg öffnete den Kutschenschlag und

reichte der Gräfin die Hand zum Aussteigen. Er warf einen Blick auf Natalien. Seine Augen begegneten den ihrigen, und sie senkte sie erröthend zur Erde. Sie trug den Schleier, den sie bei ihrem ersten Zusammentreffen getragen. Noch nie meinte er sie schöner gesehen zu haben. Seine Hand zitterte so heftig, daß die Gräfin ihn besorgt fragte, ob er krank sey.

Indem fuhr ein zweiter Wagen vor. Der Marchese, in Uniform, sprang heraus. Ein junger Mann, gleichfalls in Uniform, folgte ihm, und während Georg die Gräfin ins Haus führte, bemerkte er zurückblickend noch, daß der junge Offizier schnell herbei eilte, Natalien aus dem Wagen half, und ihr den Arm bot.

Als die Frauen sich in ihr Zimmer zurückgezogen hatten, bat ihn der Baron, alles aufzubieten, damit die Schauspieler noch desselben Tages eine Vorstellung geben könnten, was er aus mehr als einem Grunde wünsche, besonders da sein Schwager, der alte Graf, der jetzt auf dem besten Wege zur vollkommenen Genesung sey, gleichfalls diesen Nachmittag noch eintreffen werde, und theilte ihm hierauf seine Meinung über einige Einrichtungen mit, die deßhalb zu machen seyn möchten. Allein Georg hörte kaum, was zu ihm gesprochen wurde, und gab zum Theil so verkehrte Antworten, daß der Baron ihn mit Be-

fremdung ansah und am Ende kopfschüttelnd fort ging.

Bei Tische ward es noch schlimmer. Es waren noch einige Gäste gekommen. Der junge Offizier hatte seinen Platz an Nataliens Seite erhalten, und Natalie schien sehr aufmerksam und freundlich gegen ihn. Georg fühlte sich auf der Folter; die Anstrengung, die er aufbieten mußte, um die Unterhaltung mit seiner Nachbarin wenigstens nothdürftig fortzuführen, vermehrte noch seine Pein. Er verwünschte die Schwäche seines Herzens, die seinen ersten Entschluß geändert und ihn zum Bleiben verleitet hatte; er kannte in diesem Augenblick kein anderes Begehr, als weit, weit entfernt von dieser Stelle zu sein. Und doch, als gegen das Ende der Mahlzeit der Schauspieldirektor ihn durch einen Bedienten hinaus rufen ließ, konnte er sich von seiner Qual nicht trennen und blieb wie gebannt an seinen Platz noch immer zögernd sitzen, bis eine zweite Botschaft die vorige Bitte aufs dringendste und inständigste wiederholte, worauf er sich denn endlich unwillig erhob und nach dem Vorsaal begab.

Hier empfing ihn der Alte sogleich mit Klagen über den Mangel vieler nothwendigen Erfordernisse zum heutigen Schauspiel, überreichte ihm einen großen Requisitenzettel und ersuchte ihn, schleunig zu

nach dem Theater zu kommen, wo er sich noch über Vieles mit ihm zu verständigen habe, was durchaus keinen Aufschub leide. Statt der Antwort fragte ihn Georg hastig, ob er den fremden Offizier gesehn, der heut mitgekommen, ob er ihn kenne, und ob es vielleicht der junge Fürst aus der Nachbarschaft sey? Der Alte verneinte das Letztere bestimmt, und meinte, so viel ihm bekannt, sey der Offizier ein sehr naher Anverwandter der Familie.

Mit etwas leichterm Herzen trat Georg in den Theatersaal. Er fand hier sämmtliche Schauspieler versammelt, die ihn sogleich umringten und mit neuen Bitten und Forderungen bestürmten. Jeder wünschte vor den hohen Personen, denen sie sich heut zeigen sollten, mit Anstand und wo möglich mit einigem Glanze zu erscheinen; jeder suchte seine Wunsche und seine Ansprüche vor den übrigen geltend zu machen. Einem leichten Schifflein gleich, das auf ungestümem Meere von Welle zu Welle geworfen wird, ging Georg aus einer Hand in die andere, bis der alte Schauspieldirektor sich zürnend in die Brandung warf, und ihn mit mächtigem Arm herausriß. Doch geschah dieß nur, um ihn sogleich für sich zu verwenden. Der Zimmermeister mit seinen Gehülfen mußte herbei; alles, was im Hause der Nadel mächtig war, wurde aufgeboten; Muster und Statisten wurden vorgeladen; das ganze Schloß gerieth in Bewegung.

Bei diesem Treiben behielt Georg kaum so viel Zeit, sich an des Schauspieldirektors Versprechen zu erinnern, ihm etwas Wichtiges zu entdecken, ja als er sich daran erinnerte, blieb ihm kaum so viel Athem, ihn darnach zu fragen. Doch der Alte bat um Gotteswillen, ihn jetzo zu verschonen, da seine ganze Seele, fast möchte er sagen alle seine Glieder, nur zwischen der hohen Ehre, die ihn heut Abend erwarte, und zwischen dem Bestreben, sich ihrer würdig zu zeigen, wie Perpendikel hin und wieder gingen.

Georg bat ihn dagegen wenigstens um eine Erklärung des lebhaften Antheils, den er an seinem Namen zu nehmen schiene.

„Wie!“ rief der Alte aus „ich sollte nicht Antheil nehmen an dem Namen eines der trefflichsten Menschen, den die Welt je verkannt, oder nicht gekannt hat? Glauben Sie denn, mein junger Freund, meinen alten Lorenz ganz allein geliebt zu haben? Nun, so wissen Sie denn, der alte Lorenz Haberland war mein Schwager, er war mein vielgeliebter, treuer, ja ich mag wohl sagen der einzige Freund, den ich je gehabt auf Erden!“

„Ihr Schwager?“ rief Georg voll Erstaunen. „So sind Sie derselbe Grisaldi — —? — von dem er gewiß oft gesprochen?“ fiel jener ein. — „Ja ich

bins. Seine Schweſter war meine Frau. In dieſen beiden Menſchen lebt' ich einſt, mein Freund; ja damals lebt' ich! Jetzt treibt nur noch ein verworfner Schatten meines beſſern Ichs ſein elend jämmerliches Weſen auf der Welt." Er ſprach dieſe Worte mit tiefer Rührung. Eine Thräne ſchlich ſich aus den geſenkten Augen über die Wange herab. Indem ging einer von den Schauſpielern vorüber, der ein altes Staatskleid aus der Garderobe des Barons angezogen hatte, und ſtellte ſich damit vor den Spiegel. Der Alte ſprang raſch hinzu, heftete dem Menſchen den Rock vor der Bruſt zuſammen, und gab ihm den ſeidnen Chapeaubas gehörig unter den Arm. „Laßt euch einen Stern an die Bruſt nähen!" ſagte er. „Es giebt ein Anſehn wo keins iſt. Gepudertes Haar, Locken, Haarbeutel, Schnallenſchuhe! Ich werde ein Paar weißſeidne Strümpfe herausgeben." — Er kehrte zu Georg zurück, und als ob er durch nichts unterbrochen worden wäre, fuhr er fort: „Wir hatten uns in funfzehn Jahren nicht geſehn, mein alter Lorenz und ich. Der Tod meiner Frau hatte mich hinausgetrieben in die weite Welt. Als ich nun wieder über ſeine Schwelle trat, da dachte ich: Nun, zur Hälfte lebſt du wenigſtens noch! — : ich fand meinen alten Freund auf dem Sterbebette. — Was er noch zu mir geſprochen, wie er ſich geſehnt nach Ihnen, was er endlich mir aufgetragen an Sie" — —

„Wie?!“ unterbrach ihn Georg „einen Auftrag haben Sie an mich von meinem lieben, lieben Vater Haberland? O ich bitte, sprechen Sie, ich beschwöre Sie!“

Der Alte drückte ihm die Hand und sprach: „Wo denken Sie hin? Jetzt! Hier! In diesem Wirrwarr! Nein, das Andenken unsers Freundes ist einer bessern Stunde werth. Heut Abend nach dem Schauspiel komme ich auf Ihr Zimmer. Dann sollen Sie alles wissen und erhalten.“

Mit diesen Worten entfernte er sich schnell von ihm, und Georg mußte sich um so mehr damit begnügen, da auch er bald wieder in den Strudel mit hineingezogen wurde, und jeden Augenblick benutzen mußte, um noch vor dem Schauspiel alles, was ihm oblag, zu Stande zu bringen und die an ihn gemachten Forderungen zu befriedigen.

Zwölftes Kapitel.

So war endlich der Abend und die zum Anfang des Schauspiels festgesetzte Stunde herbeigekommen. Georg ließ die Fensterladen des Theatersaales schließen, und befahl die Lichter anzuzünden. Indem es nun aber dunkel und dunkler ward, und dann wieder allmählig ein neuer künstlicher Tag um ihn aufdämmerte, schien ihm, wie bei einem Menschen, der seine Augen vor dem Licht der Außenwelt verschließt, während die fantastische bunte Welt des Traumes in seinem Innern sich entzündet, ein neues wunderbares Leben in dem Raume um ihn her rege zu werden und die Ahnung von etwas Ungewöhnlichem und Außerordentlichem leise flüsternd durch den Saal zu gehn. Alles, was er in der letzten Zeit gewünscht, gehofft und befürchtet, drängte sich jetzt vereint von neuem in seine Seele. Er betrachtete den heruntergelassenen Vorhang des Theaters, vor welchem er stand, mit einer ängstlichen Scheu; es kam ihm vor, als ob hinter dieser dünnen Scheidewand irgend ein besonderes Ereigniß verborgen lausche, bereit mit jedem Augenblick, er wußte nicht ob Heil, oder Unheil bringend, auf ihn und auf das Haus des Grafen hervorzubrechen; und als er endlich von dem Schauspieldirektor

an die Zeit erinnert wurde, ging er mit einer gewissen bangen Feierlichkeit zur Gesellschaft hinab, um den Beginn des Schauspiels zu melden, und bot der Gräfin den Arm, sie hinaufzuführen.

Alles nahm voll Erwartung Platz. Auch der alte Graf war gekommen und saß zwischen Natalien und ihrer Mutter. Neben Natalien saß Mathilde; hinter ihr aber Georg, den das Glück begünstigt wie damals beim Schauspiel im goldnen Bock. Das Orchester, welches wegen der geringen Erhöhung des Theaters nicht vor demselben, sondern zur Seite seine Stelle erhalten hatte, bestand aus einer zu dem Feste gedungenen Truppe böhmischer Musikanten, die noch von einigen Leuten des Barons unterstützt wurden. Es begann jetzt eine rauschende Symphonie, die sicher, rund und kräftig durchgeführt wurde. In Georgs Brust zogen die Töne mächtig aufregend und begeisternd ein, und trieben die Spannung seines ganzen Wesens immer höher. Jetzt flog der Vorhang auf. Georg schrack zusammen. Als er aber auf der Bühne den Hanswurst als Bedienten in einem Lehnsessel schlummernd und schnarchend sitzen sah, hatte er Lust über sich selbst zu lächeln; allein es wollte ihm damit nicht recht gelingen, und selbst die Scherze des kleinen Lustspiels, das nun zuerst gegeben wurde, erschienen ihm voll ernster Beziehung, fernem Wetterleuch-

ten ähnlich, das herannahende Gewitter verkündigend.

Der Baron war während des Spiels abgerufen worden und hinausgegangen. Als jetzt der Vorhang fiel, und er immer noch nicht wiederkehrte, meinte Georg, es könnte etwas auf dem Theater vorgefallen seyn, was seinen Beistand willkommen machte, und eilte hinauf. Der Schauspieldirektor, schon im Kostüm seiner Rolle, kam mit ausgebreiteten Armen ihm entgegen gelaufen, blieb vor ihm stehen und rief: „So ist's denn wirklich wahr? So ist denn meine Ahnung, meine Hoffnung wirklich in Erfüllung gegangen? Mein theurer Freund — wenn ich Sie noch so nennen darf — welcher Stunde gehen Sie entgegen!"

„Mein Gott!" rief Georg erschrocken. „Was wollen Sie? Was ist — —?"

„Nicht mich fragen Sie" unterbrach ihn jener — nicht jetzt fragen Sie, ich beschwöre Sie, nicht jetzt, nicht hier! Das Trauerspiel soll eben beginnen. Ich habe alle Kräfte und Gedanken vonnöthen, um meine Neuseeländer gehörig zu handhaben, und es mit Ehren durchzuführen. Ich bin ein verlorner Mann, wenn es verunglückt. Ich bitte Sie um Gotteswillen, gehn Sie, gehn Sie, suchen Sie den Baron auf! der Baron weiß alles, der Baron hat die Papiere, die Sie betreffen." — —

„Welche Papiere?“ rief Georg. „Reden Sie! ich gehe nicht von der Stelle, bis ich weiß!“ — —

Der Alte rang die Hände. „O du Vater und Herr! Schreien Sie nicht so! Die Papiere mein' ich, die der alte Lorenz Haberland mir für Sie anvertraut. Als ich meinen Koffer öffne, um aus seinem untersten Grunde ein Paar weißseidne Strümpfe für meinen Minister herauszulangen, fällt das versiegelte Päckchen mir in die Hände. Die Siegel haben sich gelöst. Ich erschrecke; doch werf' ich einen Blick hinein, einen einzigen, und siehe! da steht es, was ich schon bei Ihrem ersten Anblick dunkel ahnte, was ich Ihnen prophezeihte, da steht es auf der ersten Seite! Meine Hände beben. Ich mag nichts weiter lesen. Keinen Augenblick länger mag ich das verhängnißvolle Papier bewahren. Ich lasse den Baron rufen und ihm vertrau' ichs an. Gehn Sie, eilen Sie, suchen Sie den Baron auf, er hat es mitgenommen, er sucht Sie vielleicht — o Himmel, da fängt die Musik schon an! — gehn Sie! von ihm erfahren Sie alles!“

Georg eilte wieder hinab in den Saal. Der Baron war noch nicht da. Die Gräfin winkte ihn an ihre Seite, fragte gleichfalls nach ihrem Bruder, und theilte ihm mit Freudenthränen in den Augen den glücklichen Erfolg der Probe mit, welche der Arzt mit ihrem Gemal vorgeschlagen. Der alte Graf hatte

dem Schauspiel mit groſser Aufmerksamkeit und Theilnahme zugesehen und sich darüber auf das verständigste geäuſsert. Er wandte sich jetzt zu Georg und reichte ihm freundlich die Hand herüber. Indem wurde der Vorhang aufgezogen; das Trauerspiel begann. Die Gräfin wünschte, daſs Georg selbst Zeuge des Eindrucks seyn sollte, den es auf ihren Gemahl machen würde. Doch Georg war viel zu sehr von den Worten des alten Schauspieldirektors aufgeregt, sein Verlangen, den Inhalt der ihn betreffenden Papiere zu erfahren, war viel zu heftig, als daſs er ein ruhiger Zuschauer und Beobachter hätte seyn können. Gleich nach den ersten Scenen daher, und nachdem er den ersten Auftritt des Hauptheldens des Stücks, eines jungen Schauspielers abgewartet, den er noch nicht kannte, der aber in seiner Gestalt viel Aehnlichkeit mit dem Sohn des Marchese hatte, theilte er der Gräfin seine Absicht mit, den Baron aufzusuchen, und verlieſs eilig den Saal. Allein vergebens durchflog er das ganze Haus, vergebens durchsuchte er selbst den Garten: er war nirgends zu finden, niemand hatte ihn gesehn. Athemlos vor beklommener Erwartung, fast verzweifelnd vor Ungeduld trat er wieder in den Schauspielsaal; eben so vergeblich irrten auch hier wieder seine ängstlich suchenden Blicke hin und her. Doch in diesem Augenblick fesselte sie ein besonderes Ereigniſs, und seine ganze Aufmerk-

samkeit wurde wider Willen nach dem Theater gezogen.

Der zweite Akt des Trauerspiels hatte bereits begonnen. Die Zuschauer schienen davon lebhaft ergriffen zu seyn. Alles schaute gespannt in größter Stille nach der Bühne hinauf, und der eben abgehenden Schauspielerin folgte manche Thräne aus schönen Augen nach. Da erhob sich auf einmal ein besonderes Geräusch hinter den Coulissen. Georg glaubte einen heftigen, doch leise geführten Wortwechsel und dazwischen die ängstliche Stimme des alten Schauspieldirektors zu unterscheiden. Die Bühne blieb ganz leer. Endlich trat hastig der Schauspieler ein, der die Hauptrolle gab, blieb einen Augenblick stehn, gleich als ob er die heftige Bewegung, in der er sich befand, gewaltsam niederdrücken und sich sammeln wollte, und schritt dann rasch bis ins Proscenium, von wo seine Blicke, wie etwas suchend, wild durch den Saal schweiften. Georg folgte mit mißtrauischen Augen allen seinen Bewegungen, die ihm, er wußte selbst nicht warum, etwas Unheimliches zu verrathen schienen. Doch wie ward ihm, als jener aus der gepreßten, athemlosen Brust jetzt die ersten Worte hauchte! Es war nicht die Stimme des jungen Schauspielers, den er vorhin gesehn, obgleich Gestalt und Kleidung ganz dieselbe! Als er ihn jetzt noch scharfer ins Auge faßte, bemerkte er auch deutlich die

Verschiedenheit der Gesichtszüge. Eine entsetzliche Vermuthung hatte kaum Zeit, in seiner Seele zum Bewußtsein zu kommen, als die nächsten Worte des Schauspielers, mit lauterer, ruhigerer Stimme gesprochen, sie schon zur vollen Gewißheit erhoben. Es blieb kein Zweifel: der Mensch dort oben auf den Bretern war der Sohn des Marchese! Eine kalte Hand faßte an Georgs Herz. Sein erster Gedanke war Natalie und ihre Schwester. Er sah hin. Beide schienen etwas zu ahnen. Mathilde hatte sich entfärbt und starrte erschrocken nach der Erscheinung auf der Bühne. Natalie schaute rasch nach allen Seiten umher; dann blieb ihr Blick ängstlich fragend auf Georgen haften und schien ihn zur Hülfe aufzufordern. Auch der Marchese war sichtlich von der bekannten Stimme getroffen, und immer steigende Unruhe zeigte sich auf seinem Gesicht. Doch was sollte Georg nun beginnen? Der Baron, der hier allein rathen konnte, war nicht zu finden, und irgend etwas ohne seinen Willen zu unternehmen, hielt Georg für um so bedenklicher, da bei der Verwegenheit des jungen Menschen, die ihn selbst hierher unter die Augen des Vaters führte, das Dazwischentreten eines Fremden leicht eine gewaltsame Entwickelung des Spiels veranlassen konnte, die sonst aller Wahrscheinlichkeit nach gar nicht in dem Plane des kecken Spielers lag.

Während er nun so zweifelnd und fürchtend, in

banger Ungewißheit und angstvoller Erwartung schwankend stand, führte jener auf der Bühne seine Rolle weiter. Alles, was unglückliche Liebe und Verzweiflung Rührendes und Erschütterndes hat, schien sich aus den geheimsten Tiefen einer gequälten Brust gewaltsam ans Licht zu ringen. Einem mächtigen Strome gleich, der aus geöffneten Schleußen rauscht, drangen seine Worte an das Herz des Hörers und rissen es mit sich fort in das empörte Meer der Leidenschaft. Es war hier von keinem Spiel, von keiner Täuschung mehr die Rede; es war die Wahrheit selbst, die mit gebarnischter Hand an jeden Busen schlug, und das Leben an seinen innersten Wurzeln faßte. Die gewaltigste Wirkung zeigte sich unten im Saal. Kein Auge blieb trocken. Mathilde hatte krampfhaft den Arm ihrer Schwester ergriffen, und lehnte sich halb ohnmächtig an ihre Schulter. Auch Georg fühlte sich tief erschüttert und mit fortgerissen in den Strom. Was jener dort oben so mächtig aussprach, er hatte es ja selbst empfunden, ach! er empfand es bebend ja in diesem Augenblick noch! — Und immer fesselloser regte sich auf der Bühne der Sturm der Leidenschaft. Bald schien die Rede nicht mehr hinreichend, ihn zu fassen und zu gestalten. Nur abgerissene Worte drängten sich noch aus der ringenden Brust des Unglücklichen. Jetzt trat er schweigend vor bis an den Rand des Theaters. Seine Blicke, bald erlöschend

bald wieder auflodernd in wilder Glut, hefteten sich auf Mathilden. In seiner Seele schien ein furchtbarer Kampf zu toben. Er zitterte und wankte. Seine Knie bebten. Dann wieder spannten sich alle Muskeln krampfhaft an. Doch jetzt siegte die Leidenschaft: er sank in die Knie; er riß eine Maske ab, die einen Theil seines Gesichts bedeckte, Thränen brachen aus seinen Augen; er streckte die zitternden Arme nach Mathilden aus; dann aber plötzlich mit einem schmerzlichen Schrei faßte er sich empor, sprang von dem Theater hinab und warf sich zu Mathildens Füßen hin. „Hier laßt mich sterben!“ rief er erschöpft. „Nur ihres Kleides Saum laßt mich berühren! Nur einmal laßt mich ihr sagen, daß ich sie liebe! Dann will ich sterben! Ach, ich will's so gern! Ich muß ja sterben! Marchese, tödtet euern Sohn! Ihr übt Barmherzigkeit. Was soll das Leben ihm, daß ihr verstoßen und verflucht? ach! das ihr um seinen schönsten Preis betrogen?“

Der Marchese hatte, zum Steinbild erstarrt, bleich und regungslos gesessen; jetzt zog eine dunkle Röthe auf sein Gesicht; er erhob sich, und mit bebenden Lippen rief er: „Elender Comödiant! Verächtlicher Bube! — „ — Da sprang rasch der Sohn empor, seine Hand faßte nach dem Degen an seiner Seite; doch auf halbem Wege sank sie zurück, und mit halb erstickter Stimme, die zornglühenden Blicke fest auf

den Vater gerichtet, sprach er: „Wenn ich es wäre, wer trüg' die Schuld?"

Der Marchese, mit Anstrengung seinen Grimm zurückhaltend, trat auf ihn zu und faßte seinen Arm: „Was wir miteinander zu sprechen haben, leidet keine Zeugen. Folgt mir!"

„Wohl!" erwiederte jener, — „ich scheue mich nicht Rechenschaft zu geben von meinem Thun!" — Er beugte sich über die Hand Mathildens, die ohnmächtig in Nataliens Armen lag, drückte sie an seine Lippen und folgte seinem Vater schnell nach der nahen Thür des Seitenzimmers. Der Marchese stieß die Thür auf, und beide verschwanden.

Jetzt erst erhielt Georg Besinnung und Bewegung wieder, die ihm das Entsetzen geraubt hatte. Der Sohn des Marchese war richtig, wie er es früher vermuthet, sein Retter in Rom. Er hatte ihn erkannt. Ohne den allgemeinen Aufstand weiter zu beachten, der sich nun erhob, ohne auf den alten Schauspieldirektor zu hören, der händeringend auf dem Theater stand, und, ihn erblickend, seinen Namen rief, flog er jetzt nach dem Seitenzimmer. Die Thür war von innen verriegelt. Doch Georg, sich schnell besinnend, daß dieses Gemach auf der andern Seite an das seinige stieß, — es war dasselbe, wo er sein Bild aufgestellt hatte — eilte aus dem Saal, durch den Corridor nach seinem Zimmer.

Hier fand er den Baron, Papiere vor sich ausgebreitet, am Tische sitzend und emsig lesend. „Mein Georg!“ rief dieser, „mein theurer Georg!“ und kam ihm mit ausgebreiteten Armen entgegen. Doch jetzt wurde im Nebenzimmer die wüthende Stimme des Marchese laut, der seinem Sohn zuschrie: Zieh, Elender, vertheidige dich! — „Um Gotteswillen!“ rief Georg, — „helfen Sie, retten Sie!“ und stürzte nach der Seitenthür. Er riß sie auf und wich erstarrend zurück vor dem entsetzlichen Anblick.

Der Marchese hatte den Degen gezogen und drang wuthschnaubend und laute Schmähungen ausstoßend auf seinen Sohn ein, und eben jetzt riß auch dieser endlich, auf das Aeußerste getrieben, wüthend seinen Degen aus der Scheide, und der gräßliche Kampf zwischen Vater und Sohn entbrannte. Doch der gute Engel dieser Stunde stand ja sichtbar über ihnen, und zwang die aus der Hölle aufzüngelnde Flamme wieder in den Abgrund zurück!

Der Luftzug, durch das schnelle Aufreißen der Thür entstanden, hatte den Vorhang ergriffen, womit Georg das Bild seiner Mutter verhüllt; er glitt herab und fiel mit einigem Geräusch zur Erde. Ein flüchtiger Blick des jungen Marchese, der dem Bilde grade gegenüberstand, traf darauf. Wie von einem Blitzstrahl berührt, bebte er zurück; schnell wich auf seinem Gesicht der Zorn dem freu-

digen Staunen. „Meine Mutter!“ rief er, und streckte die Arme nach dem Bilde und eilte darauf zu, und wieder rief er: „meine Mutter!“ — Der Marchese hatte sich betroffen gewendet, und da er das Bild erblickte, bebte auch er zurück, und Staunen und Ueberraschung nahmen ihm die Sprache. Doch endlich stürzte er mit dem lauten Rufe: Rosamunda! gleichfalls nach dem Bilde hin und hob in heftiger Bewegung die Arme zu ihm empor, und wie mit einem Schrei des Schmerzens rief er: Rosamunda! Und Rosamunda schaute wehmüthig lächelnd herab auf Vater und Sohn. Der junge Marchese aber verstand das wehmüthige Lächeln, und schleuderte plötzlich den Degen weit von sich weg, und stürzte hin zu des Vaters Füßen, und umschlang seine Knie, und weinte laut. „Mein Sohn! mein Sohn!“ sagte der Vater leise mit hervorbrechenden Thränen, — „Rosamunda! du giebst mir meinen Sohn wieder!“ — Und er neigte sich hinab, und wollte ihn aufheben, und vermochte es nicht, und schwankte zitternd. Da flog Georg, voll freudiger Ahnung und noch freudigerer Ahnung tief bewegt, herbei und fing den Vater in seinen Armen auf, und legte das Haupt an des Vaters Brust. Und auch der Baron trat jetzt hinzu und rief: „Du glücklicher Vater! Ja, wie konnt' ich es dir verschweigen! Auch dieser, dieser ist dein Sohn!“

Staunend, ja fast erschrocken starrte ihn der Marchese an. Doch jener hielt ihm schnell die Papiere hin, die er in der Hand trug, und sprach: „Kennen Sie Rosamundens Hand? Dies enthält ihr Vermächtniß an ihren Sohn Georg, und dieser ist es. Zweifeln Sie nicht, glücklicher Vater, es ist Ihr Sohn!“ Georg sank neben seinen Bruder zu den Füßen des Vaters. Der Marchese griff hastig nach den Papieren, sein Auge durchflog die ersten Zeilen; er drückte die Blätter an seine Lippen; dann hob er Augen und Hände zum Himmel und rief: „O Gott, es ist zu viel, zu viel! Ich hab es nicht verdient!“ Und neigte sich hinab zu seinen Söhnen und segnete sie; dann hob er sie empor, küßte beide auf die Stirn, umschlang sie mit seinen Armen und schloß beide an das nun nicht mehr verwaiste Herz. Durch das Fenster aber warf die Abendsonne ihre letzten, goldnen Strahlen auf das Bild, und von leichten Wolken emporgetragen, von überirdischem Glanz umflossen, stand die Mutter in seliger Wonne und Verklärung und lächelte segnend herab auf den Vater mit seinen Söhnen.

„Hier nimm,“ sprach der Marchese endlich, „nimm das theure Vermächtniß. Ich will die letzten Worte der geliebten Mutter nicht länger von dem Herzen zurückhalten, an das sie gerichtet sind. Geh' und lies. Ich will mir indeß erzählen lassen. Und wenn

dieſe Blätter," fuhr er fort, indem er Georgs Hand ergriff, — „wenn ſie dir die Schuld deines Vaters enthüllen, ſo richte nicht zu hart; denn, ſieh nur hin, ſie bat mir ja vergeben!"

Georg nahm die Papiere, und umarmte ſeinen Bruder. Ich darf nicht erſt dich lieben lernen," ſagte er zu dieſem, — „du haſt es mich ja ſchon längſt gelehrt!

Er ging nach ſeinem Zimmer. Hier entfaltete er mit zitternden Händen die Blätter und fing an zu leſen. Doch als der freundliche, liebevolle Gruß der Mutter, recht aus der innigſten Tiefe des mütterlichen Herzens quellend, gleich in den erſten Zeilen ihm entgegen trat, da überwältigte ihn die Rührung; ſeine Bruſt, von dem ſchnellen Wechſel der Ereigniſſe und Empfindungen bedrängt, erleichterte ſich in ſanften Thränen. Ach, wenn die Hand, die dieſen Gruß niederſchrieb, nun auch ſchon längſt verweſt war, dennoch das fühlte er in dieſem Augenblick, die Liebe, die ihn ſendete, ſie lebte noch, ſie umgab ihn mit ihrer Gegenwart, und vertrauend hob er ſeine Augen auf zum Himmel, wo ſie wohnte.

Er fand nun auf den erſten Blättern ſeine Herkunft feſtgeſtellt, die Herkunft und Erziehung ſeiner Mutter und ihre Verbindung mit ſeinem Vater erzählt.

Von protestantischen Eltern geboren, hatte sie in ihrem siebzehnten Jahre sich mit dem Marchese gegen den Willen ihrer Eltern vermählt, die in der Verschiedenheit der Religion ein unübersteigliches Hinderniß dieser Verbindung fanden. Sie war ihrem Gemahl nach Italien gefolgt. Im ersten Jahre ihres dortigen Aufenthalts war der älteste Sohn Fernando geboren worden; zwei Jahre später Georg, der nach ihrem Vater genannt wurde. In dieser Zwischenzeit aber schien eine unglückliche Veränderung sowohl in ihr selbst, als auch in dem Verhältniß zu ihrem Gemahl vorgegangen zu seyn. Mit großer Zartheit, um nicht den Vater bei dem Sohne anzuklagen, war hier die Ursache derselben nur leise berührt, doch errieth Georg aus dem Ganzen, daß eine neue Leidenschaft den Marchese gefesselt und ihn seiner Mutter entfremdet haben mochte. Von dem Gram darüber geweckt, hatte nun erst das Gefühl der Verlassenheit im fremden Lande sie ergriffen, nun erst fand sie von den fremden Sitten, von den fremden Religionsgebräuchen, sie allein die Protestantin, unter Katholiken, sich schmerzlich verletzt, die Weigerung ihrer Eltern vollkommen gerechtfertigt, und der Fluch derselben, mit dem sie sich beladen glaubte, drückte mit jedem Augenblick lastender ihre Seele nieder. Mit der Bewilligung ihres Gemahls trat sie endlich eine Reise nach Deutschland an, um ihre Eltern zu ver-

söhnen, und nahm ihren Sohn Georg mit, der damals erst ein Jahr alt war. Sie fand ihren Vater todt, ihre Mutter auf dem Sterbebette. Noch in den letzten Augenblicken aber vermochte diese sie zu dem feierlichen Versprechen, wenigstens den jüngstgebornen Liebling in der Religion zu erziehen, zu der sie sich selbst so eifrig bekannte, und durch welche sie allein sein Heil gesichert wähnte. Die Einwilligung des Marchese dazu war indeß auf keinen Fall vorauszusetzen; daher beschloß Rosamunde, ihr Kind der geliebtesten Freundin ihrer Jugend, der Gräfin Roseneck anzuvertrauen. Doch sollte diese selbst nichts von seiner wahren Herkunft ahnen. So geschahs, daß Georg als ein Findling auf Schloß Roseneck erzogen wurde. Der Marchese ward durch die falsche Nachricht seines Todes getäuscht. Rosamunda kehrte nach Italien zurück. Allein zu tief hatte die Spaltung zwischen beiden Gemüthern schon gerissen, als daß ihre Rückkehr nicht noch schroffere Trennung hätte herbei führen sollen. Da erhob sich endlich in ihrer Seele der Gedanke, freiwillig auch das äußere Band eines Verhältnisses zu zerreißen, das in seinem innersten Leben längst zerstört war, ihrem Gemahl die Freiheit wieder zurück zu geben, die ihn allein glücklich machen zu können schien. Lange kämpfte dieser Entschluß in der Brust der unglücklichen Mutter mit der Liebe zu ihrem ältesten Sohn, den sie ver-

laſſen ſollte; jener ſiegte endlich, da die Sehnſucht nach ihrem jüngſten an ſeine Seite trat. Den Tod im Herzen, nahm ſie ſchriftlich Abſchied von dem Marcheſe, und war wenigſtens für ihn wirklich von dieſem Augenblick an geſtorben. Sie reiſte nach Deutſchland. Unter dem Namen einer Frau von Wallenrodt lebte ſie verborgen in der Nähe des Schloſſes Roſeneck, und ſah hier heimlich und unerkannt zuweilen ihren Sohn. Indeß aber war die alte Liebe zu ihr, jetzt da er ſie wirklich verloren hatte, in dem Herzen des Marcheſe neu erſtanden; die ſchmerzlichſte Reue verfolgte ihn; er zerbrach die unwürdigen Feſſeln, die ſein beſſres Selbſt ſo lange niedergedrückt, und eilte nach Deutſchland, Roſamunden aufzuſuchen. Sie floh vor ihm nach Frankreich. Als ſie von dort endlich zurückkehrte, fand ſie den Marcheſe, der ſie nun wirklich für todt hielt, auf Schloß Roſeneck als den vertrauteſten Freund des Grafen. Die Furcht, daß ein Zufall ihr Geheimniß verrathen, daß ihr Gemahl ſeinen Sohn erkennen möchte, bewog ſie, dieſen von dort zu entführen und zu dem Maler Lorenz Haberland zu bringen, der ein Freund ihres Vaters geweſen war. Sie ſelbſt begab ſich nach einer Herrnhutherkolonie, dort ihr Leben zu beſchließen. Hier hatte ſie einige Jahre ſpäter das Glück, ihren älteſten Sohn, der mit dem Vater nach Deutſchland kam, durch Vermittelung

des alten Lorenz Haberland noch einigemal heimlich zu sehn und zu umarmen. Der Knabe hatte das Geheimniß der Mutter treu bewahrt. —

So weit war Georg gekommen, als der Baron ihn unterbrach, indem er ihn von dem Verlangen seines Vaters, ihn zu sehn, unterrichtete.

Er fand nun auch alle Uebrigen in dem Nebenzimmer um das Bild versammelt. Die Gräfin kam ihm entgegen und schloß ihn tief bewegt in ihre Arme. „Sohn meiner geliebtesten Freundin," sagte sie leise, „auch mein geliebter Sohn! Deswegen also hab' ich dich so sehr geliebt vom ersten Augenblicke an!"

Mathilde, auf den Arm ihrer Schwester gelehnt, trat jetzt herein. Der Marchese ging mit festem Schritte auf sie zu, und faßte ihre Hand. „Ich bin so reich geworden, meine Mathilde," sprach er, „daß ich daran denke, Schätze zu vergeben! Darf ich für meinen Sohn um diese theure Hand werben, die mich beglücken wollte? Dem Glücke seines Kindes kann der Vater nicht im Wege stehen. Seyn Sie der Schutzengel des armen Verstoßenen! Sie können es." — Mathilde stand zitternd, erröthend und erbleichend. Der Baron eilte hinzu und führte Mathilden und Natalien zu ihren Eltern; dann zog er Georg und seinen Bruder herbei und sprach: „Wenn ich Blicke zu deuten verstehe, so liegt hier

noch ein Glück in der Knospe, das nur euern Segen erwartet, um aufzublühen.“ Natalie verbarg die Glut ihrer Wangen an der Brust der Mutter, und lächelnd legte diese die Hand ihrer Tochter in die Hand des glücklichen Georg.

„Felicissime, beatissime, ter et amplius!“ schrie der Schauspieldirektor, der mit seinem Hanswurst im Hintergrunde gestanden hatte. Er trat jetzt schluchzend hervor und sagte: „Vergebung, höchstverehrte gnädige Versammlung, daß ich so ungebührlich schreie! Aber wenn ward je ein *solches* Bild vollendet, und wenn ward jemals einem Künstler ein *solcher* Lohn? Erlauben Sie mir, daß ich in der Freude meiner Seele wenigstens diesen Stock an mein Herz drücke!“ — Er umarmte den Hanswurst, der gleichfalls weinte. „O Animal di Sant' Antonio di Padua!“ — rief er, — „was heulst du? Freue dich, jubilire, du Schildkröte! ich will dir meine Türkenpfeife schenken!“ —

C. W. Contessa's

Schriften.

Herausgegeben

von

E. von Houwald.

Siebenter Band.

Leipzig,
bei Georg Joachim Göschen 1826.

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

Univ. Bibl.
München

Inhalt.

Wer zuletzt lacht, lacht am besten. Dramatisirtes Sprichwort. 1817. S. 1

Der Liebhaber nach dem Tode. Oper in drei Aufzügen. 1817. . . — 29

Die Schatzgräber. Eine Erzählung. 1819. . . . . — 137

Wer zuletzt lacht, lacht am beſten.

Dramatiſirtes Sprichwort.

1817.

Personen.

Ailian, ein Schulmeister.
Schwengel, ein Schuhmacher.
Rose, dessen Frau.

Die Scene ist das Zimmer des Schuhmachers.

Erſte Scene.

Schwengel. Roſe.

(Schwengel ſitzt auf ſeinem Stuhle ohne zu arbeiten, die Hände über die Bruſt gekreuzt und ſchaut ſinnend in die Höhe. Roſe tritt ein und ſieht ihm eine Weile zu. So wie ſie anfängt zu ſprechen, greift er nach ſeiner Arbeit.)

Roſe.

Wie er da wieder ſitzt auf ſeinem faulen Schemmel,
Der Meiſter Sorgenfrei, und nach dem Himmel gafft!
Dort oben backen ſie für Faule keine Semmel;
Hier unten rühre dich, ſo wird etwas geſchafft!

Schwengel.

Ich rühr' mich ja!

Roſe.

O ja, weil ſeine Frau gekommen,

So hat er schnell zum Schein den Pfriem zur Hand genommen.
Wir kennen uns! Ja, hielt euch Männern nicht
Die Furcht vor euern Fraun ein wenig noch im Zügel,
Verstutzten wir euch nicht manchmal die stolzen Flügel,
So käm die ganze Welt bald aus dem Gleichgewicht.

Schwengel.

Ja, ja, sie wackelt schon.

Rose.

Was sollt' aus euch wohl werden,
Wenn's keine Weiber gäb' auf dieser armen Erden!
Wir sind der feste Kitt, der sie zusammen hält,
Wir sind das wahre Salz in eurer faden Welt!
(Schwengel holt eine Flasche unter dem Stuhl hervor und trinkt.)
Nun, seh' ein Mensch! da trinkt er schon am frühen Morgen!

Schwengel.

Das Salz macht durstig.

Rose.

Ach, was hat man nicht für Sorgen

Mit einem solchen Mann, in dieser schlechten Zeit!
Es sprach von schlechter Zeit zwar schon die sel'ge Mutter,
Doch lebte sie jetzt noch! — Acht Groschen gilt die Butter!
Was Butter? kaum erschwingt man sich das trockne Brod.
Doch Meister Schwengeln macht das alles keine Noth.
Der hat genug zu thun, den Weltlauf zu beschicken,
Und bessert Staaten aus, statt Nachbars Schuh zu sticken.

Schwengel.

Schweig! das verstehst du nicht. Ich sage dir, mein Schatz,
Kommt ein gewisser Mann erst an den rechten Platz,
Und bringt dann seinen großen Plan zu Stande,
Adieu dann, schlechte Zeit, im deutschen Vaterlande!
Das ist ein großer Mann, zwar jetzt verkannt und klein,
Doch bald, das glaube mir, schafft er sich Raum zu Thaten.

Roſe.

So, ſo! doch wie man ſagt — du wirſt mich nicht verrathen, —
Die Leute ſagens, und ich ſelbſt geſteh' es ein, —
Es ſoll der große Mann ein großer Narr auch ſeyn.

Schwengel,
(haſtig aufſtehend.)

Frau Meiſterin! —

Roſe,
(ihm entgegen tretend.)

Nun, was?

Schwengel
(ſetzt ſich ſchnell wieder hin.)

Ich meinte nur — von wegen —
Die Weiber ſoll'n ſich nicht in ſolche Dinge legen.
Ihr habt Verſtand, o ja, oft mehr als nöthig wär,
Allein die Politik, die bleibt euch doch zu ſchwer.

Roſe.

Du meinſt die Politik da unten aus der Flaſche;
Ja, ſchwer iſt die, denn oft wirft ſie dich ſelber um.

Schwengel.

Schweig, sag' ich —

Rose,
(auf ihn zu tretend.)

Was? du willst mich

Schwengel,
(sehr freundlich.)

Kleine Plaudertasche!
Bald, bald kommt eine Zeit, und reift mein großer
Plan —
Dann schaut mich alle Welt, du selbst mit Ehrfurcht an;
Dann heißt's: das ist er dort, das ist der große
Schwengel,
Das ist ein großer Mann, das ist — —

Rose, (hustend.)

Ein wahrer — Engel!

Schwengel,
(hastig aufstehend.)

Frau! —

Rose.

Mann! Was giebt's?

Schwengel,
(sich schnell setzend.)

Ich meinte nur — von wegen —
Die Fliegen stechen so.

Rose.

Wir kriegen heut wohl Regen.

Zweite Scene.

Vorige. Kilian.

Kilian,
(ohne die Frau zu sehn.)

He, werft den Pfriemen weg, macht einen Degen d'raus!
Schuhleder klopft nicht mehr, dem Feind klopft's Leder aus!

Sieg oder Tod! Nehmt euern alten Karabiner!
Es ſchmettern ſchon —
(Indem er plötzlich die Frau bemerkt.)
Ach Frau Gevatterin, Ihr Diener!

Roſe.

Was ſchreit und tobt er denn ſo türkiſch hier herein?

Kilian.

Ei, wohlgeſprochen! Türkiſch wird bald alles ſeyn.
Schon kommt von Oſten her, wie wilde Meereswogen,
Ein zahllos Türkenheer auf uns herangezogen. —

Roſe.

Was? Türken?

Kilian.

Türken! Ja. Ich hab's von ſichrer Hand.
In heller Flamme ſteht bereits das Ungerland,
Sie wirbelt ſchon heran, ſie faßt uns im Genicke. —

Roſe.

Hier wirbelt's, guter Freund, hier unter der Perücke!
Wenn ich ihm rathen ſoll, ſo geht er ſchnell nach Haus,

Legt ſich zu Bett und ſchläft die Türken ruhig aus.
Frau Marthe wird ſich freu'n. Adieu! Ich will nur gehn,
Und droben auf den Berg nach den Kartoffeln ſehn.
(Zu ihrem Mann.)
Komm' ich zurück, daß mir die Schuhe fertig ſind. —
Adieu, Herr Türkenbrand!

Schwengel.

Adieu, du ſüßes Kind!
(Sie geht ab.)

Dritte Scene.

Schwengel. Kilian.

Kilian.

Kind — Glaubt wohl, daß der Gott des Weines aus mir ſpricht!
Ach leider nein! ſo gut ward mir's ſchon lange nicht.

Schwengel.

Nun aber ſagt, das ſprecht ihr doch wohl nur zum Scherze,
Das von den Türken — wie?

Kilian.

Wie? nein, Gevatterherze!
Es iſt der bitt're Ernſt.

Schwengel.

Was?

Kilian.

Was? ich ſag' euch, ja!
Die Türken und Napoleon ſind da.

Schwengel.

Na — —

Kilian.

Na! — Napoleon. Es leidet keinen Zweifel:
Nicht auf der Inſel ſitzt er mehr — er iſt zum Teufel.

Schwengel.

Zum Teufel — —

Kilian.

Teufel! Ja! hört mich nur an!
Napoleon — doch halt, eh ich erzählen kann,
Mich durstet — habt ihr nicht ein Tröpfchen, mich zu letzen?
Wer spinnt und wer erzählt, muß seinen Faden netzen.

Schwengel
(reicht ihm die Flasche.)

Da — trinkt!

Kilian.

Trinkt. — Bier? Gevatter, keinen Wein?

Schwengel.

Ach nein! den schlieft Frau Rose weislich ein.

Kilian.

Ein? Ach, Frau Marthe auch. Von allen guten Lehren
Hör' ich am öftersten: Kind, selig, die entbehren!

Schwengel.

Potz! Ei! Pst! Fischchen! Wie? Ist es denn wirklich? Ja!

Vergeſſen hat ſie ihn. – Sie ließ den Schlüſſel da.
Den Schlüſſel zu dem Schrank.

Kilian.

Schrank. Iſt denn Wein im Schranke?

Schwengel.

Ach, wohl! und ſchlechter nicht.

Kilian.

Nicht! ſeliger Gedanke!
Wein, gute Seele, Wein! bringt her den Himmelsthau,
Erquickt mein dürres Feld!

Schwengel.

Gevatter, meine Frau! —
Wo denkt ihr hin? die wird uns ſchon bethauen!

Kilian.

Bethau'n. Nicht Seele, laß dir vor der Zukunft grauen!
Genieß, was Gegenwart dir dargeboten hat.
Was hinter drein geſchieht, das kommt auf's andere Blatt.

Jetzt haben wir den Wein. Beati possidentes.
Da, Gläser — nun den Wein.
(Er holt erst Gläser, dann geht er auf den Schrank zu. Schwengel hält ihn auf.)

Schwengel.

Gevatter, halt! da brennt es.

Kilian.

Es brennt, drum löschen wir.

Schwengel.

Seyd doch gescheidt! Halt ein!

Kilian.

Halt ein. Ich bin gescheidt, d'rum hol' ich uns den Wein.

Schwengel.

Ihr stehlt ja grade zu.

Kilian.

Zu. Laßt euch corrigiren,
Gevatter, jetzt ist Krieg, da nennt man's fouragiren.

Schwengel.

Na, wenn sie kommt — —

Kilian.

Kommt. Was! Sie macht sich gar nichts d'raus,
Denn trinken wir ihn nicht, trinkt ihn der Türke aus.
Stellt euch nur vor, hier lag' das türkische Lager.
Die Türken sind vor Durst und Hunger schon ganz mager,
Und brennen vor Begier, und schwören Stein und Bein,
Sie müssen heute noch dort in der Festung seyn.
Trompeter reitet hin! — Schnettredeng: soll sich ergeben! —
(Er galloppirt zum Schrank hin und bläßt auf der Hand die Trompete.)
Sie will nicht. Nun gehts los, daß Erd' und Himmel beben.
Bum, bum, puff, puff, trick, track! Die Festung hält sich gut.
In Strömen fließt das schwarze Türkenblut.
Da läßt Napoleon zum Sturme commandiren,
Er selbst ist Willens, die Freiwilligen zu führen.
Marsch! vorwärts! drauf! Hurrah! Rasch auf, den Wall hinauf.
(Er setzt einen Stuhl vor den Schrank und steigt hinauf.)

Halt ein! die Feſtung ſteckt die weiße Fahne auf.
Was? freien Abzug will die Garniſon verlangen?
Nichts! abgeſchlagen! Garniſon iſt kriegsgefangen.
Ha, ſie ergiebt ſich. Wohl! Wir werden gnädig
ſeyn.
Die Thore öffnen ſich,
(Er macht den Schrank auf.)
wir ziehen ſiegreich ein.
Die Garniſon zieht ab.
(Er bringt ein Paar Flaſchen heraus.)
Wir nehmen die Soldaten
(Er ſchenkt ein.)
Und ſenden ſie voll Huld
(Er trinkt.)
ins Innre unſrer Staaten.
Nun ſchießt Viktoria. Das war ein heißer Ritt!
(Er reicht ihm ein Glas.)

Schwengel.

Nun, wenns nicht anders iſt, ſo ſchieß' ich freilich mit.
Viktoria!
(Sie ſetzen ſich an den Tiſch und trinken.
Jetzt aber friſch erzählt, wie iſt's mit Beneparten?

Kilian.

Mit Boneparten. Wie? Nun ſeht, der muß noch warten,
Denn in der Feſtung liegt noch etwas Proviant,
Den ſend' ich auch noch mit hinein ins inn're Land.
(Indem er einen Teller heraus holt.)
Dahin, dahin ſollt ihr nun miteinander ziehn!

Schwengel.

Nun, Boneparte, nun?

Kilian, (eſſend.)

Nun, es iſt Boneparte
Beim Türken. Wäre dort nur gleichfalls meine Marthe!

Schwengel.

Wie aber? —

Kilian.

Aber Ja, wer hätte das gedacht?
Sie haben ihn geholt, zum Großſultan gemacht,
Und werden jetzo ganz Europa überſchwemmen.

Schwengel.

O weh, mein großer Plan!

Kilian.

Plan. Still! Wir Deutſche dämmen
Und hemmen dieſen Strom.' Verlaßt euch auf mein Wort,
Und euer großer Plan kommt deſto beſſer fort.
Fürs erſte ſorgen wir, uns altdeutſch zu bekleiden.

Schwengel.

Recht! Morgen laß ich mir den langen Zopf verſchneiden,
Auch das gehört in meinen großen Plan.

Kilian.

Plan! Kluge Staatsreform fängt mit der Kleidung an.
Tracht iſt mit Tugenden, ſo wie mit Laſtern trächtig,
Und alle Tapferkeit nimmt doch nur übernächtig
Und nüchtern ſich in der modernen aus.

Schwengel.

Ganz recht! Und darum fehlt auch der Reſpekt im Haus.
Trag' ich erſt langes Haar und Zwickelbart daneben,

So rührt bei mir ſich ohn' Erlaubniß keine Maus,
Und Wetter! wie ſoll denn Frau Roſe vor mir beben.

(Roſe erſcheint hinten unbemerkt in der Thür, und ſchlägt leiſe die Hände zuſammen.)

Kilian.

Mir beben. Bon! Stoßt an. Frau Roſe, ſie ſoll leben,
Die wider Willen uns ſo köſtlich heut traktirt;
Indeß ſie draußen die Kartoffelhacke führt!

Schwengel.

Vivat, die gute Frau!

(Sie ſtoßen an und lachen.)

Gevatter, ihr könnt glauben,
Ich bin ſo göttlich froh bei dieſem Saft der Trauben,
So kindlich rein vergnügt, der Himmel hängt ſo blau
Und heiter über mir — als hätt' ich keine Frau.

Kilian.

Frau? Ja, ſo iſt mir auch!

Schwengel.

Frau Roſe iſt geſtorben,

Ja, ſie iſt todt, ſie hat den Himmel ſchon erworben,
Und ihn, ſo hoff' ich, auch voraus für mich beſtellt.
Zwar hat ſie ſattſam mir das Erdenthal vergällt,
Doch leben ſoll ſie hoch — in jener beſſern Welt!

Kilian.

Frau Marthe gleichenfalls. Die Sel'gen ſollen leben!
(Sie ſtoßen an und lachen.)
Fürwahr, mir iſt ſchon ſelbſt, als fühlt' ich hoch mich ſchweben,
Hoch über Erd' und Zeit, vom Aether ſanft gewiegt —
La, la —

Schwengel.

La — la — ich bin recht himmliſch ſchon vergnügt.

Kilian.

Vergnügt. Jetzt ſingt mir eins. Laßt jetzt ein Lied erſchallen,
Mir iſt, als ſollt' ich mit Geſang zum Himmel wallen.

Schwengel.

Zum Himmel, werthes Lamm, wer weiß, giebt's dort auch Wein!
Und giebt es keinen dort, ſo mag ich dort nicht ſeyn.

(Er singt.)

Vor Alters einst zum Sterben
Die Welt danieder lag,
Rings um war Noth, Verderben,
Und Nacht den ganzen Tag;
Vom Wasser kam das Uebel,
So steht es in der Bibel,
Daß man's wohl glauben mag.

Die Menschen tranken Wasser,
Drum brach die Sündfluth ein:
So trinkt, des Wassers Hasser,
Jetzt lieber lauter Wein!
Vom Wasser kommt das Uebel,
So steht es in der Bibel.
Drum, Brüder, trinket Wein!

(Kilian singt erst mit, dann fängt er an einzuschlafen. Gegen das Ende fängt auch Schwengel an zu nicken, und ist mit dem letzten Worte des Liedes gleichfalls eingeschlummert.)

Rose

(tritt hervor — betrachtet sie eine Weile.)

Nun seh' mir einer nur die theuern Bilder an. —

Das habt ihr wahrlich mir doch nicht umſonſt gethan.
Wart, türkiſche Armee, ich will dich lehren plündern.
Frau Roſe iſt noch nicht in jener beſſern Welt.
Sie ſteht als Richter jetzt hier vor den armen Sündern.

(Sie holt Stricke herbei und bindet den Schulmeiſter auf ſeinem Stuhle feſt.)

So! dieſer wäre fertig und beſtellt!
Nun, ſüßes Eh'gemal, vergieb, daß ich geſchwinde
Mit dieſen Roſenketten dich umwinde.

(Sie bindet ihn gleichfalls feſt.)

So, meine Türken, ſo! Nun blaſen wir Allarm.
— Ach, Hülfe! rettet! Weh! Wacht auf! daß Gott erbarm!
He! rettet! Feuer! Auf!

(Sie ſchlägt auf den Tiſch. Die beiden fahren in die Höh'.)

Habt ihr denn keine Ohren?
Es brennt!

Kilian.

Wo brennt's?

Roſe.

Ach Gott, wir ſind verloren.
He, Feuer!

Schwengel.

Feuer! Wo?

Rose.

Ach, hier in unserm Haus,
Die helle Flamme schlägt ja schon zum Dach hinaus.
So helft doch!

Schwengel.

Helft! O Gott!

Kilian.

Ich kann nicht in die Höhe.
Mich hat der Schlag gerührt. O Himmel, ich vergehe —
Ich kann nicht aufstehn —

Schwengel.

Ach, gebunden sind wir ja —
He, Röschen, was ist das?

Rose.

Mein Gott, was sitzt ihr da?
So helft doch retten, schnell!

Schwengel.

Wir können uns nicht rühren!
Bind' uns doch los!

Kilian.

Bind' los!

Rose.

Könnt ihr den Rauch wohl spüren?
Riecht ihr den Rauch?

Schwengel.

O Gott, ich riech ihn, Herzens-Kind!
Mein Zuckerchen, bind' los!

Rose
(nach der Thür laufend und wieder zurückkommend.)

O Himmel, macht geschwind!
Da draußen vor der Thür steht alles schon in Flammen,
W. knüstert! Horch! das Dach bricht über uns zusammen.
Macht nur geschwind und springt zum Fenster da hinaus.

Schwengel.

Bind' uns doch los!

Kilian.

Bind' los! da kracht's, mit uns iſt's aus!

Schwengel.

Wir ſind verloren! Springt!

Kilian.

Springt!

(Sie rennen mit den angebundenen Stühlen in großer Angſt hin und her, und verſuchen vergebens zum Fenſter hinaus zu klettern.)

Schwengel.

Röschen, hab' Erbarmen!
Bind' los!

Kilian.

Erbarmen! bindet los! Erbarmen!

(Roſe läuft in der Stube hin und her, jene folgen ihr überall nach. Endlich bleibt ſie ſtehn und bricht in ein Gelächter aus. Beide ſtutzen, ſehen ſtarr ſie an.)

Roſe.

Nun, wohl bekomm' euch denn die kleine Motion!

So wie die Arbeit, so ist auch der Lohn.
O, könnt' ich doch der Nachwelt zum Ergötzen,
So wie ihr jetzt da steht, in Spiritus euch setzen!
Soll denn dieß Schauspiel ganz der Welt verloren seyn?
Die Kinder seh' ich da just in die Schule gehen,
Die kommen eben recht, die ruf' ich jetzt herein,
Das giebt ein herrlich Fest: so sollen sie euch sehen.

Kilian.

Frau Rose!

Schwengel.

Röschen! Schatz!

Kilian.

Verehrtes Engelherz!

Schwengel.

Bind' los!

Rose.

Ich bin ja todt. Frau Rose ist gestorben.
Sie hat sich längst das Himmelreich erworben.

Schwengel.

Nein, Zuckerlämmchen, ach, das war ja nur ein Scherz!

Rose.

So! Auch wohl nur zum Scherz stahlt ihr mir meinen Wein?
Seyd ihr nicht Sünder?

Beide.

Ja!

Rose.

Wollt ihr's nicht mehr thun?

Beide.

Nein!

Rose.

Nun wohl, so will ich euch für diesmal noch verzeih'n.
Nie wieder soll's euch ein, uns Weiber zu betrügen.
In solchem Streit muß selbst der Türke unterliegen.

Denn klar, ihr habt's gesehn, steht uns der Himmel bei.
Nicht allen Menschen gleich vertheilt er seine Gaben.
Das Weib muß immer Recht, der Mann stets Unrecht haben,
Und so ist in der Welt denn gute Polizey.

Der Liebhaber nach dem Tode.

Oper in drei Aufzügen.

Nach dem Galan fantasma des Calderone.

1818.

Personen.

Der Herzog.
Don Enrique.
Laura, seine Tochter.
Astolfo, sein Sohn.
Julia.
Don Carlos.
Donna Leonella, Oberhofmeisterin.
Candil, Astolfs Diener.

Erſter Aufzug.

Erſte Scene.

Mit Bäumen beſetzter Platz vor Julias Garten. Gartenmauer mit einer Thüre.

Julia, Laura, dann Aſtolfo und Candit.

Julia und Laura treten auf in Mantel und Schleier gehüllt, eine Perſon herbeiwinkend, die noch hinter der Scene.

Julia.

Sieh, er folgt uns.

Laura.

Hier am Garten
Laß uns weilen, ihn erwarten.

Julia.

Halt, er zögert — er steht stille.

Laura.

Ja, er schwankt, — er ist verlegen —
Und scheint zweifelnd zu erwägen,
Was sich hier vor ihm verhülle. —

Julia.

Ha, da kommt er!

Astolfo.

Welch Geheimniß
Mag der Schleier mir bewahren! —
Wollt ihr nun euch mit Vertrauen,
Euerm Diener offenbaren?
Denn dem Dienste edler Frauen,
Ist stets dieser Arm geweiht.

Candil

(im Hintergrunde lauschend.)

Ei, hier giebt es was zu schauen!
Ei, hier giebt's was zu berichten!
Winke, Schleier, Mäntel, Frauen —

Ein Geheimniß — Liebesgeſchichten —
Reiche Aernte, goldne Zeit!

(Julia und Laura entſchleiern ſich.)

Aſtolfo.

Julia! — Laura! — O meine theure Julia, iſt es mir nicht, als ob nach einer langen bangen Nacht mich plötzlich heitrer Tag umfinge! Seh ich euch endlich wieder!

Julia.

Ach, Aſtolfo! Vielleicht zum letztenmal! Ihr müßt fort, ihr müßt entfliehen?

Aſtolfo.

Ich, entfliehen?

Julia.

Ihr ſeyd von Verrath umgeben, und hier keinen Augenblick mehr ſicher. O ich bitte euch, wenn ihr mich liebt, ſo eilt, entflieht. Der Herzog ſtellt eurem Leben nach.

Aſtolfo.

Der Herzog?

Laura.

Der Herzog liebt Julien mit der heißesten Glut. Er sieht in dir seinen Nebenbuhler und seine ungezähmte Leidenschaft macht ihn zu Allem fähig. Doch halte ich die Gefahr noch nicht für so dringend, und Flucht ist für den Muthigen das letzte Mittel, sich vor ihr zu schützen.

Julia.

Nein, Astolfo, die Gefahr ist auf jedem eurer Schritte — vielleicht in diesem Augenblick schon sind die Mörder gedungen — nur Flucht kann euch retten! O ich beschwöre euch, entfliehet!

Astolfo.

Ich entfliehen? Von dir gehen?
Leben ohne dich zu sehen?
Nein, das wäre Leben nicht!

Julia.

Willst du meine Angst nicht sehen?
Hat mein Bitten, hat mein Flehen
Nichts, was dir zum Herzen spricht?

Laura.

Mannes Schild ist Widerstehen,

Der Gefahr entgegen gehen,
Muth der Liebe leitend Licht!

Candil.

Warte nur! die Luſt zum ſehen
Läßt der Herzog dir vergehen,
Wenn Candil ein Wörtchen ſpricht!

Aſtolfo.

Du gebieteſt: wohl! es ſey!
Bis zum Tode Lieb' und Treu'!

Julia.

Lebe wohl! Ich muß! — es ſey!
Bis zum Tode Lieb' und Treu'!

Laura.

Muth und Hoffnung, wie es ſey!
Glück iſt wahrer Liebe treu.

Candil.

Fort! iſt uns der Platz erſt frey,
Ach, dann giebt ſich's mit der Treu!

(Julia und Laura gehen durch die Gartenthür ab.)

Zweite Scene.

Astolfo. Candil.

Astolfo.

War das ein Traum, von dem ich jetzt erwache? Wie ein Blitz, der plötzlich durch die Nacht bricht, ging Julias kurze Erscheinung an mir vorüber, mit hellem Glanze mich umstrahlend, und dunkler als vorher ist's jetzt um mich. Der Herzog liebt sie! Und das erfahr' ich jetzt erst? Er läßt meinem Leben nachstellen — Julia sucht mich zu entfernen — Wie? und schien meiner Schwester nicht daran gelegen, daß ich bliebe? — He, ich ließ sie so schnell entschlüpfen! Nein, ich muß sie haben, sie sollen mir Rede stehen. (Er geht schnell nach der Gartenthür und sucht sie zu öffnen.) Verschlossen! — Vielleicht sind' ich die andere Thür noch offen.

(Er geht schnell ab; Candil schleicht hervor, und macht ein spöttisches Kompliment hinter ihm drein.)

Candil.

Gehorsamer Diener! Werde gleich folgen. —

Denn ich darf ihn nicht lange aus den Augen laſſen. Und wenn er nun auch einmal entdeckt, daß ich ihm überall nachſchleiche — pah! was folgt darauf? Höchſtens etwa eine vierſtreifige Piſtolenkarte, die ſeine Hand auf meine Backe abgiebt, oder ein klangedruckter Dialog zwiſchen meinem Rücken und dem Inſtrument, welches eigentlich die ganze Welt regiert. Kann das eine Schande ſeyn? Nein, ſage ich, für keinen Aufgeklärten! So wenig, als einen Orden zu tragen, den man nicht verdient hat. — Und weiß ich nicht meinen Mann, der mir auf jeden Streich ein goldnes Pflaſter legt? Und bietet nicht eine ſolche Liaiſon mit dem Herzoge die allergünſte Hoffnung, mich zu preußiren? Es giebt mancherlei Wege ein großer Mann zu werden, und auf dem meinigen treffe ich wahrlich gute Geſellſchaft an. Wer weiß, wer weiß, muß ſich mein ſtolzer Herr nicht noch einmal in Demuth vor mir bücken! Ha, und wenn er dann kommt und ich ſtehe ſo da —

Geſchmückt mit Ordensbändern
In ſeidenen Gewändern;

Von meinem Hute wehen
Drei Federn hoch und schwank.
So will ich vor ihm stehen,
Gestützt auf meinen Degen,
Recht unzufrieden sehen;
Dann wird er sich verlegen
Bis an die Erde bücken.
Dann will ich so mich drehen,
Ihn mit dem Blicke wägen,
Und meine Federn nicken
Bloß seinem Gruße Dank! —
O weh, o weh, da kommt er wieder!
Wie soll ich mich nun drehn?
Mir zittern alle Glieder,
Wie werd' ich ihm entgehn?

(Er hüllt sich in den Mantel und versucht davon zu schleichen. Astolfo tritt ihm entgegen.)

Astolfo.

Halt! Steh still! Wer bist du? Halt!

Candil.

Ach, es überläuft mich kalt!

Aſtolfo.

Rede! Wirſt du Antwort geben?
(Er zieht den Degen.)

Candil,
(ihm zu Füßen fallend.)

Ach, verſchont mein blaſſes Leben!
Euer Diener ja bin ich.

Aſtolfo.

Wie, du biſt's? Hier treff' ich dich?
Dieſe Angſt und dieſes Beben
Könnte leicht Verdacht mir geben.
Sprich! was willſt du? eilig ſprich!

Candil, (ſtammelnd.)

Ach, ich ſah das Abendroth,
Das mir guten Abend bot,
Und das Lied der Nachtigallen
Schien mich rufend, zu erſchallen,
Und der Grillen Zirpelei,
Schien zu ſagen: komm herbei —

Und da konnte mein empfindſames Gemüth nicht länger wiederſtehn; und ſetzte ſich den Hut auf —

oder vielmehr ich ſetzte mir den Hut auf — und nahm den Mantel um, und ging hinaus, und wie ich ſo ging, wie man denn ſo geht, wenn man einen Fuß immer vor den andern ſetzt, ſo kam ich hieher, und da kamen Sie, und da — —

Dritte Scene.

Carlos. Aſtolfo.

Carlos,
(ſchnell auftretend.)

Aſtolfo! Gott ſey Dank, daß ich dich finde.

Aſtolfo, (zu Candil.)

Entferne dich!

Candil.

Ich bin ſchon auf dem Wege.
(Ab.)

Carlos.

Ich war in großer Sorge um dich, mein Freund.

Von meinem Diener erfuhr ich, daß zwei verſchleierte Frauen dir gewinkt, daß du ihnen gefolgt, ich ahndete eine Falle, und eilte zu deinem Beiſtand; denn es iſt nur zu gewiß, Aſtolfo: man ſtellt dir nach.

Aſtolfo.

Auch du warnſt mich? Nun wohl, von dir werde ich erfahren — der Herzog ſtellt mir nach? der Herzog liebt Julien?

Carlos.

So iſt's. Du weißt, wie er lange Zeit deine Schweſter Laura mit ſeiner Liebe verfolgte, und wie geſchickt ſie ſeiner Leidenſchaft mit Ironie und Verſpottung ſeines fantaſtiſchen Weſens zu begegnen, und ihn ſo von ſich entfernt zu halten wußte; doch das hat ſich plötzlich gewendet. Seit dem letzten Maskenball bei Hofe, wo er ſich ſo lange mit Julien unterhielt, iſt er ganz von ihr gefeſſelt, und hat ſich zur Verwunderung aller Hofleute jetzt dieſes einſam gelegene Schloß zum Aufenthalt erwählt, blos weil es an Juliens Landhaus grenzt. Die ſanfte, ſchwärmeriſche Julia ſcheint, wär' es auch nur um des

Contrasts willen, einen tiefern Eindruck auf ihn gemacht zu haben, als je ein Weib vor ihr; er liebt sie mit allem Ungestüm seines wildbewegten Gemüthes, ja seine Leidenschaft ist bis zu dem Grade entflammt, daß ihm der Entschluß wohl zuzutrauen ist, dich, den er als das einzige Hinderniß ihrer Befriedigung ansieht, auf irgend eine Art aus dem Wege zu räumen.

Astolfo.

Und du auch räthst mir zu entfliehen?

Carlos.

Entfliehen? nein — —

Astolfo.

So verlangte es Julia eben jetzt. Denn sie und meine Schwester waren die Verschleierten.

Carlos.

Entfliehen? Nein, das sollst du nicht. Das hieße ja fast deine Liebe aufgeben, und eine rechte Liebe giebt ein rechter Mann ja selbst mit seinem Leben noch nicht auf. Allein auf deiner Huth fern sollst

du, dich eine Zeit lang ſcheinbar von Julien zurückziehn, und wenigſtens verſprechen ſollſt du mir, bei dem Feſt, welches der Herzog heut Julien zu Ehren giebt, nicht zu erſcheinen, und ſeine Eiferſucht nicht noch mehr zu reizen.

Aſtolfo.

Du verlangſt viel!

Carlos.

Es ſteht in meiner Hand, dich reichlich dafür zu entſchädigen.

Aſtolfo.

Wie meinſt du? —

Carlos.

Sprich, würde es dich nicht glücklich machen, ganz unbemerkt, verborgen vor fremden Blicken, ſtets Julien nahe ſeyn zu können?

Aſtolfo.

Du ſpotteſt meiner. Oder haſt du etwa den Ring des Giges für mich in Bereitſchaft, der die Leute unſichtbar macht?

Carlos.

Ich ſcherze nicht. Höre mich an. Du weißt, daß dieſes, jetzt herzogliche Schloß, noch vor funfzig Jahren der Familie meiner Mutter zugehörte. Don Diego, einer meiner Vorfahren von dieſer Seite, und Beſitzer dieſes Schloſſes, lebte in bittrer Feindſchaft mit ſeinem nächſten Nachbar, Juliens Großvater, dem Beſitzer dieſes Landhauſes, und als ſie beide einſt unvermuthet ſich bei Hofe trafen, loderte der im Stillen lang genährte Haß plötzlich in helle Flammen auf: in der Hitze des Wortwechſels ſchlug jener, des Ort's und ſeiner ſelbſt vergeſſend, Don Diego'n, in Gegenwart des ganzen Hofes, ins Geſicht. Der Herzog verbannte ihn auf mehrere Jahre aus ſeiner Nähe, wies ihm, um einen Zweikampf zu verhindern, dieſes Landhaus zu ſeinem Aufenthalte an, und ließ ihn ſtreng bewachen. Hier lebte nun Juliens Großvater lange Zeit ganz unzugänglich, blos von einigen treuen Dienern umgeben, eingeſchloſſen in ſeinem Hauſe, wie in einer belagerten Feſtung. Umſonſt waren alle Bemühungen Don Diegos, ſich Genugthuung zu verſchaffen von ſeinem Gegner, eben ſo vergeblich mehrere Verſuche, wenigſtens Rache an ihm

zu nehmen. Von dem Gefühl des erlittenen Schimpfs, von der Qual unbefriedigter Rachgier, wie von Furien umhergetrieben, faſt bis zum Wahnſinn gebracht, zieht er ſich endlich von einem abenteuerlichen Entſchluß begleitet in dieſes Schloß zurück. Von fremden Arbeitern, die aus weiter Ferne herbeigeholt und heimlich bei Nacht in das Schloß geführt werden ſind, wird unter der Leitung eines ſachkundigen Freundes von einem Pavillon des Gartens aus, ein unterirdiſcher Gang begonnen, der Don Diego grade hinüber nach dem Landhaus ſeines Feindes, und endlich zu der Rache führen ſoll, nach welcher ſeine Seele durſtet. Unermüdet, ohne Raſt wird die Arbeit fortgetrieben; keine Schwierigkeit ſchreckt zurück; Don Diego ſetzt ſein halbes Vermögen d'ran; doch als ſie endlich ihrer Vollendung nahe, als ſchon die Nacht beſtimmt iſt, wo ſich der unterirdiſche Gang wie ein Thor der Hölle, mitten in der Wohnung des Friedens Verderben bringend öffnen ſoll, da plötzlich ſtirbt Juliens Großvater; Verzweiflung und Gram über die Vernichtung dieſer letzten Hoffnung, ſtürzen wenige Tage nachher auch Don Diego in das Grab. Das Geheimniß aber blieb durch einen Eid in der

Bruſt der Mitwiſſenden gefeſſelt; niemand hat je etwas davon erfahren, bis vor wenigen Tagen ein alter Diener meines Vaters mir es auf ſeinem Sterbebette anvertraute.

Aſtolfo.

Und nun, Carlos, nun? du kennſt den Eingang? du weißt den Pavillon, der ihn verbirgt?

Carlos.

Es iſt derſelbe, den ich jetzt bewohne. Der Eingang iſt gefunden, der unterirdiſche Bau noch wohl erhalten, allem Anſchein nach nur noch geringe Arbeit nöthig, um den Ausgang ſich irgendwo mitten in Juliens Beſitzung zu öffnen, und nur an dir liegt es jetzt, ihn zu benutzen.

Aſtolfo.

O Carlos, o mein theurer Freund, wie glücklich machſt du mich! Wie ſoll ich dir danken?

Carlos.

Ich zeige dir die Gelegenheit, Aſtolfo: ich bin eigennützig. Sieh, ich liebe deine Schweſter, ich

darf hoffen, ihr nicht ganz gleichgültig zu ſeyn; kann ich auf deinen Beiſtand rechnen?

Aſtolfo.

Von ganzem Herzen! Du erfreuſt mich. Könnte mir etwas erwünſchter begegnen, als dieſe Verbindung mit dir?

Carlos.

Ich fürchte deines Vaters Bedenklichkeiten.

Aſtolfo.

Laß mich ſorgen, und vertraue meinem Stern. Du ſiehſt, das Glück will mir wohl; ja der Himmel ſelbſt ſcheint ſich für mich zu erklären und meine Liebe zu begünſtigen. Drum Muth, mein Freund, und Hoffnung! Wir werden beide glücklich ſeyn!

Beide.

Nimmer zagen!
Raſch hinan!
Muthig wagen
Ziemt dem Mann!

Aſtolfo.

Es treibt ein Schiffer
Auf wilder See;
Er blickt vertrauend
Nach Himmels-Höh' —

Carlos.

Dort winkt ihm leitend
Der Liebe Stern.
Auf! nah' iſt Morgen,
Das Land nicht fern!

Beide.

Nimmer zagen!
Dem Glück vertrau'n!
Nach Oſten ſchau'n!
Dort wird's tagen
Trotz Nacht und Grau'n!

(Beide ab Hand in Hand.)

Vierte Scene.

Don Enriques Zimmer.

Don Enrique. Laura. Hernach Carlos.

Enrique.

Was iſt das, Laura? Was ſoll ich davon denken? Sieh, ſchon wieder eine Warnung! Dieſer Brief von unbekannter Hand, ſpricht gleichfalls von der Gefahr meines Sohnes, ja er deutet mir ganz klar einen Anſchlag des Herzogs auf ſein Leben an. Wär' es möglich, Laura? Sollte ſich der Herzog ſo weit vergeſſen können? O Gott, ich zittre!

Laura.

Ich fürchte es nicht, mein Vater. Beruhigen Sie ſich. Die Leidenſchaft eines ſolchen Gemüthes iſt nichts als ein Strohfeuer, das zwar in wilder Gluth auflammend ſelbſt dem Himmel zu drohen ſcheint, im nächſten Augenblick aber ſchon erlöſchend in ſich zuſammen ſinkt, wenn man es nicht abſichtlich nährt.

(Carlos tritt ein.)

Enrique.

Ha, Don Carlos! Kommen Sie, Sie ſind der Freund meines Sohnes. Leſen Sie dieſen Brief.

Carlos,
(nachdem er geleſen.)

Er enthält nichts mehr, als was ich ſchon weiß.

Enrique.

Alſo iſt es wirklich wahr? O Gott!

Carlos.

Doch halte ich die Gefahr nicht für ſo dringend, und auf keinen Fall für lange dauernd. Aſtolfo darf ſich nur eine Zeitlang ſcheinbar von Julien zurückziehn, um der Eiferſucht des Herzogs keine Nahrung zu geben. Bei dem Feſte heut Abend wenigſtens nicht zu erſcheinen, darum habe ich ihn ſchon gebeten.

Enrique.

Ich danke Ihnen, Don Carlos, Sie haben Recht.

Ich eile ihn aufzuſuchen, und mit der Bitte des Freundes auch die Bitte des Vaters zu vereinigen.

(Er geht ab.)

Laura.

Ich wüßte wohl ein Mittel, den Herzog auf andere Gedanken zu bringen, und alle Gefahr von meinem Bruder abzuwenden.

Carlos.

Wie? Laura, Sie? O ſo nennen Sie es mir geſchwind! Was zögern Sie? Nichts iſt mir zu ſchwer für meinen Freund, und für den Bruder meiner geliebten Laura.

Laura.

O ja, Sie ſind großmüthig, Don Carlos, das weiß ich. Sie werden das Mittel gewiß billigen; beſonders da es Sie wenig, ja vielleicht wohl gar nichts koſtet.

Carlos.

Was meinen Sie?

Laura.

Ich meine, man muß den wilden Strom in das

Bett zurückleiten, das er eben verlassen hat. Es bedarf nur ein freundliches Wort, und einen Blick von mir, so kehrt der Herzog in meine Fesseln zurück, und mein Bruder ist gerettet.

Carlos.

Ha, Laura! Selbst dieser Scherz ist grausam.

Laura.

Ei, wer sagt Ihnen denn, daß ich scherze?

Carlos.

Schon der Gedanke verwundet mich im tiefsten Innern. O Laura, wenn Sie wirklich — ich ertrüg' es nicht! Des Bruders Sicherheit erkauften Sie dadurch vielleicht — allein mein Leben wär der Preis.

Laura.

Wie, Don Carlos — das soll ich Ihnen glauben?

Carlos.

Doch freilich, ja, Sie hatten Recht, das Mittel würde mich wenig, ja wohl gar nichts kosten; denn nichts gilt Ihnen ja mein Glück, mein Leben selbst!

Nichts gilt es gegen dieſen Triumph weiblicher Eitelkeit, wenn ein Wort, ein Blick von Ihnen den Herzog wieder zu Ihren Füßen zurück führete! Allein bauen Sie nicht zu viel auf die unwiderſtehliche Macht Ihrer Reize; die Rechnung könnte Ihnen diesmal dennoch fehlſchlagen. Mit ſolcher Leidenſchaft hat der Herzog noch nie geliebt.

Laura.

Hm! meinen Sie? der Herzog iſt ein Mann, Don Carlos; darauf iſt meine Rechnung gebaut; mit Ihrer Erlaubniß.

Als ich neulich mich ergangen
In des Abends kühlem Duft,
Sah ich fern auf Bergen prangen
Hoch ein Schloß in heitrer Luft.

Golden ſtrebten ſeine Zinnen
Nach des Himmels fernem Blau,
Und der mächt'gen Zeit Beginnen,
Kühn verſpottend ſtand der Bau.

Hinwärts trieb mich das Verlangen,
Glück und Frieden hofft' ich dort,

Ach, da kam der Wind gegangen,
Wehte Schloß und Glück mir fort.

Luft in Luft war es verflogen,
Und noch ſann ich mir's nicht klar,
Ob's erbaut aus Wolkenwogen,
Oder Männerliebe war!

Carlos (einfallend.)

Oder Weiberliebe war!

Weiber nur, die mit ihr ſcherzen,
Kennen wahre Liebe nicht!
Ach, die Lieb' in meinem Herzen
Bricht nur, wenn es ſelber bricht!

(Indem er ſich ihr zu Füßen wirft.)

Willſt du, Laura, willſt du's brechen,
Das ſo treu für dich nur ſchlägt?

Laura,

(lächelnd ihm die Hand reichend.)

Nun, es läßt ſich davon ſprechen,
Wenn ich's erſt mir überlegt!

Enrique,
(der indeß eingetreten iſt und jetzt hervor tritt.)

Liebſt du ſie, dann rett' uns beiden,
Ihr den Bruder, mir den Sohn,
Und ich gebe dann mit Freuden
Dir der Tochter Hand zum Lohn!

Carlos.

Ja, ich rett' ihn, rett' euch beiden,
Dir den Bruder, dir den Sohn!
Ach, mein Leben ſelbſt mit Freuden
Gäb' ich hin um ſolchen Lohn!

Laura.

Nun ſo eile, rett' uns beiden,
Mir den Bruder, ihm den Sohn,
Und mein Vater mag entſcheiden,
Was dafür dir wird zum Lohn.
(Sie gehen ab.)

Fünfte Scene.

Großer Prunksaal im Lustschloß des Herzogs zu einem Feste eingerichtet.

Candil

(schleicht herein, nimmt dann einen stolzen Gang an, je weiter er vorwärts geht.)

Immer dreist, meine Seele, dreist herein! Kopf in die Höhe, Brust heraus! Jedem keck in die Augen gesehn! Mit solchen Nachrichten in der Tasche ist man bei Herzogen und Kaisern willkommen. Und wenn du wieder hinaus gehst, dann nur um Himmels willen recht grade und aufrecht, wie ein lateinisches I! Und mit einer gewissen geheimnißvollen Würde zur Rechten und Linken: Guten Abend! Guten Abend! Dann denken sie alle: Ha, der hat die fürstliche Gnade im Rückgrad stecken, sonst könnte er nicht so aufrecht gehn! — und es ist keiner, der mir nicht auf der Stelle hundert Piaster darauf leiht. — Ha, der Herzog! —

(Muſik. Der Herzog tritt auf mit Dienerſchaft, die er entfernt, als er den Candil erblickt.)

Herzog.

Nun, Candil, was bringſt du Neues?

Candil.

Hoheit, das Neue, was ich unterthänigſt bringe, iſt immer noch das Alte. Ich meine, Sennor Aſtolfo, mein Herr, hat ſeine Abſichten auf Donna Julia noch keineswegs aufgegeben; er ſetzt ſeine Bewerbungen im Stillen fort, wie ſonſt. Es ſcheint ſogar, als ob bereits ein Verſtändniß zwiſchen beiden obwalte, wie ich heute erlauſcht; ja, ich habe von einem Beſuch munkeln hören, den er ihr dieſe Nacht in ihrem Garten abſtatten will.

Herzog.

Wie? Dieſe Nacht? in ihrem Garten?

Candil.

Hoheit in Unterthänigkeit aufzuwarten, ja! Doch wenn Hoheit die herzoglichen Glieder einer kleinen Verkleidung unterwerfen wollten —

Herzog.

Wie meinſt du?

Candil.

Donna Julias Kammermädchen iſt gewonnen, und bereit, Ew. Hoheit dieſe Nacht in den Garten einzulaſſen. Ueber das Weitere dann lege ich in Unterthänigkeit den Finger auf den Mund.

(Der Herzog ſcheint über einen Entſchluß zu brüten. Indem läßt ſich ein Marſch hören.)

Chor.

Sey uns willkommen, freundlicher Abend!
Kühlend und labend,
Wie Thau zum Schooße
Der ſchmachtenden Roſe,
Sinkſt du dem glühenden Tag an die Bruſt,
Rufſt uns zur Freude, rufſt uns zur Luſt!

(Leonella wird auf einem Armſeſſel hereingetragen und begrüßt den Herzog mit lächerlichem Ceremoniel. Dann zahlreiche Herren und Damen, Tänzer und Tänzerinnen, Enrique mit Laura, Carlos, zuletzt Julia mit weiblicher und männlicher Dienerſchaft. Der Herzog eilt auf ſie zu und führt ſie zum Seſſel. Der Tanz beginnt. Vom Herzoge aufgefordert nimmt Laura eine Guitarre und ſingt.)

1. Laura.

Wenn nach des Tags Ermatten,
In kerzenheller Nacht
Geſang und Tanz ſich gatten,
Iſt Leben neu erwacht.

Chor.

In kerzenheller Nacht
Iſt Leben neu erwacht.

2. Julia.

Doch draußen auf den Matten
In ſternenheller Nacht,
Iſt in den ſtillen Schatten
Die Sehnſucht mit erwacht.

Chor.

In ſternenheller Nacht
Iſt Sehnſucht leiſ' erwacht.

3. Leonella.

Wo Sang und Tanz ſich gatten
In goldner Hallen Pracht,

Da weicht des Lebens Schatten
Und Luſt blüht aus der Nacht.

Chor.

In goldner Hallen Pracht
Entblühet Luſt der Nacht.

4. Carlos.

Doch wo auf ſtillen Matten,
Wie in des Saales Pracht,
Sich Nacht und Sehnſucht gatten,
Keimt Liebe aus der Nacht.

Chor.

Iſt Sehnſucht erſt erwacht,
Keimt Liebe aus der Nacht.

5. Enrique.

Wenn Sang und Tanz ſich gatten
In kerzenheller Nacht,
Iſt in des Alters Schatten
Selbſt junge Luſt erwacht.

Chor.

Selbſt in des Alters Nacht
Iſt jung die Luſt erwacht.

(Während deſſen ſind Masken eingetreten, unter ihnen Aſtolfo, dem es glückt ſich Julien zu nähern, und ſich ihr zu erkennen zu geben. Der Herzog wird aufmerkſam und bemerkt Juliens Bewegung.)

Herzog.

Fremde Masken ſeh' ich ſchleichen! —
Sie erſchrickt! — Was kann das ſeyn? —
Hin und her fliegt Wink und Zeichen —
Sieh! Erröthen und Erbleichen!
Ein Geheimniß hüllt das ein!

Chor.

In kerzenheller Nacht
Iſt Luſt und Lieb' erwacht.

(Der Herzog ſucht ſich während des Chors dem verkleideten Aſtolfo zu nahen; Laura und Carlos vertreten ihm jedesmal geſchickt den Weg. Er wird ungeduldig und wie plötzlich von wüthender Leidenſchaft ergriffen, faßt er Julien.)

Julia.

Aſtolfo!

Aſtolfo,

(ſich ſelbſt vergeſſend.)

Julia! meine Julia!

(Der Herzog außer sich, zieht den Degen und rennt gegen den Ort hin, wo Astolfo stand, der indessen entschlüpft ist.)

Herzog.

Ha, Verräther! — Fort, ihm nach!
Ihn zu fassen und zu halten,
Der mit frech verwegnem Schalten,
Mir zum Hohne, mir zur Schmach,
Meines Festes Frieden brach!

Chor.

Fort von hinnen!
Welch Beginnen!
In des Festes froh Getümmel
Fällt aus wolkenlosem Himmel
Schnell zerstörend Blitzes Schlag!

(Alles eilt in Verwirrung ab.)

Leonella.

Fort von hinnen!
Welch Beginnen!
Mir das Fest so zu zerstören!
Weder Zucht noch Anstand ehren!
O por Dios, welcher Tag!

(Sie wird gleichfalls eiligst fortgetragen.)

Herzog.

Soll ich noch länger tragen,
Was nur ein Feiger trägt?
Nein! nicht mehr ſoll's ihm tagen!
Bald, Herz, bald ſollſt du ruhig ſchlagen,
Wenn ſeines nicht mehr ſchlägt!
Soll ich, Julia, dich nicht lieben?
Kann ich's? Kann ich widerſtehn?
Müſſen Sterne fortgetrieben
Nicht nach ihrer Sonne gehn?
Und ich ſoll nie mein dich nennend,
Ewig in Begier verbrennend
Einen andern glücklich ſehn?
Nein, nicht länger will ich's tragen,
Mir ſoll neue Hoffnung tagen,
Er die Sonne nicht mehr ſehn!

(Er winkt einen Diener herbei, dem er etwas aufträgt. Es werden ihm Kleider gebracht, die er über die ſeinigen zieht — Mantel — Hut — Dolch — Schwert.)

So ſchleich' ich unerkannt mich in den Garten,
Und ſtelle zur Zuſammenkunft mich ein.
So will ich dort verborgen beid' erwarten,
Und unerwartet dann der dritte ſeyn.

Sechste Scene.

Gegend vor Julias Garten mit der Mauer, wie in der ersten Scene.

Astolfo. Carlos.

Carlos.

Aber Astolfo, Astolfo, was hast du gethan? War das dein Versprechen?

Astolfo.

Ich hatte dir nichts versprochen; doch du hattest Recht —

Carlos.

Ich hatte Recht, daß ich dich warnte, daß ich darauf bestand, nur heute dieses Fest zu meiden. O mir ahnete, was geschehen würde. Nun hast du ohne Zweck des Herzogs Eifersucht zur Wuth gereizt, und jetzt ist in der That das Schlimmste zu befürchten.

Astolfo.

Konnt' ich denn anders, Carlos, konnt' ich anders?

Und hätte der Tod selbst als Schildwacht an dem Saal gestanden, worin ich sie wußte, ich wäre nicht zurückgeblieben. Heiße die Pflanze Luft und Licht zu meiden: du heißest sie sterben! Nein, mag daraus erfolgen, was es sey, ich weiche nicht aus Julions Nähe.

Carlos.

Ha, sieh, was ist das? Dort — siehst du nicht dort die dunkle Gestalt, die sich an der Gartenmauer herschleicht?

Astolfo.

Wohl, wohl! ich sehe sie. Wer kann das seyn? zu dieser Stunde? — Es ist ein Mann — ich seh' es deutlich.

Carlos.

Laß uns auf der Huth seyn! — ich fürchte —

Astolfo.

Still, still! Wir wollen ein wenig auf die Seite treten. Es kommt grade hieher.

(Der Herzog schleicht an der Gartenmauer herbei und klopft leise an die Thüre. Ein Frauenzimmer öffnet sie und läßt ihn ein.)

Siehst du wohl? — Auf leises Klopfen,
Auf das Zeichen, wohlbekannt,
Oeffnet sich geschwind die Pforte,
Aufgethan von Frauenhand,
Und hinein schlüpft ohne Worte
Still der Freund, der draußen stand!

Weh, ich bin, ich bin verrathen —
Grenzenlos bin ich betrogen!
Ach, der Thor, der seine Saaten
Sä't in wilde Meereswogen,
Wenn der Sturm gepflügt das Feld,
Er ist schlimmer kaum betrogen,
Als wer, leicht vom Schein belogen,
Auf ein Weib sein Hoffen stellt!

Dort mich auf die Mauer schwingen
Will ich — komm, mir beizustehn.
Mag sie auch den Tod mir bringen,
Die Gewißheit will ich sehn!

Carlos.

Mit der Ungewißheit ringen,
Schlimmer, als das Schlimmste sehn!

Eile dich hinaufzuschwingen! —
Ich will unten Wache stehn.
(Sie gehen ab.)

Siebente Scene.

Julias Garten.

Julia.

Noch bebt mein Herz! — Noch schwanken
Mir Sinne und Gedanken,
Und zweifelnd weiß ich kaum,
Ob's nicht ein Traum!

(Der Herzog tritt auf. Julia hält ihn für Astolfo.)

Astolfo! — Sieh, gebrochen
Hast du, was du versprochen,
Verwegen selbst dein Leben
Der Rache preisgegeben, —
Und — stirbst du denn allein?

Herzog.

Nicht Astolfo, süßes Leben,

Stellt erwartet hier sich ein.
Doch ein andrer, der mit Freuden
Thron und Krone möchte meiden,
Der bereit wär' selbst sein Leben
Deinem Willen hinzugeben,
Dürft' er der Geliebte sern!

Julia.

O Entsetzen! Welche Stimme!
Himmel! — Ach im tiefsten Leben
Fühl' ich meine Seele beben! —
Nur der Herzog kann das sern!

(Astolfo springt von der Mauer mit Geräusch in den Garten herab.)

Herzog.

Ha! Wer wagt's! — Tod dem Verwegnen!
Halt! Wer bist du? Steh und sprich!

Astolfo.

Wohl mit gleichem Recht begegnen
Hier die gleichen Fragen sich!
Halt, wer bist du? frag' ich dich.

Herzog.

Hier die Antwort! — Fahr' zur Hölle!

(Er dringt mit gezognem Degen auf ihn ein, und zwingt ihn sich zu vertheidigen. Gefecht.)

Julia.

Weh! Astolfo! — Zu Hülfe! Zu Hülfe! Trennt sie! Rettet ihn! Hülfe! herbei!

(Astolfo fällt im Gefecht. Carlos, Laura, Enrique, Candil, männliche und weibliche Dienerschaft stürzen von verschiedenen Seiten herein. Fackeln.)

Chor,

(außerhalb der Scene.)

Schwertergeklirr und Hülfegeschrei!
Eilet zu Hülfe, zur Rettung herbei!

Julia.

O Himmel! — Astolfo!

Chor

(der von verschiedenen Seiten herbei eilenden.)

Was ist geschehn?
Wir eilen, wir kommen,
Dir beizustehn!

Julia.

Es iſt geſchehn!
Zu ſpät ſeyd ihr gekommen!
(Indem ſie Enrique's Hand faßt und ihn zu Aſtolfo führt.)
Da, Vater, ſieh, was dir genommen!
Schau hin: — es iſt dein Sohn.

Enrique.

Mein Sohn!

Chor.

Weh! — Weh! — Erſchlagen!
Erſchlagen liegt ſein Sohn!

Carlos.

Wer iſt der Mörder? Wer hat ihn erſchlagen?

Enrique.

Nenne den Mörder! Wer hat ihn erſchlagen?

Chor.

Nenne den Mörder! Wer hat ihn erſchlagen?
Eile, den blutigen Namen zu ſagen,
Daß ihn ereile der blutige Lohn!

(Julia ſchweigt und verhüllt ihr Geſicht. Pauſe.)

Herzog.

So wiſſet denn: Ich hab' ihn erſchlagen! —
Wer will mit mir zu rechten wagen? —
Würden tauſend Leben
Wieder ihm gegeben,
Tauſendmal erſchlüg' ich ihn!

(Er geht ab.)

Chor.

Weh! — Weh! —
Was iſt geſchehen?
Wir beben und ſtehen
Von dunkeln Wettern
Mit Schrecken umzogen,
Es rollet der Donner,
Es rauſchen die Wogen,
Entſetzen und Grauſen
Mit Sturmes Sauſen
Kommt heulend geflogen,
Die Sterne erbeben,
Es ſchwanket der Grund!

Julia.

Astolfo! Ach, mein Leben
Hast du mit dir genommen!
Bald werd' ich nach dir kommen,
Und wieder bei dir seyn!

Chor.

Es rollet der Donner,
Es rauschen die Wogen,
Entsetzen und Grausen
Auf Sturmes Sausen
Kommt heulend geflogen, —
Hinunter gezogen
Liegt Freude und Leben
Im nächtlichen Schlund!

(Der Vorhang fällt.)

Zweiter Aufzug.

Erste Scene.

Julias Garten, wie beim Schluß des ersten Aufzugs.

Julia schwarz gekleidet mit einigen Frauen und zwei Dienern, welche Fackeln tragen.

Julia,

(sie winkt; ein Armleuchter mit brennenden Kerzen wird in die Laube gestellt.)

Hier will ich weilen
Allnächtlich einsam, und ihm ungestört
Das Opfer meiner Thränen bringen.
Hier wo er fiel, da liegt auch jede Freude
Und jedes Glück des Lebens mir begraben;
Aus diesem Boden sprossen keine Blumen;

Nur stille Trauer blüht hier unverwelklich,
Und leise Hoffnung, bald mit ihm vereint zu seyn!

(Ihr Gefolge entfernt sich in den Hintergrund. Sie setzt sich in die Laube. Pause, von Musik passend ausgefüllt.)

Was willst du, süßer Blüthenduft,
Mir von dem Frühling sagen?
Was willst du, linde Frühlingsluft,
Mich um mein Lieben fragen?
Ach, laßt mich ruhn, mein Herz ist leer,
Und nie blüht ihm ein Frühling mehr.

Mein Frühling liegt tief unten dort
In dunkler Gruft gefangen;
Mein Lieben ist weit von hier fort
Dem Himmel zu gegangen;
Das Herz ist todt, die Welt ist leer;
Ich weiß von keinem Frühling mehr.

(Sie steht schnell auf.)

D'rum nimm mich hinunter,
Auch mich nimm hinunter,
O Erde, zu dir!
Du hast ja schon Alles,

Mir alles genommen,
Den Frühling, die Liebe,
Die freundliche Sonne,
Die sonst mir gelacht.
Die Seele des Lebens,
Ach, hast du genommen!
Ich strecke vergebens,
Verlangend
Und bangend,
Verschmachtend die Arme
Hinaus in die Nacht!
Ach, hör' und erbarme
Des rufenden Kindes
Dich liebend, o Mutter,
Und nimm mich zu dir!

Zweite Scene.

Laura. Julia.

Laura.

Hier find' ich dich endlich, meine Julia! Der Fackelglanz hat mir den Weg zu dir gezeigt. Er leuchtete mir recht schauerlich entgegen durch die Nacht, und, ach Julia, die Strahlen, die zitternd durch das dunkle Laub der Bäume hin und wieder liefen, sie schienen mir ängstlich etwas Verlorenes zu suchen.

Julia,

(sich an Lauras Brust werfend.)

Verloren, Laura, ach, verloren! Sie werden es nicht wiederfinden!

Laura.

Sieh, meine Julia, ich bringe dir von ihm noch ein theures Andenken. Diese Romanze fand ich auf seinem Zimmer, und sie ist ohne Zweifel den letzten Tag vor seinem Tode entstanden, denn du siehst, die Musik ist noch nicht ganz vollendet.

(Julia nimmt das Papier aus ihrer Hand und entfaltet es.)

Sie gehört dir, denn an dich hat er dabei gedacht und an seine Liebe. Ach, seine ganze Seele war ja immer nur bei dir! — Ich will sie dir vorsingen, wenn du willst. Doch laß uns lieber hineingehn, Julia! Es ist hier so bang, so schauerlich, zu dieser Stunde, hier, grade hier an diesem Orte — —

Julia.

Nein, liebe Laura, ich bitte dich, laß uns hier bleiben. Hier nur bin ich gern, hier ist mir wohl, und wie eine Blume möcht ich fest an diesem Ort gebunden leben, und vergehn.

Laura.

Nun, wie du willst. Wir sind ja nicht allein.

(Sie setzen sich in die Laube. Lauras Diener, welcher sie begleitet hat, bringt ihr eine Guitarre.)

Hoch vom Schlosse Villaverde
Schauet Blanca nach dem Thale,
Schaut im letzten Abendstrahle
Nach dem treuen Ritter aus.
„Ach, hier sitz' ich schon vom Morgen,

Hier die langen, langen Tage,
In die Luft verhallt die Klage,
Und du bleibst noch immer aus!"

(Es lassen sich unter der Erde dumpfe Hammerschläge hören. Die Frauen und Diener, die im Hintergrunde stehen, treten horchend etwas näher.)

Chor (leise.)

Horch! Was wird da unten rege?
Klang' es nicht wie Hammerschläge
Aus der Tiefe dort heraus?

Laura,
(die nichts gehört hat, fährt fort.)

Blanca, hoch von Villaverde,
Sende nicht nach jener Seite
Deine Blicke fort ins Weite:
Nah' ist dir dein Ritter ja,
Ach, dein Bruder hält gefangen
Ihn im Kerker die zu Füßen,
Läßt ihn seine Treue büßen
Fern von dir und doch so nah!

Chor.

Immer näher scheint's zu dringen,

Immer heller wird das Klingen,
Jetzo dort und jetzo da!

Laura.

Ha, was iſt — was giebt's —
(Unterirdiſches Getös.)
Was war das?!
Julia, haſt du nichts vernommen?
Aus der Erde ſchien's zu kommen
Dumpf und hohl, bald hier, bald da!

Julia.

Still und ruhig, meine Laura,
Still und ruhig iſt es ja!
Nur ganz leiſe und beklommen
Seufzt im Laub der Abendwind.
Singe weiter! O geſchwind.

Laura,
(da es in dem Augenblick ganz ſtill bleibt, fährt ſie fort.)

Doch im Schloſſe Villaverde
Harrt um Mitternacht noch immer
Blanca bei der Lampe Schimmer
In dem einſamen Gemach.

Horch, da regt sich's in der Erde —
Ferne, dumpfe Hammerschläge, —
Immer näher — —

(Das unterirdische Getöse hat während der Strophe wieder begonnen, und ist immer lauter geworden. Laura, die schon während der letzten Verse ihre immer steigende Unruhe gezeigt hat, springt endlich voll Entsetzen auf.)

Werden hier denn Gräber rege?!
Werden denn die Todten wach?!

Chor.

Seht dort, beginnt nicht die Erde zu beben?
Ha, sie beginnt sich zu heben, zu heben —
Sie thut sich auf —
Es steigt herauf!
Schaut! — o Entsetzen! Weh uns! entfliehet!

(Die Erde öffnet sich, Astolfo, bleich, mit Erde bedeckt, steigt langsam aus der Oeffnung. Die Frauen und Diener entfliehen; auch Laura entflieht; Julia, die gleichfalls aufgesprungen war, sinkt ohnmächtig auf die Rasenbank zurück. Astolfo eilt auf Julien zu, da sich aber von neuem Fackelglanz in der Nähe zeigt, und er den Herzog kommen sieht, verbirgt er sich in einen nahen Pavillon.

Dritte Scene.

Der Herzog mit Gefolge tritt auf.

Herzog.

Hier, hier an dieser Stelle hab' ich den Fackelglanz gesehen, hier hab' ich verworrene Stimmen gehört — fast war's als hört' ich um Hülfe rufen — und als ich die Gartenthüre öffne, stürzt Laura todtenbleich an mir vorüber! — Was ist hier vorgegangen? — Wie? ist das nicht Julia dort in der Laube?

(Er winkt seinem Gefolge, sich zu entfernen.)

Julia! — meine theure Julia! —

Julia,

(sich erholend und aufrichtend.)

Wer ruft mich? — Ach, Astolfo! Kommst du, mich abzuholen? — Ach, ich folge dir — ich bebe nicht — ich folge dir ins Grab!

Nicht Astolfo?! — Ach, wo bin ich?
Hab' ich geträumt? — Nein! nein! es war kein Traum,
Ich hab' ihn gesehn! Er ist mir erschienen!

Astolfo! Geliebter! Du hast mich gerufen!
Du hast die verwaiſete Seele gerufen.
Im Tode nur find' ich mein Leben wieder:
Ich komme, Geliebter, ich folge dir nach!

Herzog.

So ſehen deine Augen
Noch immer nichts als ihn?
So muß dein Herz ſich Leben
Aus leeren Lüften weben,
Um noch für ihn zu glüh'n?

So ſtellt ſich der Verhaßte
Mir immer noch verwegen
Im Tode ſelbſt entgegen,
Und du liebſt doch nur ihn!

Julia.

Wie dürft' in meinem Herzen
Sich andre Liebe regen?
Ach, mit den letzten Schlägen
Glüht es ja noch für ihn!

Herzog.

Ha, ſo brecht denn alle Schranken,

Die mich noch zurück gehalten,
Brecht nun endlich ein!
Frei soll Zorn und Liebe walten,
Will dich fassen, will dich halten,
Halten dich in diesen Armen,
Magst du lieben oder hassen,
Mein doch bist du, mein!

Julia.

Was beginnt ihr? habt Erbarmen!
Weh mir! schutzlos und verlassen
Steh' ich hier allein!

Herzog.

Nicht allein! In meinen Armen!

Julia.

Weh mir! Laßt mich! Habt Erbarmen!

Herzog.

O so rufe doch den Freund,
Der dir eben erst erschienen,
Ob er willig, dir zu dienen,
Nicht zur Hülfe dir erscheint

Julia.

Ach, Alfolso! —

(Alfolso tritt aus dem Pavillon mit gezücktem Schwerte — und stürzt den Leuchter mit den Kerzen um.

Herzog.

Ha! Entsetzen!

Weh, er ist es, der erscheint! —

(Der Herzog und Julia entfliehen beide nach verschiedenen Seiten. Alfolso kehrt in den Pavillon zurück.)

Vierte Scene.

Carlos. Laura. Ein Diener trägt ihm eine Fackel vor.

Laura.

Ach, Carlos, Carlos, ist es möglich? Er lebt! Mein theurer Bruder lebt! Kaum wag' ich es zu glauben — Er, den wir als todt beweint! — Wie war es möglich? Wie ist es zugegangen? Wie konnte er hier vor unsern Augen aus der Erde steigen?

Carlos,

(nachdem er die Kerzen auf dem Armleuchter wieder angezündet und der Diener sich entfernt hat.)

Du weißt, meine theure Laura, daß dein Bruder nach seinem unglücklichen Zusammentreffen mit dem Herzoge gestern Nacht, für todt in meine Wohnung getragen wurde, weil sie die nächste war. Der herbeigerufene Arzt erklärte indeß die Wunde bald für nichts weniger als gefährlich, und seinen Zustand vielmehr bloß für die Folge einer vorhergegangenen heftigen Gemüthsbewegung. Denke dir deines Vaters und meine Freude! In der That erwachte Astolfo auch bald nachher aus seiner Ohnmacht, und wir wurden eins, diese Gelegenheit zu benutzen, um ihn allen ferneren Nachstellungen des Herzogs zu entziehen, und ihn für wirklich todt auszugeben. Das Stillschweigen des Arztes ward erkauft, ich entfernte unter verschiedenen Vorwänden alle meine Leute, bis auf einen einzigen vertrauten Diener, und wir verbreiteten die Nachricht von Astolfos Tode. Du warst hier bei deiner Freundin geblieben, und dein Vater bestand darauf, auch euch im Irrthum zu lassen, weil er euch beiden nicht so viel Gewalt über

Blick und Mienen zutraute, um die Freude eures Herzens den Kundschaftern des Herzogs zu verhehlen, von denen Julia gewiß umgeben ist. Doch als diese Nacht anbrach, war Astolfo nicht länger zu halten. Er kannte das Geheimniß des unterirdischen Ganges, den Don Diego, mein Oheim, einst bis mitten in die Besitzung seines Feindes geführt hatte, und obgleich von starkem Blutverlust noch entkräftet, stieg er ganz allein hinab. Wo dieser Gang wieder zu Tage kommen würde, das wußten wir beide nicht, und eben so wenig konnte Astolfo ahnen, daß er zu dieser Stunde grade dich und Julien hier finden und euch mit seiner Erscheinung erschrecken würde.

Laura.

Aber wo ist er jetzt? wo ist er geblieben?

Carlos.

Ich hoffe, hier in der Nähe, und wenn ich nicht irre — —

(Die Thüre des Pavillons öffnet sich, und Astolfo tritt heraus.)

Ha, da ist er! Willkommen, mein Freund, über der Erde!

Laura,

(auf Astolfo zueilend und ihn umarmend.)

Astolfo! ach, mein Bruder!

Astolfo.

Meine theure, geliebte Schwester!

Carlos.

O, Laura, eile jetzt, auch Julien die frohe Kunde zu bringen, und ihren Schmerz zu enden, führe sie hieher!

Laura.

Ja, du hast Recht! Jeder Augenblick Verzögerung wäre Grausamkeit. Ich eile!

Carlos.

Ich begleite dich bis an das Haus.

(Beide ab.)

Astolfo (allein.)

Durch Tod und Grab gegangen,
Zum Leben neu erwacht,
Euch grüß' ich, ew'ge Sterne
Dich grüß' ich, stille Nacht!

Dich grüß' ich, holder Frühling,
In deiner Blüthenlust!
Des Lebens schönste Blüthe
Legst du an meine Brust!

O Nacht, hüll' unsre Liebe
In deinen Schleier ein,
Und ihr, o ew'ge Sterne,
Sollt unsre Wächter seyn!

(Laura und Carlos kehren zurück mit Julien. Astolfo und Julia eilen einander entgegen.)

Julia.

Astolfo!

Astolfo.

Julia!

Beide.

Neuerstanden, neugeboren,
In des Wiederfindens Glück,
Selig, trunken und verloren,
Kehrt das Leben mir zurück.

Laura.

In der Freunde Lust verloren,

Selig in der Freunde Glück,
Kehrt die Freude neu geboren,
Kehrt das Leben mir zurück.

Carlos.

Ungewitter ist beschworen,
Heiter kehrt der Tag zurück,
Und ich fühle neugeboren
Doppelt nun der Liebe Glück.

Laura.

Doch nun laßt uns hier nicht weilen!
Leicht ist Argwohn aufgewacht.

Carlos, (zu Astolfo.)

In des Vaters Haus enteilen
Laß uns sicher jetzt bei Nacht!

Astolfo.

Ach, Geliebte, ohne Weilen,
Laß uns fliehn noch diese Nacht!

Julia.

Nein, nicht jetzo! denn ereilen
Würd' uns dennoch der Verdacht.

Nein, ein Blumenbeet verhülle
Künstlich diese Oeffnung hier:
Sicher dann bei nächt'ger Stille
Führt die Liebe dich zu mir.

Astolfo. Laura. Carlos.

Wohl, so sey es! Schnell von hinnen!
Nacht bringt unsern Tag zurück;
Blumen, stiller Liebe Kinder,
Bergen still der Mutter Glück.

(Indem sie abgehen wollen, tritt ihnen Leonella, geleitet von einem Estudero, zwei Pazen voran, zwei Pagen hinterher entgegen. Astolfo springt zurück und in den Abgrund. Leonella hat ihn erkannt und schreit laut auf bei seinem Verschwinden.)

Julia. Laura. Carlos.

Wir sind verrathen! Sie hat ihn gesehn!

Leonella.

Weh mir! Was war das?

Carlos.

Was ist euch geschehn?

Leonella.

War das sein Geist, der dort verschwunden?

Laura.

Wovon sprecht ihr? Wer ist verschwunden?

Leonella.

Er! Astolfo! Ich hab' ihn gesehn.

Chor der Pagen.

Wahrlich, wir haben ihn alle gesehn!

Julia. Laura. Carlos.

Weh uns! Sie haben ihn alle gesehn!

Laura.

Ach, ich wollte, ihr sprächt wahr!

Leonella.

Was ich sah, das weiß ich klar.
Hier vor mir sah ich ihn stehn.

Chor.

Hier vor uns sahn wir ihn stehn!

Julia.

Wenn ihr wirklich ihn gesehn — —!

Laura.

Ha, mir grauset! Laßt uns gehn!

Leonella.

Hier vor mir sah ich ihn stehn.
Und dann war plötzlich fort,
Wie ein Tropfen aufgesogen
Von der Erde dort, ja dort!

Chor.

Dort, ja dort, ist er verschwunden!
Noch stehn wir von Schrecken gebunden.
Sein Geist war's, den wir gesehn!

Carlos.

Wenn euch nicht der Schein betrogen,
Wenn ihr wirklich ihn gesehn — —

Chor.

Ja, wir haben ihn gesehn!

Carlos.

Schauer fühl' ich mich umwehn!

Julia.

O, ich bitt' euch, laßt uns gehn!

Laura.

Wißt ihr denn nicht wo wir stehn?
An der Stelle, die die Wogen
Seines Blutes aufgesogen — —

Chor.

An der Stelle, die die Wogen
Seines Blutes aufgesogen,
Wo kaum erst der Mord geschehn!

Leonella.

Fort, so kommt denn, laßt uns gehn!
Doch ich weiß, was ich gesehn.

Chor.

Von der Stelle, die die Wogen
Seines Blutes aufgesogen,
Laßt uns eilen, laßt uns gehn!

(Sie gehen ab mit Carlos und Laura; Julia eilt von der andern Seite ab.)

Sechste Scene.

Zimmer im Pallaste des Herzogs.

Candil. Hernach der Herzog.

Candil

(tritt schnell herein und läßt die Thür offen, und wird dieß, indem er sich wendet, gewahr.)

Wer macht die Thür auf? Wie? Es hat sie jemand hinter mir aufgemacht! — Oder hätt' ich sie etwa selber offen gelassen? — Hm! — Ich kann solche offenstehende Thüren nicht leiden; besonders bei Nachtzeit. Es ist immer, als ob nun eben jemand hereintreten wollte, und Gott weiß dann, was das für ein Jemand seyn wird. Es ist wie ein Eingang in die andre Welt; wer weiß denn, was jenseits ist? — Ich bin nicht grade furchtsam, aber es ist nun einmal meine Antipathie, eine solche offne Thüre bei Nacht, so gut, wie manchen Leuten die Spinnen. Es liegt in der Natur.

(Er hat sich indeß der Thüre von der Seite her genähert, und wirft sie nun schnell zu.)

Unser Schulmeister beweiß uns immer, daß alles

was da sey, lediglich zum Nutzen und Besten des Menschen erschaffen worden, und ich kriegte einmal an einem warmen Sommertage eine tüchtige Ohrfeige von ihm, weil ich ihn fragte: wozu denn der liebe Gott die Mücken erschaffen hätte? — Jetzt frag' ich weiter: wozu hat denn der liebe Gott die Gespenster erschaffen? Wie? Zum Henker, wenn man sich das arme bischen Leben auch noch von den Todten verkümmern lassen soll, als ob man nicht schon genug mit den Lebendigen zu schaffen hätte —! — Mein sel'ger Herr könnte auch etwas besseres thun, als so wie ein Maikäfer im Frühling aus der Erde zu kriechen, und die Leute mit seiner Erscheinung zu erschrecken! Beim Himmel, wenn ich nicht jetzt bei der Donna Leonella in Diensten stände, vor der, glaub' ich, selbst die Geister Respekt haben, er wäre mir auch schon längst erschienen, um sich für meine guten Dienste zu bedanken. Wie? (Er sieht sich furchtsam um.) Aber ist es denn auch wirklich sein Geist gewesen? — Dumme Frage! Was kann es anders seyn, als der Geist, wenn der Leib todtgestochen ist? — Aber wenn er nun nicht todtgestochen wäre? — Wie? — Wenn er noch lebte? — Was? — Candil! Es ist

ohnehin gegen alle Aufklärung. Ein starker Geist und Geisterglauben! Pöbelvorurtheile! Pöbelwahn! — Aber was geht dann draußen? Langsame, schwere Schritte — es kommt näher — die Thüre öffnet sich. — Alle guten Geister —! — Ha, der Herzog! — Hu! wie sieht er so bleich und verstört aus! — fast selber wie ein Geist.

(Der Herzog tritt ein.)

Laß ab von mir, Entsetzen!
Hinweg, unmännlich Zittern!
Laßt ab von mir — ich bin ein Mann! —
Ha, wende, wende deine Augen!
Soll denn mein Blut zu Eis erstarren?
Wohin ich gehe,
Wohin ich sehe,
Da steht sein Bild und sieht mich an!

Candil.

O weh, wenn ich ihn recht verstehe,
Hat's ihm der Geist auch angethan!

Herzog (zu Candil.)

Ich hab' ihn gesehn. Er ist mir erschienen.
Ich seh' ihn noch immer vor mir stehn —

Candil.

Wo ist er? Wo sieht er ihn denn stehn?

Herzog.

Ich seh' sein Auge, seine Mienen. —

Candil.

Ich seh' sein Auge, seine Mienen —

Herzog.

Die bleiche Gestalt, mit Blut bedeckt —

Candil.

Die bleiche Gestalt mit Blut bedeckt —

Herzog.

Die Hand mit dem Schwerte nach mir gestreckt —

Candil.

Die Hand mit dem Schwerte nach mir gestreckt —

Herzog.

Und wie ein gräßlich Leichenfeld,
Auf dem Gewitterwolken liegen,
Von rother Blitze Schein erhellt,

Steht das Gesicht mit wohlbekannten Zügen,
Das dunkle Locken wild umfliegen,
Bleich, drohend, blutig und entstellt!

Candil.

Bleich, drohend, blutig und entstellt!
Huhu! Mir grauft! — Doch — wohl erwogen —
Gesetzt den Fall — daß doch der Schein gelogen,
Daß dieser Geist nun doch nicht Geist,
Daß er Astolfo selber heißt — ?

Herzog.

Wie meinst du, daß der Schein gelogen,
Daß dieser Geist nun doch nicht Geist,
Daß er Astolfo selber heißt ?

Candil.

Ich meine, wenn Astolfo lebte! —

Herzog.

Ha, wenn er lebte! Wenn Astolfo lebte!
Und die Erscheinung wär' nur Schein,
Mit dem mich der Verwegne frech betrogen, —
Selbst Juliens Schreck und Ohnmacht nur er-
logen —

Ha, wenn —! — Doch nein, Candil, es kann
nicht seyn!
Zu gut hat ihn mein Schwert getroffen.
Weit sah ich ja die Wunde offen,
Die meine Hand ihm schlug.

Candil.

Er sah, er sah die Wunde offen,
Die seine Hand ihm schlug!

Herzog.

Das starre Aug', — die bleichen Mienen —

Candil.

Das starre Aug', die bleichen Mienen —

Herzog.

Die noch mit dem Grab zu streiten schienen,
Aus dem sie eben aufgetaucht,
Von der Verwesung schon angehaucht! —

Candil.

Von der Verwesung schon angehaucht —! —

Herzog.

Nein, nein, ſo kann kein Schein betrügen,
So kann das Leben Tod nicht lügen!
Hinweg! Noch immer ſeh' ich ihn vor mir ſtehn!

Candil.

Er ſieht — wo ſieht er ihn denn ſtehn?

Herzog.

Noch immer ein gräßlich Leichenfeld,
Auf dem Gewitterwolken liegen,
Von rother Blitze Schein erhellt,
Steht das Geſicht mit den bekannten Zügen,
Das dunkle Locken wild umfliegen,
Bleich, drohend, blutig und entſtellt!

Candil.

Von rother Blitze Schein erhellt,
Steht das Geſicht mit den bekannten Zügen,
Das dunkle Locken wild umfliegen,
Bleich, drohend, blutig und entſtellt!

Beide.

Nein, nein, ſo kann kein Schein betrügen!

So kann das Leben Tod nicht lügen!
Ein Bote war's der Geisterwelt.

Siebente Scene.

Enrique, Laura, beide in Trauer. Die Vorigen.

Herzog.

Ha, Don Enrique! Schon euer Anblick spricht die Trauer eures Herzens aus, obgleich der Mund sie mir verschweigt, und mahnt nur um so ernster mich an meine schwere Schuld.

Enrique.

Nicht so, mein Herzog! Des Schicksals Schuld, nicht Eure!

Herzog.

Ihr habt Recht. Wer mag denn eine That ganz sein nennen? Wer mag die unsichtbaren Fäden alle zählen, an denen das Schicksal unsern Arm, wie unsern Willen gängelt? Doch in jener Welt wird nicht so gerechnet, Don Enrique! Nein, nein! —

Es ist mir lieb, daß ihr gekommen — Ist's euch bekannt? — Wißt ihr um das, was hier vorgegangen ist?

Enrique.

Was meint ihr, gnädigster Herr? — (Für sich.) Ich zittre!

Herzog.

Es tragen sich hier seltsame Dinge zu. Ihr wißt nichts davon? Gar nichts?

Enrique, (für sich.)

Was kann er meinen? Sollt' er wohl gar wissen? — —

Herzog.

Ihr wißt nicht, daß euer Sohn Astolfo —

Enrique.

Mein gnädigster Herr! — (Zu Laura.) Wir sind verrathen! — (Laut.) Mein Sohn ist todt. Ruh'n in Frieden alle Todten!

Herzog.

Euer Sohn ist todt — todt und nicht todt! Er kann nicht ruhn im Grabe!

Enrique für ſich.)

O Himmel! Er weiß alles! Er weiß daß er lebt. (Laut.) Mein Herzog! Verzeihung, Vergebung für meinen Sohn! Um ſeines Vaters willen, der eurem Hauſe 50 Jahre treu gedient, vergebt ihm, bekämpft den Groll in eurer Bruſt, verzeiht.

Herzog.

Gern, gern, Don Enrique! Verziehen ſey ihm alles, vergeben und vergeſſen, und jeder Groll vertilgt aus meiner Bruſt, wenn dies den blutigen Schatten, der immer noch vor meinen Augen ſteht, verſöhnen, wenn es ihn zurückbannen kann in das Grab, dem er entſtiegen!

Enrique, (für ſich.)

Wie? So weiß er doch nicht, daß er lebt! Ich athme wieder auf.

Herzog.

Ihr wißt, daß mir ſein Geiſt erſchienen iſt?

Enrique.

Ja, Sire — man ſagte mir, — ich hörte — —

Herzog.

Nun, Don Enrique, ich bitte euch, sprecht, was meint ihr? Wie glaubt ihr, daß dieser Geist zu versöhnen; daß ihm die Ruhe im Grabe zu erwerben sey? Sprecht!

Enrique.

O mein Herzog, wiederholt mir noch einmal das Versprechen, das ihr mir gabt, ihm zu verzeihen! Wenn etwas mir und ihm die Ruhe wieder geben kann — —

Herzog.

Nun wohl, so gelob' ich euch noch einmal laut und feierlich, daß ich ihm verzeihe, und keinen Groll noch Haß förder hege gegen ihn; ich nehme euch zu Zeugen alle, die ihr gegenwärtig seyd, und auch dich, du blut'ges Bild vor meiner Seele, und bekräftige dies mein fürstliches Wort durch meinen Handschlag.

Enrique.

Mein gnädigster Herr!

Achte Scene.

Leonella, von dem Eskudero und den Pagen begleitet. Die Vorigen.

Herzog.

Ward euer Sohn schon begraben?

Enrique.

Ja, gnädigster Herr.

Leonella.

Wirklich begraben?

Enrique.

Als es Nacht geworden war, trugen sie den Sarg aus meiner Wohnung, und mein Sohn ging ein in sein unterirdisches Haus.

Leonella.

Wo er jedoch keine Ruhe gefunden zu haben scheint.

Herzog.

Wie, Donna Leonella, auch ihr wißt schon? —

Leonella.

Ja, mein gnädigster Herr! auch ich habe diesen Geist gesehn, der den ganzen Hof in Schrecken setzt, und ihr seht, ich lebe noch.

Herzog.

Wo habt ihr ihn gesehn? Und wenn?

Leonella.

In Donna Julias Garten, eben jetzt. Wenn ich nicht irre, mein Fräulein, wart Ihr auch zugegen.

Laura.

Ja, ich war dort. Doch ohne Zweifel, Donna Leonella, habt ihr euch getäuscht; denn ich und Julia, wir haben nichts gesehn.

Leonella.

Meine Augen sind von eigensinniger Natur, mein Fräulein; sie lassen sich so leicht nicht abstreiten, was sie gesehn. Ihr seyd nur zu bescheiden; ihr wollt nur dem Lobe eurer Herzhaftigkeit ausweichen.

Herzog.

Was heißt das? Was meint ihr? Sprecht!

Leonella.

Nun, heißt das nicht Herzhaftigkeit, mein Herzog, mit einem Geiste Hand in Hand zu wandeln, Arm in Arm?

Herzog.

Was sagt ihr? Hand in Hand? Wer ging —

Leonella.

Wie ich euch sage, Arm in Arm ging Donna Julia mit dem Geiste.

Herzog.

Wie, Julia! Mit ihm!

Leonella.

Und plötzlich war der Geist verschwunden. Auf welche Art, kann ich nicht sagen. Das Fräulein und Don Carlos — denn auch der war zugegen — sie wußten, freundschaftlich um mich besorgt, von jeder Untersuchung mich zurückzuhalten.

Herzog.

Ha, mich soll nichts länger halten!
In des Spiels geheimste Falten
Dring' ich spähend endlich ein!
Und ich will mit kecken Händen
Dieses Herzens Qualen enden:
Mein doch soll sie, muß sie seyn!

(Er winkt Vertraute herbei, mit denen er heimlich spricht.)

Enrique und Laura.

Ach, wohin will das sich wenden?
Wird das Spiel sich glücklich enden,
Dem der Späher Blicke dräu'n?

Leonella.

Freches Spiel muß schnell sich enden,
Toller Wahn kann nicht mehr blenden,
Dringen Muth und Scharfsinn ein!

Candil.

Jetzo wird sich's anders wenden,
Das verwegne Spiel sich enden,
Und der Geist wird Fleisch und Bein!

Herzog,
(zu den herbeigerufenen Höflingen.)

Nun seyd bereit im Stillen!
Zum Garten schleichen wir.
Mag uns die Nacht verhüllen,
Uns Julien finden lassen!
Drum eilt ihr, sie zu fassen,
Und bringt ins Schloß sie mir.

Chor der Vertrauten.

Wir sind bereit im Stillen,
Dein Wort rasch zu vollenden,
Bald soll das Spiel sich wenden,
Die Lieb' am Ziele seyn!

Herzog.

Und so mit kecken Händen
Will ich's auf einmal enden:
Mein soll sie, muß sie seyn!

Enrique und Laura.

Wohin will er sie senden?
Wie soll das Spiel sich enden?
Laß auf der Huth uns seyn!

Leonella.

So muß das Spiel ſich wenden,
So toller Wahn ſich enden,
Und das Verdienſt iſt mein!

Candil.

So wird ſich's anders wenden,
Muß dort das Spiel ſich enden,
Tritt hier ein neues ein!

Dritter Aufzug.

Zimmer in Enriques Hause.

Erste Scene.

Carlos und Laura. Dann Enrique.

Carlos.

Hab' ich endlich dich gefunden!
Laß an deinem Anblick mich
Von dem treibenden Verlangen,
Du, Geliebte, mich gesunden,
Das mir alle Ruhe nimmt!

Laura.

Ach, du findest mich voll Bangen,
Das mir alle Ruhe nimmt.
Finstre Wolken seh' ich hangen

Darin liegt der Blitz gebunden
Meines Bruders Haupt bestimmt.

Carlos.

Kann die Lieb' ihn nicht beschützen,
Wird ihn retten dieser Arm.

Laura.

Könnte Lieb' ihn doch beschützen!
Könnt' ihn retten doch dein Arm!

Enrique,
(der indeß hereingetreten.)

Nein, nicht Liebe wird ihn schützen!
Nicht ihn retten wird dein Arm!
Ach, mein Sohn, er ist verloren!
Unabwendlich ist sein Tod
Mir vom Schicksal zugeschworen!
Weißt du denn, was ihn bedroht?
Unbedachtsam und verwegen
Zeigt Astolfo jede Nacht
Sich als Geist in Julias Garten —
Doch des Herzogs Argwohn wacht.
Und schon schleichen seine Späher,

Und ſchon ſchleichen ſeine Mörder —
Für Aſtolfo blüht kein Morgen
Schon vielleicht aus dieſer Nacht!

Laura. (Recitativ.)

O mein Vater! — Carlos! — Ach, mein Bruder!
Von Mörderhand ſoll ich dich fallen ſehn,
Und klagend hier und zitternd ſtehn,
Und ſoll nicht helfen, ſchützen, nicht dich retten?!

Arie.

Nein, nicht zögern, nein, nicht klagen!
Laßt uns helfen, retten, wagen,
Unſer Leben ſetzen ein!
Nicht unmännlich harrend beben,
Laßt uns dem geliebten Leben
Unſre Bruſt zum Schilde leihn,
Und iſt uns verſagt zu retten,
Ha! dann, ſprengend feige Ketten,
Sterbend ſeine Rächer ſeyn!

Enrique (ſie umarmend.)

Meine geliebte Tochter! — Des Vaters Leben für des Sohnes Leben! Mit Freuden!

Carlos.

Des Freundes Leben für des Freundes Leben! Und wenn wir ihn nicht retten können, dann wenigstens rächend mit ihm untergehn!

Enrique,

(ihm die Hand reichend.)

Auf Leben und Tod! Es komme wie es komme!

Carlos (einschlagend.)

Auf Leben und Tod!

Laura,

(ihre Hand auf die beiden verbundenen legend.)

Laßt mich die dritte seyn! Auf Leben und Tod!

Enrique.

Doch laßt uns auch durch unzeitige Verwegenheit nichts übereilen und verschlimmern. Noch ein Mittel bleibt uns zu versuchen, ehe wir an das Aeußerste kommen.

Carlos.

Und welches, mein Vater?

Enrique.

Die Flucht! Astolfo muß fliehn. Und da es vergebens seyn würde, ihn ohne Julien dazu bewegen zu wollen, so eile du zu deiner Freundin, meine Tochter, und überrede sie, aufs schleunigste mit ihm zu entfliehen.

Carlos.

Thue das, meine geliebte Laura!

Laura.

Wohlan, ich gehe!

Zu Dreien.

Auf Leben oder Tod
Vereinen wir die Hände.
Was auch das Schicksal sende:
Auf Leben oder Tod!

(Alle Drei ab.)

Zweite Scene.

Julias Garten. Nacht. Die Oeffnung des unterirdischen Ganges ist durch ein bewegliches Blumenbeet bedeckt.

Leonella verschleiert, und Candil.

Candil.

Ja, sehen Sie, hier, Gnädigste, hier ist die Stelle, wo der Geist dem Herzoge erschienen ist, hier!

Leonella.

Nun ja, es ist dieselbe, wo der Zweikampf geschah, es ist dieselbe, wo ich Astolfo'n leibhaftig vor meinen Augen verschwinden sah, ich sage verschwinden! Doch wähne nicht, mein Sohn, daß ich darum diese Erscheinung für einen Geist halte. Es giebt keine Geister, sagt die Aufklärung, und folglich glaub' ich an keinen Geist, und wenn er auch vor meinen Augen durchs Schlüsselloch schlüpfte. Ich habe den Herzog dahin vermocht, die Sache selbst zu unter-

suchen. Er wird bald hier seyn; das frevelhafte Spiel, das man vielleicht hier treibt, wird sich enthüllen, und ich halte es für meine Pflicht, hier im Garten selbst ein Zeuge des Triumphs der Aufklärung über den Pöbelwahn zu seyn.

Candil.

Ja aber, meine Allergnädigste, die Nacht ist keines Menschen Freund, und hier gerade auf dem Flecke, wo jedes Sandkorn noch so zu sagen, betrunken ist von Blut, und einem unter den Füßen ordentlich vor Wuth mit den Zähnen knirscht, und die Bäume sich noch schütteln vor Entsetzen — hören Sie nur wie es rauscht! — ich dächte, da wäre es doch zu Hause in der Stube viel plaisirlicher und auch bequemer. Ich bin nicht furchtsam, aber ich habe mich gestern erkältet und einen steifen Hals gekriegt, und wenn man sich nun hier so oft umsehen muß, als ob man immer eine Schleppe hinter sich hätte, so ist das doch ein wenig unbequem.

Leonella.

Du bist ein Thor, mit deinem Umsehen! Aufge-

geklärte und beherzte Leute sehen sich gar nicht um, denn sie wissen, daß nichts dahinten zu sehn ist.

Candil.

So? Aber was ist denn das, was einem so kalt am Rücken hinunter bläst? was ist denn das, was einen immer hinten zupft und zieht, als ob eines ehrlichen Menschen Rückgrat ein Spinnrocken wäre? Wie?

Leonella.

Wenn du deine Vernunft zu Rathe ziehst, so wird sie dich belehren, daß es keine Gespenster geben kann, denn — —

Candil.

Haben Sie's gehört? War es nicht gerade als ob eine heisere Stimme hinter uns krächzte: Candil!?

Leonella,

(sieht sich schnell um und begiebt sich dann auf die andere Seite des Theaters.)

Denn da von unsern Sinnen nichts Unkörperliches

wahrgenommen werden kann, ein Geist aber, dem Begriff zufolge, den man sich davon macht — —

Candil.

Da! — da! — hörten Sie wohl! So wahr ich lebe! es ächzte hier dicht vor meinem rechten Ohr: Leonella!

Leonella, (wie vorher.)

Alberner Thor! Schweig still! — Ich höre nichts; ich kann nichts hören, denn die Aufklärung verbietet es mir! Ich will nichts hören! Es ist nicht wahr!

(Sie fängt an zu zittern und singt:

Nein! ich glaube nicht Gespenster,
Geister aus dem Grabe nicht!
Grab hat weder Thür noch Fenster,
Bis der jüngste Tag anbricht.

Candil.

Horch! da! — Poltert's unten nicht?

Leonella.

Nein! und säh' ich wirklich einen,

Schlüpfend durch das Schlüsselloch,
Mir bei hellem Tag erscheinen:
Keine Geister glaubt' ich doch!

Candil.

Ach, es murmelt unten noch!

Leonella.

Nein! und säh' ich ganze Haufen
Um mich her bei Mondenschein
Mit den Leichentüchern laufen,
Schrie ich doch: es kann nicht seyn!

Candil.

Au! da zwickt es mich ins Bein!

Leonella.

Nein! und griff — aus allen Ecken —
Nach mir — eine — Geisterhand —
Käm' die — Höll' auch — mich zu schrecken,
Dennoch — hielt ich — muthig — Stand!

Candil.

Weh! es krallt aus allen Ecken

Mach mir eine Geisterhand!
Doch mich kann kein Geist erschrecken,
Muthig halt ich allen Stand.

(Leonella, die während der ersten drei Strophen alle Zeichen der Furcht hat blicken lassen, zieht sich während der letzten mit Candil zitternd und rückwärts gewandt von der Bühne zurück. Beide ab.)

Dritte Scene.

Julie und Laura kommen.

Laura.

Ja, mit ihm entfliehn!
Zögre nicht vermessen!
Flucht nur rettet ihn.

Julia.

Warum denn entfliehn?
Wahrlich schon vergessen
Hat der Herzog ihn.

Laura.

Nein, wir ſind verloren,
Fliehſt du nicht mit ihm.
Denn der Herzog, theuer
Hat er ſich vermeſſen,
Hoch hat er geſchworen,
Das Geheimniß zu ergründen,
Das Verborgne aufzufinden,
Und ſchon ſchleichen ſeine Späher,
Und ſchon ſchleichen ſeine Mörder —
Ach, Aſtolfo iſt verloren,
Fliehſt du nicht mit ihm!

Julia.

Wohl, ſo richt' er morgen
Selbſt in dieſem Streite —

Laura.

Nein, nicht morgen, heute,
Heut' müßt ihr entfliehn!
Denn ſonſt hat kein Morgen
Dieſes Heut für ihn!

Univ. Bibl.
München

Julia.

Nun, Astolf ist hier im Garten,
In der Laube dort verborgen:
Komm zu ihm!

Laura.

Noch läßt Carlos auf sich warten —
Und sein Zögern weckt mir Sorgen —
Geh voraus, ich hole ihn!

(Sie zieht das, die Oeffnung des unterirdischen Ganges bedeckende Blumenbeet hinweg, und ist im Begriff hinabzusteigen.)

Julia,

sie zurückhaltend.

Halt! ich höre Männertritte!

Laura (horchend.)

Ja! sie nah'n mit schnellem Schritte! —

Beide.

Weh! der Herzog! — Laß uns fliehn!

(Sie eilen fort. Der Gang bleibt offen. Der Herzog kommt mit Gefolge.)

Herzog.

Stille! ſtille!
Leiſe! leiſe!
Mit Bedacht!

Chor.

Stille! ſtille!
Leiſe! leiſe!
Mit Bedacht!

Herzog.

In der Hülle
Trauter Nacht,
Und mit ihr im Bunde,
Schlau bedacht und dreiſt,
In der Geiſterſtunde,
Fangen wir den Geiſt!

Chor.

In der Geiſterſtunde
Fangen wir den Geiſt!

(Leonella und Candil zeigen ſich im Hintergrunde.)

Herzog.

Doch halt! was iſt das? — Seh' ich nicht dort? —
Wahrlich, dort ſchleichen
Vermummte Geſtalten —
Ha! das iſt Julia!
Auf! ſie zu halten!
Auf! ſie zu faſſen!
Traget ſie fort!

(Die Diener bemächtigen ſich Leonellas, verhüllen ihr den Mund und tragen ſie fort. In dem Augenblick erſcheint Laura, zieht ſich aber gleich wieder zurück.)

Chor.

Nicht mehr entweichen
Sollſt du uns dort!
Siehe, wir faſſen,
Siehe, wir halten,
Wir tragen dich fort!

Herzog

(mit gezognem Degen auf den zitternden Candil losgehend.)

Halt! Verwegner! halt!
Keinen Geiſt mehr ſollſt du ſpielen!
Mag die Erde ſich

Unter dir zur Hölle wühlen,
Und dich schlingen ein —
Dennoch will ich dich erreichen,
Dennoch bist du mein!

(Candil weicht und fällt in den unterirdischen Gang hinab.)

Candil.

Wehe! Wehe!

Herzog.

Ha, Entsetzen! — die Erde bricht
Schnell gehorsam meinem Worte,
Bricht hinunter sich zur Pforte
Und verschlingt ihn — —
Hülfe! Weh mir! Fackeln! Licht!

(Er eilt voll Entsetzen davon. Astolfo und Laura von verschiedenen Seiten.

Laura.

Astolfo! Astolfo! zu Hülfe! zu Hülfe!
O eile und rette — ach, rette sie!

Astolfo.

Wie? Laura! — ich bebe! was ist geschehen?

Laura.

O Himmel, erhöre, erhöre mein Flehen!
Sende den rächenden Strahl auf ſein Haupt!
Julia — — !

Aſtolfo.

Wo iſt ſie?

Laura.

Sie iſt dir geraubt!

Aſtolfo.

Rede!

Laura.

Vor dem Herzog fliehend
Trennt das Dunkel ſie von mir;
Sie vermiſſend kehr' ich wieder,
Und ich find' — Entſetzen! — hier,
Finde Julien hier zur Stelle
In den Händen ſeiner Diener,
Sehe, daß mit Blitzesſchnelle,
Sie entfliehn mit ihr.

Aſtolfo.

Fluch dir, Räuber! Fluch und Verderben!

Fort! ihm nach! — Ich will die Beute
Ihm entreißen oder sterben! —
Julie bei ihm! — Ach, es lodern
Höllenflammen im Herzen mir! —
Ha, ich komme! ich will sie fodern
Mit dem Schwerte, Räuber, von dir! —
Weh! ohne Waffen bin ich hier!
Jetzt für ein Schwert tauscht' ich mein Leben!
— Carlos soll mir Waffen geben —
Komm! zu ihm jetzt eilen wir!

(Er steigt mit Lauren in den Schlund hinab. Das Blumenbeet wird wieder darüber gezogen. Der Herzog kommt mit Gefolge, welche Fackeln tragen.)

Herzog.

Hier wars, an dieser Stelle,
Hier that der Schlund sich auf!

Chor.

Und wärs der Weg zur Hölle,
Wir suchen dort ihn auf!

(Sie eilen hinzu. Dann zerstreut sich das Gefolge suchend, über das Theater.)

Herzog.

Hat ein Zauber mich geblendet?
Wohin auch mein Blick sich wendet,
Nirgends, nirgends eine Spur!

Chor.

Wohin auch der Blick sich wendet,
Fackel ihre Späher sendet,
Nirgends, nirgends eine Spur!

Herzog.

Auf, so sucht ihn allerwegen!
Drängt verwegen
Selbst in jedes Haus euch ein!
Solcher Geist kann nicht verschwinden.
Doch — mag er auch nicht zu finden,
Mag er ganz verschwunden sein:
Ist doch Julia, Julia mein!

Chor.

Auf dann! hurtig! ihn zu finden!
Solcher Geist kann nicht verschwinden.

Hier verborgen muß er ſeyn.
Fort! und ſucht und fangt ihn ein!

(Das Gefolge nach dem Hintergrunde, der Herzog nach der Seite zu ab.)

Vierte Scene.

Carlos Zimmer.

(Candil taumelt durch die Thüre des heimlichen Ganges in das Zimmer, nach dem er erſt von außen eine Weile daran gepocht.)

Candil.

Ha! — Licht! Licht! — Gott ſey Dank! — Nun iſt mir wieder leicht um's Herz. Hu! es war fürchterlich da drin in der finſtern Grabesnacht! Ach ich habe mirs wohl immer gedacht, daß das verdammte Sterben nicht eine ſo leichte Sache iſt. Na, um alles in der Welt möchte ich nicht noch einmal ſterben und noch einmal die Angſt ausſtehen in dem finſtern Grabe! — Aber wo bin ich denn jetzo? Wie? —

Nun doch wohl im Himmel, hoff' ich! — Aber hier sieht mir's gar nicht recht aus wie Himmel — — Nun, vielleicht ist dieß hier nur so eine Art von Antichambre, und wenn ich erst recht hinein komme, dann wird's wohl erst ordentlich losgehn mit der Pracht und mit der Glückseligkeit. — Aber wenn ich wirklich gestorben, und nur noch so zu sagen ein Geist bin, warum hab' ich denn noch meinen ganzen Leib, ja sogar noch meine Kleider an? — Ach, das wird wohl alles nur noch Staub und Moder sein, und wenn man's anrührt, fällt's zusammen. Ich bitte dich, Candil, um alles! rühr' dich ja nicht an! sonst zerstiebt das bischen Leib dir vollends, und du hast dann nichts als die nackte Seele! Und wer weiß denn, wie viel mit einem solchen Dinge dann noch etwa anzufangen ist? Essen und Trinken wenigstens fällt doch gewiß weg, wenn man nur noch eine Seele ist. — Hm! Von wegen Essen und Trinken! — Ich glaube gar, mich fängt an zu hungern! — Ja! — Und wenn mein ganzer Leib nur noch Staub ist, so fühlt sich dieser Hunger doch gar nicht an wie bloßer Staub. Er hat sehr grobes Korn. — Still! ich glaube, es kommt jemand. Es wird wohl ein

Engel fern. Ach, wenn's doch nur ein Engel wär', der mich zu Tische rufte!

(Carlos tritt ein.)

Carlos.

Candil! — Wie kommst du in mein Zimmer? Was machst du hier?

Candil.

Don Carlos? Sind Sie es denn wirklich? Ach, Gott Lob, daß Sie auch gestorben sind! Nun bin ich doch nicht allein hier in dem fremden Lande.

Carlos.

Keine Possen! Ich frage dich, wie du in mein Zimmer kommst?

Candil.

Ihr Zimmer? Also haben hier die Seligen auch ihre avarten Zimmer? Ich dachte, im Himmel wäre Alles allgemein.

Carlos.

Laß nur jetzt die Späßchen, und sage mir ein wenig, wo du her, und wie du hier herein kommst?

Candil.

Wo ich her komme? I mein Gott, wie man in den Himmel kommt: aus dem Grabe! Da steht ja die Thüre noch offen.

Carlos.

Wie? durch diese Thüre bist du gekommen? (Er verschließt die Thüre wieder.) Und wie kommst du dort hinein?

Candil.

Nun, wie man ins Grab kommt: durch den bittern Tod!

Carlos.

So, so! Also du bist gestorben!

Candil.

Ja, ich habe leider die Ehre, wie Sie sehn!

Carlos.

Und wenn man fragen darf, auf welche Art?

Candil.

Ach, mir däucht, ich ging da unten auf der Welt

in Donna Julias Garten spatziren, und da kam der Herzog mit bloßem Degen auf mich los — er mochte mich wohl für einen andern halten, aber ich konnte vor Schreck nicht einmal schreien — und wie ich in der Angst zurück weiche, stürze ich auf einmal in einen fürchterlichen Abgrund, und falle und falle wohl tausend Klaftern tief, und da ich die tausend Meilen gefallen war, war ich unten, und da ich unten war, da war ich todt und lag im Grabe. Wie viele Jahre ich da mag gelegen haben, weiß ich nicht; aber lange mag es doch wohl gewesen seyn, denn wie Sie sehen, ist mir der Leib schon ganz vermodert, und ich bin eigentlich nur eine Seele. Nun, endlich — —

Carlos,

(den Degen ziehend.

Wart, Schurke, ich will dich fühlbar überzeugen, daß du noch einen Leib hast! — —

Candil.

Machen Sie keine Umstände! Ich lasse mir's ja gern gefallen, wenn Sie befehlen. Wenn Sie glauben, daß Sie noch leben, so kann ich's wohl auch

glauben, daß ich noch lebe. Die Wahrheit zu gestehen, es ist mir auch viel lieber, denn mich hungert; im Himmel aber mag das Essen und Trinken wohl nicht Mode seyn und, — —

Carlos.

Still! Und merk' wohl auf, was ich dir sage. Fürs erste ersuche ich dich, (Er legt die Hand an den Degen.) mir auf mein Wort zu glauben, daß du jetzt nicht todt bist; zweitens aber schwöre ich dir zu, daß du unfehlbar dann sterben mußt, sobald nur ein Wort von diesem unterirdischen Gange über deine Lippen kommt. Verstanden?

Candil.

Gott, ja doch! Das versteht ein Kind!

(Es wird an die Thüre des unterirdischen Ganges gepocht.)

Carlos.

Drittens: — — Ha, was ist das? Klopfte es nicht an der Thüre dort?

Candil.

Es werden wohl wieder abgeschiedene Seelen seyn.

(Wiederholtes heftiges Klopfen. Carlos eilt hin und öffnet.)

Fünfte Scene.

Aſtolfo. Laura. Vorige.

Aſtolfo,
(auf Carlos zueilend.)

Heil, daß ich dich gefunden!
Biſt du mir treu verbunden,
Iſt dir mein Leben werth: —
Gieb mir ein Schwert!

Carlos.

Aſtolfo! Wie — —?

Aſtolfo.

Nicht fragen!
Kann es die Zunge ſagen?!
Hier fühl' es, fühl' es ſchlagen,
Zerreißen meine Bruſt!
Ha, Carlos, hab' Erbarmen!
Die Erd' iſt ohne Frühling,
Das Leben ſieht entlaubt —

Die Hölle hält den Himmel
In den verruchten Armen —
Ach, Julia iſt geraubt!

Carlos.

Geraubt?!

Laura.

Geraubt!

Candil.

Geraubt?

Carlos.

Fluch auf ſein Haupt!

Candil.

Wenn Geiſter nicht mehr Geiſter bleiben,
Iſt nichts mehr der Verwundrung werth!

Carlos.

Wer darf ſo weit den Frevel treiben?

Aſtolfo.

Mit Blut will ich dir ſeinen Namen ſchreiben!
Gieb mir ein Schwert!

Laura,
(zu Carlos.)

Laß ihn nicht ins Verderben treiben
Laß ihn nicht fort!

Astolfo.

Gieb mir ein Schwert!

Laura.

Der Herzog war es, der sie raubte!

Carlos.

Der Herzog war es, der sie raubte!

Candil.

Der Herzog war es, der sie raubte!

Astolfo.

Fluch seinem Haupte!
Er soll sterben!
Gieb mir ein Schwert!

Carlos und Laura.

Astolfo, bleib! Nur dich verderben,
Und doch sie retten wirst du nicht.

Candil.

Der findet große Luſt am Sterben!
Nein, noch einmal probier' ich's nicht!

Aſtolfo.

Und ob auch tauſendfach Verderben
Dort meinem Haupte droht:
Fort! Julia, oder Tod!

(Er reißt Carlos den Degen von der Seite und ſtürzt hinaus.)

Laura und Carlos.

Aſtolfo!

Laura.

O folg' ihm nach! O eile,
Bring' ihn zurück!

Carlos.

Ich bring' ihn oder theile
Selbſt ſein Geſchick!

(Indem er fort will, wird abermals an der Thüre des unterirdiſchen Ganges gepocht.)

Was iſt das? Ha, ſchon wieder?
Wer kann das jetzt noch ſeyn?

Candil.

Ei, ei, es scheint der Himmel
Heut sehr freauent zu seyn!
(Carlos öffnet die Thür. Julia tritt herein.)

Carlos und Laura.

Julia!

Laura (auf sie zueilend.)

Ach, du erscheinst uns wieder,
Ein Stern in finstrer Nacht!

Carlos.

Woher — — ?

Laura.

Woher entronnen — —?

Candil.

Wer hätte das gedacht!

Laura.

Wir wähnten dich verloren!

Julia.

Als sich entfernt der Herzog,
Und ich euch nirgends fand,
Da glaubt' ich euch vorangegangen,
Und in den Schlund, schnell ohne Bangen,
Stieg ich zur Flucht bereit, euch nach.

Carlos.

Fort, fort, jetzt nur Astolfo'n nach!
Denn mit dem Schwert stürzt' er von hinnen. —

Laura.

Geraubt ja wähnten wir alle dich!

Carlos.

Er will zum Herzog.

Julia.

Ach, welch Beginnen!
Auf, schnell ihm nach!

Don Enrique (hereinstürzend.)

Ha, Carlos, sprich!
Was ist geschehn? Mit gezücktem Degen

Stürzt mir Astolfo wild entgegen,
Er stürzt nach dem Schloß des Herzogs sich. —

Carlos, Enrique, Laura, Julia,
(während sich Carlos bewaffnet.)

Fort, ihn zu retten! rasch von hinnen!
Und gings zum äußersten Beginnen — —

Auf Leben oder Tod
Vereinen wir die Hände!
Was auch das Schicksal sende:
Auf Leben oder Tod!

Candil.

Auf Leben oder Tod?
Das Spiel nimmt schlechtes Ende.
Was auch das Schicksal sende:
Ich geh' zum Abendbrod!

(Alle ab.)

Sechste Scene.

Ein anmuthiger Platz vor dem Pallaste des Herzogs. Im Vorgrunde ein Pavillon. Im Hintergrunde der prächtige Pallast mit vielen Treppen und Ausſprüngen ꝛc. Es brennen einige Laternen.

Aſtolfo,

(das Schwert in der Hand.)

Da iſt die Höhle, in die der Tieger ſeine Beute geſchleppt hat! O Himmel, gieb, daß ich ihn finde, daß ich ſie ihm entreiße, daß ich ſie rette! Mag er dann immer meine Bruſt zerfleiſchen, und an meinem Blut ſich ſättigen!

(Er eilt nach dem Pallaſte. Julia, Laura, Carlos, Enrique treten ihm entgegen.)

Laura. Carlos.

Halt, Aſtolfo!

Enrique.

Halt, mein Sohn!

Aſtolfo.

Fort! Laßt mich! Ihr ſollt mich nicht halten! Ich will Julien retten oder ſterben!

Carlos,

(sie ihm zuführend.)

Sie ist gerettet.

Astolfo.

Julia!

Julia.

Astolfo!

Laura.

Das Frauenzimmer, das ich entführen sah, war nicht Julia.

Astolfo.

Ach, so habe ich von der Hölle nur geträumt, und erwache im Himmel!

Enrique.

Verweilen wir jetzt nicht länger hier! Dank sey dem Himmel, der alles so glücklich geleitet; laßt uns nun auch das Unsre thun. Alles ist vorbereitet zu eurer Flucht. Du mußt diese Nacht noch fort, Astolfo, und Julia begleitet dich.

Carlos.

Still! Es kommen Fackeln dort den Gang herauf. — Es ist der Herzog! — Wohin? Hier ist kein Ausweg! Du bist verloren, wenn er dich hier trifft! Wohin? (Er stößt die Thüre des Pavillons ein, und führt Astolfo und Julien hinein.) Schnell hier hinein! Fort! schnell! bis er vorüber ist.

(Laura und Enrique ziehen sich zurück.)

(Der Herzog kommt mit einigen Dienern, die Fackeln tragen.)

Herzog.

Endlich, endlich ist sie mein!
Tief durch mein geheimstes Leben
Fühl' ich mit Entzücken beben
Den Gedanken: sie ist mein!

(Er erblickt Carlos.)

Carlos! Wie? — Schnell fort von hier!
Doch nein! bleib! Du sollst's erfahren,
Und in treuer Brust bewahren,
Was ich anvertraue dir.

Sieh, hier in diesen Mauern,

In tief verborgner Gewölbe Schooß,
Wird meine Qual sich endlich enden,
Denn Julia ist in meinen Händen
Und ringt sich nimmer von mir los,
Und soll das Licht nicht wieder schauen,
Gehüllt in der Erde Nacht und Grauen,
Bis meine Leidenschaft erhört,
Gestillt die Gluth, die mich verzehrt!

Vielleicht wohl gar ist sie schon drinnen?
Fast klang's wie leise Worte mir! —

Carlos.

Weh uns! Was soll ich nun beginnen?
Wie schaff' ich ihn schnell fort von hier?

Herzog.

Was steh' ich zögernd denn noch hier?
Fort, hin, zu meinem Glück, zu ihr!

(Indem er auf den Pavillon zueilt und Carlos ihm ängstlich den Weg zu vertreten sucht, wird Leonella von zwei Vertrauten herbeige führt.)

Ha, sieh! Dort kommt sie! Von jener Seite
Naht meines Lebens Sonne mir!

(Ihr entgegen gehend.)

Vergiebst du einem Herzen, das im Streite
Mit der Sehnsucht Qual, des Verlangens Gier
Doch endlich der Verzweiflung Beute,
Von dir selbst besiegt,
Nun unterliegt?

(Er faßt ihre Hand.)

Ach, ohne dich heißt Tod mir Leben!

Leonella
(stößt seine Hand weg und entschleiert sich.)

Hinweg von mir!
Mir, mir habt ihr den Tod gegeben!
Ein jungfräulich Leben,
Das funfzig Jahr
Ohne Makel war,
So weiß und klar,
Wie des Schwans Gefieder!
Nun liegt es danieder,
Von Schimpf befleckt,
Von Schmach erschlagen!
Was wird man sagen?
Rasend Beginnen,

Hebt euch von hinnen!
Hinweg von mir!

Herzog.

Weh! wie ist mir! Leb' ich noch?
Spiel der Hölle, teuflischer Hohn,
Narr des Schicksals, des Unsinns Sohn,
Zufall, ha, verflucht seyst du!

Chor des Gefolges.

Ha, verwegnes Spiel der Hölle!
Da wir endlich nun zur Stelle,
Schiebst du uns die Alte zu!

Leonella.

Entführen mich lassen!
Ergreifen, umfassen
Von Männerhand!

Herzog.

So sollen auch Fürsten
Zum Balle nur dienen
In deiner Hand!

Carlos.

O Zufall, Beschützer!
Beschütz' uns auch weiter
Mit mächtiger Hand!

Herzog.

Dir als Knecht soll ich gehorchen?
Nein, dein Herrscher will ich seyn!
Mit Gewalt will ich's erzwingen,
Mit Gewalt mein Glück erringen,
Mit Gewalt sey Julia mein!

Carlos.

Herr, du weißt, des Ritters Degen
Ist bedrängten Frau'n geweiht; —
Drum zu Juliens Schutz bereit,
Tret' ich der Gewalt entgegen.

Herzog.

Ha, Verräther, der verwegen
Ohne Larve jetzt erscheint,
Nun erst kenn' ich meinen Feind!
Ja, du bist's, der mich verrathen,
Ja, du bist's, der mich betrogen,

Mich mit Freundes Schein belogen,
Und nach Schlangen Weise mich
Tückisch hinterrücks verwundet,
Schlange, ich zertrete dich!
Ueber deinen Leichnam hin
Führt der Weg zu Julien mich!

(Er dringt mit gezogenem Degen auf ihn ein und will ihn niederstoßen. Da stürzt Astolfo, hinter ihm Julia, aus dem Pavillon, und wirft sich ihm zu Füßen.)

Astolfo.

O, halt ein! Und nimm mein Leben!
Schon' ihn! rächе dich an mir!

(Enrique und Laura von der andern Seite. Enrique gleichfalls zu des Herzogs Füßen.)

Enrique.

Um des Sohn's, des Freundes Leben
Sieh mich flehend hier vor dir!

Herzog.

Wie? Astolf! du zeigst dich mir,
Der gewagt mit frechem Spiele
Seinen Herzog zu verhöhnen?

Julia und Laura.

Laß dich unser Flehn versöhnen!
Sieh im Staube uns vor dir!

(Sie knieen vor den Herzog hin; er eilt jedoch sogleich sie wieder aufzuheben.

Astolfo.

Ich bin schuldig, nimm mein Leben!
Rächе dich allein an mir!

Carlos.

Ich bin schuldig, nimm mein Leben!
Schon' ihn! rächе dich an mir!

Enrique.

Um des Sohn's, des Freundes Leben
Sieh mich flehend hier vor dir!

Leonella.

Solchen Geisterspuck vergeben?
Nein, das straft man nach Gebühr!

(Der Herzog steht schwankend und heftig bewegt.)

Enrique.

Denk, o Herr, an dein Versprechen!

Nimmer wollteſt du dich rächen,
Alles willig ihm verzeihn!

Julia, Laura, Carlos,
(bittend.)

Nimmer wollteſt du dich rächen!
Alles wollteſt du verzeihn!

Herzog,
(nach kurzer Pauſe.)

Ja, ich gab dir mein Verſprechen! —
Fürſtenwort ſoll heilig ſeyn! —
Wohl, Aſtolf, ich will verzeihn. —
(Er hebt ihn auf.)
Will den ſchweren Sieg erringen,
Will das eigne Herz bezwingen; —
(Er führt Aſtolfo zu Julien und vereinigt ihre Hände.)
Nimm ſie! — Mögt ihr glücklich ſeyn!

Doch bis dieſe Wunde heilt,
Die du meiner Bruſt geſchlagen,
O ſo gehet hin, und weilt

Fern von mir bis zu den Tagen,
Wo die Zeit mein Herz geheilt.

(Zu seinem Gefolge:)

Lasset Lieder jetzt erklingen
Weithin durch die stille Nacht,
Hörnerschall den Wald durchdringen
Daß das Echo dort erwacht.
Heller Tag soll sich entzünden
Ringsum in den dunklen Gründen,
Eurer Liebe Fest zu künden —

(Sich zu Julien wendend, und auf sein Herz deutend:)

Hier doch, Julia, bleibt es Nacht!

(Zahlreiches Gefolge des Herzogs kommt herbei. Tänzer und Tänzerinnen. Der Pallast und Garten wird erleuchtet.)

Chor der Gefolges.

Laßt Lieder erklingen

Hinaus in die Nacht,
Auf luftigen Schwingen,
Die Felſen durchdringen,
Daß Echo erwacht!
(Waldhorntöne aus der Ferne als Echo.)

Die Gärten.

Das Waldthal entzünde
Der feſtliche Glanz,
Und zierlich verwinde
Wie Blumengebinde
Durchs Feſt ſich der Tanz!
(Echo wie oben. Tanz.)

Chor des Gefolges.

Laßt Lieder erklingen
Hinaus in die Nacht,
Auf luftigen Schwingen

Die Felsen durchdringen,
Daß Echo erwacht!

Männlicher Chor.

Das Waldthal entzünde
Der festliche Glanz,
Und zierlich verwinde
Wie Blumengewinde
Durchs Fest sich der Tanz!

Weiblicher Chor.

Des Sturmes Tosen
Hat Liebe besiegt;
Nun blühen die Rosen
Vom freundlichen Kosen
Des Zephirs gewiegt.

Ganzer Chor.

Drum Heil sey der Liebe!

Dem Fürſten ſey Heil,
Der mehr noch errungen,
Der ſelbſt ſich bezwungen!
Dem Herzoge Heil!

Die Schatzgräber.

Eine Erzählung.

1819.

I.

An den Herrn Kammergerichtsrath Hofmann in Berlin.

(Verfasser der Fantasiestücke in Callots Manier ꝛc.)

Verehrter Freund!

Ich habe Ihrem Treiben lange, wenn auch nicht immer freundlich, doch schweigend zugesehen; ich habe sogar Ihnen zu Liebe Ihre Fantasiestücke gelesen — das Mährchen vom goldnen Topf ausgenommen, was Sie mir nicht verübeln werden. Als ein Bekannter mir von dem Archivarius erzählte, der zugleich ein Salamander seyn sollte, da bin ich, nach Aussage des Bekannten, und zum Schrecken desselben, ganz leichenblaß geworden, und habe auf der Stelle beschlossen, diese Historie nicht zu lesen, und

zwar in der That nicht bloß um meinetwillen, sondern auch um Ihrentwillen, denn ich mochte Sie, als einen Freund, den ich sonst sehr werthschätze, hier nicht auf einem solchen fahlen Pferde ertappen. — Ich habe mir auch in diesen Fantasiestücken sonst viele wunderliche Dinge gefallen lassen, wie z. B. den Ritter Gluck, mit dem Sie unter den Zelten in Berlin gesessen haben wollen, obgleich die ganze Welt weiß, daß dieser Mann bereits Anno 1787 den 15ten November in Wien verstorben ist; denn hier, merkte ich wohl, lag eine satyrische Absicht versteckt, also gewissermaßen ein praktischer Zweck und Nutzen, wobei man sich folglich doch etwas denken konnte; allein jetzt halt' ichs nicht länger aus, und kann nicht länger schweigen! Sie treiben es zu toll!

Da fällt mir gestern Abend zufälligerweise ein kleines Buch in die Hände, benannt: Wintergarten auf das Jahr 1815, herausgegeben von St. Schutze; darin finde ich eine Historie von Ihnen, unter dem Titel: Ein Fragment aus dem Leben dreier Freunde. „Gut!" denke ich, nachdem ich die ersten zwei Seiten flüchtig durchlaufen habe — „das fängt ganz vernünftig an; das ist vielleicht etwas, was man mit

Vergnügen lesen und mit gutem Gewissen loben kann, wenn man einmal wieder mit dem Verfasser zusammenkommt — denn loben lassen sich die Herrn Schriftsteller nun einmal gern " — ziehe meine Schlafmütze über die Ohren, zünde meine Gutenachtpfeife an, und setze mich hin, um etwa noch ein halb Stündchen vor Schlafengehen zu lesen. Aber wie bekam mir das! Erstlich wurden aus dem halben Stündchen zwei Stunden; denn wie ich einmal angefangen hatte zu lesen, konnte ich nicht eher wieder aufhören, als bis die Geschichte zu Ende war, und zweitens konnte ich nachher die ganze Nacht nicht schlafen vor Aerger. Sagen Sie mir ums Himmelswillen, werther Freund, wie können Sie aus einem so einfachen Factum eine ganze Historie herausspinnen, an der nicht ein einziges oder vielmehr nur ein einziges wahres Wort ist? und doch die Sache durch allerlei Finten und Kunstgriffe so glaubwürdig machen, daß man denkt, man liest eine wahre Geschichte? Wie können Sie dieß wagen, da Sie wohl wissen müssen, daß noch ein Zeuge dieses Factums vorhanden, der nun alle Augenblicke auftreten und Sie vor der ganzen Welt zu Schanden machen kann? Oder haben

Sie es etwa vergessen, daß ich im Thiergarten neben Ihnen saß, als das hübsche Mädchen von dem jungen Manne heimlich ein Briefchen erhielt und in den Busen schob, und als sie hernach beim verstohlnen Lesen so roth wurde, und ihr die großen Thränen in den schönen Augen perlten? Haben Sie es vergessen, daß wir uns Beide hernach in Vermuthungen erschöpften, was das zu bedeuten haben möchte? Haben Sie es vergessen, daß ich einige Zeit darauf Ihnen vertraute, wie ich den Vater des Mädchens und die ganze Familie kennen gelernt, und sogar bei ihm auf seinem alten Schlosse 14 Tage zum Besuch gewesen sey? Ich bitte Sie, was soll aus der Wahrheit und Glaubwurdigkeit und somit aus der Würde der Geschichte werden, wenn sich jeder Schriftsteller solche Erdichtungen erlaubt? Wie? — Poesie! — Fantasie! — Ach, es stände besser um Wissenschaft und Staat, wenn die Poesie und die Fantasie gehörig unter polizeiliche Aufsicht gestellt wären! — Fantasie! Aus der Fantasie kommt eben alle Confusion in der Welt her. Und welchen Nutzen hat denn wohl das bürgerliche Leben von ihr? Wann hat sie denn wohl jemals Jemanden etwas eingebracht, als etwa

einem armen Poeten ein armseliges Buchhändlerhonorar? Wie?? — (Daß Sie es mit Ihrer Fantasie, oder trotz aller Fantasie dennoch bis zum Kammergerichtsrath gebracht haben, gehört unter die Dinge, über die sich der Vernünftige nie genug verwundern kann.) Nein, ich schweige nicht länger! Ich fühle mich in meinem Gewissen verbunden, der Welt die Wahrheit zu offenbaren, da ich den Zusammenhang der ganzen Geschichte aufs allergenaueste erfahren habe, und sende Ihnen hiermit eine aufrichtige und wahrhafte Erzählung derselben zu, auf daß Sie, wenn Sie, wie ich hoffe, Ihr leichtsinniges Verfahren bereuen, dem Herausgeber einer Zeitschrift oder eines Taschenbuchs — ich habe keine Bekanntschaft unter diesen Leuten — dieselbe zusenden und ein solcher sie abdrucken lassen kann, zur Steuer der Wahrheit und zum Beweis, daß er an solchen Erdichtungen und Verfälschungen keinen Antheil hat.

Die Sache aber verhält sich folgendergestalt:

2.

Im jetzigen Herzogthum Sachsen liegt ein altes Schloß, seit uralten Zeiten der Familie von Scharneck zugehörig, hoch oben auf dem breiten Rücken einer beträchtlichen Anhöhe, von welcher man auf die dunkelbelaubten Hügel, hellgrünen Wiesengründe und bunten Felder in der Nähe, und auf die blauen, stattlichen Berge in der Ferne, wie auf ein Paradies hinabschauet.

Rundum so weit das Auge reichte, und bis an die blauen Berge hin war das gesegnete Thal mit allen Dörfern und Schlössern, Wäldern und Feldern einst das Eigenthum der Scharnecke gewesen; dem jetzigen Besitzer aber, Herrn Wolfgang von Scharneck, gehörte nur noch ein gar kleiner Theil davon, auf dem überdies eine große Schuldenlast haftete, so daß Herr Wolfgang mit den Seinigen in dürftiger und, besonders seit den letzten bösen Kriegsjahren, fast drückender Eingeschränktheit lebte.

Hier geschah es nun einst, es war am Abend des ersten Mais 1816, daß die Familie nach dem Abendbrod in dem großen Wohnzimmer ganz still beisam-

men saß und jeder für sich trübseligen Gedanken nachzuhängen schien. Herr Wolfgang hatte endlich den Entschluß erkämpft, ein entlegenes Vorwerk, welches ihm wegen der Jagd, seiner Familie aber besonders wegen des Fischzugs und Dohnenstrichs sehr am Herzen lag, seinem bedeutendsten und härtesten Gläubiger, einem benachbarten Gutsbesitzer abzutreten, an dessen Besitzungen es gränzte, und der schon längst danach Verlangen trug. Er ging, an die schöne Jagd denkend, halb traurig, halb grimmig mit großen Schritten auf und ab, und blies starke Dampfwolken aus der Pfeife. Seine Frau blickte von ihrer Arbeit öfters besorgt zu ihm hinüber. Sie sah wohl, daß etwas Unangenehmes ihn bewegte, und bebte, nur Unglücks gewohnt, vor einem neuen zurück, das vielleicht schon vor ihr stand und ihr unbewußt seine Hände nach ihrem ohnedieß so hart gepreßten Herzen ausstreckte. Dazu kam noch, daß Morgen der 19te Mai, Herrn Wolfgangs Geburtstag war. Ihre Augen füllten sich mit bittern Thränen, indem sie daran dachte, daß sie diesmal das Fest so dürftig begehen, daß sie diesmal sogar Verzicht darauf thun mußte, ihren Mann, wie sonst wohl, mit

der Befriedigung irgend eines abgelauschten Lieblingswunsches zu überraschen.

Mathilde, die älteste Tochter, der die nassen Augen der Mutter nicht entgingen, unterdrückte schnell ihren Wunsch, des sonnenhellen Abends noch im Freien draußen froh zu werden, küßte schweigend die Hand der geliebten Mutter, und setzte sich neben sie, um eine kunstreiche Stickerei zu vollenden, die für den Vater bestimmt war. Ihre Gedanken aber schlüpften bald aus dem engen Zimmer und schlugen den Weg nach Berlin ein; denn dort hatte sie sich eine Zeitlang bei einem Freunde ihres Vaters aufgehalten, und war vor kurzem erst zurückgekehrt.

Der jüngern Tochter, Elisabeth, bedünkten zwar gleichfalls die goldnen Strahlen, die sich durch das Weinlaub am Fenster drängten und ihr fröhliches Spiel an der grauen Stubenwand zu treiben schienen, als eben so viele Boten, die sie hinaus rufen wollten: das Gezwitscher der Vögel in der großen Linde auf dem Hofe sprach auch die freundliche Einladung noch viel deutlicher aus; allein, da sie an Vater, Mutter und Schwester so ernste, oder gar traurige Gesichter wahrnahm, meinte sie, es gezieme sich nicht anders,

als ein wenig traurig zu seyn mit den Traurigen, schlich daher, die muthwilligen Augen gar ehrbar zur Erde niederschlagend, nach ihrem Strickzeuge und setzte sich anständig seufzend neben ihre Schwester.

Von allen Anwesenden war es der 12jährige Kurt allein, der von dem, was etwa um ihn her vorging, wenig Kunde nahm. Denn nachdem er knieend eine Weile in einem großen Buche geblättert hatte, das aufgeschlagen im Großvaterstuhl lag, sprang er auf, griff schnell ein übriggebliebenes Stück Brod vom Tische und eilte damit zur Thür hinaus in den Garten.

Herr Wolfgang aber stand endlich vor dem Bilde seines Ahnherrn still, das in der Eisenrüstung ernst und mild von der Wand herabschaute, betrachtete es lange, dann nickte er dreimal mit dem Kopfe, ging langsam und dem Anschein nach ganz ruhig nach seinem Schreibtische, wo er alsbald ein Buch in Quarto hervorzog, und es aufschlug. — Es war: I. N. I. Opus Mago-Cabalial. et Theosoph; darin der Ursprung, Natur, Eigenschaft und Gebrauch des Salzes, Schwefels und Mercurii in 3 Theilen

beschrieben etc. — Nachdem er eine Weile sinnend die Hand darauf gelegt hatte, setzte er sich zum Lesen nieder.

Und in dem Zimmer war es nun ganz still, und niemand unterbrach die Stille als Waldmann, der Hühnerhund, der unter dem Tische lag und zuweilen das lange Behänge schüttelte.

Da fuhr auf einmal rasch ein Wagen in den Hof. Elisabeth sprang ans Fenster. Ach, rief sie, wer mag das seyn! Die prächtigen Rothschimmel! und der schöne grüne Wagen. Mathilde war gleichfalls aufgestanden, um nach dem Fenster zu gehen; allein bei ihrer Schwester letzten Worten setzte sie, wie vom plötzlichen Schreck ergriffen, sich schnell wieder auf den Stuhl, die zart gerötheten Wangen entfärbten sich ein wenig, und das seidne Tuch, welches züchtig Hals und Busen bedeckte, gerieth in ungewöhnliche Bewegung.

Aus dem Wagen aber stieg zur Verwunderung der Zuschauer — Herr Wolfgang war indeß auch ans Fenster getreten — mit abgezogener Mütze und unter vielem Hin- und Her-wenden und Verbeugen Herr Heimken, Haushofmeister, Kammerdiener, Jäger,

Gärtner und Verwalter auf Schloß Scharneck, und eilte nach der Hausthür.

„Aber, lieber Vater,“ rief Elisabeth „wie kommt unser Heimken zu dem schönen Wagen?“ Der Vater hatte nicht Zeit, etwas zu erwiedern, denn Herr Heimken machte bereits hastig die Thür auf, blieb jedoch mit geöffnetem Munde in derselben stehen, denn es überkam ihn ein heftiges, dreimaliges Niesen. Schnell griff er nach der Tasche, das Schnupftuch heraus zu ziehen, doch mit dem Tuche zugleich gab die Tasche ihren ganzen übrigen Inhalt her, der in einer Tabackspfeife nebst Tabacksbeutel, einigen Aepfeln, einem Stück Brod und mehreren kleinen Schlüsseln und zusammengewickelten Papierchen bestand und sich alsbald auf den Fußboden unther verstreuete. „Halten zu Gnaden!“ rief er „bitte tausendmal unterthänigst um Verzeihung!“ und sprang hinzu, die Flüchtlinge aufzulesen und wieder in Gewahrsam zu bringen. Elisabeth half ihm unter lautem Kichern. In der Eile und Verwirrung des Augenblicks aber beförderte er Alles, was er aufhob oder jene ihm zureichte, in die andere linke Tasche, die unten mit einem bedeutenden Loche versehen war, und so suchte

Alles, was er hineinsteckte, in demselben Augenblick wieder von neuem das Weite.

„Heimken!“ rief Herr Wolfgang, der sich doch eines Lächelns nicht erwehren konnte, „Plagt ihn der Böse? So red' er doch! Was ist das für ein Wagen?“

Herr Heimken lief einem Aepfelchen nach, das munter über die Dielen hinrollte und schrie: „O du Herr und Schöpfer! das wars ja eben, was ich melden wollte, und dies und das! Und zugleich bittet er ja um Erlaubniß aufzuwarten.“

„Der Wagen?“ fragte Elisabeth lachend. „Halten zu Gnaden!“ erwiederte jener, indem er mit dem Schnupftuch einige Brodkrumen und andern Bodensatz der ausgeleerten Tasche bei Seite stäubte — „ich meine der drinn sitzt! Vom feinsten Kaliber! F, f! — Nun werden wir, Gott sey Dank, den bösen Nachbar los. Der Herr kauft Schönhain. Halten zu Gnaden! Ich begegnete ihm draußen an der großen Steineiche; er ließ halten und fragte nach dem Wege und dies und das, und da ich ihm nach Kräften Bescheid gab, mußte ich mich durchaus zu ihm setzen, ja ich mußte. Und zugleich läßt er

um Verzeihung bitten von wegen der unschicklichen Zeit zu seinem heutigen ersten Besuch; er müsse aber, sagt er, nothwendig noch vor der morgenden Punktation mit dem gnadigen Herrn sprechen und dies und das."

Schönhain also? sagte Herr Wolfgang mit merklich glatterer Stirn.

Schönhain? wiederholte Fräulein Mathilde mit bebender Stimme.

„Schönhain. Ja," bekräftigte Herr Heimken. „Gott sey Lob und Dank! Und zugleich habe ich einen Thon entdeckt, der mir ganz aussieht, als würd' er feine feuerfeste Tiegel geben."

„Nachber!" rief Herr Wolfgang „Jetzt mach er, daß er wieder hinunter kommt. Was soll der Mann denken? Wird mir sehr angenehm seyn!"

Heimken war schon draußen auf der Treppe.

„Bring mir meinen grunen Rock" fuhr Herr Wolfgang fort „und meine Stiefeln mit den silbernen Spornen dort in die Kammer, Lieschen! Ich kann den Mann doch nicht in Pantoffeln empfangen."

Mathilde umarmte in freudiger Beklommenheit ihre

Mutter; Elisabeth sprang nach Rock und Stiefeln und dann wieder ans Fenster.

Herr Wolfgang trat eben umgekleidet aus der Kammer, als Heimken die Seitenthür weit aufmachte, und mit einem tiefen Bückling den Besuchenden hereintreten liess.

Es war ein wohlgewachsener junger Mann, von einfachem aber edlem Anstande, und es that ihm bei Herrn Wolfgang eben keinen Eintrag, daß er, wie dieser, einen grünen Rock und lederne Beinkleider trug. Er stellte sich als einen Sohn des verstorbenen Finanzraths Waring, eines Jugendfreundes des Herrn von Scharneck vor, begrüßte sehr ehrerbietig Fräulein Mathilde, die er schon in Berlin einige Male gesehen zu haben versicherte, und bat dann, indem er seinen Ankauf von Schönhain kund machte, um nachbarliche Freundschaft.

Herr Wolfgang hieß den Sohn seines alten Freundes mit Herzlichkeit willkommen. Heimken brachte zwei gestopfte Pfeifen herbei, wovon er eine dem Besuchenden anbot, der sie nicht ausschlug. Elisabeth schenkte flink in zwei weite Deckelgläser Bier ein, stellte sie mit einem Knix vor ihnen auf den groben

nußbaumenen Tisch und verließ dann mit Mutter und Schwester das Zimmer. Waring hat sich nun in Angelegenheiten seines Kaufs über Verschiedenes den Rath des Herrn von Scharneck aus: dies verwickelte beide in ein weitläufiges Gespräch, und es war bereits ganz finster geworden, als jener sich empfahl, und vom Herrn Wolfgang, der mit seiner neuen Bekanntschaft wohl zufrieden schien, sehr freundschaftlich ersucht wurde, recht bald wiederzukommen.

„Nun“ sprach dieser, von der Begleitung zurückkehrend „wie gefällt euch unser neuer Nachbar?“

Frau von Scharneck und Elisabeth versicherten beide, daß er ihnen recht wohl gefiele. „Nur das gefällt mir nicht ganz“ setzte die letztere hinzu, daß er so ernsthaft aussieht und es doch eigentlich nicht ist.

Nicht ist? Wie so? fragte die Mutter mit einem Blick auf Mathilden.

Lieschen lachte und sprach: „Ich kenne meine Leute. Haben Sie ihm denn nicht in die Augen gesehen? Wenn der nicht den Schalk im Nacken hat, so fahr' ich noch heut auf dem Himmelswagen mit der krummen Deichsel spazieren!“

„Und du schweigst ganz, Mathilde?“ sprach Herr

Wolfgang „du solltest doch am meisten von ihm zu sagen wissen, da du ihn schon kennst."

Mathilde stand mit rother Glut übergossen wie eine Rose im Abendsonnenstrahl, und sagte mit etwas ungewisser Stimme: „Ja, lieber Vater, ich habe ihn einige Male beim Geheimerath Asling gesehen." *)

„Nun, und wie gefällt er Dir?"

„Es ist ein recht artiger Mann, lieber Vater!" lispelte Mathilde.

„O ja, das ist er," rief Elisabeth, „und wohl noch mehr, und du brauchst darum nicht gleich auszusehen wie Vollmond im Kalender!"

Der Vater sah mit einem halb unterdrückten Lächeln Mathilden von der Seite an, heftete dann die Augen eine Weile nachdenklich an den Boden und wandte sich endlich mit einem raschen Kopfschütteln von ihr ab, und zu dem Haushofmeister, der wartend an der Thür stand.

---

*) Sehen Sie! Der Mann, in dessen Hause Mathilde in Berlin und mit dem sie auch an dem bewußten Abende im Thiergarten war, ist wirklich der Geheimerath Asling, und das ist das einzige wahre Wort in Ihrer Geschichte, B. Z!

„Nun wie wars denn, Heimken“ sprach er „von wegen drs feuerfesten Thons?“

Heimken stand schon vor ihm, und packte einige in Papier gewickelte Proben aus.

„Ich meine, er käme eben recht;“ fuhr Herr Wolfgang fort — „das Buch, das er mir gebracht hat, scheint wichtige Aufschlüsse zu geben.“

„Halten zu Gnaden!“ sagte Heimken und legte den Finger bedeutungsvoll an den Mund — „ich dachte es wohl. Und zugleich liegt mir seit einigen Tagen eine Ahnung in den Gliedern, daß wir nun in der That bald dem ächten grün-güldischen Löwen auf der Fährte seyn werden, und dieß und das.“

Herr Wolfgang nahm ein Licht und das Buch von seinem Schreibtische, winkte seinem getreuen Knappen ihm zu folgen, und begab sich nach seinem Zimmer. Kopfschüttelnd und seufzend sah Frau von Scharneck ihnen nach.

3.

Es mochte wohl schon etwas über ein Jahr her seyn, daß Herr Heimken, der nach vollbrachtem Tage-

werk des Abends gern noch ein Stündchen in irgend einem kuriosen Buche zu lesen pflegte, eines Tages, da er den Abend zuvor eben den historischen Schauplatz sehr merkwürdiger Geschichten von unterirdischen Schätzen (Hannover 1741.) zu Ende gelesen hatte, nach neuer Nahrung suchend, auf den Boden gestiegen war, wo eine zahlreiche, von dem Großvater des Herrn von Scharneck hinterlassene Büchersammlung in einem Winkel dem Zahn der Zeit und den Motten und Mäusen preisgegeben lag, und dort in einem etwas sorgfältiger verwahrten Korbe einen Traktat von der Kunst Gold zu machen gefunden und mit sich genommen hatte.

Je weniger er von diesem Buche verstand, desto lebhafter nahm es mit den zwischen eingedruckten wunderlichen Zeichen und Figuren seine Einbildungskraft in Anspruch. Er suchte weiter nach in dem Korbe, und fand ihn ganz mit Büchern von ähnlichem Inhalte angefüllt. Begierig fiel er darüber her, blätterte alle durch, las in diesem eine Seite, in jenem ein Kapitel, merkte aber doch endlich wohl, daß es ihm nicht möglich sey, in dieser Sache ganz allein zum Verständniß zu gelangen; er eröffnete

daher seinem Herrn die wichtige Entdeckung, die er gemacht, und legte ihm seine darauf gebauten Luftschlösser in einem umständlichen Auf- und Abriß vor Augen.

Unglück macht zweifelsüchtig und leichtgläubig zugleich. Herr von Scharneck hörte die Mittheilungen seines Dieners im Anfang nur mit einem mitleidigen Lächeln an, und ließ sich kaum bewegen, den gefundenen Bücherschatz in Augenschein zu nehmen; allein als er davor stehend endlich doch von Neugier bewogen ein und das andere Buch aufschlug, erst darin nur zu blättern, bald aber darin zu lesen anfing, da ergriffen auch ihn die wunderbaren Zeichen und Figuren, die dunkeln, kaum verstandenen Worte mit Macht, und zogen ihn mit Zauberarmen hinein in ihren geheimnißvollen Kreis. Die Bücher wurden mit hinabgenommen und fleißig studirt.

Mancherlei seltsame Geschichten, seinen Großvater betreffend, die er als Kind von einem alten Diener des Hauses vernommen hatte, traten jetzt wieder aus seiner Erinnerung lebhaft hervor, und erzeugten mit den zuversichtlichen Verheißungen und nur halb ausgesprochenen Ahnungen jener Bücher rosenfarbene

Hoffnungen, die bei Tage wie freundliche Genien mit ihm gingen, und des Nachts als Träume gekleidet an seinem Bette standen.

Was seinem Großvater, nach der Sage, bereits zur Hälfte gelungen war, das konnte ihm ja ganz gelingen, und ihm vielleicht war es vorbehalten, den alten Glanz des Scharneckschen Hauses wieder herzustellen. Er las und las mit jedem Tage eifriger, und mit jedem Tage heftiger ward in ihm die Begier immer mehr zu lesen und sich mit der göttlichen Kunst zu befreunden. Doch fühlte er bald, daß es nur durch eigene Versuche möglich sey, in ihre geheimsten Tiefen einzudringen, und diese Versuche ins Werk zu stellen, wurde nun sein Sinnen und Trachten bei Tag und bei Nacht.

Das zu den chemischen Arbeiten erforderliche Material war hoffentlich aus der benachbarten Stadt herbei zu schaffen; es kam ihm also vorläufig nur darauf an, einen schicklichen Ort zu finden, wo sie sicher und ungestört unternommen werden könnten.

Er wußte, daß das Laboratorium des Großvaters in dem jetzt gänzlich unbewohnten linken Flügel des Schlosses befindlich gewesen war. Dort hatte de

Tod den Alten überrascht, und sein Sohn, dem das geheimnißvolle Treiben des Vaters, das er längst gehaßt, jetzt auch als die Ursache seines Todes erschien, hatte auf der Stelle den Eingang zu dem Laboratorium vermauren lassen. Diesen Eingang nun aufzusuchen und wieder zu eröffnen, beschloß Herr Wolfgang nach reiflicher Erwägung mit seinem Diener; denn dort durfte er hoffen, alle zu seinem Zweck dienliche Bequemlichkeit, Ruhe und Verborgenheit zu finden.

An einem frühen Morgen suchte er daher die verrosteten Schlüssel zu den Zimmern des linken Flügels hervor und machte sich, begleitet von seinem Knappen, beide mit den nöthigen Werkzeugen versehen, auf den Weg dahin. Da er nicht wußte, in welcher Gegend des weitläufigen Gebäudes das Laboratorium sich befand, so waren sie genöthiget, alle Zimmer, alle Gewölbe und Kammern desselben zu durchsuchen. Ueberall fanden sie noch die Spuren alter Pracht theils in den von Stein gehauenen reichen Zierrathen der Mauern, theils in den Ueberbleibseln vergoldeter oder gemalter Tapeten, die noch an den nackten Wänden hingen, oder in dem zierlich

geschnitzten Täfelwerk, das noch unversehrt die Decken und Seitenwände der Zimmer bekleidete; doch die vermauerte Thür war nirgends zu finden.

„Halten zu Gnaden“ sagte Herr Heimken, als sie wieder unten auf dem Hausflur standen, von wo ihre Untersuchung ausgegangen war — „das geht nicht mit rechten Dingen zu, und zugleich fürcht' ich fast, daß uns dieser und jener die Augen verblendet!“

Indem fiel Herrn Wolfgang in einem dunkeln Winkel hinter der Wendeltreppe eine kleine eiserne Thür in die Augen. „Seltsam!“ rief er. „Ist mir doch, als hätt' ich diese Thür noch nie gesehen! auch vorhin sind wir hier dicht vorbei gegangen.“ —

„Das kommt auf meine Rede!“ fiel Heimken ein. „Diese Thür aber ist mir wohl bekannt“ fuhr er fort — „denn der alte Jakob, Gott hab ihn selig, zeigte sie mir einmal und sagte, hier wäre vor alten Zeiten die Marterkammer gewesen, und möge er keinem Menschen rathen, diese Thür zu öffnen, und dies und das!“

Herr Wolfgang aber war schon dabei und versuchte seine Schlüssel. „Heimken,“ sprach er „hier finden wir das Laboratorium!“

„Was wir hier finden werden" erwiederte jener, „das weiß Gott, der uns gnädig beistehen wolle, aber des seligen Herrn Großvaters Laboratorium gewißlich nicht!"

Der rechte Schlüssel zeigte sich endlich. Die Thür ging knarrend auf. Herr Wolfgang trat unerschrocken in das düstre Gewölbe. Heinken folgte zitternd. Auch hier keine Spur eines vermauerten Eingangs. Doch jener, der für Alles gesorgt hatte, zog sein Feuerzeug hervor, zündete ein mitgebrachtes Licht an und untersuchte genauer. Da entdeckte er in der hintern Wand des Gewölbes eine große Steinplatte und auf derselben stand in flach erhabener Arbeit eine weibliche Figur. In der einen Hand hielt sie ein Schwert, in der andern etwas, das einem großen Schlüssel ähnlich sah; zwei Schwerter steckten in ihrer Brust. Zur Seite neben ihrem Kopfe standen die Buchstaben: J. W. E.

„Wie?" rief Herr Wolfgang, „sollte dies vielleicht der Eingang seyn?"

„Halten zu Gnaden" sprach Heinken ängstlich — „das ist ja da das Zeichen, wo wir sind. Das ist die Blutjungfer. Sehen Sie nicht? Und zugleich trägt

sie in der Rechten das Schwert, in der Linken die Daumschrauben und dies und das!"

Herr von Scharneck ergriff das Brecheisen, welches Heimken in der Hand hatte, und stieß damit stark gegen die Steinplatte. Es klang hohl. Er wiederholte den Stoß. Da erhub sich plötzlich unter seinen Füßen ein seltsames Geräusch und dumpfes Gepolter, das ein paar Sekunden anhielt; dann war Alles wieder still. Betroffen trat er einen Schritt zurück. Leichenblaß packte Heimken seinen Rockschooß. Eine Eule aber, die in einem Mauerloche über dem Bilde ihre Wohnung aufgeschlagen hatte, schoß jetzt in ihrer Ruhe gestört zischend und mit dem Schnabel klappernd hervor, streifte dicht an Heimkens Kopfe vorüber, und suchte durch eine zerbrochene Fensterscheibe das Weite. „Alle guten Geister! und dies und das!" schrie dieser und sank vor Schreck in die Kniee. Im nächsten Augenblick aber raffte er sich wieder empor und stürzte nach der Thür! doch, da er dabei immer rückwärts nach dem Steinbilde schauete, rannte er heftig gegen ein altes Topf- oder Schüsselbret, das seitwärts an der Wand stand. Prasselnd brach das morsche Gerüst zusammen. „Sey uns gnä-

dig und barmherzig!" schrie Heimken. Herr Wolfgang aber erblickte, sich umwendend, an der nun freien Wand sogleich ein Stück neuere Mauer. Freudig rief er Heimken zu: „Gefunden!" Doch Heimken hörte nicht, sondern sprang davon wie ein Besessener. Herr Wolfgang, welcher fürchtete, daß er das ganze Schloß in Aufruhr bringen möchte, lief ihm nach. Allein Heimken, der nicht anders meinte, als die Blutjungfer sey ihm schon an den Fersen, rannte nur desto unsinniger. Erst auf dem Hof gelang es jenem, ihn einzuholen, und nur mit vieler Mühe war er zur Rückkehr zu bewegen.

„Und zugleich weiß mein Schöpfer" sprach er, sich den Schweiß von der Stirn wischend, „daß ich sonst nicht eben furchtsam bin. Aber diese steinerne Blutjungfer kommt mir so über die Maaßen gräulich und entsetzlich vor, — mit rechten Dingen geht es auch, wie gesagt, hier nicht zu! — Denn woher kam denn auf einmal das unterirdische Toben und Wüthen unter unsern Füßen und dieß und das?"

Das wußte nun freilich Herr Wolfgang eben so wenig zu erklären; indeß versprach er ihm vorläufig, das Bild mit nächstem ganz von der Stelle schaffen

zu lassen, und so kehrten Beide nach dem Gewölbe zurück und machten sich daran, die vermauerte Thür zu eröffnen, wobei Heimken sich jedoch wohl in Acht nahm, dem Bilde den Rücken zuzuwenden.

Die Mauer war von geringer Stärke. Bald fiel der erste Stein dumpf polternd nach Innen hinein und machte eine Oeffnung, durch welche Herr von Scharneck alsbald zu seiner Freude in ein geräumiges, und wie es schien, mit Allem wohlversehenes Laboratorium hineinschauete. Auch Heimken guckte hinein, zog aber schnell wieder den Kopf zurück und rief: „Verdammte Fratzen überall! Kaum steckt man hier seine Nase wohin, so grinzt einem auch schon ein abscheuliches Gesicht entgegen!“ Er zeigte dabei durch die Oeffnung nach einem in der Mitte des Laboratoriums stehenden runden Tische hin, der mit einem grünen Teppich bedeckt war, und dessen drei Füße unten in drei seltsam verzerrte und mit lebendigen Farben angemalte Teufelslarven ausgingen, welche unter der Decke hervorschauten.

„Halten zu Gnaden!“ fuhr er fort — „ists nicht als hätte der Kobold so eben auf unser Geräusch erst den Teppich aufgehoben und lauschte unter dem Tische

hervor, was es wohl gäbe? Sehen Euer Gnaden nur, wie tückisch der Satan lächelt, als sprächʼ er: kommt nur herein; ihr seyd auch mein! Hungrig mag er freilich geworden seyn in den funfzig Jahren, daß kein menschlicher Fuß, geschweige denn eine menschliche Seele da hinein gekommen ist!"

„Heimken" sagte Herr Wolfgang sehr ernst — „er treibt albernes Geschwätze!" Heimken aber war mit Händen und Füßen schon wieder bei der Arbeit, und that, als hätte er es nicht gehört.

Die Oeffnung war jetzt weit genug, um ihnen den Eingang zu verstatten. Sie traten hinein. Alles lag und stand umher, als wäre der Herr und Meister eben in einem Experimente begriffen und nur auf einen Augenblick hinaus gegangen. Eine gläserne Retorte, mit ihrer Vorlage auf dem Destillirknecht daneben, lag im Sandbade auf dem Kapellenofen; Kohlen im Korbe zur Seite; auf dem Tische ein aufgeschlagenes Buch, der Blasebalg und mancherlei Geräthschaft; eine Flasche mit gestoßnem Schwefel schien eben gebraucht worden zu seyn; sie stand noch offen, der Stöpsel lag dabei. Ein großer Schrank mit Glasthüren, der gleichfalls offen stand, enthielt

eine Menge groſser und kleiner Büchsen, Flaschen und Gläser, deren Inhalt mit rother Farbe auſsen angeschrieben war. Schmelztiegel, gläserne und irdene Kolben und Retorten von verschiedener Form, Mörser, Trichter, Reibeschalen standen und lagen umher. Es fehlte an nichts. Auch war dafür gesorgt, daſs kein neugieriger fremder Blick von Auſsen das Heiligthum entweihen konnte, denn seine Fenster schauten in einen kleinen, rings von hohen Mauern umgebenen Hof, in welchen man nur durch jenes selbst gelangen konnte.

Mit groſsem Vergnügen sah sich nun Herr Wolfgang im Besitze eines trefflichen Laboratoriums und zum Beginn der Arbeiten, nach welchen sein Sinnen und Trachten ging, mit allem Erforderlichen reichlich ausgerüstet. Der gröſste Theil des Vormittags ward dazu angewendet, die Werkstätte, aus welcher der Name des Scharneckschen Hauses, gleichsam mit neuer Vergoldung versehen, frisch glänzend wieder hervor geben sollte, von dem funfzigjährigen Staube zu säubern, und am Abende desselben Tages schon stieg der Rauch, neues Leben verkündend, wieder aus der Esse empor.

Herr Wolfgang theilte nun seine Zeit ein. Der Morgen fiel den landwirthschaftlichen Geschäften oder der Jagd, der Nachmittag aber regelmäßig den chemischen Versuchen anheim, und obgleich sich jetzt nach Verlauf eines Jahres noch immer kein erwünschtes Resultat ergeben wollte, so verlor er drum doch den Muth nicht, sondern nannte diese Zeit sein Lehrjahr, und schaute dem nun kommenden mit der fröhlichsten Hoffnung und Erwartung entgegen. „Denn," pflegte er zu sagen, „Beharrlichkeit findet an der Zeit einen sichern und treuen Bundesgenossen."

Seine Frau theilte diese Hoffnung keineswegs mit ihm, sondern sah seinem Treiben, das ihr sogar ein wenig unheimlich vorkam, mit Bekümmerniß zu; denn sie merkte wohl, daß das Feuer in der Küche immer spärlicher brannte, je lustiger im Laboratorium geheizt wurde, und wagte deßhalb einmal eine leise Erinnerung. Allein Herr Wolfgang setzte ihr sehr klar auseinander, daß es wenigstens seine Pflicht sey, diesen letzten Versuch der Rettung nicht von der Hand zu weisen, und Herr Heinken sprach: „Halten zu Gnaden, der Mensch muß seinerseits dem

Glück auch eine Handhabe reichen, bei der es ihn fassen kann, sonst darf er sich nicht verwundern, wenn es vorbeiläuft; denn es ist eilig, und hat in der Welt viel zu thun, besonders seitdem die Lotterie erfunden ist, und dies und das!"

4.

Der neue Nachbar, Herr Waring, hatte indeß Schönhain bezogen und seine Besuche wiederholt; und da er von nun an bei allen seinen Einrichtungen und Unternehmungen Herrn von Scharnecks Rath und That in Anspruch nahm, auch als einen Liebhaber der Jagd sich zeigte, so vergingen bald wenige Tage, wo er nicht nach Burg Scharneck, oder Herr Wolfgang nicht nach Schönhain gekommen wäre. Unter den Hausgenossen des letztern aber war keiner, der den Nachbar nicht lieber kommen als gehen sah; denn bei dem Einen machte ihn seine feine Sitte, bei dem Andern seine lebendige Unterhaltung, bei einem Dritten seine Freigebigkeit, und bei Allen seine Freundlichkeit und muntere Laune beliebt. Ein neues Leben schien auf dem alten Schlosse rege zu werden, ja,

Frau von Scharneck bemerkte mit Vergnügen, daß sogar jetzt mancher Nachmittag dem Laboratorium entzogen wurde.

Doch dies war es nicht allein, was sie mit Vergnügen bemerkte; aus den häufigen Besuchen des Nachbars leuchtete ihr auch noch mit jedem Tage deutlicher eine ganz andre Absicht hervor, als er vorgab, und diese Absicht schien ihrer Tochter Mathilde, die ganz augenscheinlich der Gegenstand derselben war, weder unbekannt noch unerfreulich zu seyn. Sie konnte sich nicht enthalten, in der Freude ihres Herzens Herrn Wolfgang aufmerksam darauf zu machen. Allein zu ihrer Verwunderung legte dieser die Stirn in Falten, sah eine Weile nachdenklich vor sich hin und sprach dann, ihre Hand ergreifend: „Mein liebes Weib, die guten Eigenschaften des Nachbars und deine Liebe zu Mathilden, nebenbei auch wohl die weibliche Lust am Heirathstiften verblenden dich, sonst müßtest du ja sehen, daß ich eine solche Absicht, so ehrenvoll sie für uns wäre, so sehr ich auch den jungen Mann achte und liebe, doch nimmermehr erfüllen könnte. Waring ist reich, sehr reich; unsere Tochter aber, wie jetzt die Sachen

liegen, arm, ganz arm. Möchtest du denn wohl selbst dein Kind als eine nackte Bettlerin in des reichen Mannes Haus schicken, daß er sie bekleide und ernähre? Nein, es kann daraus nichts werden! „Und wenn ich auch den da nicht vor Augen hätte:“ — er wieß auf das Bild des Ahnherrn an der Wand — „es kann daraus nichts werden, weil ich meine Tochter liebe. Brächte Mathilde ihm wenigstens 20000 Thaler zur Mitgift — mit Freuden! Denn Waring ist wacker, er ist der Sohn meines alten Freundes, und er sieht aus wie einer von den Menschen, die etwas recht lieb haben können, warum nicht also auch Mathilden, denn Mathilde ist hübsch und ist gut; aber es kommt doch eine Zeit, wo es ihm einfällt, daß er ein armes Mädchen glücklich gemacht hat. Sprich mir nicht mehr davon! Doch ja, wenn du wirklich eine gegenseitige Neigung Beider entdeckst — aber wirklich! denn bis jetzt meine ich noch, du siehst sie, weil du sie wünschest — dann ist es deine Pflicht zu sprechen, und meine Pflicht dann, den Umgang mit Waring auf der Stelle abzubrechen, so lieb mir dieser Umgang auch geworden ist.“

Frau Gertrud schwieg mit betrübtem Herzen und

ging ihre Tochter aufzusuchen, sie auszuforschen und ihr die Unterredung mit dem Vater mitzutheilen.

Einige Zeit darauf, als Waring wieder zugegen, und die Familie in der großen Lindenlaube im Garten beim Thee versammelt war — denn jener hatte durch Uebersendung eines geschmackvollen Theegeschirrs zu Elisabeths Geburtstag der Sitte des Theetisches endlich auch auf Burg Scharneck Eingang zu verschaffen gewußt, obgleich, wie Heimken meinte, die alten Mauern selbst die Köpfe schüttelten über das wunderliche neue Getränk, das sie jetzt zum ersten Male erblickten — da zog Waring ein Buch hervor und bat um Erlaubniß, es Fräulein Mathilden überreichen zu dürfen. Es war ein Bändchen von Fouque's kleinen Erzählungen, um die Mathilde ihn gebeten hatte. Diese aber ersuchte ihn, doch gleich etwas daraus vorzulesen, denn sie glaube gewiß, daß die schönen Geschichten ihrem Vater gefallen würden. „Und Herr Waring liest gut!" setzte sie hinzu.

Herr Wolfgang meinte lächelnd: Gut vorlesen sey eine schwere Kunst, gut zuhören aber noch viel schwerer, und versprach Waringen, er solle einen guten Zuhörer an ihm finden.

Waring schlug die Erzählung: das Schwert des Fürsten, auf und las. Die lebendige und farbenreiche Darstellung der alten Zeit riß alle Zuhörer zum lebhaftesten Beifall hin. Selbst Herr Heimken, der festgebannt hinter dem Sitze seines Herrn stand, konnte sich nicht enthalten, seine Zufriedenheit zuweilen durch halblaute Worte zu erkennen zu geben. Nur Herr Wolfgang schwieg, als Waring geendigt hatte, eine lange Weile ernst vor sich hinschauend; endlich sagte er leise für sich: „O du treue, kräftige, herrliche Zeit!“ stand dann auf, drückte Waringen die Hand, und nachdem er sich nach dem Verfasser erkundigt, bat er ihn, da das Buch wohl noch mehr solche Geschichten enthalte, doch ja morgen wieder zu kommen und weiter zu lesen.

Dies geschah, und geschah noch mehrere Abende, und endlich setzte die Gewohnheit sich als Regel fest, daß Waring, so oft er kam, auch etwas vorlesen mußte, entweder beim Thee, oder, als der Sommer anfing, sich gegen den Herbst zu neigen, nach dem Abendessen, wo Herr von Scharreck gern im Großvaterstuhle sitzend noch sein Pfeifchen rauchte.

Da bei der jetzt öftern Anwesenheit eines Gastes

ſich das Bedürfniß eines beſondern Speiſezimmers ergeben hatte, ſo war ein der Wohnſtube gegenüber liegender kleiner Saal dazu eingerichtet worden, der auf der andern Seite durch mehrere, theils leer ſtehende, theils nur als Polterkammer gebrauchte Gemächer mit dem linken Flügel des Schloſſes zuſammen hing. Hier ſaßen nun eines Abends wieder Alle beiſammen, als Waring ein Papier hervorbrachte, welches nach ſeiner Angabe eine Geſchichte enthielt, die er aus einem alten Buche abgeſchrieben, theils weil ſie an ſich merkwürdig, theils weil der Ort, wo ſie vorgegangen, wohl gar in hieſiger Gegend zu ſuchen ſey, und ſo wolle er, nachdem ſie jetzt ſo viele moderne Schilderungen der alten Zeit geleſen, heut einmal dieſe alte Zeit ſelber ſprechen laſſen. Damit fing er an zu leſen wie folgt:

„Umb ſelbige Zeit *) geſchach's, daß ſich eine „Geſellſchaft zuſammen that, wurde genannt die

*) Unter Churfürſt Friedrich dem Streitbaren in Ende des 14ten Jahrhunderts. Er eroberte Heldrungen, vertrieb den Grafen, und dieſer ward hernach von den Kohlenbrennern auf dem Harze erſchlagen.

„Drischel-Rotte, deren Urheber die Grafen von Hon-
„stein und Heidrungen gewesen, und hattend selbige
„kein anders Absehen, denn lediglich nur auf Rauben
„und Plündern. So gtriebend aber zu Anfang ir
„Muthwill ganz in der Stille, bis inn allgemach das
„Glück den Kamm angeschwellt, also daß sy endlich
„ganz offentlich herausgingen, frank und frey Wege-
„lagerung triben, Städte und Schlosser bekriegten
„und überfielen, wie sy denn einsmals sich soweit
„kühnten, daß sy den Grafen Heinrich zu Kälbern
„Nachtszeit mit Gewalt von seinem Schloß hinweg
„führten.

„Item so war in sächsischen Landen ein Edler
„Birke von Dauba, dem hattend sy es schon lange
„zugedacht seines Reichthums halber, denn es ging
„von d unsicher die Rede, daß er, der Kunst, Gold
„zu machen, verständig sey, und da sy uf mancherlei
„Weis vergeblich versucht, an in zu kommen, zogend sy
„endlich mit vilem Volk zu Nacht vor das Schloß,
„wo er grad sein Aufhalt genommen und legten sich
„dorten ins Versteck; da es aber kaum begunnte auf-
„zutagen, brachen sy hervor in hellen Haufen und
„liefen Sturm uf das Schloß, vermeintend daß alles

drin noch im Schlaf und solcher Gäste nit gewärtig sey, so möcht es inn ein leichtes werden, selbiges also mit einem kühnen Gewaltstreich zu erobern. Der Birk von Dauba aber, welcher etwan Kunde erhalten, von dem was ihm bedrohte, hatte sich wohl „vorgesehn und gerüstet und stand auff seiner Hut. „Darumb als sy nun an die Mauer kamend, wurden „sie gebührender maaßen empfangen mit Pfeilen und „Steinen und Schwefel und Pech, musten mit blutigen Köpfen wieder von dannen ziehn und etzliche der „ihrigen dahinten lassen. Und als nun der ganze Hauf „unten am Berg weg sein Abzug hielt, stellten die in „der Burg inn im Angesicht eine Sau mit Rocken und „Spindel auff die Mauer und riefen inn zu: Wann „diſe Sau ihren Rocken abgesponnen, sollten sy die „Burg erobern.

„Hätten aber besser gethan, wann sy Gott ganz „in der Still gedankt, der solche Fahr und Noth „gnädiglich von inn abgewandt, maaßen das lustig „Stücklein inn gar übel bekam.

„Denn es befand sich auf dem Schlosse ein Burgvogt Namens Heimken, war gegen seinen Herrn verrätherisch gesinnt, der macht ihm noch desselbigen

„Tages ein Gewerb draussen, ritt den Raubern nach, „und da er sy eingeholt spricht er, so sy ihn des „vierten Theils von der Beute versicherten, wolle er „inn in nächster Nacht ein heimlichen Gang eröfner, „der in das Schloß führe, und das ganze Schloß in „ire Hände spilen. Die Rauber bedachtend sich nit „lang, sagtend ja, und da es Nacht geworden, führ„ten so jr Volk wiederum zurück.

„Item da soll es sich zugetragen haben, daß das „älteste Söhnlein des Birken von Dauba mitten in „der Nacht ein jämmerlich Winseln und Wehklagen „erhub und ängstlich nach seim Aeti rief, also daß „diser endlich darüber verwacht und nach der Ursach „gefragt, worauf das Herrlein ihm zugerufen: „Aeti, „Aeti, steh auf und nimm dein Schwert zur Hand, „die Rauber sind wider da!“ Der Vater aber, welcher „meint, das Kind sprech im Schlaf, kümmert sich „des nit weiter und schlaft wieder ein. Ueber eine „Weil aber hebt das Kind sein Lament von neuem „an und jammert: Mein Aeti und mein Mütterli, „wie seyd ihr doch vom Blut so roth! Und als die „Mutter dis vernehmend erschrocken aus dem Bett „springt und das Söhnlein wider zu Ruh bringen

„will, ſpricht es zu ir: „Weck den Vater und heiß „ihn ſein Schwert zu Hand nehmen; die Feind ſind „ſchon am Keller! Horch! horch! ſie brechen durch „die Maur!“ Die Mutter horcht; da aber draußen „alles ſtill und ruhig bleibt, wagt ſy nit ir Gemahl „zu wecken, legt ſich zu Bett und ſchläft bald wieder „ein. Und wider über eine Weil erhebt das Kind „zum drittenmal ſein Wehklagen und Jammer, doch „diesmal noch durchdringlicher denn zuvor; und da „der Vater endlich drüber aus dem Schlaf fährt und „unwirſch vom Bette ſpringt, jammert es ihm ent„gegend: „Schau, ſchau, zween blutge Schwerter am „Himmel, zween blutge Schwerter in Mutterlis „Bruſt! Und da er ſich nach dem Fenſter wendet, „erſieht er am Himmel ein Zeichen in Wahrheit nit „anders, denn zwei blutge Schwerter zu ſchaun. „Darob überkommt ihn ein Schrecken und Grauſen, „nimmt ſein Schwert von der Wand und lauft eilends „die Stiege hinab, willens nach den Wachten zu ſehn „und die andern zu wecken. Doch eben wie er hinab „kommt, bricht die Rauberrott aus der Kellerthür „in das Haus, und da ſy ſein anſichtig werden, „fallen ſy jn an, jn zu greifen; er aber wehrt ſich

„mannlich, schlagt ihrer etliche zu Boden und es ist
„andem, daß er durch die Tür entwischt; da stößt
„ihm einer von hinten die Partisan in den Leib, daß
„er niederstürzt und muß also unter tausend Stichen
„und Streichen sein ritterlich Leben von sich hauchen.
„Darauf überwaltigen sie die Schließwacht mit leichter
„Müh und verstreuen sich durch das Haus zum Plün-
„dern. Der Bük von Dauka aber hatte sein gülden
„und silbern Geräth und baar Geld in die Erd ge-
„graben, also daß sy nit vil finden mochten, gingen
„daher di Hausfrau mit harten Worten an, sy soll
„bekennen, wo ir Herr sein Schatz versteckt und da
„sy sich dessen weigert, suchen sy mit Brüllen und
„Toben durch alle Keller und Gewölbe und schley-
„pen die Frau mit sich, war aber alles vergeblich.
„Da tritt der schelmische Burgrogt vor die Frau und
„schreit ihr zu, sy solle jetzt auf der Stell bekennen,
„ansonst müße sy sterben. Des lacht die Frau recht
„grimmig, meint, da ir Gemahl tod, begehr sie's
„nit besser. Der teuflische Burgrogt aber reißt ir
„das jüngste Kind vom Arm, das sie grad an der
„Brust hatt und will es an der Wand zerschmettern,
„so sy nit bekennt. Doch die Frau bleibt standhaft,

„spricht: „Immerhin! so kommts zu seinem Vater. „Ihr sollt doch nimmermehr erfahren, wo der Schatz „verborgen liegt!“ Und wie der Burgvogt eben das „Knäblein mit beiden Armen hoch in die Luft schwingt, „ersieht sy jr den Vortheil, reißt einem von den Räu„bern die Wehr aus der Hand und stoßt sie dem Burg„vogt tief in sein schwarzes Herz, wirft sich auch „alsbald einer grimmen Löwin gleich unter die Räu„ber, schlagt wüthend um sich, und laßt sich nit ehr „gewältigen als durch den Tod, der ihr auch zur „selben Stell mit vielen Wunden endlich geworden. „Die Räuber aber konnten den Schatz nicht fin„den und musten unverrichteter Sachen wieder ab„ziehen.

„Als nach der Zeit das Schloß an einen andern „Herren gekommen, *) hat derselbe zum ewigen Ge-

*) Die Bitten von Dahlen, die eigentlich ihren Hauptsitz auf dem Schloß Lema, in der Grenze von Hohenstein, hatten, und dort den Gütern des Bischofs von Meissen überlästig waren, wurden deßhalb, unter Churfürst Friedrich II, dem Sanftmüthigen, dahin gebracht, daß sie ihren Wohnsitz um das Jahr 1432 verließen und Mühlberg an der Elbe erkauften, welches nach Abgang der Familie hernach an die Herzoge von Sachsen fiel.

„dächtniß an dem Ort, wo sich dies zugetragen, eine „steinern Tafel in die Wand mauern lassen, darauff „die tapfere Frau abgebildet mit zwei Schwertern „in die Brust, ein Schwert in der Rechten, einen „Schlüssel in der Linken, zur Seiten aber die drei „Buchstaben J. W. E. welches so viel bedeutet als: „Ich Weis Es. Und ist auch bis auf disen Tag di„selbige die einzige, die da weiß, wo der Schatz „vergraben, und hat es bis dato niemand gelingen „wollen, demselben auff die Spur zu kommen, so viel „ihrer sich auch schon darum gemüht; wozon manche „absonderliche Geschichten zu erzählen wären."

Herr Wolfgang, welcher seit der Erwähnung des Steinbildes mit weit vorgestrecktem Leibe, beide Hände auf die Armlehne des Sessels gestützt, hoch aufhorchend da saß, rief jetzt: „Halt! wie war das? Noch einmal: Als nach der Zeit das Schloß" — — —

Waring wiederholte die ganze Stelle. „Es ist kein Zweifel!" sprach Herr Wolfgang, als er geendigt hatte, und wandte sich nach Heinken um, der hinter ihm stand und mit offnem Munde noch immer nach

dem Vorleser hinſtarrte. „Es iſt kein Zweifel, Heimken!“

„Sey uns gnädig und barmherzig, und dies und das!“ ſtammelte Heimken.

„Aus einer Urkunde, in deren Beſitz ich bin“ fuhr Herr Wolfgang gegen Waring fort „ſcheint allerdings hervorzugehen, daß die Birken von Dauba, die mit unſerm Geſchlecht nahe verwandt waren, zu damaliger Zeit auch in hieſiger Gegend begütert, ja daß ſie ſogar damals im Beſitz dieſes Schloſſes geweſen, obwohl es früher von den Scharnecken erbaut und auch beſeſſen worden, auch um das Jahr 1443 wieder an ſie zurückgefallen iſt.“

„O du Himmel!“ rief Eliſabeth, „ſo iſt die gräßliche Geſchichte wohl gar in unſerm Hauſe geſchehen?“

„Es leidet keinen Zweifel!“ entgegnete Herr Wolfgang.

„Ach, und der gottloſe Burgvogt Heimken“ fuhr Eliſabeth fort — „wenn der am Ende gar der Ahnherr unſers Heimkens geweſen wäre! — Mach' er nicht ſo entſetzliche Augen, Heimken! Mich überläuft es ohnedies ganz kalt, wenn ich ihn anſehe und

denke, daß er von dem abscheulichen Burgvogt abstammt."

Waring bat um Erlaubniß noch einige Worte hinzufügen, womit sein alter Ehronikenschreiber die Erzählung beschließe, und las also weiter:

„Du aber, mein Leser, so etwa auch dich die „Lust angehn sollte, solchen Schatz zu heben, laß dir „gesagt seyn und merke wohl auff meine Worte. Zum „ersten merk: wer den Schatz heben will, soll von den „Birken von Dauba abstammen, oder doch, da das „Geschlecht jetzt ausgestorben, von einem andern Ge„schlecht, das selben nah verwandt gewesen ist. Zum „andern merk: so du den Schatz heben willst, sollst „du in derlei Denzen, als Schätze graben und Gei„ster bannen, wohl erfahren und überhaupt in Alk„zeis tüchtig seyn, oder doch ein solchen erfahren „Mann zu Hand und Beistand haben, wie denn hier „erst die Wünschelruthe den Ort anzeigen muß, wo „der Schatz verlorzen.

„Denn es lautt die Saze, daß der ermordete „Burgvogt in Gestalte eines schwarzen ungeheuren „Wullfen den Schatz bewahre, und muß derselbige „erst auf di rechte Weise gebannt und erlöst werden,

„ehedann sich einer des Schatzes ermächtigen kann.
„Merk endlich zum dritten und letzten: Wer den
„Schatz heben will, soll reines Herzens sein und ohne
„Falsch, keine Blut- noch sonst schwere Schuld soll
„auf ihm haften, auch soll ihn nit bloßer Verwitz,
„vielweniger Geitz und Habsucht darzu treiben, son-
„dern die gestrenge Noth und aufrichtige Bedürfniß,
„ansonst er sein Verhaben nimmer vollführen oder
„wohl gar deß Schaden leiden möcht am Leib und an
„der Seele.

„Du aber, mein Leser, wann du diese drei Punkt
„gelesen hast, und hast dir bei jeglichem mit gutem
„Gewissen sagen dürft: das bin ich! nun so sey ge-
„trost und fasse Muth und geh und heb den Schatz
„in Gottes Namen!"

„In Gottes Namen!" sagte Herr Wolfgang vor sich hin. „Wenn es" fuhr er fort und wollte dabei scherzhaft aussehen, allein seine bebenden Lippen zeug-ten von der heftigen Bewegung in seinem Innern — „Wenn es mit der Geschichte seine Richtigkeit hat, so scheint es ja fast, als sey der Schatz mir be-stimmt. Denn mit den Birken von Dauba war unser Geschlecht nahe verwandt, auf mir haftet keine Blut-

noch ſonſt ſchwere Schuld, und daß nicht die Habſucht mich treibt, das iſt Gott bekannt, der mir ins Herz ſieht. Vom Geiſterbannen verſteh' ich freilich nichts, doch läßt ſich da vielleicht Rath ſchaffen."

Frau Gertrud ſchüttelte lächelnd den Kopf und ſprach: „Aber woher weißt du denn ſo gewiß, daß der Schatz hier bei uns vergraben liegt?"

„Das Steinbild" erwiederte er, und zeigte mit dem Finger nach der Seitenthür „das Steinbild, wie es hier beſchrieben iſt, ſo ſteht es ja dort druben auf dem linken Flügel! Und morgen ſollſt du ſelbſt" — —

Indem er aber ſo nach der Flügelthür zeigte, mit welcher der Sturm, der draußen tobte, ſchon lange geklappert hatte, flog ſie plötzlich krachend weit auf; ein kalter Wind fuhr heulend durch den Saal, daß die Kerzen auf dem Tiſche faſt verlöſchten. Laut ſchreiend ſprangen Mathilde und Eliſabeth, die der Thür zunächſt ſaßen, von ihren Sitzen und flüchteten zu der Mutter.

„Es meldet ſich!" ſprach Herr Wolfgang, nach der dunklen Oeffnung ſtarrend. Ein banges Schweigen entſtand von mehrern Sekunden. Alle ſchaueten unverwandt nach der offnen Thür, als ſollte jemand

hereintreten. Endlich erhielt Heimken den Befehl, sie zuzumachen. Allein Heimken stand selber gleich einem Bilde von Stein, und die Thür blieb offen, bis zuletzt Waring, wie über sich selbst zürnend, hastig aufsprang, und hinging sie zu schließen.

Das Leben, welches bis jetzt in Aller Adern gestockt zu haben schien, nahm nun wieder einen freien Lauf. Jeder lachte die Andern aus über ihren Schreck. Nur Herr Wolfgang saß still vor sich hinschauend, und Heimken stand noch immer, wie er vorher gestanden hatte.

„Also das steinerne Bild —“ hub endlich Waring an.

„Ja, das steinerne Bild!“ fiel Herr Wolfgang ein. „In einem Gewölbe dort drüben ist es in die Wand eingemauert. Morgen sollen Sie es selbst sehen.“

Waring wünschte ihm freudig Glück zu dem Schatze; und pries seinen guten Stern, der ihn heute dahin geführt, die Geschichte vorzulesen. Doch Herr Wolfgang sprach: „Kaum weiß ich, ob ich Ihren Glückwunsch annehmen soll! Geld bringt Sorgen. Noch hab' ich den Schatz nicht, wenn wirklich einer

da ist, und schon fühl' ich mich von Sorgen und banger Unruhe ergriffen, ja recht im Innersten zerstört und zerrissen. Drum gute Nacht für heute! Ich muß versuchen, ob ich darüber im stillen Kämmerlein wieder mit mir selber eins werden kann."

5.

Es waren indeß bereits mehrere Tage vergangen, und noch immer schien Herr Wolfgang nicht mit sich selber eins geworden zu seyn, vielmehr wuchs ihm die innere Unruhe nur immer wuchernder nach Brust und Kopf, trieb ihn bald aus dem Schloß in Feld und Wald, bald aus Feld und Wald wieder ins Schloß zurück und zu dem steinernen Bilde hin, vor welchem Sorge und Hoffnung, Furcht und Begier sich wieder zu neuem Kampf und Streit um sein Herz ermunterten. Er zweifelte nicht, daß, wenn irgendwo, just hier in der Nähe des Bildes der Schatz zu finden, vielleicht wohl gar hinter demselben in der Mauer verborgen oder unter ihm in der Erde vergraben seyn müsse, und würde schon längst der quälenden Unruhe, die ihn wie einen Geächteten umhertrieb, durch genaueres Nachforschen ein Ende gemacht

haben, wenn die Besorgniß, durch einen aus Unwissenheit etwa dabei begangenen Fehler des Schatzes verlustig zu gehn, am meisten wohl aber die Furcht vor dem schwarzen Wächter desselben, ihn nicht zurückgehalten hätte.

Da trat eines Abends Herr Heinken mit freundlich geheimnißvoller Miene, obwohl ein wenig blaß, zu ihm ins Zimmer und meldete, daß er heut draußen im Brand einen Mann getroffen, wie sie ihn eben brauchten. „Dieser Mann nämlich sey mit Allem, was sich in hiesiger Gegend seit hundert und seit tausend Jahren zugetragen, so bekannt, als er mit einem Hasengescheide, *) wisse auch von dem Schatze auf Burg Scharneck, und habe sich nicht undeutlich merken lassen, es sey ihm ein Kleines, denselben zu heben. Allein der Mensch, er könne es nicht bergen, trage etwas recht Unheimliches und Grauenhaftes an sich, und er hege über ihn seine ganz besonderen Gedanken.

„Nun?“ rief Herr Wolfgang. „Und wo ist er?“

„Halten zu Gnaden!“ erwiederte Heinken, „er

*) So nennen die Jäger das Eingeweide des Hasen.

wollte durchaus sich nicht halten lassen. Er ist seines Glaubens ein reisender Jäger und geht nach Berlin, wohin er berufen ist, und zugleich steht er draußen vor der Thür. Ich habe ihn doch noch beredet und dies und das!"

Auf seines Herrn Befehl öffnete Heinken die Thür, und herein trat ein ziemlich langer, hagerer Mann in einem abgetragenen grünen Rocke, schwarzen Hosen mit weißen Stiefelkäppchen und einer gelbledernen Weste mit langen Schößen, Flinte und Büchsensack über der Schulter. Sein Gesicht hatte eine maskenartig starre Unbeweglichkeit und sah aus wie ein verblichenes Pergament, auf welches Alter, Sünde und herbe Erfahrung ihre Kundschaft in scharfen Zügen eingeschrieben hatten. Eine kahle Platte zog sich wie eine breite Straße von der Stirn über den ganzen Scheitel, das rothe struppige Haar, das wie ein brennender Wald zu beiden Seiten stand, gab dem Kopfe eine unförmliche Breite. Sein linkes Auge bedeckte ein schwarzes Pflaster, sein rechtes aber schien der lachende Erbe des todten Nachbars gewesen zu seyn, denn es blitzte und funkelte mit einem ganz ungewöhnlichen Leben und Feuer aus

seiner tiefen Höhle hervor. Er stellte seine Flinte in einen Winkel an der Thür; dann verneigte er sich ehrerbietig vor Herrn Wolfgang, indem er dabei die Hände über der Brust kreuzte. Auf die Frage, wo er her sey, und wie er heiße? erwiederte er mit einer heiseren Stimme: „Meine Heimath ist nirgends; mein Name aber ist Heimken."

„Herr Wolfgang sah verwundert seinen Diener an, der vor dieser Namensgleichheit sichtlich erschrack, und sich noch um einen Schritt weiter von dem Fremden zurückzog.

„Und Ihr wollt nach Berlin?" fuhr Herr von Scharneck fort;

„Ich habs versprochen!" entgegnete jener.

„Und Euer Geschäft dort, wenn man fragen darf?"

„Ich bin dorthin berufen einen Geist zu bannen."

„Ich hätte gedacht, in Berlin, wo man an gar nichts glauben soll" — „'S ist jetzt Mode an Geister zu glauben."

„Und Ihr versteht Euch aufs Geisterbannen?"

„In vierhundert Jahren lernt man mancherlei."

Herr Wolfgang blickte abermals seinen Diener

von der Seite an und trat jetzt selbst unwillkührlich einen halben Schritt von dem Alten zurück. Dieser aber sah sich indeß im Zimmer um, schüttelte den Kopf, und sprach für sich hin: „Auch das Wappen hat die Zeit verlöscht!“

„Welches Wappen?“ fragte Herr von Scharneck.

„Das Wappen der Birken von Dauba stand sonst in Stein gehauen über dieser Thür.“

„Ihr wißt hier gut Bescheid wie es scheint!“ rief Herr Wolfgang. „So wißt Ihr auch wohl von dem Schatze, der hier im Schlosse liegen soll?“

Der Alte seufzte aus tiefer Brust und nickte schweigend mit dem Kopfe.

„Wenn man nur eigentlich den Ort wußte“ — — hub jener wieder an.

„Fragt nur die steinerne Frau drüben, gestrenger Herr“ unterbrach ihn der Alte, — „die weiß ihn!“

„Wenn Ihr sie fragen wolltet“ —

„Sie ist stumm für mich!“

Beide schwiegen. Herr Wolfgang schien zu überlegen. Nach einer Weile sagte er endlich: „Freund, ich denke, wir verstehn uns. Mit einem Worte, darf ich auf Euren Beistand bauen?“

„Ihr baut auf schlechten Grund, Herr!“ erwiederte der Alte.

„Ich will es darauf versuchen!“ sprach Herr Wolfgang mit entschloßner Stimme „der fünfte Theil des Schatzes ist Euer Lohn.“

Der Fremde schüttelte den Kopf. „Mich kann kein Mensch lohnen. Mein Lohn kommt von oben.“

„Wann aber soll's geschehen?“

„Nur eine Nacht darf ich rasten unter einem Dache!“

„Wohl dann also noch diese Nacht! Und zu welcher Stunde?

„Wenn Heut und Morgen sich begegnen. Doch jetzt vergönnt mir zu ruhen bis gegen Mitternacht; dann laßt mich wecken und haltet euch bereit!“ Er neigte sich wieder ehrerbietig vor Herrn Wolfgang, winkte Heimken, dem jener befahl, ihn nach seinem Zimmer zu führen und zu bewirthen, und ging.

Wie seltsam, ja unheimlich nun auch Herrn Wolfgang die ganze Erscheinung vorkam, wie wenig Gutes er sich auch zu derselben versah, so ließ doch die halb frohe, halb bange Erwartung dessen, was

dieſe Nacht bringen ſollte, ihn nicht recht darüber zur Beſinnung kommen. Sorgfältig überlegte er, was etwa zu dem bevorſtehenden Werke erforderlich ſeyn möchte, holte ein paar geweihte Gewitter-Kerzen aus dem Schranke, ſetzte für jeden Fall ſeine Piſtolen in Stand, und befahl Heimken, alles ſonſt noch Benöthigte herbeizuſchaffen.

Beim Abendeſſen vermochte er vor innerer Unruhe nichts zu genießen. Auf Frau Gertruds ſorgliche Fragen, was ihm fehle? erwiederte er bloß mit beklemmener Bruſt: „Bitte und bete zu Gott, daß er mein Vorhaben ſegnet; dann iſt uns Allen geholfen!“ — Ohne erſt wie gewöhnlich im Kreiſe der Seinigen noch ſeine Abendpfeife zu rauchen, brach er bald auf, küßte ſeine Frau und ſeine Kinder mit einer ſeltſam feierlichen Bewegung, und zog ſich in ſein Zimmer zurück.

Auf Schneckenfüßen ſchien ſeiner Ungeduld die Zeit vorwärts zu kriechen. Endlich zeigte der Weiſer an der Wanduhr auf halb zwölf. Heimken ward abgeſendet den Fremden zu wecken. Doch athemlos und bleich ſtürzte er bald darauf wieder in das Zimmer

Seine keuchende Brust konnte keines Wortes mächtig werden; er winkte nur mit beiden Händen.

„Was giebts?“ rief Herr Wolfgang. „Red' er!“ Statt der Antwort reichte ihm Heimken einen Zettel hin. Auf dem Zettel stand: „die blutigen Schatten der Vergangenheit, die unter diesem Dache hausen, lassen mich hier nicht rasten. Wehe mir! Ich muß fort! Heute über ein Jahr vielleicht sehen wir uns wieder.“

Herr Wolfgang starrte Heimken, und dieser seinen Herrn an. Endlich fragte der Letztere kaum hörbar: „Wirklich fort?“ Heimken nickte mit dem Kopfe, und jener stand eine Weile wie zu Eis erstarrt. Plötzlich aber brach die Flamme seines Zorns durch alle Bande! „Verdammter Kobold!“ rief er, „so also dachtest du mich zu äffen! Aber wohin du auch gehst, ich folge dir nach! wo du auch bist, ich suche dich auf! Du sollst mir Rede stehen, du sollst dein Wort halten, ich will dich zwingen zu meinem Beistand!“

Von diesem Augenblicke an fand er nirgends mehr Ruhe im Schlosse. So nahe schon der ersehnten Küste, wo das goldne Vließ ihm winkte, und jetzt wieder auf einmal so weit hinaus geworfen auf

das ungewisse Meer des Zweifels und des Zufalls! Das Jahr, worauf der Fremde ihn vertröstete, schien ihm eine Ewigkeit. Er hatte nach Berlin gewollt; dort mußte es möglich seyn, ihn aufzufinden. Nach Berlin zu also wurde das Schiff gewendet, die Wimpel flatterten, die Segel waren aufgezogen; ein Brief des Geheimeraths Asling, der in diesen Tagen ankam, gab endlich auch den günstigen Wind zur Fahrt. Der Geheimerath mahnte dringend seinen alten Freund an das oft wiederholte Versprechen, ihn einmal in Berlin zu besuchen. Freudig ergriff Herr Wolfgang diesen Vorwand zu einer Reise dorthin, und waffnete sich mit der freundlichen Einladung als mit einem Schilde gegen die Verwunderung, das Erstaunen und die Erinnerungen seiner Frau. Heimken ward nach der Stadt gesendet, um einen goldnen Becher und eine goldne Kette, die einzigen Kostbarkeiten, welche die Familie noch besaß, dort in geprägtes Metall umzuwandeln, und dem Reisevorhaben dadurch das belebende Princip einzuhauchen. Waring bedauerte sehr, jetzt eben durch eine dringende Reise nach Dresden vom Mitreisen abgehalten zu werden, ließ es sich aber nicht nehmen, seine

Pferde dazu wenigstens bis auf die Hälfte des Weges herzugeben, und so bewegte sich an einem frühen Septembermorgen die große Familienkutsche, zu diesem Zwecke in baulichen Stand gesetzt, bespannt mit vier muthigen Rossen, lustig klappernd zum Schloßthor hinaus, und führte Herrn Wolfgang mit Frau und Kind und Diener und einer nicht unbeträchtlichen Ladung von Wünschen, Hoffnungen und Erwartungen der Residenz, ihrem gemeinsamen Ziele, zu.

6.

Der Sand der letzten neun oder zehn Meilen vor Berlin, über welchen Herr Wolfgang und Heimken um die Wette den Kopf geschüttelt hatten, war endlich überwunden; von einer Anhöhe sahen sie weithingedehnt im Thale die Königsstadt vor sich liegen. — „Ist das endlich die Residenz?“ rief Heimken vom Bock herunter. — „Berlin!“ antwortete der Postillon. — „Und was ist das für eine Stadt?“ fuhr Heimken fort, indem er mit der Rechten nach den seitwärts am schlesischen und Frankfurter Thore gelegenen Häusern zeigte. „Berlin!“ erwiederte der Postillon. — „Aber diese Stadt da?“ rief Heimken

und zeigte links nach dem Thurme der Jerusalemer Kirche und den weiter dorthin liegenden Häusern?" — „Berlin!" erwiederte der Postillon abermals.

Herr von Scharneck, der sich an Breslau und einige süddeutsche Städte erinnerte, die er in früherer Zeit gesehen, war der Meinung, daß Berlin im Verhältniß seiner Größe doch wenig Thürme aufzuzeigen habe und sich daher minder stattlich darstelle, als manche andere kleinere Stadt.

„Waring verglich neulich" sagte Mathilde „die spitzen Kirchthürme mit Hörtrichtern, durch welche dem Himmel die Bitten der Erde zugeführt und vernehmlich gemacht werden sollen."

„Auf diese Art" fiel Elisabeth ein „schien es ja fast, als hätte Berlin dem Himmel weniger zu sagen, als andere Städte!"

Sie kamen ans Thor, der Visitator trat an den Wagen und fragte nach Acceßbarem. Herr von Scharneck hielt es für unerlaubt, einen Diener des Königs durch Bestechung von seiner Pflicht abwendig zu machen, ob er gleich den Gebrauch wohl kannte, und so wurden freilich alle Koffer und Kasten, zu Heinkens großem Verdruß, bis in den tiefsten Grund

aufgewirbelt. Endlich erhielten sie die Erlaubniß weiter zu fahren. — „Kommen wir denn nicht bald in die Stadt!“ fragte Heinken, indem sie das Feld am Kottbusser Thor durchschnitten. „Wir sind schon drin!“ sagte der Postillon. „Eine Stadt ohne Häuser“ rief Elisabeth „das ist wunderlich! — Allmählich traten nun aber Häuser an die Straße, immer lebendiger ward das Treiben und Gedränge auf derselben, so daß die Reisenden meinten, es müsse heut etwa ein Fest seyn. Elisabeth fand die dreisten Blicke der Vorübergehenden, von denen manche sogar Brillen auf der Nase trugen, sehr befremdend; höchst unanständig aber kam es ihr vor, daß viele selbst lachend stehen blieben und das wunderliche Gebäude der altfrantischen Kutsche sammt seiner Fracht mit Erstaunen vorüber wackeln sahen.

Ganz besonders Vergnügen schien Heinken mit seinem dreieckigen Hute und langen Zopfe, seinem großen-schwarzen Pudel zwischen den Beinen, bei der Straßenjugend zu erregen, aus welcher sich bald eine ansehnliche Begleitung bildete, die den Wagen mit lautem Geschrei verfolgte. Je mehr Heinken vom Bocke herunter auf sie schalt und schimpfte,

deſto unbändiger ward der Jubel. Schon fing das Vergnügen, nicht zufrieden mit dem Ausweg durch die Kehle, auch in den Händen an ſich zu regen und ſelbſt den Straßenkoth zu beflügeln, als ſie endlich vor dem Hauſe des Geheimerath Asling anlangten, und dieſer, als er den Wagen mit ſo fröhlichem Gefolge ankommen ſah, erſchrocken hinab eilte, ſeine Gäſte in Sicherheit zu bringen und ſeinen alten Freund mit Herzlichkeit willkommen hieß.

7.

Am andern Morgen in aller Frühe hielt Herr von Scharneck Rath mit ſeinem Diener, auf welche Weiſe nun die Spur des Geiſterbanners am ſicherſten aufzufinden. Daß dies wohl ſo leicht nicht ſeyn möchte, als ſie es ſich vorgeſtellt, davon waren ſie ſchon geſtern durch die Länge und Menge der Straßen, durch welche ihr Weg ſie geführt hatte, überzeugt worden; indeß verloren ſie darum den Muth noch nicht, und Herr Wolfgang, mit den Einrichtungen großer Städte doch einigermaßen bekannt, hielt es am Ende für das Gerathenſte, in allen Gaſthöfen, und bei den Polizeikommiſſarien ſämmtlicher Stadt-

viertel Umgang und Nachfrage nach dem Fremden zu halten, den sein auffallendes Aeußere leicht erkennbar machte.

Dem zufolge begaben sie sich unter dem Vorwandte, die Stadt zu besehen, mit einem Grundrisse derselben bewaffnet, sogleich an die Ausführung des entworfenen Plans. Der Geheimerath, worauf sie gerechnet hatten, wurde durch Geschäfte verhindert, sie zu begleiten. Allein, nachdem Heimken, auf dem glatten Pflaster ausglitschend, zehnmal die Tiefe der Rinnsteine gemessen, und da er überall gaffend stehen blieb, zwanzigmal in Gefahr gewesen war, von vorübereilenden Wagen gerädert zu werden, kehrten sie endlich gegen Mittag unverrichteter Sache müde und hungrig nach ihrer Wohnung zurück.

Beim Tische ward Herr von Scharneck mit dem gefaßten Beschlusse bekannt gemacht, heut Abend im Theater die Schuld von Müllner zu sehen. Er versprach sich dort einzufinden, und bat den Geheimerath, ihm zu diesem Ende die Nummern der genommenen Loge mitzutheilen. Für den Nachmittag entschuldigte er sich abermals durch Geschäfte in der Stadt.

Mathilde schlug vor, die Zeit bis zum Schauspiele bei dem schönen Wetter zu einem Spaziergang nach dem Thiergarten zu benutzen, und Fräulein Mathilde war nicht ohne gute Ursachen zu diesem Vorschlage. Waring nämlich hatte diesen Morgen ihr schriftlich angezeigt, daß er gleichfalls in Berlin angekommen sey, und sie um eine Zusammenkunft im Thiergarten gebeten, wo es leicht seyn würde, sich unbemerkt zu treffen, denn er habe sehr wichtige Gründe zu dem Wunsche, daß seine Gegenwart für Herrn von Scharneck ein Geheimniß bleiben möge. Mathildens Vorschlag ward angenommen. Frau Gertrud mit ihren beiden Töchtern und ihrem Sohne begaben sich in Begleitung des Geheimeraths nach dem Thiergarten; Herr von Scharneck und Heimken traten ihre Wanderung von neuem an.

Auf dem Gange durch die Linden glaubte Mathilde den bekannten grünen Wagen mit den Rothschimmeln in der Ferne vorüber eilen zu sehen. Waring schien an der Seite eines Frauenzimmers darin zu sitzen. Eine ihr bis jetzt unbekannt gebliebene schmerzliche Empfindung regte sich in ihrem Busen, und trieb eine zornige Röthe auf ihre Wangen.

Als sie endlich in den sogenannten Zelten angekommen waren, flogen ihre Blicke forschend nach allen Seiten. Waring ließ sich nirgends sehen. Der Geheimerath, der Gewohnheit der Berliner entgegen, die anmuthige Aussicht dem Staube und Gedränge vorziehend, führte seine Gesellschaft nach dem Platze hinten am Wasser. Da nahte sich ein junger Mann Mathilden, derselbe, der ihr schon heut den Brief von Waring gebracht, und steckte ihr verstohlen ein Billet zu. Sie erkannte Warings Hand; doch da eben ihre Mutter sich nach ihr umsah, schob sie es schnell in den Busen. Der Geheimerath war indeß an das Geländer an der Spree getreten und zeigte seiner Begleitung links Bellevüe und rechts das prächtige Gebäude der Charité. Diese Gelegenheit benutzte Mathilde, um schnell das Billet zu öffnen und zu lesen.

Es enthielt bloß mit einigen flüchtigen Worten eine kahle Entschuldigung seines Nichtkommens, da er in diesem Augenblicke zu ihrer Beiden Glück und Heil an einem andern Orte beschäftigt sey.

„Beschäftigt!“ flüsterte Mathilde „und wohl angenehmer!“ und legte die kleine Hand unter die

linke Bruſt, wo ſie eben einen recht ſtechenden Schmerz fühlte, und zwei große Thränen perlten ihr in den ſchönen Augen. Doch ihr Herz konnte den Glauben an Warings Treue nicht ſo geſchwind aufgeben, und das alte Vertrauen, nur auf einen Augenblick aus ſeiner Wohnung verdrängt, machte bald wieder ſein Recht auf daſſelbe geltend, und ſo fing es allmählich an wieder gelaſſener zu ſchlagen, und als darauf der Thee kam, konnte ſie mit einer gewiſſen behaglichen Sorgfalt die Handſchuhe auf dem Tiſche zuſammen legen, *) ja, als ihrem ungeſchickten Bruder das allzugroße Stück Kuchen von dem Löffel abglitſchend in die Taſſe zurükfiel, und ihm der Thee ins Geſicht ſprützte, vermochte ſie recht herzlich darüber zu lachen. Allein auf dem Heimwege ging ihrem Herzen alle erkämpfte Ruhe und Heiterkeit mit einem Male wieder verloren. Der grüne Wagen mit den Rothſchimmeln jagte unter den Linden ganz nahe vorbei. Waring ſaß neben einem jungen Frauenzimmer, hinter deren großen Hute er ſein Geſicht zu verbergen

*) Wie Sie, verehrter Freund, der Sie Alles ſehen, damals bemerkten!

ſuchte. — „War das nicht Waring?“ rief Eliſabeth. — „Nein, nein!“ erwiederte der Geheimerath mit einem beſondern Lächeln „Sie irren ſich! Waring iſt jetzt nicht in Berlin.“ Mathilde aber ſenkte die thränenſchweren Blicke zur Erde und ſprach leiſe, doch mit einer Empfindung, die ſie für muthige Entſchloſſenheit hielt: „Zu meinem Glück und Heil! Fahr hin! Noch zu rechter Zeit entlarvt ſich der Verräther!“ Indem erreichten ſie das Schauſpielhaus; doch Mathilde ſah und hörte wenig von der Schuld, ſondern dachte wider Willen nur immer an den Schuldigen.

8.

Herr Wolfgang und Heinken waren indeß auf ihrer Fahrt nicht glücklicher geweſen, als am Vormittage; der Abend dämmerte bereits in den Straßen und Beide ſtolperten müde und mißmuthig, Heinken allezeit einen halben Devotionsſchritt hinter ſeinem Herrn, nebeneinander hin. Da faßte jener plötzlich den Letztern beim Arm, zeigte mit dem Finger vorwärts und ſprach haſtig: „Halten zu Gnaden,“

und zugleich, „wenn ich nicht behext bin, ſo geht dort unſer Satan!“

Herr Wolfgang ſah in der Entfernung von etwa funfzig Schritten einen Mann im grünen Rock vor ſich gehen, der allerdings mit dem Geſuchten die größte Aehnlichkeit zu haben ſchien. Sie beſchleunigten ihre Schritte. Doch, als hätte jener Kunde von ſeinen Verfolgern, fing er gleichfalls an, ſtärker auszuſchreiten, und wie ſehr dieſe ſich auch anſtrengten, die Entfernung zwiſchen ihnen ward nicht kleiner, ſondern nahm vielmehr mit jedem Schritte zu.

So gings durch mehrere Straßen. „Soll mich Gott holen“ rief Heimken keuchend „wenn der Belial ſich nicht die Beine mit Armeſünderfett eingeſchmiert hat, und dies und das! Zwanzig Meilen in einem Tage iſt ſolchem Kerl ein Spaß.“ Herr Wolfgang fing an ſich in Trab zu ſetzen. Heimken folgte. Schon waren ſie jetzt nur noch wenige Schritte von dem Grünen. Heimken ſtreckte ſchon die Hand aus, ihn feſt zu halten, da bog er plötzlich in eine ſchmale Gaſſe ein, und als ſie ſich gleichfalls um die Ecke wandten, ſahen ſie ihn bereits am andern Ende derſelben in ein Haus ſchlüpfen. Herr Wolfgang folgte

ihm auch hier ohne Bedenken. Sein Entschluß stand fest, keinen Winkel dieses Hauses undurchforscht zu lassen; er sandte daher seinen Begleiter nach dem Hofe, von wo ihnen aus einem Hintergebäude laute Musik entgegen schallte und trat selbst in die nächste Thür, die er vor sich sah. Aus den Wolken von Tabacksrauch, die ihn sogleich einhüllten, und aus den mit Biertrinkern wohl besetzten Tischen nahm er bald ab, wo er sich befand. Er ließ sich ebenfalls ein Glas Bier geben und begann seine Wanderung durch die Zimmer. Vor einer verschloßnen Thür ward er endlich genöthiget Halt zu machen; doch indem trat Einer herbei, pochte dreimal auf eine besondere Weise an, und sprach dann laut ein unbekanntes Wort aus; die Thür öffnete sich, und Herr Wolfgang ging dem Vortretenden, wie befremdet ihn auch dieser von der Seite ansah, ohne Umstände nach. Die Stube war voll Menschen, die sich um einen großen grünbeschlagenen Tisch in der Mitte drängten, auf welchem die Würfel lustig hin und wieder liefen. Sein erster Blick fiel auf den Grünen ihm gegenüber an der andern Seite des Tisches. Sogleich machte er sich Bahn durch das Gewühl.

Jener hatte sich indeß in einen Winkel zurückgezogen und kehrte ihm den Rücken zu. Schnell trat er ihn an, klopfte ihm höchsterfreut auf die Schulter und sprach: „Auf ein Wort, mein Freund!“ Doch als schlüge der Blitz vor seinen Füßen ein, prallte er zurück, als jetzt der Grüne sich wandte, und ihm ein ganzlich unbekanntes Gesicht entgegen starrte. Mit Mühe stotterte er eine Entschuldigung hervor und sah sich nun um, wo der ächte Grünrock geblieben. Allein dieser war nirgends zu sehen. Mißmuthig zog sich Herr Wolfgang nach der Thür zurück; indem er aber hier sich nochmals, das Zimmer überblickend, umkehrte, siehe! da stand ihm gegenüber an der andern Seite des Tisches der Geisterbanner wieder, wie er vorhin gestanden. Mit kochendem Grimm in der Brust stürzte er sich von neuem in das Gedränge, doch ehe er noch die andere Seite erreicht hatte, sah er dort eine zweite Thür sich öffnen, und da der Grüne verschwunden war, zweifelte er nicht, daß er dort hinausgegangen, und folgte ihm auf der Stelle. Er befand sich im Hofe, ihm gegenüber aber trat jener eben in den hellerleuchteten Tanzsaal; Herr Wolfgang schnell hinterdrein. Doch

welches Schauspiel stellte sich hier vor seine Blicke! Heimken in den Armen eines Frauenzimmers, deren hochgeschminkte Wangen und freie Bewegungen gleich keinen Zweifel über sie ließen, wirbelte nach dem Takt einer rauschenden Musik im raschesten Walzer durch den Saal. Der Schweiß floß über sein Gesicht, und bei dem vergeblichen Bestreben, sich loszuwinden, machte er die allerseltsamsten Kapriolen. So wie die Tänzerin müde zu werden begann, trat sogleich eine Andere an ihre Stelle, und von neuem raste der Wirbel in die Runde unter dem wiedertönenden Gelächter der Umstehenden. Mitten unter dem Haufen aber ward Herr Wolfgang seinen Grünrock gewahr, der die Mädchen noch immer zu tollerer Lust aufzuregen schien. Sein erster Gedanke indeß war jetzt nur, den treuen Diener aus den Händen der Manaden zu retten, und so sprang er in den Kreis, faßte die Tänzerin beim Arm und donnerte ihr den Befehl zu, den Menschen los zu lassen. Das Mädchen trat vor der hohen Gestalt und dem gebietenden Wesen scheu zurück, und Herr Wolfgang faßte den taumelnden Heimken beim Kragen und steuerte mit ihm dem Grünen nach, der so eben den

Saal verließ und schnell über den Hof schreitend im Vorderhause die Treppe hinaufstieg. „Aber Heimken“ rief Herr Wolfgang voll Ingrimm, „plagt ihn der Teufel!“ „Muß wohl!“ erwiederte jener. „Ich weiß sonst nicht, wie mir auf einmal die bestialische Lust in die Beine gefahren ist, als mich der geschminkte Balg zum Tanze aufforderte. Einmal herum! dachte ich, aber die Hexen ließen mich nicht wieder los, und trieben's immer toller!“ Unter diesen Worten waren sie auf dem Flur des zweiten Stockwerks angekommen. Hier blieb Herr Wolfgang zurück, da er nicht wußte, ob jener weiter gestiegen, und sandte Heimken die zweite Treppe hinauf mit dem Befehl, zu rufen, sobald er auf der Spur sey. Allein eine lange Zeit verging und Heimken rufte nicht und kam auch nicht wieder. Endlich ließ sich von oben herab ein heftiges Pochen und Lärmen vernehmen, und Herr Wolfgang glaubte deutlich Heimkens Stimme zu unterscheiden, die um Hülfe rief. Rasch flog er die Treppe hinan dem Klopfen nach, das ihn vor eine Thür führte, die von Außen verriegelt war. Er öffnete, und Heimken trat heraus.

„Aber um Gotteswillen!“ rief jener, „wo hat ihn der Satan hingeführt?“

„In die Commodität!“ versetzte Heinken. „Ich hatte ihn schon beim Rockschoos, nämlich den Satan, da wandte er sich und freuete sich ungemein mich zu sehen, und dies und das, und bat mich nur hier in das Zimmer zu treten, machte die Thür auf, schob mich hinein und riegelte von Außen zu. Der strenge Geruch hier brachte mir Verdacht in die Nase; ich griff um mich herum, und begriff nun bald, wo ich war. Und zugleich ist der Satan ohne Zweifel in dieser Stube. Ich habe ihn da hinein gehen gehört.“

Herr Wolfgang machte sich sogleich an die bezeichnete Flügelthür und klopfte an. Alles blieb still. Er wiederholte das Klopfen und versuchte endlich zu öffnen. Die Thür war verschlossen. Er aber, der jetzt nichts weniger als in der Laune war, sich durch irgend etwas zurückhalten zu lassen, stemmte sich mit Macht dagegen, sie flog auf, und er wollte in das Zimmer treten, hielt jedoch plötzlich den Fuß zurück und blieb überrascht auf der Schwelle stehen, denn ihm gegenüber stand im Halbkreis, nur von einer Kerze matt erhellt, eine Gesellschaft der aben-

teuerlichsten Menschengestalten mit auserlesenen Galgenphysiognomien und schien jeden Augenblick bereit, sich mit geschwungenen Säbeln und Dolchen auf ihn zu werfen; an ihrer Spitze der Grünrock, der ein gespanntes Pistol ihm gerade entgegen hielt. Nur einen Augenblick indeß stutzte Herr Wolfgang, dann zog er, auf alle Fälle versehen, gleichfalls ein Pistol schnell aus der Tasche, spannte den Hahn und jenem damit nach der Brust zielend rief er: „Elender, wer du auch seyst, deine Drohung schreckt mich nicht! Bist du ein ehrlicher Mann, so halte dein Wort und komm mit mir! Ich verlasse diesen Platz nicht lebend ohne dich!“ Er hatte kaum diese Worte gesprochen, so wurden in den angränzenden Zimmern verschiedene Stimmen laut, und hastig herbei eilende Tritte ließen sich vernehmen; Heimken aber, hinter seinem Herrn versteckt, glaubte nicht anders, als daß die gegenüberstehende Rotte bereits auf sie los stürze, riß daher in der Angst das andere Pistol, welches er bei sich trug, hervor, streckte den Arm aus, drückte ab — und wohlgetroffen stürzte der Grüne mit dumpfem Falle zu Boden. Lautes Geschrei erhob sich von allen Seiten. Heimken aber faßte seinen Herrn beim Arm,

der den Herbeieilenden Rede stehen zu wollen schien, und zog ihn mit sich fort trotz allem Sträuben die Treppen hinab, auf die Straße, und dort in blinder Hast ohne sich umzusehen immer weiter und weiter, bis endlich Beide athemlos gezwungen waren, langsam zu gehen.

„Heimken! Mordbrand!“ rief Herr von Scharneck; „wie ist ihm zu Muthe? Er hat einen Menschen todtgeschossen!“

Heimken bat ihn um Gotteswillen, doch nicht so laut zu sprechen und trieb von neuem zur Eile.

„Aber was soll nun daraus werden?“ fragte Jener nach einer Weile wieder.

„Nur fort! nur fort!“ entgegnete Heimken. „Fort aus der Stadt! Aus dem Lande, wenn's seyn muß!“

Herr Wolfgang meinte, aus dem Lande nicht allein, sondern auch aus der Welt dazu, würde man ihn schon befördern ohne sein Zuthun. Seine eigentliche Absicht aber war gleichfalls, die Stadt noch diese Nacht zu verlassen, denn er hatte selbst größere Angst als er sich merken ließ.

„Heimken!“ sprach er, indem sie vor dem Hause

des Geheimeraths anlangten — „Heinken! so ist dem Kain nicht zu Muthe gewesen, als er seinen Bruder erschlagen hatte, und doch bin ich unschuldig an dem vergossnen Blute! Und ach! was soll nun aus meinem Schatze werden?“ Mit diesen Worten stieg er die Treppe hinauf nach der Wohnung des Geheimeraths, wo man mit dem Abendessen auf ihn wartete und schon anfing besorgt zu werden. Er zog seinen Wirth sogleich bei Seite, entdeckte ihm den Vorfall und zeigte ihm seinen Entschluß an, noch in dieser Nacht abzureisen. Die Vorstellungen des Geheimeraths, daß er durch diese übereilte Flucht sich nur noch verdächtiger machen würde, daß die saubere Gesellschaft der Galgenkandidaten wohl gar nicht einmal rathsam finden möchte, laut zu werden, blieben ohne alle Wirkung.

„Nein“ rief er „ich halte diese quälende Unruhe, diese teuflische Angst nicht aus! Und bin ich es denn nicht meinem Heinken schuldig, ihn zu retten? Ist denn der arme Schelm nicht eigentlich um meinetwillen zum Mörder geworden? Auch kommt man uns wohl gar nicht auf die Spur? Bleiben wir aber

hier, wie leicht werden wir dann unsre eigenen Verräther!«

Der Geheimerath mußte sich zum Ziele legen und erhielt nur noch einen Aufschub bis zum Morgen. Der lebhafteste Kampf aber stand Herrn Wolfgang mit Frau Gertrud und ihren Töchtern noch bevor, die ihn mit Einwendungen, Klagen und Bitten bestürmten und beschossen. Doch als er ihnen vertraute was vorgefallen, überfiel sie Schrecken und Angst vor der Berliner Polizei, von welcher sie entsetzliche Dinge gehört hatten, so heftig, daß sie jetzt selbst auf die Beschleunigung der Abreise trieben.

Und der goldne Knopf des Marienthurms fing kaum an im Frühlicht zu schimmern, da sagte Herr Wolfgang dem Geheimerath Lebewohl, und die alte Familienkutsche klapperte durch die dämmernden Straßen dem Thore zu.

„Gott sey Dank!« rief Herr Wolfgang, tief Athem holend, als er sich endlich im Freien sah. Heimken aber draußen auf dem Bock, hub an und sang mit heller Stimme: „O Ewigkeit, du Donnerwort!«

9.

Am zweiten Abend nach ihrer Rückkehr auf Schloß Scharneck saß die Familie wieder in der großen Wohnstube beisammen, und Fräulein Mathilde, um ihren Vater zu zerstreuen und sich mit, hatte eben angefangen den Götz von Berlichingen vorzulesen, als es mit leisem Finger dreimal an die Thür klopfte. Heimken nahm zögernd ein Licht vom Tische und ging hin um nachzusehen. Doch indem er die Thür öffnete, prellte er voll Entsetzen zurück, der Leuchter entfiel seiner Hand, und er schrie mit bebender Stimme: — „Alle guten Geister und dies und das!“ — Herr Wolfgang sprang vom Stuhl auf, und starrte nach der offnen Thür.

„Nur herein mit Gott!“ rief er endlich. Da trat langsam und feierlich der Grünrock auf die Schwelle, sah im Zimmer umher und sprach: „Da bin ich!“ — Es entstand eine lange Pause. Mit Verwunderung, welcher sich allmählich eine etwas unheimlichere Empfindung beimischte, betrachteten die Frauenzimmer den Fremden, der regungslos wie ein Steinbild in der Thüre stand. Herrn Wolfgang aber über-

mannte das Grausen, welches ihm die Haare zu lupfen anfing, und ging mit festem Schritte auf ihn zu. „Wer du auch bist“ sprach er „magst du noch am Leben seyn, oder aus dem Grabe zurück kehren, so gieb Rede und Antwort auf meine Frage: was begehrest du?“ Doch jener winkte ihm schweigend mit der Hand nach der Thüre. Herr Wolfgang befahl dem zitternden Heimken, Licht nach seinem Zimmer zu bringen, und führte den Grünen dorthin.

Hier ergab sich nun bald, daß dieser von dem ganzen Abenteuer in Berlin und von dem Schusse, den Heimken auf ihn gethan, kein Wort wußte oder wissen wollte; vielmehr behauptete er, daß ihm die Anwesenheit des Herrn von Scharneck gänzlich unbekannt geblieben sey; er habe aber sein Geschäft dort vollbracht und kehre nun zurück, sein Wort zu lösen.

So unerklärlich jetzt auch der ganze Vorfall für Herrn Wolfgang wurde, so höchst erfreut war er doch über die wieder eröffnete Aussicht auf die Hebung des Schatzes, und er bat den Grünen, nur sogleich eine Zeit dazu anzuberaumen. Dieser bestimmte die folgende Nacht. Ungern willigte Herr von Scharneck

ein, ihn wieder aus seinen Händen zu lassen, doch er versicherte sehr ernst, daß er unter diesem Dache nicht ruhen könne und dürfe, und versprach morgen vor Mitternacht zur Stelle zu seyn.

„Du mein Schöpfer“ rief Heimken „das ist alles gut und dies und das, aber wen habe ich denn nun eigentlich todtgeschossen?“

„Das kann dir gleich seyn!“ erwiederte jener. „Du hast einen Menschen getodtet, und die Strafe folgt dir auf dem Fuße.“

Der folgende Tag aber brachte schon auf Heimkens Frage eine befriedigende Antwort. Es langte nämlich ein Brief von dem Geheimerath Ösling an, worin dieser seinen Freund vor allen Dingen ersuchte, wegen Heimkens Mordthat nicht länger in Sorge zu seyn, indem der angestrichene Artikel in dem beiliegenden Zeitungsblatte eine zwar sehr lustige, aber auch zugleich vollkommen beruhigende Erklärung derselben enthalte. Der angestrichene Artikel aber lautete folgendermaßen.

„Nachdem am verwichenen Donnerstag, den 8ten „September, in den ersten Abendstunden, sich zwei „Unbekannte erfrecht haben, nach gewaltsamer Er-

„brechung der Thür in die Wohnung des Unterzeich-
„neten Franz Lion einzudringen, und daselbst die
„künstliche Figur des berüchtigten Räubers, genannt
„Fra Diavolo, welche nicht nur wegen der täu-
„schenden Aehnlichkeit, sondern auch wegen der be-
„sondern Sorgfalt und ausnehmenden Geschicklichkeit,
„womit sie nach den Regeln der Kunst verfertigt, von
„den Kennern aller erlauchten Höfe und berühmten
„Hauptstädte von ganz Europa als ein Meisterwerk
„einzig in seiner Art bewundert worden, mittelst eines
„Pistolenschusses gänzlich zu zerschmettern und mir
„dadurch einen unersetzlichen Verlust zu verursachen,
„so verspreche ich hiermit Jedem, der mir die Thäter
„namhaft machen kann, unter Verschweigung seines
„Namens eine angemessene Belohnung."

Franz Lion,
Eigenthümer eines künstlichen Wachsfiguren-Kabinets.

Am Schlusse des Briefes fügte der Geheimerath hinzu, daß er die Sache bereits vollkommen ausgeglichen, und den Herrn Franz Lion entschädiget habe.

Schweigend, denn er schämte sich doch ein wenig, reichte Herr Wolfgang seinem Diener das Zeitungs-

blatt. Heinken aber, indem er las, schrie mehrmals laut jubelnd auf, tanzte auf einem Beine umher und ließ es sich nicht nehmen, seinem Herrn in der Freude seines Herzens einigemal den Rockschooß zu küssen. Diesem war denn auch eine allzugroße Last vom Herzen gehoben, als daß nicht die Freude darüber den kleinen Aerger über seine Beschämung hätte überwinden sollen. Er fing an, die Geschichte bei allem Unerklärlichen, das ihr noch immer blieb, am Ende selber doch lächerlich zu finden, ging lachend hinüber, sie Frau Gertruden zu erzählen, und sah nun mit frohem Muthe der Mitternacht entgegen.

10.

Der Grüne hielt diesmal Wort. Um halb zwölf bereits trat er in Herren Wolfgangs Zimmer, dieser aber hatte schon seit einer Stunde seinen treuen Knappen vermißt und ihn überall vergeblich gesucht, und da jetzt keine Zeit mehr zu verlieren war, mußten Beide sich entschließen, den Weg nach dem linken Schloßflugel allein anzutreten. Der Sturm trieb sein Spiel mit der Wetterfahne, heulte durch die Lücken des alten Thurms, und die Eulen, die darin-

ren nisteten, schrieen ihr Huhu in die schwarze Nacht hinaus, den Dreiklang vollendend. Ein leises Frösteln schlich Herrn Wolfgang doch am Rücken hinab, als er die Thür der sogenannten Marterkammer aufschloß. Wie er es vermuthet hatte, wandte sich der Grüne sogleich zu dem Bilde der heldenmüthigen Burgfrau, kniete schwer seufzend davor nieder und schien zu beten. Dann bedeutete er seinem Begleiter, daß vor Allem erst das steinerne Bild aus der Mauer gebrochen werden müsse, empfahl ihm aber von nun an das strengste Stillschweigen. Die Steinplatte wich bald der vereinten Kraft ihrer Brechstangen. Es zeigte sich hinter derselben eine Oeffnung, die in die Tiefe hinab ging; noch waren Ueberreste einer steinernen Treppe zu sehen, die allem Anschein nach erst vor kurzer Zeit hinunter gestürzt sein mußte. Herr Wolfgang dachte an das unterirdische Getöse, als er neulich von Außen gegen die Steinplatte gestoßen. Eine Leiter ward herbei geschafft und hinabgelassen; der Grüne stieg voran und jener folgte.

Sie befanden sich in einem geräumigen und hohen Keller, dessen Gewölbe auf mehreren starken Pfeilern ruhete. Gegen über in der Wand öffnete

sich ein schmaler Gang, aus welchem zu Herrn Wolfgangs Verwunderung ein starker Luftzug strömte. Der Grüne zündete ein paar mitgebrachte geweihte Lichter an und setzte sie an die Erde; dann zog er aus der Tasche eine kleine Rauchpfanne, brachte die darin liegenden Kohlen in Brand und streute ein Pulver darauf, von welchem alsbald ein dicker Qualm empor wirbelte, der das ganze Gewölbe erfüllte und die Eigenschaft zu haben schien, alle Gegenstände dem Auge zu vergrößern; wenigstens zeigte sich der Grüne, wie er durch die Lichter von unten herauf beleuchtet hin und wieder schritt, in einer wahrhaft riesigen und furchtbaren Gestalt. Indem ließ sich ein Geräusch vernehmen, welches beinahe wie ein leises Riesen klang. Der Geisterbanner horchte; doch alles blieb ruhig und er nahm den Hut ab und sprach: „So laßt uns denn ein stilles Gebet thun für den ermordeten Burgvogt, auf daß seine Seele bald möge erlöset werden!“ Herr Wolfgang zog gleichfalls den Hut und Beide beteten leise.

Hierauf brachte jener ein Gefäß hervor, welches eine rothe Flüssigkeit zu enthalten schien und besprengte damit den Boden. Dann begann er mit

dumpfer Stimme, die allmählich immer lauter ward und endlich wie ein Sturm durch die Gewölbe brauste:

„Mitternacht, ich rufe dich!
Mitternacht, erhöre mich!
Sieh, ich saug' an deinen Lippen:
An den bleichen stummen Lippen:
Oeffne deinen Mund und sprich!
Und dich fassen meine Hände,
Roth vom Blute grauer Sünder,
Roth vom Blut erwürgter Kinder
Mitternacht, ich fasse dich!
Schleuß den Schooß der Erde auf,
Rufe sie herauf, herauf,
Die bis zu dem Tag der Strafen
Dort im Leichenhemde schlafen,
Ohne Hoffen der Erbarmung;
Ruf sie auch, die du gezeugt,
Mit der Erde du gezeugt
In verstohlener Umarmung!
Eurer Mutter Schooß entsteigt,
Steigt herauf ihr Luftgestalten,
Der Gespenster bleiche Schaar!

Auf! den Schoos, der euch gebar,
Hat die Mitternacht gespalten
Und mit dieser blut'gen Faust
Greif' ich in ihr Eingeweide,
Wo ihr an den Leichen schmaust:
Auf! Herauf! herauf! herauf!
Rasch herauf — — — —

Ein lauter Schrei unterbrach ihn in diesem Augenblicke. Hinter einem Pfeiler hervor wurden zwei weiße Gestalten sichtbar und eilten herbei. Mit dem höchsten Erstaunen erkannte Herr Wolfgang seine beiden Töchter. Doch ehe er noch Zeit hatte, zu sich selbst zu kommen, ließ sich von der andern Seite ein noch gellenderes Angstgekreisch vernehmen; eine männliche dunkle Gestalt zeigte sich und stürzte auf sie zu. Indem aber stolperte sie über einen Stein, fiel und kroch nun auf Knieen und Händen mit großer Schnelligkeit vollends bis vor ihre Füße hin, und schrie voll Entsetzen: „der schwarze Wolf! der schwarze Wolf!“ Es war Heinken; und in der That verfolgte ihn ein schwarzes, vierfüßiges Thier, welches der dicke Rauch, der sie umgab, bis zum Ungeheuer ver-

grösserte. Heimken warf sich mit dem Gesichte an die Erde; das Ungeheuer sprang ihm bald auf den Rücken, bald auf diese, bald auf jene Seite, und versuchte ihn ins Gesicht zu lecken. Da sah Herr Wolfgang, der eben seinen Hirschfänger gezogen hatte, daß es Heimkens schwarzer Pudel war. Heimken aber brüllte gräßlich und schrie: „Ich will ja Alles bekennen! Ich bin ein Schurke, ich bin ein Schuft, der seinen Herrn betrügen wollte! Rettet mich nur von dem Ungethüm! rettet mich von meinem verfluchten Ahnherrn und Verwandten!“ Der Geisterpanner packte ihn am Kragen, stellte ihn mit einem gewaltigen Ruck auf die Beine, und indem seine drohende Geberde ihm Stillschweigen gebot, befahl er ihm durch Zeichen, einen Spaten zu nehmen und zu graben. Dasselbe Geheiß erhielt Herr Wolfgang. Sie fingen an zu graben. Zu des Letztern unaussprechlicher Freude stießen sie bald auf etwas Hartes, und es zeigte sich, daß es ein eiserner Kasten war. Mit Mühe brachten sie die bedeutend schwere Last herauf. Der Grüne rief: Gott Lob! Herr Wolfgang faltete die Hände vor der Brust und sendete einen freudig dankenden Blick zum Himmel. — Der Kasten war

verschlossen. Voll Ungeduld führte jener mit der Axt einen kräftigen Schlag dagegen; der Deckel sprang auf, mancherlei silberne Gefäße blinkten ihm entgegen, sie wurden schnell hinweggeräumt, und nun erst zeigte sich auf dem Boden der kostbare Inhalt in lauter Gold- und Silberbarren, deren Werth Herr Wolfgang in der Geschwindigkeit wenigstens auf 50000 Thaler schätzte.

„Mathilde! Elisabeth! meine Kinder!“ rief er und umarmte seine Töchter mit Freuden-Thränen in den Augen. „Mathilde, um deinetwillen freue ich mich, um deinetwillen, du theures Kind! Für dich hab ich den Schatz gehoben.“

„Doch“ fuhr er fort, sich jetzt erst besinnend, „wie seyd ihr hieher gekommen, hier herein, und zu dieser Stunde?“

Elisabeth zeigte auf den Gang gegenüber und erzählte nach einigem Umwege, Stottern und Stammlen, wie sie gestern von einer Magd erfahren, daß während ihrer Abwesenheit in der Gegend der alten verfallenen Kapelle allnächtlich, und sogar in der verwichenen Nacht wieder, ein Hin- und Hergehen von unbekannten Leuten bemerkt worden seyz wie die

Neugier sie Beide nun dahin gelockt, wie sie in dem verfallenen Gemäuer einen unterirdischen Gang entdeckt, ihn verfolgt, und so hierher gekommen, wo sie sich bei des Vaters Ankunft versteckt gehalten, bis endlich des Beschwörers grausenvolle Worte und die darauf erfolgte Erscheinung des schwarzen Pudels sie mit Entsetzen ans Licht getrieben. Die wahre Ursache ihres Hierseyns aber war der Umstand, daß man in den letzten Nächten einen Mann in Begleitung eines Frauenzimmers bemerkt hatte, der Waringen vollkommen ähnlich gesehen haben sollte. Doch dies verschwieg Elisabeth wohlweislich.

„Mathilde!“ rief der Geisterbanner, als jene ihren Bericht geendigt, und trat auf sie zu.

Die beiden Mädchen sahen ihm mit Verwunderung in die Augen, dann sich untereinander an, und schüttelten die Köpfe. Herr Wolfgang aber hatte von dem Ausrufe nichts vernommen, denn seine Blicke und Gedanken waren schon wieder bei dem Schatze. „Geht, lauft“ sprach er, „holt mir die Mutter her! Sie muß sich mit mir freuen, sonst ist meine Freude nur halb!“

„Und er“ wendete er sich zu Heinken, „Meerret-

tigesücht, abscheulicher Wurm! Ich will ihn gar nicht fragen, warum er hier ist. Ich vergeb' ihm Alles und schenk' ihm obendrein noch hundert Thaler." Heimken warf sich vor ihm auf die Knie; doch Herr Wolfgang ließ ihn liegen, und sah sich nach dem Geisterbanner um. „Kommt her" rief er „mein Freund! Es bleibt bei meinem Worte. Kommt und nehmt euch euer Fünftel!" Allein der Geisterbanner war verschwunden, und kam auch nicht wieder.

„Schau her, Gertrud!" sprach Herr Wolfgang, indem er seiner Frau entgegen ging und sie umarmte. „Von heut geht ein neues Leben für uns an, und wir sind wieder Bräutigam und Braut wie vor zwanzig Jahren. Hier ist Gold genug um unserer Kinder Glück zu gründen, und nach mehrerem strebe ich nicht weiter. Verdammt der Schmelztiegel, den meine Hand je wieder berührt! Der wahre Stein der Weisen ist Arbeitsamkeit und Genügsamkeit."

Mit diesen Worten faßte er und Heimken den gesegneten Kasten an, Frau Gertrud ging leuchtend voraus, und die Töchter folgten hinterdrein und hatten über die Geschichte ihre ganz besonderen Gedanken.

Am andern Morgen bei guter Zeit fuhr die grüne

Kutsche mit den Rothschimmeln vor. Waring hob eine junge Dame heraus, die er als seine Schwester verstellte, und welche Mathilde mit schnell beruhigtem Herzen für die nämliche erkannte, die sie in Berlin an seiner Seite gesehen. Er ging mit ernstem Anstand auf Herrn von Scharneck zu, und warb feierlich um die Hand seiner ältesten Tochter.

„Wenn das Mädchen will, mit tausend Freuden!“ rief Herr Wolfgang, „und funfzig tausend Thaler zur Mitgift obendrein! Meine Tochter durfte nicht als eine Bettlerin in Ihr Haus kommen.“

Elisabeth legte mit komischer Gravität die Hand Mathildens in Warings Hand, und sprach: „Meine Kinder, mit hat diese Nacht von rothen Halstüchern und von Häringen geträumt, das bedeutet eine Braut und einen Schelm, aber einen von den feinen, f, f!“

„Ein rothes Halstuch“ lachte Waring, „bedeutet ein rothes Halstuch, und da ich, wie Sie wissen, mehr kann, als Brod essen, so wußte ich auch Ihren Traum voraus, und habe gleich die Erfüllung von Dresden mitgebracht. Damit zog er einen prächtigen türkischen Shawl aus der Tasche und hing ihn um Elisabeths Schultern. Sie drohte ihm mit dem

Finger. „Wenn ich und die Steine reden dürften!“ sprach sie lächelnd.

Waring aber verschloß ihr schnell den Mund, führte sie vor den Spiegel und sprach: „Mir hat diese Nacht von einer Rosenknospe geträumt; das bedeutet einen Rosenmund, der zu schweigen weiß. Sehen Sie, wie schön steht der rothe Shawl zu der rothen Purpurknospe, so lange sie noch geschlossen ist!“

„Schatz um Schatz!“ brummte Heinken. Und zugleich heut übers Jahr vielleicht schon möcht' er noch gern eben so sprechen, aber es umgekehrt meinen und dies und das!

C. W. Contessa's

Schriften.

Herausgegeben

von

E. von Houwald.

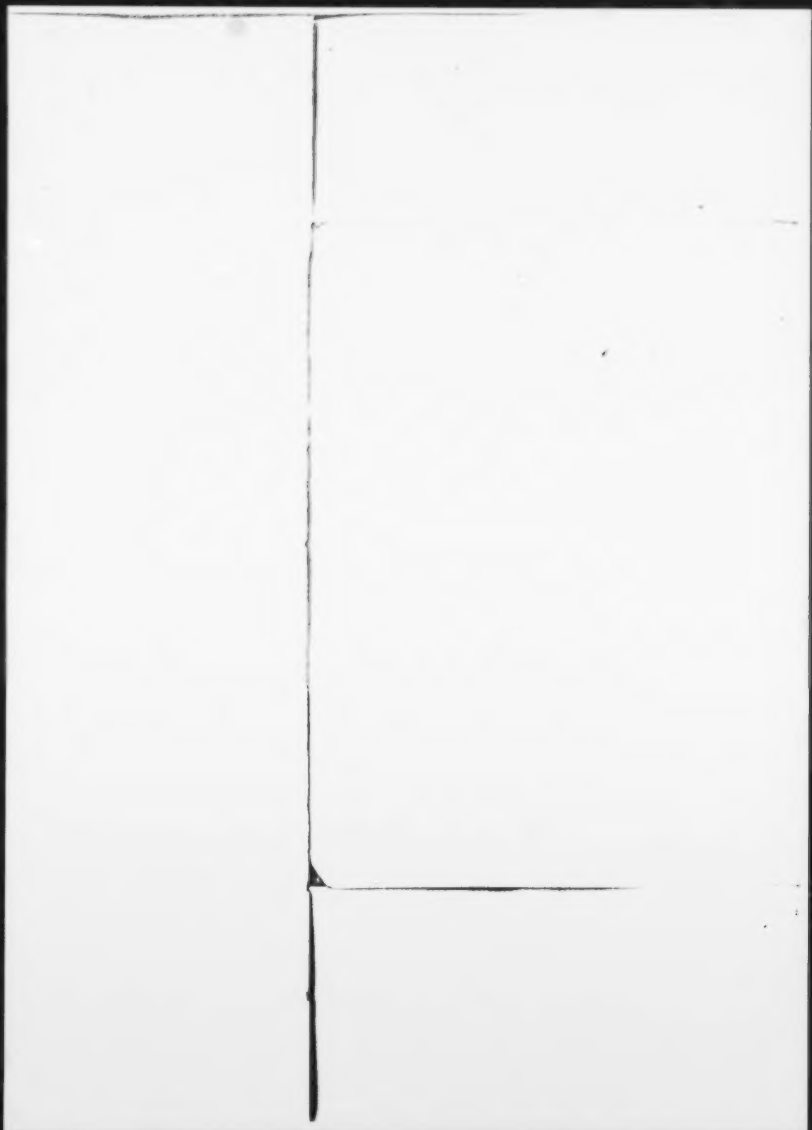
Achter Band.

Leipzig,
bei Georg Joachim Göschen 1826.

Univ. Bibl.
München

Inhalt.

Ich bin meine Schwester. Luſtſpiel in einem Aufzuge. 1822.	S. 1
Die weiße Roſe. 1822.	— 45
Das Quartettchen im Hauſe. Luſtſpiel in einem Aufzuge. 1821 und 1822.	— 79
Aus Herr Balthaſars Leben. 1821 bis 1823.	— 181



Ich bin meine Schweſter.

Luſtſpiel in einem Aufzuge.

1820.

Personen.

Rosalie.
Ihr Oheim.
Thalheim.
Hochberg.
Lisette, Rosaliens Kammerjungfer.

Erſte Scene.

Roſalie. Der Oheim. Liſette.

Roſalie,

(ſehr elegant und im neueſten Geſchmack gekleidet.)

Sie wollen nur mein Glück? Wie könnt' ich's anders glauben?
Doch was zum Glück gehört — mein Onkel, Sie erlauben —
Das ſollte jeder doch am beſten ſelbſt verſtehn.

Oheim.

Ja, könnte jeder nur auch ohne Brille ſehn!

Roſalie.

Da wo das Herz ſpricht, da iſt auch die Wahrheit.

Oheim.

Gefärbtes Glas giebt nicht die beſte Klarheit.

Rosalie.

Nun ja, ich weiß es wohl. Hochberg ist nicht Ihr Mann.
Sie tadeln meine Wahl. Doch sprechen Sie jetzt offen:
Warum darf Hochberg nicht auf Ihren Beifall hoffen?

Oheim.

Weil er dich nimmer glücklich machen kann.
Dein Loos steht deutlich mir auf seiner Stirn geschrieben.
Er liebt sich selbst zu sehr, um jemand sonst zu lieben.

Rosalie.

Das ist Verleumdung! Nein, er liebt mich treu und wahr!
Doch Ihres Tadels Grund ist leichtlich zu ergründen.
Sie ziehen Thalheim vor. Es ist mir längst schon klar,
Mit Thalheim wünschen Sie mich zu verbinden —

Oheim.

Nun ja, ich läugn' es nicht! Auf ihn fiel meine Wahl.
Doch will ich deine nicht im mindesten beschränken.

Durch meinen Rath nur dacht' ich ſie zu lenken.
Du haſt gewählt: wohlan! Hochberg ſey dein Gemahl.
Ich unterwerfe mich, wie das in ſolchen Fällen
Den guten Onkels ziemt. — Nur eins noch bitt' ich dich:
Laß mich ſie beide noch auf eine Probe ſtellen!

Roſalie.

Auf eine Probe? — Wohl! Erwünſcht für ihn und mich!
So helfen Sie ihm ſelbſt Ihr Vorurtheil beſiegen.
Sein Herz wird keiner Probe unterliegen.
Doch wie? Ich wüßte kaum — —

Oheim.

Nun, eine kleine Liſt.
Du weißt, wie ähnlich du der ältern Schweſter biſt.
Sie hat, von Kindheit an, im Kloſter auferzogen,
Sich ſüchtend aus des Lebens irren Wogen,
Dem ſtillen Hafen jetzt auf immer ſich geweiht.
So biſt du im Beſitz des großen Guts geblieben,
Das jenes Teſtament aus alter Zeit
Dem Aelteſten des Hauſes zugeſchrieben,
Das alſo eigentlich der Schweſter Erbe war.
Erdichten wir nun, daß, nachdem beinah das Jahr
Der klöſterlichen Prüfung ihr verrennen,
Sie unerwartet plötzlich ſich beſonnen,

Und in die Welt zurückgekehrt, der ſie entflohn,
Daß geſtern Abend ſie hier angekommen,
Und daß ins Kloſter du heut früh die Flucht genommen,
Bewegt von Gram, Verdruß, unfähig dieſem Hohn
Des Schickſals ſtill zu ſtehn, das reich dich machen wollte,
Damit dir herber nur die Armuth werden ſollte.
Wenn ein unmodiſch Kleid den ſchlanken Wuchs verſteckt,
Den reichen Lockenbau ein ſchlichtes Häubchen deckt,
Kurz aller äußre Schmuck und Glanz ſich von dir trennen,
So wirſt du nun ſehr leicht und mit Geſchick und Glück
Der Schweſter Rolle vor den Freiern ſpielen können.
Sie kamen beide heut von der Armee zurück;
Fünf Monden ſind, daß ſie dich nicht geſehn, verfloſſen;
Und oft ja ſprach ich ſchon von eurer Aehnlichkeit —
Verglich zwei Roſen euch, die einem Stamm entſproſſen,
Am Morgen dieſe, die am Abend ſich erſchloſſen —

Roſalie.

Und meine Krankheit erſt vor kurzer Zeit —
Die arme Roſe, ach! ſie thut mir ſelber leid.

Wie sie verändert ist! — Ja, das scheint wohl zu passen,
Der Plan wär' gut. Doch er wird sich nicht täuschen lassen.
Ein liebend Herz sieht allzu scharf und fein.
Wie Aethers Arme rings die Erd' umfassen,
Hüllt es mit geist'gem Ahnen das Geliebte ein,
Und stumme Boten gehn unsichtbar hin und wieder.

Oheim.

Romanensprache, Kind! das sind die alten Lieder!
Versuchen wir's doch nur! Sie sind gewiß bald hier.
Ich geh', empfange sie, um ihnen erst zu sagen,
Was sich in der Familie zugetragen,
Dann bring' ich sie zur weitern Prüfung dir.

Rosalie.

Doch ist's ein grausam Spiel? Wie wird er es ertragen?
Ich sehe seinen Schmerz, ich höre seine Klagen,
Ach ja, ich fühle wie das Herz ihm bricht!

Oheim.

Ah pah! Vor Liebe stirbt man hier zu Lande nicht.
Jetzt eile nur und laß Rosalien verschwinden,
Und zieh Mathilden an! Das andre wird sich finden.

(Er geht ab.)

Zweite Scene.

Rosalie. Lisette.

Rosalie.

Auch nicht das Heiligste kann seinem Spott entgehn!
Wohlan, er soll beschämt vor seinen Zweifeln stehn;
Und lehren will ich ihn auf wahre Liebe bauen.

Lisette.

Ach Gott, mir will doch fast vor dieser Probe grauen.
Die Proben solcher Art sind nicht für diese Welt.
Nicht prüfen soll der Mensch sein Glück, nein, ihm vertrauen:
Die Probe zeigt gar oft statt Gold nur falsches Geld.

Rosalie.

Auch du, du zweifelst? Kannst wohl den Gedanken fassen,
Daß er nicht wahr mich liebt, wohl gar sich nur verstellt,
Wohl gar sich nur vom Glanz des Goldes leiten lassen?

Er, der in Pracht und Aufwand ſich gefällt,
Der in der That Verſchwender faſt zu nennen,
Mein Kind, wie ſollte der gemeine Habſucht kennen?

Liſette.

Wer Pracht und Aufwand liebt, thut's oft aus Stolz allein.
Man kann verſchwenderiſch und doch habſüchtig ſeyn.

Roſalie.

O ſchweig! Du ſcheinſt mir mit dem Oheim einverſtanden.
Umſonſt iſt eure Liſt! Sein Herz macht ſie zu Schanden!

Dritte Scene.

Der Oheim. Die Vorigen.

Oheim.

Geſchwind, Roſalie! der Thalheim iſt ſchon da.
Ich lief nur ſchnell herauf, eh' er mich etwa ſah.
Mein Kammerdiener mit wehmüthigem Geſichte,
Erzählt ihm unterdeß die traurige Geſchichte,

Der Schwester Ankunft und daß du bereits entflohn.
Jetzt eil', und kleide schnell dich um.

Rosalie.

Ich eile schon.

(Sie geht ab. Lisette folgt ihr.)

Vierte Scene.

Oheim (allein.)

Nun wollen wir doch sehn! die Würfel liegen.
Wenn die Verkleidung auch nur wenig sie verstellt,
Ich bin gewiß, daß auf die Wahrheit keiner fällt.
Je einfacher die List, je sicherer zu siegen.
Die Eigenliebe selbst hilft dann uns mit belügen,
Weil sie nicht glaubt, daß jemand möglich hält,
Mit so geringer Kunst uns zu betrügen.
Da ist er! — —

Fünfte Scene.

Thalheim. Der Oheim.

Thalheim.

Was iſt das? Hab' ich denn recht gehört?
Wie? oder hat mich nur ein böſer Traum bethört?
Es iſt nicht wahr! Nein, nein! Wie ſollt' ich es ertragen!
Ich bitte, ſprechen Sie!

Oheim.

Was kann ich Ihnen ſagen?
Mein guter Thalheim, ja, es ſieht in meinem Haus
Seit geſtern Abend ſehr verändert aus.
Sie finden es nicht mehr, wie Sie's verlaſſen haben.

Thalheim.

Roſalie — iſt es wahr —? —

Oheim.

Roſalie iſt fort.

Thalheim, (abgewendet.)

So laß dich armes Herz nur immerhin begraben!
Allein wo ist sie hin? Sie kennen doch den Ort?
O sagen Sie!

Oheim.

Er ist mir unbekannt geblieben.
Denn heimlich ist sie fort, und hat mir bloß geschrieben,
Daß sie ins Kloster eilt.

Thalheim.

O Gott, ins Kloster! sie!
Und ruhig haben Sie ihr nachgesehen? Wie?
Auf allen Straßen nicht ihr schleunig nachgesendet?
Nicht selbst sich aufgemacht? Ihr väterliches Wort,
Gewiß es hätte den Entschluß noch leicht gewendet!
Vermuthen Sie nicht wenigstens den Ort?
O schreiben Sie ihr! — Schnell! — Ich werfe mich zu Pferde —
O schnell! Ich bin gewiß, daß ich sie finden werde —

Oheim.

Mein theurer Freund, soll ich es Ihnen frei gestehn?
Unwiederruflich scheint, nothwendig, was geschehn.
Gewiß das arme Kind ist schmerzlich zu beklagen,
Allein nach alle dem, was sich hier zugetragen,

Scheint der Entschluß, den sie gefaßt, der beste mir.
Was blieb ihr in der Welt? Was sollte sie noch hier?
Bedenken Sie nur selbst, ob sie hier bleiben konnte,
Hier wo sie fröhlich sich im Glanz des Reichthums sonnte,
Hier sollte traurig sie, verbleicht, im Schatten stehn?
Dem schadenfrohen Mitleid, ja dem Hohne
Gebeugten Hauptes zahm entgegen gehn?
Daß ich nicht helfen kann, ist leichtlich einzusehn.
Denn mein Vermögen, es gehört ja meinem Sohne.

Thalheim.

Ganz recht! Verzeihn Sie! Ich vergaß es ganz und gar,
Ich Thor, daß sie nicht Ihre Tochter war.
Ich sah sie jede Pflicht der Tochter kindlich üben,
Drum, wähnt' ich, müßten Sie als Vater sie auch lieben.

Oheim.

Das hab' ich, habe sie recht herzlich auch geliebt.
Auf immer hat ihr Loos das Leben mir getrübt.
Doch wer darf gegen die Nothwendigkeit sich sträuben?
Ich suche meinen Schmerz zu täuschen, zu betäuben,
Ich suche mir Ersatz für das was einmal hin.
Und folgten Sie doch auch nur meinem Sinn!
Sie haben stets in mir den wahrsten Freund gefunden;

Wie gern hätt' ich mit mir Sie enger noch verbunden.
Doch in Roſaliens Bruſt ſchlich ſich ein Andrer ein.
O dürft' ich mich doch jetzt der neuen Hoffnung freu'n,
Daß mir Mathildens Herz, noch frei und unbefangen,
Nun meinen liebſten Wunſch, mein herzlichſtes Verlangen,
Durch ſeine kluge Wahl doch endlich noch erfüllt.

Thalheim.

Wie? was verlangen Sie? Hier lebt Roſaliens Bild.

Oheim.

Nun ja, Roſaliens Bild! Das iſt ja was ich meine.
Mathilde iſt Roſaliens Conterfey.
Zwar fehlt die Politur wohl noch dem Edelſteine,
Die nur die Welt ihm giebt; ſie iſt noch etwas neu;
Doch ſehn Sie nur ſie erſt: auch das gefällt zuweilen.
Heda, Liſette!

(Liſette erſcheint.)

Geh, und ruf' Mathilden her.

(Liſette geht ab.)

Thalheim.

Was machen Sie! Ich ſoll ſie ſehen! Nimmermehr!
Nur jetzt nicht, jetzt nicht! Nein, die Wunde muß erſt heilen —

Ihr Anblick — oder wie? — So hätten Sie gemeint,
Daß nur Roſaliens Gold — —

Oheim,

Nein, nein, mein theurer Freund,
Ich kenne Sie zu wohl! —

Thalheim.

So wollen Sie erlauben,
Daß ich jetzt gehe.

Oheim.

Halt! Was ſoll Mathilde glauben?
Von Ihnen iſt gewiß doch Meldung ſchon geſchehn,
Und für Beleid'gung muß ſie's nehmen, wenn Sie gehn.

Thalheim.

Mein Gott, was aber ſoll ich ſagen, mit ihr ſprechen?

Oheim.

Der Schweſtern Aehnlichkeit wird ſchon die Straße brechen.

Sechste Scene.

Rosalie. Lisette. Die Vorigen.

(Rosalie höchst einfach und sittsam gekleidet.)

Oheim, (vorstellend.)

Hier, Herr von Thalheim! Mir als Freund sehr
werth und lieb.
Er war sonst gern bei uns; das hast du schon ver-
nommen:
So hoffen wir, wenn's auch nicht ganz wie sonst
hier blieb,
Er werde gern gesehn, auch gern wie sonst noch
kommen.
Mich ruft jetzt ein Geschäft auf einen Augenblick.
Sie müssen mir verzeihn! Ich kehre gleich zurück —
Und meine Nichte wird indeß Gesellschaft leisten.

(Zu Mathilden.)

Du mußt zum Umgang nun mit Männern dich erdreisten.
Die Welt, wo du jetzt bist, verlangt das nun einmal.
Geh', unterhalt' ihn hübsch!

(Er geht ab.)

Siebente Scene.

Roſalie. Thalheim. Liſette.

Thalheim, (für ſich.)

O Himmel, welche Qual!

(Nach einer Pauſe, laut.)

Gewiß, mein Fräulein, nie wär' ich vor Ihnen
In dieſer Stimmung des Gemüths erſchienen.
Doch Ihres Oheims Wunſch geſtand ſo dringend ſich,
Ihm hab' ich nur gehorcht.

Roſalie,

(mit einem verlegenen Knix.)

O Sie beſchämen mich!

Thalheim.

Jetzt wo mich, den hieher ganz andre Hoffnung führte,
Das Unerwartete ſo ſchmerzlich rauh berührte,
Ja, Sie vergeben mir, mein Fräulein, ſicherlich,
Läßt meine Zunge, gleich dem ſchlechten Komödianten,
Der ſeine Rolle nicht gelernt, mich jetzt im Stich.

Roſalie, (wie oben.)

Sie ſind ſehr gütig!

Thalheim.

Ach, wenn Sie die Liebe kannten!

Liſette.

Ei, Herr von Thalheim, Sie vergeſſen ſich!
Im Kloſter wuchs ſie auf. Sie werden doch nicht glauben,
Ich bitte Sie, daß es im Kloſter Liebe giebt?

Roſalie.

O doch, mein gutes Kind: ich habe viel geliebt.
Ich liebte meinen Mops, und meine Turteltauben,
Und Schweſter Urſula, und meinen Papagei,
Er iſt doch artig und ſo ſchön und klug dabei.
Und meine Blumen, o, ja die vor allen Dingen —
Warum doch ging es nicht, mein Gärtchen mitzubringen! —
Ja meine Blumen, ach, die hab' ich ſehr geliebt.
Und wenn der Winter kam, und alle Blätter fielen,
— Gewiß ſie ſchienen was ich ſprach zu fühlen —
Und von den ſtummen, und doch freundlichen Geſpielen,
Er mir die letzte nahm, wie ſehr hat mich's betrübt.
Und bis zum Frühling hin konnt' ich ſie kaum vergeſſen.

Thalheim.

Ach eine Roſe hab' ich auch beſeſſen,
Die meinem Leben ſelbſt erſt Glanz und Farbe lieh:
Der Winter nahm ſie fort, und nie vergeſſ' ich ſie!

Roſalie, (ſchüchtern.)

Doch wenn der neue Lenz und neue Blumen kommen?

Thalheim,
(nach einer kurzen Pauſe.)

Ein Mährchen hab' ich einſt aus Morgenland vernommen,
Von einem Wandrer, den ein Engel in der Nacht
Auf einen Berg geführt, und als der Tag erwacht,
Sieht er das Paradies zu ſeinen Füßen liegen,
Und Himmelsahnung, nie gekannte Luſt,
Den ewiggrünen Frühlingsau'n entſtiegen,
Sie ſchlagen an ſein Herz, ſie füllen ſeine Bruſt;
Da faßt der Engel ihn, und führt in raſchem Fluge
Ihn weit hinweg und heißt ihn weiter ziehn.
Allein wohin er nun auch kommt auf ſeinem Zuge,
Wie lockend um ihn her des Lebens Freuden blühn,
Ihn hält kein Ort zurück, kein Reiz mehr feſſelt ihn,
Die Sehnſucht fühlt er nur nach dem Verlornen glühn,
Und endlich in den nie geſtillten Flammen

Bricht das verarmte Herz zu Staub zuſammen.
Und brechend fühlt ers noch von neuer Sehnſucht glühn.

Liſette.

Der arme Wandersmann! Ach wie beklag' ich ihn!
(Auf Roſalien deutend.)
Und Augen ſeh' ich dort, d'rin ſchimmert's faſt wie Thränen.

Roſalie,

(indem ſie verlegen ihre Bewegung zu verbergen ſucht.)

Was willſt du? — Nein! — mein Kopf — ich war —
wie kannſt du wähnen? —
Meinſt du, ich weiß es nicht, was das bedeuten ſoll?
Roſalien haben Sie geliebt, das weiß ich wohl,
Und — —

Thalheim.

Ja, ich liebte ſie, wie wenig Männer lieben,
Mit jeder Kraft des Lebens, wahr und rein.
Doch wer, der jemals in dem milden Sonnenſchein
Von ihrem Reize ſtand, wär' unerwärmt geblieben?
Es war ja nicht der Glanz der Schönheit nur allein,
Es war der heitre Sinn, der alle Launen bannte,
Die Anmuth war's, die kaum ſich ſelber kannte.
Es war des reichen Geiſt's ergötzlich Farbenſpiel,

Und doch dabei das Herz, das selbst in dem Gewühl
Der groben Welt so rein und fromm geblieben,
Das war's, das mußte man auch wider Willen lieben.
Und Alles, Alles das, soll nun verloren seyn!

Rosalie.

Lisette — Nein, mein Freund — —

(Sie macht hastig eine Bewegung nach ihm hin; er kommt ihr erwartungsvoll entgegen; sie bleibt sich plötzlich besinnend und ihre Rolle wieder ergreifend vor ihm stehn, und macht ihm einen Knix.)

Sie werden mir verzeihn —
Ich meint', es sey fast hübsch, sich so geliebt zu wissen.
Doch mich, mich werden Sie nun freilich hassen müssen.

Thalheim.

Wie könnt' ich hassen, seh' ich diese Züge an!
Nein, tadeln kann ich nicht einmal, was Sie gethan.
Sie schauderten zurück Gelübde auszusprechen,
Die alle Blüthen von dem Leben brechen,
O wer begreift das nicht, wer mag das nicht verzeihn!
Doch Ihren Oheim — ich gesteh' es ein —
Nein, den begreif' ich nicht, und kann ihm nicht vergeben.

Er, der mich doch wohl kennt, er, der mich ſelbſt
ſo eben
Mit ſeinem Unglückswort bis auf den Tod verletzt,
Führt jetzt mit Ihnen mich zuſammen, eben jetzt!
Ja, er verlangt — —
(Er ſtockt.)

Roſalie.

Nun was? Was will er denn verlangen?

Thalheim.

Daß ich um Ihre Hand ſelbſt mich bewerben ſoll.

Roſalie.

Ach, das erſchreckt mich recht!

Thalheim.

Mein Herz iſt jetzt zu voll.
Es hält ſein raſch Gefühl nicht in der Bruſt gefangen:
Wie ſchön, wie liebenswerth Sie ſind, ja wie
So ſehr Roſalien gleich, doch ſind Sie ja nicht ſie,
Und nur an ſie allein ward von den erſten Stunden
Mein ganzes Leben unauflöslich feſt gebunden.

Roſalie.

Allein Roſalie? Ich hab' es wohl gehört —
Roſalie war wohl kaum ſo vieler Liebe werth.

Von andrer Neigung ſchien ihr Herz ja ſchon befangen.

Thalheim.

Ja, einem Glücklichern war es ſchon zugewandt.
Ich weiß es.

Roſalie.

Nun? Wär' ſie ins Kloſter nicht gegangen,
So reichte ſie ja doch dem Andern ihre Hand.
Drum was verlieren Sie?

Thalheim.

Wenn ich das Glück nicht fand,
So ward es ja doch ihr! Was durft' ich noch verlangen?
Ein frohes Lächeln nur auf ihrem Angeſicht,
Erkauft' ichs freudig denn mit meinem Herzblut nicht?
Und kann ich rechnend meinen Vortheil wägen,
Darf ein Gedanke nur an mich bei mir ſich regen,
Wenn ſie unglücklich iſt? Und iſt ſie es denn nicht?
Im Kloſter! Sie! die Roſ' in öden Leichenhallen!
Der Frühling von dem Eis des Winters überfallen!
Ach, den Entſchluß, der raſch den erſten Schritt gemacht,
Ihn führen Schaam und Stolz gewiß auch an das Ende.

Zu spät ist das Gespenst der Reue dann erwacht,
Es legt der Gram die abgezehrten Hände
Kalt an das warme Herz und in des Lebens Nacht,
Dem kein Gebet den Frieden noch erflehte,
Bricht tröstend nur der Tod als bleiche Morgenröthe.
So wird ihr trauernd Bild nun immer vor mir stehn,
Wird flehend sich in Traum und Wachen an mich ketten,
Ich seh' sie sterben, ach! und kann sie doch nicht retten!
Vergönnen Sie, mein Fräulein, mir, zu gehn!
Denn ich verletze Sie, ich fühl's, mit meinen Klagen.

(Er geht schnell ab.)

Rosalie,

(bleibt in Gedanken stehn; dann nach einer Pause.)

Lisette! —

Lisette.

Ach! —

Rosalie.

Was kann mir Hochberg nun noch sagen?

Lisette.

Da ist er! Ja, er ist's, der mit dem Oheim spricht.
Geschwind, daß wir noch ihm schnell entlaufen! —
Der Onkel braucht ja Zeit zum traurigen Bericht.

Roſalie.

Ein Lächeln wollt' er mir mit ſeinem Herzblut kaufen!

(Beide ab.)

Achte Scene.

Der Oheim und Hochberg.

Hochberg.

Auf Ehre, dieſer Fall — iſt einer von den Fällen,
Die faſt Geſpenſtern gleich ſich in den Weg uns ſtellen.
Wie klug man iſt, darauf kann man gefaßt nicht ſeyn.
Wie? dieſe Schweſter faſt begraben und vergeſſen,
Trotz allem menſchlichen, vernünftigen Ermeſſen,
Steht plötzlich wieder auf und tritt ins Leben ein? !

Oheim.

Nicht anders. Ja, ſo iſt's.

Hochberg.

Mein Gott —! — Doch darf ich fragen —:
Iſt ſie denn ſchön?

Oheim.

Gewiß ſchon hörten Sie mich ſagen,
Wie weit die Aehnlichkeit der beiden Schweſtern reicht.

Hochberg.

Oft, oft! erinnre mich! Wenn ſie Roſalien gleicht —
Mein Gott, das arme Kind! Mein Herz fühl' ich zerriſſen,
Denk' ich an ſie! Denn ich — o Gott, Sie ſelber wiſſen,
Wie ſehr ich ſie geliebt. So iſt es wirklich wahr,
Durch dieſe Rückkehr wird ihr alles fortgenommen?
Und alles, alles wird die Schweſter nun bekommen?
Ich ſage: alles?

Oheim.

Ja. Das Teſtament ſpricht klar,
Dem Aelteſten allein gehört das ganze Erbe.

Hochberg.

Und — Ihr Vermögen?

Oheim.

Hat mein Sohn, ſobald ich ſterbe.
Ihm darf ich nichts entziehn.

Hochberg.

O, freilich! Offenbar!
Nein, ich erhole mich noch gar nicht vom Erſtaunen!
Die Schweſter —! — Ha, das ſind recht ſchweſterliche Launen!
Geſtehen Sie mir ein, man kann ſich doch fürwahr
Auf die Verwandten nicht im mindeſten verlaſſen,
Als bis ſie todt ſind.

Oheim.

Wohl!

Hochberg.

Ich kann's noch gar nicht faſſen:
Was hat denn ihren Sinn ſo plötzlich umgekehrt?

Oheim.

Was man verlieren ſoll, verdoppelt ſeinen Werth.
Wer weiß, hat man ihr nicht den Reiz der Welt geſchildert.
Die Fantaſie, allein und ungeſtört im Haus,
Von keiner Wirklichkeit gezügelt und gemildert,
Malt oft ein einzig Wort zu einem Himmel aus.
Sie hat vielleicht das Glück der Schweſter rühmen hören,

Man sprach von Ihnen, und, mein Freund, Sie sind der Mann,
Den heiligsten Beruf zum Kloster zu zerstören.

Hochberg.

Ja? glauben Sie? — Doch wie? wenn ich gut rathen kann,
Das hingeworfne Wort scheint mehr noch zu verstecken.
Sie haben mir gewiß noch etwas zu entdecken.
Sie lächeln? Nun? wie? was? O sagen Sie geschwind,
Sie glauben wirklich, daß das gute Kind —
Sie glauben, daß sie von mir sprechen hörte?

Oheim.

Ich glaube, daß sie bald von Ihrem ganzen Werthe
Sich selber überzeugt. — Sieh da! sie ist schon hier!

Neunte Scene.

Der Oheim. Hochberg. Rosalie.

Oheim.

Mein Kind, heut Morgen ja gestandst du mir,
In deinem Kloster war zuweilen wohl die Rede
Von den Bewerbern um Rosaliens Hand;
Der Name Hochberg ward gewiß zuerst genannt,
Und — sieh, dieß ist der Herr! — das Kloster macht
so blöde! —
Wenn man sein Bild dir treffend dargestellt,
So brauch' ich dir ihn ja nicht erst zu nennen,
Ein Blick reicht hin, ihn wieder zu erkennen,
Den Schmuck, die Seele unsrer großen Welt,
Den Liebling —

Hochberg.

O, mein Gott! ich flehe, mich zu schonen!

Oheim.

Ich bin gerecht nur. Dem Verdienste seine Kronen!
(Heimlich.)
Bei Ihrem Anblick ward sie ja ganz roth! Gesehn?

Hochberg.

O mir zu schmeicheln wag' ich nicht — —

Oheim.

Man muß gestehn,
Zu viel Bescheidenheit ist eine Ihrer Schwächen.

Zehnte Scene.

Lisette. Die Vorigen.

Lisette.

Es ist da eine Frau, die wünschte Sie zu sprechen.

Oheim.

Wär' von Rosalien vielleicht gar Nachricht da?
Erlauben Sie — —? —

Hochberg.

O in Verzweiflung wär' ich ja,
Sollt' ich Sie hindern!

Oheim, (zu Rosalien.)

Nicht so ängstlich und beklommen!

Kopf in die Höh'! den Muth zusammen jetzt genommen!
Das ist ein alter Freund von Haus, der Nachsicht hat
Mit meinen Gänseblümchen in der Stadt!

(Er geht ab.)

Eilfte Scene.

Rosalie. Hochberg. Lisette.

Hochberg.

Ah si donc! Welches Bild! Wer kann sich so vergehen!
Hat er die weiße Rose nie gesehen,
Die aufgeblüht bei Nacht jetzt in den Morgen taucht,
Von seinem zarten Roth verklärend angehaucht,
Die Morgenröthe selbst in reinem Busen tragend?

Rosalie, (zu Lisetten.)

O weh, Lisette! das klingt wahrlich niederschlagend!

(Laut.)

Sie meinen wohl, ich bin der weißen Rose gleich?
Sie sind sehr gütig! Ja, ich bin heut' etwas bleich.

Hochberg, (für ſich.)

Beim Himmel, ſehr naiv!

(Laut.)

Wo ſo zwei Sonnen leuchten.
Wär's Wunder, wenn vor Neid die Nachbarn drob erbleichten?

Roſalie.

Zwei Sonnen! Gehn Sie doch! das iſt ſo Schmeichelei,
Man hat mirs wohl geſagt: Sie denken nichts dabei.
Nicht wahr, ſo iſt's? Viel ſprechen, wenig denken,
Soll in der großen Welt, ſo hört' ich, Mode ſeyn.

Hochberg.

Mein Fräulein, ab, das heißt, mich tödtlich kränken,
Indeß, ſeit ich Sie ſah, ich räum' es Ihnen ein,
Seitdem, ja, freilich denk' ich nichts — als Sie allein.

Roſalie,

(mit traurigem Kopfſchütteln.)

Wie? nichts — ? —

Hochberg.

O könnten Sie in meinem Buſen leſen!

Nein, fremd iſt mir bis jetzt noch das Gefühl geweſen,
Das heut' Ihr erſter Anblick mich gelehrt.

Roſalie.

So war Roſalie? — Ach, ich habe doch gehört,
Daß Sie ſie liebten.

Hochberg.

Ja, ich kann nicht hintergehen:
Roſaliens Schönheit hat — ich will es laut geſtehen —
Sie hat ſtets über mich ſehr große Macht geübt.

Roſalie.

So haben Sie doch wirklich ſie geliebt?

Hochberg.

Sie fragen das mit ſo lebend'gem Feuer —
Die Neugier — eh, wie iſt ſie meinem Herzen theuer!
Und dieſer Augen Glanz wär' ich nicht werth zu ſchau'n,
Vergelt' ich ſie nicht mit dem offenſten Vertrau'n!
Nun, hören Sie mich an:

Roſalie, (traurig.)

Ach, ja doch, ja, ich höre

Hochberg.

Ich weiß, ins Kloster schleicht trotz aller strengen Lehre,
Trotz eisernem Verbot sich manch' Romänchen ein;
Da wird es Ihnen denn wohl vorgekommen seyn,
Wie manchmal sich dem Helden der Geschichte
In einem wunderbaren Traumgesichte
Das Bild der künftigen Geliebten stellt:
Wie er von ihm erfaßt, vom schönen Wahn befangen,
Die heiße Sehnsucht, das unruhige Verlangen
Nach schöner Wirklichkeit, das seinen Busen schwellt,
Für wahre Liebe zu dem Traumphantome hält,
Bis endlich nun der Augenblick gekommen,
Wo die Geliebte selbst sich seinen Blicken zeigt,
Nun sticht der kurze Wahn, das luft'ge Bild erbleicht,
Und mit Entzücken hat sein Herz nun erst vernommen,
Was wahre Liebe sey, die doch kein Traum erreicht.
Das ist mein Schicksal. Ja, ich fühl's in voller Klarheit:
Rosalie war das Bild, doch hier nur ist die Wahrheit!

Rosalie, (für sich.)

Ha, der Verräther!

Hochberg.

Nein, verbergen Sie mir nicht
Die holde Gluth, die mir den ſchönſten Tag verſpricht,
Nicht dieſe liebliche Verwirrung, dieſes Beben, —
O dieſer Augenblick weckt mir ein neues Leben!
Bei dieſer ſchönen Hand, Mathilde, ſchwör' ich hier —

(Er will ihre Hand küſſen, die ſie ihm haſtig entzieht.)

Roſalie.

Es iſt genug! Hinweg!

Hochberg.

Mein Gott, Sie zürnen mir? —

Roſalie.

Der Schwur iſt doch nur Luft und geht in Luft verloren.
Ach, haben Sie nicht auch Roſalien geſchworen!

Hochberg.

Ja — doch — —

Roſalie.

Doch — ja — Vielleicht — kann ſeyn, Sie täuſchen mich und ſich —
Von einem Schein vielleicht läßt ſich Ihr Herz belügen:

Rosalien immer noch sehn Sie in meinen Zügen —
Rosalien lieben Sie noch immer und — nicht mich.
Ist's nicht so? (Für sich.) Könnt' ich jetzt in seine
Brust doch blicken.

Hochberg.

Ha, diese Eifersucht erfüllt mich mit Entzücken!
Nein, nein, nicht Täuschung! Nein, mein Herz be-
trügt sich nicht.
Wie vor des jungen Tages glüh'ndem Licht
Des Mondes schwache Strahlen schnell verbleichen,
Seh' ich Rosaliens Bild erblassen und entweichen.
In dieser Brust ist nicht mehr Raum für sie.
Sie ist vergessen.

Rosalie,

(nach einer kurzen Pause.)

Ist's denn wahr? Ist's wirklich? Wie?
Vergessen! — Armes Kind! Begraben und vergessen!
So war ein ganzes Jahr voll Heuchelei und Trug,
Des Lebens höchstes Glück, das du besessen!
Ja, Sie zu lieben, war Rosalie schwach genug,
Ich weiß es — — Ach, sie hat mir's ja gestanden! —

Hochberg.

Gewiß um alles Gold aus allen deutschen Landen,
Wurd' ich dieß niemand als der Schwester eingestehn:

Sie haben recht; sie schien mich nicht bloß gern zu sehn,
Sie liebte mich — und wie! Doch lassen Sie mich schweigen!
Kurz diese Leidenschaft war's was mich an sie band.
Denn sie war schön — nun ja, doch wohl damit bekannt.
Sie mochte gern der Welt in Schmuck und Glanz sich zeigen,
War gern die Sonne, die allein am Himmel stand,
Und blendete sehr gern mit Witz und mit Verstand.
Doch war das, im Vertraun, nur ein geborgtes Wesen.
Man hatte viel gesehn, gehört, auch viel gelesen,
Und brachte nun die eingemachten Bröckchen frisch,
Als eignen grünen Zuwachs auf den Tisch.

Rosalie, (zu Lisetten.)

Lisette! ha, das ist zu viel! Das Ungeheuer!
Fort! ich erliege! fort!

(Sie geht schnell mit Lisetten ab.)

Zwölfte Scene.

Hochberg (allein.)

Ei, so auf einmal jetzt?
Geht sie erzürnt davon, weil ihr die Schwester theuer?
Weil das, was ich von ihr gesprochen, sie verletzt?
Pah! Ziererei! Und werd' ich morgen mehr noch wagen:
Lacht sie dazu! — Was wir vom Dritten Böses sagen,
Hält auch der Beste selbst halb für sein eignes Lob.
Und sie —? — Als die Natur das Weib zusammen wob,
Ward von der Spinnen Art was wenigs eingeschlagen;
Weiß nicht ob's Zufall war, ob es mit Fleiß geschah.
Wie schön die Weiber drum von ihrer Freundschaft reden,
Ist jed' im Stillen doch die Feindin einer jeden,
Und gegen ihr Geschlecht stets auf dem Feldetat —
Rosalie thut mir leid; ich war ihr sehr gewogen.
Sie war ein gutes Kind; das scheint mir diese nicht.
Doch dieser ist der Gott des Reichthums zugeflogen;

Armuth iſt finſtre Nacht, Reichthum iſt Sonnenlicht;
Es iſt die Schuld des Adlers wahrlich nicht,
Wenn er hinauf zur Sonne wird gezogen!

Dreizehnte Scene.

Hochberg. Der Oheim. Roſalie. Liſette.

(Roſalie bleibt im Hintergrunde des Theaters zurück, und ſpricht mit Liſetten.)

Oheim.

Nun? Ihr Geſpräch war lang; wie iſt's? Geſtehn Sie mir:
Sie ſind nicht ſonderlich erbaut von ihr?
Noch gar zu blöde, nicht? ein wenig link'ſches Weſen?
Das Kloſter! überall iſt's noch heraus zu leſen.
Ja, freilich wenn man mit Roſalien ſie vergleicht —

Hochberg.

Wie, glauben Sie, daß dieß zum Nachtheil ihr gereicht?

Roſalie, (nähert ſich.)

Ich bin entzückt von ihr. Und darf ich anders hoffen,

Daß mein Gefühl auch Mitgefühl getroffen,
So ist mein Leben ganz dem Fräulein nur geweiht.

Oheim.

Um diese artige Herzensgeschmeidigkeit
Muß ich Sie, theurer Mann, mit Freuden fast beneiden!
Doch meiner Nichte kommt es zu, hier zu entscheiden.
Wie? Thalheim!

Vierzehnte Scene.

Die Vorigen. Thalheim.

Thalheim.

Ja, ich kehre schnell zurück.
Rosaliens trauernd Bild weicht nicht vor meinem Blick.
Von Reu und Gram verzehrt, von öder Nacht umgeben,
Seh' ich erbleicht, verwelkt, zerknickt das schöne Leben
In dumpfer Einsamkeit verlassen untergehn.
Und müssig klagend sollt' ich hier von ferne stehn, —
Giebt's ein Vielleicht noch irgend, das sie rettet?!

Wenn von der alten Neigung einst zu ihr
Ein Ueberrest nur leis' Ihr Herz noch an sie kettet,
O so beschwör' ich Sie, so eilen Sie mit mir,
Fort, schnell, sie aufzusuchen, sie zu finden!
Wenn Ihre Bitten dann mit meinen sich verbinden — —

(Er zieht ihn auf die Seite; Rosalie folgt ihnen, und hört voll Bewegung auf seine Worte.

Sie dürfen Ihrem Sohne nichts entziehn:
Ich achte diesen Grund, ich ehre ihn;
Doch keine Pflichten giebt es, die mich binden.
Rosaliens Rettung nur ist meinem Herzen Pflicht.
Es ließ das Schicksal mehr, als ich bedarf, mich finden,
Gab es mir auch die Gunst des Reichthums nicht,
Und soviel miss' ich leicht, und ohne zu entbehren,
Ein unabhängig Loos Rosalien zu gewähren,
Wenn ich noch Ihren Freund mit Recht mich nennen kann,
So bieten Sie ihr das in Ihrem Namen an.
Frei soll sie seyn, kein Gram sich an ihr Leben hängen,
Frei in Entschluß und Wahl kein quälend Muß sie drängen,
Und weißt sie dann vielleicht auch meine Hand zurück,

So ſchwankt mein Wille doch drum keinen Augenblick.
Ihr Glück allein iſt mir die Seele alles Strebens,
Die Liebe ja zu ihr der Athem meines Lebens;
Ihr Gram zerreißt mein Herz, ihr Unglück iſt ja meins,
Und wie, wenn auf dem Meer der Tag ſich will erſchließen,
Dann Fluth und Morgenroth in eins zuſammenfließen,
So iſt mein Himmel auch und ihre Freude eins.

Roſalie.

O Thalheim, wie ſo tief beſchämt ſieh' ich vor Ihnen!
Kann ſo viel Liebe je Roſalie verdienen?
Von nun an lebt ſie in dem Streben nur allein,
So reiner, edler Liebe werth zu ſeyn.
So mag Mathilde denn nur immerhin verſchwinden;
Roſalie hochbeglückt reicht Ihnen ihre Hand.
Die kleine Liſt ließ ſo das treuſte Herz mich finden,
Durch ſie auch hab' ich das treuloſeſte erkannt.

(Sie giebt Thalheim ihre Hand, indem ſie einen verachtenden Blick auf Hochberg wirft.)

Thalheim.

Roſalie!

Hochberg.

Wie? Halt! Was? (Zum Onkel.) Was heißt das hier, mein Beſter?

Roſalie.

Es heißt: dieß mein Gemahl, und ich bin meine Schweſter!

Thalheim,

(abgehend mit ihr.)

Roſalie! Iſt's denn wahr? O wer faßt mein Entzücken!

Roſalie!

Oheim, (zu Hochberg.)

Nun, mein Freund? was ſich vor Ihren Blicken
Hier zutrug, machen Sie doch zum Gebrauch für's Haus,
Und Nutz und Frommen jener armen Weſen,
Die gern im Kloſter ins Geheim Romane leſen,
Ein artiges Geſchichtchen ſchnell daraus.

(Er geht mit einer Verbeugung ab.)

Liſette.

Und laſſen Sie d'rin nicht die Kammerjungfer aus!

(Sie macht ihm einen Knix und geht ab.)

Hochberg.

Mein Himmel, was iſt das?! Wie ſoll ich das verbinden?

(An's Parterre.)

Hilft mir denn niemand, mich in die Geſchichte finden?

Die weiße Rose.

1820.

Der Weinmonat hatte ſein altes Recht gleich bei ſeiner Ankunft behauptet, über den lang geſtreckten Rücken des Hochgebirges in einer Nacht eine glänzende Schneedecke gelegt, und der Wind, der von dort herüber ſtrich, gab auch in den fern abgelegenen Thälern deutlichen Bericht davon.

In dem Hauſe des Oberförſters Wolfgang ſammelten ſich die Hausgenoſſen nach und nach als der Abend kam, alle um den warmen Ofen in der Wohnſtube. Nur der Oberförſter und ſein Sohn waren noch draußen im Forſt.

„Muhme Tinel,“ hob Eliſabeth, die ſiebzehnjährige Tochter des Oberförſters an, indem ſie mit Spinnen einhielt und die Spindel in die Seite ſtemmte, „du könnteſt uns wohl etwas erzählen. Du biſt mir ohnedieß noch die Geſchichte von der weißen Roſe ſchuldig. Der Wind raſchelt draußen ſchon durch die dürren Blätter; da hört ſich's gut zu.“

Muhme Chriſtine lächelte und ſah die Hausfrau an.

„Immerzu!“ sprach Frau Anna. „Vergeht so die Zeit geschwinder, bis der Vater kommt.“

„Nur nicht von der weißen Rose!“ sagte eine tiefe Baßstimme hinter dem Ofen, die dem alten Jäger Conrad gehörte. „Ist heut der dritte, Mondwechsel, und Freitag obendrein.“

Christine schaute rückwärts nach der dunkeln Ecke hin. „So wißt Ihr auch etwas von der weißen Rose?“ fragte sie verwundert.

„Hm, davon ließe sich viel sagen!“ brummte jener. „Wenn nur nicht vielleicht eben jetzt einer die Ohren dabei hätte, den ich nicht nennen kann und mag.

Denn in Zwielichts blassem Schein
Treten sie ins Haus herein.“

Elisabeth sprang auf, zündete einen langen Fichtenspahn im Ofen an, und steckte ihn auf den hohen eisernen Leuchter, der an der Wand stand. Frau Anna aber sprach: „Ihr alter Unglücks-Prophet, Ihr könntet einem wohl am hellen Tage mitten unter den Leuten ein Grausen machen!“

„Dann läg's an der Zeit, nicht an mir!“ erwiederte er. „Es geht jetzt gar wunderlich her. Der Spuk oben im Gebirge ist lange nicht so toll gewesen. Das hat wieder etwas zu bedeuten. War auch so vor 15 Jahren, da der Preuße zuerst ins Land

kam. Und ich hab's von guter Hand," fuhr er nach einer Weile fort, „daß sich der Kaiser drüben ganz in der Stille zum Kriege rüstet. Wem soll das gelten, als unserm Lande?"

In dem Augenblick geschah ein Schlag aus dem Fenster wie mit einer starken Ruthe. Alle fuhren erschrocken zusammen. „Wart du verdammter Stohrenfried!" rief Conrad, stand auf und ging nach dem Fenster. „Das war niemand anders als der wilde Junker drüben von Liebenwalde, der immer hier ums Haus schleicht. Aber ich bin ihm auf der Fährte." Er machte das Fenster auf und schaute hinaus. Alles war still. Er warf es unwillig wieder zu, und sprach: „Was mag der Alte nur gesündigt haben, daß Gott ihn mit einem solchen Sohn gestraft!

Wem Kinder nicht gedeihen,
Was hat der auf der Welt?
Was soll den Stamm noch freuen,
Dem Blüth' und Frucht abfällt?"

„An dem erlebt der alte brave Mann gewiß noch großes Herzeleid. Seitdem er Soldat geworden, ist's nun vollends, als hätte der Gott sei bei uns leibhaftig bei ihm Quartier genommen."

„Ein schöner Mensch ist's aber doch!" sagte Christine.

„Und ist auch lange nicht so schlimm, als ihr ihn macht.“

„Ach, schweigt mir nur von dem!“ unterbrach sie Frau Anna seufzend, und sah halb verstohlen nach ihrer Tochter hin, die mit dunkler Gluth auf den Wangen sich an dem Rocken zu thun machte. „Erzählt uns lieber Eure Geschichte, Muhme Tinel, daß wir auf andere Gedanken kommen.“

Christine legte neuen Flachs auf, setzte sich dann auf ihrem Stuhl zurecht, und nachdem sie noch einen scheuen Blick nach dem Fenster geworfen, hob sie an:

„Auf den hohen Bergen im Schweitzerlande, die viel, viel höher seyn sollen, als unsre hier, da wächst, wie sie sagen, eine gar seltene Blume, die wird das Alpenröslein genannt. Diese Blume hat in unserm Gebirge noch keiner aufgefunden; wahr und gewiß ist es aber, daß dagegen bei uns sich jährlich einmal eine andere Rose zeigt, die ihres Gleichen wohl in der ganzen Welt nicht antreffen mag. Wer Muth genug hat, in der Nacht vor Himmelfahrtstag sich auf das hohe Gebirge zu begeben, und dann die rechte Stelle weiß —“

Sie wurde hier unterbrochen. Die Thür öffnete sich, und der Oberförster trat mit seinem Sohne, einem Knaben von funfzehen Jahren herein. „Der Vater!“ rief Elisabeth freudig aufspringend, und lief

ihm entgegen. Es kam ihr vor, als sähe er bleich und verstört aus. Er umfaßte das liebliche Kind, schauete ihm lange in die frommen blauen Augen, die so voll Freude, Liebe und Sorge zu ihm aufsahen, und küßte es auf die Stirn.

„Mein Herzens-Herzensröschen!“ sagte er leise mit bewegter Stimme. Dann reichte er seiner Frau die Hand, winkte dem alten Conrad, und begab sich mit diesem und seinem Sohn nach dem Nebengemach, dessen Thür er hinter sich schloß. Seine Frau sah ihnen ängstlich nach. Nach einer Weile traten sie wieder heraus; Conrad nahm seinen Hut, langte eine Büchse von der Wand und verließ das Zimmer, indem er einige Worte für sich hinmurmelte. Elisabeth glaubte etwas von der weißen Rose zu vernehmen.

Der Tisch ward gedeckt, die Abendmahlzeit aufgetragen; Elisabeth sprach das Gebet, alle setzten sich schweigend. Der Oberförster aß nicht, stand öfters auf, um zum Fenster hinaus zu sehen, und schien sehr unruhig. Da trat endlich der Jägerbursche Franz in die Thür. „Wo kommst du her?“ rief ihm jener zu. „Aus der Stadt, Herr Oberförster, wie Ihr wißt;“ erwiederte er. „Ich komme über Liebenwalde, da brachten sie eben den Junker todt nach Hause. In unserm Forst, hieß es, sey er erschossen worden.“

Der Oberförster sprang auf, und starrte ihn an,

dann plötzlich griff er nach der Stuhllehne, wie um sich dran zu halten, setzte sich matt und langsam wieder hin und schlug die Hände über die Augen. Nach einer langen Weile sprach er leise: „Ich habe es wohl geahnt! Doch Gott ist mein Zeuge," fuhr er mit stärkerer Stimme fort, „daß ich es nicht wußte in dem Augenblick, da ich auf ihn schoß." —

Mit einem lauten Schrei stürzten jetzt Frau und Tochter auf ihn zu. Elisabeth warf sich an dem Stuhle nieder, schlang ihre Arme um den Vater, und schluchzte laut.

„Ich bin kein Mörder!" rief er, und richtete sich empor. „Es war Nothwehr, so wahr mir Gott gnädig sey! Zweimal schossen sie nach mir, und erst, als er zum dritten Schuß auf mich schon angelegt hatte, kam ich ihm zuvor. Du kannst's bezeugen, Karl. Erzähle du's, wie es war!"

„Vater!" entgegnete der Knabe, „wenn meine Flinte mir nicht versagte, so kamt Ihr wohl gar nicht zum Schuß. Ja, seht nur Mutter, wir waren oben gewesen auf dem langen Berge, der Vater hatte Holz angeschlagen, und als wir jetzt wieder nach Hause gehen, da finden wir — —"

„Im schwarzen Grunde bei der großen Buche," fiel der Oberförster ein.

„Ja, im schwarzen Grunde bei der großen Buche,

da finden wir drei Wilddiebe, wie wir dachten; sie hatten zerlumpte Kittel an, und die Gesichter geschwärzt. Wir gingen auf sie zu, der Vater rief sie an. Da schrie der eine: Ha bist du's, auf dich hab' ich gewartet! sprang nach seiner Büchse, die am Baume lehnte, und schoß nach uns. Ich war nicht faul: wie du mir, so ich dir! dachte ich, nahm den Kerl auf's Korn, und drückte los. Die Flinte versagte. Indem aber schoß auch schon der zweite; ich hörte die Kugel wohl zwischen uns durch pfeifen. Schieß den Hund doch nieder, schrie darauf der erste dem dritten zu, und da dieser zauderte, riß er ihm das Gewehr aus der Hand, und schlug wieder auf den Vater an. Der Vater aber war schneller, als er: die Büchse an den Kopf, und Knall und Fall, das war nur eins!"

„Sei uns gnädig und barmherzig!" schrie Muhme Tinel.

„Mir kam ein Grausen an," fuhr der Oberförster fort, „da ich ihn fallen sah. Ich wandte mich schnell ab, und wie mit Ruthen jagte mich's von dannen; denn jetzt erst kam mir eine Ahnung, wer es wohl seyn könnte."

Seine Frau hob die Hände zum Himmel auf, und rief: „Gott sei gelobt! So hat er's an dich gebracht, und du bist unschuldig vor Menschen und vor Gott!"

„Ja, vor Gott ist er's," sprach Conrad, der eben jetzt wieder ins Zimmer getreten war — „ein andrer hätte wahrlich nicht so zweimal auf sich schießen lassen — aber vor Menschen wird er's schwerlich seyn. Der Streit mit dem Junker neulich auf dem Jahrmarkt bricht ihm den Hals. Man wird nun doch glauben, daß er es aus Rache gethan."

Der Oberförster sprang auf, und ging mit großen Schritten die Stube entlang.

„Aber die beiden Andern," rief Frau Anna, „die werden's doch bezeugen — —"

„Das werden sie nicht!" — fiel Conrad ein. „Ich weiß, wer sie waren. Es war der Officier, der jetzt mit dem Junker zum Besuch gekommen ist, und sein Bedienter. Den Officier hat unser Herr bei dem Streite neulich, da er sich drein mischte, wohl auch nicht geschonet, und der Bediente ist niemand anders, als der Jäger Ludolf, der voriges Jahr bei uns im Dienst stand, und den der Herr fortjagte um seiner Liederlichkeit willen. Der hat sich hoch verschworen, daß er's ihm gedenken wollte, und jetzt läßt sich der schlechte Mensch die Gelegenheit wohl nicht entgehen. Drum ist mein Rath, Herr Oberförster, Ihr mußt fort, und jetzt gleich; denn sie werden bald zur Stelle seyn, um Euch zu holen."

Gegen diesen Rath aber erklärte sich Wolfgang

jetzt heftig, und beſtand darauf, zu bleiben, und ſein Schickſal zu erwarten. Die Flucht würde ihn nur erſt der Schuld verdächtig machen. „Mein eigenes Blut,“ rief er, „wollt' ich jetzt mit Freuden darum geben, wär' es nicht geſchehen. Ach! ich habe wohl keine ruhige Stunde mehr. Immer, immer werd' ich den Knall hören, und werd' ihn fallen ſehn! Aber wer an meiner Stelle hätt' es nicht auch gethan? Das darf ich fragen. Ich bin ein Menſch, und meine Richter ſind auch Menſchen. Nein, ich bleibe!“

Conrad aber meinte, eben darum, weil ſeine Richter auch Menſchen wären, müſſe er fort. Er gab ihm zu bedenken, daß der Erſchoſſene preußiſcher Offizier geweſen, ſein Vater aber ein vornehmer, und bei der neuen Regierung viel geltender Mann ſey; er führte ihm den Unterſchied der Religion an, und wie er ſelbſt mit Grund oder Ungrund doch wohl immer noch für einen Anhänger der alten Herrſchaft gelten möge, und zeigte ihm, wie beides bei der Beurtheilung ſeiner That gar ſehr in Anſchlag kommen werde. Jetzt trat auch ſeine Frau auf Conrads Seite, und ſein Entſchluß fing an zu wanken.

„Und wenn ich mir denke,“ ſprach Conrad endlich, „wie Ihr gewohnt ſeyd, von Jugend an in Gottes freier Luft zu leben, und mit den Bergen draußen zu verkehren, als mit Euren alten Freunden,

und wie einem ehrlichen Jägerblut der frische Wald-duft und Vogelsang eben so gut zur Leibes- und Seelen-Nahrung gehören, als Essen und Trinken und Orgelklang am Sonntag, und ich sehe Euch nun so vor mir sitzen im Armensünderstübchen, Monate lang, ja wenn's gut geht, Jahre lang, oder wohl gar bis an Euer Ende, und das schmale Gitterfensterlein mißt Euch Gottes Luft und Sonne so schlecht und spärlich zu, wie ein geitziger Armenvogt den Bettlern die Spitalsuppe, und Euer Leben verkümmert nun zwischen den feuchten finstern Mauern wie ein angeschossenes Wild, und Ihr dürft niemals, niemals wieder die treue Buchse über die Schulter hängen und hinaus ziehn und singen:

Frisch auf in den grünen Wald hinein! —

Herr, wenn ich mir das denke — nein, zum Teufel, ich mag mir's gar nicht denken! Das bricht mir das Herz!"

Er wandte sich unwillig ab, und große Thränen rollten ihm über die braunen, faltigen Wangen. Der Oberförster reichte ihm die Hand, warf dann einen Blick nach den stattlichen Gewehren, die in langer Reihe an der Wand hingen, und sagte: „Ja, Conrad, ich glaube du hast Recht. Ich trüge es nicht lange. Und doch gern möcht' ich noch leben um dieser willen!" Er zog Mutter und Kinder an seine Brust.

„Ihr könnt ja schreiben," sprach Conrad, „von drüben, wenn Ihr in Sicherheit seyd, und Euch vertheidigen. Und morgen geh' ich zu Eurem alten Freunde, dem Advokat Hübner, in der Stadt. Der wird Euch schon vertreten."

Da richtete sich Wolfgang in die Höhe, und sagte: „Wohlan, ich gehe! Gott gebe, daß ich wiederkommen darf." — Sein Sohn sollte ihn begleiten. Elisabeth schlang die Arme um seinen Hals, und flüsterte ihm die Bitte ins Ohr, sie mitzunehmen. Doch als er ihr vorstellte, daß sie, zart und der Mühseligkeit ungewohnt wie sie sey, ihm leicht hinderlich werden könnte, und daß die Mutter ohne sie ja dann ganz verlassen bliebe, stand sie traurig davon ab. „Ach, und wie bitter es ist," setzte er mit leiser Stimme hinzu, so ganz allein und verlassen seyn, das mag der arme alte Vater drüben jetzt wohl fühlen! Er war immer so freundlich gegen mich! jetzt wird er mich doch immer seines Sohnes Mörder nennen, wenn auch das Recht mich frei spricht!"

Still weinend packte die Mutter Wäsche, Kleider und Geld zusammen. Christine half. Elisabeth aber saß bleich und stumm, die gefalteten Hände in den Schooß gelegt, und starrte vor sich hin. Doch als der Vater jetzt nach Hut und Büchse griff, sprang sie empor. Alle begleiteten ihn bis auf den Hügel

vor dem Hause, über den der Weg nach Böhmen führte. Hier reichte er schweigend jedem noch einmal die Hand; als er aber zuletzt an seine Tochter kam, da brach ihm das Herz; er umfaßte und küßte sie, und weinte laut. „Es ist die höchste Zeit!“ sagte Conrad jetzt. „Mir däucht, ich höre Stimmen durch den Wald. Macht fort!“ Da riß er sich los, und schritt mit seinem Sohn den Hügel schnell hinab. „Vergiß dein armes Herzensröschen nicht!“ rief ihm Elisabeth noch mit matter Stimme nach, und in dumpfem Schweigen führte die Mutter das halb ohnmächtige Mädchen ins Haus zurück.

Sechs lange, bange Monate waren jetzt beinah seit jenem traurigen Abend vergangen. Die Untersuchung gegen den Abwesenden war indeß fortgeführt worden, und sein Prozeß drohte, trotz der redlichen Verwendung seines alten Freundes, des Advokat Hübner, mit dem schlimmsten Ausgange. Die Ursachen davon hatte Conrad größtentheils richtig vorausgesagt; die Flucht des Oberförsters kam noch hinzu, und gab jeder Anschuldigung größeres Gewicht. Seine Stelle war indeß anderweitig besetzt worden. Frau Anne hatte mit ihrer Tochter weichen müssen, und war nach dem benachbarten kleinen Städtchen

gezogen. Christine wollte sie nicht verlassen, und auch der alte Conrad war bei ihr geblieben, zu Schutz und Trutz, wie er sagte.

Hier lebten sie nun still und eingezogen von ihrer Hände Arbeit; denn auf des Oberförsters Habe war von Gerichtswegen Beschlag gelegt worden, und sie hätten sich wohl oft kümmerlich behelfen müssen, wenn ihnen nicht einigemal, zu ihrer Verwunderung, von unbekannter Hand eine bedeutende Unterstützung zugekommen wäre. Conrad hegte darüber seine eigenen Gedanken, die er jedoch nicht mittheilen wollte; nur einst, als wieder die Rede darauf fiel, sagte er mit großer Rührung den Vers aus einem alten Liede her:

„Vergeben, Mensch, ist dir Gebot,
Vergelten Gottes Sache.
Dem Feinde wohlthun in der Noth,
Das ist des Christen Rache."

Von Wolfgang war ihnen nun zweimal bald im Anfang Nachricht zugekommen; jetzt aber harrten sie schon seit langer Zeit vergeblich auf weitere Kunde. Elisabeth, die mit unendlicher Liebe an ihrem Vater hing, härmte sich sichtbar ab; ja fast schien es, als trüge sie außer dem Gram um den Abwesenden, noch sonst ein stilles Weh in ihrem Herzen verborgen. Ihre frühere Heiterkeit und jugendliche Lust am Leben

war ganz verschwunden; das frische Roth, das sonst auf ihren Wangen blühte, erblaßte mit jedem Tage mehr und mehr. — „Nun wird mich der Vater wohl nicht mehr sein Herzensröschen nennen!“ sagte sie manchmal lächelnd, wenn ihr Blick den Spiegel traf. Das schnitt der Mutter tief ins Herz.

Und so hatte denn der Winter, der ihnen bei seinem ersten Antritt den Kummer zugeführt, jetzt bei seinem Abschied den trüben Gast nicht wieder mit sich fortnehmen wollen; dieser schien sich vielmehr täglich breiter im Hause zu machen, und selbst der Frühling, der draußen Berg und Thal bereits mit seiner Hoffnungsfarbe zu schmücken begann, brachte ihnen nur noch heißere und bangere Sehnsucht nach dem Entfernten dazu.

So saßen sie eines Abends wieder still und traurig beisammen. Der alte Conrad war ausgegangen. Frau Anne heftete den sorglichen Blick auf das bleiche Gesicht ihrer Tochter, die in sich gekehrt, auf die Arbeit niedersah, während dann und wann eine Thräne sich unter den gesenkten Wimpern hervor stahl und über ihre Wangen rollte. Das konnte die Mutter endlich nicht länger mit ansehen, sie brach das ängstliche Schweigen, und sagte: „Mahme Tinel, erzählt uns nun einmal wieder etwas. Es ist wohl lange nicht geschehen.“

Elisabeth schaute empor. „Ja, von der weißen Rose!“ rief sie hastig. „Von der hab' ich diese Nacht einen wunderlichen Traum gehabt. Ich bitte Euch, erzählt!“

„Mir ist's recht!“ erwiederte Christine. „Ich halte es immer lieber mit dem Sprechen, als mit dem Schweigen. Sprechen macht frisches Blut.“ Und somit hob sie ihr Sprüchlein wiederum also an:

Auf den hohen Bergen im Schweitzerlande, die viel, viel höher sein sollen als unsre hier, da wächst eine gar seltene Blume, die wird das Alpenröslein genannt. Diese Blume hat in unserm Gebirg noch keiner aufgefunden; wahr und gewiß ist es aber, daß dagegen bei uns sich jährlich eine andere Rose zeigt, die ihres Gleichen wohl in der ganzen Welt nicht antreffen mag. Wer Muth genug hat, sich in der Nacht vor Himmelfahrtstag auf das hohe Gebirge zu begeben, und dann die rechte Stelle weiß, der kann die Rose finden, und wer sie gefunden hat, dem steht ein Wunsch frei, ehe die Sonne aufgeht, und was er gewünscht hat, das wird geschehn noch selbigen Tages oder selbigen Jahres. Auf welche Weise nun aber die Rose entstanden sein soll, das wird also erzählt.

„Es war einmal ein wunderschönes zartes Fräulein, das lebte an dem Hofe der Königin Libussa

von Böhmen; und einmals, da die Königin ins Gebirge gezogen war, der Jagd wegen, erblickte der Geist, der auf dem Gebirge sein Wesen treibt, die schöne Wlasta, und faßte gar heftige Liebe zu ihr. Er nahm alsbald menschliche Gestalt an, zog auch mit zahlreicher Dienerschaft und großem Gepränge in das Hoflager der Königin, um die schöne Wlasta zu freien. Diese aber hatte ihre Liebe schon in der Stille einem jungen tapfern Ritter zugewandt, wies daher alle Bewerbung von sich ab, und als dennoch ihre Verwandten, und selbst die Königin ihr immer schärfer zusetzten, daß sie dem stattlichen und über die Maßen reichen Freier ihre Hand geben möchte, ließ sie von dem jungen Ritter sich bereden, und wollte heimlich mit ihm entfliehen. Es war in der Nacht vor dem Himmelfahrtstage, die Königin war wiederum ins Gebirge gezogen um der Jagd willen, da hinterging das Fräulein ihre Wächter, entwich aus dem Jagdschloß, wo die Königin mit ihrem Gefolge gerade hauste, und stieg muthig höher hinauf ins Gebirge, bis an den Ort, wo sie den Ritter treffen sollte. Der Geist vom Gebirge aber, der bald von ihrer Flucht und Absicht Kunde erhalten hatte, machte sich auf, und führte den Ritter durch mancherlei Blendwerk irre, und tief in die Wälder und Sümpfe hinein, und ich weiß nicht zu sagen, ob er sich jemals wieder dort heraus gefunden hat. So geschah es

denn, daß die arme Wlasta an dem bestellten Orte ihr Lieb nicht fand, und nachdem sie lange geharrt und gehofft, und sich dort nicht länger sicher meinte, endlich noch weiter hinauf stieg nach dem Rücken des Gebirges zu; denn von dort her führte den Ritter sein Weg, bis sie an eine Gegend gelangte, die heut zu Tage die Festige heißt, und wo in uralter Zeit die Burg Navor gestanden haben soll, die dem Arioviſt, dem König der Deutschen gehörte. Da konnte sie vor Müdigkeit und Angst nicht fürder, setzte sich auf einen Stein, und weinte bitterlich; und da sie sich nun auch nicht weiter vorwärts traute in der grausen Einode, blieb sie zur Stelle sitzen, schaute immer hinaus nach der Gegend, von wo ihr Ritter und Retter kommen sollte und lauschte, und der Nachtwind spielte ungestüm mit ihrem langen gelben Haar, und von einem Augenblick zum andern hoffte sie immer: jetzt wird er kommen, und verzweifelte dann wieder, und weinte und klagte, bis endlich der Morgen kam, und da die Sonne aufging, und ihr Lieb sich noch immer nirgend zeigen wollte, da brach ihr das Herz vor übergroßem Leid. Zur selben Stunde aber kam auch der Geist vom Gebirge zur Stelle, und meinte, jetzt nach solcher ausgestandener Angst und Noth werde sie ihm als ihrem Retter willig folgen. Sie hatte ja aber ihren Retter schon gefunden, und brauchte keinen andern mehr. Und als er sie

nun bleich und kalt, und doch immer noch schön, so vor sich liegen sah, da kam der Schmerz und die Reue gewaltsam über ihn, und er konnte das Tageslicht nicht mehr ertragen, sondern es trieb ihn hinunter auf lange Jahre in sein dunkles Reich tief unter seinen Bergen. Doch eh' er ging, begrub er den Leichnam der armen Wlasta da, wo er ihn gefunden, und ließ aus dem Grabe eine weiße Rose sprießen, die sollte jährlich an diesem Tage vor Sonnenaufgang wieder blühen, und schwur dabei, wo einer sie fände, und trüge etwa auch recht heiße Sehnsucht oder schweres Leid in seinem Herzen, und spräche dann auf dieser Stelle seinen liebsten Wunsch aus, dem solle er in Erfüllung gehen. Und so ist die weiße Rose entstanden."

Der alte Conrad, der während der Erzählung in das Zimmer trat, und sich still in seinen Winkel gesetzt hatte, sagte jetzt, da sie zu Ende war und alle schwiegen: „Ja, so ist's. Und mancher ist seit jener Zeit wohl hinauf gegangen, um die weiße Rose zu finden, und hat sie nicht gefunden, und ist auch nicht wieder heimgekehrt. Denn die Geschichte hat ihr Aber, und der Geist vom Gebirge läßt nicht von seiner Art.

Trug und Tücke im Genicke,
Im Gesichte Freundlichkeit."

Elisabeth drang sehr hastig in ihn, er sollte sprechen, wenn er mehr davon zu sagen wüßte; allein es war nichts weiter aus ihm zu bringen. „Wenn ich hier war," brummte er, „so erzählte Euch die Muhme die Geschichte gar nicht. Ich habe einen Widerwillen dagegen, und weiß recht gut warum, und wir alle wissen ja auch, auf welche traurige Weise sie uns schon einmal unterbrochen wurde."

Elisabeth schwieg; aber von diesem Abend an zeigte sich eine merkliche Veränderung in ihrem ganzen Wesen. Sie ward allmählig wieder heiterer und gesprächiger, ja sie tröstete die Mutter oft, daß nun ihr trukes Schikſal sich bald wenden werde, und dabei leuchteten ihre Augen von einem ungewohnten Feuer.

Als der Mai gekommen war, und sich gleich in seinen ersten Tagen so mild und freundlich wies, daß selbst der höchste Rücken des Gebirges schon, wider seine Gewohnheit, das weiße Winterkleid ablegte, da trat Elisabeth eines Tages vor die Mutter, und sprach ein wenig schüchtern und mit niedergeschlagenen Blicken, wie das Wetter so schön sei, und wie sie wohl Lust hätte, wieder einmal nach dem einige Meilen entfernten Frauenkloster zu gehen, um dort die Schwester Barbara, ihre Verwandte und Pathe zu besuchen. Dazu gab nun die Mutter gern ihre

Einwilligung, der alte Conrad aber bot sich auf der Stelle zur Begleitung an; das schien Elisabeth eben gewunscht zu haben, und so machten sich denn beide schon des andern Morgens auf den Weg.

Allein sie waren kaum eine Stunde weit vom Haus, da kam Elisabeth an einen Ort, wo die Straße sich theilte, plötzlich stehn, und sprach: ihr Weg führe nun zur Linken, denn ihre Absicht sei keineswegs, die Schwester Barbara im Frauenkloster zu besuchen. „Morgen ist Himmelfahrtstag," fuhr sie fort, „da will ich diese Nacht auf dem Gebirge seyn: vielleicht daß mir die weiße Rose beschieden ist."

Conrad erschrak heftig über diese Worte, und gab sich ängstlich alle Mühe, ihr das Vorhaben auszureden: die ganze Geschichte sei doch nur ein einfältiges Mährchen, an welches kein vernünftiger Mensch im Ernste glauben, noch viel weniger aber darum wohl gar Leib und Leben aufs Spiel setzen werde. Doch vergebens. „Daß du es selber für kein einfältiges Mährchen hältst," sagte sie, „das weiß ich gar wohl, und noch neulich erst hast du versichert, daß es damit seine Richtigkeit hat. Auch ist mir im Traum nun schon zum drittenmal verheißen, daß ich die Rose finden soll, mir auch der Ort, wo sie steht, deutlich gezeigt worden. Ich gehe." Und als er ihr nun vorstellte, welche Gefahr zu jetziger früher Jah-

rer Zeit eine Nacht auf dem Gebirge ihr bringen könne, wie mancher nach der Rose gegangen, der niemals wieder zurück gekehrt sei, ja als er ihr endlich gestand, daß er selbst in seiner Jugend den Gang gewagt um eines Mädchens willen, das er gar lieb gehabt; was ihm aber dort widerfahren sei, nie über seine Lippen kommen werde, und daß er nur wie durch ein Wunder das Leben davon getragen, da erwiederte sie ruhig: „So oder so! Ich kann nicht ohne den Vater seyn, ich kann die Mutter nicht länger weinen sehen, mein Leben geht doch dabei zu Grunde, das fühl' ich wohl. Drum muß ich's versuchen, und wird mir die Rose zu Theil, so wünsche ich, daß der Vater bald wiederkehrt und wieder zu Glück und Ehren kommt; dann hat alle Noth ein Ende, und ginge es mir auch dabei ans Leben, nun so bin ich für den Vater gestorben: das ist ein schöner Tod!"

Conrad sah ihr eine Weile schweigend in die leuchtenden Augen, dann faßte er leise ihre Hand, und sprach: „Den Vater also wollt Ihr Euch wünschen?"

„Wie kannst du noch fragen!" rief sie. Was für einen andern Wunsch hätte ich denn noch auf Erden? Sonst freilich hatt' ich auch noch andre thörichte Wünsche in meinem Herzen: der Himmel hat sie mit der Wurzel ausgerottet. Doch ich muß fort. Leb' wohl, wenn du mich nicht begleiten willst! Ich dachte frei-

lich, du würdest mir beistehn auf diesem Gange, doch — —"

„Elisabeth!" unterbrach er sie, „denkt Ihr so schlecht von dem alten Conrad? Es war mir ja nur um Euch. Das alte murbe Endchen Lebensfaden ist hier ja nicht der Rede werth. In Gottes Namen denn. Es gilt den Vater!" — Und damit schritt er auf dem Wege zur Linken rasch voran, und Elisabeth folgte ihm. So waren sie um Mittag dem hohen Gebirge ganz nah gekommen. Der Weg hatte ihr kurz gedäucht, denn Conrad erzählte im Gehen manche Geschichte aus alter Zeit, sang auch dazwischen wohl ein schönes Lied, wie er deren eine große Menge wußte. Nachmittags ließ sich am Abhang des Gebirgs ein kleines weißes Wölkchen blicken, das allmählig immer größer ward. Bald stiegen an andern Stellen noch mehrere empor. Conrad blieb stehen, schüttelte bedenklich den Kopf, und meinte, das sei ein gar schlimmes Zeichen; es bedeute ein großes Unwetter auf die Nacht. Elisabeth sagte: „das ist freilich übel, doch steht es nicht zu ändern," und schritt immer vorwärts. In dem letzten Dorfe, das schon hoch hinauf am Gebirge liegt, drang Conrad darauf, noch einen Führer mitzunehmen; doch es wollte sich erst niemand dazu willig finden lassen, jeder sah den harten Strauß vorher, der diese Nacht bevorstand, und rieth ihnen ernstlich bis morgen zu

verweilen. „Dann ist's zu spät!“ rief Elisabeth. „So oder so, Conrad! Ich muß fort!“ — Da zeigte sich endlich einer gegen ansehnlichen Lohn bereit, sie zu führen. Aber die Wetter-Prophezeihung bewährte bald ihre Richtigkeit. Die weiße Wolkenmasse, die sich aus dem kleinen Wölkchen gebildet, und in Gestalt eines langen Wulstes auf den Rücken des Gebirges gelagert hatte, senkte sich immer weiter herab, und nicht lange nach Sonnen-Untergang brach der Sturm daraus hervor. Die Wandrer sahen sich bald in Wolken eingehüllt. Der Sturm ward immer wüthender, die Kälte immer schneidender, je höher hinauf sie kamen; endlich gesellte sich auch noch heftiges Schneegestöber hinzu, das ihnen fast Gesicht und Athem nahm. Keiner konnte mehr nur einen Schritt weit um sich sehen. Der Führer flüchtete sich hinter einen Felsen; Conrad rief nach Elisabeth, die er eben erst noch dicht vor sich erblickt hatte: seine Stimme hatte in dem Schneegestöber allen Klang verloren, und er erhielt keine Antwort. In großer Angst eilte er immer rufend vorwärts; noch konnte er deutlich Elisabeths Fußtapfen auf dem frischgefallenen Schnee unterscheiden, von einem Augenblick zum andern hoffte er sie einzuholen. Plötzlich verschwand die Spur am Rande einer Schlucht; er hörte unten Wasser rauschen; über seinem ängstlichen Hin- und Herfuchen brach die Nacht vollends herein.

Der zurück gebliebene Führer trug die Laterne. Conrad hielt für das Klügste, diesen erst herbei zu holen; der Felsen, wo er ihn zurück gelassen hatte, konnte kaum zwei hundert Schritte entfernt seyn. Allein in der Finsterniß verfehlte er selbst den Weg, und wohl erst nach Verlauf einer Stunde gelang es ihm, den Felsen zu erreichen, wo er auch noch den Führer fand. Das Unwetter fing jetzt an sich zu legen; sie zündeten das Licht in der Laterne an, und machten sich eilig wieder auf. Conrad jauchzte laut, und brach in Freudenthränen aus, als sie an der Schlucht und jenseits des Wassers Elisabeths Fußtapfen wieder fanden; denn bis hierher war die geheime Furcht mit ihm gegangen, daß sie wohl gar hier verunglükt seyn möchte. Sie folgten nun der Spur mit frischen Kräften, und wenn sie auch dann und wann von neuem verloren ging, so gelang es ihnen doch jederzeit, sie wieder aufzufinden. Darüber verstrich aber doch die Nacht großtentheils, und als sie den Nacken des Gebirgs erreicht hatten, und sich auf der andern Seite hinabwärts wenden wollten, nach der Festung zu, fing der Morgen bereits an zu dämmern. Da wurden auf einmal vor ihnen mehrere Stimmen laut, und bald darauf erkannten sie drei Mannsgestalten, die ihnen entgegen kamen. Anruf und Gegenruf erfolgte von beiden Seiten. Conrad erschrak über die bekannten Stimmen. Rasch

eilte er auf die drei Wanderer zu — es war der Oberförster Wolfgang mit seinem Sohn und einem Führer. Erstaunen, Schreck, Freude und Schmerz drangen zu gleicher Zeit so mächtig an Conrads Brust, daß er keines Wortes mächtig war, und lange Zeit stumm und versteinert stand bei allen Fragen. Endlich rief er sich ermannend und Wolfgangs Arm ergreifend: „Rückwärts, Vater, rückwärts! Schau da die Spur im Schnee, das sind die Fußtapfen deines Kindes. Das müssen wir erst wiederfinden!“ Und so zog er jenen mit sich fort. Im Gehen aber hob er an, ihm den ganzen Zusammenhang zu erzählen. „Mein Kind,“ rief Wolfgang in schmerzlicher Angst, „mein armes Kind! Wo bist du? Ach, das war es also,“ fuhr er fort, „was in der letzten Herberge mir keine Ruhe ließ, und mich mitten in der Nacht zum Aufbruch trieb! Mein armes Kind allein in dieser Einöde, in dieser furchtbaren Nacht!“ —

Jetzt waren sie indeß, nach der Erklärung der Führer, an den Ort gekommen, der die Festinge heißt. Der Sturm schien hier am heftigsten gehaust zu haben, und hatte jede Spur verweht. So sanken sie für gut sich zu theilen, und verabredeten einen Sammelplatz. Conrad aber, nachdem er eine Weile zwischen den Felsblocken umhergeirrt, stürmt gerade auf den einzeln gelegenen Berg zu, auf welchem der Sage nach des Berggeists Schloß und Wohnsitz, oder

wie Andre meinen, die alte Burg Nayer gestanden haben soll. Eine Felsengruppe erhebt sich auf dem Gipfel; sie wird der Festungstein genannt. Dicht aber ihr schwebte ein Steinadler. — Am Abhang fand Conrad die verlorene Spur wieder. Mit hang klopfendem Herzen eilte er hinan. Oben stieß er auf Wolfgang, der von einer andern Seite her gleichfalls den Berg erstiegen hatte. Athemlos und schweigend zeigte er diesem die Spur. Sie führte sie nach einem einzeln liegenden Granitblock. Auf dem blanken Rande desselben lief eine Schneelerche hin und her, blieb öfters stehen, und drehte das Köpfchen, als schaute sie neugierig nach etwas auf der andern Seite hinunter. Jetzt traten sie um die Ecke, und siehe! da saß Elisabeth, den Kopf an den Stein gelehnt, bleich und mit geschlossenen Augen, als ob sie schlummere, die blassen Lippen aber lächelten freundlich, wie von einem schönen Traum bewegt; der Wind spielte leise mit ihrem losgegangenen, langen gelben Haar; in ihrem Schooß lagen abgerissne Kräuter und Blumen. Wolfgang und Conrad standen beide eine Weile starr und festgewurzelt in den Boden; es war, als wagte keiner einen Fuß weiter vorwärts zu setzen, damit er nicht dem nächsten Augenblick begegne, der ihm vielleicht ein entsetzliches Wort zu sagen hatte, von jedem doch schon geahnet in der zitternden Brust. Und kein Laut

regte ſich ringsum; hoch über ihnen zog der Adler langſam ſeine Kreiſe; im Oſten ſtieg der dunkelrothe Rand der Sonne über die Berge herauf. — Da trat Wolfgang endlich hinzu, kniete neben ſeine Tochter nieder. „Eliſabeth,“ ſprach er mit ſchwankender Stimme, „mein Kind, mein Herzens-Röſel!“ und faßte leiſe ihre Hand. Schnell aber ließ er ſie wieder fahren, ſtarrte ihr einen Augenblick in das bleiche Geſicht, ſchlug dann die Hände über ſeine Augen, und ſank mit einem dumpfen Schrei auf ihre Bruſt. Als Conrad dieß ſah, ſprang er herbei, und legte ſeine Hand auf Eliſabeths Stirn. Die eiſige Kälte, die ihm bei der Berührung ins Herz zuckte, ſprach das ſchon lange gefürchtete Wort deutlich aus. Seine Arme ſanken herab, ſein Kopf neigte ſich, ſeine Knie ſchwankten, er lehnte ſich an den Felſen, um nicht zu fallen. „Ich wußte es ja,“ ſagte er leiſe, „ach, ich wußte es ja gleich vom Anfang an, daß es ſo kommen würde.“ Und nun war es wieder todtenſtill ringsum. Und nach einer langen Weile richtete ſich Wolfgang empor, ſtaunte auf das bleiche Engelkind hin, und ſein Auge fand Thränen, und er ſprach, Herz und Stimme zu tiefem Weh gebrochen: „Sieh, Conrad, Ihr ſeyd ausgegangen, die weiße Roſe zu ſuchen, aber ich habe ſie gefunden!“

Doch jetzt fielen die erſten rothen Strahlen der

Sonne auf Elisabeths Gesicht, und vom freudigen Schreck durchschauert sprang Wolfgang empor, faßte Conrads Arm, und rief: „Um Gottes willen, Conrad, sieh, sie ist nicht todt: schaff Hülfe! Ich habe das Auge deutlich zucken sehn. Sie lebt!“ Und warf sich wieder neben ihr auf die Knie, und legte forschend die zitternde Hand auf ihre Brust. Conrad hob Augen und Hände zum Himmel: „Mein Leben für dieses da!“ sprach er leise. „Doch wenn noch Hülfe ist,“ fuhr er fort, „so ist sie hier nicht zu finden. Laßt uns daran denken, sie eilig hinab zu schaffen!“ Er sprang fort, und rief mit allem dem Jägerruf die Gefährten. Und aus abgehauenen Aesten ward eilig eine Tragbahre zusammengeflochten, und so trugen sie das Mädchen über das Gebirge hinab. Wolfgang hatte seinen Sohn vorweg gesandt, daß er vom nächsten Dorfe gleich nach einem Arzt oder Wund-Arzt aussenden möchte. Als sie daher dort anlangten, fanden sie schon einen abgeschickten Arzt aus der Stadt zugegen, der eben in der Nachbarschaft beschäftigt gewesen, und herbei gerufen worden war. Doch vergebens boten Kunst, Mitleid und Eifer alles auf, was sie vermochten. Das Leben und die Liebe des jugendlichen Herzens, sie hatten seinen letzten heißen Wunsch selbst hinauf getragen zu dem Vater, von dem sie stammten, und kehrten nicht wieder zurück in die verödete Brust.

So setzte der traurige Zug nach einigen Stunden auf Wolfgangs Geheiß sich von neuem in Bewegung weiter nach der Ebene hinab.

Wolfgang war jetzt seines Schmerzes Herr geworden; er hatte mit der Hoffnung abgeschlossen für diese Welt; sein Blick aber war ihr gefolgt, wie sie sich empor schwang, und ihre Hand die dunkle Wolke theilte, die auf der Erde lastet, von den Menschen Tod genannt, und ein Strahl des Jenseits war in die Nacht gefallen, die ihn umgab.

So zogen sie langsam schweigend hin. Die Sonne neigte sich schon zum Untergange, als ihnen ein stattlicher, reichgekleideter Mann zu Pferde begegnete, der von zwei Dienern begleitet war. Er hielt die Trauer an, die mit der Leiche voraus waren, und nach einigen Fragen an sie, sahen Conrad und Wolfgang, wie er plötzlich vom Pferde sprang, an die Bahre eilte, und das darüber gedeckte Tuch zurückschlug. Conrad erkannte jetzt den alten Freiherrn, dem Wolfgang den Sohn erschossen hatte. Mit festem Schritte ging Wolfgang auf ihn zu, und stellte sich ihm gegenüber. Der Freiherr schauete erst auf die Leiche nieder, und als er jetzt aufblickte, und jenen wahrnahm, trat er einen Schritt zurück, und rief in großer Bewegung: „Wolfgang! Wolfgang!“ —

„Ja, ich bin's!“ erwiederte dieser. „Ich gebe mich in Eure Hand. Laßt mich nur erst mein Kind zur Ruhe bringen, dann halt' ich Euch still.“

Conrad erzählte nun dem Freiherrn alles: wie Elisabeth mit ihm auf das Gebirge gegangen sey, um die weiße Rose zu finden und sich den Vater zurück zu wünschen, wie das gräuliche Unwetter sie überfallen in voriger Nacht und sie getrennt, wie Wolfgang von der Sehnsucht nach Weib und Kind verzehrt, und auf dem Wege sie zu besuchen, es entstehe auch daraus, was da wolle, in der letzten Herberge nicht Ruhe gehalt, sondern mitten in derselben Nacht fortgetrieben worden sey, und wie er am Morgen endlich sein weißes Kätzlein gefunden.

Auf dem Gesichte des Freiherrn wechselte der Ausdruck der verschiedensten Empfindungen. Er kämpfte gegen die Rührung, die ihn übermannen wollte, und schaute immerfort schweigend zur Erde. Endlich hob Wolfgang an: „Sehr, Herr, es ist mir nicht um mein Glück oder Leben, das gilt mir in diesem Augenblick gar wenig, aber recht um Eure Meinung von mir, drum lege ich meine Hand auf die kalte Brust meines theuren Kindes, und wiederhole es Euch: ich kannte Euren Sohn nicht, da ich auf ihn schoß, und nur, da er zum dritten Mal auf mich anlegte, kam ich ihm zuvor. Ich denke, heut werdet Ihr mir glauben.“ Da reichte ihm der

Freiherr tief erschüttert rasch die Hand hinüber, und rief: „Wolfgang, ich glaube dir, du armer Vater, und ich verzeihe dir!“ Wolfgang ergriff die dargebotene Hand, und beide schauten sich schweigend an, und Thränen brachen aus ihren Augen. Und der Freiherr gelobte feierlich, seine erste Bitte an den neuen Landesherrn solle sein, daß Wolfgangs Prozeß niedergeschlagen, und er selbst wieder in seine Stelle gesetzt werde.

„Ach, Wolfgang,“ fuhr er dann fort, „wenn Ihr damals auf dem Markt meinen Sohn nicht so hart und schnöde zurück wiesst, als er von Eurer Tochter zu sprechen begann, wer weiß, es wandte sich dann vielleicht alles zum Besten. Er liebte sie mit großer Leidenschaft, das ist mir klar geworden; er hatte sie öfter gesehn, auch zweimal mit ihr gesprochen. Und wenn mich nicht alles trügt, so war auch sie ihm nicht abgeneigt.“ — Hier nickte Conrad bedeutsam mit dem Kopfe. — „Diese Liebe,“ fuhr jener fort, „hätte vielleicht die Wildheit des jungen Menschen gezügelt, und mich zum glücklichen Vater gemacht. Wolfgang, ich kannte Eure Tochter wohl; ich habe sie lange im Stillen beobachtet, ich hatte sie lieb wie mein eigen Kind, und auch jetzt, da Ihr abwesend wart, habe ich mein Auge nicht von ihr gewendet.“

„Ich weiß es wohl,“ rief Conrad, „ich habe

Euch errathen, Herr!“ faßte hastig seine Hand, und küßte sie.

Er winkte ihm zu schweigen, und sprach: „Gott hat es anders gewollt! Laßt uns jetzt mit einander den sauren Gang vollenden, und der armen Mutter ihr Kind bringen. Ich begleite Euch.“ So zogen sie weiter, und brachten der armen Mutter das traurige Wiedersehn, die größte Freude und das herbste Leid, Leben und Tod zugleich ins Haus.

Der Freiherr hielt Wort. Wolfgang ward in seine Stelle wieder eingesetzt; und Christine konnte sich nicht erwehren zu bemerken, daß die weiße Rose doch also auf eine oder die andere Art ihre Kraft bewährt haben möge.

Wolfgang freute sich seines Glücks nur um seiner Frau und seines Sohnes willen. Das Schicksal hatte die Blüthe abgestreift von seinem Leben, und keine rechte Freude wollte ihm mehr zur Reife kommen.

Der alte Conrad aber schlich von der Zeit an still und trübsinnig im Hause umher. Er konnte sich's doch nicht recht vergeben, daß er auf dem Gebirge auch nur einen Augenblick von Elisabeths Seite gewichen war, und als der weiße Rosenstock auf ihrem Grabe die erste Rose trug, bereiteten sie auch dem alten, treuen Freunde seine letzte Ruhestatt an ihrer Seite.

Das Quartettchen im Hauſe.

Luſtſpiel in einem Aufzuge.

1821 und 1822.

Personen.

Hofrath Wunder.
Franziska, seine Schwester.
Cäcilie, ihre Nichte.
Commerzienrath Adam.
Ferdinand, dessen Neffe.
Daniel, des Hofraths Bedienter.

Ein Saal mit Mittel- und Seitenthüren.

Erſter Auftritt.

Daniel.

(Er trägt einen Violinkaſten und eine Bratſche herein, die er auf einen Tiſch legt; dann nimmt er zwei Violinen aus dem Kaſten, und holt ein Violoncell und einen Baß herbei.)

So! — Violino primo: Mamſell Cäcilie! — Violino secondo: der Herr Hofrath! — Viola: Die Madam Franziska! — Basso oder Violoncello: Herr Daniel! — wenn nicht der fremde Herr, der Herr Adam, etwa das Cello ſpielt. Ei, du Paradies! das war eine Freude, als der geſtern ankam, und der Herr Hofrath nach ſo vielen Jahren ſeinen alten Freund wieder ſah. (Er geht hinaus, und trägt nacheinander vier Notenpulte herein, die er zählend zur Seite an die Wand ſtellt.) Und die liebe Mamſell Cäcilie, unſere Nichte — ei, du mein Daniel! das iſt ein feines Kind. — Nummer eins! — Und wie der Hofrath ſagt, ſpielt ſie eine koſtbare Violine. — Nummer

zwei — Na, so haben wir doch nun gleich das Quartettchen im Hause. — Nummer drei! — Das soll ein Leben werden! Mit dem Takt wird's wohl ein wenig hapern — ja, ja, — Kennimus nos! Jugend hat keine Tugend, das heißt: keinen Takt; und nun obendrein ein Frauenzimmer! Aber der Baß weiß sein Quartettchen schon in Ordnung zu halten. Nimm! Nomm! Nmm! (Er macht mit dem Notenrulle die Pantomime des Baßspielens.) Nummer vier! — Wollen Sie sehen in die Zucht nehmen! Auf den Baß kommt doch eigentlich alles an, Alles, mein Daniel!

Zweiter Auftritt.

Hofrath Wunder. Daniel.

Hofrath.

(der bei den letztern Worten schnell hereingetreten: er hat eine dicke Partitur und einige Notenblätter in der Hand.)

Auf den Baß? wie? — Hm! Gewissermaßen, ja! Wenn jemand den Baß das moralische Prinzip in der Musik nennen wollte, man würde darüber lächeln, aber es läge etwas in der Sache. Wie? — Eins,

zwei, drei, vier — Noch ein Notenpult, Daniel! — Daniel, ich habe die halbe Nacht geschrieben; ich habe da einige Stücke aus meiner Oper als Quartett oder Quintett arrangirt — ist zwar sonst meine Sache nicht! — hier sind die Stimmen. Daniel, es ist heut ein wichtiger Tag für uns. Wie? (Er schlägt ein Notenblatt auf, und brummt einige Stellen daraus.) Ich möchte doch diese Stelle erst einmal probiren — Daniel, gehe er zu meiner Schwester, ich lasse bitten, nur auf einen Augenblick herüber zu kommen, dringend bitten.

Daniel.

Bitten — Sehr wohl! Auch die Mamsell Cäcilie etwa?

Hofrath.

Nein, nein! Noch nicht. Das fällt ihr hernach plötzlich, unerwartet, vom Himmel auf das Notenpult, und wenn sie mir das so vom Blatte wegspielt — — Na, worauf wartet er noch? Allons, fort, marsch, Quickmarsch, zwei Achteltakt, presto, prestissimo! Ich habe heut keine Zeit zu verlieren.

Daniel.

Zeit zu verlieren — Sehr wohl! (Ab.)

(Der Hofrath dreht ihn um, und schiebt ihn nach der Thüre. Indem tritt Adam herein.)

Dritter Auftritt.

Commerzienrath Adam. Hofrath.

Adam,

(trägt einen Mops auf dem Arm.)

Ei, guten Morgen, Herr Bruder! Wohin denn schon so früh mit dem Fuhrwerk?

Hofrath.

Bloß ein kleines Speditionsgeschäft, Herr Bruder. Guten Morgen! Die Menschen bringen mich hier um mit ihrer Langsamkeit.

Adam.

Wer ist denn die drollige Figur eigentlich? Dein Haushofmeister, Kammerdiener, oder — —

Hofrath.

Haushofmeister, Kammerdiener, Musikdirektor — was du willst! Vor allen Dingen ein tüchtiger Esel, sonst aber ein kapitaler Kerl, treu wie Gold, und im höchsten Grade possionirt für die Musik. Wenn

er erst einmal hinter seinem Baße in die Begeistrung kommt, so hält's schwer, ihn wieder zum Schweigen zu bringen. Er hört nicht gern eher auf, als bis er seine letzte Note über die Klinge hat springen lassen. — Aber wie hast du geschlafen unter meinem Dache? Ich heiße dich noch einmal von ganzem Herzen willkommen. Wie? — Alter Freund, ich muß dir sagen, ich freue mich wie ein Kind über den groben Pfefferkuchenmann am Weihnachtsabend, wenn ich dich so wieder vor mir stehen sehe — —

Adam.

Sehr verbunden für den Vergleich!

Hofrath.

Frisch, munter, glatt, die Glieder alle beisammen, und wenn ich einige Hühnerfetzchen da an den Augen, und die Nas. ausnehme, die freilich mit einiger Ausgelassenheit die Schamröthe affektirt, so ist's ganz noch das alte Gesicht, wie vor zehn Jahren. An dem haben weder Kummer, noch Sorgen, noch Leidenschaft ihr Intaglio versucht. Du bist ein glücklicher Mensch; das zeigt sich dem ersten Blick. Ich brauche gar nicht weiter danach zu fragen. Das ist abgemacht. Wie?

Adam.

Mit nichten, wie du meinst, Herr Bruder!

Hofrath.

Abgemacht, Herr Bruder, rein abgemacht, sage ich dir.

Adam.

Und ich sage dir: nein! — mit deiner Erlaubniß. Ich habe meinen Kummer und Sorgen so gut wie andre Leute.

Hofrath.

Zum Beispiel, wenn die Köchin die Krambvögel hat verbrennen lassen.

Adam.

Ist auch verdrießlich! Aber was sagst du denn dazu, wenn man vielleicht ein Gedicht macht, und zu dem entsetzlichen Gedanken den Reim tagelang vergebens suchen muß! Oder wenn man hat etwas drucken lassen, und wird von einem boshaften Recensenten auf eine kurzweilige Weise maltraitirt! — Doch der Kummer, der mich jetzt in diesem Augenblicke drückt, ach! er ist wahrlich nur zu ernstlich. Hör' mich an! — Du sollst mir rathen. Du weißt, daß ich den Sohn meines verstorbenen Stiefbruders zu mir nahm, und in meinem Hause erzog. Er sollte einmal mein einziger Erbe sein.

Hofrath.

Weiß ich alles! Si volti subito! Nur weiter!

Adam.

Das weißt du aber nicht, daß ich den Jungen liebte, wie meinen eignen Sohn, daß ich mein ganzes Herz an ihn gehangen hatte — ich brauche nun einmal etwas, das ich lieb haben kann; etwas lieb haben ist das Athemholen meines Herzens! —

Hofrath.

Gut gesagt, alte Seele!

Adam.

Nun, siehst du, er war im Begriff von der Universität abzugehn; ich hatte ihm ein Mädchen ausgesucht, jung, schön, geistreich, und eine Dichterin obendrein; er sollte mir nun die angenehme Schwiegertochter ins Haus führen: da schrieb er mir ganz trocken blos, er wolle lieber barfuß durch die Wüste Sahara und Kobi wandern, als eine Dichterin zur Frau nehmen.

Hofrath.

Das war klug von ihm!

Adam.

Nein, Pestilenz! — Mit deiner Erlaubniß — Nein,

es war dumm, es war abscheulich von ihm, daß er mir nichts weiter schrieb als das! Mir, seinem alten treuen Freunde, sollte und mußte er nicht verschweigen, daß er schon ein andres Mädchen liebte, wie ich das nachher erfahren. — Und was sagst du dazu? Wenige Tage, nachdem er mir jenen Brief geschrieben, verläßt er heimlich die Universität, und seitdem ist er verschwunden, verschollen; ich weiß nicht einmal, ob er noch lebt. Kurz, ich bin ein sehr unglücklicher Mann! All' meinen Waizen hab' ich in den Fluß gesät; all' meine Liebe an einen leichtherzigen, undankbaren Menschen verschwendet. Du aber, Herr Bruder, bist der Glückliche von uns beiden, denn deine liebenswürdige Nichte bringt dir gewiß nur Freude und Segen ins Haus.

Hofrath.

Ainsi soit-il! Also mein Cäcilchen gefällt dir? Wie? — Ich habe dir noch nicht gedankt, daß du mir zu Liebe den bedeutenden Umweg gemacht, um sie aus ihrer Pension abzuholen, und mir unter deinem Schutze mitzubringen. — Das Mädchen gefällt dir also? Wie?

Adam.

Von Gefallen ist hier die Rede nicht: das Mädchen ist ein Engel!

Hofrath.

Nun, ich laß es gelten, und verbitte mir für die Zukunft blos die Flügel.

Adam.

Die schönsten Hände, die ich je gesehen habe!

Hofrath, (lachend.)

Commerzienrath Apollo, du bist noch der Alte! — Und was wirst du erst sagen, wenn das Mädchen vor dir steht, und mit den schönen Händen Violine spielt?

Adam.

Was? Violine spielt?

Hofrath.

Ja, mein altes Zuckerchen, sie hat mir in der Pension die Violine lernen müssen. Ich will nun einmal das Quartettchen gleich im Hause haben.

Adam.

Hm! Violine! das gefällt mir nicht. Hat keinen rechten Anstand. Meine Frau darf nicht Violine spielen.

Hofrath.

Habe nichts dawider. Meine Nichte aber spielt

sie nun einmal, und meine Frau auch. Wie? Für mich giebt es keinen pikantern Anblick, als ein hubsches Mädchen, das Violine spielt.

Adam.

Pikant? Ja. Ungefähr in der Art, wie eine geschiedene Frau für die meisten Männer etwas Pikantes hat.

Hofrath.

Possen! — du sollst das Mädchen heut noch hören. Ich habe für dich ein Quartettchen arrangirt. Und was werden wir dir vortragen? Wie? — (Er holt die Partitur vom Tisch, und schlägt sie auf.) Da, da! Was ist das? Wie?

Adam, (lesend.)

Der Liebhaber nach dem Tode, Oper — — Ei, was? Herr Bruder! Das ist ja unsere Oper, meine Oper!

Hofrath.

Der Liebhaber nach dem Tode, Oper in drei Akten, von Adam, in Musik gesetzt von E. A. Wunder!

Adam.

Wirklich fertig?

Hofrath.

Fix und fertig! Mit Degen und Haarbeutel! Ja, was noch mehr ist, schon vor geraumer Zeit an das Theater in der Residenz gesendet, und von demselben zur Aufführung angenommen.

Adam.

Nun endlich, endlich! Liebes Brüderchen, du machst mir eine große Freude. Und aufgeführt soll sie werden? So wirklich, wie man sagt, aufgeführt, auf der Bühne, auf dem großen Theater?

Hofrath.

Wie mir mein Correspondent aus der Residenz schon vor vier Wochen schrieb, wurde sie einstudirt, und ich erwarte nun postäglich die Nachricht von ihrer Aufführung.

Adam.

Und unsere Namen werden auf dem Komödienzettel stehen?

Hofrath.

Allerdings.

Adam.

Ei, du Himmelchen, du Himmelchen! wer hätte das gedacht! Ich will dirs nur gestehen, mein Schatz:

nächst dem Verlangen, dich einmal wieder zu sehen, war diese Oper die Ursach meiner Reise hieher. Es sind nun beinah fünf Jahre, daß ich sie dir zugesendet habe!

Hofrath.

Nun so bitte nur den Himmel, daß unser Werk die erste Aufführung glücklich übersteht, und daß ihm dann die Recensenten gnädig seyn mögen!

Adam.

Ach, Gott, ja, die Recensenten! das sind Kannibalen!

Vierter Auftritt.

Franziska. Die Vorigen.

Hofrath.

Nun, da kommt jemand, der uns mit bitten hilft. Denn im Fall unſere Oper nicht mißfällt, habe ich ihr eine Reiſe nach der Reſidenz verſprochen.

Adam,

(ihr die Hand küſſend.)

Ich lege Ihnen meinen guten Morgen zu Füßen, meine theure Freundin.

Franziska.

Guten Morgen, lieber Commerzienrath! Ich würde ſehr glücklich ſeyn, wenn Sie die erſte Nacht in in unſerm Hauſe recht ſanft geſchlummert hätten.

Hofrath.

O, er hat ſo ſanft geſchlummert, daß ich ihn durch zwei Thüren durch habe ſchnarchen hören. Wie?

Adam.

Ah pfui doch! — Gewiß würde ich göttlich geſchlafen haben, wenn nicht die Freude des Wiederſehns noch in meinen Nerven oſcillirt hätte. Ich trank zwar noch zwei Gläſer Waſſer — ein Glas Waſſer vor Schlafengehn darf ich Ihnen überhaupt als ein treffliches Mittel empfehlen — —

Hofrath,

(hat indeß ſeiner Schweſter einen Stuhl geholt, und ſchiebt jetzt einen zweiten dem Commerzienrath in die Kniekehlen, ſo daß er gezwungen iſt, ſich zu ſetzen.)

Vergiß deine Rede nicht! Schweſter Franzel liebt nicht ſo lange zu ſtehen, und die Geſchichte mit dem Waſſer könnte am Ende ins Weite führen. Wie? In den Ocean, zum Beiſpiel, oder gar in die Poeſie.

Franziska.

Du biſt ein ungezogner Menſch, mon frère!

Hofrath.

Wir ſprachen eben von unſerer Oper, Franzel. Ich habe da einige Stücke darauf — —

Franziska.

Ach, ſo erlauben Sie mir, lieber Commerzienrath,

Ihnen zu dieser Arbeit von ganzem Herzen Glück zu wünschen.

Hofrath.

Ich habe da einige Stücke daraus — —

Adam.

Sie sind allzugütig, meine theure Freundin. Wenn sie Ihnen gefallen hat —

Hofrath.

Ich habe da einige Stücke daraus — —

Franziska.

Ich habe sie durchaus mit großem Vergnügen gelesen, und vieles hat mich wahrhaft entzückt.

Hofrath.

Ich ließ dich deßhalb bitten, herüber zu kommen, denn ich habe einige Stücke daraus — —

Adam.

Meine verehrte, gütige Freundin, Ihr Lob ist mir vor allem werth und theuer — —

Hofrath.

Aber zum Henker, ich — —

Adam.

Ja, weil wir eben von der Oper sprechen, Herr Bruder, da ist mir eingefallen, ich wünschte doch nicht, daß mein rechter Name auf dem Komödienzettel stünde.

Hofrath.

Warum nicht? Was? Kanonenfieber? Wie?

Adam.

Nein, siehst du, ich habe einiges unter dem Namen Angelo Mauro drucken lassen, und darf mir schmeicheln, daß dieser Name der Welt nicht ganz unbekannt geblieben sei —

Hofrath.

Angelo Mauro! Mohrenengel! Gott bewahre!

Franziska.

Angelo Mauro! Ist's möglich? das sind Sie? So war das zarte Gedicht neulich in der Abendzeitung von Ihnen? Angelo Mauro! Ach, wem wäre der Name nicht bekannt und werth!

Hofrath.

O rührendes Sicherkennen schöner Seelen! Hier, theurer Angelo, sitzt vor dir die gleichfalls pseudonyme

und berühmte Dichterin, die unter dem Namen Fiona in Zeitungen und Taschenbüchern spuken geht.

Adam.

Fiona? Wie? Fiona! welche Ueberraschung! die edle Sängerin, die ich so lange schon bewundert und verehrt — —

Hofrath.

Sitzt hier verkörpert als Schwester Franzel vor dir. Richtig!

Adam.

Ach, könnte ich Ihnen doch sagen, wie mich erst kürzlich noch das treffliche Gedicht erquickt hat —

Hofrath.

Bon! Ihr seyd nun auf dem rechten Wege. Das Ziergärtlein der anmuthigsten Unterhaltung liegt geöffnet vor euch; allein — —

Adam.

Wie heißt das schöne Gedicht doch — —

Hofrath.

Allein für jetzt, meine verehrten Kinder, schließ' ich euch das Gärtlein noch vor der Nase zu.

Adam.

Das schöne Gedicht im Taschenbuch der Lieb' und Freundschaft — —

Franziska.

Sie sind zu gütig — doch vermuthlich meinen Sie die Sestinen — es war nur ein Versuch — —

Hofrath,

(schiebt schnell einen Stuhl zwischen beide, und setzt sich darauf.)

Halt! Thüre zu! Schlagbaum vor! Alles das ein andermal! Ich habe heut keine Zeit zu verlieren. Frantzel, ich habe da einige Stücke aus unsrer Oper vierstimmig arrangirt, und ließ dich herüber bitten, um vorher noch den einen Satz ganz flüchtig durchzuspielen; — er hat einige Schwierigkeiten im Takt. Wie? Ich muß dich daher ersuchen, alter Freund, dich nur auf zehn Minuten dort in mein Arbeitszimmer zu verfügen.

Adam.

Wie denn? Was denn? ich soll —

Hofrath,

(ihn vom Stuhl aufhebend.)

Aufstehn, gehen, dort hineingehn in mein Kabinet.

aber nicht böse sein, Herzensseele, — Noth kennt kein Gebot! In zehn Minuten bist du wieder hier.

Adam.

Nun, Sie sehen wohl, theure Freundin, man muß dem Dschingisthan schon gehorchen. Nachher aber werden Sie mir erlauben — —

Hofrath.

Nachher ist alles erlaubt, Alles. Um indeß in der Begeistrung zu bleiben: du wirst auf meinem Schreibtisch ein Bändchen Gedichte und Erzählungen von meiner Schwester finden, unter dem Titel: Gänseblümchen, na, oder Wiesenblümchen — sie hat mir es voriges Jahr zum Geburtstag geschenkt — blau Maroquin mit goldnem Schnitt — die Blätter werden noch ein wenig zusammenkleben —

(Er hat jenen während der letzten Worte unter den Arm gefaßt, und nach der Seitenthür geführt.)

Adam.

Ach, da steht gewiß die rührende Erzählung darin — —

Hofrath.

Ungemein rührend, Herr Bruder! und wenn du

sie schon gelesen hast, wirst du sie mit Vergnügen noch einmal lesen.

(Er schiebt ihn zur Thür hinein, und macht sie zu.)

Daniel! Daniel!

Fünfter Auftritt.

Franziska. Hofrath. Daniel.

Franziska.

Das muß man gestehn, Herr Bruder, du hast eine Manier mit deinen Freunden umzugehen —

Hofrath.

Sey nicht böse, mein Franzelchen! du bist eine vortreffliche Dichterin, aber ein noch weit vortrefflicheres Frauenzimmer, das ich von ganzem Herzen liebe, und für die alte Seele, die ich da ins Kabinet gesperrt habe, laß' ich Hals und Kragen; bei der Unterhaltung aber konnte ich euch nicht lassen! Das war die Ochsenhaut der Dido, aus der ihr mir viel tausend Ellen Riemchen geschnitten hättet: der ganze Vormittag wäre mir verloren gewesen! Und ich habe

heut keine Minute zu verlieren. — He, Daniel! Daniel!

(Daniel tritt ein.)

(Zu Franziska:) Wenn du wüßtest, was für ein entscheidender Tag für mich ist, — Daniel, geschwind die Pulte herbei — Violine, Bratsche, Cello! — Wenn du wüßtest, wie sich Furcht und Hoffnung gleich dem Satz und Gegensatz einer Fuge in mir herumstreiten —

Franziska.

Du machst mich sehr neugierig!

(Der Hofrath holt sich eine Violine. Daniel, nachdem er die Notenpulte, eins vor Franziska, aufgestellt, nimmt die Bratsche, nimmt sie, und überreicht sie Franziska; der Hofrath nimmt die Notenblätter vom Tisch, und legt die Stimmen auf. Das Gespräch geht während dessen weiter.)

Hofrath.

Du sollst alles noch heut erfahren. Du weißt, ich unternehme nichts, ohne deinen klugen Rath zu hören. Wie?

Franziska.

Ja, um in der Regel nachher das Gegentheil zu thun.

Hofrath.

Was? ich armer Wurm, der sich von Dir um den Finger wickeln läßt? — G! G! Daniel! das G ist zu tief! — Bin ich nicht ein Muster von Nachgiebigkeit, Gefälligkeit, Demuth, Gelassenheit, Geduld, kurz ein wahres Paternosterwerk von lauter Ehestandstugenden? Wie?

Daniel.

Soll ich Cello oder Basso?

Hofrath.

Cello, Cello, vor der Hand!

Daniel.

Cello vor der Hand — sehr wohl!

Hofrath.

Franzel, ich sage dir, Franzel, du würdest deine Freude daran haben, mich als Ehemann zu sehen!

Franziska.

Nun, an mir und meinem Rathe hat es nicht gelegen, daß ich diese Freude nicht schon längst gehabt habe.

Hofrath.

Franzel, wir sind beide noch jung; wir können noch viel erleben. Das Gute kommt nie zu spät. Wie? Franzel, wie wär' es denn — Doch halt! basta! Silentium! Alles das hernach! Fangen wir an! Fangen wir an! (Er stellt sich an sein Pult.) Nummer zwei, wenn es dir gefällig ist, allegro spirituoso, B dur! — Nein, halt! basta! Lassen wir's gut seyn! Es wird sich alles finden. Ich kann jetzt nicht probiren; ich habe keine Ruhe; ich stehe mit den Füßen in einem Ameisshaufen. (Zu Daniel, der noch immer streichfertig harrend dasitzt.) Es ist gut! Wir spielen jetzt nicht. (Daniel hört nicht; der Hofrath läuft hin, und nimmt ihm den Bogen aus der Hand.) Nicht spielen jetzt, theurer Jüngling! Geliebter Kabliau! Nicht spielen! — Ja, liebes Franzelchen, da wir einmal darauf gekommen sind, so sollst du mein Geheimniß auf der Stelle erfahren. Es läßt mir keine Ruhe mehr; es muß heraus.

Daniel.

Heraus. So wollen also der Herr Hofrath jetzunder nicht — —

Hofrath.

Wollen nicht! nein! jetzunder nicht! Ich habe jetzt mit meiner Schwester zu sprechen.

Daniel.

Sprechen. Sehr wohl! —

(Er nimmt Franziska die Bratsche ab, und stellt die Pulte weg. Der Hofrath geht hastig hin und her. An der Thür kehrt Daniel wieder um.)

Befehlen der Herr Hofrath, daß ich draußen warten soll?

Hofrath.

Nein, nein, guter Belial! Nicht warten! Zum Teufel gehn! Wie?

Daniel.

Zum Teufel gehn — wie — Sehr wohl!

(Er geht ab.)

Sechster Auftritt.

Franziska. Der Hofrath.

Hofrath,
(bleibt nach einer Weile plötzlich vor ihr stehen.)
Franzel, hör' mich an! Merk' wohl auf!

Franziska.
Nun, ich bin ganz Ohr und Erwartung.

Hofrath,
(sieht ihr ein paar Sekunden ganz nahe ins Gesicht, läuft dann wieder einige Schritte hin und her, endlich:)
Franzel — ich werde heirathen!

Franziska.
Heirathen! Ei, ei! Das ist ja ganz etwas Neues!

Hofrath.
Ach was! Heirathen ist eine alte Gewohnheit.

Franziska.
Aber dein Entschluß dazu ist doch sehr jung.

Hofrath.

Keineswegs. Ist gleichfalls eine alte Sache, ein abgelegener Wein. Den hab' ich schon lange im Keller.

Franziska, (lächelnd.)

Es kommt mir doch vor, als wäre noch einige Säure zu spüren.

Hofrath.

Du bist nur noch nüchtern, mein Kind. Wie? Ich hoffe, meiner künftigen Frau soll er besser munden.

Franziska.

Nun, wer ist denn aber die Auserwählte!

Hofrath.

Franzel, gesteh' es nur aufrichtig, dir graut vor der neuen Frau im Hause. Wie? — Siehst du, auch darauf hab' ich bei meiner Wahl Rücksicht genommen, so daß in unserm alten Verhältnisse durch die neue Frau gar nichts geändert wird. Wie? Nun errathst du doch — —

Franziska.

Keine Sylbe! Oder, — oder hättest du etwa deine Augen auf unsre hübsche Nachbarin, das Fräulein Haidekraut geworfen?

Hofrath.

Du meinſt, weil ſie dumm iſt? Oh, eine dumme hat ihre Nicken ſo gut, als eine andere, und der Himmel bewahre jeden Mann vor einer dummen Frau! Mag er ſich ſträuben, wie er will, er wird am Ende ſelbſt mit dumm.

Franziska.

Oder hat vielleicht die verwittwete Legationsräthin, mit der du dich neulich ſo lange unterhielteſt — —

Hofrath.

Pah, die pretiöſe Närrin! Wo denkſt du hin? Erſt Habergrützkränkchen, nun ſpaniſche Fliegen!

Franziska.

Oder, ja, da fällt mir's ein — —

Hofrath.

Ich bitte dich, behalte deine Oders in der Taſche! du ſtellſt dich wieder einmal einfältig, Kind, bloß um mich zu quälen. Du weißt recht gut, daß hier von niemand die Rede ſeyn kann, als von — als, — als von, — zum Henker! als von — Cäcilien!

Franziska.

Von Cäcilien? Von unſrer Nichte?

Hofrath.

Mein Himmel, schrei' doch nur nicht so!

Franziska.

Cäcilie! Ei, Cäcilie!

Hofrath.

Cäcilie! Sie thut, als hörte sie den Namen zum erstenmal in ihrem Leben.

Franziska.

Cäcilie! das Kind!

Hofrath.

Ihr Weiber habt eine eigne Art zu rechnen, sobald ihr über die Dreißig hinaus seyd. Ein Kind von achtzehn Jahren, dächt' ich, wäre alt genug zum Heirathen.

Franziska.

Wenigstens wenn ihr am Alter noch etwas fehlen sollte, so kannst du aushelfen, lieber Bruder.

Hofrath.

Bon! Sey du nur immer witzig auf meine Kosten! Ich greife allenfalls im Baß die Dominante dazu; denn im Vertrauen gesagt, ich komme mir manchmal selbst etwas spaßhaft vor als Ehemann; allein es

bleibt doch bei meinem Entschluß. Ich habe ihn Jahre lang gehegt und gepflegt. Franzel, warum hätte ich dir denn so lange zugesetzt, bis du endlich mir zu Liebe die Bratsche spielen lerntest? Warum hätte mir denn die Cäcilie in der Pension die Violine lernen müssen? Wie? — Mein Quartettchen wollt' ich im Hause haben, in der Familie! Franzel, denke dir doch die Wonne, wenn wir nun den alten Schulmeister drüben aus Staarleben nicht mehr brauchen, und uns alle Abend, ja zu jeder Stunde des Tages unser Quartettchen im Hause blüht!

Franziska.

Recht schön! Aber weißt du denn, ob Cäcilie auch Lust hat — —

Hofrath.

Ob sie Lust hat, die erste Violine zu spielen?

Franziska, (lachend.)

Nun ja! das heißt, ob sie auch Lust hat dich zu heirathen?

Hofrath.

Ja so! Warum nicht? Cäcilie ist ein gutes Kind; sie hat mich lieb, das weiß ich, und bei mir soll sie den Himmel auf Erden haben.

Franziska.

Lieber Bruder, ein Mädchen von 18 Jahren meublirt ihren Himmel mit gar besonderm Hausgeräth. Hast du sie denn schon gefragt?

Hofrath.

Gefragt? Nein. — Cäcilie ist ein gutes liebenswürdiges Mädchen, das jeden Mann glücklich machen würde; mir kann das aber noch alles nichts helfen, sobald sie nicht auch einer ersten Violine mit Ehren vorzustehen weiß. Ob sie das nun vermag, werden wir diesen Morgen noch hören. Besteht sie im Examen, so biete ich ihr ohne weitres meine Hand. Franzel, das Mädchen müßte gar keinen Sinn für Musik haben, wenn sie nicht einwilligte! Ich bin auch wohl trotz meiner 50 Jahre noch ein ganz leidlicher Kerl. Wie? — Die Aussicht, eine reiche Frau zu werden, thut nebenher auch noch das ihrige, und wenn du nun auch bei der Sache noch das deinige thust — lache nicht! Franzel, auf dich kommt hier viel an! Sehr viel! Das weiß ich wohl! — Nun, kurz! morgen ist mein Geburtstag — wir werden einige Gäste haben, — bei Tische Tafelmusik, nach Tische Concert — Große Symphonie von Beethoven, C moll, — ja, da fällt mir eben ein: mir ist ein köstlicher ostindischer Shawl angeboten worden, ich habe ihn für dich gekauft; ich schicke jetzt gleich nach

der Stadt, dann hast du ihn heut Abend, und kannst morgen damit erscheinen; — ich muß jetzt fort; du weißt jetzt alles — mir ist ein Stein vom Herzen — ja, das wollt' ich noch sagen, — morgen bei Tische, wenn die Musik und der Champagner die Gäste in einige Begeisterung gesetzt haben, stehe ich auf und mache meine Verlobung bekannt; die Gläser klingen, Trompeten und Pauken fallen ein, es wird ein göttlicher Spektakel, und ich habe eine Frau und mein Quartettchen im Hause! — Nun, Adieu, Franzel, ich habe keinen Augenblick mehr zu verlieren — ich wollte, ich hätte sechs Hände! — (Er läuft einige Schritte nach der Thür, und kehrt wieder um.) Adieu, Franzel! Leb wohl, Franzel! Gott behüt' dich, Franzel! (Er wiederholt die vorige Bewegung.) Franzel, forsche doch indeß Cäcilien ein wenig aus, — bereite sie vor — etcätera! Wie't du verstehst mich. — (Wieder wie vorher.) Franzel, du bist das vortrefflichste Frauenzimmer, das ich je gekannt, und wenn mich der liebe Gott nicht zu deinem Bruder gemacht hätte, so heirathete ich dich und keine andere! Wie't (Er läuft zur Thür hinaus.) Adieu! ich habe keinen Augenblick mehr zu verlieren!

Siebenter Auftritt.

Franziska (allein.)

(Hinter ihm her lachend.) Es gehört doch unter die sehr possirlichen Dinge in der Welt, wenn ein alter Mann ein junges Mädchen heirathen will! Diese inn're Schaam und Verlegenheit — diese Scheu, den Namen des Mädchens auszusprechen und zu hören — und wie er mich sogar bestechen wollte. Kann aber nichts werden, Herr Bruder! Ich habe seit 15 Jahren hier das Hausregiment geführt, es wird wohl am besten seyn, wenn alles hübsch in der alten Ordnung bleibt. — Aber jetzt vor allen Dingen muß ich wohl den armen Commerzienrath erlösen. Am Ende ist er wohl gar über meinen Gedichten eingeschlafen. (Sie öffnet die Thür des Kabinets.) Er steht am Fenster, er hat ein Buch in der Hand und scheint in tiefen Gedanken. — Lieber Commerzienrath, unser Dschingiskhan hat das Feld geräumt — Sie dürfen nun wieder herauskommen. Kommen Sie!

Achter Auftritt.

Adam. Daniel.

(Adam kommt hastig aus dem Kabinet. Er scheint unruhig und zerstreut. Franziska setzt sich; er setzt sich ihr gegenüber.)

Franziska.

Nun, nicht wahr, Sie kannten wohl mein Büchlein schon früher?

Adam.

Zu Befehl! — Wie sagten Sie? — Ob ich sie schon früher gekannt? Nein, erst auf dieser Reise hab' ich — —

Franziska.

Ah, Sie meinen die Erzählung? Sie haben sie also auf der Reise gelesen? Wie gefällt sie Ihnen?

Adam.

Ach, nur zu gut, meine theure Freundin, um sie jemals wieder vergessen zu können!

Franziska.

Sehr schmeichelhaft für mich!

Adam.

Ja, so gut, so gut — nun, es muß doch einmal heraus! — so gut, daß ich — daß ich sie heirathen will.

Franziska.

Was denn? Meine Erzählung?

Adam.

Ach nein, — Cäcilien! — mit Ihrer Erlaubniß.

Franziska.

Ah! so! Cäcilie! (Für sich.) Nummer zwei — das ist lustig! — — (Laut.) Nun, ich will es Ihnen gern erlauben; aber haben Sie diese Erlaubniß schon von ihr, haben Sie schon mit ihr gesprochen?

Adam.

Nein, noch nicht. Ich meinte eben — —

Franziska.

Ich meine vor allen Dingen, daß zum Heirathen zwei Personen gehören, und bitte Sie, diese wichtige Wahrheit wohl zu erwägen!

Adam.

Du lieber Himmel, ich bin ja von dieser Wahrheit ganz durchdrungen, mit Ihrer gütigen Erlaubniß, wie Sie sehen.

Franziska.

Und haben Sie denn wirklich die Hoffnung, daß Cäcilie ja sagen wird.

Adam.

Ich will es nicht läugnen, ich wage es einige in aller Bescheidenheit, doch ziemlich grüne, bei mir zu hegen.

Franziska.

Und worauf gründet sich diese ziemlich grüne?

Adam.

Nun erstens doch wohl auf das ansehnliche Vermögen, das ich Cäcilien bieten kann.

Franziska.

Gut, das ist etwas, und wenn Cäcilie nur sechs Jahr älter wäre, würde es sogar viel seyn. Nun, aber zweitens?

Adam.

Zweitens, mit Ihrer gütigen Erlaubniß, gründet

sich meine Hoffnung ein wenig auf mich selber. Ich meine, wenn man mich erst näher kennen lernt, ich bin so übel nicht, und wenn Cäcilie sieht, wie lieb ich jemand haben kann, nun so denke ich, es wird ihr nicht schwer fallen, mich auch ein wenig lieb zu haben, ja ich denke sogar, — und das ist mein dritter Grund, — ich denke sogar, sie hat mich schon ein wenig lieb.

Franziska.

Es wirklich? Denken Sie das? Und worauf, muß ich abermals fragen, gründet sich dieser Gedanke?

Adam.

Verehrter Herr Kriminalrath, wenn sich nur das Alles so sagen und beschreiben ließe! Wenn ich diese Freundlichkeit, dieses Lächeln, diese Güte, diese Sorge für mich nur gleich in Steindruck hier mit beilegen könnte! Theure Freundin, hat sie nicht meinen alten Mops, das arme Vieh, den ganzen Weg über auf ihrem Schooße gehabt?

Franziska.

Viel Freundschaft für Sie, oder für den Mops!

Adam.

Hat sie sich nicht [illegible] Morgen an ihrem Schlafe abgedarbt, um mir [illegible] Kaffee selbst zu bereiten?

denn ich und mein Johann, wir hatten die Kaffeemaschine vergessen. Ach, es war überhaupt an nichts gedacht auf dieser Reise! Nicht das geringste von Lebensmitteln und Erfrischungen hatte ich mitgenommen. In den Dorfschenken unterwegs war nichts zu haben, oder ich konnte vor Ekel nichts genießen, und ich ward am Ende vor Hunger ganz hinfällig — sehen Sie, da holt das gute Kind einen herrlichen Kuchen hervor, den ihr eine Freundin auf die Reise mitgegeben — es war ein sublimer Kuchen und mein Hunger überschwenglich — ich kann ihren Bitten nicht widerstehen, ich lange zu; sie erzählt mir indeß etwas; ich sehe ihr in die schönen Augen, auf den freundlichen Mund, ich horche auf den Wohllaut ihrer Stimme, und esse; mein ganzes Wesen ist bloß Auge, Ohr und Zunge; ich bin in hoher Begeisterung! — endlich fällt ein Blick zufällig auf die Kuchenschachtel: — sie ist leer! — theure Freundin, ich habe den ganzen Kuchen aufgespeist! — Auch nicht ein Stückchen hat das arme Kind davon genossen!

Franziska.

Brav! Sie konnten ihr die Begeisterung für sie nicht augenscheinlicher beweisen. Was thaten Sie aber nun?

Adolph.

Nun, ich schämte mich entsetzlich; sie aber lachte

von Herzen über meinen Appetit, und stäubte mir die Kuchenkrümelchen von der Rockklappe. — Ach, das Mädchen ist ein Engel! Und gewiß keine andere würde mich so glücklich machen, als grade sie. Freilich würde ich manche von meinen alten Gewohnheiten ablegen oder doch beschränken müssen als Ehemann — —

Franziska.

Ja, freilich, das würden Sie, mein Theurer.

Adam.

Das meinen Sie auch? Nicht wahr? Wenn man 50 Jahr ohne Frau gelebt hat — —

Franziska.

Funfzig Jahr ist eine hübsche Zeit, und neue Kleider sind unbequem. Allerdings!

Adam.

Cäcilie ist freilich sehr jung — —

Franziska.

Sehr jung! sehr jung, mein Freund!

Adam.

Freilich, freilich! — Aber ich habe einmal den Entschluß gefaßt — mein undankbarer Pflegesohn —

ja, sehn Sie, eigentlich ihm zum Trotz wollt' ich mich verheirathen.

Franziska.

Zum Trotz verheirathen? Theurer Freund, das heißt in die falsche Applikatur eingesetzt. Sie werfen mitten in der Passage um.

Adam.

Aber zu dem Trotz kam nun hinterdrein noch die Leidenschaft.

Franziska.

Ja so!

Adam.

Genug, ich bin fest entschlossen — ich lege mein Glück in Ihre Hände: — sprechen Sie mit ihr — oder, wollt' ich sagen, forschen Sie sie ein wenig aus — so ganz von weitem, mein' ich — —

Franziska.

O mit Vergnügen — jetzt gleich!

Adam.

Jetzt gleich? — Oder, wissen Sie was? — nein, thun Sie es noch nicht — was meinen Sie? — ich dächte, morgen.

Franziska.

Morgen, morgen ist ein kleines Wort, und der Mensch spricht es gar leichtsinnig aus, und doch was liegt nicht alles vielleicht in diesem Morgen? Wer weiß, lieber Commerzienrath — —

Adam.

Sie erschrecken mich! — Aber Sie haben recht. Dieses Morgen, Morgen, um was hat es mich im Leben nicht schon gebracht! — Das alte Sprichwort sagt: wenn der liebe Gott spricht: heute, so spricht der Teufel: morgen. — Nein, ich will — Sie sollen — heut noch — doch erlauben Sie mir, daß ich erst noch einen Spaziergang im Garten mache, und noch einmal alles überlege. Wenn man an der Schwelle einer solchen Entscheidung steht — —

Franziska.

Von der Leben oder Tod abhängt, mein Freund!

Adam.

Sie haben Recht, — gewissermaßen — Leben oder Tod — freilich, freilich! Leben oder Tod! — Aber ich gehe jetzt. Wenn ich zurückkomme, steht mein Entschluß wie ein Felsen, mit Ihrer gutigen Erlaubniß — Leben oder Tod — freilich, freilich!

(Er geht ab.)

Franziska.

Der Himmel erleuchte Sie!

Neunter Auftritt.

Franziska. Dann Daniel.

Franziska.

Ha, ha, ha! Mein Herr Commerzienrath, mit Ihrer gütigen Erlaubniß, ich möchte Sie gern einen alten Narren nennen, wenn es der Anstand erlaubte. Aber daß Gott erbarm! zwei solche alte Heirathskandidaten auf einmal! Ich sehe nächstens noch den alten Daniel kommen, und mir seine Herzensnoth klagen. Gott bewahre! das Mädchen muß mir je eher je lieber wieder aus dem Hause, oder unter die Haube. — Aber das ist doch wahr, wenn heut zu Tage ein Mann Methusalems Alter erreichte, so würd' er doch nur ein achtzehnjähriges Mädchen heirathen wollen! (Daniel guckt zur Thür herein.) Nun, was giebt's? Was will Er, Daniel?

Daniel.

Daniel — Ich reite nur ein wenig rekognoseiren, ob die Luft rein ist.

Franziska.

Wie so? Was soll das heißen?

Daniel, (lächelnd.)

Heißen — I nun, ich wollte sehen, ob der Herr Hofrath sowohl, als der Herr Commerzienrath sich in erwünschter Absenz befänden.

Franziska.

Wer wünscht denn diese Absenz?

Daniel.

Absenz — Ja darüber kann ich so eigentlich und gründlich nicht berichten, da ich den fremden Menschen nicht kenne, der draußen steht.

Franziska.

Ein fremder Mensch? Was will er?

Daniel.

Will er — ja, deswegen komm' ich eben zweitens: er will mit Ihnen sprechen, aber blos mit Ihnen.

Franziska.

Blos mit mir? Was ist das für ein Mensch? Wie sieht er aus?

Daniel.

Aus — Nun, wie unsere jungen Leute meist heut zu Tage aussehen: wunderlich genug. Sonst aber ein feiner Mensch, ein höflicher Mensch, ein braver Mensch; nur scheint er kein recht gutes Gewissen zu haben: er ist ein wenig ängstlich, und fragt sehr viel, und vor dem Herrn Commerzienrath besonders hat er große Scheu.

Franziska.

Ha, fast errath' ich! — Führ' er ihn geschwind herein!

Daniel.

Herein — Sehr wohl! — Ich werd' ein wenig auf der Sentinelle bleiben. — Da ist er schon.

Zehnter Auftritt.

Franziska. Ferdinand.

Ferdinand.

Verehrte Frau, vergeben Sie meine Zudringlichkeit! Dem Bedrängten erlaubt die Zeit nicht viele Worte; ich muß kurz und geradezu seyn. Ich bin Ihnen unbekannt — —

Franziska.

Das thut mir leid.

Ferdinand.

Sie aber sind mir keine Unbekannte. Ich kenne und schätze nicht allein die geistreiche Dichterin Fiona, ich kenne und verehre auch die edle mütterliche Freundin eines Mädchens, das über mein Schicksal entschieden hat. Ich liebe Ihre Nichte Cäcilie.

Franziska.

Cäcilien! So? (Für sich.) Da haben wir's! Nummer Drei!

Ferdinand.

Ich fühle, daß ich ohne sie nicht glücklich seyn, ja daß ich ohne sie nicht leben kann — —

Franziska.

Versteht sich!

Ferdinand.

Und komme jetzt hieher — —

Franziska.

Um sie zu heirathen.

Ferdinand.

Sie sprechen meinen höchsten Wunsch kürzer aus, als ich es gewagt haben würde.

Franziska.

Nun, das ist recht schön! So wäre ja die Sache ganz in der Kürze abgemacht. Nur einige große Kleinigkeiten würden etwa noch in Betracht kommen. So z. B. würden die Angehörigen der Erwählten doch vielleicht neugierig genug seyn, etwas weniges von Ihrem werthen Namen und übrigen Verhältnissen wissen zu wollen.

Ferdinand.

Vergebung! Damit hätte ich freilich anfangen

sollen. Mein Name ist Ferdinand Walter, und ich bin der Neffe und Pflegesohn des Commerzienraths Adam, der jetzt eben als Gast in Ihrem Hause ist.

Franziska.

Ach! das hab' ich bald errathen. Nun, Sie sind mir willkommen. Ich habe Gutes von Ihnen gehört. Ob sie aber Ihrem Oheim sowohl, als meinem Bruder eben so willkommen seyn werden, das, aufrichtig gesagt, bezweifle ich fast.

Ferdinand.

So ist es also wirklich wahr? — Mein Onkel zürnt auf mich, und nicht mit Unrecht, doch mit Ihrer Vermittlung hoffe ich ihn zu versöhnen; allein was Sie mir eben von Ihrem Herrn Bruder sagen, das kann mir nur eine Bestätigung von dem seyn, was ich gehört, und was mich eigentlich hieher getrieben hat.

Franziska.

Nun, und was haben Sie denn gehört?

Ferdinand.

Daß Ihr Herr Bruder selbst Cäcilien zu seiner Frau bestimmt hat.

Franziska.

Haben Sie das wirklich?

Ferdinand.

Sie können denken — doch nein, Sie können es nicht denken, wie diese Nachricht mich zu Boden schlug! Ich hatte keinen ruhigen Augenblick mehr, und noch derselbe Tag fand mich auf dem Wege, um mein Urtheil aus Cäciliens eignen Munde zu hören. Ich vernahm, daß sie mit meinem Onkel abgereist, daß sie hieher gereist sey. Ohne mich zu besinnen, folgte ich ihr, und stehe nun vor Ihnen, Sie um Ihr Mitleid, Ihre Hülfe anzuflehen. Ich habe das unbeschränkteste Vertrauen zu Ihrem Herzen, wie zu Ihrem Verstande. Und wenn Ihnen auch mein Schicksal gleichgültig seyn könnte, so weiß ich doch, wie sehr Sie Ihre Rechte lieben, und daß Sie niemals in ihr Unglück willigen werden.

Franziska.

Ei junger Herr, Sie glauben also, daß eine Verbindung mit meinem Bruder Cäcilien unglücklich machen würde?

Ferdinand.

An sich vielleicht nicht; allein da ich Cäciliens Gesinnung kenne — —

Franziska.

Das soll doch wohl heißen, da Sie von ihrer Gegenliebe überzeugt sind?

Ferdinand.

Ich darf wenigstens hoffen, ihr nicht gleichgültig zu seyn.

Franziska.

Bescheiden genug für heutzutage! — Nun, mein junger Freund, ich muß Ihnen sagen —

(Daniel guckt zur Thür herein, und ruft: „Es beliebt jemand die Treppe herauf zu kommen.“).

Wir werden gestört. Gehen Sie indeß in dieses Zimmer. Es wird sich von Ihrer Angelegenheit weiter sprechen lassen. — Noch eins! Spielen Sie vielleicht Violine?

Ferdinand.

Ja.

Franziska.

Mit einiger Fertigkeit?

Ferdinand.

Ich glaube, ja.

Franziska.

Nun, das ist gut. Gehn Sie geschwind, und verhalten Sie sich still. Sie sollen bald wieder von mir hören.

(Ferdinand geht ab.)

Eilfter Auftritt.

Franziska. Cäcilie.

Cäcilie.

Ach, liebe Tante, liebe Tante!

Franziska.

Nun, was willst du?

Cäcilie.

Was soll ich nun anfangen? Wenn Sie mir jetzt nicht rathen und helfen — —

Franziska.

Schon wieder rathen und helfen! — Du willst doch nicht auch etwa heirathen?

Cäcilie.

Heirathen? Liebe Tante, wie kommen Sie jetzt darauf?

Franziska.

Ja, es ist eine gefährliche Luft hier im Hause. Aber das Wort scheint dich recht erschrekt zu haben. Du bist ganz blaß geworden — sieh! und nun schlägt dir wieder die helle Gluth übers Gesicht!

Cäcilie.

Ach, liebe Tante, ich mag gar nicht heirathen.

Franziska.

Hm, das ist Schade — eben jetzt —

Cäcilie.

Wie so denn eben jetzt?

Franziska.

Es bieten sich dir eben jetzt einige sehr annehmliche Partier.

Cäcilie.

Einige?

Franziska.

Allerdings. Du hast die Wahl. Fürs erste prä-

serire ich dir zwei angenehme, interessante Männer von ansehnlichem Vermögen und in den besten Jahren.

Cäcilie.

Das heißt?

Franziska.

Nun, beide nicht über funfzig Jahr.

Cäcilie.

Ach, beste Tante, wie gesagt, ich mag jetzt noch gar nicht heirathen.

Franziska.

O, wenn es dir unangenehm ist, kein Wort mehr davon! — Freilich wäre es auch meine Pflicht gewesen, dir den dritten Freier vorzuführen — —

Cäcilie.

Wahrscheinlich auch so in den besten Jahren?

Franziska.

O nein, was das betrifft, dieser ist ein junger hübscher Mann von höchstens etwa dreiundzwanzig Jahren.

Cäcilie.

So!

Franziska.

Er behauptet auch, dir bereits wohl bekannt zu seyn.

Cäcilie.

So? wirklich? — in der That — ich wüßte doch nicht — beste Tante — —

Franziska.

Ich muß dir gestehen, er hat mir ganz wohl gefallen. Aber kein Wort mehr davon! Du hörst nicht gern davon sprechen. Es ist dir unangenehm.

Cäcilie.

O, sprechen Sie nur immer, liebe Tante. Ich höre es schon mit an.

Franziska.

Du gutes Kind! Aus bloßer Gefälligkeit gegen mich willst du hören, was du nicht gern hörst! Aber nein, die Sache ist abgemacht. Keine Sylbe mehr von den drei Freiern! Sprechen wir von was anderm. Du hattest mir ja etwas zu sagen, als du eintratst; ich sollte dir rathen und helfen.

Cäcilie.

Ach, freilich, freilich! Ich bin in der größte-

Verlegenheit. Denn sehen Sie, der Onkel verlangt — — Aber ich bitte Sie, er sagte wirklich, daß er mir wohl bekannt sey?

Franziska.

Wer? Der Onkel?

Cäcilie.

Ach nein, ich meine — —

Franziska.

Ach, du meinst unsern dritten Freier! Nun allerdings sagte er das. Aber du sprachst ja von dem Onkel! Was verlangt denn der Onkel?

Cäcilie.

Ach ja, stellen Sie sich nur vor, der Onkel verlangt — — Aber seinen Namen könnten Sie mir doch wenigstens nennen!

Franziska.

Des Onkels Namen?

Cäcilie.

Ach nein! ich meine — —

Franziska.

Ah so, du meinst! Nein, seinen Namen kann ich

dir nicht nennen. Er hat sich bloß mir anvertraut, und da du ihn verschmähst — —

Cäcilie.

Nun, das ist doch so ausgemacht noch nicht!

Franziska.

So? Ich glaubte, weil du vorhin deine Abneigung gegen das Heirathen erklärtest — —

Cäcilie.

Hab' ich das wirklich gethan?

Franziska.

Aber ich begreife nicht, wie kommen wir denn immer wieder auf die unbequemen Freier zurück? Und darüber habe ich immer noch nicht erfahren, was denn der Onkel von dir verlangt. Nun?

Cäcilie.

Ach, liebe Tante, er verlangt, daß ich heut Violine spielen soll.

Franziska.

Nun ja, er will hören, was du gelernt hast. Dabei seh' ich kein Unglück.

Cäcilie.

Ja, es ist nur ein sehr übler Umstand dabei.

Franziska.

Und welcher denn? Wie?

Cäcilie.

Ach! — daß ich nicht Violine spielen kann.

Franziska.

Wie? Cäcilie! Du kannst nicht? Wie ist das zu verstehen?

Cäcilie.

Buchstäblich. Ich kann nicht Violine spielen, weil ich es nicht gelernt habe.

Franziska.

Du hast es nicht gelernt? Cäcilie! Gegen den ausdrücklichen Willen des Onkels?

Cäcilie.

Ach, liebe gute Tante, zürnen Sie mir nicht! Ich habe mir, dem Onkel zu Liebe, in der That recht viel Mühe damit gegeben, ich habe mich ein ganzes Jahr gequält. Aber es ging nicht. Die entsetzlichen Töne, die ich aus dem Instrumente lockte,

machten der ganzen Pension Kopfschmerzen, und brachten mich zur Verzweiflung; mein Lehrer seufzte, und meine Mitschülerinnen lachten mich aus; da riß mir endlich an einem schönen Wintermorgen die Geduld: ich steckte ganz sachte meine Violine in den Ofen, erklärte meinem versteinerten Lehrer, daß ich nie wieder eine in die Hand nehmen würde, und da er und — noch jemand mich oft versichert hatten, daß ich eine recht hübsche Stimme besäße, so nahm ich dafür auf der Stelle bei ihm Unterricht im Singen.

Franziska.

Ei, ei, Cäcilie! Was wird nun aber der Onkel sagen?

Cäcilie.

Ja, davor fürchte ich mich freilich sehr! Allein, meine liebe, gütige Tante wird mir schon beistehen, und hat er mich nur erst einmal singen gehört — —

Franziska.

Ei, wirklich so viel Selbstvertrauen?

Cäcilie.

Ja, mein Lehrer sagt und auch — noch jemand, der auch ein tüchtiger Musiker ist — — Aber beste Tante, das könnten Sie mir doch wenigstens sagen, ob er blondes Haar oder schwarzes hat, und ob er —

Franziska.

Der Nochjemand?

Cäcilie.

Ach nein, ich meine —

Franziska.

Ja so! du meinst! — Aber ich meine fast, mein Kind, dieser Nochjemand — — Hättest du nicht vielleicht den Wunsch, daß der Nochjemand und unser dritter Freier ein und dieselbe Person seyn möchten?

Cäcilie.

O nein, ich bin — ich habe — ich weiß — Wie kommen Sie darauf, liebe Tante? In der That ich wußte wirklich nicht — —

Franziska.

So? Wirklich nicht? — Aber wir verplaudern die Zeit, und der Onkel wird gewiß gleich hier seyn, um sein Quartettchen anzuordnen.

Cäcilie.

Ach, beste theuerste Tante, was soll ich denn nun thun? was soll ich denn nun sagen?

Franziska.

Ja, der Onkel wird allerdings ſehr böſe ſeyn, und mit Recht; — es wird ſchwer ſeyn — doch mir fällt etwas ein, — ja das giebt einen Spaß! — Es hat ſich ein junger Virtuoſe bei mir gemeldet, der des Onkels Protektion ſucht — wenn dieſer uns beiſtehen könnte — wir wollen ihn doch gleich befragen. (Sie öffnet die Seitenthür:) Treten Sie doch einen Augenblick heraus!

Zwölfter Auftritt.

Franziska. Cäcilie. Ferdinand.

Ferdinand.

Cäcilie!

Cäcilie.

Ferdinand! — Herr Ferdinand — Herr Walter wollt' ich ſagen — —

Franziska.

Ei, ei, du kennſt alſo den Herrn Ferdinand ſchon?

Cäcilie,

(ihr die Hand küssend.)

Meine theure, meine gütigste Tante!

Ferdinand,

(Franziska's andre Hand ergreifend und küssend.)

Meine theuerste, meine gütigste Tante!

Franziska.

Sachte, sachte, mein Herr Ferdinand, auch Nochjemand genannt! So weit sind wir noch nicht. Zwar kenne ich Sie genauer, als Sie wohl glauben, und wäre nicht abgeneigt, mich für Sie zu verwenden, aber an die kleine Heuchlerin da hab' ich doch noch erst ein paar ernste Fragen zu thun. Doch jetzt drängt die Zeit, und zu dem bevorstehenden Violineramen will ich dir doch meinen Beistand nicht versagen. Ich habe mir einen Scherz ausgedacht mit den beiden alten Herren. Allein hier sind wir nicht länger sicher. Komm! Auf meinem Zimmer will ich dich unterrichten, was du zu thun hast. —

(Alle ab durch die Seitenthür.)

Dreizehnter Auftritt.

Daniel,

(tritt hastig herein.)

Ich wollte berichten — — Hm! — So! — haben sich schon retirirt. Haben den jungen Menschen mitgenommen, wie es scheint. — Hm! — Wollen ein wenig Versteckens spielen mit den alten Herrn! — Wer mag denn das junge Tausendgüldentraut eigentlich seyn? — Werden's wohl bald erfahren! Wenn Versteckens gespielt werden soll im Hause, da wird man das Danielchen wohl ins Geheimniß ziehen müssen; denn auf den Baß, wie gesagt, kommt doch eigentlich alles an, alles, he, he, he!

Vierzehnter Auftritt.

Commerzienrath Adam. Der Hofrath. Daniel.

Hofrath.

Redensarten! Strohdrescherei! Journalweisheit! Lirum, Larum! — (Zu Daniel.) Aber was steht er denn hier und verliert die Zeit? Geschwind Notenpulte, Instrumente! und hol' Er die Flasche und die Gläser aus meinem Zimmer. Wir trinken hier noch ein Glas Wein zur Musik.

Daniel.

Musik. Sehr wohl!

(Er thut das Verlangte.)

Adam.

Aber mit deiner gütigen Erlaubniß — —

Hofrath.

Aber mit deiner gütigen Erlaubniß, von einem Unterordnen der Poesie und der Musik muß gar nicht

die Rede seyn. Auf der Himmelsleiter stehen beide, das erkennen wir, Gott sey Dank, und so wollen wir uns weiter nicht darum bekümmern, ob die eine etwa ein paar Stufen höher steht, als die andre. Aber ihr Leute. — Trink, Herr Bruder, ich bitte dich! — ihr Leute geht euch nicht zufrieden, bis ihr nicht ausgemittelt habt, ob die Musik Frau Räthin schlechtweg, die Poesie aber etwa Frau Geheimeräthin zu tituliren sey, und ihr gält den kleinen Finger drum, zu wissen, welche von beiden sich wohl am meisten zum rothen Adlerorden dritter Klasse qualifizire.

Adam.

Das sind nun wieder von deinen Redensarten! — Aber der Wein ist köstlich! Welches Bouquet! Welche stille Gluth!

Hofrath.

Ja, der Wein ist gut. Harmonikaten. Geht einem durch Mark und Bein.

Adam.

Dieser Wein ist eine vom Himmel auf die Erde herabgefallene Ode in Burgunderform. Herr Bruder, die Poesie soll leben!

Hofrath.

Und die Musik daneben! — Stoß an, alte Seele!

Denn wenn du das daneben nicht gelten lassen willst, so ziehst du, recht beschen, am Ende wahrlich den Kürzern, und ich tanze dir in aller Bescheidenheit auf dem Kopfe herum mit sammt deiner Poesie.

Adam.

Mein Kind, das ist doch wohl dein Ernst nicht, das kann nicht dein Ernst seyn! Vor der edelsten und erhabensten aller Künste streicht wohl die sinnlichste ohne Widerrede die Segel.

Hofrath.

Was? Segelstreichen? Die Musik? Arme Seele! Segelstreichen? Nun wenn's denn einmal Krieg seyn soll, so sage ich dir: nein, im Gegentheil, sie greift, ohne sich zu besinnen, deine buntgemalte Fregatte an, giebt ihr etwa mit Pergolesis Stabat mater die erste Lage — rasch gewendet: Don Juan, zweite Lage! Die Fregatte schwankt, will sinken — wir entern — niedergehauen was sich widersetzt! — Alles andre in Ketten und Banden! — Und nun nehmen wir die ganze Poesie ins Schlepptau, und bringen sie im nächsten Hafen als gute Prise auf.

Adam.

Trink, trink einmal, mein Brüderchen! Du hast dich bei dem Gleichniß ganz erhitzt.

Hofrath.

Eben weil die Musik die sinnlichste Kunst ist, drum ist sie auch die gewaltigste. Keine andre trifft so unmittelbar die Seele. — Das sehn wir ja bei unsern Opern. Nach der Poesie fragt kein Mensch bei einer Oper. Sie ist nur der schlechte Faden, auf den die kostbaren Perlen der Musik aufgereiht werden. Auf die Musik allein wird gehört, auf die Musik allein kommt alles an.

Adam.

Ja, das sey dem Himmel geklagt, daß es so ist! Und Ihr Komponisten in eurem Dunkel — —

Hofrath.

Ist ganz natürlich, daß es so ist; ganz in der Regel. Es ist beinah so, als wenn ein alter, wenn auch sonst verständiger Mann ein junges, feuriges Mädchen heirathet: der steht mit all' seinem Verstand doch immer nur im Genitive.

Adam.

So? Hm! Ich dächte, mein Verehrter, dieses Gleichniß — wie kommst du auf das Gleichniß? Es ist ein schlechtes Gleichniß!

Hofrath, (laut lachend.)

Zum Henker! ja, du hast recht, ein schlechtes Gleichniß, ein albernes Gleichniß! Bombenelement! wie bin ich auf das dumme Gleichniß gekommen? Zum Teufel, du begreifst gar nicht, Herr Bruder, wie dumm, wie rasend dumm!

Adam.

Ei, ei! Du hast dich doch nicht etwa mit dieser Fliegenklatsche selbst auf den Mund geschlagen?

Hofrath.

Und wohl am Ende dich mit auf die Nase getroffen? Wie? Was? Du gestandest mir vorhin, daß du gleichfalls Lust zum Heirathen hättest — Aber wer ist die Auserwählte? Wie? Heraus damit! Heraus! Ich hätte Lust, dich ein bischen auszulachen.

Adam.

Hm! Ich bin zu schuldiger Erwiederung bereit. Aber du hast mir ja die Auserwählte auch noch nicht genannt.

Hofrath.

Ist vor der Hand noch ein Geheimniß.

Adam.

Der gleiche Fall bei mir! Noch nennen sie meine Lippen nicht.

Hofrath.

Nun, so wollen wir sie beide indeß leben lassen unbekannter Weise. Stoß an! Die Auserwählten! Hoch!

Adam.

Die Auserwählten, hoch!

(Beide lachen.)

Funfzehnter Auftritt.

Cäcile. Die Vorigen.

Hofrath.

Ah! Sieh da, Cäcilie! Eben recht! Du mußt unsre Gesundheit mittrinken. Nothwendig, Engelchen!

(Er reicht ihr ein Glas.)

Adam, (für sich.)

Hm! Wieder Gedanke fährt mir da durch den

Lenf! Wie, wenn der Alte selbst das Mädchen heirathen wollte?

Hofrath.

Stoß an! Wir lassen die Auserwählten leben. Stoß an.

Cäcilie.

Die Auserwählten? Im Himmel?

Hofrath.

Nein, vor der Hand noch auf der Erde. Der Himmel kommt erst später dran.

Adam.

Erlauben Sie mir, mit Ihnen anzustoßen?

Cäcilie.

Ich verstehe zwar die Gesundheit nicht — —

Hofrath.

Schadet nichts! Der Mensch versteht selten recht, was er thut. Wer versteht denn z. B. eigentlich, was Leben heißt, und doch lebt jeder. Stoß nur an! Sollst sie bald verstehen.

Adam.

Zugleich sey mir erlaubt, meiner theuern Reise-

gefahrtin auf's herzlichste einen guten Morgen zu wünschen.

(Er küßt ihr die Hand.)

Hofrath.

Nun, Daniel, hurtig Ordnung gemacht! Notenpulte aufgestellt! Instrumente herbei!

Cäcilie.

Ist Ihnen unsere Reise gut bekommen?

Adam.

Trefflich! Sie hat mich um 20 Jahre verjüngt.

Hofrath, (für sich.)

Kommt mir fast selber so vor.

(Daniel überreicht dem Hofrath eine Violine, die dieser während des Folgenden nachstimmt.)

Cäcilie.

Sie sprachen im Anfang der Reise von einem leichten Anfall von Podagra, den Sie kurz vorher gehabt —

Adam.

So? Ja — ich habe — ich hatte — aber das ist

alles, wie leichte Wolken vor der aufgehenden Sonne, vor dem Strahl ihrer Augen verschwunden.

(Er küßt wieder ihre Hand.)

Hofrath, (für sich.)

Puh! der Mensch glänzt ja von purer Zärtlichkeit, als wenn er gefirnißt wäre!

Cäcilie.

Sie sind heut sehr scherzhaft, sehr bei guter Laune, Herr Commerzienrath, und wenn man gute Laune für ein Zeichen von Gesundheit halten darf —

Adam.

Bei guter Laune, ja, das bin ich; aber ich scherze nicht. Ich möchte das, was ich fühle, eine gute Laune des Herzens, des Gemüthes nennen, eine Seligkeit, eine Ueberschwänglichkeit — —

(Hofrath plötzlich zwischen beide tretend)

Wie?

Cäcilie.

Ach, wir sprachen vom Podagra, lieber Onkel.

Hofrath.

So, so! die Ueberschwänglichkeit hat sich dir auf's Pedal geworfen, Herr Bruder? Condolire! Mehr

Diät! Keine Gemüthsbewegungen! Wie? Pelzstiefeln! Keinen Rheumen! — Aber jetzt ist nicht Zeit, an das Pedanta zu denken. Versparе dir das auf die nächste Liebeserklärung. — Daniel! (Daniel überreicht Cäcilien eine Violine.) Wenn es dir gefällig ist, mein Kind, so machen wir nun unser Quartettchen.

Cäcilie, (verlegen zögernd.)

Sehr gern, lieber Onkel, allein — —

Hofrath.

Oder willst du lieber auf dieser Violine spielen? Versuch einmal, welche dir besser zur Hand ist.

Cäcilie.

Ach, lieber Onkel, das ist mir ganz gleich.

Hofrath.

Es ist ein treffliches Instrument. Sieh es dir nur an!

Daniel.

Eine veritable Amati! ein wahrer Silberten! Wenn Dero Fingerchen einmal versuchen wollten — nur ein einziges Töncben — —

Hofrath.

Geh Er, Töncben, geh Er, und ruf Er d

Schwester Franzel her! Wir haben heut keine Zeit mit Worten zu verlieren.

Daniel.

Verlieren. Sehr wohl!

(Er geht ab.)

Cäcilie.

Ach, lieber Onkel —!—

Hofrath.

Nun? Wie weiter?

Cäcilie.

Werden Sie auch nicht böse auf mich seyn?

Adam.

Welcher Tiger könnte das!

Hofrath.

Du wirst dich doch nicht zieren, Herzchen? Wie?

Cäcilie.

Ach nein, ich will gern spielen; aber unter einer Bedingung.

Hofrath.

Nur heraus damit! Lange Präludien taugen nichts.

Cäcilie.

Nun denken Sie nur selbst, lieber Onkel: noch nie hat ein Mensch mich Violine spielen sehen, als mein alter Lehrer und etwa einige von meinen Mitschülerinnen, die mich zuweilen belauschten, um mich auszulachen; nun soll ich auf einmal aus meinem stillen Kämmerlein hervor gewissermaßen öffentlich auftreten, ich soll mich so frank und frei dabei stellen, und mich nicht allein hören, sondern auch sehen lassen — ach! lieber Onkel, das kann ich nicht! Ich fühle mich von einer unsäglichen Bangigkeit und Scheu, ja, fast möcht' ich sagen, Scham ergriffen. —

Hofrath.

Bah! Kinderpossen! Ziererei!

Adam.

Nein; sie hat recht, sie hat meinen ganzen Beifall!

Cäcilie.

Ich würde in meiner Befangenheit und Angst gewiß nur sehr schlecht spielen, ja, ich fühle es, indem ich daran denke, ich würde kaum die Noten lesen können; drum, bester Onkel — —

Hofrath.

Nun?

Cäcilie.

Lassen Sie einen Schirm dahin stellen und mich dahinter treten, dann spiel' ich ruhig und ohne Scheu.

Hofrath.

Einen Schirm! Ich bitte dich, Herr Bruder, sie will hinter dem Schirme spielen!

Adam.

Himmlisches Zartgefühl!

Hofrath.

Aber zum Henker, dann ginge mir ja die Hälfte des Vergnügens verloren, wenn ich dich nicht auch spielen sähe!

Adam.

Theures Kind, ich verliere wahrlich am meisten dabei, aber ich trete ganz auf Ihre Seite. — Das Mädchen ist ein Engel: Laß gleich den Schirm holen, Herr Bruder!

Cäcilie.

Es soll ja nur heut, nur das erstemal so seyn. Künftig will ich ja gern — —

Hofrath.

Höre, Engel, ich muß dir sagen — sieh mich nicht so an! — ich kann den blauen Augen da nichts ab-

schlagen, und heut am allerwenigsten. Wie? — Ich will nur den Schirm gefallen lassen. — He, Daniel! — Aber nur für heut, das sag' ich dir.

Cäcilie.

Gewiß nur heut, lieber Onkel!

Hofrath,

(zu Daniel, der eben wieder eintritt.)

Daniel, den Schirm, die spanische Wand da aus dem Vorzimmer hier herein! Sie soll hier aufgestellt werden.

Daniel.

Gestellt werden. Sehr wohl!

(Er trägt mit Hülfe eines Bedienten die spanische Wand herein, und stellt sie so auf, daß dadurch die Seitenthür zu Franziska's Zimmer auch für die Zuschauer verdeckt wird.)

Hofrath,

(legt die Stimmen auf die Pulte.)

Ehe wir unsere Oper vornehmen, wollen wir das Konzert doch erst mit einem kleinen Quartett concertante eröffnen. Die erste Violine hat hier bessere Gelegenheit sich zu zeigen. — Da sieh, sie hat etwas zu thun darin. Wie?

(Er überreicht Cäcilien die Stimme.)

Cäcilie, (zu Daniel.)

Hieher, lieber Daniel!

Daniel,

(ihr heimlich zuwinkend.)

Daniel — Habe schon Connaissance davon!

(Er trägt ein Notenpult hinter den Schirm.)

Hofrath.

Kennst du das Quartett schon?

Cäcilie.

Nein — nein — es ist mir gänzlich unbekannt.

Hofrath.

Also prima vista! He, he! Nun du brauchst dich nicht zu fürchten. Die erste Violine hat zwar sehr brillante Sätze, aber es liegt alles in den Fingern.

Sechzehnter Auftritt.

Franziska. Die Vorigen. Dann Ferdinand.

Franziska.

Nun, alles schon bereit? Es fehlt wohl nur an mir?

Hofrath.

He, he, Franzel, bemerkst du die Ehrenpforte gar nicht, die deinen Eintritt verherrlicht? Wie? das Mädchen will hinter der spanischen Wand spielen.

Franziska.

Ja, das arme Kind war so in Verlegenheit und Angst; da hab' ich es ihr gerathen.

Hofrath.

Also aus deiner Fabrik ist diese spanische — Constitution? Hätt' es denken können!

Franziska.

Nur fort, an deinen Posten, Cäcilie!

Cäcilie.

Ach, liebe Tante, wie wird das ablaufen!

(Sie geht hinter den Schirm, die andern setzen sich, außer Daniel.)

Daniel.

Soll ich Cello oder Basso?

Hofrath.

Nehm' Er den Baß! Vorzüglich hernach in der Oper füllt er besser aus. — Nun gieb erst noch einmal A an, Cäcilie! (Hinter dem Schirm giebt die Violine A an, nach welchem die Andern stimmen; dann streicht sie stimmend alle Saiten an.) Wetter! hörst du? das ist ein kräftiger Strich. — Nun, wenn's beliebt! — (Man hört hinter dem Schirm mit dem Bogen auf das Notenpult klopfen: das Quartett beginnt. Nach einer Weile ruft der Hofrath:) Brava!

Adam.

Bravissima! (Er giebt während des Spiels sein Entzücken durch seine Bewegungen zu erkennen:) Herrlich! — Himmlisch! — Göttlich! — das ist Ausdruck! — das ist Seele!

Hofrath.

Franzet! das Mädchen spielt wie ein Engel.

Adam.

Wie ein Seraph!

Hofrath.

Franzel! Die Sache ist richtig. — Bravissima! — Wetter! das war ein Staktato. — Franzel, ich heirathe sie! — Eccellentissima!

Adam,
(steht auf. Für sich.)

Ich muß sie sehen! (Er schleicht sich auf den Zehen nach dem hintern Ende des Schirms, um Cäcilien zu belauschen, fährt aber plötzlich erschrocken zurück, und bleibt so eine Weile wie versteinert stehen; dann ruft er:) Alle Teufel! was ist das?

Hofrath,
(sich unwillig umsehend.)

St! Stille doch!

Adam.

Ferdinand!

(Die Violine hinterm Schirm verstummt. — Der Hofrath springt vom Stuhl, und läuft nach dem vordern Ende des Schirms, das er zurückzieht, so daß Ferdinand, die Violine in der Hand, neben dem Cäcilie, den Zuschauern sichtbar werden. Daniel läßt sich von alle dem nicht stören, sondern spielt während des Folgenden ruhig weiter.)

Hofrath.

Was? Hölle! Pest! Cäcilie! Was soll das heißen? Wie? — Herr, wer sind Sie? was machen Sie hier? was wollen Sie hier? — Cäcilie! Franziska!

Franziska.

Lieber Bruder, ich wollte — —

Hofrath.

Feines Complottchen, mich zum Narren zu machen! Darum also den Schirm und die Angst und die Beklommenheit? Und am Ende kann die beklommene Unschuld wohl gar nicht einmal Violine spielen? Wie? — Aber wer ist der Musikant da? Was soll das mit dem Musikanten? Wer hat den Musikanten in mein Haus gebracht? — Herr, wer sind Sie? was wollen Sie? sprechen Sie! Ich will wissen —

Franziska.

Mein Himmel, es ist ja der Pflegesohn des Commerzienraths.

Adam.

Aber in aller Welt, sag' Er mir, undankbarer Mensch, Bösewicht, Landstreicher — —

Hofrath.

Väterliche Begrüßung!

Adam.

Wie kommt Er hierher?

Hofrath.

Ja, wie kommen Sie hinter die spanische Wand?

Ferdinand.

Vergeben Sie mir, Herr Hofrath! Nur das ausdrückliche Verlangen Ihrer Frau Schwester konnte mich bewegen, auf diesen Scherz einzugehen.

Hofrath.

Scherz! Hol' der Teufel den Scherz!

Adam.

Aber wie kommt Er hierher? Warum ist Er heimlich fortgegangen? Warum hat Er das Vertrauen seines alten Freundes, der Ihn lieb gehabt wie sich selbst, mehr als sich selbst — — Mensch! Er ist es nicht werth, einen solchen Freund zu haben!

Ferdinand.

Lieber, theurer Vater, ich hoffe, Sie werden nicht länger auf mich zürnen, wenn Sie hören, was mich hierher zog. — Herr Hofrath, ich liebe Ihre Nichte — —

Hofrath.

Was?!

Adam.

Wie?!

Ferdinand.

Und, wenn Sie, lieber Vater, nichts dagegen haben, ſo komme ich, Herr Hofrath, Sie um Cäciliens Hand zu bitten.

Hofrath.

Herr, Sie ſind nicht geſcheidt!

Ferdinand.

Lieber Vater, Sie verſagen mir Ihre Einwilligung nicht!

Adam.

Mein Freund, Er iſt ein Narr!

Hofrath.

Und um die Geſchichte mit zwei Worten abzumachen, junger Herr, ſo ſage ich Ihnen: Cäcilie iſt nicht für Sie, weil ſie für mich iſt. Cäcilie iſt meine Braut. Ich heirathe das Mädchen.

Cäcilie.

Ums Himmels willen, liebe Tante, was iſt das?

Franziska.

Aber, lieber Bruder, du weißt nicht — —

Hofrath.

Was? Cäcilie hat mich lieb, das weiß ich. Wie? Sprich selbst, Cäcilie!

Cäcilie.

O ja, von ganzem Herzen, lieber Onkel, aber —

Hofrath.

Nun, da hört ihr's! Cäcilie ist ein vernünftiges Kind. Sie macht sich nichts aus Ihnen, gar nichts. Sie kennt Sie wohl gar nicht einmal. Wie?

Franziska.

Doch, lieber Bruder — —

Adam,

(führt den Hofrath bei Seite.)

Mit deiner Erlaubniß, wenn von Cäciliens Heirath die Rede ist, glaube ich auch ein Wörtchen mit sprechen zu dürfen, Herr Bruder. Denn willigt Cäcilie ein, so heirathe ich sie!

Hofrath.

Daß Gott erbarm! Der auch!

Adam.

Und ich muß jetzt wenigstens darauf dringen, daß ihr freie Wahl verstattet wird.

Hofrath, (laut lachend.)

Und du meinst wirklich, daß sie dich wählen wird?

Adam.

Schreien Sie nur nicht so, Verehrter! Ich glaube einige Beweise ihrer Neigung zu haben; und daß sie wenigstens die Dichtkunst und die Dichter liebt, das weiß ich; daß sie aber aus der Musik sich nicht viel zu machen scheint, das, dacht' ich, hat Figura so eben gezeigt.

Hofrath.

Folgt noch nicht daraus! Wer die Musik nicht leiden kann, ist ein schlechter Mensch.

Adam.

Wer die Poesie gering schätzt, ist ein Narr oder ein Dummkopf, mit Erlaubniß.

Hofrath,

(auf die andere Seite laufend.)

Hast du den jungen Menschen schon früher gekannt, Cäcilie? Wie?

Cäcilie.

Nein — ja — lieber Onkel — ich — —

Hofrath,

(zurückkehrend zu Adam.)

In der Musik allein nur lebt noch, was in der Welt noch übrig ist, von Poesie! (Wieder auf der andern Seite zu Cäcilien.) Wie bist du mit ihm bekannt geworden? Seit wie lange? Sprich!

Franziska.

Aber, lieber Bruder, laß dir doch nur sagen —

Hofrath, (zu Adam.)

Alle neuere Dichtkunst ist nur eine nachgeahmte, keine ursprüngliche mehr. — (Wie vorher zu Cäcilien.) Du bist in guten Händen gewesen, wie ich merke! — (Zu Adam.) Ein Spielen mit Worten, rhetorischer Firniß! — (Zu Franziska.) Eine feine Pension, wo man Bekanntschaft mit jungen Herren macht! (Zu Adam.) Die wahre Seele, die wahre Poesie ist längst entflohn! — (Zu Franziska.) Aber das ist deine Wahl, deine Empfehlung!

Franziska.

Mein Himmel, so sey doch nur einen Augenblick vernünftig und höre mich an!

Hofrath.

Vernünftig! Ich bin nicht vernünftig; ich will nicht vernünftig seyn! Vernunft, nüchterne Vernunft, lauer Verstand, das ist eben der Charakter der modernen Poesie.

Adam.

Mein Theurer, wenn Vernunft der Charakter unsrer Poesie ist, so ist der Charakter unsrer Musik im Gegensatz ohne Zweifel die Unvernunft, der Unsinn!

Hofrath.

O still, still davon! Wenn Unsinn in einer Oper ist, so hat ihn doch wahrlich nur die Poesie hinein gebracht.

Adam.

Die Oper ist ein Sündenfall der Poesie.

Hofrath.

Nun, dann spielst du den alten Adam bei der Geschichte.

Adam.

Ich wünschte, daß ich nie meine Kunst so weit entwürdigt hätte, eine Oper zu schreiben.

Hofrath.

Goldne Seele, das wünſchte ich auch! Denn wenn du ſie nicht geſchrieben hätteſt, ſo hätte ich ſie nicht komponirt, und ich gebe dir mein Wort, ſollte ſie ausgepfiffen werden, wie ich hoffe, ſo iſt bloß dein ſchlechter Text daran Schuld.

Adam.

Im Gegentheil, mein Text allein wird ſie halten, wenn Ihre Muſik, mein Engel, die Zuſchauer nicht ſchon im erſten Akt davon gejagt hat.

Hofrath.

Oho, mein außerordentlicher Poet — —

Franziska,

(die immer vergebens zu ſprechen verſucht hat.)

Nein, das wird mir zu toll! Ihr ſollt mich anhören! Stehen die beiden alten Menſchen da, und zanken und erhitzen ſich um einen Pappenſtiel wie die Kinder, und hier gilt es — —

Adam.

Hier gilt es die Ehre der Poeſie; das iſt kein Pappenſtiel, mit Ihrer Erlaubniß. Wer die Poeſie angreift, greift mein Leben an!

Hofrath.

Unsinn, göttlichster Poet! ich — —

Adam.

Meinen Sie aber bloß die Musik, so hab' ich nichts dawider. Nennen Sie diese einen Pappenstiel: — bon! flacci facio! — je m'en soucie guère!

Ferdinand.

Bester, theurer Vater! — Herr Hofrath! —

Hofrath.

Menschliche Barmherzigkeit! Dieser theure Vater, und dieser würdige Sohn machen mich noch wahnsinnig!

Franziska.

Hier ist aber die Rede von ganz andern Dingen, liebster Commerzienrath; hier ist die Rede von dem Glück Ihres braven Sohnes — (Zum Hofrath.) hier ist die Rede von dem Glück unserer Nichte.

Hofrath.

Narrenspossen! Der Mensch ist nicht zum Glück gemacht. Nur die Narren sind glücklich auf dieser Welt.

Franziska.

Er liebt unsere Nichte schon seit geraumer Zeit; Cäcilie liebt ihn wieder — —

Hofrath.

Ist nicht wahr!

Franziska.

Gieb der Vernunft die Ehre, lieber Bruder! — Sieh nur einmal das arme Mädchen an!

Cäcilie.

Bester, theuerster Onkel! Sie sind immer so gütig gegen mich gewesen — —

Ferdinand.

Verehrter Herr Hofrath, es soll das höchste Bestreben meines ganzen Lebens seyn — —

Adam,

(der indeß mit großen Schritten umhergegangen.)

Ha, mein Schatz, Sie haben meine Poesie eine schlechte genannt, weil sie nichts davon verstehn —

Hofrath.

Laßt mich leb! (Zu Adam.) Ihre Eitelkeit —

(Zu Daniel hinüberrufend.) Halt's Maul, Satanas, da drüben!

Franziska.

Deine Neigung zu Cäcilien — —

Adam.

Ich kann mich zum Glück mit gewiegteren Urtheilen trösten. Der verewigte Schiller — —

Hofrath,

(der ihnen immer von einer Seite des Theaters zur andern zu entlaufen sucht.)

Luft! Luft! Laßt mich sprechen!

Franziska.

Dein Wunsch, Cäcilien zu heirathen, kommt nur aus deinem Kopfe, nicht aus deinem Herzen. Es ist blos eine Grille, eine Fantasie.

Adam.

Der verewigte Schiller hat einst selbst sehr günstig darüber geurtheilt.

Franziska.

Dein Quartettchen im Hause erlangst du ja immer auch auf diese Weise.

Adam.

Von Ihrer Musik hingegen hab' ich tüchtige Musiker sehr bedenklich urtheilen hören.

Cäcilie.

Lieber Onkel, wenn ich auch nicht Violine spiele, so singe ich doch nicht ganz übel.

Hofrath.

Laßt mich gehn! Laßt mich sprechen!

Ferdinand.

Ja in der That, sie singt sehr brav.

Franziska.

Du bedarfst nur eines Augenblicks ruhiger Ueberlegung — —

Adam.

Man sagt, Sie sollen sogar mit den Regeln des reinen Satzes noch stark über den Fuß gespannt seyn —

Hofrath.

Was?!

Adam.

Man spricht von wenig Originalität, Reminiscenzen, und so weiter.

Franziska.

Liebstes Brüderchen, sieh, ich bitte selbst für die armen Kinder!

Cäcilie.

Guter, lieber Onkel!

Ferdinand.

Theuerster Herr Hofrath!

Daniel,

(der indeß aufgehört und mit Theilnahme zugehört hat.)

Thun Sie ein Uebriges für die erste Violine!

Hofrath,

(da er nicht zu Worte kommen kann, reißt er sich plötzlich mit Gewalt los, und springt auf einen Stuhl.)

Höllenelement! Ich will sprechen! Ich muß sprechen! — ich muß die Arroganz dieses Menschen züchtigen! Züchtigen muß ich Sie, sublimster aller Narren, und miserabelster aller Poeten! Was? Bedenkliche Urtheile — Mangel an Originalität — Reminiscenzen — reiner Satz — Sie mir das vorwerfen! Selbst nicht im Stande, nur einen erträglichen Vers zusammenzuleimen! Jeder Vorleser kriegt die Maulsperre davon!

Adam.

Es iſt nicht wahr! Alle meine Gedichte — —

Hofrath.

All' Ihre Gedichte ſchaale Proſa, hohle Worte! Schneiderskinder, die der Vater in die Abſchnitzel fremder Pracht und Herrlichkeit gekleidet!

Adam.

Das größte Unglück meines Lebens iſt nur, daß ich dieſe Oper für Sie geſchrieben habe!

Hofrath.

Der größte Verrath an meiner Kunſt, daß ich ſie komponirt habe!

Adam.

Ihre Muſik bringt mich um Ehre und Dichterruhm.

Hofrath.

Wenn ein Seraph ſie komponirt hätte, Ihr unſinniger Text machte ſie doch zu Schanden. Sie muß ausgepfiffen werden.

Hofrath und Adam zugleich.

Unſinn im Plane, Unverſtand in der Ausführung, Mattigkeit der Situationen, greuliche Verſe,

mit einem Worte: absolute Miserabilität vom ersten bis zum letzten Buchstaben!

Adam.

Ihre Musik wird auch hier erbärmlich seyn, wie immer. Keine Kraft, kein Leben, keine Empfindung, keine Melodie, mit einem Worte: Ohren-Tortur von der ersten bis zur letzten Note!

Hofrath.

Meine Compositionen stehen so hoch über Ihren Versleien, als die Musik überhaupt über der modernen Poesie, als welche ich mit einem durch die Zeit abgetriebenen Philistergaule vergleiche, den die Fastnachtsnarren noch einmal mit Federbuschen und Schellengeläut aufgeputzt — —

Adam.

Das geht zu weit, Unsinniger! Wer so die Poesie, die göttliche, schmäht und verachtet, kann mein Freund nicht länger seyn. Ich sage Ihnen hiermit alle Freundschaft auf; ich schüttle den Staub von meinen Füßen, und verlasse dieses ungastliche Haus, um es nie wieder zu betreten. — (Zu Ferdinand.) Und du folgst mir auf der Stelle!

(Er geht rasch nach der Thür.)

Cäcilie.

Ach, liebe Tante, was haben Sie gemacht? Nun ist alles verloren.

Franziska.

Aber theuerster Commerzienrath! — —

Adam.

Es bringt mir nicht Ehre, länger hier zu weilen. Leben Sie wohl!

Ferdinand, (zu Franziska.)

Ich bitte Sie, was ist das für eine Oper, von der Sie sprachen?

Franziska.

Nun, Ihres Vaters, meines Bruders Oper, die in der Residenz gegeben werden soll.

Ferdinand, (Adam nachlaufend.)

Halt, halt, lieber Vater! Nur einen Augenblick! Nur ein Wort — Ihre Oper ist ja bereits gegeben. (Adam bleibt stehen, und wendet sich um.) Sie ist mit dem größten Beifall gegeben worden. Ich war selbst Zeuge davon.

Hofrath.

Was?

Ferdinand,

(mit Adam immer weiter nach dem Vordergrund zurückkommend.)

Bei meiner Durchreise durch die Residenz, am Sonntag ward sie gegeben. So sehr ich auch eilte, Ihre Oper musik' ich doch sehen. — Schon die Ouvertüre ward stark beklatscht; der Beifall stieg mit jeder Scene; das Finale des ersten Akts, besonders der Schlußchor, ward mit Enthusiasmus aufgenommen — —

Hofrath.

So? Wirklich? Nun, der Chor ist nicht schlecht, ich gebe es zu!

Ferdinand.

Bei dem in der That wunderschönen Duett im zweiten Akt zwischen den beiden Liebenden, war erst Alles ganz Ohr; kaum regte sich ein Athemzug; aber bei dem Abgang des Paars, das auch trefflich gesungen hatte, brach das Entzücken unaufhaltsam los. Das Beifallklatschen dauerte wohl eine Minute, und fing immer wieder von neuem an.

Adam.

Nun! nun! nun! Das Duett ist auch von meiner Seite nicht übel gelungen, glaub' ich.

(Es tritt ein Bedienter herein, der dem Hofrath einen Brief giebt.)

Ferdinand.

Das ward auch anerkannt. Alle Stimmen, die ich hören konnte, ließen überhaupt dem Text volle Gerechtigkeit widerfahren.

Bedienter.

Aus der Stadt, durch einen reitenden Boten.

Hofrath.

Ha, von meinem Correspondenten in der Residenz!

(Erbricht den Brief; ein gedrucktes Blatt fällt heraus; Adam hebt es hastig auf, der Hofrath liest:)

„Oper — mit großem Beifall gegeben, wie Sie auch aus der Anzeige in den Zeitungen ersehen werden, die ich hier beilege."

Adam,

(aus dem Zeitungsblatte lesend.)

„Wir erinnern uns kaum jemals Zeuge von einem solchen Erfolg gewesen zu seyn, als der gestern gegebenen Oper zu Theil ward."

Hofrath, (lesend.)

„Ouvertüre beklatscht — Terzett — Finale — Schlußchor — Duett im zweiten Akt — rauschender Beifall."

Adam, (leſend.)

„Wir erinnern uns aber auch nicht, jemals eine Oper geſehen zu haben, wo der Dichter dem Componiſten ſo trefflich vorgearbeitet hätte“ —

Hofrath, (leſend.)

„Die entzückende Polonaiſe mit Violinbegleitung erregte, meiſterhaft vorgetragen, wahren Enthuſiasmus.“

Adam, (leſend.)

„Text und Muſik durchdrangen, unterſtützten und hoben ſich wechſelſeitig.“

Hofrath, (leſend.)

„Das ſchöne Quartett, die trefflichen Chöre, kurz jedes Muſikſtück ward mit lautem Beifall begleitet.“

Adam, (leſend.)

„Es war ein herrlicher, doppelter und doch einziger Genuß.“

Hofrath, (leſend.)

„Und ſo ging es bis ans Ende, wo mit dem Herabrollen des Vorhangs ein wahrer Jubel losbrach. Dem Dichter und dem Componiſten ward von der begeiſterten Verſammlung ein rauſchendes dreimaliges Lebehoch gebracht.“

Adam, (lesend.)

„Wäre das Publikum vorbereitet gewesen, so würden Ihnen Blumen und Kränze nicht gefehlt haben; doch sind wir überzeugt, daß beiden der schönere Kranz unsterblichen Nachruhms nicht entgehen wird."

(Er trocknet sich die Augen. Der Hofrath breitet seine Arme gegen ihn aus; dann eilt er auf ihn zu, umarmt ihn, und führt ihn ein paar Schritte vorwärts.)

Hofrath.

Alte, goldne Seele, sey nicht böse! Laß allen Groll fahren! Ich will dir's gestehen, ich bin ein Esel gewesen; ich bitte dich um Verzeihung!

Adam.

Ja, lieber Bruder, du bist ein Esel gewesen — aber ich auch! — Dein Burgunder, dein verdammter Burgunder! — Nun, wir heben mit einander auf. — Alles sey vergeben und vergessen! Wir gehen Hand in Hand zum Tempel der Unsterblichkeit!

(Sie umarmen sich nochmals. Dann läuft Adam und umarmt Franziska, dann Cäcilien; vor Ferdinand bleibt er einen Augenblick ungewiß stehen; dann umarmt er ihn auch.)

Nun, komm er nur her, Ungerathner! Auch ihm ist vergeben! — (Er führt ihn zum Hofrath.) Herr Bruder, wie wär's? — Gieb dem Jungen deine

Nichte! (Heimlich.) Bei einem solchen Mitbewerber — dächt' ich — —

Hofrath.

Ei, zum Henker, wenn sie ihn schon früher gekannt und geliebt hat! — ich bedanke mich für einen solchen Hausfreund zum Hochzeitgeschenk. — (Er führt Ferdinand zu Cäcilien.) Da, in Gottes Namen! Liebt euch, und seyd glücklich!

Franziska.

Das war vernünftig, Brüderchen!

Hofrath.

Du, du, Madame Vernunft! mit dir hätt' ich wohl noch ein Wörtchen zu sprechen, doch heut an diesem festlichen Tage — da, umarme mich! — Aber noch eins, Herr Bruder: dein Ferdinand bleibt bei mir. Ich muß doch wenigstens mein Quartettchen im Hause haben.

Adam.

Es sey! (Heimlich.) Es ist ohnehin zu gefährlich für mich, alle Tage in die blauen Augen da zu sehen!

Hofrath,

(er holt zwei volle Gläser vom Tisch.)

Und nun — die Poesie soll leben!

Adam.

Und die Musik daneben!

(Sie stoßen an und umarmen sich.)

Hofrath.

Aber nun, Daniel, lege Er die Stimmen auf!
Wir wollen nun gleich die Oper versuchen!

Aus Herr Balthasars Leben.

1821 bis 1823.

Erstes Blatt.

Herr Balthasar schob die Kaffeetasse und ein Zeitungsblatt, in dem er eben gelesen, unwillig von sich weg, und legte sich in seinen Lehnstuhl zurück.

„Wenn irgend jemand auf der ganzen Welt den Namen eines Selbstpeinigers verdient," sprach er mit kläglicher Stimme, „so bin ich es schon um dieser verruchten Zeitungen und Journale willen! Wären die Römer bereits von dieser Seuche befallen gewesen, Terenz hätte ohne Zweifel in seinem Heautontimorumenos glücklichen Gebrauch davon gemacht. — Da liegt es nun wieder, „fuhr er, zu seiner Frau gewendet, fort, indem er auf einen Stoß Zeitschriften zeigte, der vor ihm auf dem Tische lag" — da liegt es nun wieder vor mir, haushoch, und ich muß durch, und kaum bin ich's, so hat der Bote aus der Stadt mir's schon wieder berghoch hingelegt, und ich

muß von Neuem durch, und so nimmt meine Qual und mein Aerger kein Ende.

„Es ist ja doch dein freier Wille," sagte seine Frau, ohne von ihrem Strickzeug aufzusehen.

„Freier Wille, freier Wille!" rief er. „Was ist denn wohl des Menschen freier Wille? Mein Kind, der Lyonnet soll noch kommen, der diesen sogenannten freien Willen unterm Mikroskop zergliedert und in seine Fasern zerlegt, wie jener die Weidenraupe. Er würde uns wunderliche Dinge zeigen, mein' ich. Was kann ich denn für diesen bestialischen Trieb, meine Nase in Alles zu stecken, Alles zu wissen, Alles zu erfahren? Zwar bestialisch, nein, so ist dieser Trieb keineswegs zu nennen; er gehört vielmehr zu dem, was uns vom Thier unterscheidet und darüber erhebt" — —

„Und am Ende," fiel Frau Rebekka ein, „am Ende hast du doch das größte Vergnügen von der Leserei."

Er lachte grimmig laut auf: „Vergnügen! Vergnügen! Ei, so wollte ich doch, du hättest nur acht Tage lang solch Vergnügen bei deiner Truthühner- und Entenzucht: ich gebe dir mein Wort, am neunten ließest du den Putchen mit einander die Hälse abschneiden.

Frau Rebekka blickte ihn unwillig von der Seite

an. Er fuhr fort: „Ich sage dir, allen! so leid dir auch jetzt jedes Stück thut, das du mußt schlachten lassen — und die Enten mit Kastanien, heut' Mittag, waren höchst delikat, das kann ich dir auch sagen — aber Vergnügen! Ich bitte dich, mein Schatz! Du sprichst wieder einmal so in's Blaue hinein. Während die dunkeln Wolken, die mir jeder Zeitungstag schwärzer am politischen Horizont aufthürmt, mich mit Kummer und Sorgen erfüllen, während der Geist, der sich jetzt in unserm Vaterlande regt, oft in der Nacht, wie ein dunkles Gespenst, an mein Lager tritt, und mich nicht schlafen läßt, während mir beinahe jedes neue Blatt eine neue gräßliche Mordthat berichtet, spricht sie von Vergnügen!

„Nun aber doch die andern Blättchen alle, mit den hübschen Geschichten, mit den Nachrichten vom Theater, mit den Recensionen." —

Hübsche Geschichtchen! Daß Gott erbarm'! Nachrichten vom Theater! Ach, diese Theaternachrichten, diese Recensionen, die sind ja eben das schleichende Gift, das mich langsam abzehrt! Diese Saalbadereien, für die sich jeder literarische Eunuch gut genug dünkt, der nichts Anderes kann; diese Klatschereien, die keinen Menschen interessiren, als etwa die guten Freunde und Feinde am Ort, ach! und die ich doch

alle, alle lesen muß, um in der Ordnung zu bleiben, diese machen ja eben meine Danaidenqual!"

„Vergeht doch die Zeit dabei!" sagte Frau Rebekka.

„Vergeht! vergeht! ja, da hast du Recht! Sie vergeht, die kostbare, unwiederbringliche, sie vergeht in dieser edeln Beschäftigung, wie ein Schlag in's Wasser, wie ein Wolkenschatten, der über's Land läuft, ohne eine Spur zurück zu lassen, daß sie da gewesen ist. Was hätte ich nicht vielleicht Alles für Leben, Kunst und Wissenschaft leisten können in der Zeit, die ich mit dieser Leserei vertrödelt!"

Frau Rebekka fuhr gleichmüthig fort: „Und da wir nun auf dem Lande wohnen, und keine Concerte, kein Theater mehr haben" — —

„Kein Theater! ja, dem Himmel sey Dank!" unterbrach er sie — „Kein Theater! Ich bin so glücklich, in kein Theater mehr gehn zu dürfen. Und so bin ich denn, wenn mir gleich diese unglücklichen Papiere da, wie der Ratte ihr Schwanz, auch hieher gefolgt sind, so bin ich denn doch nicht ganz umsonst auf's Land gezogen."

„Hm!" sagte Frau Rebekka mit dem Kopfe schüttelnd, „warum liefst du denn jeden Abend in's Theater, da wir noch in der Stadt waren?"

„Warum! warum! Mein Schatz, ich behaupte,

der Mensch weiß selten recht genau um das eigentliche Warum seiner Handlungen, oder er gesteht es sich selber nicht. Das vor der Welt ausgesprochene wenigstens ist wohl fast nie das rechte. Wenn ich aber spräche: ich lief in's Theater, um mich zu ärgern, so klänge das freilich wunderlich; aber es fiele nicht gar weit von der Wahrheit."

„Ach, geh' doch: ärgern! Geh'! Die Komödie war ja doch von jeher dein allergrößtes Vergnügen!"

Er sprang in die Höhe, hob Hände und Blicke zum Himmel, und ließ sich dann wieder in den Sessel fallen. „O Herr!" rief er, „da ist sie schon wieder mit ihrem Vergnügen! Sie pflastert heut' das ganze Haus mit Vergnügen, wie einen himmlischen Freudensaal. Ich sage dir aber, nein, zum Henker! nein, nicht Vergnügen, nein, Grimm und Aerger, Gift und Galle habe ich von deiner verwünschten Komödie. Oder soll ein Mensch, der es mit der Kunst redlich meint, soll er es mit Vergnügen ansehen, wie sie dem schmählichsten Verfalle zuläuft? Soll er es mit Vergnügen ansehen" — —

Er wurde hier durch Klopfen an der Thür unterbrochen. Ein ältlicher Mann, von schlichtem Aeußern, trat mit einer tiefen Verbeugung in's Zimmer, welchem er sogleich schnell entgegen ging, mit dem Ausruf: „Ei willkommen, herzlich willkommen zum ersten

Mal in meinem Hause, mein lieber Herr Pastor!« Er reichte ihm freundlich die Hand, und zog zugleich mit der andern die Klingelschnur. Hierauf führte er ihn nach dem Sofa, stellte ihn seiner Frau vor, schob ihm, während er hier seine Verbeugung wiederholte, von hinten einen Stuhl in die Kniekehlen, so daß er den angefangenen Bückling schnell abzubrechen, und sich nieder zu setzen genöthigt war, befahl dann dem eintretenden Diener, eine Tasse und eine Pfeife zu bringen, und sprach dann, sich wieder in seinen Lehnsessel niederlassend: „Nun aber sagen Sie mir, ich frage Sie, lieber Pastor, wie wäre Ihnen zu Muthe, wenn Sie Bauchgrimmen hätten, und ein Andrer glaubte, Sie schnitten Gesichter vor lauter Vergnügen? Was? Aber es war nur dein Scherz, Frau! Nicht? Du wolltest mich nach deiner Art nur ein wenig necken. Wie? Sprich, rede, antworte! Doch erst schenke Kaffee ein. Man kann nicht zwei Herren zugleich dienen. — Es war die Rede vom Theater, lieber Pastor. Das ist nun freilich ein Gegenstand, um den Sie sich wenig kümmern, und ich wünsche Ihnen von ganzem Herzen Glück dazu: es erspart Ihnen zu jetziger Zeit einen großen Aerger und Kummer. Denn sehen Sie, ein Mensch wie ich, dem die närrische Lust am Theater nun einmal von Kindesbeinen an in den Gliedern gelegen hat, er kann nicht gleichgültig zusehen, wie mit jedem

Tage der äußere Glanz zum Theil auf eine ungebührliche Weise zunimmt, und der innere Gehalt immer mehr verfällt; er kann nicht gleichgültig zusehen, wie hohle Declamation, mit ihrer Confidente: Attitüdenprunk und ihrer Schleppträgerin: Manier, sich breit auf den Bretern häuslich niederläßt, und Wahrheit und Natur, wie abgewiesene Bettlerinnen, sich sacht aus dem Hause schleichen."

„Wenn dem so ist, wie Sie sagen," hub Bertram an, der sich während der langen Rede von der kleinen Verlegenheit erholt hatte, in die ihn der seltsame Empfang gesetzt — „wenn dem so ist — was ich freilich nicht beurtheilen kann, da ich lange kein Schauspiel sah — so mein' ich, wär' es doch vielleicht unbillig, den Schauspielern ganz allein die Schuld davon aufzubürden."

„Wem sonst?" rief jener. „Ueberall, wo die Kunst verfiel" — —

„Ist sie durch die Künstler verfallen!" vollendete Bertram lächelnd. „Ganz recht. Nur möchte ich unter den Künstlern nicht die Schauspieler allein, sondern auch die Dichter mit verstehen."

Aus den großen Augen, womit Herr Balthasar den Sprechenden ansah, blickte sehr deutlich die Verwunderung hervor, daß der Mann über einen solchen Gegenstand mitsprechen zu wollen schien. „Hm, hm,

ich merke wohl, was Sie meinen!" sagte er endlich. „Und leider haben Sie nicht Unrecht."

„Ich meine," erwiederte Bertram, „es könnte wohl seyn, daß manche unserer dramatischen Dichter selbst uns nicht selten Declamationen für tragische Würde, rhetorischen Prunk für wahre Sprache der Leidenschaft, fleischlose Schatten für kräftig gezeichnete Charaktere, überhaupt aber zu viel Worte und zu wenig Handlung geben, unter welcher letztern ich aber keineswegs etwa ein Accumulat zahlreicher Ereignisse und Begebenheiten verstehe, durch die wir jetzt wohl hier und da die Schaulust des Publikums füttern sehen."

„Sie sind mein Mann!" unterbrach ihn Herr Balthasar. „Gut! Brav! Schon! Recht! Und so sind wir auf der Flucht vor der Hausbackenheit und gemeinen Natur der Familiengemäldezeit in den geraden Weg zur Manier und Unnatur hineingerathen."

„So scheint es fast. Und in eine Manier, die unserm eigentlichsten Wesen zuwiderläuft. Unser deutsches Schauspiel soll überhaupt kein fremdes, am wenigsten etwa ein spanisches oder ein französisches seyn. Wahrheit und Charakteristik scheinen mir die beiden Grundpfeiler des deutschen Schauspiels. Diese aufgeben, heißt für den Deutschen, den festen Gang auf seinen Füßen abschwören, und um groß zu erschei-

nen, zeitlebens auf Stelzen gehen wollen. Bedürft' es ja etwa irgend eines fremden Anhalts, nun, so fassen wir nur getrost die Hand des unsrer Natur so nah' verwandten brittischen Heros: Shakespear, der uns, unbeschadet unserer Eigenthümlichkeit, den Kopf schon über dem Wasser erhalten wird."

„Halt, Freund," rief Herr Balthasar, „auch hier keine Abgötterei und Dalailamaverehrung! Den Hut tief ab vor dem großen Christoph, unter dessen gewaltigem Schritte die Beeter zittern! Aber so klein sind wir nicht, daß wir uns von ihm müßten tragen lassen."

Bertram wollte antworten, doch indem öffnete sich die Thür, und ein junges Mädchen mit Blumen bekränzt und einen Korb mit Blumen in den Händen, trat rasch auf die Schwelle, zog sich aber, den fremden Mann erblickend, eben so schnell wieder zurück.

„Klara!" rief Herr Balthasar, „Klara! Nun möcht' ich wissen, was schämt sich das Mädchen?"

„Der eignen Schönheit, wie es scheint!" erwiederte Bertram, von der Erscheinung überrascht.

„Der fremde Besuch!" sagte Frau Rebekka lächelnd.

„Sündenfall!" rief Herr Balthasar.

Frau Rebekka lächelte fort, und sprach: „Der kann nur einem Sünder einfallen! Das Mädchen schämt sich ihres Aufputzes vor fremden Augen; das

siehst du doch wohl. Komm nur herein, Klärchen," fuhr sie mit erhöhter Stimme fort, „komm nur immer herein, Klärchen, mein Kind!"

Klärchen trat herein, halb lachend, halb verlegen, und eilte auf die Mutter zu, indem sie im Vorbeigehen einen Augenblick dem Fremden gegenüber stehen blieb, und ihm mit hoch erglühenden Wangen ihren Knix machte. Bertram aber konnte seine Blicke gar nicht abwenden von dem wunderlieblichen Gesicht, das aus der Fülle der goldfarbigen, mit Rosen durchflochtenen, Locken, wie ein Engelskopf aus Morgenwolken schaute; und als sie jetzt im halblauten Gespräch mit der Mutter die langen dunkeln Wimpern von den Augen hob, und ihm der blaue Himmel daraus so rein und freundlich entgegen strahlte, da faßte er Herrn Balthasars Hand, und indem er nach einem bekannten englischen Kupferstiche über dem Sofa zeigte, der eine Gruppe jugendlicher Gestalten, auf Wolken empor schwebend, darstellt, und diese Unterschrift führt, sprach er: „Such is the Kingdom of Heaven!" *)

„Meinen Sie?" erwiederte jener, das schöne Mädchen gleichfalls mit Wohlgefallen betrachtend. „Meinen Sie?" und schüttelte ihm herzlich die Hand. „Wahrlich ich meine es in diesem Augenblick selbst, ob ich gleich recht wohl weiß —— Ja, mein Freund.

*) Ihrer ist das Himmelreich.

wir sind nun einmal der Erscheinung unterthan und leibeigen, und graue Haare geben noch keine Freizügigkeit. Hoffentlich giebt sie uns auch der irdische Tod noch nicht. — Da schreiben wir alte Jungen dem Mädchen alle möglichen Tugenden zu, bloß weil ihr Aeußeres unsere Sinne besticht! Nun recht so! Es ist in der Ordnung!

„Das thun wir nun wohl eigentlich nicht!“ nahm Bertram das Wort. „Wir schreiben ihr nur Kindlichkeit, Unschuld zu, also nur eine Unbekanntschaft mit dem Bösen, eine Abwesenheit desselben; wir sehen ein reines Blumenbeet vor uns, in welches die Welt noch nicht Zeit gehabt hat, ihr Unkraut einzusäen.“

„Das braucht die Welt nicht zu thun!“ fiel jener rasch ein. Des Unkrauts Saame liegt schon von Natur in jedes Menschen Brust; die Welt giebt nur Sonnenschein und Regen zum Gedeihen. Auch unter jenen Rosen“ — — er zeigte auf Klara, die unbekümmert um das Gespräch, wie es schien, die großen Vasen auf dem Kaminsims mit frischen Blumen versah — „auch unter jenen Rosen liegt die Schlange; das Böse ist da, wenn es auch vielleicht noch schlummert.“

„Das sind nun wieder einmal von deinen Behauptungen!“ sprach Frau Rebekka unwillig.

„Die Sie vielleicht selbst nicht einmal im Ernst behaupten wollten!“ fügte Bertram hinzu. Herr Balthasar aber erwiederte hitzig: „O ja, das will ich, und in bittern Ernst! Ich sage, und behaupte, und bin nicht der erste, der es behauptet hat: der Mensch ist von Natur aus böse; und ich bin gleichfalls nicht der erste, der es gesagt hat, daß selbst unsre guten Handlungen, ja unsere Tugenden meist aus Fehlern oder Schwächen keimen.“

„Einige werden belohnt, die meisten vergeben!“ *) entgegnete Bertram. „Ganz recht! Allein zwischen beiden Behauptungen ist, dünkt mich, ein großer Unterschied zu machen, und wenn ich Ihnen die zweite unter gewissen Bedingungen gern zugebe, so hätte ich gegen die erste wohl gar mancherlei einzuwenden.“

„Mit Erlaubniß, meine Herren!“ sprach Frau Rebekka, als sich jetzt eben Klara wieder dem Tische näherte, rief diese zu sich, und sagte ihr etwas ins Ohr. Klara nickte freundlich mit dem Kopfe, und sprang aus dem Zimmer; Rebekka, zu ihrem Mann gewendet, aber sagte: „Nun weiter, wenn's beliebt!“

„Warum schikst du das Mädchen fort?“

Sie nahm gelassen eine gefallne Masche auf, und

*) Klopstock.

erwiederte gleichgültig: „Es war nur von wegen des Unkrauts.“ — Herr Balthasar lachte laut auf. — „Und dann dachte ich,“ fuhr sie fort, „du wolltest etwa dem Herrn Pastor erzählen, wie das Mädchen uns in's Haus gekommen ist. Ich denke, er gehört nun auch hinein.“

Bertram verneigte sich freundlich, und fragte dann mit Verwunderung, ob Klara denn nicht ihre Tochter sey?

„Nein,“ entgegnete Herr Balthasar, „ich habe das Kind gefunden, und will Ihnen gern erzählen, wie, ob ich gleich die da wohl kommen sehe. Sie will mich mit mir selber schlagen. Wie fein! Beweißt aber gar nichts, mein Schatz, gar nichts! — Die Geschichte ist kurz diese. Im Jahr 1809 hielt ich mich eine Zeit lang im südlichen Deutschland auf, zum Theil um der Mineralogie willen, auf die ich damals eben gestellt war. Der Krieg überraschte mich dort. Die Schlachten von Abensberg und Eckmühl waren geschlagen, und die östreichische Armee nahm ihren Rückzug, ehe ich noch an den meinigen gedacht hatte. Nun war das Land von Franzosen überschwemmt, und ich saß in einem kleinen Städtchen fest. Es dauerte nicht lange, so waren die fremden Gäste auch hier.“

„In einer Nacht erschien ein starker Haufe französischer Reiterei; der General verlangte einen sicher

Mann zum Führer, der sowohl der Gegend, als der französischen Sprache kundig sey. Da ich bei meinen Streifereien schon öfter in dem Städtchen gewesen, so kannten mich die Leute wohl, und wußten, daß Beides bei mir zutraf; deßhalb, und weil sie wohl auch die Ehre einem Fremden lieber gönnen mochten, als einem Heimischen, ward ich in Vorschlag gebracht und herbei geholt. Ich setzte mich mit Händen und Füßen dagegen; allein der General machte dem Streit auf die kürzeste Weise ein Ende. Auf seinen Wink faßen einige von seinen Dragonern ab; einer faßte mich unversehens von hinten um den Leib, zwei andere bei den Beinen, ein vierter hatte indeß schnell ein lediges Pferd herbei geführt. Im Handumdrehen prangte ich auf einmal im Schlafrock und Nachtmütze hoch zu Roß; die Dragoner lachten, Magistrat und Bürgerschaft schrieen: Adjes Herr Balthasar! Kommens bald wieder! Und so ging's im starken Trott zum Thor hinaus. Ich besann mich bald. Rebus angustis animosus atque fortis appare, sagte ich halblaut zu mir selbst, steckte die Füße in die Bügel, und zeigte für's erste den Reitern, daß ich auch reiten konnte. So ritten wir die Nacht durch. Als der Morgen dämmerte, fingen vor uns die Kanonen an zu grollen. Bald darauf zankte auch das Kleingewehrfeuer dazwischen hinein, und ein blutrother Feuerschein, dem wir entgegen ritten, stieg am Mor-

genhimmel empor, als wollt' er den anbrechenden Tag in der Geburt verschlingen. Das war aber die rechte Morgenröthe für den blutigen Tag, der kommen sollte. Es war der Tag des Treffens bei Ebersberg. Wir trabten rasch vorwärts. Als wir eine Anhöhe erreicht hatten, lag vor uns, im Thal, ein brennendes Dorf; drüber hinaus zur Rechten und Linken in der Ebene zuckten Geschützblitze durch den Nebel. Der General befahl mir nun, sie seitwärts durch die Berge nach einem Orte zu führen, den er mir nannte, wahrscheinlich um von dort aus den retirirenden Oestreichern in die Seite oder in den Rücken zu fallen. Wir mußten in das brennende Dorf. Es schien von allen Einwohnern verlassen; todte Pferde und zerbrochene Wagen und Munitions-Karren lagen umher; kein Laut regte sich, als das Prasseln des Feuers, und es sah sich wunderlich an, daß die Häuser so in tiefer Stille und Ruhe fortbrannten, wie die Kerzen in der Frühmette. Als wir uns einem stattlichen Hause näherten, glaubte ich endlich von dort eine menschliche Stimme zu vernehmen. Ich hatte mich nicht geirrt. Aus einem Giebelfenster lehnte sich ein kleines Mädchen heraus, und schrie händeringend in einem fort: Mei Mutterl! ach, mei Mutterl! Der hintere Theil des Hauses brannte schon lichterloh, und die Flamme schlug eben über das Dach hin. Pauvre enfant! pauvre enfant, riefen die Offiziere hin-

ter ihm, und trabten vorüber. Ich wußte eigentlich nicht recht, was ich that — ich fühlte bloß lebhaft den Grimm über das pauvre enfant und die Unmöglichkeit, das Kind verbrennen zu lassen — ich hatte aber in dem Augenblick schon meinen Gaul herum geworfen, setzte über den niedrigen Hecken-Zaun, und sprengte auf das Haus zu. Hinter mir entstand ein gräulicher Tumult. Halt! halt! schrien hundert Stimmen; mehrere Schüsse fielen; ich hörte die Kugeln pfeifen. Schießt nur, ihr Narren, ihr pauvres enfants! rief ich, ich habe jetzt keine Zeit, mich um euch zu kümmern! Ich sprang vom Pferde, und lief in das brennende Haus. Es war voll Rauch. In meiner Bosheit aber drang ich muthig hinein; die Treppe war zum Glück nicht weit von der Thür; oben ward die Luft freier. Ich fand das Kind, ein Mädchen von vier bis fünf Jahren, in einer Kammer unter umhergestreuten Kleidungsstücken, offnen Koffern und Mantelsäcken; im ganzen Hause sonst regte sich kein lebendiges Wesen. Ich versprach dem Mädchen, es zu seiner Mutter zu bringen, nahm es auf den Arm, wickelte es in meinen Schlafrock, und eilte nach der Thür. Meine Frau Liesel, schluchzte das Kind, indem es auf eine große Puppe zeigte, die am Boden lag. Ich raffte die Frau Liesel gleichfalls auf, und sprang nun die Treppe hinunter. Unterwegs fuhr mir der Gedanke durch den Kopf, daß hier wohl

vielleicht die Gelegenheit sey, den Franzosen zu entwischen, und so mich von der verhaßten Frohne zu befreien, die Feinde meines Vaterlandes zum Verderben meiner Landsleute anzuführen; ich wandte mich daher am Ende der Treppe nicht rechts nach der Hausthür, obgleich die helle Flamme bereits in den Hausflur hinein züngelte, sondern auf gut Glück zur linken Hand, in der Hoffnung, dort einen andern Ausweg zu finden. Ich stieß auf eine Thüre, die ich mit einem Fußtritt öffnete; sie führte mich in die Küche; eine zweite brachte mich in den Garten. So war ich im Freien; aber drum noch nicht geborgen, denn ich hörte die Stimmen der Franzosen, die mich im Garten suchten. Der Nebel jedoch, der immer dichter fiel, rettete mich: ich entwich glücklich über den Gartenzaun, warf meinen versengten Schlafrock ab, der mich im Fortkommen hinderte, und lief nach einem Gehölz, das ich vor mir erblickte. Ich mochte aber ein paar hundert Schritte darin vorgedrungen seyn, da sah ich mich schon wieder im Freien und auf der großen Straße, und als ich mich erschrocken zurück wandte, vernahm ich Pferdegetrapp ganz in der Nähe. Ich hatte kaum Zeit, mich hinter einem Strauch nieder zu werfen. „Sey still," flüsterte ich dem Kinde zu, „die Franzosen kommen!" Es schlang ängstlich seine Aermchen um meinen Hals. Der ganze Schwarm Reiterei, der General an der Spitze, zog

wenige Schritte vor mir vorüber. Jetzt erst kam mir die Angst. Das Herz hämmerte mir so heftig in der Brust, daß die Frau Liesel die aus meiner Weste hervor schaute, darüber in eine seltsam nickende Bewegung gerieth; und ich will's Euch gern gestehen, ich ertappte mich selbst darüber, daß ich in meiner Angst das Vater-Unser rückwärts zu beten angefangen hatte, wie dieß in alten Geisterbeschwörungsgeschichten zu geschehen pflegt, wenn man die bösen Geister wieder entfernen will." — —

„Vorwärts wäre besser gewesen!" sagte Frau Rebekka, indem sie ihren Mann mit einem besondern Lächeln ansah. —

„Nun es half auch so!" fuhr dieser fort. „Die Franzosen zogen vorüber, ohne mich zu bemerken, und nach einer kurzen Rast und Ueberlegung schlug ich den Weg nach dem Gebirge ein; denn nach dem Städtchen zurück zu kehren, welches ich diese Nacht wider Willen verlassen hatte, durfte ich nicht wagen; in den Bergen aber war wenigstens vor der Hand noch Freiheit und Sicherheit, und ich hatte dort Freunde. Wie ich nun mit Hunger und Kummer, Gefahr und Noth, mich bis dahin durchgeschlagen, das erzähle ich vielleicht ein andermal. Genug, ich fand endlich Aufnahme bei einem wackern Landmanne, der vor Kurzem erst mein Begleiter auf einer Reise in's Salzburg'sche gewesen war. Er gab mir mei-

rere Wochen lange Kost und Wohnung, versah mich mit Kleidung; denn ich war ja von Allem entblößt, und half mir sogar mit eigner Gefahr wieder zu meinen Sachen, die ich in jenem Städtchen zurück gelassen hatte, bis ich endlich, nach der Schlacht bei Wagram, Gelegenheit zur Rückkehr fand, und meiner Frau das Mädchen sammt der Frau Liesel überbringen konnte. — „Und Sie erfuhren nichts von den Aeltern des Kindes?“ fragte Bertram. — Ja, ich erfuhr auf mein Nachforschen in dem Dorfe, wo ich es gefunden, daß es wahrscheinlich einem Wachtmeister des Regiments angehörte, welches in jener Nacht dort von den Franzosen überfallen worden, und dessen Uniform man mir beschrieb. Als ich mich, dadurch geleitet, an das Regiment selbst wandte, fand sich, daß Alles zutraf; allein ich erhielt auch zugleich die Nachricht, daß jener Wachtmeister, mit Namen Masquard, und von Geburt ein Niederländer, in dem Gefecht an jenem Morgen geblieben, von seiner Frau aber seit dieser Zeit nichts weiter gehört worden sey. Mein wiederholter Aufruf in den Zeitungen war ohne Erfolg. — „Wenn ich das Mädchen wieder von mir hätte lassen müssen!“ rief Frau Rebekka. — Herr Balthasar reichte ihr die Hand, und sprach: „Wenn der Mensch durch Liebe und Sorge sich etwas aneignen, und zu dem Seinigen machen kann, so dürfen wir das Mädchen wohl unsere Tochter nennen.“ —

„Sie haben sich ein schönes Recht darauf erworben," — nahm Bertram das Wort. „Meinen herzlichen Dank für Ihre Erzählung! — Um so mehr," fuhr er lächelnd fort, „da sie uns in der That einen trefflichen Beweis gegen Ihre Behauptung von vorhin an die Hand gegeben hat." —

„Ach, Possen, Possen!" rief jener. „Darum wollte auch die da, daß ich erzählen sollte. Aber hofft nur nicht, meine Eitelkeit zu Eurem Alliirten zu machen. Ich weiß nur zu gut, wie wenig ich mir auf diese schöne That einzubilden habe. Ohne das pauvre enfant der Franzosen hätte ich das Kind eben auch verbrennen lassen, das glaubt mir. Aber ich ärgerte mich darüber, eben weil es Franzosen waren. Ein: „armes Kind!" aus deutschem Munde, hätte mich bei weitem nicht so grimmig gemacht, als das pauvre enfant. Nun wollte ich sie beschämen, ich, der Deutsche, die Franzosen; ich wollte mich ein wenig bewundern, ich wollte mich ein wenig sehen lassen; daß ich mit meinem Pferde dabei über die Hecke setzen konnte, war auch nicht übel, u. s. w. Und wenn das Kind nicht so hübsch war, wer weiß, ob ich nicht, von Hunger, Anstrengung und Angst erschöpft, wie ich war, im ersten besten Dorfe es wieder hinter den Zaun gesetzt hätte? Und wenn das Mädchen nicht so schön wäre, wer weiß, ob wir es auch so liebten? Doch nein, Klara, nein, mein gutes Kind," —

fuhr er fort, denn Klara trat jetzt eben wieder in's Zimmer, und blieb an der Thür stehen — „komm her zu mir! Dich hätt' ich lieb, auch wenn du häßlich wär'st!"

Klara näherte sich ihm mit zögernden Schritten, und schien geweint zu haben. Sie blieb vor ihm stehen, und sagte mit ängstlicher, stockender Stimme: „Lieber Vater, ich wollte dir nur sagen, die Schauspielerin — es steht jetzt immer so viel von ihr in den Zeitungen da — du sagtest neulich, daß du sie wohl sehen möchtest — „die Schröder" —

„Die Schröder!" rief Herr Balthasar — „Nun? wie? was? Sie ist doch nicht hier?" —

„Nein, nein, lieber Vater, das nicht, aber sie wird, sie ist" — Ihre Stimme wurde immer weinerlicher. —

„Was ist sie denn? ist sie todt?" —

„Nein — nein — aber sie kommt nach Berlin." —

„Wie? nach Berlin? Ei! Woher weißt du das, Mädchen?" —

Doch jetzt brachen die Thränen unaufhaltsam aus ihren Augen; sie eilte zu der Mutter, kniete vor ihr nieder, und verbarg schluchzend den Kopf in ihren Schooß. — „Klara!" rief diese erschrocken, „was ist dir? was ist geschehn?" —

Herr Balthasar rückte ungeduldig auf seinem

Stuhle hin und her. „Ich verstehe das Mädchen nicht! Was meint sie denn? Ist denn das ein Unglück, daß die Frau nach Berlin kommt? Oder möchtest du gern hin, Klara? Möchtest du sie gern sehen? Sprich! Rede! Ich habe es zwar verschworen, je wieder in's Theater zu gehen, und mag von allen Schauspielern und Schauspielerinnen auf dieser Welt nichts mehr wissen, aber sieh, mein Kind" — —

Klara sprang schnell empor, eilte zu ihm, und warf sich an seine Brust. Ach, lieber, lieber Vater," rief sie, „nur dießmal noch erbarme dich! die arme Frau ist so gut und so brav!" —

„Gut und brav?" sagte Herr Balthasar ein wenig verwundert — „Nun, mag seyn! Man lobt sie ja von allen Seiten." —

„Und so arm!" fuhr Klara fort — „Und so krank!" —

Er faßte das Mädchen an beiden Schultern, und starrte ihr in's Gesicht. „Arm? Ich bitte dich, Klara! und krank? Wie denn? wer denn? wo ist sie denn?"

„In der Schenke!" erwiederte Klara leise. —

Er sprang vom Stuhle empor. „In der — Gott sey bei uns! In der Schenke? Die Schroder in der Schenke?" —

„Nein, nein, lieber Vater," schluchzte sie, „nicht

die Schröder! nur eine arme Schauspielerin — sie konnte nicht mehr fort — ach, sie muß gewiß sterben, wenn du dich nicht erbarmst, wenn du nicht hilfst. Der Wirth will sie nicht länger behalten ohne deine Erlaubniß; der Richter verlangt einen Paß, von mir will sie selber nichts mehr nehmen, wenn du nicht drum weißt — ach, und die armen Kinder!" —

Sie sprang nach der Thür, öffnete sie, und führte ein Mädchen von etwa vierzehn Jahren herein, die mit demüthig vor der Brust gefalteten Händen an der Thür stehen blieb. Sie strich ihr die dunkeln Haare aus der Stirn, küßte sie auf die bleichen Wangen, und sprach ihr leise Muth ein. „Sieh nur, Vater," sagte sie zu diesem, „das arme Kind, wie bleich, wie hager!" Und indem sie sich mit halblauter Stimme zur Mutter wandte: „ich habe ihr das Kleid gegeben; du bist nicht böse, liebe Mutter. Ach, ich wollte auch meine goldne Kette verkaufen lassen in der Stadt, ich wollte einen Arzt aus der Stadt holen lassen und Arznei, aber ich durfte ja nicht." —

„Wozu aber dieses Verheimlichen, Klara?" sagte Frau Rebekka ernst. —

„Ach du liebe Mutter," rief sie, und ihre Thränen brachen aufs Neue hervor, „ich hatte ja den Vater so oft so viel Böses von den Schauspielern sagen hören — und er wurde immer so zornig dabei —

ach, ich fürchtete mich, ich wagte ja nicht, es ihm zu sagen; ich glaubte, er würde die arme Frau fortweisen lassen." —

„Das glaubst du von mir, Klara?" fragte Herr Balthasar im Tone des Vorwurfs. —

„Nicht wahr? nicht wahr? Das war sehr einfältig von mir! Schelte mich, strafe mich, lieber Vater!" — sie küßte freudig seine Hand — „wie konnte ich denn auch glauben, daß du dich der armen kranken Frau nicht erbarmen würdest! Sieh, Lydia — sie lief auf das Mädchen zu, und zog sie mit sich fort — sieh, ich sagte dir es wohl, mein Vater ist gut, er wird uns helfen! Nicht? Vater, nicht? Du guter, guter Vater!"

„Nun ja doch, ja," rief dieser, „der Frau soll geholfen werden. Ich will gleich selbst zu ihr gehen. Aber sage mir, woher weißt du, daß die Schröder" — —

„Das wird dir Lydiens Mutter selbst erzählen. Ich habe es von ihr. — Und die arme Lydie" — sie sprach ihm leise in's Ohr — „Das arme Kind behältst du hier; nicht wahr? Die bleibt bei uns, Vater. Das soll dir gar nichts kosten. Kleider erhält sie von mir; ich habe ja so viele, viele, und sieh nur, sie ist fast so groß als ich, und was sie sonst noch braucht — lieber Vater, von heut' an giebst du mir kein Taschengeld — ich nehme keins mehr, Vater — —"

„Nun, nun,“ unterbrach er sie lächelnd, „wir wollen sehn! Sprich nur mit der Mutter. Und“ fuhr er fort, sie beim Arm zurückhaltend — „nach Berlin möchtest du auch gern, du Schelm, nicht wahr?“

Doch Klara antwortete ihm nicht darauf, sondern zog Lydien mit sich fort zur Mutter, und als diese nach einigen Fragen, die sie an Lydien that, von Klarens Liebkosungen bestürmt, ihre Einwilligung nicht versagte, kannte das Mädchen ihrer Freude keine Gränzen mehr. Sie lief von einem zum andern, umarmte die Mutter, umarmte den Vater, umschlang dann wieder die Knie der Mutter, herzte und küßte Lydien, ja sie war im Begriff, auch den Pastor zu umarmen, als sie plötzlich sich besann, daß er ja ein Fremder sey, und nun mit weit offenen Armen hoch erröthend und verlegen vor ihm stehen blieb. Herr Balthasar aber umfaßte das liebliche Kind, küßte es auf die Stirn, und rief, indem er dem Pastor die Hand reichte: „Such is the King dom of Heaven! — Und künftige Woche reisen wir nach Berlin!“

Zweites Blatt.

Im Schlosse zu Wahlheim zeigte sich seit Kurzem überall große Thätigkeit. In den obern Dachstuben war ein Frauenschneider mit zwei Gehülfen niedergesetzt worden; im zweiten Stock schienen eine Putzmacherin und eine Nähterin sich in Frau Rebekka's Zimmer häuslich niedergelassen zu haben, und im untern Geschoß trieb Herr Balthasar theils in seiner Bibliothek, theils auf dem Hofe sein hochst geschäftiges Wesen.

Es war ihm nämlich gelungen, die stille Opposition seiner Frau gegen die Berliner Reise, nicht ohne Anwendung manches kleinen Kunstgriffs, auf den sich seine Menschenkenntniß etwas zu Gute that, endlich und zwar so vollständig zu überwinden, daß Frau Rebekka, trotz ihrem Hange zur Ruhe und Bequemlichkeit, sich sogar entschlossen hatte, mit zu reisen; ja sie war bei den dazu erforderlichen Zurüstungen, und besonders bei den nothwendig befundenen Ergänzungen und Verbesserungen von ihrer und Klärchens Garderobe, allmählig in eine Art von Begeiste-

rung gekommen, die oft selbst Herr Balthasars stille Verwunderung erregte, obgleich die Vorbereitungen zur Reise auch sein Leben in ungewöhnlich rasche Schwingungen gesetzt hatten.

Seine Geschäfte waren in diesen Tagen sehr mannichfaltig gewesen. Es hatte ein neuer Reisewagen ausgewählt und gekauft werden müssen; denn da Herr Balthasar sich für einen erklärten Feind des Engesitzens im Wagen, wie bei Tische, bekannte, überdieß auch Pastor Bertram, der ihm bereits unentbehrlich geworden, die Reise mitmachen sollte, so waren zwei Wagen dazu erforderlich. Als der neue aber ankam, fanden sich noch mancherlei Abänderungen und Verbesserungen, besonders noch verschiedene Taschen und Behältnisse daran anzubringen. „Denn viele Taschen," pflegte Herr Balthasar zu sagen, „gehören eben so zu einem guten Reisewagen, wie bei den Katholiken die guten Werke zur Seligkeit." Der alte Wagen verlangte nun gleichfalls Reparatur und neuen Aufputz, so wie der Residenz zu Ehren Kutscher und Bediente neue Livree erhalten mußten, und endlich überraschte Herrn Balthasar sogar die klare Ueberzeugung, daß die Anschaffung eines neuen Postzugs nicht zu umgehen sey. Dieß Alles nun hatte mancherlei Ueberlegungen und Verhandlungen, ja hin und wieder wohl eine kleine Zeichnung nothwendig gemacht,

und dabei war viel Zeit vergangen. Noch mehr Zeit aber, als diese materiellen Zurüstungen zur Reise, nahmen die geistigen hinweg.

Herr Balthasar hatte in dieser Hinsicht anfangs geglaubt, mit Reichards Passagier, Nicolai's Beschreibung von Berlin und Potsdam, und etwa Plümike's Theatergeschichte von Berlin vollkommen auslangen zu können; allein bald hatten ihn die in diesen Büchern enthaltenen Beschreibungen von Kunstwerken und die historischen Angaben unvermerkt weiter geführt; auf der einen Seite durch Konigs Geschichte der Residenz Berlin zu den Werken Friedrich's II., Pöllnitz Memoiren, u. s. w. bis zu Pufendorfs Res gestae und Küsters Bibliotheca histor. Brandenburg. hinauf; auf der andern Seite zu Mangers Baugeschichte von Potsdam und Stieglitz Bauk. der Alten, Begers Thesaurus brandenburgicus, und Köhlers Münzbelustigungen, und endlich durch Levezows Familie Lokomedes zu Sulzer, Winkelmann, Lessing, Göthe, Fernow, Cicognara und immer weiter. Die Bücher thürmten sich rings um seinen Schreibtisch mit jedem Tage höher empor; alle Tische, alle Stühle lagen voll; und da sich ihm bei jedem Buche immer wieder neue Beziehungen und Betrachtungen aufdrängten: so schien diesem Studium noch gar kein Ende abzusehen.

Auf diese Weise waren die acht Tage, die er sich und den Seinigen zu den Reisevorbereitungen bewilligt hatte, längst verflossen, und die Abreise ward noch immer von einem zum andern aufgeschoben, bis ihm endlich ein Brief aus Berlin die Nachricht brachte, daß die Schröder nur noch in einer kleinen Anzahl von Rollen auftreten werde, und durchaus kein Augenblick zu verlieren sey, wenn er sie noch in einigen ihrer trefflichsten bewundern wolle.

Im ersten Augenblick überraschte ihn diese Nachricht, wie ein Blitz aus heiterm Himmel. Seine Hände, die den offenen Brief hielten, sanken langsam herab, und er starrte sprachlos eine lange Weile seinen vor ihm stehenden David an, der ihm den Brief gebracht hatte, und, ohne eine Miene zu verziehen, aus den grauen, weit vorstehenden runden Augen ihn wieder anstarrte. Dann schritt er heftig ein paar Mal im Zimmer auf und nieder. „Ist die Frau bei Sinnen?“ rief er. „Wie kann ich denn jetzt schon reisen? — Und doch“ — fuhr er nach einer Weile fort — „aut, aut! — David, zum Henker! steh Er nicht wie ein Stock! rühr' er die Glieder! Nun gilts. Es ist kein Augenblick zu verlieren. Uebermorgen mit dem frühsten, morgen, wenn's seyn kann, reisen wir, oder die ganze Reise ist umsonst.“ David zog lächelnd den großen Mund bis an die

Ohren. — „Nun was grinst er? was hat er? was will er?“ rief Herr Balthasar.

„Der Mensch denkt, Gott lenkt!“ sagte David gelassen. „Uebermorgen wird's wohl noch nicht möglich seyn.“

„Es muß aber möglich seyn, sag' ich ihm! Warum soll's nicht möglich seyn? Was? Es muß möglich seyn!“

„Muß ist eine harte Nuß,“ lächelte David wieder — „und die gnäd'ge Frau —“ — Er stockte.

„Nun? nun? Nur weiter, nur heraus damit?“

„Nun, ich meine nur, es hat sich mancher die Zähne daran ausgebissen, und die gnäd'ge Frau“ —

„Nun zum Henker! was ist mit der gnäd'gen Frau? Wie?“

„Hm, ich meine nur, sie klagt ja immer über Zahnschmerzen, und — —“

„Er ist ein Narr!“ rief Herr Balthasar halb ärgerlich, halb lachend, indem er seine Wanderung im Zimmer von Neuem begann.

„Der Schneidermeister oben,“ fuhr David fort, „der Schneidermeister meinte heut', ich wäre keiner, weil ich gesagt hatte, unter acht Tagen könnte er mit all' der Arbeit nicht fertig werden. Mosje David,

sagte er, Sie sind ein verständiger Mann; Sie wissen, was zur Kunst gehört."

Herr Balthasar blieb eine Weile mitten im Zimmer stehn. — „Va!" rief er endlich. „Voque la Galère! Es bleibt keine Wahl. — Und recht besehen, ist es mir lieb, daß der Brief da mit einem Male all den Vorbereitungen ein Ende macht. Der Kopf fing mir fast an zu schwindeln. Eine gelinde Nothwendigkeit ist für den Menschen in der Regel eine Wohlthat."

David nickte mit dem Kopf, und sagte halb für sich: „Manchmal der Prügel, manchmal der Riegel! Sie thun dem Menschen beide Noth."

„Ihm aber, scheint mir, ganz vorzüglich der erste!" rief Herr Balthasar lächelnd, und ging, um sich zum Abendessen zu begeben, zur Thür hinaus, mit abgemessenem Schritt und aufgerichtetem Haupte; denn das Gefühl, jetzt so zu sagen als das Schicksal selbst, das hehre, unerbittliche, seiner Frau in die Kreise ihrer Geschäftigkeit zu treten, gab ihm eine gewisse feierliche Würde, und streckte ihn um einen guten Zoll über seine gewöhnliche Statur.

Er fand Frau Rebekka vor einem Tische, auf welchem eine große Menge Zeugproben ausgebreitet lag, eben mit der wichtigen Angelegenheit der Aus-

wahl eines Stoffes zum Kleide ernstlich beschäftigt. Die beisitzenden Räthe waren Klara, die Putzmacherin, Lydie, und ihre Mutter, die fremde Schauspielerin, von welcher im vorigen Abschnitt die Rede gewesen. Madame Belloni, wie sie sich nannte, war nämlich von der mitleidigen Rebekka aufgenommen und in ihrer Krankheit gepflegt worden, und hatte sich während ihrer Genesung, klug und gewandt, die Gunst der Hausfrau in so hohem Maaße zu erwerben gewußt, daß diese ihrem Mann vorschlug, die angenehme Person als Gesellschafterin in ihrer ländlichen Einsamkeit ganz bei sich zu behalten; worauf Herr Balthasar auch sogleich mit einer Willfährigkeit eingegangen war, die außer seiner natürlichen Gutmüthigkeit noch einen andern geheimen Grund zu haben schien, wie wir bald sehen werden.

„Ach, liebes Väterchen," rief Klara, als er jetzt in's Zimmer trat, und sprang ihm entgegen, „das ist gut, daß du kommst! Du sollst für mich wählen. Ich bin in der größten Verlegenheit." Sie zog ihn zum Tisch. „Sieh, dieses Zeug gefällt mir sehr, auch dieß, und dieß, und dieses hier ist doch auch wunderschön — ich möchte sie eigentlich alle haben. Aber wenn ich nun wählen soll, wähle ich mir gewiß von allen das schlechteste."

„Das ist in der Regel!" lächelte Herr Balthasar.

„Ja," sagte Frau Rebekka, „es ist doch allzeit ein verdrießlicher, ja mehr oder weniger peinlicher Zustand für den Menschen, wenn er mit sich selbst über etwas nicht in's Reine kommen kann. Das zeigt sich sogar bei dieser Kleinigkeit."

„Nun dann," erwiederte er, und erhob seine Stimme, „dann verdiene ich mir ja wohl den größten Dank, wenn ich Euch mit einem Male die ganze Wahl und Qual erspare. Denn, Kinder, übermorgen mit dem frühsten reisen wir.

Ein lauter Ausruf des Staunens, Schreckens, ja des Unwillens drängte sich aus allen fünf weiblichen Kehlen.

„Uebermorgen abreisen!" rief Klara. „Liebes Väterchen, wo denkst du hin?"

„Er scherzt," sprach Frau Rebekka, „das siehst du doch wohl! An eine Abreise übermorgen kann im Ernst ja gar kein Gedanke seyn. Das ist so unmöglich — —"

„Als eine allgemeine Türkenbekehrung!" fiel Madam Belloni ein.

„Nun," rief Herr Balthasar, „so werden wir auch einmal das Vergnügen haben, das Unmögliche zu thun, wie die Franzosen, die es alle Tage

thun. *) Da lies nur diesen Brief, mein Schatz! — Und, Kind," — er wandte sich an die Belloni — „von wegen der Türkenbekehrung — hm! es ist noch nicht aller Tage Abend. Kind, ich sage Ihnen, die Türken — —"

„Ach Türken! was helfen mir hier alle Türken!" rief Frau Rebekka ärgerlich, doch ohne von dem Briefe, in dem sie las, aufzublicken.

Herr Balthasar fuhr fort: „Ja, Kind, ich sage Ihnen, die Türken — wir stehen an der Schwelle großer Ereignisse — wenn Sie wüßten, was ich weiß —"

„Nun, ich weiß nur so viel" — rief Frau Rebekka abermals, „daß es ein wahrhaft türkisches Ansinnen ist und bleibt, eine Abreise übermorgen früh zu verlangen."

Die vier andern Stimmen wurden nun auch laut, und suchten ihm alle durch einander die Unmöglichkeit der Sache zu beweisen, so daß Herr Balthasar endlich, verwirrt und betäubt, nur um einen Augenblick Gehör und seine Frau um die Gefälligkeit bat,

*) Herr Balthasar hat hier wahrscheinlich die gewöhnliche Redensart der Franzosen im Sinne: il a fait l'impossible, je ferai l'impossible etc.

ihm einzeln und in der Kürze die Hindernisse anzugeben, die sich der Abreise nach ihrer Meinung entgegenstellten.

Nachdem er ihre etwas weitläufige Auseinandersetzung des wichtigen Textes, sammt den beigefügten Noten und Erläuterungen der Uebrigen gelassen angehört, gab er seine ungemeine Freude darüber zu erkennen, daß diese Hindernisse, wie er gleich vermuthet, eigentlich gar keine wären.

„So? Gar keine?“ rief Frau Rebekka hitzig. „Vermuthlich auf dieselbe Art, wie du mir neulich beweisen wolltest, daß des Verwalters große Nase an sich eigentlich keine große Nase sey!“

„Und ich bleibe noch bei meiner Behauptung!“ erwiederte er mit großer Lebhaftigkeit. „Die Nase an sich, mein Schatz, die Nase an sich — —“

„Die absolute Nase!“ sagte die Belloni lächelnd. — Er fuhr fort: „Du hast mich nur damals gar nicht verstanden, wie das gewöhnlich mein Schicksal ist, und wir wurden unterbrochen. Aber die Sache ist leicht zu beweisen. Ich meinte nämlich, und behauptete — —“

„Ach, Väterchen, bitte,“ rief Klara, „sprich nicht von der abscheulichen Nase. Es ist genug, daß ich sie alle Tage sehen muß.“

„Ja," sagte Frau Rebekka, „du hast recht. Man kriegt den Schnupfen, wenn man nur an sie denkt. Jetzt sprechen wir von den Hindernissen, die ich angeführt, und ich wünschte wohl zu wissen, warum sie denn gar keine seyn sollen."

„Hm —" erwiederte er zögernd — „weil ich sie fast alle, mit einem Worte, aus dem Wege räumen kann. Denn — —" — Seine Augen hafteten mit einer gewissen Unruhe auf der Putzmacherin; die Belloni aber, als errieth sie seine Gedanken, sagte dieser etwas ins Ohr, vermuthlich einen Auftrag, denn sie nickte mit dem Kopfe und verließ sogleich das Zimmer.

„Denn ich muß dir sagen," fuhr er nun mit freierer Stimme fort, „alle diese Dinge, die du zu unserm Auftritt in der Residenz für nothwendig hältst, können, wenn wir nur einmal dort sind, gar leicht binnen 24 Stunden herbeigeschafft werden, und wesentlich besser und geschmackvoller als hier. Ich berufe mich auf die Erfahrung unserer Freundin."

Die Schauspielerin bestätigte und bekräftigte seine Behauptung auf's vollkommenste. Frau Rebekka schwieg und sah sie starr an, und es war ihr deutlich anzumerken, daß sich ein neuer Ideengang in ihrem Kopfe zu entwickeln anfing. Dennoch fuhr sie nach einer

Weile nicht nur fort, sich der schnellen Abreise hartnäckig entgegen zu setzen, sondern führte auch noch neue Gründe gegen die Möglichkeit derselben in's Feld.

„Zu Tische! zu Tische!“ unterbrach sie endlich Herr Balthasar ungeduldig. „Mich hungert, und während wir uns hier im Streit erhitzen, wird die Suppe kalt, und guter Rath kommt nicht allein über Nacht, sondern auch oft über Mahlzeit. Das wußten unsre Vorfahren. Der hungrige Mensch ist specifisch ein ganz andres Thier, als der satte, und wie viele der wichtigsten Begebenheiten, die uns die Geschichte meldet, mögen sich danach gestaltet haben, ob die Helden gegessen hatten oder nicht, ja sogar nach dem, was sie gegessen hatten. Und, Klara,“ fuhr er fort, sich setzend, „geh doch hinüber in die Bibliothek, und bring mir den Brief aus Wien, der auf meinem Arbeitstische liegt — weil wir von den Türken sprachen“ — er wandte sich zu Belloni — „ich weiß, Sie haben ein Interesse für solche Dinge — und bring die Karte von Griechenland mit, die dabei liegt!“

Lydie erbot sich zur Begleitung. Frau Rebekka sah ihren Mann kopfschüttelnd an, und rief den Mädchen nach: „So nehmt wenigstens Licht mit! Es ist jetzt schon finster auf dem Korridor.“

Dieser Korridor stand bei dem größten Theile der Hausgenossenschaft in übelm Rufe; hauptsächlich wohl wegen des darin in die Wand gemauerten schwarzen Kreuzes, und weil er nach dem alten, unbewohnten und baufälligen Theile des Schlosses führte, von welchem man sich wunderliche Dinge ins Ohr raunte. Die Bibliothek stieß unmittelbar an diesen, und zwar an den sogenannten Rittersaal, eine große gewölbte Halle mit bunten Fenstern, in welcher allerlei Seltenheiten, eine Menge alter Waffen der verschiedensten Art und eine Reihe von Familienbildern der vorigen Besitzer aufbewahrt wurden.

So war es denn natürlich, daß die beiden jungen Frauenzimmer jetzt im Zwielicht nicht ohne eine kleine Anwandlung von Furcht und Grauen ihre Wanderung durch den verrufenen langen Gang antraten. Besonders blickte Lydie scheu in alle Winkel, und schloß sich immer dichter an Klara, je näher sie dem schwarzen Kreuze kamen, wo einst, nach der Sage, ein ehemaliger Besitzer des Schlosses von seinem Bruder im Zweikampf erstochen ward. Klara versuchte ihre Freundin auszulachen; aber dennoch wurden ihre Schritte immer länger, und als sie das schwarze Kreuz im Rücken hatte, fing sie unter öfterm Zurücksehen an, überlaut zu singen.

Beim Eintritt in die Bibliothek begrüßte sie durch

das Fenster gegenüber der Vollmond, der eben aus dem dunkeln Fichtenwalde hinter dem Garten empor stieg. „Ach sieh, wie prächtig!“ rief Klara, und eilte das Fenster zu öffnen. Indem erhoben sich die leisen klagenden Töne einer Flöte aus dem nahen Gebüsch, und schienen auf den Strahlen des Mondes, als auf ihrem Elemente, zu ihnen herüber zu schwimmen. „Hörst du, Lydie, hörst du?“ flüsterte Klara mit zurückgehaltenem Athem. „Da ist der Flötenspieler wieder.“ — Ein bis jetzt noch nicht gekanntes Gefühl schien in ihr zu erwachen, und hob die jugendliche Brust. Sie lehnte den Kopf an Lydiens Schulter; Lydie schlang den Arm um ihren Nacken. „Ach, Lydie,“ sagte sie leise, „wie ist mir denn? Mir ist so wohl und doch auch so weh — ich bin so glücklich und doch könnt' ich weinen!“

„Du Himmelskind,“ erwiederte Lydie, „kennst du denn die Wonne der Wehmuth noch nicht? Hast du das herrliche Sonnett von Schlegel nicht gelesen?“ Sie fing langsam und mit halblauter Stimme an, das Gedicht herzusagen. In diesem Augenblicke aber ließ sich in dem anstoßenden Rittersaale ein furchtbares Getöse und Gepolter vernehmen, als ob alle die alten Rüstungen und Waffen mit einem Mal von den Wänden herab stürzten. — „Jesus Maria!“ schrie Lydie, „was ist das?“ — Nun war alles still.

Doch bald erhob sich ein leises Geräusch wie von Ketten, die auf dem Boden hinschleifen, und schien sich der Thür zu nähern. — „Sey uns gnädig und barmherzig!“ kreischte Lydie, „der Ritter mit den Basiliskenaugen! Der Brudermörder!“ — Sie faßte Klarens Arm, und indem sie die noch halb träumende mit sich fortriß, ergriff sie das auf dem Tische stehende Licht, stolperte aber dabei über einen auf der Erde liegenden Folianten, das Licht entfiel ihrer Hand, und rollte brennend auf dem Boden hin. Klara wollte es wieder aufheben; doch indem sie sich dabei wandte, kam es ihr vor, als ob in der That die Thür zum Rittersaal sich leise knarrend öffne, und vom heftigsten Entsetzen erfaßt, stürzten nun beide aus dem Zimmer; bleich und athemlos stürzten sie in den Speisesaal.

„Klara! mein Kind!“ rief Frau Rebekka aufspringend, und eilte ihnen entgegen. „Was ist geschehn? mein goldnes Kind! was hast du? sprich, was ist dir widerfahren?“ — Klara warf sich an ihre Brust; sie vermochte nicht zu sprechen. „Siehst du! siehst du!“ fuhr jene fort mit einem vorwurfsvollen Blick auf ihren Mann, der gleichfalls erschrokken herbeigeeilt war, und die beiden Mädchen, von einer zur andern laufend, mit seinen Fragen bestürmte. — „Siehst du! ich dachte es wohl! Jetzt

im Zwielicht die armen Kinder dorthin zu schicken! Deine verwünschten Turken!"

Es dauerte lange, bis die armen Kinder im Stande waren, zu erzählen, was ihnen begegnet sey.

„Kinderpossen!" rief Herr Balthasar. „Ein paar Katzen, die im Rittersaal Turnier gehalten haben! Einige alte Hellebarden vielleicht, die dabei zu Falle gekommen sind! Alles Andre ein Blendwerk Eurer thorichten Furcht! Ich werde gleich selbst hingehen und Euch überzeugen."

Er ließ aber dennoch Ladien noch einmal erzählen, wie die Thür sich leise geöffnet, wie ein schwarzhaariger Kopf heraus geguckt und sie mit den Basiliskenaugen angestarrt; denn der höchst lebendige Ausdruck ihrer Blicke und Mienen, ihr lebhaftes Geberdenspiel dabei, gewährten ihm großes Vergnügen. Er konnte sich nicht enthalten, ihrer Mutter zuzuflüstern: Welche außerordentliche Schauspielerin giebt das einst!"

„Das wolle der Himmel verhüten!" erwiederte diese rasch und ernst.

Indeß ließ sich vom Hofe her ein verworrenes Getöse, ein Hin- und Wiederlaufen und lautes Zurufen vernehmen. Herr Balthasar eilte nach dem Fenster, und schickte zugleich David ab, sich zu erkun-

digen. Auf dem Hofe zeigte sich ein Zusammenlauf vor den Fenstern der Bibliothek, wie es schien; des Verwalters laute Stimme ertönte aus dem Haufen, und gleich darauf setzte sich der ganze Trupp in schnelle Bewegung nach dem Schloßthor. — Jetzt trat David wieder in's Zimmer, ein wenig bleicher, als gewöhnlich, doch sehr freundlich lächelnd. Er schlug die Hände auf dem Rücken über einander, und trat zu Frau Rebekka. „Unverhofft kommt oft!“ sprach er. „Belieben Sie nicht zu erschrecken. Es brennt in der Bibliothek.“ — Die Frauenzimmer schrieen laut auf; Herr Balthasar war mit zwei Sprüngen zur Thür hinaus; die andern folgten ihm in großer Hast; nur David ging gelassen hinterdrein.

Als Herr Balthasar die Thür der Bibliothek erreichte, schlug er voll Verzweiflung die Hände über dem Kopf zusammen, denn der ganze Saal schien in Flammen zu stehen. Indeß war der Schreck größer, als die Gefahr. Das Licht, welches Lydien entfallen war, hatte einen der Vorhänge in Brand gesteckt, die vor den großen Bücherschränken herabhingen, und das Feuer an dem leicht entzündlichen Stoffe sich schnell durch den ganzen Raum verbreitet. Der Verwalter und seine Leute thaten ihm aber durch Herabreißen der Gardinen und einige Eimer Wasser bald Einhalt, und Herr Balthasar schöpfte wieder Athem

und neues Leben, als er fand, daß außer einigen durch den Rauch geschwärzten Einbänden, seinen Büchern sonst kein Schade geschehen war. In der Freude seines Herzens machte er den rüstigen Löschern eine ansehnliche Verehrung an Geld, Bier und Branntwein, und wollte sich nun eben zu dem gestörten Abendessen begeben, als David ihn an den Rittersaal erinnerte. Diese Untersuchung konnte nicht unterlassen werden; er verfügte sich also auf der Stelle dahin. Das starke Geleit machte auch den Frauenzimmern Muth, ihm zu folgen.

Man fand die Thür, wie gewöhnlich, verschlossen, und als sie geöffnet wurde, zeigte sich den Eintretenden beim ersten Blick die wahrscheinliche Ursache des Getöses, welches die beiden jungen Frauenzimmer so in Furcht gesetzt hatte; denn eine von den alten Rüstungen, die im Saal umher hingen, war ziemlich hoch von der Wand auf den gedielten Boden herabgefallen. Mit Schaudern bemerkten Klara und Lydie, daß grade darüber das Bild des Ritters mit den Basiliskenaugen hing, und keine von beiden wagte einen zweiten Blick darauf.

Der Verwalter hob einige von den mit herunter gefallnen, ganz verrosteten Nageln auf, mit welchen die Rüstung an der Wand befestigt gewesen war, und bemerkte, indem er sie ohne sonderliche Mühe zwi-

schen den Fingern zerbrach, daß das Herunterfallen der schweren Last unter diesen Umständen freilich kein Wunder sey.

„Und wenn die Nägel auch frisch aus der Schmiede kämen," hob der alte Gärtner Matthes an — „das ist einerlei. Wenn der alte Eisenmann fallen will oder fallen muß, so fällt er doch."

„Possen!" rief Herr Balthasar. „Ich will ihn schon fest bannen, daß ihm die Lust vergehen soll, sich wieder eine solche Motion zu machen."

Ohne sich stören zu lassen, fuhr Matthes fort: „So fiel er damals, als der Baron, mein sel'ger Herr, so plötzlich, kein Mensch weiß wie, zu Tode kam, und so ist er von jeher gefallen, wenn im Hause ein Unglück geschehen sollte — und ich will wetten — —"

„Nun, das Unglück, du alte Eule," unterbrach ihn Herr Balthasar schnell — „war allerdings nahe genug vor der Thur, und Eure alberne Furcht, ihr Mädchen, hätte mir theuer zu stehn kommen können. Ihr seht nun aber, daß alles ganz natürlich zu erklären ist; denn der schwarze Kopf" — — Er wendete bei diesen Worten seine Augen nach dem Bilde empor, und fast schien es, als ob der starre Blick desselben auf ihn eine versteinernde Kraft aus-

übe- denn er stockte plötzlich, schlug die Augen nieder, schwieg eine Weile, und rief endlich unwillig: „Verdammte Narrheit! Fort! laßt uns zum Essen gehn!“ Da trat der Verwalter an ihn heran, und machte ihn aufmerksam darauf, daß ein Fensterflügel offen, und draußen, dicht unter dem Fenster eine Gartenleiter stehe. Zu einer andern Zeit würde diese Anzeige gewiß eine weitläufige Untersuchung zur Folge gehabt haben, jetzt aber schien ihm nur darum zu thun, schnell aus dem Saal zu kommen; drum schob er mit flüchtigen Worten das offne Fenster dem Winde, die Gartenleiter dem Gärtner in's Gewissen, so viel auch dieser dagegen einwendete, und entfernte sich mit hastigen Schritten. Der Verwalter aber wurde mit dem Gärtner einig, künftig des Nachts den großen Hofhund im Garten frei zu lassen.

Es ist wohl manchem unsrer Leser schon im Leben vorgekommen, daß bei einem Streite, oder sonst irgend einer Spannung der gesellschaftlichen Verhältnisse, oft ein plötzlich dazwischen tretendes, durchaus ganz fremdartiges Ereigniß, freudiger oder schreckhafter Natur, auf einmal, wie mit einem Zauberschlage, die Stellung der Personen gegen einander verändert, die Gemüther vereinigt und alle Schwierigkeiten ausgleicht. Das schien auch fast hier der Fall, und bei dem Feuer in der Bibliothek Frau Rebekka's Wider-

wille gegen die schnelle Abreise, so wie jedes Hinderniß derselben mit in Rauch aufgegangen zu seyn. Es war wenigstens bei Tisch eine bedeutende Annäherung der streitigen Parteien zu bemerken, da auch Herr Balthasar seinerseits mit großer Miene zu verstehen gab, daß wohl am Ende an einem Aufschub von einem, ja von zwei Tagen nichts gelegen und, wenn er durchaus nothwendig, gern dazu bereit schien.

Die Unterhaltung war lebhaft, wie sie nach einer glücklich bestandenen Gefahr zu seyn pflegt; Herr Balthasar in der besten Laune. — „Nun wahrlich," rief er, „auf diesen Schreck ist doch wohl ein Glas Wein erlaubt, oder gar angezeigt, wie der Doktor sagt." — David war sogleich mit einer Flasche zur Hand. — „Aber ist der Mensch bei Sinnen? Eine ganze Bouteille des Abends? Was soll ich mit der ganzen Bouteille? Eine halbe, Halbmensch! eine halbe! Die andre halbe zurückgesetzt auf ein andermal!" — David that wie ihm befohlen, grinste aber gewaltig dabei, und hatte dazu seinen guten Grund.

Das Weintrinken des Abends war nämlich Herrn Balthasar von seinem Arzte untersagt worden; allein er wußte gar oft mit großer Geschicklichkeit bald diesen, bald jenen Vorwand auszufinden, der ihm erlaubte, eine Ausnahme von der Regel zu machen, und

sich ein Gläschen nachzuschn, da er, ohne ein eigentlicher Trinker zu seyn, doch an den Genuß des Weins bey Tisch' gewöhnt war. Dabei ward nun jedesmal von Herr und Diener dasselbe Intermezzo aufgeführt; jedesmal ward David wegen der ganzen Bouteille ausgescholten; jedesmal ward die halbe abgefüllt und die andre halbe auf ein andermal zurück gesetzt; jedesmal aber auch war bis jetzt noch die zurück gesetzte halbe wieder herbeigeholt und gleichfalls ausgetrunken worden. Bei dieser Ordnung blieb es denn auch heut'. Grade als es mit dem ersten Fläschchen auf die Neige ging, hatte sich Herr Balthasar in einen lebhaften und interessanten Streit mit seiner Frau und Madam Belloni verwickelt — einen aufmerksamen Beobachter hätte wohl die schalkhafte Vermuthung überraschen können, daß dieß nicht ohne Absicht geschehn — er schenkte sich das letzte Glas ein, trank es aus, und warf einen Blick nach dem Wandschrank hinüber, in welchem das zweite Fläschchen aufbewahrt wurde. David, der auf der Lauer stand, und den Blick wohl bemerkte, holte es schnell hervor, und setzte es, das leere hinwegnehmend, vor ihm auf den Tisch. Herr Balthasar schien dieß in der Begeisterung des Gesprächs gar nicht zu bemerken, schenkte nach einer Weile in der Zerstreuung sein Glas wieder voll, und trank nun mit Behaglichkeit das Fläsch-

chen aus. Erst als dieß geschehen war, blickte er verwundert rings seine Tischgenossen an, und rief: „Aber, Kinder, sagt mir doch — ich glaube gar, ich habe die ganze Bouteille ausgetrunken?“ — und nachdem seine Frau es lachend bejaht hatte, ward David abermals tüchtig ausgeschmält, daß er schlau seine Zerstreuung benutzt und ihn zu diesem Excess verleitet habe. Frau Rebekka aber erinnerte jetzt, daß es schon spät sey. „Und,“ setzte sie lächelnd hinzu, „da wir nun einmal übermorgen abreisen sollen und wollen, so müssen wir wahrlich früh aufstehen, um noch mit Allem, was zu thun ist, fertig zu werden.“ Herr Balthasar sprang auf, und rief: „Vortrefflichkeit, dein Name ist Rebekka;“ küßte ihr mit einer sehr galanten Verbeugung die Hand, wünschte den andern freundlich gesegnete Mahlzeit und gute Nacht, umarmte die beiden jungen Mädchen etwas lebhafter, als gewöhnlich, und bot dann Frau Rebekken, mit ritterlichem Anstande, den Arm, sie nach ihrem Zimmer zu führen. Sie aber lachte laut auf, und sprach: „Wenn man den Kindern den Willen thut, so sind sie immer artig und angenehm!“

„Eine wichtige praktische Bemerkung, mein Kind,“ erwiederte er, „auf die bei der Erziehung viel zu wenig Rücksicht genommen wird. Ich werde das,“ fügte er im Abgehn hinzu, „ein andermal klar auseinander setzen.“

„Aber ich begreife doch noch nicht," sagte Klara, „wie wir übermorgen fortkommen sollen. Mein Reisüberrock ist ja kaum zur Hälfte fertig."

„Und mein Reisehut!" rief Lydie.

„Und wie es mit den schönen Fichus werden soll, das mag der Himmel wissen!" seufzte die Putzmacherin.

Frau Rebekka aber entwickelte den andern Tag so viel Thätigkeit, Einsicht und Geschicklichkeit, daß sie in der That eher, als Herr Balthasar, mit Allem fertig und zur Reise bereit war. Und den dritten Tag Morgens, zwar nicht, wie bestimmt war, mit dem Schlag vier Uhr, aber doch mit dem Schlag sieben Uhr, hatte Herr Balthasar die Zeitungen gelesen, die ihm nach seiner Anordnung aus dem benachbarten Städtchen in aller Frühe durch einen Expressen noch zugekommen waren, alle Koffer, Kober, Schachteln und Personen waren in bester Ordnung aufgepackt, und die Wagen rollten, von dem lauten Lebewohl des sämmtlichen Haus- und Hofgesindes begleitet, zum Thor hinaus.

C. W. Contessa's

Schriften.

Herausgegeben

von

E. von Houwald.

Neunter Band.

Leipzig,
bei Georg Joachim Göschen 1826.

Univ. Bibl.
München

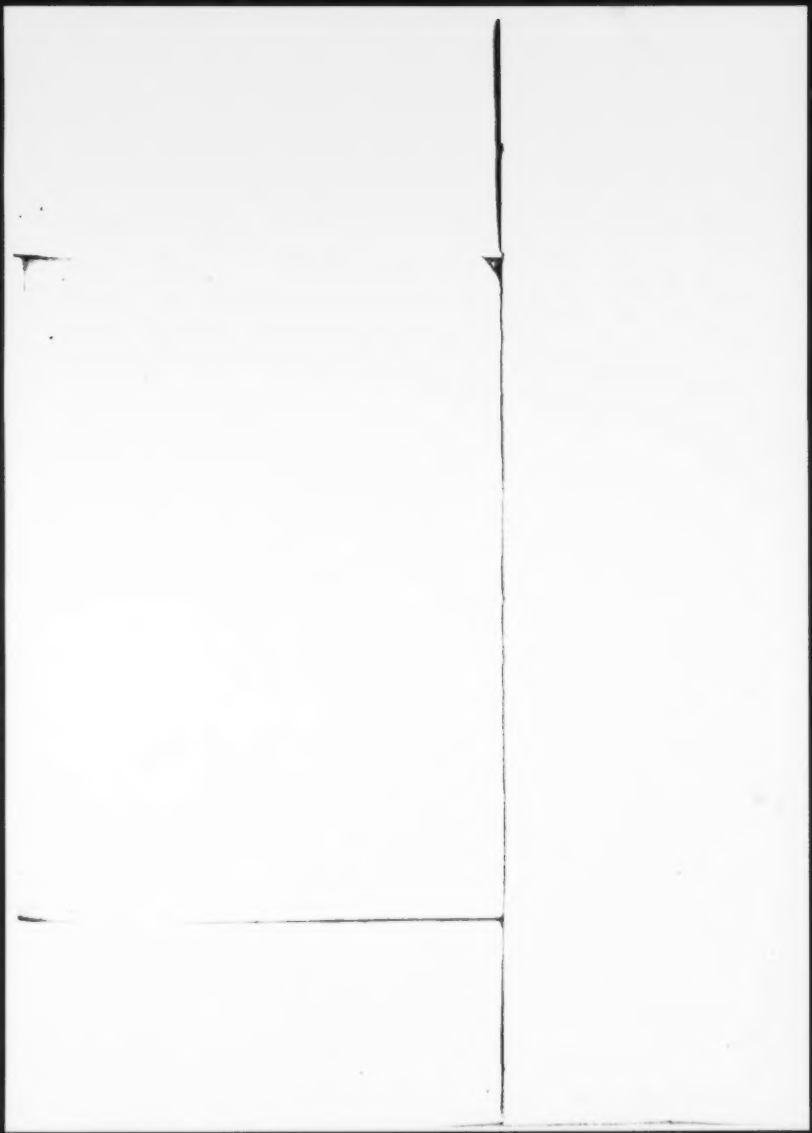
Inhalt.

Unter ein Bild des Todes in der Gestalt eines schönen Jünglings. 1797. . . S. 3
Die Erinnerung. . . . . — 4
Der Abschied. 1798. . . . . — 5
Phantasie. . . . . — 8
Die Rosen. . . . . — 10
Frühling und Winter. 1799. . . — 12
Der Felsen der Liebenden. 1800. . — 15
An Hopwald. . . . . — 16
Die Liebe. . . . . — 18
Unbekannte Sehnsucht. . . . — 20
Gute Nacht. . . . . — 23

Hier oben ists schwül, dort unten ists kühl. S. 25
Die Schwalben. . . . . — 28
Vergeblich. . . . . — 30
Fahr hin. . . . . — 32
Phantasie. . . . . — 34
Rübezahls Liebes-Abenteuer. 1801. . — 37
Verse aus den Kartenblättern. . . — 90
An Jenny, als sie verlangt hatte, ich sollte ihr schreiben. . . . . — 70
Selbstmord. . . . . — 73
Epigrammen. . . . . — 76
Verlangen. . . . . — 79
Eins, zwei, drei, vier. . . . — 80
Der Traum. . . . . — 82
Die Reisenden. . . . . — 92
Hannchen. 1803. . . . . — 97
An Demoiselle Malcolmi. . . — 99
Bruchstücke aus einer unvollendeten Epistel. 1802 — 1803. . . . — 100
Epistel an Ernst von Houwald. 1804. . — 107
Das steinerne Zeitalter. . . — 113
Der Gast im Herzen. . . . — 114

Sonnett.	S. 116
Nach aufgegebenen Endreimen.	— 117
Sonnett.	— 118
An meinen Bruder. 1805.	— 119
Mein Sohn an seine Mutter. 1812.	— 120
Sonst und Jetzt. 1813.	— 123
In das Stammbuch auf dem Zainhammer bei Neustadt Eberswalde.	— 124
Das Kind.	— 125
Scene zur Feier eines Polterabends.	— 130
Prolog zu einem kleinen Festspiele. 1815.	— 142
An Dr. Koreff. 1816.	— 148
Wohinaus? 1817.	— 150
An Houwald. Als ich ihm das Bild seines Sohnes schenkte.	— 154
An Hitzig, als Antwort auf seine poetische Einladungs-Epistel.	— 157
Epistel an St. Schütze, in Weimar. 1818.	— 159
Sonst und Jetzt. 1819.	— 162
Röslein.	— 164
Das Infanticherd. Ein Kinderspiel am Geburtstage meines Freundes E. v. Houwald.	— 168

Sprüche einer Zigeunerin. 1820. . S. 180
Der Schiffbrand. . . . — 189
Lebensansichten. . . . . — 190
An Caroline Bardua. 1822. . . — 206
In Wilhelmine Bardua's Stammbuch. . — 208
Prolog zur Aufführung des kleinen Freischütz zu Neuhaus. 1823. . . — 210
Getreue Darlegung des Bühnen-Zustandes in dem neuentstandenen Heilbade zu F. 1824. — 216



Gedichte und kleine Aufsätze.

1797 bis 1825.

Unter ein Bild des Todes
in
der Gestalt eines schönen Jünglings.

Im März 1797.

Sanfter Tod! wenn einst der Freude
Blumenkränze mir verblüht;
Wenn der Hoffnung letzter Schimmer
Dem umwölkten Aug' entflieht;

Wenn nicht mehr mit süßem Sehnen
Liebe meinen Busen hebt,
Und ins Dunkel der Erinnrung
Mir der Freundschaft Bild entschwebt;

Dann, o winke, stiller Jüngling,
Dem Verlaßnen freundlich zu!
Schlummer, sanfter Todesschlummer,
Gieb dem Müden Fried' und Ruh!

Die Erinnerung.

Im October 1797.

Ach! die Stunden sind hin,
Wo ich im Arm der Liebe
So glücklich einst war;
Und nimmer kehren sie wieder! —

Die Erinnerung führt,
Wehmüthig lächelnd, die Bilder
Aus seliger Zeit
Dem traurig Sinnenden zu:

Stille seh ich sie an,
Diese lieblichen Bilder,
Und glühend entschleicht
Dem Auge dann eine Thräne!

Der Abschied.

Im August 1798.

Leb' wohl! leb' wohl! Du hartes Herz!
Ich muß, ich muß von hinnen!
Du achtest nicht auf meinen Schmerz,
Das bringt mich noch von Sinnen.

Ich liebte Dich so treu und warm;
Du lachtest meiner Liebe!
Ja freuen würde Dich mein Harm,
Wenn ich noch fürder bliebe.

Wohlauf dann fort in Feindes Land!
Hin unter Feindes Klingen!
Bald wird, daß ich den Tod dort fand,
Man Dir die Botschaft bringen. —

Was hab' ich Armer denn gethan,
Daß Du mich so kannst hassen? —
Ach! ich gehore Dir nur an,
Und kann von Dir nicht lassen. —

Wohl denk' ich noch zu meiner Pein
Der Zeit, wo Du mich liebtest;
Wo Du, in süßem Herzverein
Mit mir, mich nie betrübtest. —

Ach süße Zeit! wo bist du hin? —
Nie wirst du wiederkommen!
Der Tod, der Tod ist mein Gewinn!
Was kann das Leben frommen?!

Drum eil' ich jetzo weit von hier,
Im Grabe Trost zu suchen.
Leb wohl! — Du treibst es hart mit mir;
Doch kann ich Dir nicht fluchen.

Im Sterben wird mein blaſſer Mund
Doch Deinen Namen ſprechen,
Mein Herzſchlag thut noch Liebe kund,
Wenn meine Augen brechen.

Hörſt Du dann in der Laube ſpät,
Wenn ſchon der Abend düſtert,
Wie's leiſe durch die Blätter weht,
Und wie's ſo heimlich flüſtert;

Das iſt mein Geiſt, er will von Dir
Auf ewig Abſchied nehmen;
Leb' wohl! leb' wohl! — ins Grab mit mir,
Wo Fried' iſt und kein Grämen! —

Phantasie.

Im Juni 1798.

So führt mich der Erinn'rung heil'ge Stunden,
Führt mich dahin zur Saale fernem Strand,
Wo einst — ach! einst! — wo ist sie hingeschwunden
Die süße Zeit! — wo ich einst Liebe fand!

O, denkt ihr des Verlaßnen noch, ihr Lieben,
Der traurig hier im fremden Lande lebt,
Und seid ihr meinem Herzen treu geblieben,
Dem Herzen, das jetzt stille Sehnsucht hebt?

Ach! nirgends, nirgends wohnt das Glück auf Erden,
Wo nicht ein treuer Arm uns sanft umschlingt;
Und Wüsten können Paradiese werden,
Wenn Liebe nur den Zauberstab dort schwingt! —

Umsonst zeigt sich in ihrem Feierkleide
Natur mit tausend jungen Reizen mir,
In meinem Busen weckt sie keine Freude;
Ich sah nur todtes Farbenspiel in ihr.

Die Seele fehlt, die Seele aller Wesen,
Des Lebens Quell, der Welten Schöpferin!
Du willst umsonst im Buch der Schöpfung lesen,
Giebt dir die Liebe nicht die Schlüssel hin!

Lebt sie in dir: dann fühlst du sie im Tosen
Des Sturms, der in des Meeres Schooße wühlt;
Sie redet dir, wenn um die Brust der Rosen
Ein sanfter Wind mit leichten Schwingen spielt.

Die Rosen.

Im August 1798.

O wie schön, ihr lieben Rosen,
Wart ihr, wenn ich zu euch kam,
Und mit süßem Liebeskosen
Liebe gab und Liebe nahm!

Dachte wohl in jenen Tagen
An das Welken euer Sinn? —
Ach laßt uns zusammen klagen:
Lieb' und Rosen welken hin!

O wie oft aus frischer Quelle
Haben wir euch einst gelezt!
Aber an des Bächleins Stelle
Netzt euch meine Thräne jezt.

Rosen, Rosen, nicht mehr glühen
Eure Wangen; ihr sterbt hin! —
Könnt' ich so wie ihr verblühen,
Welken, sterben, sinken hin!

Frühling und Winter.

Im November 1799.

Als die Winde lau von Morgen
Freundlich durch die Thäler gingen,
Thal und Hügel und der Wald
Grün sich anzukleiden fingen,
Als die Schwalbe kam gezogen,
Kam die Liebe mit geflogen,
Nahm bei mir den Aufenthalt. — —

Traurig ist das Thal geworden
Klagend flüstert's durch den Wald;
Denn der strenge Wind vom Norden
Hat das grüne Kleid genommen,
Kommt vom Hügel rauh und kalt;
Auch die Schwalb' ist fortgeflogen,
Und die Lieb' — ist mitgezogen.

Der Felsen der Liebenden.

Romanze
aus dem Französischen des Florian.

1800.

Des Mauren Königs einziges Kind
Trug tief im Busen heimliche Flammen,
Sie war gen Fernando zärtlich gesinnt,
Des Mauren Königs liebliches Kind,
Bald führte die Liebe die beiden zusammen.

Es war ein Plätzchen hoch am Strand,
Da fanden sie oft die leuchtenden Sterne;
Den Liebenden war's allein nur bekannt,
Das stille Plätzchen hoch am Strand,
Nur stand als drittes die Liebe nicht ferne.

Doch einst die verschwiegne Nacht schon ergraut,
Da sehn sie Lauscher im Thale schleichen,
Da klopfet beiden das Herz so laut:
O sieh, die verschwiegne Nacht schon ergraut,
Leb' wohl, ich muß jetzt von hinnen weichen.

Doch sieh', der König in wüthendem Zorn
Springt vor, die Zitternden sein gewahren,
Und dreimal stößt er in's schallende Horn,
Der alte König, in schäumendem Zorn:
Sie sehn sich umringt von gewaffneten Schaaren.

Da, greift mir den Buben, und stürzt ihn hinab,
Hinunter mit ihm in die brandenden Wogen,
Dort harrt sein das Brautbett im nassen Grab,
Auf, stürzt mir den Christenbuben hinab,
Der mich um Kind und um Glück betrogen.

Doch schützend tritt mit strahlendem Blick
Und hehr das Mädchen vor ihren Getreuen:
Das rasche Wort, o nimm es zurück,
So spricht das Mädchen mit strahlendem Blick,
Es möchte dich, Vater, das Wort sonst gereuen.

Die Liebe kennt nicht des Königs Gebot,
Eh' möchtest du Wasser und Feuer bezwingen;
Sie achtet kein Leben, sie wählt sich den Tod,
Drum nimm es, o König, zurück dein Gebot,
Das wird dir nimmermehr Freude bringen.

Doch der König den harrenden Dienern winkt,
Und spricht den Befehl mit schäumender Lippe. —
Das Mädchen fest den Geliebten umschlingt,
Und der König den Zaudernden wieder winkt;
Da reißt sie den Jüngling zur höchsten Klippe,

Und stürzt sich mit ihm in die tobende Fluth,
Und über sie schlagen die Wellen zusammen.
Wohl kehrt sich in Jammer des Königs Wuth,
Doch schon verschlang sie die tobende Fluth;
Sie birgt, doch löscht sie nicht ewige Flammen!

An Houwald.

Im Januar 1800.

Schon wieder hat die Zeit mit raſchem Flügel
Ein Jahr den Brüdern zugeſellt,
Die ſie mit ewig unverletztem Siegel
In tiefen Grüften ſchlummernd hält;
Und mit ihm iſt in ew'ge Nacht begraben
So Luſt als Schmerz, der Liebe ſüße Gaben,
Und jeder beßre Augenblick.
Nichts kehret je zu Dir zurück!

So reiſſen raſtlos eilend ſich die Stunden,
So Jahre von der Gegenwart! —
Der Jugend goldne Sonne iſt geſchwunden,
Des Herzens raſcher Schlag erſtarrt;
Es hebt nicht mehr ein glühend heilig Leben
Den vollen Buſen jetzt mit leiſem Beben.

Mit rauhem Ernſt drängt das Geſchick
Das heiße Herz in ſich zurück.

Es ſieh'n die Wünſche, die wie leiſe Wogen
Des See's beſtrahlt vom Abendſchein
Des Jünglings Bruſt, ſich drängend, ſonſt umzogen;
Ein ſtiller Wunſch tritt für ſie ein:
Des Herzens heil'ger ungeſtörter Frieden,
Geduld noch für den kurzen Weg hienieden;
Und, wenn die letzte Stunde ruft,
Ein ſanfter Schlummer in der Gruft.

Die Liebe.

Im März 1800.

Schon ging die Sonne durchs Abendthor,
Es schleicht aus dem Thale die Nacht hervor,
Die Wellen rauschen im dunklen See,
Im Herzen wird mir so bang und weh!

Wo eilt ihr, Wolken, über mir hin?
O könnt' ich, ihr Wolken, mit euch ziehn!
Sie ziehn, sie eilen, Geliebte, zu dir,
O laßt den Einsamen doch nicht hier!

Es kommt vom Hügel der Wind so frisch;
Er säuselt durch das Erlengebüsch.
O möchtest du deine Flügel mir leihn,
Bald würd' ich bei der Geliebten seyn.

Wenn dann das blaue Auge mir lacht,
Dann wird es nicht finster, dann wird's nicht Nacht.
Die Lieb' ist ewiger Sonnenschein,
Ach könnt' ich, du Holde, nur bei dir seyn!

Unbekannte Sehnsucht.

Im April 1800.

Freundlich blickt die Sonne wieder
In das stille Thal hernieder;
Sanft umspielt der Wind die Wangen,
Tief im Herzen regt sich das Verlangen.

Und ich fühl' ein stilles Sehnen
Leise sich im Busen dehnen:
Möchte fort nach jener Seite,
Ins Weite, ins Weite!

Möchte mit des Windes Flügel
Schweifen über Thal und Hügel;
Oder, hoch emporgezogen,
Tauchen in des Aethers Wogen! —

Kann denn nichts dies Herz erfüllen,
Nichts das heiße Sehnen stillen,
Dieses Klopfen, und dies Beben,
Dieses Schmachten, dieses Streben? —

Schwinge stärker dein Gefieder,
Stürme, Wind, auf mich hernieder! —
Ha! schon hör' ich der Flügel Sausen; —
Näher und näher hör' ich ihn brausen.

Und er reißt mich tobend von hinnen,
Es vergehen mir die Sinnen.
Rastlos über entwurzelte Wälder,
Zertrümmerte Städte, verwüstete Felder.

Ha! dort dehnt sich nach jener Seite
Das graue Meer in unermeßliche Weite.
Hinunter in die unendliche Fluth!
Sie kühlt des sterbenden Herzens Gluth.

Und sie kommen, es rauschen und schwellen
Die weiten Wasser; es wogen die Wellen,

Sie ſchäumen,
Sie bäumen
Und bieten frech den Wolken die Spitze.
Da rollt's und kracht,
Und aus der hängenden Nacht
ergießen ſich ziſchend die zürnenden Blitze.

Drauf legt ſich Stille wieder auf die Wellen,
Von neuem will das Herz von Sehnſucht ſchwellen,
Ach könnt' ich fort, weit weit
Hin in die Unendlichkeit! — —

Was ſchweifſt du Herz ſo irr umher,
Und dennoch kann dich nichts erfüllen?
Ach flögſt auch über Land und Meer,
Doch wird es nicht die Sehnſucht ſtillen.

Du ringſt nach Freiheit, ringſt nach Licht,
Tief in der dunkeln Bruſt gefangen! —
Nur wenn der enge Kerker bricht,
Stillt Sehnſucht ſich und ſchweigt Verlangen.

Gute Nacht.

Den 28. Mai 1800.

Einſam träumend ſitz' ich hier;
Seh' die goldne Sonne ſinken,
Seh' die Blüthenzweige winken,
Und das Herz ſehnt ſich nach ihr. —

Mondſchein durch die Wolken bricht,
Rund umher liegt tiefes Schweigen;
Nur der Mond aus dunkeln Zweigen
Leiſe klagend zu mir ſpricht.

Gehe hin, du ſanfter Wind,
Spiele leiſ' um ihre Wangen,
Klage ihr mein heiß Verlangen,
Liebesbote, geh geſchwind!

Sieh, der Tag ist schon vollbracht!
Wenn die Sterne freundlich blinken,
Und die holden Augen sinken,
Flüstre leise: gute Nacht!

Hier oben ists schwül, Dort unten ists kühl.

Im August 1800.

Was saumst du Geliebter so lange!
Mir ist im Herzen so bange.
Die Wellen rauschen; es saust der Wind,
Die Nacht ist so finster, o komme geschwind!

Die Wogen drehen sich im Kreise;
Sie schlagen ächzend an den Strand,
Und Klagetöne dumpf und leise
Ziehn heulend über Meer und Land.

Was ist das? wie klingt es so traurig?
O weh! wie wird mir so schaurig?
Die Well' am Ufer mit Wuth sich bricht,
Ach Wilhelm! ach hörst du dein Mädchen denn nicht?

Da schlägt es zwölf und sieh! es steigen
Drei Zwerge aus des Meeres Grund
In Trauerflören, und sie neigen
Sich dreimal, doch es schweigt ihr Mund.

Und wieder theilen sich die Wogen,
Drei Frauen mit langem grünen Haar,
Die kommen langsam hergezogen
Und hinter drein der Diener Schaar.

O weh! vor den scheußlichen Zwergen
Wohin, wo soll ich mich bergen?
Ach Wilhelm! säume nicht! komm geschwind!
Errette dein zagendes sterbendes Kind!

Rufe nicht,
Hört dich nicht!
Tief schlummert er,
Im Haus von Krystallen,
Tief im Meer!

Harre nicht!
Kommt doch nicht.
Einmal gefangen,
Hilft kein Verlangen.
Was wir faſſen,
Woll'n wir nicht laſſen.
Willſt ihn ſehn:
Muſt mit uns gehn!
Wir können nicht weilen,
Hier oben iſt's ſchwül,
Wir müſſen eilen,
Dort unten iſt's kühl!

Darauf ſich alle dreimal neigen,
Und dreimal ſich im Kreiſe drehn,
Sodann ins Meer hinuntersteigen,
Ums Mägdlein war es ſchon geſchehn.

Die Schwalben.

Im September 1800.

Kehrt die Schwalbe von der Reise,
Hör' ich dann so gern
Wieder ihre alte Weise:
Frühling ist nicht fern!
Jedes Paar, das fortgeflogen,
Hat das alte Nest bezogen;
Treue Liebe sagt euch an,
Daß die schönen Tage nahn.

Wenn sich dann die Blätter falben,
Wird es winterlich:
Rufen eilig alle Schwalben
Auf die Dächer sich:

Fort! hier ist nicht länger Weilen!
Winter kommt! Wir ziehn, wir eilen!
Winter ist für Treue nicht;
Leben nur im Frühlingslicht,
Treue Herzen Frühlingslicht
Kennen Frost und Winter nicht.

Wenn im Zuge weggefangen
Eine Schwalbe ist,
Und im Käfig nun mit Bangen
Den Geliebten mißt:
Dann läßt Sehnsucht sie nicht leben;
Lieb' und Leid den Tod ihr geben.
Und dem Gatten bricht der Schmerz
Nah bei ihr das treue Herz.

Vergeblich.

Im September 1800.

Was willst du, liſpelnde Frühlingsluft,
Was buhlſt du um meine Wangen?
Was ſtreut ihr Bäume ſo ſüßen Duft,
Und wecket das Verlangen?
O laßt mich ruhn! das Herz iſt leer,
Das weckt kein Frühlingslüftchen mehr!

Was willſt du lächelnder Sonnenſchein?
Was ſprecht ihr, murmelnde Wellen?
Maiglöckchen lauten den Frühling ein,
Und alle Herzen ſchwellen,
Doch mich laßt ruhn! dies Herz iſt leer,
Das weckt der Frühlingsſchein nicht mehr!

Dir blüht' einſt wohl eine Blume hier,
Die du mir, Frühling, gegeben.
Sie iſt dahin! was giebſt du mir
Noch weiter, du armes Leben?
Drum laßt mich ruhn! das Herz iſt leer;
Ihr weckt das todte Herz nicht mehr!

Fahr hin.

Im October 1800.

Was rührst du wieder mit der kalten Hand
Du ödes Leben an das heiße Herz?
Zerreißest hart das süße Band,
Das Täuschung lindernd um die Augen wand,
Und rufst zurück den langverbannten Schmerz? —

So ist auf ewig dieser Lenz verblüht?
Erloschen dieser Liebe mildes Licht?
Die Sehnsucht, die im Busen glüht,
Die stumme Thräne, die dem Aug' entflieht,
Dies alles rührt dich, kaltes Leben, nicht? —

So nimm ihn denn, den süßen Frieden hin,
Der kurze Zeit mein Herz so sanft gewiegt,

Fahr' hin, du holde Täuscherin!
Leb ewig wohl; das Leben hat gesiegt!

Im Busen regt sich kein Verlangen mehr,
Mit Freuden trät' ich aus dem Leben aus.
Vergebens blick' ich um mich her:
Der Lenz hat abgeblüht; die Welt ist leer;
Und Friede wohnet nur im dunkeln Haus.

Phantasie.

Im November 1800.

Ich wandle einsam in der Nacht,
Wie still es um mich ist!
Die Sehnsucht wieder ist erwacht,
Und spricht zu mir, und flüstert sacht:
Wie du so einsam bist!

Du oben, stilles, mildes Licht,
O eile nicht davon,
Du weißt, warum das Herz mir bricht,
Denn du auch suchst und findest nicht —
Ach! nicht Endymion!

Gestorbner Freuden Schatten stehn
Auf aus Vergangenheit;

Und in des Haines Lispeln wehn
Die Stimmen selger Zeit;
Und hoch am Himmelsbogen
Auf hellbesäumten Wolkenwegen
Da stehen sie und ziehn
Vorüber, winkend mir, und flehn!
O wohl, wohl kenn' ich dich,
Du freundliche Gestalt,
Die dort vorüberwallt!
Was fliehst du mich?
Du lächelst? — ja! ach wohl, weit, weit
Ist sie geflohn die süße Zeit!
Und doch noch Thränen
Und heißes Sehnen?
Nie wird sie wiederkommen;
Auf ewig hat sie Abschied genommen!

Stern im Westen! was blickst du so traute
Auf mich her? —

Ach du bist der Stern der Liebe
Jetzt nicht mehr!
Geh, du sonst Gefährte süßer Stunden,
Geh zur Ruh!
Längst ist schon der Liebe Licht geschwunden;
Was weilest du?

Sonst fand zwei dein letzter Blick,
Jetzt find't er mich allein! —
Mit rauhem Ernst drängt das Geschick
Das heiße Herz in sich zurück,
Und läßt es seiner Pein!

Rübezahls Liebes-Abenteuer.

Ein Bruchstück.

1801.

Der Frühling kam auf seinen Schwalbenflügeln,
Und jauchzend zog ein Schwarm von jungen Freuden nach.
Es rief im Thal und auf den Hügeln
Sein liebend Wort die Schläfer wach;
Und alles schmückt sich voll Verlangen,
Den holden Gast recht festlich zu empfangen.
Der Blumen Schaar tritt schüchtern froh heraus,
Und streut ihm ihre Wohlgerüche aus,
Die Lüfte kosen sanft um seine Wangen.

In ihrem stillen Gärtchen sah dies Fest
Schön-Röschen sechszehnmal begehen.
Sie freut sich, daß der Winter es verläßt,

Und jetzt im Frühlingsputz die Blumen stehen;
Sie freut sich, wenn im hohen Klee
Die Winde neckend ihr den weichen Blüthenschnee
Auf Busentuch und Schürze wehen;
Doch denkt das gute Kind an weiter nichts dabei.
Im engeschloßnen Kreise drehen
Die Stunden sich um sie mit stetem Einerlei,
Kein ungestümer Wunsch und keine Sorge rollten
Die trüben Wellen um ihr unbefangnes Herz;
Sie kannte keinen andern Schmerz,
Als wenn die Mutter sie gescholten.

Doch jetzt, da sie der Apfelbaum
Am Fenster wieder grüßt mit kurzgeschmückten Armen
Da fuhrts ihr von den Augen wie ein Traum;
In unbekannter Gluth fühlt sie ihr Herz erwarmen,
Und dunkles nie gefühltes Sehnen
Den halb erblühten Busen dehnen.
Sie träumt, und weiß nicht was; ihr ist, sie wei
nicht wie,

Das schöne Auge schwimmt in Thränen,
Doch weinte sie so süße Thränen nie.
Oft sieht sie seine Bahn den Mond am Himmel ziehen,
— Sie sitzt in stiller Nacht allein —
Die Silberwölkchen scherzend vor ihm fliehen,
Und hüllen ihn muthwillig wieder ein.
Dann ists, als ging ein magisch Leben,
Ein wunderbar geheimnißvolles Weben,
Im dunkeln Garten hin und her;
Die Blumen treiben süß Verkehr,
Sie sieht, wie sie sich flüsternd neizen,
Wie liebevoll sich Baum mit Baum verflicht,
Und leise lispelts in den Zweigen,
Der Epheu nickend mit ihr spricht,
Die Gegenwart vermischt sich mit Erinnerungen,
Ihr volles Herz gießt sich in Tönen hin,
Sie singt ein Lied, so oft gedankenlos gesungen,
Jetzt findet sie gar tiefen Sinn darin.

Im Garten saß ich einst allein,
Und sang gar fröhliche Lieder,
Die Sonne sah so mild herein,
Der Frühling regte sich wieder.

Da kam die Liebeskönigin
In meinen grünen Garten,
Sie trat zu meinen Blumen hin,
Die freundlich ihrer harrten.

Und meinen Rosenknospen bot
Sie drauf zum Kuß die Wangen:
„Euch schenk' ich meiner Wangen Roth,
„Blüht auf, und weckt das Verlangen!"

„Und meiner Augen mildes Licht
„Das nimm Du liebliche Kleine,
„Dein Name sey Vergißmeinnicht,
„Und stille Sehnsucht Deine!"

Sie brach darauf ein Rosenpaar,
Sie kam mit schwebendem Schritte,
Und band mit einem goldnen Haar
Vergißmeinnicht in die Mitte.

Sie steckte sie mir an die Brust
Und küßte mich auf die Wangen, —
Da fühlt' ich wechselnd Schmerz und Lust
Und Sehnsucht und Verlangen.

Die ruhn im Herzen nimmermehr,
Sie treibens auf und nieder,
Wohl kehrt der Frühling wieder her,
Doch kommt die Ruh' nicht wieder. *)

Sie schweigt; das Köpfchen ist in ihre Hand gesunken,
Es wechselt schnell des Busens Ebb' und Fluth.

*) In Kinds Taschenbuch zum geselligen Vergnügen steht dies Lied abgedruckt mit einer Composition von Dehner für das Jahr 1820.

Sie sieht — die Wangen lauter Gluth —
Im Geist den Jüngling vor sich, der so trunken,
Die Seele ganz in seinem Blick,
Ihr gegenüber jüngst im hohen Dom gestanden. —
Da steht er noch, mit unsichtbaren Banden
Am Pfeiler festgekettet, von dem Glück
Sie anzusehn, berauscht an allen Sinnen;
Und als der Orgel Klang durch die Gewölbe bricht,
Die Chorgesänge laut beginnen, —
Er hört es nicht!
Und als der Priester drauf das Sanctus spricht,
Und in des Domes weiten Hallen
Die Gläub'gen nieder auf die Kniee fallen,
Er sieht es nicht;
Denn ihm im Herzen tönt ein andres Sanctus wieder,
Und nur zu ihren Füßen zieht's ihn nieder! —

Allein als Röschen durchs Gedränge
Der Thüre zu mit ihrer Mutter eilt,

Wie rasch er da die fromme Menge
Mit hastig schnellen Schritten theilt.
Er folgt von weitem nach, bis sie das Haus erreichen,
Und immer, wenn des Abends Rosen bleichen,
Die Nacht vom Lager sich erhebt,
Und ihren dunkeln Schleier webt,
Dann sieht sie ihn um ihre Thüre schleichen.

Hier fährt Schön-Röschen auf aus ihren Träumereien:

„Wie? könnt' er nicht hereingeschlichen seyn?
„Es schläft das ganze Haus,
„Und wahrlich, recht verwegen sah er aus!" —
Sie läuft, verriegelt ihre Thüre;
Dann lauscht sie, ob sich etwas rühre? —
Das Herzchen klopft. — Sie lauscht so ängstlich
Als ob sie gern etwas vernommen hätte, —
Allein kein Mäuschen rührt im ganzen Hause sich,
Und Röschen seufzt — und geht zu Bette. —

Auf leisen Socken tritt der Schlaf herein.
Die Träume, seine holden Knaben,
Sie fliegen still geschäftig aus und ein,
Und bringen ihre bunten Gaben,
Und weben schnell aus Mondenschein,
Weil sie in Eil nichts anders haben,
Des Jünglings Bild der schönen Schläferin
Zu ihren Füßen hin. —

Wie hold sie schläft? — Wie reizend ist sie doch!
Auf ihrer Stirn und ihren zarten Wangen
Ruht süße Kinderunschuld noch,
Doch auf den Lippen blüht schon das Verlangen.
Auch war's der Jüngling nicht allein,
Der sich in dieser Augen blauem Himmel
So tief verlor, und im Gewimmel
Von jung und alt, von groß und klein,
Ihr folgt' auf jedem ihrer Schritte,
Wenn sie nach frommer Sitte

Des Morgens früh zur Meſſe ging, —
O nein, ſogar in eines Geiſtes Buſen fing
Ein Blick von ihr, der ſich hineingeſtohlen,
Gewaltig Feuer, — — doch gemach!
Viel beſſer, ich erzähl' es Euch der Ordnung nach!
Allein vergönnt, ein wenig auszuholen.

In jener alten, alten Zeit
Da hauſt' in der Sudeten tiefſten Gründen,
Der Rieſenberge, die in rauher Herrlichkeit
Die Gränze Schleſiens begründen,
In ſelbſtgewählter Einſamkeit,
Vielleicht zur Büßung alter Sünden,
Ein wunderlich gelaunter Geiſt.
Großmüthig, ſanft, dem Leidenden ein Retter,
Der beſte Mann bei ſchönem Wetter,
Doch wenn den Rücken ihm die gute Laune weiſt,
Wenn dicke Nebel ihn umhüllen,
Bergſtröme ſeine Thäler füllen,

Wenn er den Schnupfen hat,
Und über seine schwarzen Grillen
Zu Hause brüten muß, anstatt
In freier Luft sie durch die Jagd zu stillen:
Dann ist im ganzen Geisterreich
An Bosheit ihm und Tücke keiner gleich.
Der eigensinnigste Geselle
Ein ausgemachter Schadenfroh,
Und wehe dem, der über seine Schwelle
Dann Hülfe suchend floh.
Da heißt er, um ihn erst zu kirren,
Den Fremdling ihm willkommen seyn,
Beut ihm in goldnen Bechern Wein, —
Allein mit einemmal umschwirren
Ein Dutzend Fledermäuse seinen Kopf,
Wie Gänse groß, so daß der arme Tropf
Vor Angst den Weg zum Munde nicht mehr findet;
Worüber sich der Geist dann kas ergötzt;
Doch wenn die Furcht den Hunger überwindet,

Der Fremdling ſich zum Mahl mit friſchem Muthe ſetzt,
Sieh da! im Augenblick verſchwindet
Tiſch, Eſſen, Wein, und Wirth mit einemmal,
Und Hohngelächter ſchallt im Saal.
Noch kann er viel vom Glücke ſagen,
Wenn er von unſichtbarer Hand,
Ganz ungeneckt und ungeſchlagen
Sich aus des Kobolds Hauſe fand.

Doch, wie geſagt, traf ihn zur guten Stunde
Auf ſeinem Waldgebiet' ein Pilger an,
Dann war er auf dem ganzen Erdenrunde
Der höflichſte, der beſte Mann.
Er hieß ihn freundlich mit ſich gehen,
Er führt ihn gaſtfrei in ſein Haus,
Er ließ ihn ſeine Schätze ſehen,
Und kramte alle Herrlichkeiten aus.
Und war der Gaſt dann ſatt, vom Schwelgen und vom Praſſen,
So wurd' er reich beſchenkt entlaſſen.

Doch lieh sich auf den unwirthbaren Höhn
Gar selten nur ein Pilger sehn.
Das schöne Thal, das zu der Riesenberge Füßen
Bescheiden seinen Reichthum legt;
Das, als ihr liebstes Kind, Natur und Kunst begrüßen,
Wo das Gewerbe sich mit rüst'gen Händen regt,
Von Lieblichkeit die Ströme überfließen,
Und wo die Nachtigall mit noch einmal so süßen
Und lieberollen Tönen schlägt:
Das schöne Thal umzog in jenen grauen Tagen
Mit schwarzer Nacht ein ungeheurer Wald,
Der Wölf' und Bären Aufenthalt;
Der Wanderer betritt mit Zagen
Den rauhen öden Pfad,
Eiskalte Schauer schlagen
Sich um sein Herz, sobald er naht,
Mit schwarzen Augen schaut
Die Furcht aus dunklen Büschen,
Und in des Bergstroms Tosen mischen

Sich des Entsetzens Stimme laut.
Wohl mancher, der den Weg genommen,
Ist nimmermehr zurückgekommen.
Kein Wunder, daß der Muth den Pilgern meist gebrach,
Sich durch Gefahr und Schrecken durchzuschlagen,
Die lauernd an dem Wege lagen;
Und unsern Geist, dem, Hirsch' und Bären nach
Rasch über Berg und Thal zu jagen,
Doch oft die Lust verging,
Und der auf seinem Ruhebette
Mit jemand gern sich unterhalten hätte,
Und niemand dazu fand, ihn fing
Die Langeweile an zu plagen.
Die Geister, die auf seinen Wink
Nur harren, gleich ihm alles zuzutragen,
Wonach sein Herz gelüsten mag,
Jedoch auf alle seine Fragen,
Auf alles was er spricht, den lieben langen Tag

In Unterthänigkeit ein Ja! und Nein! nur wagen,
Sie gnügen seiner Laune nicht;
Denn ohne Widerspruch zu sprechen,
Und, weil kein andrer unterbricht,
Aus Ueberdruß sich selbst zu unterbrechen,
Das ist auch selbst für Geister nicht. —
Da faßt ein Gnom', von Geist und Aff' ein Mittelding,
Ein klein Genie, dem's sehr zu Herzen ging,
Wie seinen Herrn die Langeweile quält,
Der faßt den Muth ihn anzugehen:
„Ich weiß es Herr, so spricht er, was Euch fehlt,
„Und darf ich mich in Demuth unterstehen,
„Euch einen Rath zu geben, so ergreift
„Einmal den Wanderstab, und schweift
„Ein Stückchen in die Welt; die finstern Grillen
„Die nehmen ihre trüben Brillen
„Dann von der Nase ab; die Langeweile läuft
„Gewiß nicht mit ohn' Euren Willen.

„Nicht übel dünkt mich, wär' ein junges Weib
„Für Euch zum Zeitvertreib.
„Ihr wärt vielleicht auf immer dann geborgen,
„Und dürftet wenigstens für Widerspruch nicht sorgen."

Des Vorschlags erster Theil gefällt,
Und als der junge Morgen kaum
Der alten Riesenberge Saum
Mit seinem Flammengold erhellt;
So trabt der Geist auf einem stolzen Rappen,
Begleitet von dem Gnom als Knappen,
Frisch in die Welt.

Wir lassen sie im schnellsten Fluge
Auf ihrem Ritterzuge
Durch Böhmen und durch Baiern gehn,
Ohn' uns nach ihnen umzusehn.
Manch Abenteuer kommt dem Paare in den Lauf;
Sie mögen nach Gefallen es bestehn,
Wir suchen sie in Wien erst wieder auf.

Dort sehn wir sie auf offnem Markt spazieren,
Theils gaffen, theils philosophiren;
Da unterbricht den Geist,
Der eben trotz Jean Jaque beweist,
Daß alle Laster, alle Schaden
Den Menschen die Gesellschaft aufgeladen
Und deshalb seine Einsamkeit sich preist,
Da unterbricht ihn eins von jenen Wesen,
Zu Störungen von jeher auserlesen,
Mit einem Wort', ein Mädchen reißt
Mit ihrer Augen Frühlings-Sonnen
Die Seel' aus dem Gespinnst hervor,
In das Philosophie sie eben eingesponnen.
Sie fliegt gleich einem Schmetterling hervor
Und gaukelt um des Mädchens Rosenlippen,
Den süßen Nectar einzunippen.
Sein Blick durchirrt der schönen Glieder Bau,
Wie klopft sein Herz? — und welch Entzücken
Strömt aus den Engelblicken.

Dies Auge, das durch sanften Thau
Ihm lächelt, aus des Himmels reinstem Blau
Hat's die Natur gebildet, daß Verlangen
Und daß Entzücken wechselnd ihn ergreift,
Daß seine Blicke sehnend an ihm hangen,
Und Himmelsahnung durch die Brust ihm streift;
Die Liebe barg darin ihr Schmachten,
Und auf den zarten Wangen fachten
Unschuld und Scham ihr heilig Feuer an.

Gefesselt steht der Geist, und wagt es nicht zu nahn,
Er läßt Schön-Röschen wie von Zephyrshauch getragen
Bei sich vorübergehn, —
Daß sie es war, darf ich Euch nicht erst sagen, —
Und traut sich kaum ihr nachzusehn.
An dieser Sonne war das Eis zerschmolzen,
Das seine Brust Jahrhunderte umwand,
Und Amor zog das Mädchen an der Hand,
Sein Netz hohnlächelnd um den Stolzen.

Seitdem wir Röschen in sich selbst geschmiegt
Von rosenfarbnen Träumen eingewiegt,
Auf ihrem Lager schlummernd ließen,
Hat auch die Liebe schon geschäftig Nacht und Tag
Den Jüngling, der im Traum zu Röschens Füßen lag,
Durch ihrer Zauberruthe Schlag
Ihr wachend zugeführt. Wie das sich zugetragen,
Das fragt mich nicht. Vielleicht ein Briefchen in die Hand
Verstohlen ihr gedrückt, voll süßer Klagen
Und heißen Flehns: des Herzens Brand
Mit einem Worte nur zu stillen,
So rührend, daß ein Herz von Stein
Bei dieser harten Liebespein
Selbst wider seinen Willen
Zum Mitleid sich erweicht —
Vielleicht, — doch weiter kein Vielleicht! —
Der brave Mann, der Röschens Haus erbaute,
Ließ in der Gartenwand ein Fenster schmal und klein

Dort fand der Abendstern, der durch die Gitter schaute,
Das holde Paar im trautesten Verein;
Die Nacht, der Liebenden Vertraute,
Sie hüllte schützend sie in ihren Schleier ein,
Und oft, wenn schon der Morgen thaute,
Schlich Röschen erst zurück ins Kämmerlein.

Der Platz war unbequem; ein enges Gitter trennte
Die beiden neidisch, und vergönnte
Den Durchweg kaum der Hand.
Die erste Liebe läßt mit Wenigem sich gnügen,
Sie setzt die Lippen schüchtern an den Rand
Des Wonnebechers, und mit kurzen scheuen Zügen
Schlurft sie das neue selige Vergnügen.
Sie fordert nicht; ein Blick ein leiser Druck der Hand
Was braucht es mehr, die Welt mit ihrem Tand
Und ihrer Wollust aufzuwiegen? — —

O süße, süße Zeit!
Wie steigt dein Bild
So hold und mild
Aus der Vergangenheit!
Wie Frühlingswehn durchzieht es meine Brust,
Es richtet sich empor das stille Sehnen,
An meinen Busen legt es wechselnd Schmerz und Lust,
Und giebt dem Auge süße Thränen.
Und durch des Haines Lispeln wehn
Die Stimmen sel'ger Zeit,
Und die Gestalten meiner Liebe stehn
Dort hoch am Himmelsbogen,
Als wollten sie mich zu sich ziehn,
So winken sie mir von den Wolkenwogen,
Ach, und entfliehn!
O wohl, wohl kenn' ich dich,
Du freundliche Gestalt
Die dort vorüberwallt!
Was fliehst du mich?

Du lächelst? — ja, weit, weit,
Ist sie gestohn die gute Zeit! —
Die schönsten Blüthen sind vom Leben abgenommen,
Der holde Lenz wird nimmer wieder kommen.

Wo war ich! — O vergebt, vergebt!
Laßt noch einmal in jenes Land mich kehren,
Das sich im Sonnenglanz aus duft'ger Ferne hebt.
Wie sehnsuchtsvoll mit kindlichem Begehren,
Die Seele nach dem heil'gen Boden strebt!
Und Blumenduft
Und Himmelsluft,
Der Bäche Murmelklang
Und Vogelsang
Auf lauer Winde Fittig schwebt,
Herüber und mit Macht fühl' ich mich hingezogen. —
Doch ach! dazwischen braust Vergangenheit, und hebt
Entgegen mir die dunkeln Wogen,
Und jenseits steht mit seinem Flammenschwert

Der Unschuld Engel da, und wehrt
Mit trübem ernstem Blick
Vom Eingang den Gefallenen zurück!

* * *

Wir ließen unser Paar an seiner Gartenwand.
Schön-Röschen reicht dem jungen Ritter
Die kleine seidne Hand
Zum Abschied noch einmal durchs Gitter.
Sie scheiden. — Noch ein banger Blick,
Und: gute Nacht! — daß sie sich trennen müssen!
Ach! nur noch einen Augenblick!
Der Jüngling kehrt zurück,
Er deckt die Hand mit tausend Küssen;
Noch einmal hören soll sie seinen Schwur,
Daß er sie ewig liebt; noch einmal will er nur
Den süßen Wiederhall von ihren Lippen locken. —
Schlaf wohl, schlaf wohl! die Worte stocken,

Die Lippen finden sich; es schlagen ihre Flammen
Im ersten Kuß zusammen! —

Da rauscht es plötzlich in den Zweigen
Und schwarze Nebelwolken steigen
An hundert Orten aus der Erd' empor,
Und aus der Nacht der Bäume schleicht
Ein heller Schein gespenstisch los und leicht
Und doch gestaltlos sich hervor.
Die Nebel gatten sich und ziehen
Um Röschen eine dichte Wolkenwand;
Sie ahnet Böses, will entfliehen, —
Da fühlt sie sich von unsichtbarer Hand
Mit Riesenkraft umspannt,
Und sieht trotz allem Widerstreben
Sich bald auf einem Wolken-Wagen schweben.
Sie ruft um Hülfe den Geliebten an,
Der Ritter hört die so geliebte Stimme,
Er faßt das Schwert im wilden Grimme,

Und klimmt die Mauer rasch hinan, — —
Da faßt den wunderbaren Wolken-Kahn
Der Sturm, und treibt ihn durch des Aethers Meer
Mit ungestümer Eile vor sich her.

Hier war nicht Zeit zu klagen und zu saumen,
Der Ritter eilt und läßt das Roß sich zäumen,
Jagt auf gut Glück der Richtung nach,
Nach der der Nebel hingeschwommen,
Er reitet so den ganzen Tag,
Läßt seinen Klepper kaum zu Athem kommen,
Ruht in der Nacht kaum ein Paar Stunden aus,
Und trabt, nachdem er noch in einem Kohlerhaus
Den guten Rath mit auf den Weg genommen:
Tief in der Böhmischen Gebirge Schooß
Die weise Frau um Rath zu fragen,
Er trabt mit frischem Muth auf die Gebirge los,
Und immer höher fängt das Herz ihm an zu schlagen,
Und als sich zitternd durch der Tannen Nacht

Des Tages erste Strahlen wagen,
Da thut der Wald sich auf und sieh, es ragen
In ihrer Nebel-Pracht
Die Riesenberg' empor. — Im Vordergrunde lagen
Zwei Hügel, wo, von Felsen überdacht,
Die weise Frau den Wohnsitz aufgeschlagen.

Der Ritter hält vor einem schmalen Damm,
Und sieht an einem hohlen Eichenstamm,
In dem sich manch Jahrhundert schon gebettet,
Ein ehern Becken festgekettet.
Er schlägt daran mit seinem Degen,
Und alsbald kommt dem dumpfen Schall
Tief aus der Eiche Bauch als Wiederhall
Ein schreckliches Geheul entgegen;
Doch steigt getrost der Ritter in den Schlund,
Der in den Stamm sich in die Erde wühlet,
Und als er wieder ebnen Grund
Fest unter seinen Füßen fühlet,

Da zieht ein schwacher Dämmerschein
Ihn tiefer in die Höhle noch hinein,
Und sieh, von ihrem Lager heulend raffen
Sich sieben Wölfe auf, und stürzen auf ihn ein.
Er greift behend nach seinen Waffen —
Da tritt ein dicht verschleiert Weib herein,
Und grinsend legen sich die wilden Hunde nieder.
Der Ritter tritt an die Verschleierte heran,
Erzählt ihr, was wir wissen, wieder,
Und fleht: ob sie nicht sagen kann,
Wo Röschen hingekommen,
Und wer sie ihm so freventlich genommen?
Er fleht sie dreist um Hülfe an.
Die weise Frau hebt ihren Schleier
Vom ernsten, milden Angesicht,
Und lächelt ob dem Feuer,
Womit der Jüngling zu ihr spricht:
„Der Frevler, hebt sie an, das Ungeheuer,
„Das Deine schöne Braut

„Genommen, hauſt auf der Gebirge Kette,
„Die dieſe Thäler überſchaut,
„Und wenn Dir nicht vor ſolchem Wagſtück graut,
„So eile hin und rette
„Dein Röschen! Du haſt nicht umſonſt auf mich gebaut,
„Und meine Hülfe ſoll an Deiner Seite ſtehen;
„Jetzt fort! erklimme des Gebirges Höhen,
„Sie liegen zwiſchen Dir und Deinem Glück,
„Erſt jenſeits wirſt Du die Geliebte ſehen,
„Und in das wald'ge Thal, das dann vor Deinem Blick
„Sich auseinander rollt,
„Steig raſch hinab, und wenn des Abends Gold
„Sich rings umher ergießt,
„So gieb dies Roſenblatt den Lüften,
„Und folg' ihm unverdroſſen und geſchwind,
„Dort wo es liegen bleibt, da wohnt in tiefen Klüften
„Der Abendwind,

„Der Liebenden nie etwas abgeschlagen,
„Der, wenn ein Mädchen einsam ist,
„Gern ihr die Klagen von den Lippen küßt,
„Sie dem Geliebten zuzutragen.
„Er ist ein sanfter stiller Knabe,
„Aus seinem Winterschlafe weckt
„Der Frühling ihn mit seinem Zauberstabe,
„Dann wiegt er sich auf Blumen, und versteckt
„Sich mit der Nachtigall in dunklen Schatten,
„Schlüpft leise durchs Gebüsch, wo sich die Vögle
gatten,
„Geht freundlich in den Thälern hin und her,
„Und ruht sich aus auf grünen Matten.
„Vor ihm enthülle Dein Begehr,
„Er wird Dich unsichtbar umschweben
„Und Dir vielleicht die beste Hülfe geben.
„Was Dir noch weiter etwa nützt,
„Schließt dieses kleine Käsichen ein!
„Leb' wohl! Der Muth, der aus dem Aug' Dir blitzt

„Laß Deinen Führer seyn;
„Mit ihm steht die Natur im Bunde,
„Und ihre Kräfte sind ihm unterthan,
„Nichts giebt es auf dem weiten Erdenrunde,
„Was fester Muth nicht auch erreichen kann.
„Nichts braucht er von der Gunst des Schicksals zu erbitten,
„Gefesselt folgt das Glück ihm nach auf allen Tritten.

Verse aus den Kartenblättern.

Im Januar 1801.

I.

Wer weckt mit seinen Klagen
Des Waldes Wiederhall?
Willst du dein Leid mir sagen,
Du süße Nachtigall?

Du sprichst zu meinem Herzen;
Es hört voll Sehnsucht zu.
Ich fühle deine Schmerzen,
Ich leide so wie du!

Laß unser Leid uns sagen,
Du süße Nachtigall;
Es töne unsern Klagen
Des Herzens Wiederhall!

II.

In unsern Blüthetagen
Da lächelt nur das Glück,
Da tönt auf unsre Fragen
Das Leben hold zurück.

Bald geht der Pfad mit Neigen
Durch öde Wüsteneien;
Die holden Stimmen schweigen,
Und lassen uns allein!

Dann scheint in unsre Herzen
Wie Luna, klar und mild,
Zu lindern ihre Schmerzen,
Des Freundes sanftes Bild.

III.

Wer klopft so leis' an meiner Zelle?
Wer ist's bei später Nacht? —
Die Liebe sitzt auf deiner Schwelle,
Und bittet, aufgemacht!
Ich bringe süße Spenden,
Sie lindern alle Pein;
Ich will dein Sehnen enden,
Drum laß mich schnell hinein!

Was weckst du wieder das Verlangen
In meiner stillen Brust?
Ach! deine Blumen bergen Schlangen
Und bald welkt deine Lust.
Was auch dein Mund versprochen:
Ich lasse dich nicht ein.
Du hast dies Herz gebrochen,
Wer wird sein Tröster seyn? —

Da klopft es wieder an der Zelle.
Wer iſt's bei Mitternacht? —
„Der Tod, der Tod ſteht auf der Schwelle,
Und fordert: aufgemacht!
Ich bringe keine Gaben;
Ich bringe dir blos mich.
Zwei ſchwarze Männer graben
Ein Haus für mich und dich.

Du letzter Troſt, o ſey willkommen!
Mach auf dein ſtilles Haus!
Die Welt hat alles mir genommen,
Ich trete gern hinaus.
Es bannt das trübe Sehnen
Des Todtengräbers Spruch;
Die letzten Kummerthränen
Verwiſcht das Leichentuch!

An Jenny,

als sie verlangt hatte, ich sollte ihr schreiben.

Den 1. Januar 1801.

Ich soll zum neuen Jahr Dir schreiben?
So nimm denn dies Gedicht aus meinen Händen an;
Es mag Dir zur Erinnrung bleiben,
An den, der nimmer dich vergessen kann.
Dein Leben sey so heiter und so hell
Als dieses Jahres erster Morgen;
Wie Stunden in der Liebe Arm, so schnell
Verflieh' es ohne Schmerz und Sorgen.
Und o! daß stets in Deiner Jugend Kranz
Die Liebe Rosen nur, nicht Dornen flöchte,
Daß sie Dir immer lächeln möchte,
In goldner Stunden Reihentanz!

Was kann dem armen Sterblichen dies Leben
Wohl ſüßeres als treue Liebe geben?
Wir ſah'n ſie hold am Lebenswege ſtehn,
Sie führte lächelnd uns zuſammen,
Und weckt in unſern Herzen ſanfte Flammen.
Doch wird ſie lange noch an unſrer Seite gehn? —
Ach bald vielleicht, bald ſchlägt der Trennung Stunde,
Und bald hörſt Du aus meinem Munde,
Wenn mir das Herz vor Schmerzen bricht:
Leb' ewig wohl! vergiß mein nicht!
Dann werd' ich oft mit ſchmerzlichem Verlangen
Mich ſehnen, Dich voll Liebe zu umfangen;
Doch ach! Du biſt nicht da,
Wenn jene Stunde ſchlägt, wo ich ſo oft Dich ſah,
Dann wird mein Auge ſich mit Thränen füllen,
Und am geliebten Schattenbild von Dir —
Du gabſt es einſt zum Angedenken mir —
Wird meine Sehnſucht ſich mit heißen Küſſen ſtillen. —
Dein Bild wird immer um mich ſeyn,

Und wie ein guter Engel mich umschweben.
Und fühlst Du einst beim sanften Mondenschein
Ein leises Ahnen Deinen Busen heben,
Wenn Du Dich still in die Vergangenheit verlierst,
Und dann ein lindes sanftes Wehen,
Wie einen leisen Kuß auf Hand und Lippe spürst:
Dann zweifle nicht, das ist mein Geist,
Der Freud' und Frieden Dir verheißt,
Und leise mahnend zu Dir spricht:
Vergiß mein nicht!

Selbstmord.

Im Mai 1801.

Die Sonne stirbt, getaucht in Blut;
Der Sturm entfaltet heulend seine Flügel;
Der Himmel stürzt in wilder Fluth;
Entsetzen rauscht um diesen Tannenhügel.

Willkommen süße Harmonie,
Zu der, dem Zorn des Himmels zu Gefallen,
Die Hölle ihre Stimmen lieh!
Ich fühle dich im Herzen wiederhallen!

Ja heule Sturm! und stürze Fluth!
Das Thal mit deinen Wogen anzufüllen,
Zu kühlen dieses Busens Glut,
Und diesen Durst auf ewig mir zu stillen!

Wer rief mich aus dem finstern Nichts
Auf diesen düstern Schauplatz fader Träume,
Zum Kampf des Dunkels und des Lichts?
Wer riß des Wurmes Leben aus dem Keime?

Wer warf mich auf dies blut'ge Meer
Zum willenlosen Spiele falscher Wellen?
Der lecke Nachen treibt umher,
Um bald an schroffen Klippen zu zerschellen.

Wer zwang mich denn ein Mensch zu sein,
Dies Mittelding von Teufel und von Affen,
Zu seiner eignen Qual allein
Im Zorn der launigen Natur erschaffen?

Nein rasch hinaus den letzten Schritt!
Hinweg von dieser blutgedüngten Erde,
Wo jeder Fuß auf Bruderasche tritt!
Du winkst mir, Tod, mit lächelnder Geberde!

Die freie Hand ſchließt auf die Bruſt,
Auf ewig dieſem Herzen Ruh zu geben:
Es ſtößt mit nie empfundner Luſt
In rother Fluth hinweg das feige Leben.

Epigrammen.

Im Juni 1801.

I.

Veit.

Da hört' ich euch, Gevatter Kunz, so eben,
Der Pastor hätt' ein Buch herausgegeben
Das Epigrammen betitelt ist.
Was sind denn das für Dinge: Epigrammen?

Kunz.

Ganz kurze Gedichte, daß ihr's wißt,
Worin das letzte Wort das Beste ist.

Veit.

Aha, nun reim' ich mir's zusammen!
Er hält ja alle Sonntag' Epigrammen.

2.

Richter.

Ja Ihr Prozeß ist nun zu Ende;
Für Sie verloren! — Das Gesetz gebot!
Ich wasch' in Unschuld meine Hände.

Client.

Das Waschen thäte freilich Noth;
Doch wenn sich nur das Wasser fände.

3.

Heut starb Anirnt, und ward noch selbst im Sterben
Ein Muster frommer Zärtlichkeit:
Denn bis zum letzten Seufzer that's ihm leid,
Vor seiner Frau den Himmel zu ererben.

4.

S**** hätt' auf seiner Bahn Unsterblichkeit erworben,
Wenn er nicht unterwegs vor Hunger wär' gestorben.

Verlangen.

Den 28. Juni 1801.

Drei kurze Monden sind wie leichter Schaum
Im großen Strom der Zeit dahingezogen.
Ich kam von bunten Hoffnungen umflogen;
Und — kannte, wie Ulyß, die Heimath kaum. —
Umgaukelt von der Liebe Morgentraum,
Trank ich aus jener Lethe kühlen Wogen;
Doch lange ward die Sehnsucht nicht betrogen;
Sie winkt mir an des Himmels fernstem Saum.
Dort hebt, von zauberischem Duft umfangen,
Aus blauer Ferne sich ein fremdes Land,
Ein frischer Wind umspielt des Pilgers Wangen,
Die Wimpel wehn, die Segel sind gespannt!
Und wieder frag' ich dich, du fremdes Land:
Stillst du in blauer Ferne mein Verlangen?

Eins, zwei, drei, vier!

Im August 1801.

Wenn des Abends Rosenflügel
Um die dunkeln Wälder wehn,
Will ich über Thal und Hügel
Hin zu meinem Liebchen gehn.
Eins — zwei — drei — vier:
Ach, noch kann ich nicht zu ihr!

Ruft ihr endlich, träge Uhren,
Leicht und still wie Abendwind
Eil' ich durch den Thau der Fluren,
Klopf' an Liebchens Thür geschwind.
Eins — zwei — drei — vier!
Also klopf' ich an die Thür.

Eines Freudenhimmels Pforte
Oeffnet sich die kleine Thür.
Süßes Mädchen! keine Worte,
Küsse sprechen einzig hier!
Eins — zwei — drei — vier?
Nein, unzählbar küssen wir!

Liebe schlingt uns fest zusammen;
Wir geborchen dem Gebot,
Und in ihren Opfer-Flammen
Sterben wir den schönsten Tod!
Eins! zwei! drei! vier! —
Mund! verstumme selig hier!

Der Traum.

Im August 1801.

Ich lag im Schatten kühler Bäume,
Da sank der stille Schlaf auf mich,
Und mich umflogen bunte Träume,
Ich wachte auf, und rufte Dich.

O könnte Dir mein Mund es sagen,
In welches süße Zauberland
Mich dieser goldne Traum getragen,
Mir von der Liebe zugesandt!

Die Sonne sank; und hehr und leise
Schritt schon die braune Nacht herauf.
Ich kam von einer weiten Reise
Und bald vollendet war mein Lauf.

Da sah ich, meinem Pfad zur Linken,
Durch hohe Bäum' ein zierlich Dach
Im Strahl der Abendsonne blinken,
Ich ging dem Pfad zur Linken nach.

Ein Meer von tausend Wohlgerüchen
Schlug seine Wellen rund um mich;
Der Nachtigallen Lieder schlichen
In meine Brust voll Sehnsucht sich.

Und sieh! im Kreis von hohen Bäumen
Da saß, auf einer Bank von Moos,
Ein junges Weib in stillen Träumen,
Ein holdes Kind auf ihrem Schoos.

Sie kam mit freundlich milden Blicken,
Und schnellen Schritten auf mich zu;
Und dieses Weib — o welch Entzücken!
Dies Weib — Du warst es, Jenny, Du!

Da nimm, sprachst Du, aus meinen Händen
Dies Kind des Schmerzens und der Lust!
Ich nahm das Kind aus Deinen Händen,
Und schloß Dich selig an die Brust.

Die Reisenden.

Im September 1801.

Schnell segeln die Wolken, sie eilen, sie fliehn,
Vom stürmenden Winde getrieben;
So eilen wir flüchtige Pilger dahin.
Wo ist die Heimath geblieben?
Fahr' hin, fahr' hin du treues Land!
Zum letztenmal winkt dir des Scheidenden Hand.

Die Blätter fallen, der Sommer zieht fort,
Nach Süden die Schwalben ihn tragen.
Wir folgen, wir eilen von Ort zu Ort,
Als wollten wir ihn noch erjagen.
Rasch, eh' des Lebens Sommer verglüht!
Vielleicht, daß im Süden ein Lenz uns noch blüht.

Der Dieb.

Im December 1801.

Komm Mädchen, setz' dich zu mir her,
Ich will Dir was erzählen:
Es schleicht ein Bub' im Land' umher,
Und stiehlt, was nur zu stehlen.

Das Knäbchen ist gar wunderschön;
Man läßt sich leicht verführen.
Läßt Du Dein Thürchen offen stehn,
Wirst Du den Schalk wohl spüren.

Er stiehlt nicht mit Gewalt, er stiehlt
Mit Tändeln und mit Scherzen;
Doch ist's kein Geld, wonach er zielt,
Der Bube stiehlt nur Herzen.

Vor wenig Tagen hat er mir
Mein eignes Herz gestohlen,
Und lächelnd wies er hin nach Dir,
Dort möcht' ich's wiederholen.

Drum, liebes Mädchen, laß ich mich
Auf meine Kniee nieder:
Gieb, holdes Kind, ich bitte Dich,
Mein armes Herz mir wieder!

Doch, Schelmenaug', gefällt es Dir,
Noch mehr damit zu schalten,
So gieb das Deine mir dafür,
Dann magst Du mein's behalten.

Ein Traum.

1801.

Als ich neulich dem Verlangen,
Mich des frischgeschmückten Maien
Und der Frühlingsluft zu freuen,
Vor dem Thore nachgegangen,
Fühlt' ich unterm Weidenbaum,
Dessen Zweige nah' am Saum
Jener Straße niederhangen,
Mich von lindem Schlaf umfangen.

Und mir schien es, träumt ich da,
Daß ich weit in fremdem Lande
Hoch auf Bergen stand am Strande
Und ins Meer hinunterfah.
Und der Sturm hatt' es ergriffen,

In der Tief' es aufgeweckt,
Ließ die weiß besäumten Wellen
An den schwarzen Felsenrissen
Prasselnd auseinander schellen;
Und so weit das Meer sich streckt,
War's besä't mit tausend Schiffen,
Wohl auch drüber oder drunter,
Die bald in die Wolken griffen,
Bald sich wühlten tief hinunter
Auf den Grund von Nacht bedeckt.

Viele sanken; alles Leben
Das auf ihnen sich geregt,
Mußte sich dem Tod ergeben,
Den das Wasser tückisch hegt.
Manchen aber war's gelungen,
Sturm und Wege war bezwungen,
Und das sichre Land errungen;
Und ich sah ein Völklein hie

Kaum entronnen den Gefahren,
Triefend noch an Kleid und Haaren:
Dieser weinte, jener schrie;
Andre dort, die klüger waren,
Sparten Arbeit nicht und Müh,
Noch zu retten was ihr eigen,
Auch wohl fremdes ihm zu paaren.
Ruhig und in ernstem Schweigen,
Seitab von den regen Schaaren,
Kennt' ich einen nur gewahren;
Deutlich war's ihm anzuschau'n,
Daß um nichts der Mann ist kommen,
Dem nicht auch das Selbstvertrau'n
Und die innre Kraft genommen.

Endlich weiter hin am Strande
Sah ich noch ein Häuflein stehn,
Gierig wühlend in dem Sande,
Achtend nicht des Sturmes Wehn,

Nicht des Unglücks Hülfe flehn,
Denn sie fanden in dem Sande
Reiche Muscheln, die am Strande
Wilde Fluthen warfen hin:
Edle Perlen glänzten drin. —
Als ich nun mich hin gewendet,
War mein Schlaf und Traum geendet,
Und ich sahe einen Wagen,
Dem vier Rosse vorgespannt —
Drinnen saß ein reicher Fant —
Rasch bei mir vorüber jagen.
War ein Bauer mir zur Hand;
Wollt' ich doch den Bauer fragen,
Ob der Herr ihm nicht bekannt?
Und ich hört' ihn seufzend sagen:
Ja, es ist ein Lieferant!

Epiſtel an Krauſe in Baireuth.

Im Juni 1802.

Ein leiſer Ruf aus fernem Lande!
Vernimmſt du gern den wohlbekannten Ton?
Er kommt von Deiner Saale Strande.
Wie ferne ſind die Stunden ſchon,
Die wandelnd uns geſehn an ihrem Wieſenrande!
Wie weit iſt, ach! die gute Zeit geflohn!
O könnt' ich doch dies Blatt den Lüften geben,
Die ſpielend meine Locken heben,
Daß ſie zu Dir es führten, wenn vielleicht,
Biſt Du allein im ſtillen Haine,
Mit leiſem Fuß im Abendſcheine
Sich die Erinnerung zu Dir ſchleicht,
Und zu Dir ſpricht, wie Nachhall ferner Flöten,
Und mancher ſüße Traum der grünen Nacht entſteigt.

Daß sie Dirs dann vor Deine Füße wehten,
Mit andern Blüthen, die ein Nordwind abgestreift,
Du würdest es vielleicht mit frohem Staunen lesen;
Des Jünglings Bild, der jetzt zum Manne schon gereift,
Erschiene Dir in der Erinnerung Dämmerlicht,
Und spräche: Sieh, Dein Freund vergaß Dich nicht.

Zum dritten Male schon sah ich den Frühling sprossen,
Seitdem wir uns zum letztenmale sahn.
Der Jugend Morgen ist verflossen,
Zum Mittag eilt die Sonne rasch hinan.
Und nicht mehr wenn die ersten Knospen schwellen,
Spricht mich ein höh're Daseyn freundlich an:
Umhergeworfen auf des Lebens Wellen,
Will mir der süßen Traumgestalten keine nahn,
Die sich zum Jüngling gern gesellen.
Der ernsten Wahrheit weicht der Dichtung süßer Wahn.

Des Bösen habe ich viel, des Guten mehr erfahren.
Des Schlechtern sah ich auch, des Schönen mehr.
Ich sah den Rhein, als führt' er seine Wogenschaaren
Zum Kampfe mit den Unterdrückern her,
Sie furchtbar, donnernd laut, weg über Felsen reißen,
Mir war's, als trüg' auf seinem weißen
Beschäumten Rücken er mein eignes Leben hin.
Ich sah mit still bewegtem Sinn
Im See mit waldbedeckten Hügeln,
In jenen See, der Tell'n zur bessern Freiheit trug,
Der Jungfrau hohe Stirn sich spiegeln,
In die kein Menschenfuß noch seine Spuren schlug;
Und auf des Rigis königlichem Rücken
Ward schwimmend in des Abends süßgem Gold
Und unabsehlich meinen Blicken
Der Alpen starre Welt entrollt.
Und weiter ward ich fort von Schaubegier getrieben.
Ich sah die Bühne, wo ein ungeheures Spiel

Zwölf Jahre schon gespielt, und noch kein Vorhang fiel;
— Wo sind der Spieler Tausende geblieben? —
Den Corsenjüngling sah ich, der Bewundrung werth,
Der seinen Namen mit dem Schwert
In der Geschichte lautes Erz geschrieben.
Aus Marmor sprach zu mir der Griechen hoher Geist,
Und ihre Götter sah ich staunend um mich stehen;
Und bald so mild, wie Frühlingswinde gehen,
Bald wie der Sturm die Eichen niederreißt,
Fühlt' ich Begeisterung durch meinen Busen wehen,
Als ich vor Raphaels und Guidos Schöpfung stand,
Die ihre Farben nur des Himmels lichten Höhen,
Der armen Erde nicht entwandt.

Ich kehrte heim; nicht wie ich fortgegangen
Kehrt' ich zurück ins teutsche Vaterland.
Aus meiner Seele war das heftige Verlangen
Nach immer Neuem weggebannt,
Und freundlich war darin der Glaube aufgegangen:
Das Glück wird nicht auf fremder Flur gefangen;

Es sucht von selbst den häuslich stillen Heerd,
Es bleibt an keinem Schimmer hangen;
Wen Lieb' und Freundschaft fest umschlangen,
Bei dem ist's immer eingekehrt.
Kommt wieder her zu uns der holde Lenz gezogen,
Dann kommt die Schwalbe mitgeflogen,
Und baut das lang verlaßne Nest.
So kam ich auch aus fernem Lande wieder,
Und lasse da mich mit dem Frühling nieder,
Wo sich's am besten bauen läßt.
Die Liebe hat sich heimlich eingefunden;
Sie schlingt um mich ein unauflöslich Band;
Mit manchem Edeln bin ich eng verbunden:
Reichst Du mir nicht auch wieder Deine Hand?
Mein Herz hat Deiner nicht vergessen,
Die Hand vergaß Dich nur allein.
Willst Du es ihr vergeben und vergessen?
Ich biete Dir die Rechte; — schlägst Du ein?

Hannchen.

Am 31. März 1803.

Wie alte Freunde kommen aus dem Hain
Des Waldhorns Töne her zu mir gezangen;
Mit ihnen ziehen Sehnsucht und Verlangen
In meine Brust auf's neue ein.

„Verlangst du mit der Welle hin zu fliehn,
Und dich im Meeresschooße zu verlieren?
Soll dich der Wind auf jenen Wolken führen,
Die fort in fremde Länder ziehn?"

„Verlangst du nach der süßen Nachtigall?
Willst mit dem Frühling durch die Wiesen gehen,
Und nach den zarten Blumenkindern sehen,
Und mit ihm ruhn am Wasserfall?"

Die Welle flieht, doch flieht sie nicht zu ihr,
Und weilet spielend nicht zu ihren Füßen!
Die Wolken dursen jenes Land nicht grüßen,
Wohin die Gute ging von mir.

Und kommt der Frühling wieder zu uns her,
Werd' ich nach meiner Blume trauernd fragen,
Und trauernd wird die Nachtigall mir sagen:
Die süße Blume ist nicht mehr!

Die Erde nahm und läßt sie nimmer los;
Kein Sehnen, kein Verlangen bringt sie wieder.
Drum schlag ich flehend meine Augen nieder:
O nimm mich auch in deinen Schooß!

An Dem. Malcolmi.

Nach der Aufführung der Jungfrau von Orleans in Weimar.

Im April 1803.

Wenn herrlich nun dein Werk vollbracht hienieden,
Die Erde flehet unter deinen Füßen,
Der Engel Schaaren dich als Schwester grüßen,
Du ſtatſt, auf deinem Antlitz Gottes Frieden;
Da regts gewaltig ſich in jeder Bruſt,
Und jeder, jeder wünſcht mit dir zu ſterben,
Mit dir zu theilen deinen kurzen Schmerz,
Mit dir die ewge Freude zu erwerben!
Doch leiſe, leiſe flattert mir mein Herz: —
Vergieb, du Heilige! ich kann nicht widerſtreben; —
Ach! größre Seligkeit wärs doch, mit dir zu leben!

Bruchstücke aus einer unvollendeten Epistel.

1802. — 1803.

Wenn sich in meinem dumpfen Herzen
Die Langeweile mit dem Mißmuth setzt,
Und mit dem schwarzen Dienertroß der Schmerzen,
Die Krankheit fröstelnd sich an meine Seite setzt,
Dann liegt vor mir die Schöpfung trüb und kalt,
Wie dräut des Lebens feindliche Gestalt,
Ich seh den Menschen unter Schicksals Füßen,
Die Schuld, daß er geboren, büßen,
Und keines Jenseits Palmen wehn. — — —

— — Mich soll ein ew'ger Schlaf mit seinen Flügeln
decken!
Kein zweiter Traum, den man hier Leben nennt,
Soll mich mit seinen Gaukelbildern necken!
O, wer dieß hohle Leben kennt,
Soll der nicht seinen Arm dem Schlaf entgegen-
strecken,
Der ihn auf ewig von ihm trennt?
Wer ist's, dem, wär er einmal abgegangen,
Das jämmerliche Puppenspiel
So sehr gefiel,
Daß er es wünscht von neuem anzufangen,
Und noch einmal von einer Hand,
Die wir nicht kennen,
Du magst sie Schicksal, Gott, du magst sie Zufall
nennen,
An ihrem eisern Gängelband
Geleitet, fortgestoßen, seine Rolle
In einem Schauspiel ohne Plan und Ziel,

Im Purpur oder grober Wolle,
Wie es der unsichtbaren Hand gefiel —
Auf einem andern Schauplatz fortzusetzen?
Ich wünsch' es nicht, und mild spricht die Natur —
Nur denen schrecklich, ihnen nur,
Die niederfielen vor dem Götzen,
Dem Leben kläglich aufgestellt,
Um seine Sclaven fester zu umnetzen —
Sie spricht: erforschet diese Welt,
Fragt nach dem Wort, das sie zusammenhält:
Zerstörung! wird sie euch zur Antwort geben;
Nur die Zerstörung zeugt das Leben.
So muß auch ihr vergehn,
Und euer Leben gebt ihr dem Staube wieder.
Was in euch denkt und schafft, was aus des Himmels Höhn
Den Blitz gefesselt zog zur Erde nieder,
In den geheimsten Bau der Welt gedrungen ist,
Und kühn die Bahn der Schwesterwelten mißt,

Die sich durch ungeheure Fernen drehn,
Es muß mit euch vergehn!
Denn eins ist es mit euch, und was ihr Seele nennt,
Ist eine Handvoll Thon, von Künstlerhänden
Zum wundervollen Prunkgefäß gebrennt:
Doch die Zerstörung winkt, die kurze Pracht zu enden,
Und wieder ist es was es war: es sinkt
In der Verwesung Arm. Denn nimmer ringt
Von ihr das Irdische sich los,
Und euer stolzes Jenseits schlingt
Die Erde nimmersatt in ihren finstern Schoos.
Und doch — und doch — wie bebt das Herz vor dieser kalten,
Hohnsprechenden Vernunft, und was sie spricht,
Das Herz, es glaubt ihr nicht.
Der Hoffnung heitre Morgenröthe bricht
Durch dunkler Gräber Spalten;
Geschäftig zaubert Fantasie,

Dem Stolze dienend und der Furcht, Gestalten,
Wie Guidos Pinsel sie der Leinwand lieh,
Auf jenen düstern Nebeldust,
Der unsre Zukunft nie durchdringen deckt,
Schlägt eine Brücke über jene Kluft,
Die zwischen hier und Jenseits sich gestreckt,
Und schmückt selbst diese Welt, dieß weite Leichenhaus,
Mit ihren hellen Blumen aus.
Mag die Vernunft doch Lügnerin sie nennen:
Weg mit der trostlosen Vernunft!
Ich will mich zu der Narren großer Zunft,
Der Glücklichen, bekennen.
Weg mit der trostlosen Vernunft!
Um dessen Stirn sein ehern Band
Der Wahnsinn festumstrickend wand,
Ach, er ist glücklich! nehmt ihm seinen Wahnsinn nicht!
Er spielt mit Scepter und mit Kronen.

Er schmückt sein Haupt mit goldpapiernen Kronen —
O nehmt ihm den mitleid'gen Wahnsinn nicht!
Musik däucht ihm das Klirren seiner Fesseln,
Und dieser Kranz von Disteln und von Nesseln,
Den er mit Wohlgefallen sticht,
Dünkt ihm von Rosen, die die Liebe bricht.
Er schmücket seiner Klause düstre Wände
Mit bunten Farben, nennt es seinen Himmel dann,
Und faltet andachtsvoll die Hände,
Und betet seines Wahnsinns Schöpfung an.
O, was auch die Vernunft hohnlächelnd spricht:
Nein, nehmt ihm seinen süßen Wahnsinn nicht.

— — O, laß in diesen kurzen Augenblicken,
Die uns der Parze Hand noch gönnet zu verträumen,
Laß uns das Haupt mit allen Blumen schmücken,
Die aus der Winterflur des Lebens spärlich keimen.

Das Leben ist des Lebens Lohn!
Man lebt nur um zu leben!
Sprich deiner Gegenwart nicht Hohn.
Nur ihr bist du etwas; des Staubes Sohn,
Kannst aus dem Staube dich nicht heben. — —

Epißel an Ernſt von Houwald. *)

1804.

Schon haben vierzehn Stunden in der Zeit,
Und vierzehn, auch wohl mehr, im Raume,
Sich zwiſchen uns geſtreckt, wie eine Ewigkeit.
Ich ſitze hier ſo halb und halb im Traume,
Und ſchreib' an Dich. Daß große Zärtlichkeit
Und Sehnſucht mich dazu nicht treiben,
Vermutheſt Du, drum will ich's auch nicht ſchreiben.
Verläßt man Freunde denn wie Mädchen oder Weib?
Wenn wir mit jenen unſre Seele theilen,
So theilen wir mit dieſen auch den Leib.

*) Contessa hatte ſeinen Freund Houwald in der Lauſitz beſucht, reiſte von ihm nach Schleſien, ſeinem Vaterlande, und dichtete dieſe Epiſtel unterwegs im Gaſthofe des Städtchens Muskau.

Und in der Ferne läßt sich der nicht theilen:
Doch keine Ferne kennt die Seele, keine Meilen.

Warum denn also schreib' ich Dir?
Was zwingt den Stift mir in die Hände?
Was wirft die Verschen so behende,
Wie Katz die Jungen, aufs Papier?
Die albernste von allen Feen,
Die quälend uns zur Seite stehen;
Die wahre heutzutagige Meduse;
Die Präsidentin unserer Assembleen;
Erfinderin vom nobeln Spiel: Rabuse;
Die Schwester von Herr Göthes neuster Muse;
Schutzheilige von unserer Literatur,
Und Mutter endlich mancher Zeile,
Die Tochter scheint von Begeistrung und Natur;
Mit einem Wort: die Langeweile! —
Beim ersten Schritt auf Muskaus Pflaster,
Gähnt mir mit großer Seelenruh'

Der Meister von der Post, sein Pfeifchen Knaster
Bedächtlich schmauchend, diese Worte zu:
'S sind keine Pferde zu bekommen,
Der Graf von X. hat alle weggenommen!
Und gähnend vor Geduld ergeb' ich mich darein;
Und in das Zimmer führt die Magd mich gähnend ein,
Selbst nicht gemacht das Gähnen zu verscheuchen;
Mit einer Langeweile ohne Gleichen,
Lümml' ich zum Fenster gähnend mich hinaus,
Und gähnend spannt der Schwager aus,
Kommt dann mit offnem Maul und schweren Schritten,
Um sich das Trinkgeld auszubitten,
Drauf: klipp, klipp, klapp! — und alles still und stumm.
Drei Gänse nur, ganz leise schnatternd, latschen
Mit breiten Füßen auf dem Markt herum;
Zwei alte Weiber sieh'n an jener Eck' und klatschen;
Dumpf murmelt mir zu diesem Chor
Der Brunnen dort den Grundlaß vor;

Die alten Häuser selbst mit Schadenfreude stehn,
Und schneiden mir langweilige Gesichter;
Die Sonne, die zum Schlafengehn
In einen Wolkenschlafrock immer dichter
Sich perelt, guckt mit so verblaßtem Schein,
So schläfrig und so wässerig hervor,
Als wärd' auf ihrem Rund so eben
Ein Island-Kotzebu'sches-Thränenspiel gegeben.
Jetzt stieg mein Elend auf den höchsten Grad empor.
Kaum wußt' ich ob ich schwämme oder stände,
Gedankenlos starrt' ich auf meine Hände;
Sie kamen mir wie fremde Hände vor,
Und wär's mir nicht gelungen, mich,
Im Zweifel, bei der Nase noch zu ziehen,
So hätt' ich fast geglaubt, der Teufel habe sich,
In Noth um einen Kopf, den meinigen gestohlen.
Doch nun raffe' ich mich auf mit meiner letzten Kraft.
Es wird der schwarze Nektar der Levante,

Der manche Lethargie schon bannte,
In großem Kruge auf den Tisch geschafft,
Und bis das Feuer sich in meinem Kopfe findet,
Der Tabackskopf indessen angezündet.
Drauf leg' ich mir
Ein Blättchen weiß Papier,
Gleich wie dem Seidenwurm für seine Eier, unter,
Und trinkend, rauchend, verselnd, werd' ich munter.
Die Langeweile flieht auf blauen Wölkchen hin,
Die von den Lippen sich zum Himmel kräuseln,
Und reger stets und lustiger umsäuseln
Die leichten Schwingen mich von bunten Fantasien.
Schon seh' ich meiner Heimath Berge glühn!
Wie sie aus blauer Ferne grüßend winken!
Wie sie das Gold der Abendsonne trinken!
Und wunderbar gestaltet ziehn
Am Abhang, geistergleich, die Wolken auf und
nieder,
Und von der schroffen Klippe fliehn

Des Gießbachs Wellen in das Thal hernieder,
Wo Lieblichkeit und Reiz in tausend Formen blühn;
Und ihr, seyd mir gegrüßt, ihr heilgen Bäume!
Erinn'rung spricht aus euerm leisen Wehn;
In euern Wipfeln schlummern goldne Träume!
Hier lächelte durch bunte Wolkensäume
Der Kindheit Morgenhimmel mir so schön!
Hier sahst ihr oft den Knaben träumend stehn,
Die Wirklichkeit lag noch verhüllt im Keime.

Und horch! es tönt wie ferne Jugend-Lieder
Von meiner Heimath hold herüber!
Und mächtig regt die Sehnsucht das Gefieder!
Mit Liebesarmen zieht es mich hinüber! —
Leb' wohl! leb' wohl! — Dem Lübb'ner Paar der Brüder
Bring' meinen besten Gruß!
Leb' wohl! Dich seh' ich in der Heimath wieder!
Bin ich Dir werth, so denk', daß ich Dich sehen muß.

Das steinerne Zeitalter.

Im Januar 1804.

Goldene Zeit, wo der Mensch dem Gesetz im Busen noch folgte,
Wo noch auf Wogen des Lieds staunenden Horchern ins Herz
Strömte der heilige Sänger das eigne gewaltige Leben,
Wo noch der Künstler aus Stein schuf den lebendigen Gott! —
Nun ist es anders, ach! anders! Denn kalt in versteinerter Selbstsucht
Starret das Menschengeschlecht; stumm ist Leben und Kunst,
Spottend des Elends schleudert — Ihr Weisen verzeihet nicht länger —
Spottend schleudert der Mond selber uns Steine herab.

Der Gast im Herzen.

Im Juni 1804.

Soll ich sitzen oder stehen?
Soll ich gehen oder bleiben?
Ach, kaum weiß ich, was ich thue!
Etwas will mich rastlos treiben,
Heißt mich da und dorthin gehen,
Doch ergeh' ich mir nicht Ruhe.
Denn ein Gast ist zu mir kommen,
Der im Herzen sich gebettet,
Wie der Herr im Hause schaltet,
Mich an seinen Dienst gekettet,
Ruhe mir und Schlaf genommen,
Und tyrannisch mit mir waltet.
Sieh, er läßt beim Ruf der Glocken
Mich nicht länger innen bleiben! —

Hu! 's ist Mitternacht! die Winde,
Winters rauhe Söhne, treiben
Wirbelnd Spiel mit großen Flocken! —
Böser, böser Gast, verschwinde! —
Doch er treibt mich zu der Thüre,
Die mein Leben mir verschließet; —
Thüre, die mit leisem Beben
Die Erwartung oft gegrüßet,
Hör' auf meine Worte, führe
Mir heraus mein süßes Leben!
Und sie hört! sie flieht die Schwelle,
Knarrend folgt sie meinem Worte;
Wie aus Wolken Vollmondscheibe,
Schlüpft mein Mädchen durch die Pforte! —
O, der du mich treibst zur Stelle,
Holder Gast im Herzen, bleibe!

Sonnett.

Im August 1824.

Zur Thorheit, ja! — wir sind dazu geboren! —
Mit kühner Rechte in den Himmel greifen,
Begeistrungsvoll durch Morgenröthen schweifen,
Frech rütteln an des Geisterreiches Thoren;

Dann wieder, in Erbärmlichkeit verloren,
Aus Erdenkoth sich seine Götzen häufen,
Den hohen Geist durch ekle Laster schleifen,
Selbst gegen sich und die Natur verschworen;

Das Herz und seinen heiligtheuern Frieden,
An Eitelkeit und flachen Ehrgeiz schmieden;
Genießend selbst noch in Begier verbrennen:

Das wäre Thorheit, Thorheit nicht zu nennen? —
Wohl allen, denen es wie uns beschieden,
Daß sie als Thoren lächelnd sich erkennen!

Nach aufgegebenen Endreimen.

Auf einen alten und schlechten Schauspieler.

Bald brechen Deiner Lebensbühne — — Bretter,
Und Du hast ausgespielt, Du armer — Lump.
Des Beifalls warmes Frühlings- — — Wetter
Beschien Dich nie, Du warst im Spiel zu — plump.
Das Lustspiel ward in Deinem Munde — festig.
Der höchste Pathos lag bei Dir im — Kreischen.
Nichts wärmt dich mehr, dein altes Herz wird — rostig.
Was kann die Welt noch von Dir — — heischen?
Leg ab den bunten Kram, die stolze — Feder,
Und Larv und Dolch! Horch, das Gerüste — prasselt,
Die Scene wandelt sich, es rollen schon die — Räder
Im Hintergrund, der dunkle Vorhang — rasselt.
Hör' auf mit Deinen Klagen und mit — Murren,
Du gehst zum neuen Spiel, das Schicksal — wills,
Der letzte Act ist aus, die Seile — — schnurren,
Fahr wohl! Du armer Erden- — — Pilz!

Sonnett.

An meines Mädchens achtzehnten Geburtstag.

Mit einem Vergißmeinnicht.

Du hörst die stumme Bitte dieser — Blume,
Ist gleich Dein Ohr für meine Bitten — taub.
Wie schön entfaltet sie das kleine — Laub
An Deinem Busen, ihrem — — — Heiligthume.
Sie strahlt voll Stolz nach keinem andern — Ruhme,
Als heute Dir zu lächeln, bald ein — Raub
Der strengen Zeit; Du sammelst ihren — Staub
Und ihrer welken Blätter zarte — — Krume.
Ich sah, von Thau beperlt, im stillen — Thal
Sie dieses Tages Morgenroth — — begrüßen,
Als ich sie der Natur vom Busen — stahl,
Durch ihren Tod der Mutter Schuld zu — büßen,
Daß sie der Kinder ganzen bunten — Kram
Dir zum Geschenk nicht selbst vom Busen — nahm.

An meinen Bruder.

Den 8. Juli 1805.

Wie auf den Flügeln frischer Morgenstunden,
Oft goldne Träume still hernieder schweben,
Des Menschen Brust mit Himmelsahndung heben,
Und Kühlung wehn auf alle heißen Wunden!

So hat das Glück noch einmal dich gefunden,
Hat Dir des Jugendherzens warmes Streben,
Des Lebens Blüthe, nach dem Herbst gegeben,
Und Morgenroth Dir in der Nacht entzunden. —

Und wie dem Schiffer, dem des Leuchtthurms Funken
Herleuchtet von des Himmels fernsten Saumen,
Und winkt nach stillem, heimathlichem Dache,

War mirs, als mir Dein Wort ins Herz gesunken! —
Du träumtest schön! — Heißt Glücklichseyn nicht
träumen? —
Ach Heil! wem nie das Leben ruft: erwache!

Mein Sohn an seine Mutter

zum 8. Februar 1812.

Da, Mutter, nimm mit diesem Kuß
Hier meinen Wunsch und meinen Gruß,
Zu dem Geburtstagsmorgen!
Weil ich nicht sprechen kann mit Dir,
So mußte schnell der Vater mir
Gedank und Feder borgen.

Noch hüllt das Leben ringsum mich
In Morgenduft und Dämmerung sich;
Die Welt liegt noch im Keime.
Was hört mein Ohr, mein Auge schaut:
Der Außendinge Form und Laut,
Däucht mir wie bunte Träume.

Doch wohlbekannt in fremder Welt
Seh ich zur Seite mir gestellt
Zwei freundliche Gestalten:
Du bist es, und der Vater da!
Könnt' ich so freundlich mir und nah
Euch beide stets behalten!

Allein bald will der Vater gehn,
Daß wir ihn nimmer wiedersehn,
Die weite, letzte Reise.
Drum bleib Du, Mutter, nur bei mir;
Sonst seh' ich ganz verlassen hier,
Als eine arme Waise.

Erzieh' Dein Kind zum braven Mann!
Leit' es zur Menschenliebe an:
Das höchste Gut ist Lieben!
Haß ist ein Pfeil, der vom Geschick

In seines Schützen Brust zurück
Abprallend wird getrieben.

Und so sey heiter! Fasse Muth!
Die Bitte, die die Mutter thut,
Wird Gott ja gern erhören. —
Dieß Wünschlein, das der Vater macht,
Ist leicht sein letztes: nimm's in Acht!
Und halt' es drum in Ehren!

Sonst und Jetzt.

Im Juni 1813.

Freundliche Thäler, und Berge und Quellen und schattige Haine —
Alles, wie es im Lenz vormals oft mich entzückt!
Aber ach! es fehlt der rüstige Sinn zum Genießen,
Und die Liebe, die mir vormals alles belebt!

In das Stammbuch auf dem Zainhammer bei Neuſtadt Eberswalde, im Juni 1813.

Da furchtbar rings des Krieges Donner ſchallen,
Der Furie, die die Hölle losgekettet,
Die Millionen ſchon ins Grab gebettet,
Aufs neue tauſend blut'ge Opfer fallen:

Seh ich hier harmlos ſtille Bächlein wallen,
Hat Ruhe ſich im Buchendain gebettet,
Der Fried', ein Flüchtling ſich hieher gerettet,
Und ſchläft beim Wiegenlied der Nachtigallen;

Der Abendwind ſchwingt leiſer das Gefieder,
Und leiſer rauſcht der Waſſerfall hernieder,
Beſorgt, den Schlummernden nicht zu erwecken.

O, möchte nie das Toben frecher Horden,
Vom Krieg geſandt zum rauben und zum morden,
Den holden Gaſt aus dieſen Fluren ſchrecken.

Das Kind.

Romanze 1813.

Es ſitzt in ſeines Schloſſes Hallen
Der Freiherr wohlgemuth beim Schmaus;
Die Becher klingen, Lieder ſchallen,
Die Diener laufen ein und aus.

Da ſchleicht ſich durch die offne Pforte
Ein zartes Knäblein ſtill herein,
Und tritt zum Herrn mit leiſem Worte:
Mich hungert, Herr, gedenk' auch mein.

„Wer iſt das Kind? Iſt bei dem Feſte
Vielleicht Dein Vater auch nicht weit?“ —
Er fragt die Diener, fragt die Gäſte,
Doch keiner weiß und giebt Beſcheid.

Und alle schaun, in Lust befangen,
Den süßen Mund, das goldne Haar,
Hold thronend über zarten Wangen
Der dunkeln Augen herrlich Paar,

Die klaren Blicke voll Vertrauen,
Die lächelnd rings im Kreise gehn,
Und allen dünkt, jemehr sie schauen,
Sie sehen einen Engel stehn.

Von „.. Seiten strömt die Gabe;
Ein jeder will der erste sern.
„Von wannen kommst Du, schöner Knabe?
Wer darf sich Dein als Vater freun?“

„„Den Vater hab' ich nie gesehen.
Wir sind nur arm und er ist reich.
Weit, weit, viel Tage muß' ich gehen:
Ist meine Mutter nicht bei Euch?““

„Am Waldesſaum, auf grünen Auen
Saß meine Mutter weinend da:
Auf Menſchen darf ich nicht mehr bauen,
Doch Gott iſt den Verlaßnen nah'.“

„Ich hörte meiner Mutter Klagen,
Und ach! es ſchmerzte mich ſo ſehr;
Ich lief, ihr Blumen zuzutragen
Zum Kranz, daß ſie nicht weinte mehr.“

„Da ſah ich, Blumen in den Händen,
Im Walde einen Knaben ſtehn;
Er zeigte mir die bunten Spenden,
Und winkte mir, mit ihm zu gehn.“

„Ich folgte willig ihm und heiter:
Er ſah ſo ſchön und freundlich drein;
Und weiter führt er mich und weiter,
Stets tiefer in den Wald hinein.“

„Auf einmal war er mir verſchwunden;
Die Nacht zog finſter ſich heran,
Und nirgends ward ein Weg gefunden;
Die Bäume ſtarrten wild mich an.“

„Ich rief wohl laut der Mutter Namen:
Stumm war der Wald, wie ſehr ich rief;
Ich lief zurück woher wir kamen:
Stets blieb der Wald, wie ſehr ich lief.“

„Ermattet ſank ich endlich nieder,
Und unter Thränen ſchlief ich ein;
Da kam im Traum der Knabe wieder,
Und hieß mich friſchen Muthes ſeyn.“

„Zur Mutter wollt' er bald mich führen,
Beſchrieb mir deutlich Weg und Steg,
Und als ſich kaum der Tag ließ ſpüren,
Fand er mich auch ſchon auf dem Weg.“

„Ich sah viel Leute, die ich fragte,
Ob es noch weit sey bis nach Haus?
Doch kam da keiner, der mirs sagte,
Und mancher lachte wohl mich aus.“

„Doch kamen auch, die mich begaben,
Die, freundlich mild für mich bedacht,
Mit Trank und Speise mich erlabten,
Und die mich bargen vor der Nacht.“

„Allein kaum regt der Tag sich wieder,
So heißt er mich auch weiter gehn,
Und ich ging frisch Berg auf, Berg nieder,
Wie ich den Weg im Traum gesehn.“

„Und wollt mir's oft auch bange werden,
Rief ich, wie Mutter mich's gelehrt,
Zum Vater Himmels und der Erden,
Der fromme Kinder gern erhört.“

„Da schien's, die Bäume sprächen leise
Von holden Dingen mir ins Ohr.
Es schwatzten mir auf ihre Weise
Die Bächlein von der Mutter vor;“

„Die Blumen boten süße Düfte,
Die Wiesen zeigten mir ihr Grün,
Und fernher durch die blauen Lüfte
Hört' ich vertraute Lieder ziehn.“

„So hab' ich nun nach langem Treiben,
Das hohe, schöne Haus erreicht,
Und hier, o Herr, hier laß mich bleiben:
Dieß Haus hat mir der Traum gezeigt. —“

Und als das Kind darauf nun schweigend
Die Hand des Freiherrn bittend faßt,
Ruft er, gerührt sich zu ihm neigend:
„Sey mir willkommen, kleiner Gast!“

„Du bist vom Himmel mir gekommen;
Ein Engel führt Dich bei mir ein:
Ist Dir die Mutter auch genommen,
Ich will fortan Dein Vater seyn.“

Er hebt ihn auf mit nassen Blicken,
Er drückt ihn fest an seine Brust,
Und durch sein Herz im Fluge zucken
Die Strahlen nie gekannter Lust. —

Die Mähr läuft schnell von Mund zu Munde;
Der Herr schickt selber Boten aus:
Doch nirgends regt sich nähre Kunde;
Die Boten kehren leer nach Haus.

So ziehn neun Tage schnell vorüber,
Und jenem wird mit jedem Tag
Das Kind mit jeder Stunde lieber,
Daß er es nicht mehr missen mag.

Als aber wiederum der Abend
Erröthend durch die Thäler geht,
Und an der Frische sich erlabend,
Der Freiherr auf dem Altan steht,

Da plötzlich nach den hohen Stufen
Eilt rasch der Knabe von ihm fort,
Er hört ihn fröhlich jauchzend rufen:
„„Siehst Du nicht meine Mutter dort?““

Und siehe, durch des Thores Bogen
Tritt schnell ein junges Weib dort ein.
Schon ist der weite Hof durchflogen,
Schon stürzt sie ins Gemach herein.

„Mein Kind, mein Sohn! hab' ich Dich wieder!
Mein Himmel! meiner Augen Licht!“
Sie wirft sich weinend vor ihm nieder,
Und deckt mit Küssen sein Gesicht.

„Maria!“ ruft der Freiherr bebend,
„Maria, Du! Dein Kind bei mir! —“
Und sie, ernst lächelnd sich erhebend:
„Die Du genannt, sie steht vor Dir.“

„Maria ist's, die Du verließest,
Die Du in Elend, Schmach und Hohn
Aus ihrer Unschuld Himmel stießest,
Und dieser Knabe ist Dein Sohn.“

„Doch nicht zu rechten bin ich kommen,
Nicht Dir zu klagen mein Geschick.
Hast Du auch alles mir genommen;
Ich fodre bloß mein Kind zurück. —“

„„Maria, laß es meinen Händen!
Verlange, wähle, fodre Dir!
Schnell sollen Gram und Noth Dir enden,
Und reich begabt ziehst Du von hier.““ —

„Bewahr' Dein Gold und Deine Gaben,
Der Mutter ist ihr Kind nicht feil.
Ich hab' ihn wieder meinen Knaben,
Und jede Wunde ist nun heil."

„Die Nacht der Schmerzen ist verschwunden,
Des Himmels Abglanz leuchtet mir:
Mein theures Kind ist wiedergefunden,
Leb wohl! verziehen sey auch Dir!"

„Dem Kind, das aus der fernen Weite
Den Weg durch funfzig Meilen fand,
Dem steht Gott schützend selbst zur Seite,
Und ferner wahrts auch seine Hand." —

Sie wendet scheidend sich zur Pforte,
Fest an das Herz gedrückt ihr Kind;
Da naht mit freundlich sanftem Worte
Der Freiherr, und umfaßt sie lind:

„Kannst Du die Regung noch verkennen,
Die Dir aus meinen Thränen spricht?
Du sollst Dich nimmer von ihm trennen,
Doch trenn' auch ich von ihm mich nicht."

„Du bist mein Weib, von Gott erkohren,
Der mir das Kind bisher gesandt.
O Mutter, die mein Kind geboren,
Reich mir verzeihend Deine Hand! —"

An seine Brust sinkt sie hinüber;
Ein heller Schein füllt das Gemach:
Dort, ruft das Kind, fliegt er vorüber!
Und schaut dem Engel jauchzend nach.

Scene

zur Feier eines Polterabends.

In fantastischem Kostüm tritt herein ein indischer Gärtner.

Verzeihung edle Fraun! mit Gunst verehrte Herrn! —
Ach, welcher Himmelsglanz! das funkelt Stern bei Stern!
Ist's wohl vergönnt, daß sich ein Mann aus niedrem Stande
In solchen Himmel drängt? — Vom fernen Indus-Strande,
Vom Land der Wunder und der Blumen bin ich hier
Ein Gärtner, und es folgt aus jenem Wunderlande
Ein wunderschöner Blumengarten mir.

Darf ich, so hol' ich ihn, erlaubt Ihr's, soll ich gehn?
Im Strahlen Eurer Huld blüht er dann doppelt schön! —

(Der Gärtner geht hinaus, und mit ihm kehren zurück eine Gärtnerin und mehrere Gärtnermädchen, welche Töpfe mit nachgenannten Blumen tragen. Alle in ähnlichem Kostüm wie der Gärtner.)

Gärtner.

Wohlan, so stell' ich Euch nun meine Blumen hin! —
Doch diese, mit Verlaub, ist meine Gärtnerin, —
Und alle, die sich hier auf Blumenflor verstehen,
Ja, jedermänniglich, wer Augen hat zu sehen,
Den frag' ich: ob ich wohl das Wort zu hoch gespannt,
Als ich mein Gärtchen da erst wunderschön genannt?

Gärtnerin.

Doch hat Dein Wort noch nicht der Blumen Werth ermessen;

Wer blos die Schönheit nennt, hat noch gar viel
vergessen.
Um einer Tugend nur noch eingedenk zu seyn:
Versteht Ihr mit Bedacht, den bunten Farbenschein
Zusammenstellend künstlich zu verweben,
Dann regt auf einmal sich die Blum' im höhern
Leben,
Gedanke wird die Farb', und Wort wird die Gestalt,
Und was des Menschen Brust mit siegender Gewalt
In alt und neuer Zeit, in Freud und Leid befangen,
Das stille Hoffen, wie das schmerzliche Verlangen,
Der Liebe Seligkeit, der Freundschaft ruhig Glück,
Die Bitte wie den Wunsch, ja was im Augenblick
Wir alle selber hier jetzt denken und empfinden,
Wird sinnig und beredt der stumme Mund verkünden.
Zur Probe, scheint es, winkt mir die Gelegenheit.
Drum halte nur, mein Freund, mit Blumen Dich
bereit,
Um einen solchen stumm beredten Kranz zu binden.

Gärtner.

Ich will es gern! Wohlan! ein Brautpaar seh ich hier:
Zu einem Kranz für sie reich' ich die Blumen Dir.

(Er nimmt den Gärtnermädchen solche Blumen ab und reicht sie der Gärtnerin, die einen Kranz daraus windet. Er nimmt die Rose.)

Vor allen diese hier, sie gleicht dem Morgenglanze:
Der Schönheit Blume sey die erste auch im Kranze.

(Er nimmt die Lilie.)

Der Unschuld Bild gesell' ich drauf der Rose bei:
Nur Herzensunschuld macht die Schönheit immer neu.

(Er nimmt die Myrthe.)

Der Liebe Blümchen muß nun mit den Beiden gehn,
Mit stiller Zauberkraft noch ihren Reiz erhöhn.
Und so zum Dreiklang schön vereint in Deinen Händen,
Das holde Bild der Braut geschickt und zart vollenden.

(Er nimmt die Nelke.)

Jetzt das Symbol der Treu' und der Beständigkeit.
Wie durft' ich unbedacht sie von der Liebe trennen?
(Er nimmt das Vergißmeinnicht.)
Sodann dieß zarte Kind! Soll ich es erst Euch nennen?
Das seinen Namen gern zu unsrer Bitte leiht?
(Er nimmt die Winde.)
Und nun die letzte hier, die Wünsche anzudeuten,
Die Wünsche, die für Euch in diesem Kreise blühn,
Und die, der Winde gleich, mit ihrer Ranken Grün,
Den inhaltreichen Kranz umschließen und begleiten.

Gärtnerin,
(den Kranz der Braut reichend.)

So nimm ihn hin, und möcht' er immer frisch und schön,
Verehrte Braut, mit Dir durchs Leben gehn!

Gärtner.

Leer sind die Töpfe jetzt, so wag' ich nun die Bitte

Daß es vergönnt uns sey, nach dieses Landes Sitte,
Den Polterabend zu begehn wie sichs gebührt,
So habens nicht umsonst die Alten eingeführt.
Das Poltern wurde vor der Hochzeit gern gelitten,
Um es verblümt und fein nachher sich zu verbitten.

Prolog

zu einem kleinen Festspiele beim Empfang der aus Frankreich zurück kehrenden Preußischen Truppen.

Für ein Privattheater 1815.

Ein preußischer Freiwilliger tritt auf.

Was? — dem Sieger vom Großbeeren
Will man hier den Eintritt wehren? —
Element, ins Teufels Namen!
Mit Gunst meine Herrn und Damen!
Ich trete hier so grad herein, —
Weiß wohl, das läßt nicht allzufein,
Doch liegt das mir und meinen Brüdern
Nun einmal also in den Gliedern.
Denn wenn wir jenseits Oppenheim und Bingen

Sonst fleißig zu Besuche gingen,
Da pflegten wir nicht erst anzupochen —
Hätt' auch wohl niemand herein gesprochen. —
Ich sah hier das hellerleuchtete Haus,
Es sah mir nach lust'ger Gesellschaft aus,
Und wo es frisch und lustig geht,
Der Soldat nicht gern von weitem steht.
Hat mich zwar freilich niemand empfohlen,
Doch denk' ich, soll mich die Liebe holen,
Denn wer diesen Säbel mit Ehren geführt,
Der ist überall bestens recommandirt.
Und es ist auch an einem wackern preußischen Degen,
So hoff' ich wenigstens, mehr gelegen,
Als etwa an einem franschen Colonel,
Oder an einem Major vom Trommelfell,
Mit langem Stock und silbernem Knopfe,
Mit Tressen am Hut und Wind im Kopfe.
Nun von dem Ding aus der siebenten Bitte, —
Wollte Gott, auch von aller franschen Sitte —

In freudig hellen Kriegesflammen
Brach das Franzosenthum zusammen.
Laßt uns nun beten, dann geschieht's vielleicht,
Daß der Phönix aus der Asche steigt.
Und ich, ihr Herrn, ich darfs wohl sagen,
Hab' wacker Holz dazu getragen!
Kreuz, Mohren, Bomben und Granaten,
Ich spreche nicht gern von meinen Thaten,
Doch was ich kecklich ausgeführt,
Hat wohl nicht jedermann probirt.
Hab' ich nicht ein Commando von dreizehn Mann,
Einstmals, eh sichs die Schufte versahn,
Ich ganz allein umzingelt, ich,
Und alle gefangen ritterlich?
Hab' ich nicht einst aus der Stadt Halle,
Die Herrn und Damen kennen sie alle —
Wo ich mein' Tabacksbeutel vergessen,
Ihn wieder herausgeholt vermessen?
Und vor zehntausend französischen Nasen

Ihn mitten vom Markte weggeblasen?
Ha, und denk ich an die Leipziger Schlacht,
Das war eine mordelementsche Pracht!
Das war ein Donnern und Krachen und Blitzen!
Der Herr schien selbst zu Gericht zu sitzen,
Und sandte den Tod herüber, hinüber,
Die Erde bebte vor Angst wie ein Fieber.
Der Himmel fing taumelnd an zu schwanken,
Der Sonne vergingen die Gedanken, —
Dem Muthigsten hämmerte das Herz, —
Da hieß es plötzlich: Marsch! Vorwärts!
Wir sollten erstürmen die Batterie,
Die Tod aus vierzig Schlunden spie. —
Es war ein offner Höllen-Rachen.
Doch wir hinan, trotz Spucken und Krachen,
Und als wir glücklich oben schier,
Da sah ich eben einen Kanonier,
Der macht sich fertig abzuprotzen.
Ich, ohne erst lang ihn anzuglotzen,

Ich riß ihm flugs die Lunt' aus der Hand,
Zieh aus der Kanone flink und gewandt
Die Kugel heraus mit sammt dem Pfropf,
Und schmeiß sie dem Tölpel an den Kopf!
Da kriegten die andern einen höllischen Schreck,
Und liefen und warfen die Kanonen weg.
Wir hatten nur einen Mann verloren,
Und der Oberste eins von seinen Ohren.
Zwar heilts ihm ein Feldscheer wieder an,
Doch leider verkehrt, der arme Mann
Ist nun mit einem großen Uebel beschwert,
Er hört seitdem nun alles verkehrt.
Und einstmals — wo? das hab' ich vergessen —
Da hieß es: Husaren, abgesessen!
Dort ist eine Festung, die müssen wir haben!
Thurmhohe Wälle, und schachttiefe Graben. —
Und als wir lustig näher schreiten,
Da fliegen die Kugeln von allen Seiten,
Es hagelicht über uns hin und her —

Es regnete juſt von ungefähr, —
Und doch ward keinem beim Regiment
Ein Härchen naß. — — Potz Element!
Was iſt denn das, Ihr Damen und Herrn?
Ich merks Euch an, Ihr möchtet gern
Daß ich ein andermal erzählen ſollt,
Weil Ihr anjetzt Comödie ſpielen wollt.
Meintwegen denn! — ſo macht nur zu!
Ich ſpiele mit, auf Du und Du!

(Geht ab.)

An Dr. Koreff

zu seinem Geburtstage 1816. Dec.

Mit einem Blumentopf.

Ein Blumentopf! als umgekehrtes Zeichen
Des alten Topfs, den Du versprachst zu flicken!
Der ist geborsten, fällt beinah in Stücken!
Kaum wird Dein Drath zu dieser Arbeit reichen.
Und was darin noch steht von alten Sträuchen,
Ist halb verdorrt, nur grüne Blättlein blicken
Noch hier und da, der Lebensgeister Blicken,
Die spuckend durch des Stammes Fibern schleichen;
Doch jener lebt, drum wollt' ich Dir ihn schicken,
Weil er mit Deinem Geiste zu vergleichen,
Den, kräftig grünend wie das Blatt der Eichen,
Des Witzes und des Wissens Blüthen schmücken.

Er sey Dir meiner Lieb' und Achtung Zeichen!
Und — möcht' es Deiner Kunst ein wenig glücken,
Den alten Topf noch einmal zu beschicken,
Mit Deinem Geist magnetisch ihn zu streichen,
Daß *sein* Geist — noch ist etwas da dergleichen! —
Daß sein Geist auch sich löse von den Stricken,
Die fest umschnürend, ach! so wund ihn drucken,
Daß, eh die Blätter unabwendlich bleichen,
Noch einmal Tod und Leben sich vergleichen,
Noch einmal eh die letzten Kräfte weichen,
Des Lebens Schönstes, ewger Dauer Zeichen,
Der Dichtkunst heil'ge Bluthen frisch ihn schmücken!
Dir will er weihend dann die schönste reichen.

Wohinaus? 1817. *)

Wo hinaus? — Zum grünen Hirten
Dort hinauf, Du werther Gast!
Laß mit allem Dich bewirthen,
Was die arme Hütte faßt.

Droben, dort an Berges Mitte,
Ragt aus Bäumen dort sein Dach.
Unten rasch mit flinkem Schritte
Durch die Felsen springt der Bach.

Freilich einsam und verborgen,
Recht im Winkel liegt das Haus,
Und fast möchte man wohl sagen:
Aus den Bergen wo hinaus?

*) Dieß Lied dichtete Contessa für den ehrlichen Hirten, einen Bergbewohner in Schlesien, den die Badegäste in Flinsberg gern zu besuchen pflegen.

Doch recht freundlich ists im Grünen,
Wird die muntre Zitter laut.
Und vom Abendroth beschienen,
Prangt das Thal wie eine Braut.

Selbst die alten Berge winken
Recht vertraut von oben her.
Ja, oft will mirs hier bedünken,
Daß der Himmel näher wär'.

Wenn die Wolken es verhüllen,
Und der Sturm hält seinen Strauß,
Denkt man freilich fest im Stillen:
Aus den Wolken: wo hinaus?

Und wenn von dem Berggehänge
In dem Panzer, ganz von Eis,
König Winter, der gestrenge,
Niedersteiget starr und weiß.

Und die ſchweren Rieſenglieder
Streckt auf Wald und Feld und Haus,
Ja, dann auch wohl fragt man wieder,
Und mit Recht oft: wo hinaus?

Doch der Sturm geht bald vorüber,
Winter weicht der Sommerzeit.
Und — hat man ſich denn nicht lieber
In des Winters Einſamkeit?

Mag er draußen alles zwingen,
Drinnen bleibt das Lied uns frei,
Und ſo ſpinnen wir und ſingen
Uns die gute Zeit herbei.

Bis mit fröhlichem Getümmel
Jeder Quell nimmt vollern Lauf,
Und der milde Frühlingshimmel
Schlägt die blauen Augen auf,

Und bis endlich liebe Gäste
Wieder ziehn in unser Thal. —
Nun, seyd nochmals auf das Beste
Mir willkommen allzumal!

Wünsch' Euch Himmels reichen Segen,
Heil für Euch in Euer Haus,
Und daß auf des Lebens Wegen
Ihr stets wisset: Wohinaus!

Und — will's gar zu heftig toben,
Wird's um Euch zu bunt und kraus,
Nun, so schaut nur fest nach oben,
Und denkt fröhlich: Dorthinaus!

So auch denk' ich, denn nicht ferne
Seh ich meinen Winter stehn.
Drum beim Hirten ew'ger Sterne,
Liebe Gäst', auf Wiedersehn!

An Houwald.

Als ich ihm das Bild meines Sohnes schenkte.

1817.

Jüngst saß ich an des Bobers Felsenrande,
Da, wo er einst, gestaltend See zum Lande,
Durch Berge sich die enge Straße brach.
Ich sah den klaren Strom zu meinen Füßen
In leichter Welle rasch vorüberfließen,
Die mit den Wolken, die der Sonne nach,
Vom Abschiedsgruße roth, am blauen Bogen
Hoch über Tannenwipfeln flüchtig zogen,
Ein ernstes Wort vom Traum des Lebens sprach;
Da sann ich ernst bewegt auch meinem Leben nach,
Wie es, so lang' unstät umhergetrieben,
Von Blumenufern kurze Zeit gewiegt,

Faſt zwiſchen Klippen ſchaumend aufgerieben,
In öder Steppe freudlos faſt verſiegt,
Nun endlich doch noch kurz vor dem Verſchwinden,
Eh' es ins unbekannte Meer ſich gießt,
In ſtillen Thales friedlich heitern Gründen,
Noch einmal kurz vor dem Verſchwinden,
Noch einmal klar und ruhig fließt;
Wie freundliche Geſtalten es umgeben,
Ihr Bild auf ſanft bewegter Fläche weben,
Und mild darein, eh noch die Nacht hernieder graut,
Der Sonne Wiederſchein vom Abendhimmel ſchaut.
Und in mir ſprach ein herzliches Verlangen,
Das hätte zur Erinnerung dieſer Zeit
Dir dankbar etwas gern geweiht,
Das auch noch bliebe, wenn ich längſt gegangen;
Und ſo entſtand dieß Bild, des Freundes Herz Dir heut
Dir dankend, liebend, hoffend beut,
Das Knabenbild, zugleich das Bild der Zeit.

Wo Du und ich ihm beid' als Vater galten;
Das Bild von dem, was noch, eh' es zerstiebt,
Ein Herz, das immer, trotz dem äußeren Erkalten,
Trotz des Gesichtes, trotz des Geistes Falten,
Doch lieben muß, sich lebend zu erhalten,
Was es mit Dir, mein Ernst, zuletzt auf Erden liebt.
Nimm freundlich auf, was treue Hand Dir giebt!
Ich hoff', ein Veilchen bleibt's mit uns wohl noch beim Alten.

An Hitzig

als Antwort auf seine poetische Einladungs-Epistel.

Den 8. Januar 1817.

Ich hör' Dein muntres Singen
Und Dein beschwingtes Wort,
Und rege meine Schwingen,
Und kann doch noch nicht fort.

Der Schatz, den ich jetzt schreibe,
Hält mich, Ihr Schätze, fest,
Der nicht den Leib dem Weibe,
Der Seele folgen läßt.

Bis jetzt in Faulheit schwamm ich,
Mir fehlte Lust, Geduld;

Nun aber gilts, ſonſt komm' ich
Bei Müllnern in die Schuld.

So dicht' ich nothgedrungen,
Und werf, ein kreiſend Thier,
Bebend, wie Katz die Jungen,
Die Verslein aufs Papier.

Und Ende Januari,
Hoff' ich zu End' zu ſeyn,
Und mich im Februari
Dann Eurer zu erfreun.

Epistel an St. Schütze, in Weimar.

1818.

Treu bin ich dem Wort geblieben,
Das ich neulich Dir geschrieben,
Denn ich sitze
Hier und schwitze
Und erzähle immer zu
Ohne Rast und ohne Ruh.
Und das Werk wär längst vollendet,
Und schon längst Dir zugesendet,
Wär ich unglückselʼger Wicht,
Den stets etwas unterbricht,
Eben neulich erst in Dresden,
In dem kleinen, reichen, nicht
Vierzehn Tage froh gewesen;

Und müßt' ich in nächster Wochen
Wieder nicht, weil ichs versprochen,
Auf acht Tage nach Berlin,
Nach dem großen, armen ziehn,
Solltest Du es nach Verlangen
Nächster Tage doch empfangen.
Doch soviel ist festgestellt,
Und Du könntest eine Welt,
Ja, Du könntest mit Vertrauen
Taschenbücher darauf bauen:
Eh' des Mondes wechselnd Bild,
Der nur halb sein alt Gesichte
Jetzt uns zeigt mit neuem Lichte,
Wieder sich zur Hälfte füllt,
Oder gradezu gesprochen:
Binnen drei, höchstens vier Wochen
Hast Du, als der Hierophant,
Von der Freundschaft und der Liebe,
Auch mein Opfer in der Hand;

Ja, geſetzt, das Schickſal triebe
Mich indeſſen noch wohin:
Ohne Wanken ſteht mein Sinn!
Trieb' es mich bis nach Odeſſa,
Dennoch Wort hält Dein Conteſſa!

Sonſt und Jetzt.

1819.

Auf! Hinaus! die Wolken ſchwinden,
Und der Morgenhimmel blüht!
Draußen in den heitern Gründen
Iſt der Frühling neu erglüht!
Hör' ich recht? Die Haine ſchallen
Schon vom Lied der Nachtigallen,
Das ja mit ihm kommt und zieht!

Nun, ich bin auch wiederkommen!
An den heimathlichen Strand
Iſt der Nachen angeſchwommen.
Hier will ich, mein Jugendland,
Mir den Himmel wieder bauen,
Der einſt über mir mit blauen
Kinderaugen lächelnd ſtand!

Auf! die Höhe zu erklimmen,
Wo ich oftmals sinnend saß,
Horchend auf des Windes Stimmen
In dem Zug der Wolken las,
Wo ich oft mit dem Verlangen,
Einen Himmel zu umfangen,
Ahnungvoll die Ferne maß;

Dann hinab, wo sich zum Schatten
Grüner Nacht der Lichtstrahl ringt,
Und, wie liebend sie sich gatten,
Holde Dämmerung entspringt;
Selig wieder will ich lauschen,
Wie ihr Strom- und Waldesrauschen
Leise Wiegenlieder singt.

Denn zur Flur, wo ich die Klage
Trauter Nachtigall verstand,
Wo die Blum' auf meine Frage

Ihr Geheimniß mir bekannt;
In den dunkeln Buchenhallen
Will ich fromm, ein Pilger, wallen,
Wo ich die Geliebte fand.

Auf, hinaus! mit Jugendfrische
Zieht der Morgen in mich ein!
Wieder will ich an dem Tische
Reicher Götter selig seyn,
Will den Himmelsliedern lauschen,
Mich in Einsamkeit berauschen,
Einsam, und doch nicht allein! —

Doch wie wenn nach fernem Weilen
Wir, den theuern Freund zu sehn,
Sehnsuchtvoll zur Heimath eilen,
Schnell nach seinem Hause gehn,
Schnell mit lauten Herzensschlägen
Der geliebten Brust entgegen,
Und — vor seiner Leiche stehn:

Ja, es sind die theuern Züge,
Einst des edlen Geistes Thron,
Doch mit einer eisgen Lüge
Spricht der Tod dem Leben Hohn!
Dieser Mund der süßen Lieder
Giebt mir meinen Gruß nicht wieder:
Ach! die Seele ist entflohn!

So sind' ich, worach ich strebe:
Berg und Strom und Waldesgrün;
Doch, die Alles einst belebte,
Ach! die Liebe ist dahin!
Stumm sind alle Himmelslieder,
Meinem Gruß tönt keiner wieder:
Ach, die Seele ist dahin!

Röslein.

1819.

Im Wald geht leises Rauschen,
Wie ferner Stimmen Weh;
Still durch die Zweige lauschen
Die Sterne aus der Höh'.
Lieb Röslein, was sagen
Die Stimmen in dem Wald?
Ich hör' es wohl, sie klagen:
Der Sommer zieht nun bald!

Und über Thal und Haide
Der Nachtwind seufzend weht,
Der Mond in bleichem Leide
Dort auf dem Hügel steht.

Lieb Röslein, was ſagen
Wohl Mond und Nachtwind dort?
„Ich hör' es wohl, ſie klagen:
Die Liebe zieht mit fort!"

Das Röslein ſteht voll Bangen,
Das Herz wird ihr ſo ſchwer,
„Iſt Lieb' und Sommer gangen,
So blüh' ich auch nicht mehr!"
Was flüſtern nun, was ſagen
Die Stimmen allzumal?
„Sie flüſtern ach! und klagen:
Das Röslein ſtarb im Thal!"

Das Infantichord.

Ein Kinderspiel am Geburtstage meines Freundes Ernst von Houwald.

Aufgeführt von dessen Kindern und Prinzenkindern am 29. November 1819.

Wilibald,

(in ausländischer Tracht, den Wanderstab in der Hand, tritt herein.)

Gott grüß' Euch, werther Herr und werthe Gäste!
Ich komme weit aus fremden Landen her,
Und reise hier vorbei von ungefähr,
Und höre da von einem frohen Feste:
Beim frohen Fest' ist auch der Künstler gern.
Allein ist er auch gern gesehn, ihr Herrn?
Ich singe nicht und ach! — ich spring' auch nicht!

Ihr zuckt die Achseln, denkt: „der arme Wicht!
Kann er nicht tanzen und nicht singen,
So wird ihm seine Reise wenig bringen.
Was kann er denn? was treibt, was ist er? wer?
Doch etwa nicht —? — ja! seht nur sein Erröthen!
Gott besser's! ach, wohl gar ein Stückchen von Poeten?
Mein Freund, Gedichte liest ja niemand mehr.
Geh' er mit Gott!" — Nun, nun, erschreckt nur nicht so sehr!
Bin kein Poet! Möcht' Euch ein Instrument nur zeigen,
Ein Instrument, das ich erfand,
Beliebt's Euch, günstig mir das Ohr zu neigen.
Instanichord hab' ich's genannt,
Und läßt sich auch vielleicht ein Vers vernehmen,
Hab' ich ihn nicht, ihn hat das Instrument gemacht,
Und hab' ich also nicht mich drob zu schamen. —
„Ein Instrument, das Verse macht? —"

Denkt ihr — „Das hat er ziemlich ſchlau erdacht.
Ihn hat die Noth, die unſre Dichter meiſtert,
Ihn hat der Zeitgeiſt ſelbſt, der Fabrikant begeiſtert!“ —
Weiß nicht! ich glaube kaum. Doch ſchaut nur ſelber drein:
Ich hole mein Infantichord herein!
Was mich begeiſtert, ſollt ihr dann begreifen.

(Er geht und holt die nachfolgend benannten Kinder, die Hand in Hand durch eine Blumenkette mit einander verbunden, hereintreten. Er ſtellt ſie nach der Größe in eine Reihe.)

Da ſtell' ich nun mein Inſtrument Euch hin!
Da ſteh'n nun meine Orgelpfeifen!
Die ſtärkſten Töne ſchlafen noch darin;
Bis einſt, wenn Blumen es nicht mehr umſchlingen,
Des Sturmes Athemzüge mit ihm ringen,
Und Schmerz und Luſt dann die Regiſter alle ziehn.
Doch läßt geſchickte Hand in feinen Melodien
Auch jetzt ſchon meine Orgelpfeifen klingen;

Und rührt man sie leis' und bedächtig an,
Und läßt sie tönen einzeln jede,
So giebt die eine dreist, die andre etwas blöde,
Die forte, die piano, wie sie kann,
In einem Bilde ihren Grundton an.
Ist es erlaubt; will ich zur Probe schreiten.
*) Die Bilder werdet Ihr Euch selber leichtlich deuten.

(Er berührt das erste der Kinder mit seinem Stabe: es spricht wie folgt, und dann die andern alle wie er sie berührt.)

Jeanette.

Ein klarer Bach geht durch die Auen
Still und bedächtig seine Bahn.
Die Blumen und der Himmel schauen
Sich in dem heitern Spiegel an.

*) Der Verfasser suchte in diesen Bildern das eigenthümliche Wesen, den Charakter oder die Neigung eines jeden dieser Kinder auszusprechen.

Und ſcheint die Sonne ob ihm heller,
Treibt um ihm Sturm das wilde Spiel:
Er geht nicht langſamer, nicht ſchneller —
Kommt wie die andern doch ans Ziel.

Den Bach mit ſeinem ſtillen Weſen
Gab man zum Bilde mir mit Sinn:
Auf klarem Grunde magſt Du leſen,
Wie gut, o Vater, ich Dir bin!

Antonie.

Es treibt der Wind, die Wolke zieht —
Was aus ihr wird, wohin ſie flieht,
Und wie ſie ſich geſtaltet:
Weiß nicht! Doch weiß ich ſicherlich,
Allzeit von Herzen lieb' ich Dich,
Wie Sturm und Leben waltet!

Karl. *)

Im klaren See, auf Silberwellen,
Da fährt mein Schifflein lustig hin;
Von heiterm Muth die Segel schwellen,
Am Steuer sitzt der leichte Sinn.

Die Berge stehn in goldnem Lichte,
Und ringsum grünt und blüht das Land.
Die Bäume bieten süße Früchte,
Und Blumen winken an dem Strand.

Zwar brauſ't in Nebelferne draußen
Ein unbekanntes weites Meer;
Doch fahr nur zu und laſſ' es brauſen!
Wohin es geht, frag' ich nicht sehr.

Iſt's doch so hübſch hier auf und nieder!
Glaub' nicht, daß es wo beſſer ſey.

*) Des Verfaſſers Sohn, welcher nach dem Tode ſeiner Mutter mit den Kindern des Freundes erzogen ward.

Hier fand ich eine Mutter wieder,
Hier fand ich ja der Väter zwei;

Und dieſe ſind mit Sorg' und Treue,
So gut ich allen dreien bin,
So herzlich gut mir alle Dreie: —
Drum fahr, mein Schifflein, luſtig hin!

Ernſt.

Der Jäger zieht beim frühſten Schein
Friſch auf in den grünen Wald hinein!
Hollah! Trarah! das Hifthorn ſchallt,
Die Meute kläfft, die Büchſe knallt,
Es glänzt rothgülden der Eichenſaal,
Fern decken die Nebel noch Berg und Thal.
Friſch auf, ihr Jäger im Morgenlicht!
Friſch auf, eh' heiß der Mittag ſticht!
Noch zieht der Vater mit uns aus;
Noch ſchafft der Vater in Wald und Haus:

Ach könnte, Du lieber Vater mein,
Das immer nur immer nur alſo ſeyn!
Friſch auf, mein Vater, im Morgenſchein
Mit uns in den grünen Wald hinein!

Mariane und Wilhelmine.

Wilhelmine.

Saß ein Dächslein auf dem Bau;
Kam zu ihm das Füchslein ſchlau,
Sprach verſchmitzt nach ſeiner Sitte:
Sagt Frau Nachbarin, ich bitte,
Sagt mir doch, ihr ſeid gelehrt,
Eure Meinung unbeſchwert!
Ging ein wenig aus nach Beute,
Und da hab' ich einem Streite
Im Verborgnen zugehört,
Einem wunderlichen Streite;
Denn es ſtritten ſich drei Leute,

Stritten lange hin und her,
Was wohl zu den guten Dingen
In der Welt zu rechnen wär.

Mariane.

„Der Bescheid ist leicht zu bringen!“ —
Rief das Dächslein wohlgemuth,
„Schlaf ist gut und Speis ist gut.“

Minchen.

„Ja,“ fiel hier das Füchslein ein,
Mit dem Kopfe zierlich nickend,
Und aus klaren Aeugelein
So recht pfiffig seitwärts blickend,
„Ja, so sprach, was stark an Bauch,
Einer von den dreien auch.
Doch ein Andrer meinte eben,
Ohne Liebe sey das Leben
Eine matte Lumperei;

Ja, der Menſch, ſo meint' er, bliebe
Doch ein Thier nur ohne Liebe.
Und nach reiflichem Ermeſſen
Stimm' ich faſt der Meinung bei.
Schlaf iſt gut, noch beſſer Eſſen;
Doch es dünkt mich meiner Treu!
Wenn mich Vater liebt daneben,
Mutter auch ein Gleiches thut,
Ja, dann ſind doch wahrlich eben
Beide Dinge erſt recht gut."

Mariane.

„Brav!" rief Dächslein: „Zugegeben!
Recht von Herzen ſtimm' ich bei:
Aller guten Ding' ſind drei!"

Emma.

(Zugleich für ihre Geſchwiſter: Florentine und Moritz.)

Drei Knospen auf einem Zweige,
Die ſah' ich neulich ſtehn,

Und über grüne Hügel
Den Frühling wieder gehn.

Drei Knospen auf einem Zweige,
Sie öffnen schnell ihr Haus,
Und schaun wie frohe Kinder
Nach ihrem Vater aus.

Sie neigen sich hinüber,
Als wie zu Wort und Kuß,
Und auf den rothen Wangen
Brennt stiller Liebesgruß.

Der Frühling lacht vom Hügel
Sie an im Weitergehn;
Denn ob sie schon nicht sprechen,
Er mag sie doch verstehn.

Drei Knospen auf einem Zweige —
Sieh! vor Dir stehn sie da.

Und ob sie nicht viel sprechen:
Ich. Du verstehst sie ja!

Wittbald,
(nach einer kleinen Pause)

Verschieden ist des Lebens Melodie,
Nicht alle können eine Weise singen:
Verschieden klingen drum auch sie.
Doch wie verschieden sie auch klingen,
In einem Tone doch durchdringen,
In einem Ton vereinigen sie sich,
Und fließen leicht, wie nah gewecke Flammen,
In einer schönen Harmonie zusammen:
Denn herzlich lieben alle, Vater, Dich!
Und wenn ich auch aus meiner Rolle falle,
So fall' ich dennoch in den allgemeinen Ton,
Und sag' es laut, ich liebe Dich wie Alle,
Ja, Wittbald, Dein alter, treuer Sohn!

Sprüche einer Zigeunerin.

Zum Austheilen auf einer Redoute für die Maske einer Zigeunerin.

1820.

Seltſam iſt Propheten-Lied:
Doppelt ſeltſam, was geſchieht.
Und wie ſeltſam jeder hier
Sich zu zeigen iſt bemüht,
Dennoch iſt er, glaube mir,
Ohne Maske für und für
Ein weit ſeltſameres Thier!

Friſch, Waidmann, ſchieß nur unverdroſſen:
Denn haſt Du auch ſchon oft gefehlt,

So hast Du doch schon, recht gezählt,
Wohl manchen tücht'gen Bock geschossen!

Reich ist an Blumen die Flur; doch einige sind nur dem Auge,
Andre dem Herzen nur schön: wähle Dir, Blanker, nun selbst!

Voller Mohn, komm nicht zu nah!
Als ich Dich von ferne sah,
Glaubt' ich, Rosen ständen da; (!)
Doch jetzt seh' ich, daß Du trügst,
Nur von fern die Rose lügst.

Im neuen Jahre Glück und Heil!
Auf Weh' und Wunden gute Salben!

Auf groben Klotz ein grober Keil!
Auf einen Schelmen anderthalben!

Blanke Schwester, mit dem { blonden / braunen } Haare,
Dir verheiß' ich noch in diesem Jahre
Wohl das Beste, was ich kann.
Brauch ich Dir's nun noch zu sagen?
Brauchst ja nur den Reim zu fragen,
Und der Reim spricht: einen ....!

Schone Blum' in Vaters Garten,
Auf was magst du wohl warten?
Ich weiß es wohl, doch sag' ich nichts;
Allein aus deinen Augen sprichts!

Mein altes Kind, zu unsrer Zeit,
Da war es doch viel besser!
Da war die Welt so schön und weit,
Die Lust und Freude lang und breit,
Ja, Birn und Apfel größer.
Jetzt ist das Schlechte gut und recht
Und greift nach jedem Kranze.
Hör' nur, wie ist Musik so schlecht!
Macht nicht mehr Lust zum Tanze;
Sonst schmeckt' ein Butterbrod so gut,
Wie jetzt kaum die Pastete thut;
Ja selbst die Nüsse zu unsrer Zeit
Sie waren viel besser zu knacken!
Drum ist das Beste — sind wir gescheidt, —
Ganz sachte — einzupacken.

Du ſiehſt ſo grämlich drein! Iſt wohl die Frau dran Schuld?
Ja, Freund, dann rath' ich Dir: ergieb Dich in Geduld!
Nicht allen gleich vertheilt der Himmel ſeine Gaben:
Die Frau muß immer Recht, der Mann ſtets Unrecht haben.

„Klingeln hör' ich: es ſind die luſtigen Schlittengeläute.
Wie ſich die Thorheit doch ſelbſt in der Kälte noch rührt!"
Klingeln hörſt Du? Mich deucht, es iſt die eigene Kappe,
Die ſich am Ofen Dir leiſ' um die Ohren bewegt.

Willst lustig leben,
Geh mit zwei Säcken,
Einen zum Geben
Einen, um einzustecken,
Da gleichst Du Prinzen,
Plünderst und beglückst Provinzen.

Thu' nur das Rechte in Deinen Sachen;
Das Andre wird sich von selber machen.

Hast Deine Kastanien zu lange gebraten;
Sie sind Dir alle zu Kohlen gerathen.

Reben trägt der Weinstock,
Hörner trägt der Ziegenbock,
Nachtigall singt nicht immerdar,

Gänſe ſchnattern das ganze Jahr,
Kleine Kinder ſchreien viel,
Große treiben Kinderſpiel,
Schwarz iſt jeder Kappe,
Jeder Narr rühmt ſeine Kappe.
Die Katze die fängt Mäuſe —
Hat jedes ſeine Weiſe!

Berg und Thal kommt nicht zuſammen,
Oel löſcht nicht des Feuers Flammen,
Dreimal drei kann ſtets nur neun,
Stockfiſch nie ein Adler ſeyn,
Und was alt iſt kann auf Erden
Jung doch niemals wieder werden.

Dreimal, dreimal, dreimal drei!
Blanke Schweſter, kommt der Mai,

Bringt er neues Leben wieder,
Neue Nachtigallenlieder,
Manche neue Blume blüht,
Und wer weiß was dann geschieht!

Das Bächlein bergab geschwind,
Kann nicht bei Dir verbleiben,
Die Wolken gehen mit dem Wind,
Wohin der Wind will treiben;
Das muß wohl ihre Art so sein,
Drum, blankes Kind, ergieb Dich drein:
Beständig kann nichts bleiben!

Hörner auf dem Kopfe,
Krallen an den Händen,
Unten Pferdefüße,

Und doch iſt's der Teufel nicht.
Rathe, wem's nicht an Witz gebricht!

Es iſt und iſt auch nicht,
Iſt dunkel und iſt licht,
Iſt ſchlecht und gut und kein's von beiden,
Man ſucht es auf und ſucht's zu meiden,
Es iſt noch weniger als wenig,
Und dennoch war's ſchon mancher König,
'S iſt nirgends und doch überall,
Oft hat's der Arme in dem Topfe,
Doch öfter iſt es noch der Fall,
Daß es der Reiche hat im Kopfe,
Hat's angeſchaut auch keiner noch,
So ſieht es jeder täglich doch,
Und nennſt Du es errathend mir,
So ſchenk' ich es zum Lohne Dir.

Der Schiffbrand.

1820.

Die Sonne ſpiegelt ſich im Meer,
Der Wind haucht leiſen Athem drüber,
Nach Süden zieht von Norden her
Am Himmel leicht Gewölk vorüber,
Und wie die Wolken oben ziehn,
Zieht unten ſtink ein Schiff dahin:
Das Schiff mit Allen, die es faßt,
Das Schiff trägt reiche ſchwere Laſt.

Schwer iſt das Herz, das nothgebeugt
Vom alten Vaterland ſich trennet;
Die Hoffnung, die zum neuen ſteugt,
Die Hoffnung hab' ich reich genennet;
Und ſolcher Herzen trägt es viel,
Das Schiff, zu ſolcher Hoffnung Ziel:

Weit hinten liegt das Vaterland,
Und vorwärts iſt der Blick gewandt.

So ſtehn ſie, Frau'n und Männer dort,
Und leichter will das Herz faſt ſchlagen:
Der friſche Wind hat nach dem Port
Die Hoffnung ſchon vorausgetragen;
Die ſchmückt das unbekannte Land
Weit überm Meer, den fremden Strand
Mit ihren reichſten Farben aus,
Und baut der Lieb' ein neues Haus.

„Glück auf zur heitern Fahrt, Glück auf!
Schaut muthig vorwärts in die Ferne!
Bald winken grüßend eurem Lauf
Der neuen Heimath neue Sterne." — —
Glück auf! — Wer ſprach, hat's gut gemeint!
Gut iſt der Wind, die Sonne ſcheint,
Und fromm zu Willen ſelbſt das Meer; —
Doch anders kommt's von oben her.

„Gut ist der Wind und fromm das Meer, —
Glück auf zur Fahrt!“ — — Weh! weh euch Armen!
Hört ihr den Ruf vom Raume her?
„Horch du! Was ist das? Hab' Erbarmen,
Herr Gott und Vater sieh' uns bei!
Der Ruf erklingt wie Feuerschrei!
Ja, Feuer ruft es unten dort —
Jetzt oben! — Feuer! Schreckenswort!“

Das Wort schlägt ein in jede Brust
Wie Wetterstrahl aus heiterm Himmel;
Des grausen Worts sich nur bewußt,
Stürzt nach der Treppe das Getümmel;
Da wogt schon wie ein Heer zum Kampf
Herauf, heran der schwarze Dampf,
Da streckt aus schwarzem Graus hervor
Die Flamm' ihr roth Panier empor.

Zurück! Nicht Rettung mehr ist hier!
Nach auf dem Fuße ras't das Feuer,

Ein losgelass'nes wildes Thier,
Ein hungrig wüthend Ungeheuer!
Hilf, Gott! jetzt wankt der große Mast!
Jetzt krachend niederstürzt die Last — —
Zertrümmert liegt das große Boot,
Der letzte Retter aus der Noth.

Da bricht dem Härtesten der Muth,
Verzweiflung ringt die bleichen Hände —
Ob Tod im Meer, ob in der Gluth:
Die grause Wahl nur bleibt dem Ende.
„Doch halt! Was zagen, starren wir?
Zwei Boote ja stehn uns noch hier!
Hinab! hinein! Und faßt der Raum
Zum dritten Theil die Menge kaum.

Hier gilt die Kraft, hier gilt das Glück,
Gilts, wer das Leben sich erränge!"
Und vorwärts wogt und wogt zurück

Im Kampf das wüthende Gedränge.
Und manchen trifft schon hier der Tod,
Der bleiche Retter aus der Noth,
Durch Zufalls Hand, durch Bruders Hand:
Ein Richter lebt, dem ist's bekannt.

Und sieh' dort! Mann und Weib, die stumm
Zum Himmel ihre Hände heben!
Zwölf Kinder halten sie ringsum,
Ein blasser Todtenkranz, umgeben.
Zwölf Kinder — — Herr, hast du's gehört,
Was dort das stumme Flehn begehrt?
Gabst du dem Weib den Muth, die Kraft?
Aus starrer Angst emporgerafft.

Sieh', ins Gedränge stürzt sie sich,
Zwei Kinder hoch in ihren Armen:
„Barmherzigkeit! ja nicht für mich,
Nur mit den Kindern habt Erbarmen!"

Das Mutterwerk, es macht ihr Bahn,
Geborgen sieht sie in dem Kahn
Die Kleinen sitzen, und eilt und fasst
Und trägt herüber die neue Last;

Der Vater folgt; das Glück hält Stand;
Die Größern jetzo nach den Kleinen!
Der Schiffherr beut die Retterhand,
Denn er gedenkt daheim der Seinen;
Zwei Kinder nur sind noch zurück,
Da wendet abwärts sich das Glück:
Voll sind die Boote; wild und kalt
Droht neuen Andrang die Gewalt.

„Die zwei" ruft jener, „rett' ich doch!
Schnell gelt sie nur!" — Doch fester klettern
Die zwei sich an die Aeltern noch:
„Mit Euch nur wollen wir uns retten!
Nein, Vater, Mutter, nur mit Dir,

Mit Euch nur leben, sterben wir!“
Die Boote stoßen ab, und schwer
Und langsam rudern sie ins Meer.

Fahrt hin! Fahrt wohl! Preis, Herr, sey dir,
Der sie doch wahret vor grausem Ende!
So ruft die Mutter, und nach ihr
Dort strecken weinend sie die Hände.
Sie hört der Kleinsten banges Schrei'n;
Zu mir, zu Dir, mein Mütterlein! — —
Brich nur in Todeslust und Schmerz,
Du reiches, armes Mutterherz!

Doch schneller wird der Boote Lauf — —
Ein Segel taucht dort aus den Fluthen,
Ein weiß beschwingter Engel, auf!
„Ja, Rettung aus den Todesgluthen
Trägt es den Brüdern noch heran!
Setzt euren letzten Athem dran,

Rasch, rascher schlagt die Ruder drein!
Sie müssen noch gerettet seyn!

Ha, seht, es kommt, es fliegt herbei!
Schon ist es nah' — — Da, horch! im Rücken —
Horch, dumpf und gräßlich war der Schrei! —
Und als sie zitternd rückwärts blicken,
Da sehn sie überm Schiff mit Graun
Den Rauch sich hoch zur Säule baun,
Und gluthroth senken sich zum Meer,
Und jetzt sehn sie das Schiff nicht mehr.

Und unten prasselt's, zischt und braus't,
Wie wenn sich Gluth und Fluth gefunden, —
Jetzt hoch empor die Flamme saus't,
Und jetzt im Nu ist sie verschwunden —
Da wird es Stille rings umher,
In weiten Kreisen bebt das Meer,
Die schwarze Säule steht allein, —
Hoch überm Grab der Leichenstein.

Und jetzt iſt auch das Fahrzeug nah',
Im Flug zur Rettung iſt's gekommen —
Schon hat es hülfreich alle da
Die bleichen Schiffer aufgenommen,
Und nach der ſchwarzen Säule dort
Geht es im raſchen Laufe fort,
Und Furcht und Hoffnung lebt und ſtarrt,
Was hinterm Vorhang auf ſie harrt.

Da rollt der Wind ihn in die Höh' —
Jetzt — jetzt! — das Schiff, es iſt verſchwunden!
Ein heitrer Spiegel ruht die See,
Und keine Spur mehr wird gefunden.
Wohl kreuzt das Fahrzeug auf und ab,
Umſonſt! Verſchloſſen bleibt das Grab.
Des nimmerſatten Abgrunds Schoos
Läßt ſeine Beute nicht mehr los.

Die reichen Hoffnungen ſie ruhn
Begraben dort mit Schiff und Habe,

Leicht sind die schweren Herzen nun:
Auch Schuld und Kummer liegt im Grabe.
Aus Jrd'schem waren sie gezeugt,
Und alles Jrdische verleugt.
Die Lieb' allein in deiner Brust,
Du Aelternpaar, das sich mit Lust,

Mit Todeslust dem Tode weiht,
Auf daß die Kinder nur ihm leben,
Sie wird sich über Erd' und Zeit
Aus dunkelm Abgrunds Schoos erheben.
Sie kam von Gott, sie geht zu Gott,
Die ew'ge Liebe selbst ist Gott,
Und — Herz, laß keinem Zweifel Raum! —
Und Wiedersehn, es ist kein Traum.

Lebensansichten.

1820.

I.

Die Amazone.

Auf Wildes Spur das Feld durchstreifen
Früh, wenn es blanke Perlen thaut,
Frei über Berg' und Thäler schweifen,
So weit der Himmel dämmernd blaut;

Im Abendroth halb träumend lauschen,
Was Waldes Stimme zu mir spricht;
Sinkend sehn an Stromes Rauschen,
Der donnernd durch die Felsen bricht;

Strom, Wald und Berge als Gespielen,
Und leise Ahnung in der Brust,
Selbst fernen Himmel nah mir fühlen,
Das nenn' ich Leben, nenn' ich Lust!

II.

Die Städterin.

Glück entblüht nicht öden Haiden:
Stumm und todt ist die Natur.
Frisches Leben, wahre Freuden
Giebt die große Stadt dir nur.

Sieh' die Reihen der Paläste, —
Häuserwälder, steinern Meer!
Wo, als wie zum ew'gen Feste,
Zahlles Volk wogt hin und her!

Sieh' die Assembleen und Bälle,
Und der Oper Zauberei!
In der Nacht des Tages Helle,
Und die Lust beständig neu!

Was des Menschen Witz erfunden,
Erd- und Meeresschooß entwunden,
Gold und Perlen, Seid' und Kanten,
Und die Gluth der Diamanten.

Giebt sich dir zum Schmucke hin,
Und erlauschend deine Mienen,
Stehn die Männer, dir zu dienen,
Und du bist die Königin!

III.

Die Zärtliche.

Sahst du nie den Himmel sich
Spiegeln in des Sees Tiefe,
Wähntest, als ob liebend dich
Drunten eine Stimme riefe?
Und du fühltest dich gezogen
Nach der Tiefe blauen Wogen?

Als sein Auge zu mir sprach,
Sah' ich drin den Himmel offen,
Und nun zieht mein Sehnen, Hoffen
Ewig diesem Himmel nach!

IV.

Die Erfahrne.

Als ich neulich mich ergangen
In des Abends kühlem Duft,
Sah' ich fern auf Bergen prangen
Hoch ein Schloß in blauer Luft.

Golden strebten seine Zinnen
In des Aethers ew'ges Blau,
Und, der mächt'gen Zeit Beginnen
Kühn verspottend, stand der Bau.

Hinwärts trieb mich das Verlangen;
Glück und Frieden hoffe ich dort:
Ach da kam der Wind gegangen,
Wehte Schlaf und Glück mir fort!

Luft in Luft war es verflogen!
Und noch sann ich mir's nicht klar:
Ob's erbaut aus Wolkenwogen
Oder Männerliebe war.

V.

Die Häusliche.

Ich weiß wohl einen Apfelbaum,
Der streckt die dunkellaub'gen Aeste
Rings abwärts bis zur Erde Saum,
Und läßt im grünen Zelte Raum
Für mich und Mann und Kind als Gäste.

Da sitz' ich froh, vor Sonnenbrand
Geschirmt, vor Sturm und Ungewitter;
Mein Glück erfass' ich mit der Hand,
Und schau' ins ferne, fremde Land,
Nur durch der Zweige dichtes Gitter.

Die Biene summt im grünen Dach,
Das Heimchen läßt sein Lied erschallen,
Der Frühling küßt das süße Ach

Der Nachtigall im Wipfel wach,
Und läßt auch Blüthen auf mich fallen.

Da horch' ich manchmal, hab' ich Zeit,
Und fallen Blüthen mir herunter;
Dann, wenn mich Farb' und Duft erfreut,
Leg' ich getrocknet sie bei Seit':
Man braucht im Haus sie wohl mitunter.

Und wenn im Thau der Abend fällt,
Und Sternlein durch die Zweige schauen,
Dann denk' ich: Auch in jener Welt
Wird Gottes Liebe wohl solch Zelt
Dir und den Deinen wieder bauen!

An Caroline Bardua in Berlin.

Am 11. November 1822.

Du willst, ich soll mich mit Gedichten plagen?
Und wird das Sprechen mir in Prosa schon so schwer!
Bedenke doch: die Nachtigallen schlagen
Auf herbstlich kahler Flur nicht mehr!
Die schöne Zeit ist längst zu Grab getragen,
Wo einst in meines Sommers besten Tagen,
Mein Garten auch voll Liederblumen stand.
Jetzt ist der Garten leer, und statt der Blumen ragen
Kaum ein Paar Ständchen Blumenkohl noch aus dem Sand! —
Doch soll ich blos in Reimen Dir es sagen,
Was ich heut früh für Dich in meinem Herzen fand.
Die treu'ste Freundschaft, wie ich, selbst in wärmern Tagen,

Sie jemals für ein Menſchenkind empfand,
Den inn'gen Wunſch — — allein wozu mich länger plagen?
Wie ich es meine, iſt Dir doch wohl längſt bekannt!
Mit Reimen, wie Du ſiehſt, kann ich's auch wohl noch wagen,
Sind ſie auch eben nicht ſehr ſüß und feingewandt.
Die Süßigkeiten laß Dir heut nur Andre ſagen:
Ich habe davon nie erklecklichen Beſtand.
Das muß' ich eben ſelbſt dem guten Jeſty *) klagen,
Der ging mit Rath und That, wie beifolgt, mir zu Hand.

*) Der berühmteſte Cantor in Berlin.

In

Wilhelmine Bardua's Stammbuch.

1822.

Allemanniſch.

Der Winter iſch bei mer eingekehrt,
Im Herze iſch er mer g'ſeſſe. — —
Do han i emol a Nachtigall ghört,
Selb han i nit vergeſſe,
Und hob geſchaut e Blümeli,
I mein ſ' war a weiß Röſely,
Und hob gmeint: Potz Tauſi, jo,
Iſch wul der Frülig wieder do!
De Frülig alder, wegerli!
De Frülig iſch's wul nit gſi!
Alder hat er debbe kurze Wyl

— Da weiſch er raſtet numme viel —
I' ſtübete bei mer g'ſeſſe? —
I weiſch nit recht, wie ſels iſch cho,
Denn d' Winter ſitzt noch immer do.
Eis aber weiß i ſicherli,
Du Wünderwitz itzt ſag ichs Di:
De Nachtigall und das Röſely
I will ſe nümme vergeſſe.

Prolog

zur Aufführung des kleinen Freiſchütz zu Neuhaus.

Den 20. December 1823. *)

Ihr hochverehrten Herr'n und Frauen,
Die hier verſammelt, unſer Spiel zu ſchauen,

*) Howald hatte ſeinen Geburtstag außer ſeinem Hauſe auf einer Geſchäftsreiſe zubringen müſſen; ſeine Gattin beſchloß dies Feſt ſpäter zu feiern, und entwarf mit Hülfe mehrerer Freunde, beſonders unter Conteſſa's Mitwirkung den Plan, durch ihre Kinder ſelbſt den kleinen Freiſchützen aufführen zu laſſen, den Hr Moritz Thieme aus dem großen Freiſchützen für Kinder bearbeitet und Howalds Kindern gewidmet hatte. Mit großer Liebe und Sorge wurde der Plan ausgedacht, und die Rollen theils von den Kindern, theils von den Freunden ſelbſt übernommen. Das kleine, allerliebſte [illegible] hatte Conteſſa gemalt, und der Prolog, den Con[illegible] dichtet, wurde von Howalds zweitem Sohne, Ern[illegible] beinahe zwölfjährigen Knaben, geſprochen.

Ich bin als Prologus herausgesandt,
Um Euch ergebenst anzusagen,
Fürs erste, was wir Euch zu bringen wagen,
Und dann, warum wir, ungeübt und ungewandt,
Gar hölzern noch an Fuß und Hand und Worten,
Kurz, Stümper in der Kunst, trotz Beinhof *) und Consorten,
— Von Weisen **) sprech' ich nur, die Mütze in der Hand! —
Warum wir doch versucht, solch schweres Spiel zu spielen.
Nun erstlich unser Stück — wem wär' es nicht bekannt!

*) Hr. v. Beinhof war Director einer herumziehenden Schauspielergesellschaft, die sich damals in einem höchst traurigen Zustande befand.

**) Weise, ebenfalls Director einer herumziehenden Schauspielergesellschaft, welche doch für die bei weitem beste in der [illegible] in einem gewissen Rufe stand.

Der Freiſchütz, er wird heut nach Eurem Beifall zielen.
Der große freilich nicht, nach dem in Wien, Berlin,
Wie in Krähwinkel, und, will's Gott, auch bald in Lübben, *)
Die Leute wie zur Zeit der Völkerwandrung ziehn;
Ein kleiner Freiſchütz nur, aus jenes großen Rippen,
Aus dem von Kind, für Kinder fein aptirt,
Auch in Dolphini usum kaſtigirt;
Verfaßt von, ohne mich deßhalb zu rühmen,
Verfaßt von meinem Freunde Moritz Thiemen.
Doch fehlts an löblichem Spektakel uns nicht ganz,
An Donner nicht und Blitz, nicht an Geſang und Tanz;
Damit iſt heut zu Tag' ein gutes Stück ja fertig
Auch iſt, doch ohne Pferdefuß und Schwanz,
Sogar der Gott ſey bei uns! gegenw'

*) Von Neuhaus nur eine viertel St

Allein, erſchreckt nur nicht! 's iſt ein manierlich Thier,
Iſt nur incognito, als Vogelſteller, hier,
Und der ihn ſpielt, der hat nun vollends gar vom Teufel,
Scheint mir, faſt weiter nichts, als manchmal viele Zweifel — *)
Und wenn Ihr zweitens nun nach dem Warum mich fragt,
Warum wir Stümper uns heut auf die Bühne wagen,
So laßt zur Antwort mich Euch wieder fragen:
Habt Ihr denn nicht geſehn, wenn neu der Frühling tagt,
Der Himmel ſchaut ſo mild aus blauen Augen nieder —

*) Die Rolle des Samiel, welcher hier in der Perſon eines alten geheimnißvollen Vogelſtellers auftritt, wurde von Conteſſa ſelbſt ganz vortrefflich geſpielt.

Man ſ s ihm an, er hat die kleine Erde lieb —
Habt Ihr denn nicht geſehn, dann regt mit mächt'gem Trieb
Es ſich in Wald und Fluren wieder;
Mit Blumen ſchmückt ſich dann die Erde dankbar aus;
Zugleich ſchlüpft auch manch Unkraut aus dem Haus,
Und macht ſich luſtig breit, allein demſelben Triebe
Folgt Blum' und Unkraut nur — der Liebe.

So hat die Liebe, Vater, auch zu Dir,
An Deiner Liebe ſich entzündend,
Die reinſte Freud' an Deiner Freude findend,
Ein kleines Unkraut auch erzeugt: das folgt nun hier.
Wir wollten Dir es zum Geburtstag bringen,
Die Freunde halfen froh, ſie lieben Dich wie wir,
Doch unſerm Wunſch entzog das Schickſal das Gelingen.
Du mußteſt fern von uns an jenem Tage ſein.

So bringen wir's denn heute hinterdrein.
Es ist nun einmal Allen Alles nicht beschieden.
So möge wenigstens der Wille Dich erfreun! —
Das Klatschen ist erlaubt, das Pochen wird vermieden.

Getreue Darlegung
des Bühnen-Zustandes
in dem
neuentstandenen Heilbade zu Z.
von dem
hierzu eigens berufenen Dramaturgen
C. W. Contessa.

1824.

Von einer Wohllöblichen Commission aufgefordert, über das in der neuen Badeanstalt zu Z. etablirte Nationaltheater zu berichten, haben wir nicht verfehlt, uns am 4. August in Z. einzustellen, das kürzlich errichtete Schauspielhaus sowohl, als den in demselben spielenden Künstlerverein in aufmerksamen und

genauen Augenschein zu nehmen, und unterlegen jetzt die nachfolgenden Bemerkungen und unvorgreiflichen Meinungen einer Wohllöblichen Commission in Ergebenheit.

Jedoch müssen wir dabei entschuldigend anmerken, daß durch die Kürze der Zeit auch nur eine sehr kurze und skizzenhafte Behandlung des Gegenstandes bedingt worden ist; erlauben uns aber hinzuzufügen, daß der hohen Wichtigkeit der Materie gemäß eine ausführlichere und systematische Bearbeitung derselben noch im Lauf dieses Jahres in zwei Bänden 8. bei Fr. Fleischer in Leipzig erscheinen wird. Eine treue Abbildung des Schauspielhauses und der neuen Weise wird als Titelkupfer das Werk schmücken; auch werden noch mehrere Zeichnungen in Steindruck zur Erläuterung verschiedener Gegenstände beigefügt werden.

Es ist eine schon öfter ausgesprochene Bemerkung, daß sich dem aufmerksamen Forscher in der Geschichte aller menschlichen Dinge ein Kreislauf augenfällig zu machen scheint — (wir möchten vielleicht lieber statt des Kreises das Bild der Spirallinie wählen, wodurch die Idee eines allgemeinen Fortschreitens des Menschengeschlechts nicht ausgeschlossen wird) — und am allermeisten, dünkt uns, giebt diese Kreisbewegung sich in der Geschichte der Kunst zu Tage. Ohne ältere Beispiele aufzusuchen, die jedem Kenner der Geschichte auf der Hand liegen, wollen wir hier nur gedenken, daß in einem Zweige der Kunst, in der Malerei, unsere Zeit selbst Zeugin eines höchst merkwürdigen Wendepunkts im Gange derselben geworden ist, wie sich dies im Zurückstreben der neuern deutschen Maler zur strengen sogenannten Einfalt und Wahrheit der alten vorraphaelischen Kunst deutlich darstellt. In einem andern Zweige, wir meinen:

in der dramatischen Kunst, scheint sich ein solcher Wendepunkt gleichfalls vorzubereiten.

Denn wenn wir erstlich unsern Blick der eigentlichen Schauspielkunst zuwenden, so zeigt sich jedem, der nur einigermaßen neben dem Heute auch mit dem Gestern vertraut ist, sogleich ein bedeutender Unterschied, und zwar keineswegs zum Vortheil des Heute. Anstatt des ernsten Strebens nach Wahrheit, Natur- und Charakterzeichnung, die wir nun einmal für die drei Stützsäulen der deutschen dramatischen Kunst halten, finden wir im Allgemeinen nur ein Streben nach leerer Deklamation, ein Haschen nach frivolen Knalleffekten, auf der einen Seite Gemeinheit der Bewegungen und des Anstandes, auf der andern steifen, kalten Attitüdenprunk, mit einem Worte, sichtliches Hinneigen zur frechsten Unnatur, Unwahrheit und Manier, und jeder, der es mit dem Theater redlich meint, muß nur wünschen, daß jenes

Streben bald seinen Zweck und sein Maximum erreiche, damit dann, nach dem oben berührten Kreislauf der Dinge, an der Stelle desselben Einfalt, Wahrheit und Natur wieder ihren Platz einnehmen mögen.

Ein ganz ähnlicher Wunsch ergreift uns, wenn wir jetzt zweitens zur dramatischen Dichtkunst übergehen. Es würde hier zu weit führen, wenn wir aller bedenklichen Anzeichen und Erscheinungen unserer Zeit gedenken wollten, allein der rhetorische Firniß der Diktion anstatt der wahren Sprache der Leidenschaft; die fleischlosen Schatten, die uns für kräftig gezeichnete Charaktere gegeben werden; die lyrische Tendenz, die überall das dramatische Leben zu Boden drükt, dies alles deutet allein schon, auf dem flüchtigsten Blik, den Verfall an; gar nicht zu gedenken, welch böses Zeichen das Umsichgreifen und Ueberhandnehmen der Kritik darstellt, das überall,

wo es erscheint, die Abnahme des poetischen Vermögens einer Zeit verkündigt. Ubi docti prodierunt, boni desunt, hat schon Seneka gesagt.

Und richten wir nun endlich drittens unsere Aufmerksamkeit auf die Beschaffenheit des eigentlichen Schauplatzes, der Bühne selbst, so ergreift uns Erstaunen und Unwillen zugleich; denn das Außerwesentliche ist zum Wesentlichen, das Beiwerk zur Hauptsache, der Knecht zum Herrn geworden. Dekorationen und Garderobe, eigentlich nur bestimmt, die Wirkung eines guten Schauspiels bescheiden zu unterstützen, haben sich, vom ausschweifenden Luxus gehegt und gepflegt, aufs ungebührlichste hervorgedrängt; das verwöhnte Publikum sieht sie schon als ein Haupterforderniß einer guten theatralischen Darstellung an, und die Macht und Würde des Worts sinkt täglich tiefer, und muß, wenn jener Luxus noch höher steigt, auch Ballet und Oper auf Kosten des

rezitirenden Schauspiels immer weiter um sich greifen, und diesem den Athem verdämmen, am Ende unfehlbar ganz zu Grunde gehn. Nur in der baldigsten Rückkehr zur strengsten Einfachheit, nur in der möglichsten Annäherung zur Natur liegt Rettung sowohl in diesem Falle, als für die dramatische Kunst überhaupt.

Und darum fry uns hochgegrüßet, du, o X! Morgenroth eines neuen, schönern Tages, der heranbricht, Punctum saliens eines herrlichern Lebens, das sich gestaltet für die dramatische Kunst: En, ecce! Accurrite, adspicite, et nobiscum gaudete ac jubilate! Kommt herbei, ihr alle, die ihr die Kunst liebt! hier sind eure stillen Wünsche bereits verwirklicht! Hier steht der Tempel der Thalia und Melpomene, wo reine Opfer brennen! Von hier aus wird, wenn wir so sagen dürfen, die neue Kirchen- oder Tempel a g e n d e sich über Deutschland verbreiten und

einen geläuterten, heiligeren Cultus der Göttinnen entzünden! Seht, wie der Tempel dasteht in rührender Einfalt; bescheidene, wenn auch ungehobelte, Breter seine Wände, der Himmel und romantische Kiefernzacken sein Dach! In diesen heiligen Hallen kennt man den Luxus nicht, und ist die Kunst gefallen, führt Schultheiß *) sie zur Pflicht!

Ja, Schultheiß heißt der Würdige, der an der Spitze dieses Künstlervereins steht, und dieses wahre National- und so Gott will auch bald Normaltheater der Deutschen leitet. Er wird das schwere Werk vollbringen, zu dem er ausersehen worden, und besonders durch strenge Diät die Kunst, (im Nothfall auch die Künstler) aus ihrem jetzigen Zustande der Asthenie und Ueberreizung zur frischen Kraft und Gesundheit zurückführen.

*) Name des Schauspieldirectors.

Wieder zu unserm neuen Tempel zurückzukehren, so bemerken wir davon vor allen Dingen, daß eigentlich wenig zu bemerken ist, eben wegen der großen Einfachheit seiner Construktion. Das Viereck, als das Bild des Einfachen und Beständigen, ist die Grundform des Baues, und der dorische Styl, eben wieder als der einfachste, spricht sich im Ganzen aus. Von einfachen Bretern sind die Wände aufgerichtet; einige Sparren, unter einem Winkel von etwa 30° gegeneinander geneigt und mit Kiefernzacken leicht bedeckt, bilden das einfache Dach, und bezeichnen an der Vorderseite des Gebäudes die Umrisse eines Frontons, der zwar für jetzt noch unausgefüllt ist, künftig aber durch Basreliefs verziert werden soll.

Die innere Einrichtung des Hauses entspricht ganz dem Aeußern, und es ist gleich von vorn herein die Möglichkeit abgeschnitten, jemals durch Dekorationenprunk, große Aufzüge und dergleichen der Schau-

und Sinnenluſt des Publikums Vorſchub zu leiſten. Einer beſondern ſinnreichen Vorrichtung müſſen wir aber noch mit einigen Worten gedenken. Da nämlich der größere Theil der Zuſchauer hier aus den Badegäſten, alſo Kranken beſteht, die kurenteſten Uebel unſerer Zeit aber Rermatiſmen, Gliederreißen, Gicht u. ſ. w. ſind, ſo findet man hier zwiſchen den Bretern, welche die Seitenwände bilden, bedeutende Zwiſchenräume gelaſſen, und es iſt dadurch ein fortwährender Zugwind erzielt worden. Da nun dieſer bekanntlich die eben erwähnten oder ähnlichen Uebel erzeugt, ſo hat man alſo hier menſchenfreundlich und ſinnreich zugleich, den Verſuch eingeleitet, dieſe Uebel brevi manu nach der neuſten homöopatiſchen Methode zu heilen, und das hieſige Theater verdient auch in dieſem Sinne den Namen eines Geſundheitstheaters. Auch ſoll ſich der Verſuch ſchon bei mehrern Leidenden ſehr wirkſam gezeigt haben.

Aus dieſer flüchtigen Skizze bereits iſt die Ange-

messenheit des Gebäudes zu Erreichung des beabsichtigten Zwecks zu erkennen. Allein es müßte uns alles trügen, wenn den Zimmerleuten bei der Erbauung desselben nicht die Idee einer Annäherung an das antike Theater der Griechen und Römer vor dem schaffenden Geiste geschwebt hätte. Die Aehnlichkeit liegt auf der Hand. Hier wie dort bei den Griechen wird bei hellem Tageslicht, nicht bei dem Qualm die Luft verpestender Lampen gespielt; hier wie dort, sub jove, unter dem Dach des freien Himmels! (Wollte uns jemand vielleicht hier einwenden, daß ja dieser letztere durch das oben erwähnte Dach aus Kiefernzweigen verdeckt werde, so erwiedern wir erstlich, daß diese Zweige mehr das Dach symbolisch andeuten zu sollen scheinen, als wirklich darstellen, indem sie nur sehr sparsam vertheilt sind, und so den Augen des Himmels überall hinlänglicher Raum gelassen ist, auf das Treiben seiner Kinder liebevoll herabzuschauen; und erinnern dann zweitens, daß in

der spätern Zeit der Römer oft über das ganze Theater hinweg ein ungeheurer Teppich gezogen wurde, zum Schutze gegen Sonnenbrand und Regen, an welchen Teppich unsere Kiefernzweige nur erinnern würden. Der Cothurn, der in den gewaltigen Räumen der antiken Theater dazu diente, die Gestalt des Schauspielers zu vergrößern, ist hier bei dem beschränkten Raume vor der Hand nicht nöthig. Eben dies gilt von der stimmeverstärkenden Maske. Auch sind die meisten der hiesigen Künstler von der Natur mit einer besondern Kraft der Lunge begabt; denn ihre Stimmen werden oft während der Vorstellung von Spatziergängern auf den umliegenden Bergen vernommen. Den Chor aber wird der hocherleuchtete Director dieses Gesundheitstheaters gewiß recht bald nach dem Vorgange Schillers auch hier einzuführen suchen; ja wir wollen bekennen, daß wir, von dem Gedanken an die Wiederherstellung des antiken Schauspiels erwärmt und begeistert, oft in den

durch die oben erwähnten Spalten der Seitenwände durchguckenden Nasen und Augen draußenstehender Zuschauer, (Exoteriker) schon den eben in der Geburt stehenden Chor zu erblicken geglaubt haben, wobei wir nicht verfehlen, daß zuweilen die seltsamen Formen der durchguckenden Theile uns ungewiß machten, ob es eine Kopf- oder eine entgegengesetzte Geburt geben werde. — Die zum Chor erforderlichen ubicenes werden sich aus den Musikern der nahen Stadt leicht bilden lassen. Wenn diesen besonders auf einige Zeit der kostenfreie Gebrauch der hiesigen Bäder verwilligt wird, um ihnen die Unreinigkeiten aus dem Leibe zu treiben, die, wie sie bei andern Menschen in Pusteln, Flechten und Geschwüren auf der Haut, bei diesen Leuten in Tönen ausschlagen, so werden sie treffliche Subjekte liefern.

Jetzt nach dieser kurzen Beschreibung des neuen Tempels der Thalia und Melpomene, bliebe uns noch

einiges über die Priester desselben zu sagen übrig: allein von Raum und Zeit bedrängt und beengt, müssen wir, obwohl ungern, für den Augenblick darauf verzichten, und können nur im Allgemeinen die Versicherung von uns stellen, daß die Priester ganz dem Tempel entsprechen und seiner werth und würdig sind. Eine ausführliche Auseinandersetzung ihres Spiels wird man in dem Eingangs erwähnten Werke finden, welches ich über das Theater in X. herauszugeben denke.

Und so sey mir denn zum Schluß nochmals gegrüßt, und Heil sey dir zugerufen, o X, Morgenroth eines neuen schönen Tages, der für die Schauspielkunst, ja wohl für das ganze gesellschaftliche Leben selbst heranbricht! Denn in welcher heiligen Wechselwirkung Leben und Kunst zu einander stehen, brauche ich keinem Eingeweihten auseinander zu setzen. Wie weit aber, und zu welchen herrlichen

Resultaten eine Verbesserung oder Regeneration der letztern auch in dem erstern führen könne, läßt sich nicht vorausberechnen, sondern nur freudig und mit hochschlagendem Herzen ahnen und hoffen.